

Princeton University Library



32101 064062142



2912

49

v. 9

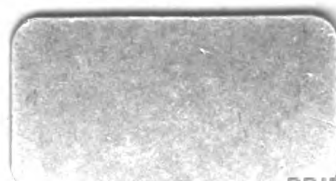


Library of



Princeton University.

60

























# INTERNATIONALE MONATSSCHRIFT FÜR WISSENSCHAFT, KUNST UND TECHNIK

BEGRÜNDET VON FRIEDRICH ALTHOFF  
HERAUSGEGEBEN VON MAX CORNICELIUS

BAND IX · 1915



UNIVERSITY  
LIBRARY  
PRINCETON, N. J.

DRUCK UND VERLAG B.G. TEUBNER IN LEIPZIG UND BERLIN

VT1234567  
YRABLI  
L.A. NOT30M19

ALLE RECHTE, EINSCHLIESSLICH DES ÜBERSETZUNGSRECHTS, VORBEHALTEN.

# INHALTSVERZEICHNIS.

## I. Mitarbeiter.

Spalte	Spalte
Anton, G. K., ord. Univ.-Prof. Dr., Jena, Frankreichs koloniale Entwicklung unter der dritten Republik . . . 1115	Clemen, Paul, ord. Univ.-Prof. Geh. Regierungsrat Dr., Bonn, Unser Schutz der Kunstdenkmäler im Kriege . . . 303
Bahn, Karl, Generalmajor a. D., Auerbach (Hessen), Entwicklung der deutschen Artillerie in den letzten Jahrzehnten 401	Cohn, Gustav, ord. Univ.-Prof. Geh. Regierungsrat Dr., Göttingen, Die deutsche Staatswissenschaft und der Krieg . . . 1049
—, Die Steilfeuergeschütze der Belagerungsartillerie . . . 1007	Deißmann, Adolf, ord. Univ.-Prof. Dr. theol., Berlin, Die deutsche Erweckung . . . 115
Becker, C. H., ord. Univ.-Prof. Dr., Bonn, Deutschland und der heilige Krieg 631	Dibelius, Wilhelm, Prof. Dr., Direktor des Seminars für englische Sprache und Kultur, Hamburg, Englands indische Gefahr . . . 603
—, — Schlußwort . . . 1033	Diels, Hermann, ord. Univ.-Prof., ständiger Sekretar der Kgl. preussischen Akademie der Wissenschaften, Geh. Oberregierungsrat Dr. theol. et phil., Berlin, Eine Katastrophe der internationalen Wissenschaft . . . 127
Bellet, s. Guyot	Drygalski, Erich von, ord. Univ.-Prof. Dr., München, Die deutschen Grenzen und unser Recht in dem Kriege . . . 139
Below, Georg von, ord. Univ.-Prof. Geh. Hofrat Dr. jur. et phil., Freiburg i. B., Das deutsche Heerwesen in alter und neuer Zeit . . . 329	—, Die geographischen Grundlagen des Deutschen Reichs . . . 941
—, Die deutsche Geschichtschreibung von den Befreiungskriegen bis zu unseren Tagen. Geschichte und Kulturgeschichte. 1177. 1323. 1433	Eucken, Rudolf, ord. Univ.-Prof. Geh. Regierungsrat Dr. theol. et phil., Jena, Deutschfeindliche Gelehrte und Schriftsteller . . . 71
Bode, Wilhelm von, Generaldirektor der Kgl. Museen, Wirkl. Geh. Rat Dr., Berlin, Die deutsche Kunstwissenschaft und der Krieg . . . 97	—, Der Zwiespalt der Kulturen . . . 483
Brentano, Lujo, ord. Univ.-Prof. Geh. Hofrat Dr. jur. et phil., München, Deutschland und seine Gegner, insbesondere England. . . . 145	Feine, Paul, ord. Univ.-Prof. Geh. Konsistorialrat Dr. theol. et phil., Halle a. S., Nation, Kultur, Religion . . . 361
—, Briefwechsel mit den Herren Guyot und Bellet . . . 265	—, Die englische Religiosität . . . 663
Brie, Friedrich, ord. Univ.-Prof. Dr., Freiburg i. B., Irland, Deutschland und der Krieg 425	Fischer, P. D., Wirkl. Geh. Rat Dr., Berlin, Der Krieg und die internationalen Verkehrseinrichtungen . . . 219
Brinkmann, Carl, Privatdozent a. d. Univ., Dr., Freiburg i. B., Krieg und Wirtschaft in der Geschichte . . . 1399	—, Die italienischen Kolonien . . . 811
Brückner, Alexander, ord. Univ.-Prof. Dr., Berlin, Der Krieg und die Slawen. 291. 1527	Fuchs, Karl, Dr., München, Kriegswissenschaftliches im Deutschen Museum in München . . . 1041
—, Ruthenen und Kleinrussen . . . 715	Gercke, Alfred, ord. Univ.-Prof. Geh. Regierungsrat Dr., Breslau, Altgriechische Kriegslyrik . . . 1347
†Brunner, Heinrich, ord. Univ.-Prof. Wirkl. Geh. Rat Dr. jur. et phil., Berlin, Offener Brief an die Fachgenossen 175	Gierke, Otto von, ord. Univ.-Prof. Geh. Justizrat Dr. theol. et jur., Berlin, a*
Chamberlain, Houston Stewart, Bayreuth, Deutsche Friedensliebe . . . 45	

	Spalte		Spalte
Deutsches Recht und deutsche Kraft . . . . .	161	Kammerer, Otto, ord. Prof. a. d. Techn. Hochschule, Charlottenburg, Deutsche Technik im Jahre 1914 . . . . .	453
Gunkel, Hermann, ord. Univ.-Prof. Dr. theol. et phil., Gießen, Kriegsfrömmigkeit im Alten Testament . . . . .	723	Kaufmann, Georg, ord. Univ.-Prof. Geh. Regierungsrat Dr., Breslau, England und der Krieg . . . . .	257
Guyot, Yves, rédacteur en chef du Journal des Économistes; Bellet, Daniel, professeur à l'École des sciences politiques et à l'École des Hautes Études commerciales, Paris, Briefwechsel mit Herrn Lujo Brentano . . . . .	265	—, Fürst Bülow über die deutsche Politik in den ersten 25 Jahren Kaiser Wilhelms II. . . . .	511
Harnack, Adolf von, ord. Univ.-Prof. und Generaldirektor der Kgl. Bibliothek, Mitglied der Kgl. preußischen Akademie der Wissenschaften, Wirkl. Geh. Rat Dr. theol., jur., med., phil., Berlin, Rede zur „Deutsch-amerikanischen Sympathiekundgebung“. Erwiderung aus England. Replik . . . . .	6	Kerschensteiner, Georg, Schulrat, Oberstudienrat Dr., Mitglied des Reichstages, München, Krieg und Erziehung . . . . .	1149
Hashagen, Justus, Privatdozent a. d. Univ., Dr., Bonn, Der Einfluß des Tripoliskrieges auf die internationale Stellung Italiens . . . . .	621	Kretzschmar, Hermann, ord. Univ.-Prof., Direktor der Kgl. akad. Hochschule für Musik, Geh. Regierungsrat Dr., Berlin, Der Krieg und die deutsche Musik . . . . .	231
—, Zur Jahrhundertfeier der deutschen Burschenschaft . . . . .	1295	Kreuzkam, Dr., Berlin-Wilmersdorf, Wirtschaftsverhältnisse und Wirtschaftsbeziehungen Indiens, insbesondere zu England u. Deutschland . . . . .	525
† Heigel, Karl Theodor von, Präsident der Kgl. bayr. Akademie der Wissenschaften, Eine Auflehnung Europas gegen England vor hundert Jahren . . . . .	561	—, Wirtschafts- und Verkehrsverhältnisse Persiens . . . . .	781
Heiß, Hanns, ord. Prof. a. d. Techn. Hochschule, Dr., Dresden, Der Revanchegedanke in der französischen Literatur . . . . .	865	—, Wirtschaftsverhältnisse und Wirtschaftsbeziehungen Griechenlands, insbesondere zu Deutschland . . . . .	1298
Hintze, Otto, ord. Univ.-Prof., Mitglied der Kgl. preuß. Akad. der Wissenschaften, Geh. Regierungsrat Dr., Berlin, Deutschland, der Krieg und die Völkergemeinschaft . . . . .	27	—, Wirtschafts- und Verkehrsverhältnisse der Schweiz . . . . .	1557
—, Unser Militarismus. Ein Wort an Amerika . . . . .	209	Kühnel, Ernst, Assistent am Kaiser-Friedrich-Museum, Dr., Berlin, Die islamische Kunstforschung der letzten Jahre . . . . .	1423
—, Bismarck, die deutsche Politik und der Krieg . . . . .	793	Kuttner, Max, Prof. a. d. Kgl. Augustaschule, Dr., Berlin, Die Umkehr eines Philosophen . . . . .	1271
—, Das Phantom des Pangermanismus in Amerika . . . . .	1213	Leonhard, Rudolf, ord. Univ.-Prof. Geh. Justizrat Dr. jur., Breslau, Weltkrieg und Weltrecht . . . . .	75
His, Wilhelm, ord. Univ.-Prof. Geh. Medizinalrat Dr. med., Berlin, Notwehr . . . . .	373	Liszt, Franz von, ord. Univ.-Prof. Geh. Justizrat Dr. jur., Berlin, Das deutsche Volk und der Krieg . . . . .	59
Historiker der Universität Bonn . . . . .	79	Littmann, Enno, ord. Univ.-Prof. Dr., Göttingen, Der Krieg u. der islamische Orient . . . . .	281
Kaftan, Julius, ord. Univ.-Prof. Oberkonsistorialrat Dr. theol. et phil., Berlin, Wider England! . . . . .	133	Loofs, Friedrich, ord. Univ.-Prof. Geh. Konsistorialrat Dr. theol. et phil., Erinnerungen und Fragen . . . . .	63
		Marcks, Erich, ord. Univ.-Prof. Geh. Hofrat Dr., München, Neue Horizonte . . . . .	409
		Meinecke, Friedrich, ord. Univ.-Prof., Mitglied der Kgl. preußischen Akademie der Wissenschaften, Geh. Regierungsrat Dr., Berlin, . . . . .	



	Spalte		Spalte
Politische Kultur und öffentliche Meinung. Ein Beitrag zur Vorgeschichte der englischen Kriegserklärung . . . . .	843	Sarrazin, Gregor, ord. Univ.-Prof. Dr., Breslau, Der Imperialismus in der neueren englischen Literatur . . . . .	1075
Meinertz, Max, ord. Univ.-Prof. Dr. theol., Münster i. W., Mémorise iuvat. Strauß und Renan 1870. . . . .	317	Schäfer, Dietrich, ord. Univ.-Prof., Mitglied der Kgl. preuß. Akademie der Wissenschaften, Geh. Rat Dr., Berlin, Unser Volk und der Krieg. . . . .	91
Mirbt, Carl, ord. Univ.-Prof. Geh. Konsistorialrat Dr. theol., Göttingen, Das Auslandsdeutschum und die christlichen Missionen im gegenwärtigen Weltkrieg . . . . .	377	Schrader, O., ord. Univ.-Prof. Dr., Breslau, Petrograd . . . . .	983
Morf, Heinrich, ord. Univ.-Prof. Geh. Regierungsrat Dr., Berlin, Civitas Dei . . . . .	487	Schrörs, Heinrich, ord. Univ.-Prof. Dr. theol., Bonn, Gedanken eines kathol. Theologen zur gegenwärtigen Lage . . . . .	105
Neumann, Carl, ord. Univ.-Prof. Dr., Heidelberg, Nationale u. internationale Kunst. Deutschland und Frankreich . . . . .	183	Seeburg, Reinhold, ord. Univ.-Prof. Geh. Konsistorialrat Dr. theol., jur., phil., Berlin, Das sittliche Recht des Krieges . . . . .	169
Niedner, Johannes, ord. Univ.-Prof. Geh. Justizrat Dr. jur., Jena, Idealismus und Soldatentum . . . . .	759	Sellin, Ernst, ord. Univ.-Prof. Dr. theol. et phil., Kiel, Der Krieg . . . . .	387
Niemeyer, Theodor, ord. Univ.-Prof. Geh. Justizrat Dr. jur., Kiel, Die Gerechtigkeit des Krieges . . . . .	201	Simmel, Georg, ord. Univ.-Prof., Dr., Straßburg, Bergson und der deutsche „Zynismus“ . . . . .	197
Norden, Walter, Privatdozent a. d. Universität, Dr., Berlin, Die Wandlung des deutschen Weltgefühls durch den Krieg. . . . .	905	Snouck Hurgronje, C., Prof. a. d. Univ. Leiden, Deutschland und der heilige Krieg. Erwiderung. . . . .	1025
Oncken, Hermann, ord. Univ.-Prof. Dr., Heidelberg, Deutschland, England und Amerika. Historisch-politische Betrachtungen über den Kampf in der öffentlichen Meinung . . . . .	537	Sombart, Werner, Professor an der Handelshochschule, Dr., Berlin, Die Volkswirtschaft und der Krieg . . . . .	243
Rachfahl, Felix, ord. Univ.-Prof. Dr., Freiburg i. B., Deutschland und Belgien in Vergangenheit und Gegenwart . . . . .	665	Stemplinger, Eduard, Kgl. Gymnasialprofessor Dr., München, Das höhere Schulwesen Englands . . . . .	913
Riehl, Alois, ord. Univ.-Prof. Geh. Regierungsrat Dr., Berlin, Die geistige Kultur und der Krieg . . . . .	1305	Stier-Somlo, Fritz, ord. Prof. a. d. Techn. Hochschule, Dr., Köln, Sozialversicherung und Krieg . . . . .	767
Ritschl, Otto, ord. Univ.-Prof. Dr. theol., Bonn, Die christl. Religion und der Krieg . . . . .	577	Timerding, Heinrich, ord. Prof. a. d. Techn. Hochschule, Dr., Braunschweig, Die deutsche Mathematik . . . . .	393
Roethe, Gustav, ord. Univ.-Prof. und ständiger Sekretar der Kgl. preussischen Akademie der Wissenschaften, Geh. Regierungsrat Dr., Berlin, Deutsche Art und deutscher Krieg . . . . .	81	Troeltsch, Ernst, ord. Univ.-Prof. Geh. Regierungsrat Dr. theol., jur., phil., Berlin, Der Krieg und die Internationalität der geistigen Kultur . . . . .	51
Rosbund, Max, Kgl. Realschuldirektor Dr., Mewe, Emerson über den englischen Charakter . . . . .	1279	Voßler, Karl, ord. Univ.-Prof. Dr., München, Wie die Kriegslust in Italien entstanden ist . . . . .	1255
Rühlmann, Paul, Oberl. Dr., Leipzig, Die französische Schulpolitik . . . . .	1537	Wagner, Adolph, ord. Univ.-Prof. Wirkl. Geh. Rat Dr. theol., jur., phil. pol. oec., legum, Berlin, Warum uns England bekriegt? . . . . .	39

	Spalte		Spalte
Walzel, Oskar, ord. Prof. a. d. Techn. Hochschule, Geh. Hofrat Dr., Dresden,		Werner, Alfred, Dr., Berlin,	
Zukunftsaufgaben deutscher Kultur . . . . .	687	Ein Rumäne über Bergson . . . . .	1431
—, Kriegsdichtung . . . . .	1493	Wiegand, Friedrich, ord. Univ.-Prof. Dr. theol. et phil., Greifswald,	
Warschauer, Otto, ord. Prof. a. d. Techn. Hochschule, Dr., Charlottenburg,		Oliver Cromwell, der Bahnbrecher der religiösen Toleranz . . . . .	955
Die Anleihepolitik der Hohenzollern bis zur Errichtung des Reiches mit besonderer Berücksichtigung der Kriegszeiten . . . . .	493	Wilamowitz-Moellendorff, Ulrich von, ord. Univ.-Prof., Mitglied der Kgl. preuß. Akademie der Wissenschaften, Wirkl. Geh. Rat Dr. theol. et phil., Berlin,	
Wassermann, A. von, Prof. Dr. med., Leiter des Kaiser-Wilhelm-Instituts für experimentelle Therapie, Geh. Medizinalrat, Berlin,		Der Krieg und die Wissenschaft . . . . .	101
Krieg und Bakteriologie . . . . .	975	—, Orient und Okzident . . . . .	921
		Wundt, Wilhelm, ord. Univ.-Prof. Wirkl. Geh. Rat Dr. jur., med., phil., Leipzig,	
		England und der Krieg . . . . .	121

## II. Abhandlungen und Mitteilungen.

Anleihepolitik, Die der Hohenzollern bis zur Errichtung des Reiches, mit besonderer Berücksichtigung der Kriegszeiten. Von Otto Warschauer	493	Deutsche Art und deutscher Krieg. Von Gustav Roethe . . . . .	81
Artillerie, Entwicklung der deutschen in den letzten Jahrzehnten. Von Karl Bahn . . . . .	401	Deutsche, Das Volk und der Krieg. Von Franz von Liszt . . . . .	59
Auslanddeutschtum, Das und die christlichen Missionen im gegenwärtigen Weltkrieg. Von Carl Mirbt . . . . .	377	Deutsche Erweckung, Die. Von Adolf Deißmann . . . . .	115
Belgien und Deutschland in Vergangenheit und Gegenwart. Von Felix Rachfahl . . . . .	665	Deutsche Friedensliebe. Von Houston Stewart Chamberlain . . . . .	45
Bergson, Ein Rumäne über. Von Dr. Alfred Werner . . . . .	1431	Deutschen Grenzen, Die und unser Recht in dem Krieg. Von Erich von Drygalski . . . . .	139
Bergson und der deutsche „Zynismus“. Von Georg Simmel . . . . .	197	Deutschen Reichs, Die geographischen Grundlagen des. Von Erich von Drygalski . . . . .	941
Bismarck, die deutsche Politik und der Krieg. Von Otto Hintze . . . . .	793	Deutschen Weltgefühls, Die Wandlung des, durch den Krieg. Von Walter Norden . . . . .	905
Brief, Offener an die Fachgenossen. Von Heinrich Brunner . . . . .	175	Deutscher Kultur, Zukunftsaufgaben. Von Oskar Walzel . . . . .	687
Briefwechsel zwischen den Herren Guyot und Bellet und Herrn Lujo Brentano . . . . .	265	Deutsches Recht und deutsche Kraft. Von Otto von Gierke . . . . .	161
Bülow, Fürst, über die deutsche Politik in den ersten 25 Jahren Kaiser Wilhelms II. Von Georg Kaufmann	511	Deutschland, der Krieg und die Völkergemeinschaft. Von Otto Hintze	27
Burschenschaft, Zur Jahrhundertfeier der deutschen. Von Justus Has- hagen . . . . .	1295	—, England und Amerika. Historischpolitische Betrachtungen über den Kampf in der öffentlichen Meinung. Von Hermann Oncken . . . . .	537
Civitas Dei. Von Heinrich Morf . . . . .	487	— und Belgien in Vergangenheit und Gegenwart. Von Felix Rachfahl . . . . .	665
Cromwell, Oliver, der Bahnbrecher der religiösen Toleranz. Von Friedrich Wiegand . . . . .	955	— und der heilige Krieg. Von C. H. Becker . . . . .	631
Deneke, Th., Prof. Dr.: Sprachverhältnisse und Sprachgrenze in Belgien und Nordfrankreich . . . . .	534	— — — — —. Erwiderung. Von C. Snouck Hurgronje . . . . .	1025
		— — — — —. Schlußwort. Von C. H. Becker . . . . .	1033
		— und Frankreich. Nationale u. internationale Kunst. Von Carl Neumann	183

	Spalte		Spalte
Deutschland und seine Gegner, insbesondere England. Von Lujo Brentano	145	Heilige Krieg, Der, und Deutschland. Von C. H. Becker	631
Emerson über den englischen Charakter. Von Max Rosbund	1279	Horizonte, Neue. Von Erich Marcks	409
England, Deutschlands Gegner. Von Lujo Brentano	145	Imperialismus, Der, in der neueren englischen Literatur. Von Gregor Sarrazin	1075
—, Eine Auflehnung Europas gegen, vor hundert Jahren. Von Karl Theodor von Heigel	561	Indiens Wirtschaftsverhältnisse und Wirtschaftsbeziehungen, insbesondere zu England und Deutschland. Von Dr. Kreuzkam	525
— und der Krieg. Von Georg Kaufmann	257	Internationalen Wissenschaft, Eine Katastrophe der. Von Herm. Diels	127
— — — — —. Von Wilhelm Wundt	121	Irland, Deutschland und der Krieg. Von Friedrich Brie	425
Englands, Das höhere Schulwesen. Von Eduard Stemplinger	913	Islamische, Die, Kunstforschung der letzten Jahre. Von Ernst Kühnel	1423
— indische Gefahr. Von Wilhelm Dibelius	603	Islamische Orient, Der, und der Krieg. Von Enno Littmann	281
England, Warum es uns bekriegt? Von Adolph Wagner	39	Italien, Kriegslust in, Wie die entstanden ist. Von Karl Voßler	1255
—, Wider! Von Julius Kaftan	133	—, Zur Entstehung des Krieges in. Von M. C.	1175
Englischen Charakter, Emerson über den. Von Max Rosbund	1279	Katholischen Theologen, Gedanken eines zur gegenwärtigen Lage. Von Heinrich Schrörs	105
Englischen Kriegserklärung, Ein Beitrag zur Vorgeschichte der. Von Friedrich Meinecke	843	Koloniale Entwicklung, Frankreichs, unter der dritten Republik. Von G. K. Anton	1115
Englischen Literatur, Der Imperialismus in der neueren. Von Gregor Sarrazin	1075	Kolonien, Die italienischen. Von P. D. Fischer	811
Englische Religiosität, Die. Von Paul Feine	663	Krieg, Der. Von Ernst Sellin	387
Englisches Urteil aus der Zeit vor dem Kriege	1171	—, Der, Deutschland und die Völkergemeinschaft. Von Otto Hintze	27
Erinnerungen und Fragen. Von Friedrich Loofs	63	—, Der, Deutschland und Irland. Von Friedrich Brie	425
Erziehung und Krieg. Von Georg Kerschensteiner	1149	—, Der, die deutsche Politik und Bismarck. Von Otto Hintze	793
Frankreichs koloniale Entwicklung unter der dritten Republik. Von G. K. Anton	1115	—, Der und das deutsche Volk. Von Franz von Liszt	59
Französische Schulpolitik, Die. Von Paul Rühlmann	1537	—, Der und der islamische Orient. Von Ernst Littmann	281
Gelehrte und Schriftsteller, Deutschfeindliche. Von Rudolf Eucken	71	—, Der und die christliche Religion. Von Otto Ritschl	577
Geographischen, Die Grundlagen des Deutschen Reichs. Von Erich von Drygalski	941	—, Der und die deutsche Kunstwissenschaft. Von Wilhelm von Bode	97
Geschichtschreibung, Die deutsche, von den Befreiungskriegen bis zu unsern Tagen. Geschichte und Kulturgeschichte. Von Georg von Below	1177. 1323. 1433	—, Der und die deutsche Musik. Von Hermann Kretzschmar	231
Griechenlands, Wirtschaftsverhältnisse und Wirtschaftsbeziehungen, insbesondere zu Deutschland. Von Dr. Kreuzkam	1298	—, Der und die deutsche Staatswissenschaft. Von Gustav Cohn	1049
Heerwesen, Das deutsche, in alter und neuer Zeit. Von Georg von Below	329	—, Der und die internationalen Verkehrseinrichtungen. Von P. D. Fischer	219
		—, Der und die Internationalität der geistigen Kultur. Von Ernst Troeltsch	51
		—, Der und die Slawen. Von Alexander Brückner	291. 1527
		—, Der und die Volkswirtschaft. Von Werner Sombart	243



	Spalte		Spalte
Krieg, Der und die Wissenschaft. Von Ulrich von Wilamowitz-Moellendorf	101	Pangermanismus, Das Phantom des, in Amerika. Von Otto Hintze	1213
—, Der und unser Volk. Von Dietrich Schäfer	91	Persiens, Wirtschafts- und Verkehrsverhältnisse. Von Dr. Kreuzkam	781
—, Deutscher und deutsche Art. Von Gustav Roethe	81	Petrograd. Von O. Schrader	983
Krieges, Das sittliche Recht des. Von Reinhold Seeberg	169	Philosophen, Die Umkehr eines. Von Max Kuttner	1271
—, Die Gerechtigkeit des. Von Theodor Niemeyer	201	Politische Kultur und öffentliche Meinung. Ein Beitrag zur Vorgeschichte der englischen Kriegserklärung. Von Friedrich Meinecke	843
Kriege, Unser Schutz der Kunstdenkmäler im. Von Paul Clemen	303	Religiosität, Die englische. Von Paul Feine	663
Kriegsdichtung. Von Oskar Walzel	1493	Renan und Strauß 1870. Von Max Meinertz	317
Kriegsfrömmigkeit im Alten Testament. Von Hermann Gunkel	723	Revanchedenke, Der in der französischen Literatur. Von Hanns Heiß	865
Kriegslyrik, Altgriechische. Von Alfred Gercke	1347	Ruthenen und Kleinrussen. Von A. Brückner	715
Kriegswissenschaftliches im Deutschen Museum i. Münch. Von Dr. Karl Fuchs	1041	Schulwesen, Das höhere Englands. Von Eduard Stemplinger	913
Krieg und Bakteriologie. Von A. von Wassermann	975	Schweiz, Wirtschafts- und Verkehrsverhältnisse der. Von Dr. Kreuzkam	1557
— und Erziehung. Von Georg Kerschensteiner	1149	Slawen, Die und der Krieg. Von Alexander Brückner	291
— und Sozialversicherung. Von Fritz Stier-Somlo	767	Soldatentum und Idealismus. Von Johannes Niedner	759
— und Wirtschaft in der Geschichte. Von Carl Brinkmann	1399	Sozialversicherung und Krieg. Von Fritz Stier-Somlo	767
Kultur, Die geistige und der Krieg. Von Alois Riehl	1305	Staatswissenschaft, Die deutsche und der Krieg. Von Gustav Cohn	1049
Kulturen, Der Zwiespalt der. Von Rudolf Eucken	483	Stellfeuer geschütze, Die, der Belagerungsartillerie. Von Karl Bahn	1007
Kunstdenkmäler, Unser Schutz der, im Kriege. Von Paul Clemen	303	Strauß und Renan 1870. Von Max Meinertz	317
Kunstforschung, Die islamische der letzten Jahre. Von Ernst Kühnel	1423	Sympathiekundgebung, Rede zur deutsch-amerikanischen. Erwidern aus England. Replik. Von Adolf von Harnack	6
Kunst, Nationale und internationale. Deutschland und Frankreich. Von Carl Neumann	183	Technik, Deutsche, im Jahre 1914. Von Otto Kammerer	453
Kunstwissenschaft, Die deutsche und der Krieg. Von Wilhelm von Bode	97	Tripoliskrieges, Einfluß des, auf die internationale Stellung Italiens. Von Justus Hashagen	621
Mathematik, Die deutsche. Von Heinrich Timerding	393	Türkei, Die Notwehr der. Von einem in der Türkei lebenden Deutschen	473
Meminisse iuvat. Strauß und Renan 1870. Von Max Meinertz	317	Volkswirtschaft, Die, und der Krieg. Von Werner Sombart	243
Militarismus, Unser. Ein Wort an Amerika. Von Otto Hintze	209	Weltkrieg, Das Auslandsdeutschtum und die christlichen Missionen im gegenwärtigen. Von Carl Mirbt	377
Missionen, Die christlichen und das Auslandsdeutschtum im gegenwärtigen Weltkrieg. Von Carl Mirbt	377	Weltkrieg und Weltrecht. Von Rudolf Leonhard	75
Musik, Die deutsche und der Krieg. Von Hermann Kretschmar	231	Zukunftsaufgaben deutscher Kultur. Von Oskar Walzel	687
Nation, Kultur, Religion. Von Paul Feine	361		
Notwehr. Von Wilhelm His	373		
Orient und Okzident. Von Ulrich von Wilamowitz-Moellendorf	921		
Ostpreußenhilfe. Von M. J. W.	1173		

# INTERNATIONALE MONATSSCHRIFT FÜR WISSENSCHAFT KUNST UND TECHNIK

Herausgegeben von Max Cornicelius, Berlin W.30, Luitpoldstr. 4

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin

Bezugspreis jährlich 12 Mark;  
bei direktem Bezuge durch Streif-  
band Portozuschlag.

9. JAHRGANG · HEFT 1  
1. OKTOBER 1914

Anzeigen - Annahme  
bei B. G. Teubner in Berlin W. 9,  
Potsdamerstr. 129/130.

## Deutschlands Kampf für Recht und Gesittung. Äusserungen führender Männer über den Krieg.

### *Vorbemerkung des Herausgebers.*

Als Friedrich Althoff vor sieben Jahren die Internationale Monatsschrift ins Leben rief, da mochte ihr erster Herausgeber, zurückblickend auf ein Menschenalter ungestört fortschreitender Kulturarbeit der großen Nationen, wohl der Zuversicht Ausdruck geben, auch das zwanzigste Jahrhundert werde, wie schon das letzte Viertel des neunzehnten, Zeiten eines gefestigten Völkerfriedens heraufführen. Und Hermann Diels, der mit einem Aufsatz über „Die Einheitsbestrebungen der Wissenschaft“ das erste Heft einleitete, gedachte der bevorstehenden dritten Generalversammlung der internationalen Assoziation der Akademien und schloß mit den Worten: „Wenn dann die Vertreter von allen Seiten aus Washington und Tokio, aus London und Petersburg, aus Christiania und Madrid, aus Stockholm und Rom zur Tagung zusammentreten, dann wird offenbar werden, daß wenigstens auf dem neutralen Gebiete der Wissenschaft die einigende Liebe stärker geworden ist als der trennende Haß.“ So konnte auch dem scharfblickenden und erfahrungsreichen Begründer des Blattes der Zeitpunkt gekommen scheinen, von Deutschland aus durch ein eigenes publizistisches Organ auf den Gebieten der Wissenschaft, Kunst und Technik unter den großen Kulturnationen die gegenseitige Kenntnis und Schätzung ihrer Leistungen zu fördern.

Es war ein echt deutscher Gedanke. Daß die Völker in ungehindertem Wettstreit ein jedes seinen eigenen Charakter im ganzen Bereich der materiellen und geistigen Kultur voll auswirken sollten, an dieser Forderung hat der deutsche Idealismus immer festgehalten, seitdem er geholfen, den Plan des napoleonischen Weltreichs zu vernichten. „Aufrichtig wünschen wir,“ so sagte Döllinger in seiner Rektoratsrede 1871 von Frankreich, „daß es sich erholen und reinigen, daß es zu einer festen, Ordnung und Freiheit verbürgenden Verfassung gelangen möge. Wir wünschen dies auch darum, weil es zu unserem eigenen Glück und Wohlergehen gehört, daß wir umgeben seien von wohlgeordneten und blühenden Staaten; wir werden dann um so wachsamer und

sorgfältiger sein, unsere eigenen guten Institutionen zu bewahren, die uns noch mangelnden zu erwerben.“

*In solchem Sinne hat die Internationale Monatsschrift fort und fort die Mitarbeit ausländischer Gelehrten gesucht und bis in die allerletzte Zeit wie in Italien so auch in Frankreich und England entgegenkommende tätige Teilnahme gefunden. Der Krieg, obschon immer fühlbarer drohend, doch immer wieder verhütet, hat auch sie so ungeahnt überrascht, daß ein eben eingesandter, der gegenseitigen Kenntnis deutschen und französischen Wesens mit tiefdringender Sympathie nachforschender Aufsatz eines der angesehensten Philosophen im heutigen Frankreich für das Septemberheft schon gesetzt war, dem Verfasser aber nicht mehr zur Korrektur übersandt werden konnte.*

*Jetzt ist er losgebrochen, der ungeheuerste Neid- und Lügenkrieg, den noch die Weltgeschichte gesehen. Jene Nachbarn, denen unser endlich errungenes Reich ihre freie Entwicklung nie mißgönnte, überlassen ihren Staatslenkern, die unsere einzuschnüren, so daß wir nicht mehr, wie Bismarck einmal gesagt hat, frei atmen dürften als große Nation in der Welt. Ebenso gewaltig aber, mit einem Einmut, einer entschlossenen Siegeszuversicht trotz anschwellender Übermacht der Feinde, wie wir sie seit Preußens Erhebung 1813 unter uns so nicht wieder gesehen, ist jetzt ganz Deutschland zur Abwehr aufgestanden, und wieder fühlen alle Ausziehenden, was damals Fichte aussprach: „Nicht Siegen oder Sterben soll unsere Losung sein, sondern Siegen schlechtweg!“*

*Unerhört, wie dieser Vernichtungskrieg moderner Kulturvölker gegen eines der ihrigen ist, so unerhört sind die Lügen und Verleumdungen, die unsere Feinde Tag für Tag gegen uns auftürmen, selbst besonnene, uns bisher nicht feindlich gesinnte Ausländer beirrend. Wohl haben einzelne namhafte Gelehrte in England, wenige Tage bevor uns ihre Regierung den vorauszusehenden Krieg wirklich erklärte, ihn öffentlich „eine Sünde gegen die Zivilisation“ genannt; auch andere mutige und wahrheitsgetreue Söhne dieses Landes haben sich hier in Deutschland laut in gleichem Sinne vernehmen lassen. Ebenso sind wir der inneren Teilnahme der Besten in Schweden und Norwegen an unserem Ringen gewiß. Und wir hoffen, daß auch in anderen an diesem Kampfe nicht beteiligten Ländern, wenn dort sein Ursprung und Gang erst in voller Wahrheit deutlich und stetig erkannt wird, die für uns eintretenden Stimmen angesehener Männer zu hören sein werden.*

*Daß ihnen ein solches Urteil erleichtert werde, dazu möchte, ihrem Berufe auch hier getreu, jetzt unsere Monatsschrift helfen. Wie die Fichte und Schleiermacher, die Steffens, Niebuhr und Böckh vor hundert Jahren, wie 1870 die Mommsen, Treitschke, Du Bois-Reymond, so werden auch heute geistig hochstehende und auch vom Auslande hochgestellte deutsche Männer der Wissenschaft, Kunst und Technik für Recht und Wahrheit in diesem Kampfe bereitwillig lautes Zeugnis ablegen wollen. Ihren Stimmen einen weitgeöffneten Sprechsaal zu bieten, das soll zur Stunde die besondere Aufgabe der Monatsschrift sein. Man müßte doch an der sittlichen Bildungskraft unserer heutigen Kultur, ihrer Förderung von Wahrheit und Recht gänzlich verzweifeln, wenn eine Verteidigung mit solchen geistigen Waffen uns nicht mehr wirksam zu helfen vermöchte.*

*Berlin, im August 1914.*



## ADOLF VON HARNACK und die Engländer.

### I.

Rede zur „Deutsch-amerikanischen Sympathiekundgebung“  
im Berliner Rathaus am 11. August 1914.

Bürger und Bürgerinnen der Vereinigten Staaten, meine Damen und Herren! Es ist mir eine Freude und Ehre zugleich, an dem heutigen Tage nach der Rede unseres hochverehrten Herrn Oberbürgermeisters auch noch einige Worte an Sie richten zu dürfen.

Lassen Sie mich mit einer persönlichen Erinnerung beginnen: Vor gerade zehn Jahren war ich in den Vereinigten Staaten und habe unvergeßliche Erinnerungen dort aufgenommen. Welcher Eindruck war nun der stärkste? — Nicht der brausende Fall des Niagara, nicht die wunderbare Einfahrt in den Hafen von New York mit seinen Riesenbauten, nicht die ungeheure Weltausstellung von St. Louis in ihrer stolzen Größe, nicht die herrlichen Universitäten von Harvard und Columbia oder die Kongreßbibliothek in Washington — das alles sind Werke entweder der Technik oder der Natur, und die können nicht unsere tiefste Bewunderung und den tiefsten Eindruck erregen. Was war der tiefste Eindruck? Es war ein doppelter: Erstlich das große Werk der amerikanischen Nation und sodann die amerikanische Gastfreundschaft.

Das große Werk der amerikanischen Nation, das ist sie selbst! Aus den kleinsten Anfängen hat sich die amerikanische Nation seit 200 Jahren zu einer Welt nation von mehr als 100 Millionen Seelen entwickelt und einen ganzen Weltteil vom Atlantischen Ozean bis zum Stillen und von den großen Seen bis Westindien nicht nur besetzt, sondern auch zivilisiert; aber nicht nur zivilisiert — alles, was ein-

gewandert ist, hat diese Nation mit unbeschreiblicher Kraft zusammengeschmolzen, zusammengeschmolzen zur Einheit einer großen, edlen Nation von educated men. Das ist in der Geschichte überhaupt noch nicht vorgekommen: Schon nach zwei oder höchstens nach drei Generationen — wer auch immer kommen mag — sind alle eingeschmolzen in den amerikanischen Körper und in den amerikanischen Geist, und dies geschieht ohne kleinliche Maßregeln, ohne Polizeigewalt: in den festen Rahmen dieses Volkes fügt sich ohne Zwang jede Eigenart willig ein, wird amerikanisch und behält doch eben ihr Eigenes. Die Welt hat solch ein Schauspiel noch nicht gesehen, aber sie sieht es immer noch fort und fort. Sie hört und sieht die Tatsache — daß jeder Einwanderer nach kurzer Zeit freudig einerseits bekennt: „Amerika ist jetzt mein Vaterland!“ und andererseits sein altes Mutterland nicht nur nicht vergißt, sondern ungestört das Band mit ihm aufrechterhält. Ja, das ist eine nationale Kraft und Freiheit zugleich, die Ihnen auch nicht so leicht jemand nachmacht. Aber weiter: zu diesen, die zu Ihnen gewandert sind, gehören Millionen von Deutschen, ein paar Millionen! Seit mehr als 100 Jahren — wo soll ich anfangen von ihnen zu erzählen — seit den Tagen von Steuben und von Karl Schurz — aber, wie soll ich Namen nennen? — sie wurden alle aufgenommen als Brüder, haben ihr Bestes gebracht und haben ihr Bestes nicht verloren. Mehr kann ich nicht sagen. Und weiter, was ist denn das für ein Geist, der sie erfaßt

1\*

hat? Jedem einzelnen hat er äußerlich und innerlich seinen Stempel aufgedrückt. Nun, über diesen Geist werde ich nachher noch ein paar Worte reden. Jetzt will ich nur sagen: es ist der Geist des bürgerlichen Mutes und der bürgerlichen Freiheit! Und aus dieser Einheit nun trat mir bei meiner Anwesenheit eine einheitliche ungeheure Arbeitsleistung entgegen als das Werk dieser Nation. Bei dieser Leistung ist jeder einzelne beteiligt; es ist eine Arbeitsleistung in Landwirtschaft, in Technik und — wir wissen es an den deutschen Universitäten seit mehreren Jahrzehnten — eine außerordentliche Leistung auch in der Wissenschaft. Und diese Arbeitsleistung wird geübt in einer Mischung, wie wir sie in Europa auch nicht haben, nämlich in einer Mischung von guter alter Erbweisheit, die aus der Geschichte Europas mitgebracht worden ist, und einem jugendlichen Mute, fast möchte ich sagen einem kindlichen Sinn. Dieses beides verbunden, diese Umsicht und zugleich dieser Jugendmut, der mir überall entgegengetreten ist und der dem amerikanischen Werk den Stempel aufgedrückt hat, ist, was ich bewundert habe.

Und das zweite war die amerikanische Gastfreundschaft — *hospitality*! Wie ein warmer Luftstrom umgab mich und meine Freunde überall diese Gastfreundschaft. Wo wir standen und gingen, da atmeten wir die Luft dieser Freundschaft. Ja, fast machte sie uns willenlos, weil sie uns jeden Plan und jede Sorge von vornherein wegnahm. Wie Postpakete der Freundschaft wurden wir von Ort zu Ort, von einem Ort zum andern geschickt, wie gute Freunde, als hätten wir uns stets gekannt. Nun, das war ein Erlebnis, für welches alle — und wer hätte es nicht erlebt von uns Deutschen, der herübergekommen ist — stets dankbar sein werden. Das ist unvergessen. Aber

so schön und groß das war, Ihre Nation hat der unserigen noch etwas Unvergesslicheres geleistet. In jenen schrecklichen Tagen des Jahres 1870, als soundso viele Deutsche in dem unglücklichen Paris eingeschlossen waren, da hat der amerikanische Botschafter die Sorge für dieselben übernommen. Und was Amerika damals getan hat, das tut es heute wieder an allen unseren Mitbürgern, die, leider in Feindesland vom Kriege überrascht, dort abgeschlossen sind. Sie sind der Sorge des amerikanischen Botschafters übergeben, und wir wissen ganz genau, wie wenn es schon geschehen wäre, diese Sorge wird die treueste und beste sein. Das, meine Freunde, heißt ein Freundschaftsdienst, der nicht konventionell ist, sondern das sind Freundschaftsdienste, wie es im Katechismus heißt: „Gib uns unser täglich Brot und gute Freunde.“ Die gehören zusammen.

Nun aber die Frage zu beantworten, warum Sie unsere guten Freunde sind, da müssen wir etwas nachdenken, denn die Antwort, die wir vielleicht noch vor wenigen Tagen gegeben hätten: Sie sind unsere guten Freunde als unsere Blutsverwandten — die Antwort zieht leider nicht mehr. Das ist vorbei! Gebe Gott, daß man das in späteren Tagen einmal wieder wird sagen können, aber in einem Falle, der unsere Herzen soeben aufgerissen hat, hat es sich bewiesen, daß Blut nicht dicker ist als Wasser. Aber, wo ist denn der tiefe Grund dieser Freundschaft? Liegt er in dem, was ich angedeutet habe, daß wir so viele Landsleute drüben haben, daß sie so freundlich aufgenommen worden sind, daß sie für den Aufbau des Körpers und des Geistes Amerikas viel getan haben, oder daß wir hier so viele Amerikaner als Freunde sehen? Das ist gewiß auch eine wichtige Sache, aber nicht der letzte Grund.

Meine Damen und Herren! Wo es sich

um ein starkes, felsenfestes Verhältnis handelt, da ist immer das Tiefste im Spiel. Und was hier im Spiel ist, nun, das zeigt uns in diesem Augenblicke die Geschichte und schreibt es mit ehernen Griffeln vor unsere Augen: weil wir einen gemeinsamen Geist haben, der bis in die Tiefe unseres Herzens dringt. Ja, weil wir einen gemeinsamen Geist haben, der bis in die Tiefe unseres Herzens dringt, darum sind wir Freunde! Und was ist das für ein Geist? Nun das ist der Geist der tiefen religiösen und sittlichen Kultur, die wir in einer Reihe von Jahrhunderten erlebt haben und von der aus dieser amerikanische kräftige Schößling aufgeblüht ist.

Zu dieser Kultur gehören drei Dinge, oder besser, sie beruht auf drei Pfeilern. Der eine Pfeiler ist die Anerkennung des unendlichen Wertes jeder Menschenseele, daher die Anerkennung der Persönlichkeit und der Individualität. Diese sind geachtet, gepflegt und gewollt. Das ist der eine Punkt unserer Kultur. Und der zweite Punkt ist die Anerkennung der Pflicht, dieses eben genannte teure Leben für jedes große Ideal: „Gott, Freiheit, Vaterland“ stets auf das Spiel zu setzen. So teuer das Leben von uns, Amerikanern und Deutschen, geschätzt wird, das Leben, das Menschenleben, so sicher geben wir es willig und freudig hin, sobald eine hohe Sache es verlangt. Und der dritte Pfeiler ist der Respekt vor dem Recht und dazu die Fähigkeit zu kraftvoller Organisation auf allen Linien und in allen Gemeinschaften. Aber nun steigt gegenüber der Kultur auf diesen drei Pfeilern: Persönlichkeit, Pflicht alles zu opfern für Ideale, Recht und Organisation — nun steigt neben dieser Kultur eine andere Kultur vor meinem Blicke auf, eine Kultur der Horde, die patriarchalisch regiert wird, des Haufens, der von Despoten zusammengescharrt und zusammengehalten wird,

Internationale Monatsschrift.

die byzantinische — ich muß weit aus-  
holen — mongolisch-moskowitzische Kul-  
tur.

Meine Damen und Herren! Das war auch einmal eine Kultur; aber es ist schon lange her. Diese Kultur hat schon das Licht des 18. Jahrhunderts nicht vertragen können, noch weniger das Licht des 19. Jahrhunderts, und nun bricht sie im 20. Jahrhundert aus und bedroht uns — diese unorganisierte Masse, diese Masse Asiens —, wie die Wüste mit ihrem Sande will sie unsere Saatflächen überschütten. Das wissen wir. Wir erfahren es eben. Das wissen auch die Amerikaner, denn es muß jeder wissen, der auf dem Boden unserer Kultur steht und mit scharfem Blick die Gegenwart betrachtet, auch sie wissen, daß es gilt: „Völker Europas, wahret eure heiligsten Güter!“

Diese unsere Kultur, der Hauptschatz der Menschheit, war vornehmlich drei Völkern, ja, ihnen fast allein, anvertraut: Uns, den Amerikanern und — den Engländern! Weiter sage ich nichts. Ich verhülle mein Haupt! Zwei sind noch da, um so fester müssen sie zusammenstehen, wo es sich um die Fahne dieser Kultur handelt. Es geht ums Ganze, um unsere geistige Existenz, und die Amerikaner werden wissen, daß dies auch ihre Existenz ist. Wir haben eine gemeinsame Kultur und eine gemeinsame Pflicht, sie zu verteidigen!

Euch aber, amerikanische Bürger und Bürgerinnen, geben wir das heilige Gelöbnis, daß wir unser Gut und Blut bis zum letzten Tropfen für diese Kultur einsetzen werden. Soll ich Euch noch sagen, indem ich dieses Gelöbnis abgelegt habe, daß wir Euch, wie es der Oberbürgermeister in so treuen Worten versichert hat, hier auf unserem Boden selbstverständlich schützen und fördern und für Euch alles tun werden? Wenn wir das



Größere versprochen haben, werdet Ihr sicher sein, daß wir diese Lappalien besorgen werden.

Aber Ihr, meine lieben Landsleute, Männer und Frauen, wir alle erinnern uns täglich und so auch jetzt in dieser Stunde daran, was uns jetzt umgibt! Es ist eine tiefernste, aber eine herrliche Zeit. Was durften wir in den letzten Tagen erleben: keiner unter uns steht mehr als blasierter oder kritischer Zuschauer neben dem wirklichen Leben, sondern ein jeder steht in dem Leben, und zwar in dem höheren Leben. Mitten drin! Gott hat uns mit einem Male aus der Misere des Tages heraufgebracht auf eine Höhe, auf der wir noch nie innerlich gestanden haben. Aber überall, wo Leben ausbricht, höheres oder überhaupt Leben, wo es eine Lust wird zu leben, da ist das Leben vom Tode rings umgeben, wie bei jeder Geburt, wenn etwas Neues zutage tritt, und ebenso, wenn das Teuerste behauptet werden soll — da steht der Tod dicht beim Leben. Aber wir wissen auch das: wenn in dieser Weise Leben und Tod sich miteinander verschlingen, das höchste Leben und der leibliche Tod, da hört jede Todesfurcht auf. In dieser Verschlingung gibt es nur Leben, und lebendig geht man in den Tod und durch den Tod. Da fällt mir ein altes Lied ein, es ist das gewaltige Siegeslied unserer Väter; es handelt von unserem Herrn; aber wir sterben mit ihm und wiederum, wir leben mit ihm:

„Es war ein wunderbarer Krieg,  
Da Tod und Leben rungen,  
Das Leben, das behielt den Sieg,  
Es hat den Tod verschlungen.  
Die Schrift hat verkündet das,  
Wie ein Tod da den andern fraß,  
Ein Spott aus dem Tod ist worden!“

Der Tod, der freiwillig dargebracht wird, er tötet den großen Tod und sichert das höhere Leben. Er macht frei: so spricht Luther!

Lassen Sie mich zum Schluß hier noch eines sagen: Vor uns allen steht in ernsten Stunden ein Bild, und darunter stehen die schlichten Worte: „Er ward gehorsam bis zum Tode, ja zum Tode am Kreuz!“ Nun, das große Gehorchen hat auch für uns nun erst recht begonnen, das große Gehorchen, um deswillen uns so oft in früheren Tagen unsere Nachbarnationen verspottet haben: „sehet! das sind die gehorsamen Deutschen, die Männer, die alles auf Kommando und so gehorsam genau machen!“ Nun werden sie sehen, daß dieses große Gehorchen nicht nur Zucht war und ist, sondern auch Wille! Sie werden sehen, daß dieses große Gehorchen nicht Kleinlichkeit und Tod ist, sondern Kraft und Leben.

Vom Osten — ich sage es noch einmal — zieht der Sand der Wüste an uns heran, von Westen werden wir von alten Feinden und ungetreuen Freunden bekämpft. Wann wird einmal der Deutsche wieder beten und bekennen können:

„Gottes ist der Orient,  
Gottes ist der Okzident,  
Nord- und südliches Gelände  
Ruht im Frieden seiner Hände.“

Wir wollen hoffen, daß Gott uns die Kraft gibt, daß wir dieses Wort nicht nur für uns, sondern für ganz Europa wieder wahr machen können.

Bis dahin aber, da wir jetzt alle Brunnen unseres höheren Lebens und unserer Existenz bedroht sehen, rufen wir:

„Vater schütze alle Brunnen  
Und bewahr' uns vor den Hunnen!“

## II.

In Beantwortung dieser Rede erhielt ich am 10. September durch Vermittelung

eines norwegischen Pastors (abgesandt am 5. September) nachstehendes Schrift-

stück — in englischer Sprache — zugesandt:

London, den 27. August 1914.

Geehrter Herr!

Wir nachstehend unterzeichnete Theologen, die Ihnen persönlich und der großen Menge deutscher Lehrer und führenden Geister mehr als wir sagen können verdanken, haben mit Schmerzen Kenntnis genommen von einem Bericht über eine kürzlich von Ihnen gehaltene Rede, wonach Sie das Verhalten Großbritanniens in dem gegenwärtigen Kriege als das eines Verräters an der Zivilisation bezeichnet haben sollen.

Wir sind fest davon überzeugt, daß Sie sich nimmermehr zu einem solchen Urteil hätten hinreißen lassen, wären Ihnen die wirklichen Motive bekannt gewesen, von denen in der gegenwärtigen Krisis das englische Volk sich leiten läßt.

Erlauben Sie uns daher, zur Förderung eines besseren Verständnisses jetzt und fernerhin, Ihnen die Beweggründe darzulegen, aus denen wir, deren Verpflichtungen gegen Deutschland, persönlich wie in unserem Amt und Beruf, gar nicht zu

ermessen sind, für unsere Pflicht gehalten haben, bei der Kriegserklärung gegen ein uns so teures Land und Volk auf die Seite der britischen Regierung zu treten. Uns bewegt keinerlei Neigung zu Frankreich Deutschland gegenüber, noch weniger irgendeine Neigung zu Rußland Deutschland gegenüber. Unsere Neigung geht nach ganz anderer Richtung. Nach den Völkern englischer Zunge gibt es kein Volk in der Welt, das in unserer Liebe und Bewunderung so hoch steht wie das deutsche. Mehrere von uns haben an deutschen Universitäten studiert. Viele stehen in warmen Freundschaftsbeziehungen zu Landsleuten von Ihnen. Alle sind wir deutscher Theologie, Philosophie und Literatur unermesslich verpflichtet. Unsere Sympathien auf geistigem Gebiet sind so weitgehend deutsche, daß wir nur durch die gewichtigsten Gründe überhaupt dahin gebracht werden konnten, an die Möglichkeit feindlicher Beziehungen zwischen Großbritannien und Deutschland zu denken.

Ebenso haben wir nicht die mindeste Sympathie mit irgendeinem Bestreben, Deutschland zu isolieren oder in seiner

Professor Harnack.

Honoured Sir,

We, the undersigned, a group of theologians who owe more than we can express to you personally and to the great host of German teachers and leaders of thought, have noticed with pain a report of a speech recently delivered by you, in which you are said to have described the conduct of Great Britain in the present war as that of a traitor to civilisation.

We are quite sure that you could never have been betrayed into such a statement if you had been acquainted with the real motives which actuate the British nation in the present crisis.

Permit us, in the interests of a better understanding now and subsequently, to state to you the grounds on which we, whose obligations to Germany, personal

and professional, are simply incalculable, have felt it our duty to support the British Government in its declaration of war against the land and people we love so well.

We are not actuated by any preference for France over Germany: still less by any preference for Russia over Germany. The preference lies entirely the other way. Next to the peoples that speak the English tongue, there is no people in the world that stands so high in our affection and admiration as the people of Germany. Several of us have studied in German universities. Many of us have enjoyed warm personal friendship with your fellow-countrymen. All of us owe an immeasurable debt to German theology, philosophy and literature. Our sympathies are in matters of the spirit so largely German that nothing but the very strongest reasons could ever lead us to contemplate

2\*

berechtigten kommerziellen und kolonialen Entfaltung zu hemmen. Wir sind dem von Feinden Deutschlands unternommenen Versuch, in unseren Landsleuten Argwohn und Übelwollen gegen Deutschland zu erregen, entschlossen mit offenem Zeugnis entgegengetreten.

Aber wir müssen anerkennen, daß alle Hoffnung auf einen dauernden Völkerfrieden und überhaupt auf irgendwelche vom Geiste der Zivilisation getragene Beziehungen zwischen den Völkern nur auf dem unverletzten Bestande der Heiligkeit vertragsmäßiger Verpflichtungen ruht. Wir können niemals das Gesetz an Stelle des Krieges zu setzen hoffen, wenn feierliche internationale Verträge nach dem Belieben einer beteiligten Macht zerrissen werden können. Solche Verpflichtungen aber binden nach unserer Auffassung ganz besonders streng, wenn sie die Garantie einer Neutralität betreffen. Denn die stete Erweiterung der Neutralität erscheint uns als einer der sichersten Wege zur fortschreitenden Austilgung des Krieges vom Antlitz der Erde. Und alle diese Erwägungen gewinnen noch an durchschla-

gender Kraft, wenn die vertragsmäßigen Rechte eines kleinen Volkes durch eine Weltmacht bedroht werden. Wir glauben daher, daß, als Deutschland die von ihm selber garantierte Neutralität Belgiens zu achten sich weigerte, Großbritannien nach dem Gebot des Völkerrechts wie der christlichen Ethik keine andere Wahl hatte als die Verteidigung Belgiens. Der deutsche Reichskanzler selber hat am 4. August zugegeben, daß der Protest der luxemburgischen und belgischen Regierungen berechtigt war, und daß Deutschland „Unrecht“ tat und „den Geboten des Völkerrechts“ zuwiderhandelte. Seine einzige Entschuldigung war die Notwendigkeit, was an die Worte unseres Milton denken läßt: „Notwendigkeit, der Vorwand des Tyrannen“. Es hat uns alle mit tiefstem Schmerz erfüllt, zu sehen, wie dies Deutschland, das wir so innig lieben, solchen Akt eines gesetzwidrigen Angriffs auf ein schwaches Volk sich zuschulden kommen ließ, und wie ein christliches Volk ein Kriegsheer wurde mit kriegsheermäßiger Moral. Wir verabscheuen jeden Krieg; ein Krieg mit Deutsch-

the possibility of hostile relations between Great Britain and Germany.

Nor have we the remotest sympathy with any desire to isolate Germany, or to restrict her legitimate expansion, commercial and colonial. We have borne resolute witness against the endeavour made by foes of Germany to foment anti-German suspicion and illwill in the minds of our fellow-countrymen.

But we recognise that all hopes of settled peace between the nations, and indeed of any civilised relations between the nations, rest on the maintenance inviolate of the sanctity of treaty obligations. We can never hope to put law for war if solemn international compacts can be torn up at the will of any Power involved. These obligations are felt by us to be the more stringently binding in the case of guaranteed neutrality. For the steady extension of neutralisation appears to us to be one of the surest ways of the progressive elimination

of war from the face of the earth. All these considerations take on a more imperative cogency when the treaty rights of a small people are threatened by a great World-Power. We therefore believe that when Germany refused to respect the neutrality of Belgium, which she herself had guaranteed, Great Britain had no option, either in international law or in Christian ethics, but to defend the people of Belgium. The Imperial Chancellor of Germany has himself admitted, on August 4th, that the protest of the Luxembourg and Belgian Governments was "just", and that Germany was doing "wrong" and acting "contrary to the dictates of international law". His only excuse was "necessity", — which recalls our Milton's phrase, "necessity, the tyrant's plea". It has cost us all the deepest pain to find the Germany which we love so intensely committing this act of lawless aggression on a weak people, and a Christian nation becoming a mere



land aber trifft uns im Innersten. Doch wir sind der festen Überzeugung, daß Großbritannien in diesem Kampfe für Recht und Gewissen, für Europa, die Menschheit und dauernden Frieden ficht.

Diese Überzeugung wird noch durch die Vorgänge, die zu dem gegenwärtigen unseligen Kriege führten, verstärkt. Indem es dem verbündeten Österreich erlaubte, Serbien Bedingungen vorzuschreiben, die mit der Selbständigkeit jenes kleinen Staates ganz unvereinbar waren, gab Deutschland einen Beweis seiner Mißachtung des Rechtes kleinerer Staaten. Eine ähnliche Mißachtung der souveränen Rechte größerer Staaten zeigte sich in der Forderung, daß Rußland demobilisieren sollte. Es stand Deutschland durchaus frei, auf Rußlands Mobilisierung mit einer Gegenmobilisierung zu antworten, ohne es bis zum Kriege kommen zu lassen. Viele Nationen haben schon zur Verteidigung ihrer Grenzen mobilisiert, ohne den Krieg zu erklären. Ebenso wie mittelbar gegen Serbien ist gegen Rußland unmittelbar ohne Zweifel Deutschland der Angreifer gewesen. Und solche Politik

gesetzwidriger Angriffslust trat noch nackter zutage durch den Einfall in Belgien. Großbritannien ist durch keinerlei Verträge verpflichtet, weder Serbien noch Rußland zu verteidigen. Die heiligsten Verpflichtungen aber, Verpflichtungen, die auch Frankreich zu halten gedachte, zwingen es, Belgien zu verteidigen. Im tiefsten Herzen hat es uns gekränkt, in den aufeinander folgenden Maßnahmen der deutschen Politik eine Mißachtung der Freiheitsrechte kleiner oder großer Staaten zu sehen, denn das heißt geradezu die Zivilisation verleugnen. Nicht unser Land ist es, das das Odium auf sich geladen hat, ein Verräter an der Zivilisation oder an dem Rechtsbewußtsein der Menschheit zu sein.

Ohne Zweifel sehen Sie die tatsächlichen Voraussetzungen der heutigen Lage ganz anders an als wir. Also mögen Sie uns auch in völligem Irrtum glauben. Das aber möchten wir Sie versichern, die wir in christlicher und theologischer Gemeinschaft Ihnen nahestehen, daß unsere Beweggründe den ihnen gemachten Vorwurf nicht verdienen.

Wir haben uns in dieser Sache an Sie

army with army ethics. We loathe war of any kind. A war with Germany cuts us to the very quick. But we sincerely believe that Great Britain in this conflict is fighting for conscience, justice, Europe, Humanity and lasting peace.

This conviction is deepened by the antecedents of the present unhappy war. In allowing her ally Austria to dictate terms to Serbia which were quite incompatible with the independence of that little State, Germany gave proof of her disregard for the rights of smaller States. A similar disregard for the sovereign rights of greater States was shown in the demand that Russia should demobilize her forces. It was quite open to Germany to have answered Russia's mobilization with a counter-mobilization without resorting to war. Many other nations have mobilized to defend their frontiers without declaring war. Alike indirectly in regard to Serbia and directly in regard to

Russia, Germany was indisputably the aggressor. And this policy of lawless aggression became more nakedly manifest in the invasion of Belgium. Great Britain is not bound by any treaty rights to defend either Serbia or Russia. But she is bound by the most sacred obligations to defend Belgium, obligations which France undertook to observe. We have been grieved to the heart to see in the successive acts of German policy a disregard of the liberties of States, small or great, which is the very negation of civilisation. It is not our country that has incurred the odium of being a traitor to civilisation or to the conscience of Humanity.

Doubtless you read the facts of the situation quite differently. You may think us entirely mistaken. But we desire to assure you, as fellow-Christians and fellow-theologians, that our motives are not open to the charge which has been made.

We have been moved to approach you

wenden wollen, weil wir eine tiefe Verehrung für Sie empfinden und in hoher Würdigung der großen Dienste, die Sie dem Christentum überhaupt geleistet haben. Wir vertrauen darauf, daß Sie das

hier Gesagte in demselben Geiste, in dem es empfunden ist, auch aufnehmen werden.

Wir haben die Ehre zu sein  
Ihre aufrichtig ergebenen  
(Folgen die Namen.)

### III.

Nachstehend meine Antwort auf dieses Schreiben:

Berlin, den 10. Sept. 1914.

Sehr geehrte Herrn!

Die Worte: „Das Verhalten Großbritanniens ist das eines Verräters an der Zivilisation“ habe ich nicht gebraucht, aber sie geben mein Urteil über dieses Verhalten richtig wieder. Der betreffende Satz in meiner Rede lautet: „Unsere Kultur, der Hauptsatz der Menschheit, war vornehmlich drei Völkern, ja ihnen fast allein, anvertraut: Uns, den Amerikanern und — den Engländern. Weiter sage ich nichts. Ich verhülle mein Haupt.“ Zu meinem tiefen Schmerze muß ich auch nach Ihrem Schreiben dieses Urteil aufrechterhalten.

Sie behaupten, England habe lediglich zur Verteidigung der kleinen Nationen Serbien und Belgien und zum Schutze

eines internationalen Vertrages das Schwert gezogen und ziehen müssen. Ich sehe in dieser Behauptung zum mindesten eine furchtbare Selbsttäuschung.

Was Serbien anlangt, so steht es fest, daß seine Regierung an dem fluchwürdigen Verbrechen von Serajewo nicht unbeteiligt war, und es steht ferner fest, daß es seit Jahren mit Unterstützung Rußlands die österreichischen Südslawen mit den verwerflichsten Mitteln zu revolutionieren versucht hat. Wenn ihm endlich Österreich ein hartes Ultimatum stellte, ohne doch seinen territorialen Bestand anzugreifen, so war es Pflicht jeder zivilisierten Nation, also auch Englands, dies geschehen zu lassen; denn Österreichs Kaiserhaus, Österreichs Ehre und Österreichs Existenz waren angegriffen. Ließ es Serbien gewähren, so bedeutete das die Herrschaft Rußlands in der östlichen

on this matter by our deep reverence for you and our high appreciation of the great services you have rendered to Christendom in general. We trust that you will receive what we have said in the spirit in which it was sent.

We have the honour to be,  
Yours very sincerely,

P. J. Forsyth.

M. A., D. D., Aberdeen University. Principal of Hackney College (Divinity School: University of London).

Herbert T. Andrews.

B. A. Oxon. Professor of New Testament, Exegesis, Introduction and Criticism. New College, London (Divinity School: University of London).

J. Herbert Darlow.

M. A. Cambridge. Literary Superintendent of the British and Foreign Bible Society.

James R. Gillies.

M. A. Edinburgh. Moderator of the Presbyterian Church of England. Pastor of Hampstead Presbyterian Church, London.

R. Macleod.

Pastor of Frognal Presbyterian Church, London.

W. M. Macphail.

M. A. Glasgow. General Secretary of the Presbyterian Church of England.

Richard Roberts.

Pastor of Crouch Hill Presbyterian Church, London.

H. H. Scullard.

M. A. Cambridge, M. A., D. D., London. Professor of Ecclesiastical History, Christian Ethics, and the History of Religions in New College (Divinity School: University of London).

Alex Ramsay.

M. A., B. D. Pastor of the Highgate Presbyterian Church, London.

W. B. Selbie.

M. A., D. D. Principal of Mansfield College, Oxford. Chairman of the Congregational Union of England and Wales.

J. Herbert Stead.

M. A. Glasgow. Warden of the Robert Browning Settlement, London.

Hälfte des Balkans; denn Serbien ist nichts anderes als eine russische Satrapie, und der von Rußland betriebene Balkanbund richtete sich ausschließlich gegen Österreich. In England ist das genau so bekannt wie bei uns in Deutschland. Wenn Sie, sehr geehrte Herrn, trotzdem zu urteilen wagen, es handle sich in diesem Falle lediglich darum, daß man die Selbständigkeit eines kleinen Staates gegen einen großen schützen müsse, so fällt es mir schwer, an Ihre bona fides zu glauben. Nicht um das kleine Serbien handelt es sich, sondern um den Lebenskampf Österreichs und der westlichen Kultur gegen den Panslawismus. Serbien ist doch nur ein vorgeschobener Posten Rußlands, und diesem Staat gegenüber ist Serbiens „Souveränität“ weniger als ein Schatten; sie kann also von England nicht verteidigt werden, da sie in Wahrheit gar nicht mehr vorhanden ist. Dazu hat sich Serbien durch den feigsten Mord, den die Weltgeschichte kennt, aus der Reihe der Staaten ausgestrichen, mit denen man auf dem Fuße der Gleichheit verkehrt. Was würde England getan haben, wenn der Prinz von Wales von Emissären eines feindlichen Kleinstaats, der fort und fort die Iren revolutioniert hätte, meuchlings erschossen worden wäre? Würde es ein milderer Ultimatum gestellt haben als Österreich? Aber von dem allen sagen Sie in Ihrem Schreiben nichts, sondern wollen statt der furchtbaren Situation, in die Serbien und Rußland Österreich gebracht haben, nur die Nöte eines bedrängten Kleinstaates sehen, dem man zu Hilfe kommen müsse! So zu urteilen, ist nicht mehr Blindheit, ja es wäre ein himmelschreiendes Verbrechen, wüßte man nicht, daß für Großbritannien Lebensfragen anderer Großmächte überhaupt nicht existieren, weil es nur seine eigenen Lebensfragen und die solcher Kleinstaaten gelten läßt, deren Bestand für Großbritannien wertvoll ist.

Im Grunde ist Ihnen natürlich Serbien ganz so gleichgültig wie uns, ja auch Österreich ist Ihnen gleichgültig, und Sie sehen ein, daß Österreich ein Recht dazu hatte, Serbien zu strafen. Aber weil Deutschland getroffen werden sollte, das hinter Österreich steht, darum ist Serbien der schuldlose Kleinstaat, der geschont werden muß! Was ist nun die Folge? Großbritannien geht mit Rußland gegen Deutschland! Was bedeutet das? Das bedeutet: Großbritannien reißt den Damm ein, der Westeuropa und seine Kultur vor dem Wüstensande der asiatischen Unkultur Rußlands und des Panslawismus geschützt hat. Nun müssen wir Deutsche ihn mit unsern Leibern ersetzen. Wir werden es unter Strömen von Blut tun und durchhalten. Wir müssen durchhalten; denn wir verteidigen die Arbeit von anderthalb Jahrtausenden für ganz Europa und auch für Großbritannien! Aber der Tag, da Großbritannien den Damm zerriß, kann niemals in der Weltgeschichte vergessen werden. Und ihr Urteil wird lauten: An dem Tage, da sich die russischasiatische Macht auf die Kultur Westeuropas stürzte, erklärte Großbritannien, es müsse mit Rußland gehen, weil — „die Souveränität des Mörderstaates Serbien verletzt sei“!

Doch nein — die Verteidigung der Souveränität Serbiens ist nach Ihrem Schreiben nicht der erste, sondern nur der zweite Grund der Kriegserklärung Großbritanniens gegen uns. Der erste Grund ist die Verletzung der Neutralität Belgiens durch uns: „Deutschland hat einen durch ihn selbst garantierten Vertrag gebrochen.“ Soll ich Sie erinnern, wie Großbritannien mit Verträgen und feierlichen Versprechungen umgesprungen ist? Wie steht es z. B. mit Ägypten? Aber ich brauche selbst auf diese flagrante und fortgesetzte Verletzung eines Vertrages nicht einzugehen; denn eine



noch viel empörendere Verletzung des Völkerrechts steht heute auf Ihrem Schuldkonto: Es ist nachgewiesen, daß Ihre Armee Dum-Dum-Geschosse führt und damit den ehrlichen Krieg in die blutigste Barbarei verwandelt hat. Großbritannien hat dadurch auf immer jedes Recht verwirkt, sich über Verletzungen des Völkerrechts zu beklagen.

Aber davon abgesehen — Sie haben in Ihrem Schreiben wiederum die Hauptsache unterschlagen. Wir haben Belgien nicht den Krieg angekündigt, sondern wir haben erklärt: Da uns Rußland und Frankreich zwingen, einen Krieg mit zwei Fronten zu führen (190 Millionen gegen 68 Millionen), so müssen wir zusammenbrechen, wenn wir unseren Aufmarsch nicht durch Belgien nehmen können; wir werden das tun, aber wir werden uns vor jeder Schädigung Belgiens sorgfältig hüten und jeden Schaden ersetzen. Hand aufs Herz! Hätte Großbritannien, wenn es in unserer Lage gewesen wäre, auch nur einen Augenblick gezögert, es anders zu machen? Und — hätte Großbritannien das Schwert für uns gezogen, wenn Frankreich die Neutralität Belgiens durch einen Durchmarsch verletzt hätte? Sie wissen ganz genau, daß Sie beide Fragen verneinen müssen!

Unser Reichskanzler hat mit der ihm eigenen skrupulösen Gewissenhaftigkeit erklärt, ein gewisses Unrecht unsrerseits liege hier vor. Ich vermag ihm in diesem Urteil nicht zu folgen und kann auch nicht einmal ein formelles Unrecht anerkennen; denn wir waren in einer Lage, in der es überhaupt Formalien nicht mehr gibt, sondern nur noch sittliche Pflichten. Als David in höchster Not die Schaubrote vom Tische des Herrn nahm, war er ganz und gar im Rechte; denn der Buchstabe des Gesetzes existierte in diesem Moment nicht mehr. Das ist Ihnen so gut bekannt wie mir: Es gibt

ein Notrecht, das Eisen bricht, wieviel mehr einen Vertrag! Würdigen Sie unsere Lage! Weisen Sie mir nach, daß Deutschland sich frivol ein Notrecht konstruiert hat, weisen Sie es mir nach in der Stunde, da Ihr Land noch zu unseren Feinden hinzugetreten ist und wir gegen die halbe Welt zu kämpfen haben! Sie können das nicht; Sie konnten das auch am 4. August nicht, und dennoch haben Sie diesen elendesten aller Vorwände sich genommen — weil Sie uns vernichten wollten. Nach Ihrem Briefe, meine Herren, muß ich annehmen, daß Sie zwar persönlich diese Absicht weit von sich weisen; aber glauben Sie selbst und wollen Sie mir wirklich einbilden, Ihre Staatsmänner hätten uns den Krieg erklärt, nur weil wir durch Belgien durchzumarschieren entschlossen waren? Für so töricht und frivol können Sie Ihre Staatsmänner nicht halten!

Aber ich bin noch nicht am Ende. Nicht wir sind es gewesen, die die Neutralität Belgiens zuerst verletzt haben. Belgien, wie wir befürchten mußten und wie wir jetzt, durch Tatsachen belehrt, immer deutlicher sehen, war schon längst mit Frankreich im Bunde und — mit Ihnen. Frankreichs Flieger schwebten über Belgien, bevor wir einmarschierten, Abmachungen mit Frankreich haben stattgefunden, und in Maubeuge hat man ein Arsenal englischer Munition gefunden, das vor der Kriegserklärung dort angelegt war. Dies Arsenal — Sie wissen, wo Maubeuge liegt! — weist auf Verabredungen Großbritanniens mit Frankreich, bei denen auch Belgien eine Rolle gespielt hat. Diese Verabredungen liegen heute aller Welt vor; denn der Kreis der Beweise ist geschlossen und das betrügerische Spiel Großbritanniens ist aufgedeckt. Sie haben Belgien zum Kriege gegen uns ermutigt und verpflichtet, und daher fällt auf Ihr Haupt die furchtbare

Verantwortung für all das Elend, das dieses arme Land getroffen hat. Wäre es nach uns gegangen, so wäre keinem Belgier auch nur ein Haar gekrümmt worden!

Wenn nun sowohl Serbien als Belgien nur nichtige Vorwände sind für die Kriegserklärung Großbritanniens gegen uns, so bleibt schlechterdings kein anderer Grund für diese Kriegserklärung übrig als die Absicht Ihrer Staatsmänner, uns zu vernichten oder doch so zu schwächen, daß Großbritannien allein auf der See und in allen fernen Weltteilen regiert. Diese Absicht leugnen Sie für Ihre Person und ich muß Ihren Worten Glauben schenken. Aber leugnen Sie sie auch für Ihre Regierung? Das können Sie nicht; denn offen liegt zutage — wenn Großbritannien sich entschlossen hat, der großen Koalition Rußlands und des von Rußland regierten Frankreichs beizutreten, wenn es alle Gegensätze, die zwischen ihm und Rußland bestehen, beiseite setzt, wenn es nicht nur die Horden der Russen auf uns hegt, sondern auch skrupellos die Japaner, „die gelbe Gefahr“ über uns und Europa heraufbeschwört, wenn es also seine Pflichten gegen die europäische Kultur ins Meer versenkt — so gibt es dafür nur eine Erklärung und ein Motiv: England glaubt, die Stunde sei gekommen, uns zu vernichten. Warum will es uns vernichten? Weil es unsre Kraft, unsren Fleiß, unsre Blüte nicht dulden will! Eine andre Erklärung gibt es nicht!

Wir und Großbritannien im Bunde mit Amerika konnten die Geschichte der Menschheit in friedlichem Verein auf eine höhere Stufe heben und in Frieden die Welt leiten, jedem das Seine lassend. Wir Deutschen kannten und kennen kein höheres Ideal als dieses. Um es durchzuführen, hat unser Kaiser und unser Volk während 43 Jahren viele Opfer gebracht. Entsprechend der Entwicklung

Internationale Monatsschrift.

unserer Kraft konnten wir mehr beanspruchen, als was wir in der Welt an Land besitzen. Wir haben niemals daran gedacht, diese Ansprüche mit Gewaltmitteln durchzusetzen. Die Kraft unseres Volkes sollte sich in seinem Fleiße bewähren und in den friedlichen Früchten dieses Fleißes. Selbst das hat uns Großbritannien nicht gegönnt; es war neidisch auf unsere Kräfte, neidisch auf unsere Flotte, neidisch auf unsere Industrie und Handel, und der Neid ist die Wurzel alles Übels. Er hat Großbritannien in diesen furchtbarsten Krieg, den die Weltgeschichte kennt, getrieben, dessen Ende unabsehbar ist. Was sollen Sie nun tun, meine Herren, wenn Ihnen die Augen aufgegangen sind über die Politik Ihres Vaterlandes? Ich vermag Ihnen im Namen unserer christlichen Kultur, die Ihre Regierung freventlich aufs Spiel gesetzt hat, nur den einen Rat zu erteilen, Ihr Gewissen ferner nicht mit Serbien und Belgien, die Sie schützen mußten, zu beschwichtigen, sondern umzukehren und Ihrer Regierung in die Zügel zu fallen. Vielleicht ist es noch nicht zu spät. Was uns Deutsche aber betrifft, so ist uns unser Weg sicher vorgezeichnet, nicht aber unser Geschick. Fallen wir, was Gott und unser starker Arm verhüten möge, so sinkt mit uns alle höhere Kultur in unserem Weltteil ins Grab, zu deren Wächter wir berufen waren; denn weder mit Rußland noch gegen Rußland wird Großbritannien sie in Europa mehr aufrecht erhalten können. Siegen wir — und der Sieg ist uns mehr als eine bloße Hoffnung —, so werden wir uns ebenso wie bisher für die höhere Kultur, für die Wissenschaft und für den Frieden Europas verantwortlich fühlen und den Gedanken weit von uns weisen, eine Hegemonie in Europa aufrichten zu wollen. Wir werden zu jedem stehen, der mit uns in brüderlichem Verein ein friedliches Europa schaffen und erhalten will.

3

Für die Fortsetzung Ihrer freundlichen Gesinnung gegen mich bin ich Ihnen persönlich dankbar. Ich werde auch ohne Not kein Band zerreißen, das mich mit den aufrichtigen Christen und mit der Wissenschaft ihres Landes verbindet. Aber zurzeit hat diese Verbindung für mich gar keinen Wert.

Prof. von Harnack.

Postskriptum: Einen Kampf, der Ihnen Ehre macht, können Sie schon jetzt führen. Als vierte Großmacht hat sich

gegen Deutschland die internationale Lügenpresse erhoben, überschüttet die Welt mit Lügen gegen unser herrliches und sittenstrenges Heer und verleumdet alles, was deutsch ist. Man hat uns fast alle Möglichkeiten abgeschnitten, uns gegen dieses „Tier aus dem Abgrund“ zu verteidigen. Glauben Sie seinen Lügen nicht und verbreiten Sie die Wahrheit über uns! Wir sind auch heute nicht anders, als Carlyle uns Ihnen geschildert hat.

Harnack.

## OTTO HINTZE

### Deutschland, der Krieg und die Völkergemeinschaft.

Der Fürstenmord von Serajewo, dessen Anstifter den Schutz unserer Gegner gefunden haben, hat nur den Anstoß zu dem gegenwärtigen Kriege gegeben, allerdings einen solchen, der auch den geduldigsten Friedensfreund auf der betroffenen Seite in Harnisch bringen mußte. Die eigentlichen Ursachen dieses Krieges aber liegen tiefer. Seit einer Reihe von Jahren schwebten wir in einer beständigen Kriegsgefahr, und nur die über allen Zweifel erhabene Friedensliebe unseres Kaisers und der überwältigenden Mehrheit des deutschen Volkes hat 1908 und 1911 den Ausbruch der Feindseligkeiten verhindert. Man hielt das im Ausland und leider auch in manchen Kreisen unserer eigenen Landsleute für Schwäche. Dem gallischen Hahn schwoll der Kamm: „Il a peur, le bon Guillaume, il a simplement peur“ frohlockte man in französischen Blättern; man verstärkte die eigene Rüstung, man berauschte sich in dem Gefühl, der deutschen Armee nicht nur ebenbürtig, sondern überlegen zu sein; man zog die Bündnisse enger und ging voll Hoffnung dem Tage entgegen, der die längst ersehnte Revanche bringen sollte. In Rußland hatte die Regierung das Bedürfnis, die klägliche Schlappe,

die das Zarenreich im fernen Osten gegenüber Japan erlitten hatte, durch eine schneidige Politik nach Westen wieder gut zu machen und die Revolution, die schon wieder drohend ihr Haupt zu erheben begann, in dem Blut eines auswärtigen Krieges zu ersticken. Der Pan-slawismus und die Militärpartei wirkten zusammen, um die dumpfen Instinkte der Massen gegen den deutschen Nachbarn zu empören, dessen überlegene Kultur ebenso wie sein Gefühl für Pflicht und Redlichkeit der „breiten russischen Nation“ von jeher unsympathisch, ja unheimlich gewesen war. Die Losung wurde ausgegeben, daß der Weg nach Konstantinopel über Berlin gehe; die Protektion der großserbischen Umtriebe gegen Österreich sollte uns vor die Alternative stellen, unseren einzigen zuverlässigen Verbündeten preiszugeben, die österreichisch-ungarische Monarchie einem Schicksal auszuweisen, wie man es der Türkei bereitet hatte, oder aber einen Kampf zu führen, bei dem es um Sein oder Nichtsein ging, und bei dem außer Frankreich auch England mit unter unseren Gegnern war. Denn in England liefen seit den Tagen König Edwards VII. die Fäden zusammen, die das internationale Intrigenspiel ge-



gen Deutschland leiteten; war es bei Frankreich der Durst nach Rache, bei Rußland die Ländergier und der dumme Deutschenhaß, was zu dem Kriege gegen uns trieb, so wirkte in England im selben Sinne ein verzehrender Handelsneid und die Besorgnis vor dem Anwachsen der deutschen Flotte. Es ist für den Geschichtskundigen kein ganz neues Bild: England sucht von der Uneinigkeit der Kontinentalmächte zu profitieren, um seine eigene Weltherrschaft zu befestigen und auszubauen. Es hat seit Jahren Frankreich und Rußland wie zwei große Hunde an der Kette, um sie nach Bedürfnis auf Deutschland zu hegen.

Es ist noch nicht lange her, daß Rußland den Engländern als der gefährlichste unter den europäischen Rivalen erschien. England war es ja früher immer gewesen, das ihm die Dardanellen gesperrt und damit den „Schlüssel zu seinem Hause“ vorenthalten hatte. Mit England hatte Rußland breite und empfindliche Reibungsflächen in Asien. Der Gegensatz zwischen Rußland und England konnte seit dem Krimkriege fast als die Achse der Weltpolitik betrachtet werden, und er wurde noch verschärft durch das Vordringen Rußlands an den Stillen Ozean. Aber dann erfolgte ein Umschwung. Es gelang England, das ja seine Kriege gern durch andere führen läßt, in Japan einen Bundesgenossen zu gewinnen, der Rußlands Macht und Ansehen in Ostasien auf lange Zeit hinaus unschädlich machte; und die Revolution im russischen Reiche selbst tat das übrige. Rußland wurde aus einem gefährlichen Rivalen zu einem brauchbaren und gefügigen Werkzeug der englischen Politik, wie es Frankreich schon vorher geworden war. Kleine koloniale Konzessionen dienten dazu, beide Mächte an England zu fesseln, und ihre gemeinsame Richtung gegen Deutschland stimmte vortrefflich zu den Plänen Eng-

lands gegenüber dem deutschen Rivalen.

Der Gegensatz zwischen England und Deutschland beherrschte seitdem die Weltpolitik. Das Sinken Rußlands bedeutete eine Verstärkung des deutschen Gewichts in der Welt, und Englands politische Maxime war es von jeher gewesen, die stärkste der Kontinentalmächte mit Hilfe der anderen zu bekämpfen. Deutschland war in Handel, Industrie und Schifffahrt mächtig vorangekommen; es war zu einem unbequemen Konkurrenten Englands auf dem Weltmarkt geworden; und vor allem, es hatte gewagt, sich eine Kriegsflotte zu bauen, die zwar kaum halb so stark war wie die englische und niemals zum Angriff, sondern nur zur Verteidigung dienen konnte, die aber doch eine ganz respektable Macht darstellte. In England herrscht bei Regierung und Volk das naive politische Dogma, daß Britannien die Herrscherin der Meere sei, und daß andere Völker und Staaten ein gewisses, für die britische Empfindung nicht unbequemes Maß der Seerüstung unter keinen Umständen überschreiten dürften. Es ist erstaunlich, wie sich ein solches Verhältnis im Völkerleben hat ausbilden und behaupten können. Die Erklärung dafür liegt zum großen Teil darin, daß seit der Französischen Revolution die führenden Völker des Kontinents zu stark mit inneren Fragen der Verfassung und der nationalen Staatsbildung beschäftigt gewesen sind, als daß sie die Bedeutung der absoluten Seeherrschaft Englands, die in den napoleonischen Kriegen zur Vollendung gelangte, nach Gebühr hätten würdigen können. Insbesondere wir in Deutschland haben lange eine eng-kontinentale Auffassung von Politik und Wirtschaftsleben gehabt. Erst seit der Begründung des Reiches sind uns allmählich die Augen aufgegangen. Von dem höheren Standpunkt, den wir nun einnehmen, gewahr-

3\*

ten wir, wie gefährlich unsere Stellung in der Welt eigentlich ist. Unsere eingeschlossene Mittellage auf dem von Waffen starrenden Kontinent erlaubt uns keine Ausdehnung in Europa. Sie zwingt uns, um unsere steigende Bevölkerung ernähren zu können, die auf Ausfuhr beruhende Gewerbtätigkeit zu pflegen und auszuweiten, überseeische Absatzmärkte und Rohstoffgebiete uns zu eröffnen, womöglich auch durch koloniale Erwerbungen in fremden Weltteilen Fuß zu fassen. Aber die Welt war in der Hauptsache verteilt. Eigentliche Siedlungskolonien haben wir nicht zu gewinnen vermocht; ein Kolonialreich, wie es im größten Maßstabe England, in einem kleineren auch Frankreich und Rußland sich geschaffen hatten, blieb uns versagt. Um so mehr mußten wir, um unter den neuen Weltverhältnissen nicht die Geltung einer Großmacht zu verlieren, auf den Ausbau unserer Flotte bedacht sein; sie sollte nicht nur unsere überseeischen Interessen schützen, sondern vor allem auch unsere Küsten verteidigen und unser militärisch-politisches Gewicht in der Welt verstärken. Denn wir leben in einer Zeit, wo der Ozean die Hochstraße des Kulturverkehrs geworden ist und nur die großen Mächte noch in erster Linie stehen, die zugleich Seemächte sind. Das europäische Staatensystem hat sich zu einem Weltstaatensystem erweitert; und unter diesen veränderten Verhältnissen bedeutet der Anspruch Englands auf die absolute Seeherrschaft nichts anderes als den auf die Weltherrschaft überhaupt.

Man hat in England das alberne Märchen erfunden, das jetzt in der Welt verbreitet wird, als ob Deutschland seit 1870 auf dem Wege zu einer Universalherrschaft sei. Das unklare Wort Imperialismus, das englischen Ursprungs ist, muß dazu dienen, den Sinn der deutschen

Weltpolitik gründlich zu verfälschen. Man muß es immer wieder von neuem betonen, daß unsere Weltpolitik kein anderes Ziel verfolgt hat als die Aufrechterhaltung der Unabhängigkeit und der Machtstellung des Deutschen Reiches unter den großen Völkern der Erde. Wir haben niemals an eine Weltherrschaft gedacht, wie sie dem mittelalterlichen Imperium nach den Überlieferungen des römischen Reiches noch vorgeschwebt hat. Wir haben gerade im Gegensatz dazu immer den Grundsatz vertreten, daß auch in dem modernen Weltstaatensystem die Gleichberechtigung der großen Mächte untereinander und die Unabhängigkeit jedes einzelnen Staates gewahrt bleiben müsse. Wer die Weltherrschaft erstrebt, das ist England, dessen Zwingburgen an den großen Meeresstraßen der Welt, dessen schwimmende Festungen auf dem Ozean den freien Verkehr der Völker in Fesseln schlagen, sooft es ihm beliebt, das heute einen Staat wie Italien durch die Furcht vor den Kanonenschlünden seiner Schiffe zur Ruhe zwingen kann, das durch sein Monopol des Kabel- und des überseeischen Nachrichtenwesens überhaupt uns von der Welt abzuschneiden vermag, um seine heuchlerischen Lügen überallhin zu verbreiten. Es ist ein Skandal, daß sich die Welt diese britische Fremdherrschaft so lange hat gefallen lassen, getäuscht durch die heuchlerische Maske des friedfertigen Kulturträgers und des salbungsvollen Predigers, der von Weisheit und Gerechtigkeit redet. Hinter dieser Maske steckt — das weiß jedermann — nichts anderes als die schnöde Profitsucht, die gewohnt ist, die Ausbeutung aller Länder der Erde als ihr ausschließliches Recht anzusehen, und ein Konkurrenzneid, der es leider von jeher verstanden hat, die Waffen der kontinentalen Völker gegeneinander zu wenden und mit einem Minimum von eigenen Opfern und Leistun-



gen den unbequemen Mitbewerber aus der Welt zu schaffen.

Unser Einmarsch in Belgien hat der englischen Politik nur einen — allerdings beneidenswerten Vorwand geliefert. Tatsächlich glaubte seit lange kein Mensch mehr an die Respektierung der belgischen Neutralität in einem großen Kriege. Der französische General Maitrot hat in einem 1913 erschienenen Buche ausgeführt, daß bei der starken Befestigung der französischen Ostgrenze den Deutschen bei einem Angriff auf Frankreich nur der Weg durch Belgien übrig bleibe. Belgien hat sich mit seinen Festungen auch schon im Frieden darauf eingerichtet. Dieses Land, das wir 1870 vor den Griffen der Franzosen gerettet haben, hat seitdem seine Rechnung auf die Verbindung mit Frankreich und namentlich mit England gestellt und war tatsächlich eigentlich nichts anderes als eine Filiale des englischen Einflusses auf dem Kontinent. England wäre der letzte gewesen, in einem Kriege mit Deutschland die Neutralität Belgiens zu respektieren. Es ist durch die Indiskretion des Kapitäns Faber bekannt geworden, daß England 1911 im Begriff war, 150 000 Mann in Antwerpen zu landen. Ob Belgien freilich den Engländern einen so heftigen Widerstand entgegengesetzt haben würde wie uns, wird man bezweifeln dürfen. Im gegenwärtigen Kriege war die Lage so, daß es nur den Einmarsch der Franzosen abwarten wollte, um sich ihnen gegen Deutschland anzuschließen. Wir sind den Franzosen einfach zuvorgekommen, das ist alles. England aber war auch ohne das, wie heute feststeht, entschlossen, sich an dem Kriege gegen uns zu beteiligen, sobald eine deutsche Flotte die französischen Küsten angriff. Irgendeinen Vorwand brauchte die Regierung im Hinblick auf die öffentliche Meinung. Wir werden die Situation nicht verzeichnen,

wenn wir sagen: der Regisseur trat zuletzt hervor, nachdem die beiden Mitspieler ihre Rolle in Angriff genommen hatten. Denn nur in der Hoffnung auf England hat man in Rußland und Frankreich den verhängnisvollen Entschluß zu diesem Kriege gefunden.

Ist es nicht wie ein Hohn der Weltgeschichte auf die Idee des ewigen Friedens, daß eben in dem Moment, wo der XXI. Weltfriedenskongreß in Wien zusammentreten sollte, dieser ungeheure Weltkrieg entsteht, in dem die Hoffnungen der Friedensfreunde rettungslos für lange Zeit untergehen werden? Ist es nicht, als seien die berühmtesten Kundgebungen der Pazifisten gleichsam die Sturmvögel der großen Kriegsepochen? Als sich im 18. Jahrhundert die gebildete Welt noch über das Buch des trefflichen Abbé de St. Pierre „à la paix éternelle“ unterhielt, bereitete sich die lange Kriegszeit vor, die wir mit dem Namen Friedrichs des Großen zu bezeichnen pflegen; als Kant seine Schrift „Zum ewigen Frieden“ ausgehen ließ, stand man vor der Ära Napoleons I.; jetzt, wo das Haager Schiedsgericht und die Weltfriedenskongresse ihre Arbeit entfalten, beginnt die Epoche der Weltkriege, in denen sich das künftige politische Antlitz der Erde gestalten wird. Denn man täusche sich nicht: eine Kriegsepoche ist es, in deren Anfang wir stehen, mag dieser Krieg selbst nun kürzere oder längere Zeit dauern. Es handelt sich um die Frage, ob das europäische Staatensystem in ein britisches Weltreich ausmünden soll, oder ob auch in dem neuen Weltstaatensystem die Unabhängigkeit und Gleichberechtigung der Mächte wird gewahrt werden können. Wir stehen an einer großen Weltwende, und auch die Männer der Wissenschaft können sich der Gewalt der Stunde nicht entziehen. Die Gelehrtenrepublik hat heute nicht mehr

eine so abgesonderte Existenz in olympischen Höhen, wie wohl in früheren Zeiten. Wir alle sind mehr oder weniger mit unserm Denken und unserer ganzen Persönlichkeit eng verwachsen mit dem Geist und Schicksal unseres Volkes. Wir fühlen es tief innerlich, daß Kunst und Wissenschaft nur blühen können auf dem Boden eines starken und unabhängigen Volkstums, eines starken und selbständigen Staatslebens. Dabei brauchen wir unsere alten Ideale von einem friedlichen Zusammenruhen der Nationen im Reiche des Geistes, von der Solidarität der Bildung und Gelehrsamkeit, von einer internationalen Weltkultur nicht aufzugeben. Aber darüber können wir uns nicht täuschen: die Verwirklichung 'dieser Ideale, die manchen unter uns schon in greifbare Nähe gerückt schien, wird in eine ferne Zukunft hinausgeschoben werden müssen. Dieser Krieg wird unendlich viel an Kulturwerten vernichten. Wir greifen es bereits mit Händen, daß die fortgeschrittene Demokratisierung der Staaten die Kriegführung schwerer, härter, grausamer macht. Die Saat von Haß- und Rachegefühlen, die dieser Krieg ausstreut, wird noch für Generationen das Vertrauen und Wohlwollen unter den Völkern ersticken, die zu einem gedeihlichen Zusammenarbeiten im Dienste der menschlichen Kultur und Gesittung notwendig sind.

Man konnte bisher zweifeln, ob bei der Fortbildung des Völkerlebens die trennenden oder die verbindenden Momente stärker zunehmen: eine immer enger werdende internationale Interessengemeinschaft, ein wachsendes gegenseitiges Verständnis der Völker füreinander schien in der Ausbildung begriffen und schuf ein erhebliches Gegengewicht gegen die einseitig-nationalistische Auffassung des Kultur- und Wirtschaftslebens. Dieser Prozeß hat an den wichtigsten Stellen eine jähe Unterbrechung erfahren, und

die nationale Absonderung wird auf lange Zeit hinaus das Übergewicht behalten. Die historischen und staatswissenschaftlichen Studien, die mir am Herzen liegen, werden besonders stark dadurch betroffen. Wann wird es für einen Forscher, der vergleichende verfassungsgeschichtliche Studien treiben will, wieder möglich sein, in Paris oder London Bibliotheken und Archive zu benutzen und Auskunft von Männern des öffentlichen Lebens zu erhalten? Wird ein Gelehrter wie Albert Waddington künftighin in der Lage sein, seine Landsleute mit derselben Objektivität über die preußische Geschichte zu unterrichten wie er zu tun begonnen hat? Wird in England das ohnehin sehr geringe Interesse und Verständnis für unsere Geschichte und unser Staatsleben nicht eher ab- als zunehmen? Wird nicht Rußland in allen Beziehungen jetzt erst recht eine Welt für sich werden, abgeschlossen von Deutschland, ohne gegenseitiges Verständnis von hüben und drüben? Wird das geplante Auslandsinstitut, das an unserer Universität die Kenntnis der fremden Länder und Völker, ihrer Geschichte und ihres Staats- und Wirtschaftslebens, ihrer Kultur und Gesittung auf breite wissenschaftliche Grundlagen stellen sollte, in absehbarer Zeit ins Leben treten können? Alles Fragen, deren Entscheidung wir der Zukunft überlassen müssen, die aber niemand leicht im optimistischen Sinne wird bejahen oder verneinen wollen.

Wir Deutschen haben ein gewisses Bedürfnis nach internationaler Ausweitung unseres geistigen Horizonts. Wir sind in dieser Beziehung das gerade Gegenstück der Engländer, die in ihrer hochmütigen insularen Beschränktheit die Welt nur vom Standpunkt des Herrschers und Ausbeuters anzusehen gewohnt sind und eine gewisse Neigung haben, andere Völker als Vertreter einer untergeordneten

Gattung anzusehen, und zwar nicht bloß die exotischen, sondern auch die europäischen. Wie oft ist uns das Beispiel der Engländer und auch der Franzosen vorgehalten worden, wenn es galt, den Stolz auf die nationale Eigenart zu stärken und fremde Einflüsse auf unser Kultur- und Gesellschaftsleben abzuwehren! Gewiß, in diesem Bedürfnis, Fremdes zu bewundern und nachzuahmen, in dieser übertriebenen Anpassungsfähigkeit, die oft zur Verleugnung der eigenen Volksart führt, liegt eine Schwäche unseres Nationalcharakters. Es ist eine Folge unserer geographischen Lage in der Mitte der großen Kulturnationen; es ist eine späte Nachwirkung unserer geschichtlichen Stellung im Mittelalter, wo Deutschland der Vorkämpfer und Träger universaler Kulturideale war, während Frankreich und England mehr ihre nationale Eigenart ausbildeten; es ist das Ergebnis unseres Zurückbleibens hinter den westlichen Nachbarn in politischer, gesellschaftlicher und literarischer Bildung, wie es sich namentlich im 17. und auch noch im 18. Jahrhundert geltend machte. Aber mit dieser Schwäche hängt auch eine starke Seite der deutschen Art zusammen: die Empfänglichkeit für fremdes Volkstum, der Trieb, es zu verstehen, sich in die fremde Eigenart einzuleben, die Fähigkeit, das eigene Wesen zu universalen Anschauungen auszuweiten, es über die beschränkte Sphäre eines engherzigen Nationalismus zu erheben zu dem Ideal allgemein menschlicher Gesittung und Kultur — das sind doch auch rühmenswürdige Eigenschaften des deutschen Volkscharakters, und unsere klassische Literaturepoche trägt mehr als die irgendeines anderen Volkes einen universalen Charakter. Nirgendwo haben die Dichter und Denker mit so entschiedener Vorliebe gerade immer „der Menschheit große Gegenstände“ erfaßt wie in

Deutschland; unser größter Dichter hat den Begriff der Weltliteratur gefunden, und ein deutscher Denker konnte uns die Mahnung zurufen, daß wir uns als gute Europäer fühlen müßten. Unser deutsches Nationalgefühl hängt in seinem Ursprung aufs engste mit den kosmopolitischen Idealen des 18. Jahrhunderts zusammen und verleugnet auch noch heute, wo es härter und natürlicher geworden ist, diesen Ursprung keineswegs ganz. Wir haben ein offenes Herz und verständnisvolle Anerkennung für alles, was an fremder Art und Sitte menschlich wertvoll erscheint. Es ist eine schändliche Lüge, wenn von englischer Seite die Behauptung aufgestellt wird, wir wollten in diesem Kriege alle fremde Kultur vernichten und einen öden Militärdespotismus an deren Stelle setzen. Wer so etwas erfinden oder glauben kann, beweist, daß ihm die geistige Entwicklung des modernen Europa ein unbekanntes Ding ist.

Diesen weichherzigen, universalen Zug des deutschen Wesens wollen wir uns auch in der Zukunft bewahren. Unser Volkstum wird aus diesem Kriege fester und stärker hervorgehen, aber es wird den Zusammenhang mit den Idealen der Menschheit und die Achtung vor fremder Eigenart nicht verlieren. Wir sind in der glücklichen Lage, indem wir für unser nationales Dasein kämpfen, zugleich die höchsten sittlichen Güter zu verteidigen, die allem Volks- und Staatsleben erst den rechten menschlichen Wert verleihen. Daher der einmütige Zusammenschluß des ganzen Volkes, über alle politischen, sozialen und konfessionellen Parteiunterschiede hinweg; daher die freudige, siegesgewisse Begeisterung, die nicht nur die Kämpfer, sondern auch die Daheimbleibenden erfüllt; daher der zum äußersten entschlossene Opfermut, der Gut und Blut dahingibt, weil es sich



hier um die letzten und höchsten Fragen unseres Volkslebens handelt. Diese alle Volkskreise durchdringende Gesinnung, dieser große sittliche und nationale Aufschwung ist uns Bürge, daß der Geist der Menschheit auch durch diesen Krieg

hindurch seiner hohen Bedeutung zuschreitet und daß, was an Kulturwerten — nicht durch unsere Schuld! — verloren geht, in Zukunft reichen Ersatz finden wird.

Berlin, 9. Sept. 1914.

## ADOLPH WAGNER

### Warum uns England bekriegt?

Ist es wirklich die Furcht vor einem deutschen Überfall ihres Inselgebietes durch die deutsche Wehrmacht zu Lande mit Unterstützung durch unsere See- und Luftflotte, welche die Briten zum Kriege gegen uns geführt hat? Ist es wirklich die Furcht, daß das Deutsche Reich die britische Weltmachtstellung, daß es Englands Beherrschung über  $\frac{1}{6}$  bis  $\frac{1}{4}$  der Landoberfläche und der Bevölkerung unseres Planeten zerstören könne und wolle, welche Großbritannien zum Anschluß an den französisch-russischen Krieg gebracht hat? Ist es wirklich gar der offen dafür von England kundgegebene Grund, daß wir die von ihm mitgarantierte Neutralität Belgiens verlegt hätten, welcher die Briten zur Kriegserklärung gegen uns veranlaßt hat, weil England durch seine vertragsmäßige Verpflichtung und damit durch seine Staatsehre gezwungen worden sei, für die Unabhängigkeit Belgiens dem Krieg gegen uns beizutreten? Dieser Grund, der durch die jetzt schon sicher vorliegenden Tatsachen, daß zwischen unseren westlichen verbündeten Gegnern die Verletzung der Neutralität Belgiens durch sie, speziell die Franzosen, und der Anschluß der belgischen Streitkräfte an die französisch-englischen bereits längst abgekartet war, als reiner und erlogener Vorwand feststeht — sind es solche und ähnliche Gründe, welche uns den Weltkrieg mit Anschluß Großbritanniens an unsere Fein-

de bewirkt haben? Das sind doch alles lauter Scheingründe, lauter diplomatische Lügen der Grey, Churchill, Lloyd George, Asquith usw., Lügen, die keinen größeren Wert haben als die internationalen völkerrechtlichen Versprechungen Frankreichs, Englands u. a., keine Dum-Dum-Geschosse anzuwenden. Die wahren, tieferen und eigentlichen Beweggründe für Englands feindselige Stellungnahme gegen uns, für seinen Anschluß an die für den Kriegszweck schon verbündeten Franzosen und Russen sind ganz andere.

Es ist die Mißgunst und der wirtschaftliche Neid auf die Entwicklung, welche die Volkswirtschaft unseres Deutschen Reiches auf der Basis erreicht hat, die sie in der langen Friedenszeit seit 1815 und seit der Bildung des Zollvereins von 1834, vollends aber dank der Errichtung des Deutschen Reichs von 1871 gewonnen hatte.

Unsere Industrie, besonders unsere Schwerindustrie, unsere Eisen-, Stahl- und sonstige Metallindustrie, unser Kohlenbergbau, unser Maschinenbau, unsere chemische und Elektrizitätsindustrie, auch große Teile sonstiger Industrien, wie der Textilindustrie, unsere auf dieser Entwicklung beruhende Beherrschung unseres eigenen inneren Marktgebietes, unser Exporthandel nach fremden Staatsgebieten einschließlich des britischen und der Kolonien selbst, unsere auf dieser riesigen Entwicklung beruhende stärkere Kon-

kurrenz, die wir im Welthandel dem britischen Exporthandel und dem Einfuhrhandel von fremden Roh- und Hilfsstoffen in steigendem Maße bereitet haben, unsere wachsende Bedeutung in der Seeschifffahrt, der Handelsflotte, der durch diese Entwicklung mit unterstützte Aufschwung unseres Volksreichtums und Kapitalbesitzes, die große Verbesserung der wirtschaftlichen Lage unseres ganzen Volkes, namentlich auch seiner städtischen Bevölkerung, seiner Arbeiterklassen trotz der ungeheuren Vermehrung dieser Bevölkerung, das damit verbundene gleichzeitige Wachstum der Bedeutung und Blüte unseres Geld-, Kredit- und Bankwesens und dessen nationale und internationale Mitherrschaftsstellung im Weltgeldmarkt, unsere wohlgeordneten Finanzen trotz der stark gestiegenen Lasten für Landheer und Kriegsflotte, die auf allen Wirtschafts- und Kulturgebieten hervortretende Blüte unserer Bevölkerung — das alles und die Begleiterscheinungen dieser Entwicklungen, die uns u. a. zu Erbauern, Besitzern und Führern der besten und schnellsten Schiffe für die große ozeanische Seeschifffahrt, zu immer empfindlicheren Konkurrenten der Briten auf allen Meeren der Welt, in allen nahen und fernen Absatzgebieten von Fabrikaten und Bezugsgebieten von wichtigsten Rohstoffen gemacht haben, das sind die Tatsachen, die psychologisch erklären, daß die Briten so neidisch auf uns geworden sind.

Die britische Habsucht und der hochmütige Wahn, daß sie als Inselbewohner, und zwar als Besitzer und Bewohner von Inseln, die geographisch für die Entwicklung des Seeverkehrs so günstig liegen wie die Britischen Inseln seit Aufschluß der Neuen Welt, allein von Gott und der Natur zu Beherrschern der ganzen Weltmeere berufen und nach ihren nationalen Eigenschaften geeignet seien: der gleiche

Wahn und Hochmut, daß sie für ihre zahlreichen unterworfenen fremden Völker von den Iren bis zu den Indiern, Ägyptern und andern hin als deren Beherrscher die wahren Kulturträger seien, zum Wohl und Segen dieser fremden Völker selbst, — das sind die neben dem Neid mitspielenden Momente, die auch uns gegenüber besonders hervorgehoben werden.

Warum aber sind wir Deutsche es denn, die die britische Feindseligkeit wegen dieser unserer wirtschaftlichen Entwicklung und der daraus hervorgehenden Konkurrenz gegen die Briten sich in solchem Maße zugezogen haben? Wir sind doch nicht die einzigen, die der britischen Industrie, dem britischen Export- und Welthandel Konkurrenz machen! Und auch nicht die einzigen, die es gerade neuerdings in so besonders starkem Maße tun. Nordamerika ist da ja mindestens neben und zum Teil vor uns zu nennen. Auch manche Teile der übrigen Welt kommen hinzu, die durch die wachsende Entwicklung ihrer Industrie ihren eigenen Markt mehr von der britischen Zufuhr von Fabrikaten frei gemacht haben, und auch für die Briten lästigere Konkurrenten auf dritten Märkten geworden sind. Warum also alles Odium der Briten gerade gegen uns?

Offenbar, weil wir die jüngsten Konkurrenten stärkeren Schlages für sie sind und am meisten von ihnen nur als unberechtigte Emporkömmlinge angesehen werden. Das ist ja nicht so unerklärlich, wenn wir daran denken, wie wir lange Jahrhunderte hindurch gerade vor unserer Wiedererholung im 19. Jahrhundert politisch und wirtschaftlich dank unserer leidigen innerpolitischen und wirtschaftlichen Verhältnisse so ganz in Rückstand gekommen waren. Sobald wir, wie namentlich seit der Bildung des Zollvereins und in der langen Friedensära von 1815 bis 1866

und wieder von 1871 bis 1914, in gesicherten Friedenszustand gekommen waren, sind wir auch wieder zu einer großen wirtschaftlichen, kulturellen, sozialen Entwicklung gekommen.

Dazu hat die Wiedererrichtung des neuen Deutschen Reiches gewiß mächtig beigetragen, denn erst dadurch wurden, diejenigen politischen Bedingungen erfüllt, die eine Volkswirtschaft braucht, um selbst gedeihen und blühen zu können. Wir haben endlich, viel später als, mit Ausnahme der Italiener, alle europäischen Hauptvölker, die genügende politische Macht und deren Konzentration im Reiche und die genügende Rechts-, Wirtschafts- und Verkehrseinheit für ein großes Marktgebiet erreicht, woran es uns seit Jahrhunderten gefehlt hat. Durch diese Gestaltung der Dinge sind wir auch erst in die Lage versetzt, ein wichtiges und immer wichtiger werdendes Glied des weltwirtschaftlichen Verkehrs zu werden. Durch die glücklich gelungene Auseinandersehung mit Österreich ist es auch gelungen, das zu erreichen, was sich gerade jetzt so glücklich bewährt hat: daß das im neuen Deutschen Reich vereinte deutsche Volk und daß die in Österreich-Ungarn vereinigten Völker sich gegenseitig zur Rückendeckung werden konnten, was für dieses ganze mitteleuropäische Gebiet innerhalb der Slawen und der romanischen und britischen Völker ein unbedingtes Erfordernis der gemeinsamen Sicherheit war. Durch die Bildung einer wirksamen, wahrhaft bundesstaatlichen Verfassung im neuen Reich ist es auch gelungen, in zweckmäßiger Weise Unitarismus und Partikularismus zu verbinden, dem deutschen Volk die notwendige Macht und Wirtschaftseinheit zu sichern, die ihm seit langen Jahrhunderten im alten Deutschen Reich und auch noch im Deutschen Staatenbund von 1815 gefehlt haben, und zugleich die Stammes- und Einzelstaats-

bedürfnisse nach einer relativen Selbständigkeit trotzdem nicht unbefriedigt zu lassen. Daran hat sich Europa, ja die ganze Welt und hat sich auch England nicht genügend gewöhnt, vollends freilich Frankreich nicht.

Diese politischen Errungenschaften uns nicht wieder entreißen zu lassen, das ist der feste Wille der deutschen Stämme und Fürsten. Vor allem wie gesagt aus wirtschaftlichem Neid hat sich England an den französisch-russischen Krieg angeschlossen. Aber die auch in Englands eigenem politischen Interesse liegende politische Einheit des Deutschen Reiches von 1871 in ihrer Bedeutung zu verstehen hat es nicht gelernt. Sonst würde es sich scheuen, an dem Versuch teilzunehmen, uns diese Einheit wieder zu rauben.

Wir wissen, wofür wir kämpfen: unsere nationale und internationale Wirtschaftsstellung auch England gegenüber festzuhalten und unsere politische Machtstellung der ganzen Welt, vor allem aber den drei Verbündeten gegenüber zu behaupten.

In diesen Gedanken ist das deutsche Volk in Fürsten und Stämmen, in allen Einzelstaaten von Preußen und Bayern bis zu den thüringischen und übrigen Kleinstaaten, in Konfessionen und politischen Parteien, in Reich und Arm, in Gebildeten und Volksmassen völlig einig. Das mögen unsre Feinde bedenken.<sup>1)</sup>

1) Was ich hier in aller Kürze in bloßen Andeutungen ausgeführt habe, entwickle ich genauer mit besonderer Rücksicht auf die volkswirtschaftlichen Verhältnisse Großbritanniens und des Deutschen Reichs in einer kleinen eigenen Schrift, die unter Zugrundelegung eines älteren Zeitschriftaufsatzes in neuer, etwas vermehrter und veränderter Gestalt unter dem Titel: „Gegen England!“ (Warum England den französisch-russischen Krieg gegen Deutschland geschürt hat und ihm beigetreten ist), gerade in diesen Wochen veröffentlicht wird.

Berlin, 4. Sept. 1914.



## HOUSTON STEWART CHAMBERLAIN

## Deutsche Friedensliebe.

Für stilistisch kunstvolle Übungen hat in diesen heilig ernsten Tagen kein Mensch Sinn; neben der Hingabe des Lebens fürs Vaterland klingt selbst demosthenische Beredsamkeit hohl. Nur Tatsachen besitzen heute für uns Interesse. „Tatsachen“, schreibt Carlyle, „überreffen alles Denken; neben ihnen sind Worte ein bloßes Stammeln und Stottern.“ Doch, wie kommen wir zu den Tatsachen? Die materiellen, ja, die drängen sich uns auf; wie aber fangen wir es an, die intellektuellen und moralischen Tatsachen zu erfassen? Die ungeheure Tatsache des europäischen Krieges drängt sich uns Tag und Nacht auf; welche Tatsache aber liegt diesem Kriege zugrunde? Wer hat ihn gewollt? Die Feinde Deutschlands behaupten, Deutschland sei der Störenfried, es werde in Europa keine dauernde Ruhe geben, solange Deutschland nicht vernichtet sei: woher stammt dieser Wahngedanke? Wie ist es möglich, die offenkundige Wahrheit — die „Tatsache“ — den Blicken von Millionen zu verbergen? Wer Tatsache sagt, setzt Wahrheit voraus. Eine erlogene „Tatsache“ ist ein Nichts, das „ens imaginarium“ Kants, „leere Anschauung ohne Gegenstand“; gerade dieses Nichts aber vermag bisweilen dämonische Gewalt über die Vorstellungen der Menschen zu gewinnen. Durch die Presse, die so viel zur Verbreitung der Wahrheit beizutragen vermag, ist in den Händen einzelner die Lüge zu einer Weltgewalt ohnegleichen herangewachsen; wir erleben es drastisch in den Kriegsnachrichten ausländischer Zeitungen, und doch, wie harmlos sind erlogene Siegesnachrichten im Vergleich mit der Vergiftung der öffentlichen Meinung ganzer Nationen durch planmäßig

angelegtes, jahrelang systematisch durchgeführtes Lügen! Oskar Wilde schrieb einmal einen Aufsatz über „Die Kunst des Lügens“; seine Landsleute haben es seither in dieser Kunst weit gebracht. Nicht etwa als wären die Staatsmänner früherer Zeiten den geraden Weg offener Ehrlichkeit gewandelt; es stand aber der Schlaue wider den Schlaunen, der Listige wurde überlistet, und so kann man das Falschspiel eines Richelieu z.B. in einem gewissen Sinne ein „redliches Falschspielen“ nennen. Jetzt dagegen werden völlig Arglose irregeleitet. Die öffentliche Meinung kann heute kein Staatsmann entbehren; einen Krieg zu führen ist unmöglich — unmöglich wenigstens westlich der Düna —, wenn nicht weite Schichten des Volkes von dessen Notwendigkeit überzeugt sind; und da nun kein zivilisiertes Volk der Erde aus freien Stücken sich Krieg wünscht, so muß ihm — was Richelieu noch nicht zu tun brauchte — die Notwendigkeit des Krieges plausibel gemacht werden. Hier tut sich das Entsetzliche auf: die Lüge wirkt genau so stark wie die Wahrheit, denn sie wird geglaubt. Es genügt, eine gewisse Anzahl weitverbreiteter und daher einflußreicher Zeitungen zu gewinnen, sie einer einheitlichen Leitung zu unterstellen, und in wenigen Jahren ist das Ziel erreicht. Wohl niemals in der Weltgeschichte wurde die Irreführung eines ganzen Volkes so schamlos, so ruchlos und so geschickt-schlaue angelegt und durchgeführt wie die Irreführung Englands in bezug auf Deutschland. Diese Irreführung trägt die Schuld an dem jetzigen Krieg. Von Anfang an ist England die treibende Macht gewesen; England hat den Krieg gewollt und herbei-

geführt; England hat die Entfremdung Rußlands von Deutschland bewirkt, England hat Frankreich unablässig aufgehetzt. Möglich wurde diese frevelhafte Politik einzig durch berechnete, systematische Irreführung des englischen Volkes. Eine Handvoll Männer waren es, die, bei kaltem Blute, zur Förderung materieller Interessen, vor etlichen Jahren dies beschloßen. Die treibende Kraft war ein König, die geistige Kapazität ein seelenloser, verschlagener Diplomat, der dem alten englischen Grundsatz huldigt, in Staatsgeschäften seien Heuchelei und Lüge die besten Waffen; zum „Manager“ der Irreführung innerhalb Englands erwählte man einen geschickten Journalisten, dem jede Meinung gleichgültig war, solange er dabei Geschäfte machte. Schon damals besaß er Blätter der verschiedensten Richtungen; er erwarb ihrer immer mehr; zuletzt ging sogar die Times, deren Richtung er schon lange bestimmte, in seine Hände über; heute — unter einem Lordstitel paradiierend, der seinen wirklichen Namen verbirgt sowie seine unenglische Abstammung — macht er mit den Engländern, was er will. Um nur eines zu nennen: Schon seit Jahren sind die Berichte des Timeskorrespondenten in Berlin eine wahre Schmach; an positiven und an negativen Lügen hat dieser gewissenlose Mensch — auf dessen feiges Haupt ein gut Teil alles Elends dieses Krieges fällt — das Unglaublichste geleistet; mehrmals fragte ich, warum man den Elenden nicht mit Peitschenhieben von Berlin bis zur Grenze jage; immer hieß es: „Es gibt kein Gesetz gegen das Lügen.“ Dieses Gesetz muß jetzt gemacht werden: Lügner, die den Frieden Europas gefährden, müssen gehängt werden!

Und nun, nach der erlogenen Tatsache des kriegswollenden Deutschlands die wahre Tatsache: Deutschland als einzi-

ger Friedenshort. Hierüber mag das Zeugnis eines Ausländers einigen Wert besigen.

Seit 45 Jahren verkehre ich vorwiegend mit Deutschen, seit 30 Jahren lebe ich ständig in deutschen Landen; die Liebe zu deutscher Art, deutschem Denken, deutscher Wissenschaft, deutscher Kunst schärfte mir das Auge, ohne mich blind zu machen; mein Urteil blieb völlig objektiv und an gar manches, was mir beim ersten Betreten deutschen Bodens nicht behagte, habe ich mich noch immer nicht gewöhnen können. Mit Frankreich seit frühester Kindheit verwachsen, England durch Blutsbande angehörig, blieb ich vor parteiischer Verblendung bewahrt. Freilich habe ich stets zurückgezogen gelebt und suchte nicht durch Gaffen und Vordrängen Volk und Land kennen zu lernen; von einiger Entfernung erblickt man aber die Dinge klarer als aus der Nähe; aus der Stille vernimmt das Ohr deutlicher als mitten im Wirrwarr. Und mein Zeugnis lautet dahin: in ganz Deutschland hat in den letzten 43 Jahren nicht ein einziger Mann gelebt, der Krieg gewollt hätte, nicht einer. Wer das Gegenteil behauptet, lügt — sei es wissentlich, sei es unwissentlich.

Mir wurde das Glück zuteil, Deutsche aus allen Gauen und aus allen Ständen gründlich genau kennen zu lernen, von des Kaisers Majestät an bis zu braven Handwerkern, mit denen ich tagtäglich zu tun hatte. Ich habe Schulleute, Gelehrte, Kaufmänner, Bankiers, Offiziere, Diplomaten, Ingenieure, Dichter, Journalisten, Beamte, Künstler intim gekannt: niemals habe ich einen Kriegslustigen oder genauer gesprochen einen Kriegslüsternden angetroffen. In England dagegen fand ich bei meinen letzten Besuchen, 1907 und 1908, allerorts einen geradezu erschreckenden blinden Haß gegen Deutschland und die ungeduldige Erwartung eines Ver-



nichtungskrieges. Die Abwesenheit jeglicher Animosität gegen andere Völker ist ein auffallendes Kennzeichen der Deutschen — und zwar der Deutschen allein. Sie pflegen eher nach der Seite der übertriebenen Anerkennung fremder Verdienste zu irren. Außerdem weiß jeder Deutsche, daß er bei der geographischen Lage seines Landes von einem Kriege alles zu fürchten und wenig zu hoffen hat. Wie sollte ein Volk bei welchem Industrie, Handel und Wissenschaft von Jahr zu Jahr immer höher blühen, wie dies im Deutschland der letzten 43 Jahre der Fall war, Krieg herbeizetteln wollen, der alle drei vernichtet?

Ich überschreite den mir zugemessenen Raum, übergehe darum gar vieles und beschränke mich heute auf das eine: ich will nur noch von Kaiser Wilhelm reden. Nur er könnte als einzelner eine ausschlaggebende Wirkung ausgeübt haben. Ich bin dem Kaiser nicht oft, doch unter besonders günstigen Umständen begegnet: außerhalb der Hofetikette, zu zwanglosem Meinungsaustausch, unbelauscht. Nie habe ich ein Wort des Monarchen wiederholt; nicht, daß er mir Geheimnisse anvertraut hätte, sondern weil unsereiner die mögliche Wirkung eines Wortes für einen Mann in so exponierter Stellung nicht vorausszusehen vermag: auch heute will ich von dieser Maxime nicht abweichen. Doch begehe ich gewiß keine Indiskretion, wenn ich sage, daß in dieser bedeutenden Persönlichkeit zwei Züge mir über alles bemerkenswert erschienen, als die zwei „Dominanten“ ihres ganzen Fühlens, Denkens, Handelns: das tiefe, nie weichende Gefühl der Verantwortung vor Gott und — hierdurch eng und streng bedingt — der energische, herrische, ja — wenn es nicht zu paradox klingt — der ungestüme Wille, Deutschland den Frieden zu bewahren. Deutschlands Macht — die seiner Fürsorge so viel verdankt

— sollte nicht Krieg heraufbeschwören, vielmehr den Mißwollenden Frieden aufzwingen. Seine Taten beweisen es ja; denn wo auch in den letzten zehn Jahren die Situation für Deutschlands Ehre fast unerträglich ward — und dafür sorgte England nach Möglichkeit —, er war's, der Kaiser, der immer wieder den Frieden durchsetzte. Nicht etwa, daß es in Deutschland eine Kriegspartei gegeben habe; das ist eine Times-Lüge; wohl aber gab es verantwortungsvolle Staatsmänner und Soldaten, die mit Recht sagten: wenn England und seine Kumpane Krieg um jeden Preis wollen, dann lieber sofort. Der Kaiser aber konnte bei seinem Gotte dieses Argument nicht durchsetzen; er stieß das Schwert in die Scheide zurück. Kein Wunsch — dessen bin ich innerlichst überzeugt — überwog bei Wilhelm II. den einen, auf seinem Sterbebett sich sagen zu können: ich habe meinem Lande unverbrüchlich den Frieden bewahrt, die Geschichte wird mich den „Friedenskaiser“ nennen. Schenkt aber Gott den deutsch-österreichischen Waffen den Sieg, den vollkommenen, niederschmetternden Sieg — was wir alle von ihm erflehen, auch wir Nichtdeutschen, insofern uns das Wohl und die Kultur der gesitteten Menschheit höher steht als nationale Eitelkeit — dann, aber auch nur dann, genießt Europa eines hundertjährigen Friedens, und der Wunsch des großen und guten, von seinen Standesgenossen so schmachlich betrogenen Fürsten wird doch noch in Erfüllung gehen, glorreicher als er es sich gedacht hatte, zugleich ganz Deutschland zur Rechtfertigung vor Verleumdung und Lüge: erst recht wird er dann „Friedenskaiser“ heißen, da er und sein Heer als ihr ur-eigenes Werk den Frieden geschaffen haben werden.

Bayreuth, 2. September 1914.

## ERNST TROELTSCH

### Der Krieg und die Internationalität der geistigen Kultur.

Man hat in dem ungeheuren Kriege, der jetzt die Flanken der beiden mittteleuropäischen Reiche mit einem Riesenschwall kämpfender Truppen umgibt und den europäischen Gegensatz in alle Meere und Weltteile hinausträgt, oft eine Katastrophe der europäischen Kultur und in der Dämmerungsstimmung, die alte Kulturvölker überhaupt leicht beschleicht, darin den Anfang vom Verfall Europas gesehen. Wir Mitteleuropäer teilen diese Gefühle und Ahnungen nicht, sind vielmehr der Meinung, daß die ungeheure Stärkung des politisch-militärischen Gedankens, den dieser Krieg den Völkern bis in die untersten Schichten hinein bringen muß, den großen neugebildeten und als Staat jungen Organismus des Deutschen Reiches endgültig festigen und durchsetzen und dem Habsburger Staatsgebilde der Donauländer seine außerordentliche Kulturmission von neuem bestätigen werde. Das Aufkommen des Deutschen Reiches und Italiens hat die europäische Gesamtlage verändert, und diese Neubildung ist es, die von den in ihr vereinigten Völkern nun endgültig gesichert und befestigt wird. Sie haben sittliche, geistige, populationistische und wirtschaftliche Kraft genug, um noch auf lange der europäischen Kultur ein festes Zentrum zu geben, dem trotz aller ethnographischen Schwierigkeiten die Donaumonarchie als Bollwerk und als Pionier europäischer Kultur gegen Osten zugesellt bleibt. Die Anstürme der europäischen Randvölker und der kalt berechnete Geschäftskrieg der größten Handelsmacht gegen die europäische Mitte werden diese nicht zertrümmern, und in dieser wird die europäische Kultur fort dau-

ern und neu aufblühen; ja, wir hoffen auf eine Zeit, wo die Unzerstörbarkeit der europäischen Mitte zu den politischen Grunddogmen gehört und es niemand mehr für ein Gebot nationaler Ehre oder geschäftlicher Klugheit hält, ihr das in hundertjährigem Kampfe seit den napoleonischen Kriegen geschaffene politische Dasein und die in nicht minder großer intellektueller, technischer und wirtschaftlicher Arbeit erzeugte Ernährungsmöglichkeit zu vernichten. Unsere Waffen werden dafür sorgen, daß diese Einsicht, die man dem sittlichen Gedanken und der politischen Klugheit hätte entnehmen können und sollen, von den in nationalistischen Phrasen erstickenden und in geschäftlichen Tücken verblendeten Gegnern begriffen wird.

Aber daran kann freilich kein Zweifel sein: der Internationalismus der europäischen geistigen Kultur und damit das gleich nach der wirtschaftlichen Austauschgemeinschaft wichtigste Band der europäischen Gesamtheit ist auf eine Generation hinaus aufs schwerste geschädigt. Kunst und Wissenschaft als die sichtbaren Äußerungen eines in ihnen sich offenbarenden europäischen Gemeingeistes sind tief erschüttert. Bei der Kunst ist es vielleicht gar nicht allzusehr zu beklagen. Die Internationalität des Kunstmarktes und des Kunstgeschwäges hat uns die natürliche Empfindung oft genug verdorben, und es ist vielleicht gut, wenn wir Germanen, die nun einmal kein wesentlich künstlerisch veranlagtes Volk sind, davon ablassen, uns künstlerisch zu drapieren und uns die ästhetische Feinnervigkeit als Surrogat für sittliche, religiöse und physische Kraft aufreden zu

lassen. All die Ästheten, die in der Großstadtspresse uns ihre Finessen einzuflößen suchten, sitzen heute in den Mauselöchern, und wenn sie dereinst wieder hervorkriechen, dann werden sie einem Volke wenig Eindruck machen, das unsere Bauern und Arbeiter hat zu den Fahnen eilen sehen und ihrem ehrlichen, derben Pflichtgefühl die Rettung von Herd und Heimat vor feindlicher Invasion verdankt. Die Ernsten und Tieferen unter ihnen haben es ja heute schon begriffen, daß die elementaren Lebensschicksale der Völker von der Kraft der Nerven und dem Ernst der Gesinnung abhängen und nicht von der Betrachtung und Einfühlung in die Werke der Kunst, die doch in Wahrheit und Größe nur säkulare Geschenke einer seltenen Zusammendrängung produktiver Kräfte sind. Zudem brauchen wir nicht zu befürchten, daß da, wo wirklich künstlerische Kraft ist, sie sich nicht durchsetzen wird. Vielmehr können wir uns darüber freuen, daß man mehr auf die wirkliche Kraft als auf eine allgemeine Kulturpflicht rechnen wird, populäre Kunst zu haben, wie man allgemeine Volksschule und allgemeine Bildung hat. Und solche wirkliche Kraft wird dann auch unbefangener die nationalen und heimatlichen Züge zeigen dürfen und können.

Viel schwieriger und ernster ist die Lage der Wissenschaft. Sie ist als reine Wissenschaft in sich selbst geschädigt, insofern angesichts solcher Daseinskämpfe ein jeder sich die Frage stellt nach Zweck und Sinn eines solchen geistigen Luxus. Die Federn unserer Gelehrten feiern, nicht bloß weil niemand lesen und drucken mag oder etwa weil sich ihre Gedankenkraft in solcher Lage nicht zu sammeln vermöchte, sondern weil jeden die Zwecklosigkeit und Überflüssigkeit der Wissenschaft erschüttert in einem Moment, wo es um Sein und

Leben geht, und wo auch jeder Forscher lieber in Reih' und Glied die Flinte in der Hand halten möchte als in geistvollster Originalität die Feder. Aber diese Lähmung wird vorübergehen, und, wenn wir auf einige Zeit die Hypertrophie eines rein wissenschaftlichen, lediglich erklärenden und objektiv ordnenden Geistes zurückdrängen, so wird es der Gesundheit gerade unserer geistigen Entwicklung nicht schaden.

Dagegen wird freilich die der echten Wissenschaft eignende Internationalität auf lange und mit verhängnisvollen Folgen geschädigt sein. Es ist das Wesen der Wissenschaft, allgemeingültige d. h. für alle gültige Erkenntnisse zu gewinnen und zu diesem Zwecke den weitest möglichen Austausch der Erkenntnisse zu pflegen. Aus beiden Bedürfnissen und Grundrichtungen ist in der Tat eine wissenschaftlich-geistige Kulturgemeinschaft der modernen europäisch-amerikanischen Welt entstanden, die in internationalen Kongressen, Zeitschriften, Organisationen, in gegenseitigem Besuch der wissenschaftlichen Lehranstalten und persönlichem Austausch der Forscher, in Übersetzungen und Popularisationen die gebildeten Kreise unserer Völker und vor allem die Gelehrtenwelt eng verband. In dieser Arbeit hatte sich ein Geist der Gerechtigkeit und des gegenseitigen Verständnisses, wissenschaftlich-objektiver Würdigung der gegenseitigen Verhältnisse und persönlich-freundschaftlicher Beziehungen gebildet, den wir uns gewöhnt hatten als ein wesentliches Unterpfand des Friedens und als ein entscheidendes Mittel für den Fortschritt der Kulturgemeinschaft zu betrachten. Bei der Naturwissenschaft verstand sich das von selbst. Aber auch die Geschichtswissenschaft hatte einen Geist der gerecht würdigenden, wesentlich erklärenden Objektivität herausgebildet, in welchem die Geschichtsforschung nicht



mehr leidenschaftliche nationale Publizistik, sondern echte und ruhige Erforschung der sozialen, politischen und geistigen Entwicklung wurde. Gerade auf dieser Ausbildung des geschichtlichen Denkens beruhte ein großer Teil der wirklich vorhandenen internationalen Verständigung und die Hoffnung weiterer gegenseitig verstehender Anerkennung. Ja, auch die philosophisch-metaphysisch-ethischen Wissenschaften, in denen bei der starken Mitwirkung persönlicher Lebensgefühle die nationalen Sondercharaktere am stärksten sich geltend machen, hatten an einem neuen ethischen Idealismus der europäischen Kultur erfolgreich zu arbeiten begonnen, und man durfte hoffen, daß diese Ideenwelt nicht bloß die privaten und persönlichen Einzelbeziehungen oder die innerstaatlichen sozialen Probleme, sondern auch die gegen sie so spröde öffentliche und politische Moralität oder besser die bisherige moralische Indifferenz der zwischenstaatlichen Beziehungen ergreifen werde. Noch haben wir die Reden Lord Haldanes im Ohr, der solche Gedanken eindrucksvoll vertrat und sie wesentlich dem Einfluß deutscher Wissenschaft zu verdanken bekannte. Danach sollte gerade der historischen Wissenschaft, der Sozialphilosophie und Ethik ein „höheres Nationalgefühl“ verdankt werden, das die national-politischen Aufgaben mit Rücksicht auf das Ganze der menschlichen Kulturgemeinschaft zu stellen und zu lösen ermöglicht.

Alles das ist heute zerrissen, am schmerzlichsten und nachdrücklichsten zerrissen gegenüber dem stammverwandten England. Die englischen Ehrentitel sind abgelegt, und die englischen Medaillen wandern in die Münze, von den Orden gar nicht zu reden. Eine tiefe Bitterkeit hat gerade hier die bisherige Hoffnung abgelöst, daß es der englischen Kultur mög-

lich sein werde mit der deutschen zusammenzugehen, und daß es England unter dem Einfluß seiner edleren Geister über sich gewinnen werde, den Millionen der europäischen Mitte den unentbehrlichen, auf Handel und Export notwendig mit zu begründenden Unterhalt zugönnen. Wir deutschen Gelehrten beklagen diese Zerreißung der Gemeinschaft aufs tiefste, nach unserem ganzen Charakter mehr mit Schmerz als mit Entrüstung. Der deutschen Wissenschaft hat der Chauvinismus völlig fern gelegen, und sie hat für die Verständigung stets gearbeitet, wenn sie dabei auch nie die eigene Würde aus den Augen gesetzt hat. Heute noch glauben wir, daß dieser alle Gemeinheit und Lüge, alle Selbstsucht und Giftigkeit gegen uns in Bewegung setzende Krieg auch unsere wissenschaftlichen Arbeitsgenossen in den fremden Ländern schmerzlich bewegt als etwas, das vom Standpunkt Frankreichs und Englands aus nicht lebensnotwendig gewesen wäre; vom offiziellen Rußland reden wir dabei nicht, denn ihm gegenüber ist keine Kulturgemeinschaft vorhanden. Heute noch können wir kaum glauben, daß Äußerungen wie die von Bergson und den Webbs berichteten auf Wahrheit beruhen sollten, und unter allen Umständen halten wir es für unter unserer Würde, mit der gleichen Münze heimzuzahlen. Uns ist die Internationalität der europäischen Wissenschaft auch heute noch heilig. Unsere wissenschaftliche Gewöhnung an objektive Erforschung historischer Dinge versagt sogar den Kriegsmotiven der feindlichen Staaten gegenüber nicht, und es liegt in der Sache selbst, nicht in dem mangelnden objektiven Verständnis, wenn wir die Kriegsmotive Englands als die äußerlichsten und hohlsten ansehen und daher ihm gegenüber den größten Affekt des Zornes und der Entrüstung zeigen.



So sehr wir diese Zerreißen beklagen und so schroff sie dem eigentlichen Geiste einer wissenschaftlich durchtränkten Kultur widersprechen, so brauchen wir aber doch damit keine Befürchtungen für die europäische wissenschaftliche Kultur überhaupt zu verbinden. Diese letztere ist bei uns gut aufgehoben, und wir vermögen sie im Notfalle recht gut allein aufrechtzuerhalten. Dabei gewähren uns die in den letzten Jahren angebahnten Austauschbeziehungen zu Amerika die Hoffnung, daß wenigstens die großen Hauptvölker der Alten und Neuen Welt die wissenschaftliche Kulturgemeinschaft unter sich behaupten und von den Kreisen der höheren geistigen Kultur aus auch ein allgemein menschliches gegenseitiges Verständnis zu verbreiten imstande sein werden. In allen Hauptpunkten aber können wir auch in der wissenschaftlichen Arbeit uns auf uns selber stellen. Ist doch dieser Krieg selbst in seinem bisherigen Verlaufe zum guten Teil ein Werk des wissenschaftlichen deutschen Geistes, des Geistes der Systematik, Ordnung und Strenge und der deutschen Technik, die es uns ermöglicht, die großen Festungen wie bessere Schützengräben zu behandeln. Der Beitrag, den dieser Geist des umfassenden und berechnenden Denkens zu den Leistungen der kriegesischen Bravour hinzugefügt hat, ist uns ein Unterpfand der organischen Verknüpfung der Wissenschaft mit unserem ganzen Volksdasein und ein Unterpfand der weiteren Blüte deutscher Wissenschaft wie der Achtung, die sie gerade durch

diesen Krieg sich verschaffen wird. Umgekehrt wird die deutsche Wissenschaft gerade in ihren historischen, sozialwissenschaftlichen und ethischen Arbeitsrichtungen aus diesem Kriege von neuem lernen, welche unermeßliche Bedeutung dem Staate und der politischen Erziehung des Volkes vor allen anderen geistigen Mächten zukommt. Schon sind eine ganze Reihe von irreführenden oder einseitig gerichteten Ideologien unter den Wirkungen dieses Krieges zusammengebrochen. Wir sehen heute durch die ganze europäische Welt hindurch, daß die politisch-militärische Gemeinschaft stärker ist als die der Rasse und des Blutes, als die der Klasse und sozialen Lage, daß Kraft, Gesundheit und Einheit des Staates für die Zukunftsentwicklungen wichtiger ist als alle Konsequenz logisch-wissenschaftlicher Gedankenmassen. Der Staat ist nicht des Menschen höchstes, aber sein bestes Gut, das die Grundlage von allem anderen ist, und bei dessen Gesundheit auch allem übrigen erst das Wachstum gesichert ist. Eine Wissenschaft, die diese alten Wahrheiten von neuem erkennt und versteht, wird in dem unseren Staat aufrechterhaltenden Kriege sich selbst gerettet und behauptet wissen und mit der ungebrochenen Fortdauer dieses Streites auch selber fortzudauern und wieder zu blühen gewiß sein. Dabei können wir denn ruhig warten, bis die der Wissenschaft naturgemäßen internationalen Beziehungen sich wieder von selber einstellen.

Heidelberg, 5. Sept. 1914.

## FRANZ VON LISZT

## Das deutsche Volk und der Krieg.

Von den Gelehrten, Künstlern und Technikern des Auslandes, auch in den mit dem Deutschen Reiche nicht im Kriege stehenden Ländern, können wir nicht erwarten, daß sie in der Seele des deutschen Volkes wie in einem offenen Blatte zu lesen verstehen, daß sie klar erkennen, was in diesen schweren und doch so erhebenden Tagen uns Deutsche im tiefsten Innern erfüllt und all unser Denken und Handeln bewegt. Um so weniger können wir es verlangen, als unsere Gegner uns die Verbindung mit dem Ausland fast völlig abgeschnitten und ein dichtes, schier unzerreißbares Lügengewebe um uns herumgezogen haben. Zwar wird die eherne Sprache weltgeschichtlicher Tatsachen auf die Dauer nicht ungehört verhallen; und schon heute hat der Donner der Geschütze da und dort das Lügengewebe zerrissen. Aber dichter noch und stärker verhüllen jene Lügen die Seelenvorgänge, die die geschichtlichen Ereignisse begleiten, und die nur der aufmerksame und unbefangene Beobachter richtig zu würdigen vermag.

Die Mitarbeiter der „Internationalen Monatsschrift“ können aber verlangen, daß ihre Worte Gehör und Glauben finden, wenn sie von dem Seelenleben des deutschen Volkes berichten. Die außerdeutschen Kollegen kennen unsere Namen, unsere Arbeiten, unsere Hingabe an die großen Probleme des nationalen wie des internationalen Lebens. Fast ausnahmslos haben wir in den großen Verbänden der Wissenschaft, Kunst und Technik mit Männern aus allen Ländern zusammengearbeitet, um die gemeinsamen Interessen der Menschheit zu fördern. Zahlreichen Freunden und

Schülern im Ausland sind wir persönlich nahe verbunden, die unser Leben, unser Wirken, unser Wollen aus eigener Anschauung kennen. Gar mancher von uns hat sich nicht gescheut, über das Gebiet seines Faches hinaus an der Verständigung der Völker nach besten Kräften fördernd mitzuwirken. Es ist nicht Unbescheidenheit, wenn wir heute verlangen, daß an der Ehrlichkeit unserer Gesinnung, an der Aufrichtigkeit unserer Worte nicht gezweifelt werde.

Aber auch nicht an der tatsächlichen Richtigkeit dessen, was wir über die seelische Stimmung des deutschen Volkes hier berichten. Denn das ist kein Bericht über fremdes, sondern über eigenes Erlebnis. Das ist gerade das Größte in diesen Tagen, daß das ganze deutsche Volk nur eine einzige Seele hat. Die Parteien haben sich bekämpft: Es gibt heute keine Parteien mehr. Die sozialdemokratischen Abgeordneten drängen sich zu den Waffen, und ihre Presse darf im Heer verbreitet werden; Polen und Dänen, Welfen und Elsässer fühlen sich nur mehr als Glieder des deutschen Volkes. Über die Standesunterschiede haben wir geklagt: sie sind wie mit einem Schlage verschwunden. Vom einfachsten Fabrikarbeiter und Ackerbürger bis zu den Bundesfürsten und bis zum obersten Kriegsherrn hinauf hat ein eisernes Band das deutsche Volk umschlungen. Ein einziger Gedanke, aus der Schwere der Schicksalsstunde geboren, erfüllt uns alle.

Für diesen Gedanken wollen wir Zeugnis ablegen vor dem Ausland. Was wir zu sagen haben, könnte jeder andere aus dem deutschen Volke ebenso gut sagen wie wir. Was wir tun können und tun

wollen, ist einzig und allein das: daß wir unseren guten Namen, den lebenslange Arbeit uns errungen hat, einsetzen für die Wahrheit unserer Worte.

Den uns aufgezwungenen heiligen Krieg für das Vaterland wollen wir kämpfen bis zum letzten Atemzug. Das ist der Gedanke, der uns alle erfüllt.

Das deutsche Volk hat den Krieg nicht gewollt. Wir haben nichts verlangt als die Luft, die wir zum Atmen brauchen. Wir haben verlangt, daß unsere friedliche Arbeit, unsere naturgemäße Entwicklung uns nicht gestört, daß uns der Plag an der Sonne neben allen anderen vorwärtstrebenden Völkern nicht verkümmert oder verdunkelt werde. Um uns den Frieden zu erhalten, haben wir gerüstet. Heer und Flotte waren uns nichts anderes als eine Friedenswehr. Das ist keine Redensart. Durch vier Jahrzehnte hindurch hat das Deutsche Reich den Frieden bewahrt. Gar manche günstige Gelegenheit, einen unserer jetzt vereinten Gegner einzeln anzugreifen, haben wir vorübergehen lassen. Wir haben die Spannung zwischen Frankreich und England (1898), wir haben den Burenkrieg, den russisch-japanischen Krieg, die Balkanwirren nicht dazu benutzt, um im Trüben zu fischen. Wir haben, vielleicht über die Grenzen hinaus, die nationales Selbstgefühl gestattet, um die Freundschaft von Frankreich und Rußland und England gewonnen.

Wir haben den Krieg nicht gewollt; er ist uns aufgezwungen worden. Seine Vorgeschichte ist offenkundig. Nicht das französisch-russische Bündnis (1891) hat das europäische Gleichgewicht aus den Angeln gehoben. Das ist erst geschehen, als England das Einvernehmen mit Frankreich abschloß (1904) und dann auch mit Rußland (1907) zu einer Verständigung gelangte. Seither lag die Kriegsgefahr wie eine drohende Wolke

über Europa. Frankreichs Rachsucht, die merklich nachgelassen hatte, sah nunmehr den Weg vor sich, auf dem sie zu ihrem Ziele gelangen konnte. Das durch Japan im Osten Asiens zurückgedrängte Rußland konnte wieder den Blick auf Konstantinopel richten und brauchte seinen Haß gegen das mit Österreich-Ungarn verbündete Deutsche Reich nicht mehr zu verhüllen. Und England, die treibende Kraft der gegen Deutschland gerichteten Einkreisungspolitik, hatte die Möglichkeit gewonnen, mit Hilfe der beiden anderen Mächte den gefährlichsten Konkurrenten auf dem Weltmarkt in die Stellung eines machtlosen Kontinentalstaates zurückzuwerfen. Seit 1911 war es klar, daß es zum Kriege kommen mußte, wenn es nicht gelang, das Verhältnis zwischen England und Deutschland besser zu gestalten. Daß die deutsche Reichsregierung bis zum letzten Augenblick mit aller Kraft an dieser Aufgabe gearbeitet hat, wird jeder unbefangene Geschichtsschreiber ihr bestätigen; ebenso, daß die Besten des deutschen Volkes dieses Streben mit den wärmsten Wünschen begleitet haben. Die Arbeit ist, wir wissen es heute, vergebens gewesen. Und der Krieg mußte darum kommen. Als Rußland seine schützende Hand über die serbischen Königsmörder hielt und damit den Bestand Österreich-Ungarns auf das schwerste bedrohte, warf England sein Schwert in die Kriegsschale. Der Weltkrieg ist da. Wir haben ihn nicht gewollt. Die ungeheure Blutschuld lastet nicht auf uns.

Wir führen den Krieg um den Bestand und um die Zukunft des Deutschen Reiches. Und darum ist dieser Krieg für uns ein heiliger Krieg. Die Übermacht der Gegner schreckt uns nicht. Wir müssen durch. Wir müssen siegen, wenn wir nicht untergehen wollen. Das ist der Gedanke, der uns alle beseelt. Die Gegner, die auf Unstimmigkeiten innerhalb des



deutschen Volkes gerechnet hatten, haben einen schweren Rechenfehler begangen. Das hätte zum mindesten der 4. August aller Welt kundtun müssen. Wer, wie der Schreiber dieser Zeilen, damals im Weißen Saal gewesen ist, als der Kaiser die Thronrede verlas, und dann im Reichstag, als alle Vorlagen der Regierung ohne Debatte angenommen wurden; wer damals den brausenden Jubel hörte, der das große Haus in den Reihen der Abgeordneten und auf den Bänken der Regierung und auf den Galerien erfüllte, als auch die 111 Mann starke Fraktion der Sozialdemokratie bei dem Hoch auf Kaiser und Volk sich von den Plätzen erhob: der mußte es wissen, daß der Krieg, in den zu ziehen das deutsche Volk beschlossen hatte, kein Krieg aus Rachsucht oder Herrschsucht oder Habsucht war, sondern der Krieg um das Leben des Vaterlandes, der heilige Krieg.

Das ist der Geist des deutschen Volkes in diesem Krieg. Und von allen, die diese Hefte lesen, erwarten wir, daß sie uns glauben, wenn wir in diesen ersten Tagen es ihnen sagen. Vor allem von denen, die den neutral gebliebenen Staaten angehören. Aber auch von dem einen oder dem anderen objektiv urteilenden Staatsangehörigen unserer Kriegsgegner.

Einem jeden von uns, der sein Leben lang an der Internationalisierung der Wissenschaft oder der Kunst oder der Technik gearbeitet hat, ist in diesen Wochen viel Liebes und Wertvolles zusammengebrochen; manche stolze Hoffnung haben wir zu Grabe getragen, gar manche Freundschaft, die auf Lebenszeit geschlossen schien, ist zerrissen; tiefe Klüfte haben sich aufgetan, wo bisher fruchtbares Feld gemeinsamer Arbeit war. Wie es nach Beendigung des Krieges werden wird, weiß heute keiner von uns. Jahre werden jedenfalls dahingehen, bis die Wege zur Verständigung wieder gefunden und gebahnt sind; und die Älteren von uns werden diesen Zeitpunkt wohl nicht mehr erleben. Aber auch wo die Freundschaft unmöglich geworden ist, mag gegenseitiges Verständnis nicht ausgeschlossen sein. Und so richte ich diese Zeilen, die keine Belehrung, sondern ein Bekenntnis sein sollen, auch an die Fachgenossen in den Ländern, mit denen wir heute im Kriege stehen. Ganz besonders an die ehemaligen Freunde und Schüler. Sie sollen wissen, daß von uns Lehrern der Wissenschaft kein einziger anders denkt und empfindet als die deutschen Soldaten draußen in feindlichem Lande.

Berlin, 7. Sept. 1914.

## FRIEDRICH LOOFS

### Erinnerungen und — Fragen.

Vor drei Jahren fuhr ich, um in Oberlin (Ohio) die Vorlesungen der Haskellstiftung zu halten, in den ersten Septembertagen mit meinem ältesten Sohne nach Amerika. Schon unterwegs variierten drahtlose Depeschen, daß der politische Himmel nicht so wolkenlos war, wie er uns bei der Abreise erschienen war. Und am ersten Abend in Neuyork

lasen wir vor dem himmelhohen Gebäude einer der ersten Neuyorker Zeitungen auf den Fensterscheiben der Parterreräume in Transparentdruck so beunruhigende Nachrichten über einen drohenden Krieg, in dem auch England auf seiten der Gegner Deutschlands sein werde, daß wir bereits erwogen, wie wir nach Deutschland zurückkehren könnten, ohne daß mein



Sohn englischem Fahnden auf deutsche Heerespflichtige sich aussetzte. Doch brachten die nächsten Tage beruhigende Depeschen. In der Tat war, wie man später in Deutschland erfuhr, im September eine Kriegsgefahr nicht vorhanden gewesen. Aber das Donnerrollen in den Zeitungen hatte doch Gründe gehabt: es war der späte Nachhall eines Gewitters gewesen, das geraume Zeit früher am Himmel gestanden hatte. Und England, so hieß es, habe damals wirklich Frankreich versprochen gehabt, im Falle eines deutsch-französischen Krieges ein Hilfskorps von 150000 Mann in Belgien (!) zu landen. Ob das wahr ist, wird die Zukunft ans Licht bringen. In Amerika war im September und in der ersten Hälfte des Oktobers von solchem Detail nicht die Rede. Aber die Möglichkeit eines englisch-deutschen Krieges ward, auch nachdem die Kriegswolken sich verzogen hatten, mehrfach mit englisch-amerikanischen Freunden erörtert. Dabei fand ich, daß den Amerikanern, mit denen ich in Berührung kam — sie gehörten fast ausschließlich den Gelehrten- oder Theologenkreisen an — diese „Möglichkeit“ zumeist als eine Unmöglichkeit erschien. Der sittliche Idealismus, der in Amerika verbreiteter ist, als man dem Dollarlande eines John Rockefeller u. a. es zutraut, bestimmte dies Urteil. „Sollten die gebildetsten und noch dazu stammverwandten Völker Europas, die Vormächte des Protestantismus in der alten Welt, feindselig einander entgegentreten können?“ „Wie vieles haben sie gemeinsam! Wie wenige politische Reibungsflächen bestehen für sie!“ „Ist die Welt nicht weit genug, die Fülle der Aufgaben, die sie den beiden Völkern stellt, nicht groß genug, um ein friedliches Nebeneinander-, ja ein harmonisches Miteinanderwirken ihnen zu ermöglichen?“

Nicht nur Amerikaner haben so ge-

dacht. Auch in Deutschland ist das lange Zeit die Meinung der meisten Gebildeten gewesen. Wir waren unzufrieden, wenn „alldeutscher“ Eifer solchen „idealistischen Optimismus“ verspottete und auf den brutalen Egoismus der englischen Politik hinwies, der über kurz oder lang zum Kriege führen werde. Das Urteil dieser Realpolitiker über das England der Vergangenheit mochte richtig sein. Aber war die Zivilisation nicht inzwischen einen guten Schritt weitergekommen? War nicht das Bewußtsein davon, daß wir mit den Engländern und die Engländer mit uns die größten geistigen Güter gemeinsam zu fördern berufen seien, inzwischen weit lebendiger geworden als früher? Und in England selbst dachten — ja ich bin fest überzeugt, daß dies nicht nur Vergangenheit ist — viele Tausende ebenso. In bezug auf die Kreise der Gelehrten und der Theologen habe ich das noch vor anderthalb Jahren bestätigt gefunden, als ich einige Vorlesungen an der Universität London zu halten übernommen hatte. Auch die Begrüßungsrede eines englischen Kollegen, die meiner ersten Vorlesung voranging, sprach solche Gedanken aus. Von der Person, der zunächst der Gruß galt, kam sie auf die deutsche Wissenschaft, von der deutschen Wissenschaft auf Deutschland überhaupt, sprach dann von dem Gemeinsamen, das England und Deutschland eng verbinde, und bat mich, in Deutschland ein Interpret dieser Gefühle zu sein. Vierzehn Tage später meinte mein Wirt auf der Insel Wight, es seien „nur die Kaufleute“, die einen Krieg mit Deutschland wünschten.

Jetzt haben wir den Krieg! Und nun zu den Erinnerungen die Fragen! Trotz der 43 Friedensjahre, in denen Deutschlands Geduld oft auf eine harte Probe gestellt worden ist, glaubt man in England nicht, daß wir den Krieg nicht gewünscht

haben. Man bedauert das „überfallene“ Frankreich und rühmt Englands „Friedensliebe“, die ungern genug deutschem „Größenwahn“ gegenüber jetzt zum Kriege sich hätte zwingen müssen. So sagt man, so druckt man; das Papier ist geduldig. Aber glaubt man das alles wirklich? Glaubte man wirklich, wir hätten, wenn wir einen Präventivkrieg mit Frankreich gewollt hätten, bis heute gewartet? Glaubte man wirklich, Frankreich, das seit 1871 von der „Revanche“ geträumt hat, habe ehrlich Frieden mit Deutschland gewünscht? Waren nicht deutliche oder andeutende Hinweisungen auf die „Revanche“ in Frankreich noch immer ein Mittel, die Volksgunst zu erlangen? Durfte ein französischer Politiker den Übergang Elsaß-Lothringens an Deutschland als eine unabänderliche Tatsache bezeichnen? — Und war England wirklich ein Anwalt des Friedens? Hat Eduards VII. Politik dem Frieden gedient? Hat er nicht die im französischen Volke abflauende Hoffnung auf Revanche neubelebt? Ist es nicht sein Programm, das Deutschland gegenüber jetzt zur Ausführung kommen sollte? — Glaubte man trotz alledem wirklich, wir hätten den Frieden gebrochen und auch England zum Kriege genötigt? — Durch das Reutersche Bureau und durch englische Zeitungen sind die lächerlichsten Nachrichten über deutsche Niederlagen, über Aufstände und Hungersnot in Deutschland u. dgl. verbreitet worden. Glaubte man diesen Berichten jetzt noch? oder haben diese Lügen ihre kurzen Beine sich jetzt abgelaufen? Wie hier durch die Tatsachen die Wahrheit an den Tag gekommen ist, so wird auch die Wahrheit darüber, wer die Schuld an dem gegenwärtigen Kriege trägt, nicht immer verborgen bleiben.

Es war eine idealistisch-optimistische Einbildung gutgesinnter Amerikaner,

Engländer und Deutscher, einen Krieg zwischen England und Deutschland für unmöglich zu halten. Sind wir's, die den Idealismus verleugnet haben? — Während ich in Amerika war, brach der italienisch-türkische Krieg aus. Mich überraschte damals die uneingeschränkte Sympathie, mit der einige Newyorker Zeitungen die italienische Expedition nach Tripolis begrüßten. Es war der Gedanke an einen Fortschritt europäisch-christlicher Kultur auf dem Boden des einst christlichen Nordafrika, der diese Sympathie erklärte. Das wurde offen ausgesprochen. Amerika hat manche Schwärmer für utopistische Weltfriedensgedanken. Aber der nüchternen Leute, die es wissen, daß der Krieg oft ein unentbehrliches Mittel des Kulturfortschritts ist, sind doch mehr. Den italienisch-türkischen Krieg glaubte man so beurteilen zu dürfen. — Von dem speziellen Fall ganz abgesehen, kamen in diesem Urteil gesunde Anschauungen zur Geltung. Wohl erfahren wir's in dieser Zeit: „Auch der Krieg hat seine Ehre, der Beweger des Menschengeschlechts.“ Er hat in unserem Volke wertvolle Kräfte, die schlummerten, ja z. T. bedenklich unwirksam geworden waren in den Jahrzehnten steigenden Wohlstandes und ungehinderten Lebensgenusses, in ungeahnter Weise zum Leben erweckt. Wir verstehen den Dichter (C. v. Fircks), der 1870 sang:

Wer will den Krieg zu schmähen sich ver-  
[messen?  
Der Welt ist's gut, wenn sie im Flammen-  
[scheine  
Ihn schaffen sieht um seine Opfersteine  
Und die Kanonen ihre Totenmessen  
Mit ehr'nem Mund hört beten.

Allein, daß der Krieg etwas Furchtbares ist, ein Furchtbares, das den Idealen, die den gesitteten Völkern gemeinsam sind, im Grunde widerspricht, ein Furchtbares, das unter christlichen Völkern eigentlich eine Unmöglichkeit sein sollte,

das ist dennoch zweifellos. Aber das Unrecht auf Erden hat dies Furchtbare bisher noch immer wieder nötig gemacht. Der Krieg ist und bleibt die *ultima ratio regum*, das letzte Argument, wenn alles Verhandeln versagt, das letzte Mittel, Neid, Verleumdung und Vergewaltigung niederzuhalten. Doch die Anwendung dieses furchtbaren Mittels ist nur da sittlich berechtigt, wo nur so dem Recht gegenüber dem Unrecht, der Gesittung gegenüber der unkulturlastigen Siegerverhöhnung verholfen werden kann.

Daß Österreich nach der Mordtat von Serajewo Serbien gegenüber sich schließlich auf diese *ultima ratio* hingewiesen sah, gibt freilich der russische Zar nicht zu. Er hat den Krieg Österreichs gegen Serbien einen „schmählichen“ Krieg genannt. Aber der Zar ist befangen oder, wenn das nicht, gebunden durch die Macht des panslawistischen Chauvinismus. Frankreich ist der Bundesgenosse Rußlands auch in dieser Gebundenheit. Die englische Presse hatte vor dem Kriege ein gesundes moralisches Urteil. Jetzt wird sie nicht gern von diesem Anlaß des Krieges reden! Deutschland ist, als Rußland Österreich in den Arm fallen wollte und uns, Österreichs Bundesgenossen, während diplomatischer Friedensverhandlungen durch seine Mobilisierung bedrohte, genötigt worden, Rußland den Krieg zu erklären, obwohl der Krieg mit Frankreich die notwendige Folge sein mußte. England schloß sich unsern Feinden an, leider ebenso das falsch beratene Belgien. Selbst Japans Neid hat man aufgerufen! Die Menge der Neider macht uns unseres Rechts nur gewisser. Wir sind reinen Gewissens davon überzeugt, zum Schutze unseres Vaterlandes, zum Schutze unserer Kultur gegen französische Revanchegelüste, russische Barbarei und englischen Konkurrenzneid die Waffen ergriffen zu haben. Das macht unser Volk

jetzt so stark. Der moralischen Stoßkraft, die deshalb unseren Heeren innewohnt, wird kein Feind widerstehen; und selbst die englische Marine wird sie zu spüren bekommen, auch wenn ihr der Sieg bliebe.

Wie aber steht es mit dem sittlichen Recht unserer Gegner? Frankreichs Vorgehen, abgesehen von seinen Sympathien für Serbien und von seinem Bündnis mit dem Panslawismus, werden wir Deutschen nicht moralisch verurteilen können. Frankreichs Revanchepolitik war verblendet; aber wir werden die Revanchegelüste nicht unsittlich nennen. Die Franzosen sind vielmehr unsere nobelsten Feinde; und es wird wenig gebildete Deutsche geben, welche die Tragik nicht empfinden, die darin liegt, daß eben dieser Gegner voraussichtlich am schwersten gestraft werden wird. Rußland hat neben den panslawistischen Träumen, die wahrlich keine „Kulturziele“ einschließen, einen Kriegsgrund in seinen Interessen auf der Balkanhalbinsel. Aber sind diese Interessen etwas anderes als egoistische Ziele der Machterweiterung? — Und England? Wenn die deutschen Zeitungen richtig referiert haben, hat selbst der englische Exminister John Burns am 14. August in der Alberthalle den Krieg Englands gegen Deutschland als einen aus „brutalem Konkurrenzkampf“ stammenden Krieg bezeichnet. So beurteilen wir Deutschen ihn. Und alle schönen Reden von Englands Kulturmission, ja alle scheinheilige — vielleicht schon durch die französisch-englischen Abmachungen des Jahres 1911 als Heuchelei dargestellte — Entrüstung über die Verletzung der Neutralität Belgiens wird uns in diesem Urteil nicht irremachen. Englische Frömmigkeit — es gibt sie! —, englischer Eifer für Verbreitung von Kultur und Gesittung — es gibt ihn! — hat mit diesem Kriege nichts zu tun. Wir Deutschen dürfen, weil wir trotz der Verletzung der Neutralität Bel-



giens ein gutes Gewissen haben, auch jetzt im Krieg an unserem Idealismus festhalten. Das macht uns stark. Der englische Idealismus ist dem englischen Handelssegoismus erlegen. Das wird, auch

wenn unser Sieg ein unvollkommener bliebe, weil England schwer wirklich zu besiegen ist, vor der Geschichte uns dennoch vollkommen recht geben.

Halle a. S., 3. Sept. 1914.

## RUDOLF EUCKEN

### Deutschfeindliche Gelehrte und Schriftsteller.

Merkwürdigerweise finden sich heute besonders feindliche, ja gehässige Äußerungen gegen uns Deutsche gerade bei hochangesehenen Gelehrten und mehr noch Schriftstellern unserer Nachbarvölker. Merkwürdigerweise sagen wir. Denn wir Deutsche sind bis in die Gegenwart hinein allem, was das Ausland an hervorragenden Erscheinungen brachte, mit großer Freundlichkeit, ja Herzlichkeit entgegengekommen, wir haben uns in sie einzuleben und sie in ihrer Bedeutung voll zu würdigen gesucht, wir waren geneigt, ihnen Lob und Verehrung zu spenden, wir gerieten wohl gar in Gefahr, Leistungen unseres eigenen Volkes hinter fremden zurückzustellen. Und welchen Dank ernten wir uns dafür? Männer, welche als geistige Spigen ihres Volkes gelten, Männer wie Maeterlinck, Gabriele d'Annunzio, Shaw und Wells, sie wetteifern in Schmähungen gegen Deutschland; ja, wenn die Zeitungen recht berichten, hat sich selbst ein Denker wie Bergson diesem Chore angeschlossen und Schimpfworte gegen Deutschland gerichtet, die ihn von aller Besonnenheit und Gerechtigkeitsliebe eines Philosophen verlassen zeigen.

Alle diese Angriffe schildern uns als barbarische Gegner der Kultur und zugleich als von moralischer Denkart abgefallen. Es wäre ein Unrecht gegen unser edles Volk, es dagegen mit einem einzigen Wort zu verteidigen; das eine nur möchten wir sagen: höchst merk-

würdige Begriffe von Kultur müssen solche Menschen haben, welche Waffenbrüderschaft mit den Kosaken schließen und ihre Hoffnungen auf den Sieg der russischen Waffen setzen; auch die Moral muß höchst wunderlich beschaffen sein, wo serbische Mordeshilfe, russische Eroberungsgier, englische Unwahrhaftigkeit und endlich japanische Schurkerei sich miteinander verbünden. Auf solche Kultur und solche Moral wollen wir Deutsche gern verzichten.

Aber es genügt nicht, solche Verkehrung der Begriffe abzuweisen, wir müssen auch zu begreifen suchen, wie es möglich war, daß führende Geister sich so unverständig und so schamlos über deutsche Art zu äußern wagten. — Die nächste Schuld daran trägt ohne Zweifel die Verhegung durch die Presse, die uns Deutschen nicht genug Schandtaten andichten und unsere Lage nicht kläglich genug malen konnte. So ist eine Giftatmosphäre des Hasses gebildet, der sich der einzelne schwer entziehen kann. Die Spigen freilich, die intellektuellen Spigen hätten sich eine Unabhängigkeit davon und ein gerechtes Urteil wahren sollen; ihr Versagen an dieser Stelle zeigt deutlich, daß sie im vollen Sinne keine führenden Geister, sondern nur Stücke der Herde sind. Aber eine Lehre müssen wir Deutsche immerhin aus diesem Verhalten der ausländischen Presse gegen uns ziehen: wir müssen in Zukunft uns mehr darum bemühen, daß unbefangene Berichte über



uns, unser Tun und Ergehen im Ausland verbreitet werden, wenn uns die verzerrte Spiegelung nicht ernstlichen Schaden bringen soll.

Aber die Entstellungen und Verleumdungen der Zeitungen hätten nie so viel Macht gewinnen können, wäre ihnen nicht eine bereite Stimmung, wäre ihnen nicht ein starkes Mißverständnis des deutschen Wesens entgegengekommen. Wir können uns darüber nicht täuschen, daß trotz aller internationalen Kongresse und trotz aller Bemühungen um gegenseitige Verständigung im Ausland nur ein kleiner Kreis einen tieferen Einblick in das deutsche Wesen und zugleich eine aufrichtige Sympathie dafür gewonnen hat. Meist werden wir nach Äußerlichkeiten beurteilt und nach fremden Maßstäben gemessen. Unsere Wissenschaft mußte man anerkennen und neuerdings auch unsere Technik, aber unsere innere Art blieb den Fremden gewöhnlich verschlossen; so verkehrten die Hauptzüge unseres Wesens sich jenen zur Karikatur. Unser Dringen auf Innerlichkeit dünkte ihnen ein Verfallen in Formlosigkeit oder in weichliche Sentimentalität, unsere Hingebung an die Sache und unser Arbeiten um der Arbeit willen erschien ihnen als eine Selbstentfremdung und eine kaum verständliche Torheit, unser Dringen auf Disziplin und unsere Hochhaltung der Pflichtidee erschien ihnen als ein Mangel an Freiheit und Selbständigkeit der Gesinnung, erschien ihnen wohl gar als ein gedrücktes Sklaventum. Namentlich liebte man es, uns als politisch rückständig hinzustellen, für die Vorzüge unserer Staatsverfassung und für das gute Recht sie festzuhalten fehlte alles und jedes Verständnis.

Solche Verkennung dessen, was unsere

Eigentümlichkeit und unsere Größe bildet, hat es allein möglich gemacht, daß die Verdrehungen und Verleumdungen der uns feindlichen Presse eine so bereitwillige Aufnahme fanden, nur so konnte jenes Lügengewebe entstehen, das selbst leitende Geister festhielt. Unsere deutsche Kultur hat bei ihrer einzigartigen Tiefe etwas Sprödes und Herbes, sie drängt sich nicht auf, sie fällt nicht leicht zu, sie will ernstlich gesucht und von innen her liebevoll miterlebt sein. Und diese Liebe fehlte unseren Nachbarn; so brachte man sie leicht dahin, uns mit den Augen des Hasses zu sehen.

Nun ist der Krieg gekommen, und mit ihm wird sich manches ändern. Sein Verlauf wird die anderen aufrütteln aus ihrer eitlen Selbstüberhebung mit seinem Erweis, welche Kraft in uns steckt und wie an unserer Einigkeit aller Ansturm der Feinde zerschellt, wird er sie zwingen, anders von uns zu denken, und wird er die heutigen Schmäher deutscher Art als hohle Schwäger erscheinen lassen. Wir selbst aber wollen uns durch allen Haß und Neid nicht das Streben nach einer Weltkultur schmälern lassen, wir wollen eifrig und freudig weiterarbeiten an der Hebung des ganzen Menschengeschlechts. Aber wir wollen in die erstrebte Weltkultur unsere eigene Art kräftiger einfließen lassen, wir wollen keine Abschwächung dieser Art den Fremden zuliebe dulden. Und wir wollen künftig, was vom Ausland als Größe an uns gebracht wird, recht gründlich daraufhin prüfen, ob es in Wahrheit eine Größe in unserem Sinne ist, ob es unserem Innersten entspricht. Wir wollen in Zukunft uns nicht fremde Götzen aufdrängen lassen, sondern wir wollen unseren eigenen Göttern dienen.

Jena, den 7. September 1914.

## RUDOLF LEONHARD

### Weltkrieg und Weltrecht.

Wenn Menschen und Städte dahinsinken, so darf man nicht darüber klagen, daß auch Lieblingsgedanken der Wissenschaft zugrunde gehen. Die Arbeit am Weltrecht scheint durch den Weltkrieg gefährdet zu sein. Nicht bloß das Völkerrecht ist fragwürdig geworden, sondern auch das Grenzrecht der verschiedenen Rechtsgebiete, am meisten aber wohl der die Menschheit fördernde rechtsvergleichende Austausch nützlicher Gedanken. Alles dies setzt eine Mehrheit von Völkern voraus, die sich als Familienglieder fühlen. Die Menschheit gleicht dem zurzeit in keiner Weise. Schon längst sind die alten Kainsgelüste erwacht, die Abels erfolgreiches Opfer nicht ertragen können. Schon lange erzeugte deshalb ein furchtbares Wettrüsten eine unerträgliche Spannung. Die Entladung geschah durch eine Mordtat. Der zukünftige Heerführer der Macht, die dem beneideten Deutschland zur Seite stand, war der Zielpunkt eines nur allzu zweckentsprechenden Verbrechens, und so groß ist der Haß gegen unser unglückliches Vaterland, daß man sich ringsum nicht scheute, sich offen zu der Fahne dieses erwünschten Meuchelmordes zu bekennen, um den lange vorbereiteten Schlag gegen den Nebenbuhler zu führen. Selbst für den Fall des erhofften Sieges der guten Sache scheint der alte Zusammenhang der Völker zerstört zu sein. Dem Sieger bliebe auf jeden Fall das berechtigte Mißtrauen gegen die Aufrichtigkeit des Friedensschlusses, der schon einmal nur als Anlaß zu unverilgbaren Rachegefühlen gedient hat. Man glaubt dann schließlich, daß es kein Recht geben kann, wo nicht der Zuchtmeister der Staatsgewalt seine Rute schwingt. Das Friedensbedürfnis

ist schwächer als das Neidgefühl. Ohnmächtig und zwecklos erscheint der Völkervertrag und das Völkergericht, dem die vollstreckende Gewalt fehlt.

Und doch glauben edle Menschenfreunde, daß aus dem Meer von Blut ein neuer Weltfriede und damit ein neues Weltrecht hervortauchen werde. Von der Rückkehr zu der alten Lehre vom politischen Gleichgewicht wird aber wohl kaum wieder die Rede sein können, ebensowenig wie von der angeborenen Güte des Menschenherzens als einer Grundlage des Rechts. Gegenüber dem Räuber hilft kein Gleichgewicht, sondern nur ein Übergewicht. Auch die Entwicklung ist nicht die hilfreiche Göttin, als die man sie bisher verehrte. Jede Entwicklung kann ebenso zum Tode führen wie zum Leben, zum Massenmord wie zum Fortschritt. Diese Einsicht haben wir teuer bezahlt; wir wollen sie festhalten.

Unwillkürlich fragt man, warum wir überhaupt über vierzig Jahre hindurch den Frieden genossen haben. Eine Macht wahrte ihn, die aus Blut und Eisen geschaffen war. Vielleicht ist überhaupt nichts Besseres zu gewinnen als ein Friede, der immer wieder nach einiger Zeit durch Blut und Eisen erneuert werden muß. Aber selbst dies bescheidene Ziel scheint zurzeit kaum erreichbar zu sein, gleichviel welche Partei auch siegen möge. Man kann seine Feinde verlegen, aber nicht innerlich umwandeln. Eines ist freilich schon jetzt errungen worden. Der Kampf, der Deutschland in Stücke reißen sollte, hat es innerlich geeint. Das unvergeßliche Wort des Kaisers, daß er keine Parteien mehr kenne, gibt uns ein neues Programm, und das gemeinsam geflossene Blut ist die einzige Gewähr, die

für seine Ausführung denkbar war. Auf allen Seiten wird man dabei viele Vorurteile preisgeben müssen; aber schließlich wird es uns doch gelingen, einig zu bleiben so, wie wir es jetzt sind.

Auch in Österreich wirkte der Zerreißungsplan der Gegner wahre Wunder. Die Germanen söhnten sich mit den Westslawen aus, und auch hier wurde die Dauer dieses Erfolges nur durch blutige Schlachtfelder denkbar. Aber auch unsere Freundschaft mit Österreich wurde eine weit innigere als zuvor. Dadurch wird zugleich das Verhältnis zu dem Osten für das deutsche Empfinden ein anderes. Mit dem Panslawismus muß auch jeder engherzige Pangermanismus fallen. Den Rassedünkel sollten wir unsern Feinden überlassen. Wir wollen dem Gedanken der europäischen Kultur treu bleiben, dem auch der besser gesinnte Teil der Amerikaner huldigt. Wir wollen dies um so mehr, als wir Japans asiatisches Gesicht endlich kennen gelernt haben. Wir wollen die Kulturvölker freilich nicht verschmelzen, sondern nur verbrüdern. Damit behalten wir aber die Möglichkeit unseres ferneren Arbeitens am Weltrecht. Aber diese Arbeit muß auf andere Grundlagen gestellt werden als auf die bisherige Unkenntnis der wahren Menschennatur. Wir werden vor allem nicht mehr an Völkergerichtshöfe glauben, denen die Vollstreckungsgewalt fehlt, die erste Vorbedingung jedes Rechts. Wir werden niemals vergessen, was wir Frankreich und England für das Weltrecht wie für die übrige Kultur verdanken. Zu einer unfreiwilligen Mitarbeit am Weltrecht werden sich ja auch in Zukunft diese unsere Feinde gezwungen sehen. Von persönlichen Freundschaftsbeziehungen mit ihnen wird aber auf lange Zeit keine Rede sein können. Früher kämpften gedungene Heere wie Gladiatoren. Wenn der Streit aus war, so versöhnte man sich, wie

nach einem Kartenspiel. Wo aber ganze Völker auf Leben und Tod gerungen haben, da kann für lange Zeit nur ein kühles Nebeneinanderleben, aber keine Freundschaft gedeihen. Der Traum des Gegenteils ist zu schön, um erfüllbar zu sein. Um so fester muß dann der mitteleuropäische Freundesbund zusammenstehen. Auch Italien bleibt gerade für die Rechtsforschung der dritte im Bunde. Von ihm erbten wir wertvolle Gedanken und suchen sie mit ihm fortzuentwickeln. Treu bleiben unserem Geistesleben die neutralen Völker, vor allem die nordischen Königreiche, unsere Gesinnungsgenossen im Rechtsgefühl, ebenso wie die Deutsch-Amerikaner. Ihr treues Herz hat sich nicht dadurch irre machen lassen, daß man sie bei uns vielfach unterschätzte. Das Schönste, das ich in diesen ernsten Tagen gelesen habe, entstammte deutsch-amerikanischen Zeitungen. Aber auch die Gesinnung eines bevorzugten Teiles der englisch redenden Söhne Amerikas, die sich für den deutschen Idealismus aufrichtig begeistern, darf man nicht mit einer feilen Presse in einen Topf werfen, die sie ebensowenig achten wie wir.

Wie der Kampf auch abläuft: Deutschland und Österreich sind in ihren Bestrebungen unverletzbar. Es ist ein Kampf für das Weltrecht, ein Streit gegen seine Verlegung und für neue Wege zu seiner wirksamen Gestaltung. Wir glauben an den Sieg der guten Sache. Daß aber unser Vaterland sich des Dienstes für sie durch unerhörte Opfer für alle Zeiten würdig gezeigt hat, diesen Ruhm kann keine irdische Macht ihm entreißen ebenso wenig wie die neu erworbene innere Einigkeit. Wer für das Weltrecht streitet, kämpft für die ganze Menschheit, gleichviel ob sie es ihm mit Dank lohnt oder mit Undank. Dies Reich muß uns doch bleiben.

Breslau, 3. Sept. 1914.



Wir Historiker der Bonner Universität wissen zwar, daß die Vorgeschichte eines Krieges erst nach langen Jahren völlig überblickt werden kann; aber in der Zeit der Parlamente und der Weißbücher ist so viel über die Politik jedes Staats bekannt, daß die Grundfragen auch sofort mit annähernder Sicherheit beantwortet werden können.

Im Hinblick darauf darf man schon jetzt, allen sophistischen Konstruktionen unserer Feinde zum Troß, mit Zuversicht behaupten, daß der Krieg für Deutschland ebenso ein Verteidigungskrieg ist, wie es der Siebenjährige Krieg für Preußen war. Das gemeinsame Ziel, Deutschland von der Höhe seiner durch einen großen Krieg und dann durch vierzigjährige Friedensarbeit errungenen Machtstellung herabzustürzen, ja den Bau des deutschen Staatswesens zu zertrümmern, hat in der unterirdischen Arbeit eines Vierteljahrhunderts zuerst Frankreich und Rußland zusammengeführt, endlich den Beitritt Englands bewirkt und damit erst dem Bündnisse die Kraft kriegerischer Aktion verliehen. England hat alle Feindschaften gegen Deutschland unter seiner Führung geeint. Was aber hat die europäische Welt von dieser Verbindung, wenn sie zu ihrem Ziele gelangen sollte, zu erwarten? Frankreich verspricht den Völkern die demokratische Freiheit; aber die Kennzeichen dieser Freiheit sind die Prinzipien eines unduldsamen Jakobinertums, die Selbstsucht beutegieriger Parteien und die Beherrschung des politischen Denkens durch eine gewissenlose Presse. Rußland umwirbt die slawischen Völker mit dem Trugbilde ihrer Befreiung von germanischer Herrschaft und ihrer Einigung unter russischem Protektorat; was es aber

wirklich zu bieten vermag, wird als geisttötender, grausamer und tückischer Despotismus von den slawischen Brüdern selbst zurückgestoßen. Und England? Aus seiner Politik starrt uns der reine materielle Egoismus entgegen: die deutsche See- und Handelsmacht muß vernichtet werden, damit der Profit des Welthandels den Engländern ungeteilt zufalle. Für diesen Zweck stellt die von Eduard VII. angebahnte Politik hohe und niedere Ziele der Völker in ihren Dienst und verbrüdet sich in kühler Gleichgültigkeit gegen das Gemeingefühl der europäischen Völker mit deren unerbittlichem und verschlagenstem Feinde aus der mongolischen Welt.

Solcher Gegnerschaft gegenüber hat das deutsche Volk mit großartiger Sicherheit und Einmütigkeit den Gedanken erfaßt, daß es mit seiner staatlichen Existenz zugleich für die edelsten Güter europäischer Kultur zu kämpfen berufen ist. Und wen muß sie nicht ergreifen: diese stille Sicherheit und unwiderstehliche Tatkraft, mit der dies Gemeingefühl alle Schichten und Parteien unseres Volkes durchdringt und zur Aufopferung des individuellen Selbst wie zu etwas Selbstverständlichem fortreißt! Bei uns wird keiner sagen: *c'est notre gouvernement qui a fait la guerre!*

Wer im Auslande unseren wissenschaftlichen Arbeiten Wert beilegt, der möge auch diesem Ausdruck unserer historisch-politischen Überzeugung die Aufmerksamkeit nicht versagen!

Bonn, 1. September 1914.

Moriz Ritter. Friedrich von Bezold.  
Ulrich Wilcken. Aloys Schulte.  
Wilhelm Levison. Justus Has-  
hagen. Walter Platzhoff.



# INTERNATIONALE MONATSSCHRIFT FÜR WISSENSCHAFT KUNST UND TECHNIK

9. JAHRGANG

HEFT 2

15. OKTOBER 1914

GUSTAV ROETHE

## Deutsche Art und deutscher Krieg.

Hinter uns liegen Wochen von einer so tiefen Größe, von einer so gewaltigen Wucht seelischen Eindruckes, daß ihr Stempel diesem deutschen Geschlecht nicht verloren gehen kann. Wie unser Volk im Anblick der furchtbarsten Gefahr, die je sein Dasein bedrohte, zu sich selbst erwachte, wie es, über die eigene Stärke fast verwundert, sich in geschlossener Reihe Arm an Arm zu unerhört lückenloser Einheit verbunden sah, ohne Furcht, nur ernst beglückt durch das Bewußtsein, sich ganz wieder gefunden zu haben, das gehört zu den größten Momenten der deutschen Geschichte. Ohne Furcht: denn unsere Zuversicht zum endlichen deutschen Siege ruht auf dem Vertrauen zu den moralischen Kräften unseres Volkes. In ihnen sah einst Clausewitz das blank geschliffene Edelmetall des Kriegsschwertes, und die physischen Ursachen des Sieges sanken ihm zum hölzernen Heft der Waffe herab, das nun freilich auch nicht abbrechen darf.

Leben wir wirklich im Kriege, wir Deutschen? Wir empfinden fast stärker den Gottesfrieden, der unserem Volke beschert ist. Noch vor wenigen Monden hätte es der kühnste Sanguiniker nicht für möglich gehalten, daß sich alle die anscheinend unüberbrückbaren Klüfte, die unser Land zerrissen, mit einem Schlage schließen würden, als wären sie nie vorhanden gewesen. Selbst das gesegnete Jahr 1870 ist hier unvergleichbar: heute handelt es sich nicht um Einigkeit im Dienst einer großen Aufgabe, sondern

um eine Einheit des deutschen Volkes, die in ihrer inneren Notwendigkeit uns alle überwältigt. Uns schließt nicht nur ein warmes Vaterlandsgefühl zusammen: in den zähen, bitteren, inneren Kämpfen unseres Vaterlandes hat sich über alle Gegensätze hinaus siegreich, den meisten unbewußt, noch etwas anderes gebildet: die deutsche Staatsgesinnung. Wer Deutschlands Geschichte kennt, weiß, was gerade dieser Gewinn bedeutet. Und in dieser Stunde am wenigsten werden wir verleugnen, was die Erziehung zum Staate dem deutschen Heere verdankt, durch dessen gesunde, stählende Schule die deutsche Jugend zum Heile des Vaterlandes zu gehen sich gewöhnt hat.

In den Fluten von Lüge und Verleumdung, die sich jetzt über uns ergießen, spielt der deutsche „Militarismus“ eine besondere Rolle: aus ihm wird ein Popanz zurecht gemacht, der „Freiheit und Kultur“ der ganzen Welt höchst unheilvoll bedrohe. Wenn nicht nur Zeitungen, sondern auch Poeten mit solchem Gefasel eine Augenblickswirkung erzielen wollen, so mag man ihnen das gönnen: da sind wir durch Victor Hugos prunkenden Bombast abgehärtet. Daß auch die leitenden Staatsmänner der mit Rußland verbündeten Westmächte die Stirn haben, ihre Reden mit dem Gifte dieser böswilligen Fiktion zu tränken, läßt auf die sittlichen Bedürfnisse der von ihnen geleiteten Völker schließen. Weitaus am schlimmsten ist es doch, daß, wenigstens

in Frankreich, selbst Gelehrte, bei denen jede Selbsttäuschung über Deutschlands geistige Kultur ausgeschlossen ist, in diesen Chorus einstimmen.

Ja, das Deutschland Goethes und Beethovens, Kants und Jacob Grimms, das ließe man in England und Frankreich allenfalls gelten — natürlich weil es ohne physische Kräfte war. Aber ist jenes geistige Deutschland wirklich ein anderes als das Deutschland Bismarcks? als das Deutschland, das heute in heiliger Freudigkeit zu Felde zieht? Der kennt deutsche Art wenig, der solchen Gegensatz sich zurecht macht. Wie der Bismarck, den wir lieben und verehren, gar nicht denkbar wäre ohne Goethe und die Romantik, so können unsere Gegner sicher sein, daß der Faust und die Eroica, der kategorische Imperativ und die deutsche Grammatik in dieser Stunde genau so gegen sie kämpfen wie Kruppsche Geschütze und Zeppelinsche Luftschiffe, an denen die deutsche Wissenschaft auch nicht unbeteiligt ist. Pulver wie Buchhandel sind deutsche Erfindungen. Pallas Athene trägt nicht umsonst Helm, Speer und Schild.

„Freiheit und Kultur.“ Über die „Freiheit“, die ein englisch-russischer Sieg der Menschheit bescheren würde, will ich kein Wort verlieren. Die „Kultur“, in deren Vollbesitz sich Frankreich und England uns „Barbaren“ gegenüber so selbstbewußt blähen, wird durch viele Erfahrungen dieser Wochen, durch Worte und Taten, lehrreich beleuchtet. Eben wieder braust, auch aus neutralen Ländern, die das Schicksal der deutschen Kultur Ostpreußens schlechterdings nicht bekümmert hat, ein Entrüstungssturm über uns einher, weil wir Deutschen so hunnisch seien, die Kathedrale von Reims zu beschießen. Der Fall ist typisch. Die Franzosen mißbrauchen ihre heilige Krönungskirche für wichtige militärische Zwecke,

indem sie darauf rechnen, daß die Deutschen das ehrwürdige Baudenkmal respektieren werden; als aber die deutsche Heeresleitung demgegenüber nur die schonendste Notwehr übt, erheben sie ein Zetermordio. Wer ist da der Barbar? Unsere Truppen haben, als sie gezwungen waren, über Löwens verbrecherische Bevölkerung ein Strafgericht zu verhängen, doch Rathaus und Petersdom vor dem Brande geschützt, während die Einwohner auf die rettenden Soldaten schossen. Dem Deutschen ist die Kultur heiliger Ernst; der Romane hat sich gewöhnt, sie mit ererbtem Selbstgefühl im Munde zu führen, ohne daß sie darum von seiner Seele Besitz ergriffen haben müßte.

Die alte Kultur der Franzosen und Engländer genießt bei uns mit gutem Grund allen Respekt. Sie hat vor uns eine feste Tradition voraus, zu der wir es vielleicht niemals bringen werden. Diese Tradition erzeugt eine Sicherheit der Form und nicht nur der Form, von der wir unleugbar zu lernen haben: sie ist es nicht zuletzt, die Engländern und Franzosen im Ausland einen so merkwürdigen Vorsprung an Geltung und Beliebtheit gibt. Aber sie verlockt zugleich zu einer Gleichmäßigkeit, in der individuelles Leben stockt, zu einer Festigkeit, die freie Bewegung lähmt. Das deutsche Geistesleben hat zwischen Höhen und Tiefen sehr viel unsteter geschwankt, hat sich oft sprunghaft, jäh, unharmisch, mit leidenschaftlicher Einseitigkeit entwickelt, aber dafür auch eine weit lebhaftere Produktivität entfaltet. Jene zähe Tradition hat der Kultur der Westmächte allmählich doch etwas Welkes und Unlebendiges gegeben: das gilt zumal für England. Wir Deutschen fühlen Zukunft auch unsrer Kultur in uns, und wir haben dieses jugendliche Zukunftsgefühl nie stärker gehabt als gerade in diesen Tagen.

Der Deutsche scheut den Kampf nicht: seine innere Geschichte legt davon nur allzu beredtes Zeugnis ab. Wie oft haben Deutsche in heißem Ringen gegen Deutsche gestanden! Aber nie hat sich seit jenen Tagen, da die Fluten der Völkerwanderung überschüssige germanische Volkskraft die Dämme durchbrechen ließen, das deutsche Volk irgendeiner Eroberungspolitik schuldig gemacht, wie Frankreichs König- und Kaisertum sie zum Stolz der Nation skrupellos im größten Maßstabe geübt haben. Nie hat Deutschland, um inneren Zwist zu beschwichtigen, auswärtige Abenteuer gesucht oder gar gegen friedliche Konkurrenz kriegerische Gewaltmittel entfesselt. Wie schüchtern ist unsere Politik vorgegangen, als sie begann, für Deutschlands wachsende Menschenzahl überseeische Schauplätze produktiver Betätigung zu suchen! Es steht nicht im Widerspruch zur deutschen Kampfbereitschaft, wenn es sein muß, daß wir im Grunde doch das friedlichste Volk sind, voll tiefer Sehnsucht nach der Pflege geistiger Kultur.

Die *gloire*, der Kampfesruhm, hat uns nie berauscht und fortgerissen. Wenn wir stritten, geschah es wirklich für „Freiheit und Kultur“. Selbst der Humanismus, der römischen Einflüssen am ehesten das Ideal des Ruhms entlehnt hat, feiert den Germanenhelden Arminius nicht als großen Kriegshelden, sondern im Anschluß an Tacitus als den größten *der liberatores patriae*, und die Triumphe, die er dem Vaterlande wünschte, lagen viel mehr auf dem kulturellen Schlachtfelde als in dem Siege der erprobten deutschen Waffen. Die großen kriegerischen Bewegungen, die Deutschland erlebt hat, wurden stets durch eine Steigerung unserer geistigen Existenz gekrönt. Schon die Germanenscharen, die das römische Reich durchfluteten, wollten nicht zerstören, sondern lernen und auf-

bauen; sie strebten nach jener „*civilitas custodita*“, zu der sich der große Theodorich bekannte. Wer weiß, was aus der stolzen westeuropäischen Zivilisation geworden wäre, hätten die Deutschen jener Ostmarken, die Österreichs und Preußens Kernlande bilden, nicht ein Jahrtausend hindurch den dräuenden barbarischen Schwärmen, Hunnen, Ungarn, Türken, Slawen den Wall ihrer Leiber und Waffen und ihrer treuen Kolonistenarbeit entgegengeworfen. Während die Karolinger Deutschlands christliche Kultur nach Osten vorwärts schoben, rühmt der Mönch Otfried seine Franken: er ist stolz, daß sie Griechen und Römern an Kühnheit gewachsen seien, aber mehr noch liegt ihm am Herzen, ihre geistigen und wirtschaftlichen Fortschritte zu betonen. Das Zeitalter der Kreuzzüge und der staufischen Reichspolitik paart der wahrhaften ritterlichen *manheit* aufs allerengste die *zuht*, die Bildung: *tiutsche man sint wolgezogen*; und die Wiedererweckung des Aristoteles für das Abendland, die Friedrich II. seinen arabischen Verbindungen dankte, lag dem letzten Stauferkaiser nicht weniger am Herzen als die Machtgewinne, die ihm Süditalien bedeutete. Die deutschen Kriege des 16. und 17. Jahrhunderts galten ganz dem Rechte freien Glaubens, für den der Schmalkaldische Bund und vor allem die Niederlande sich rühmlich einsetzten, zum höchsten Gewinn ihrer geistigen und sittlichen Entwicklung. Aus dem Grauen des Dreißigjährigen Krieges erwächst eine Erhöhung und Verfeinerung deutscher Kultur, die viel tiefer griff als die landläufige Geschichtsauffassung das ahnt. Kein Geringerer als Goethe, wahrlich ein Mann des Friedens, hat an die Taten des großen Friedrich die Neugeburt der deutschen Literatur geknüpft; und wer könnte unmittelbar für den Zusammenhang zwischen Kultur und Kriegskunst zeugen als

4\*



eben der Weise von Sanssouci? Die deutsche Wissenschaft, zumal die Geisteswissenschaften, dankt den Tagen von Jena bis Belle Alliance den tiefsten Kern ihres gewaltigen Aufschwungs; einer unserer größten Dichter, Heinrich von Kleist, gewann sein Letztes und Höchstes aus den Leiden jener vaterländischen Prüfungszeit. Und wenn wir nach 1870 zu empfinden meinten, daß wertvolle zartere und innigere Züge unseres Geisteslebens Einbuße litten, so ist diese Epoche doch ebenso sicher die Grundlage eines Aufstieges unserer Technik, die aufs engste verwachsen ist mit großem Ertrage der deutschen Naturwissenschaft. Es ist eine arge und verhängnisvolle Torheit, den „Militarismus“, die Organisation des kriegerischen Geistes der Deutschen, in Gegensatz zu bringen mit ihrer wissenschaftlichen, künstlerischen und sittlichen Kultur. Gerade in der Einheit beider Seiten liegt die deutsche Kraft. Hölderlin ahnt prophetischen Geistes, daß der deutsche Gedanke, wie er sich in Wissenschaft und Kunst offenbarte, hindränge und erziehe zur Tat; und Goethes Testament, wie der zweite Teil des Faust es kündigt, lautet nicht anders.

Was geistiges und kriegerisches Schaffen für uns Deutsche vereint, ist die Idee. Als Joh. Gottl. Fichte in den Zeiten tiefsten deutschen Niederganges trotzdem von seinem Volke heischte, es müsse allen Völkern das Heil bringen, da es allein die Menschheit vor der Barbarei bewahren könne, als Ernst Moritz Arndt sein deutsches Vaterland mahnte: „Ihr seid das Herz unseres Weltteils; wenn das Herz ermattet, so erkrankten alle Glieder“, so ruhte ihr Vertrauen eben darauf, daß nur der deutsche Geist sich so opferwillig und uneigennützig der Idee hingebe; und durch Schillers grandioses Fragment: „Deutsche Größe“ hallt dieser Grundton allbestimmend durch. In der

Idee wurzelt auch der deutsche Universalismus, das deutsche Weltbürgertum: „bin Weltbewohner, bin Weimaraner“. Die Idee ist der Feind des Egoismus, und darum ist sie mit dem deutschen Kriege befreundet, der allen persönlichen Eigennuß schwinden läßt vor dem Wohle des Vaterlandes, und der dadurch die Seelen reinigt weit über die Dauer der Kämpfe hinaus. Deutschland hat — wie dürften wir das verkennen? — unter der Idee schon schwer gelitten: darum die zähe Erbitterung unserer religiösen, politischen, wirtschaftlichen Gegensätze. Aber in der Leidenschaft zur Idee, die selbst aus dem unharmonisch harten Hauptton unserer Sprache herausklingt, liegt doch zugleich der Drang zur Größe, zum Heldentum, zur Reinheit und Wahrheit und jener echten Freiheit, die keine persönliche Ungebundenheit, sondern trotz allem individualistischen Eigenwillen die Verbindung von Zucht und Selbständigkeit verlangt.

Aber dürfen wir anderen Völkern absprechen, daß auch sie eine eingeborene Idee leitet? Wie dürfte ich das wagen? Nur zweifle ich, ob sie ihnen ein so dauerndes Lebenselement geworden ist wie gerade deutscher Art. Wer einmal die Romane Chrestiens von Troyes mit ihren deutschen Bearbeitern verglichen hat, der weiß, was ich meine: wo künstlerische Überlegenheit liegt, kann man stark zweifeln, selbst bei Wolfram; aber der heiße Drang zur Idee, und zwar zur deutschen Idee, ergreift, wo er noch so unbeholfen stammelt. Wie hat sich der Deutsche herumgeschleppt mit der verhängnisvoll unpraktischen Idee seines Kaisertums, die auch in seinen Träumen immer andere Formen annahm, und wie unendlich hat ihn diese Idee doch befruchtet und bereichert in Mittelalter und Neuzeit!

Ich glaube nicht, daß der Fichte, dem das Frankreich des großen Napoleon schlechthin ideenlos, ja die Verneinung



der Idee war, über unsere heutigen Gegner positiver urteilen würde. Die Revancheidee, die selbst in dieser furchtbar ernsten Stunde keine innere Neugeburt anbahnt, sondern nur nach äußerer Hilfe schreit und sich selbst die Wahrheit verschleiert, sie ist das Gegenteil einer fruchtbaren Idee. Und die Engländer? principles in Fülle; aber die Idee, die das Gegenteil des Egoismus ist, findet bei ihnen noch weniger Platz. Die systematische brutale Verleumdung Deutschlands, die beständige Verfälschung und Verzerrung deutscher Absichten und Handlungen, wie sie dort vom Ministerpräsidenten bis zum letzten Winkelblättchen regiert, hat in dieser verruchten agitatorischen Skrupellosigkeit kaum ein Seitenstück in der Weltgeschichte: wir Deutschen stehen ihr mit einer fast naiven Fassungslosigkeit gegenüber. Ich leugne nicht: Englands äußeres Reinlichkeitsbedürfnis hätte ich für größer gehalten. All der internationale Friedensverkehr der Akademien und Gelehrten, den gerade Deutschland so beflissen pflegte, hat völlig versagt: keine Rede davon, daß nun etwa Englands Professoren einen geharnischten Protest gegen diesen unsauberen Lügenkrieg erhoben hätten. Sie sind eben auch — Engländer! Häckel hat mir ganz aus der Seele gesprochen und gehandelt, als er den Plunder akademischer Würden Englands mit Widerwillen von sich warf.

Läßt sich nun die Idee deutscher Art greifbarer fassen? aus der Sphäre des Gefühls, des Eindrucks zu deutlicher Anschauung bringen? Es ist damit ähnlich wie mit der Erfassung menschlicher Individualität, menschlicher Einheit. Wir kommen der bestimmenden Hauptmonas wohl näher; sauber herauspräparieren werden wir sie nie.

Aber das eigene Volksideal gibt doch einen Anhalt. Der Deutsche des internationalen Mittelalters hat kein Bedürf-

nis, sich von anderen Völkern vergleichend abzuheben: auf den Ehrenscheitel der deutschen Nation häufen sich banale Lobsprüche der Tapferkeit, der Weisheit und aller möglichen sonstigen guten Gaben des Christenmenschen, die den Deutschen nicht kennzeichnen. Am ehesten mag noch der berühmte, Lukan entlehnte furor teutonicus in seiner Betonung des Leidenschaftlichen, Berserkerhaften etwas Besonderes enthalten.

Das wird anders mit dem Humanismus. Einer Mannhaftigkeit, die unüberwindlich ist, wenn die Deutschen nur zusammenhalten, gesellen sich jetzt immer deutlicher zwei sittliche Vorzüge zu, die den Deutschen eigen sind: Wahrhaftigkeit und Treue:

Der ist ein Teutscher Wohlgeboren,  
der von Betrug und Falschheit frei  
hat voll der Redlichkeit und Treu  
nicht Glauben, nicht Freyheit verloren.

„Wahrhaft und treu“: die Devise beherrscht unendlich variiert die ganze Neuzeit: „Standhaft und treu“ heißt sie bei Fischart; sie klingt durch in Fichtes „Urvolk“, in dem er unschuldige, ursprüngliche Naturkräfte fühlte; „das ist des Deutschen Vaterland, wo Eide schwört der Druck der Hand, wo Treue hell vom Auge bligt“, so faßt es Arndt; täglich hören wir singen vom „Deutschen bieder, fromm und stark“, der die heilige Landesmark beschirmt. Mag sein, daß die sentimentale Taciteische Schilderung des unverdorbenen germanischen Naturvolkes mitgewirkt hat. Aber die deutsche treue Ehrlichkeit und ehrliche Treue hat, zumal im Gegensatz zur „welschen Tücke“, eingeleuchtet: man erkannte sich wieder, wie man sein wollte.

Das unverzagte Rot, das unbefleckte Weiß,  
das treu beständ'ge Schwarz behält den  
besten Preis!

so deutet Aßmann von Abschatz die deutschen Farben: „tapfer, wahr, treu“ — unzählige Zeugen ließen sich aufrufen.

Gewaltige Erschütterungen wie dieser Krieg reißen manche umschleiernde Friedenshülle von den Herzen. In der wundervollen Einfalt und Einheit nationalen Empfindens, wie wir sie jetzt erlebt haben, treten jene Züge „wahrhaft, treu, todesmutig“ als das selbstgewählte und notwendige Ur- und Vorbild deutscher Art ergreifend heraus. Von ganz anderem Gesichtspunkte aus formte der Rektor der Berliner Universität in der denkwürdigen Feier des 3. August das, was das Deutsche Reich und die deutsche Wissenschaft eint, in die Worte: „Treue und Gewissenhaftigkeit“. Die gewissenhafte Treue hat der deutschen Wissenschaft wie dem deutschen Heer manchmal ein überlegenes Lächeln und Achselzucken über Pedanterie eingetragen. Jene naive Ehrlichkeit, die uns doch tief im Blute sitzt, mag eine Mitschuld daran tragen, daß — mit einer gigantischen Ausnahme, die die Regel bestätigt — Deutschland zwar viele bedeutende Staatsmänner, aber niemals glückliche und geschickte Diplomaten hervorgebracht hat. Die furiose Leidenschaft unseres Mutes, unserer Überzeugung

hat oft genug das rechte und schöne Maß gesprengt. Jene drei Gaben haben unsere geistige Leichtigkeit und Beweglichkeit, haben Esprit und Anmut und auch wichtigere formale, künstlerische Vorzüge stark beeinträchtigt. Und doch: wir wollen in dieser Stunde mit ihnen zufrieden sein. Daß wir für die Wahrheit gegen die Lüge streiten, lehrt uns jeder Tag, und damit kämpfen wir für die echte lebendige und lebenspendende Kultur, nicht nur nach Osten, sondern auch nach Westen. Die Kraft der Treue, die uns schon aus dem ältesten reicheren Zeugnis unserer Geschichte anblickt, wird uns ausharren lassen auf unserem Posten, wie lange und drohend auch die Wage schwanke. Die wenig beweglichen, aber darum tief bewegten Menschen sind in Clausewitz' Augen die zum Kriege im höchsten Sinne Berufenen. Und uns begleitet in allen furchtbaren Ernst der Gegenwart und Zukunft Fichtes zugleich vertrauendes und mahnendes Wort: „Charakter haben und deutsch sein ist ohne Zweifel gleichbedeutend.“

Berlin, 30. Sept. 1914.

## DIETRICH SCHÄFER

### Unser Volk und der Krieg.

Was bedeutet für unser Volk dieser Krieg?

Diese Frage schwebt auf allen Lippen, nicht nur bei uns selbst, sondern so weit die gesittete Menschheit reicht, ja fast über deren Grenzen hinaus. Wird Europas Mitte bestehen vor dem Anfall der vereinigten Weltmächte, denen zu Lande wie zur See eine erdrückende Überzahl nicht nur an Menschen überhaupt, sondern auch an Bewaffneten zur Verfügung steht?

Wir Deutschen beantworten die Frage mit Fichtes Wort von 1813: „Nicht Siegen oder Sterben soll unsere Lösung

sein, sondern Siegen schlechtweg.“ Wir wollen siegen, und wir sind überzeugt, daß wir siegen werden. Wir vertrauen auf Gott, daß er unsern Untergang nicht zulassen wird. Siegen wir nicht, so sind wir auch nicht mehr. Wir sind entschlossen, zu kämpfen bis auf den letzten Mann. Das ist die Gesinnung, die unser deutsches Volk beseelt vom Kaiser herab bis zum letzten Kärner und Handlanger. Sie hat sich in diesen erhebenden Tagen wunderbar offenbart und in Taten ausgewiesen.

So braucht hier nicht erörtert zu werden, was dieser Krieg für uns bedeutet,

wenn wir untergehen. Es handelt sich nur um die Frage, was wird für uns das Ergebnis sein, wenn wir den Erfolg haben, den wir erstreben, und für den wir alles einsetzen.

Wunderbar war der Gang unserer Geschichte. In Europa hat nur Italien etwas Ähnliches erlebt. Es sind die beiden Länder, in denen die mittelalterlichen Universalgewalten ihren Sitz hatten, Kaisertum und Papsttum. Für den Glanz, der sie durch Jahrhunderte umstrahlte, haben sie mit ihrer staatlichen Zersplitterung gebüßt, Deutschland noch mehr als Italien. Vom 13. bis ins 19. Jahrhundert hat es bei uns zwar ununterbrochen ein Reich, Könige und Kaiser gegeben, aber kaum den Schatten eines Staates. So sind wir das Land geworden, in dem das streitende Europa seine Schlachten schlug, aus dem der Sieger die Beute entnahm. Erst die völlige Zertrümmerung des Reichs- und Volkskörpers, wie Napoleons Gwalt Herrschaft sie vollzog, hat rückwirkend zu der losen und zur Ohnmacht verdammt Einigung im Deutschen Bunde geführt.

Doch haben die Befreiungskriege unsern Boden von den Fremden frei gemacht. Und sie haben mehr bewirkt; sie haben, trotz der fortdauernden politischen Zersplitterung, alles, was am geistigen Leben unseres Volkes teilnahm, zu nationalem Denken und Empfinden geführt, zu der Einsicht, daß unseres Volkes Kultur, daß alles, was das Leben wert macht, nur bewahrt und erhalten werden kann durch festeren staatlichen Zusammenschluß.

So ward in dem folgenden halben Jahrhundert der Einheitsgedanke der bewegende unserer Geschichte. 1848 mißlang es, ihn zu verwirklichen; 1866 und 1870 ward es unter Bismarcks Führung erreicht. Aber der Erfolg mußte errungen werden gegen Frankreich. Allzutief war im Nachbarlande die Vorstellung ein-

gewurzelt, daß Deutschlands Schwäche Frankreichs Stärke sei. Nicht Napoleon III., sondern das französische Volk hat den Krieg von 1870 herbeigeführt. Es ist nicht müde geworden, seinen Kaiser zu tadeln und zu schmähen, daß er 1866 hatte geschehen lassen. Wenn Thiers sich nach 1870 ein Verdienst erworben hat um die Befreiung Frankreichs von fremder Besatzung, so hat er damit nur einen sehr geringen Teil der Schuld gesühnt, die er auf sich geladen hatte durch Heßen gegen Deutschlands Einigung und Steigerung der militärischen Eitelkeit seines Volkes bis zur Vernarrtheit.

Diese seit Richelieu und Ludwig XIV. dem Nachbarvolke eingepfropfte Krankheit hat durch den Krieg von 1870 nicht geheilt werden können. Unausrottbar hatten sich jenseits der Vogesen die Vorstellungen eingegraben, daß Deutschland zur Einheit nicht berufen sei, daß eine solche nicht dauern könne, daß das Reichsland von unerträglichem Druck fremder Herrscher befreit werden müsse. Da man sich nicht stark genug fühlte, der vermeintlichen Pflicht aus eigener Kraft zu genügen, verkaufte man sich an Rußland, die in Freiheitsphrasen schwelgende Republik an das brutalste Herrschaftsgebilde, das die Gegenwart kennt. Französische Gelehrte ließen sich herbei, der Welt zu beweisen, daß ein solches Bündnis eigentlich von jeher bestanden habe, daß es das einzig natürliche, das gegebene sei.

Nun hat der Haß gegen Deutschland das freiheitstolze Volk als Vasallen des Zaren in den Weltkrieg gehegt. Denn es war Rußland, das den Krieg brauchte. Es war mit seiner Politik in eine Sackgasse geraten. Es war vor die Wahl gestellt, entweder die serbischen Fürstenmörder zu schützen oder sein Ansehen auf der Balkanhalbinsel für lange Zeit, vielleicht für immer einzubüßen. Es hat um so weniger geschwankt, als es der Unterstüt-



zung Englands bald sicher wurde. Das Inselreich wollte sich die Gelegenheit nicht entgehen lassen, den Handelsrivalen auf dem Festlande zu treffen. Es glaubte auch noch Japan zu diesem Zweck heranziehen zu sollen. Rund um die Erde herum steht mehr als die Hälfte der gesamten Menschheit gegen Deutschland und Österreich in den Waffen. Wie immer der Ausgang sein mag, wir stehen an einem Wendepunkte der Weltgeschichte.

Mit wunderbarer Klarheit, Entschlossenheit und Festigkeit sieht unser Volk der Gefahr ins Auge, vom Kaiser herab bis zum letzten Mann. Es hat seine Friedensliebe bewiesen; nur Verleumdung kann das leugnen. Es wird zeigen, hat gezeigt, daß es die Waffen zu führen versteht, nun sie ihm in die Hand gezwungen sind. Es ist bereit, den letzten Blutstropfen, den letzten Pfennig einzusetzen, seine Selbständigkeit zu behaupten. Es weiß, was ihm bevorsteht, wenn es unterliegen sollte; weil es das weiß, wird es nicht unterliegen. Eine nie dagewesene, bis vor wenigen Tagen kaum für möglich gehaltene Einheit des Fühlens, Denkens, Wollens beherrscht alle. Wie haben sich doch die Gegner getäuscht, die mit dem Unterschied der Stämme, der Bekenntnisse, der Klassen und Stände rechneten! Ihr völliges Vernachlässigen näherer Beschäftigung mit deutschen Verhältnissen straft sich mit schmerzlichen Enttäuschungen. Da helfen keine Lügenberichte, die das Erhoffte zum Geschehnis machen möchten. Die Grenzen, die 1866 zwischen Deutschen und Österreichern gezogen wurden, gezogen werden mußten, sind gefallen. Diesseits und jenseits lebt die gleiche Gesinnung. Was getrennt wurde, fließt wieder in ein-

ander, ein einzig Volk von Brüdern. Und nicht nur die Deutschen der Donaumonarchie schließen sich mit uns zu unauflöslichem Bunde zusammen. Die Stammesgegensätze sind vergessen in beiden Hälften der unter habsburgischem Szepter vereinigten Länder. Später mag man den häuslichen Zwist wieder aufnehmen; zunächst gilt es, den Bau zu schützen, unter dessen Dach man mit einander lebt und leben muß, wenn man nicht schutzlos den Unbilden russischer Witterung ausgesetzt sein will. Die Macht der Geschichte tritt auch dem Blödesten lebendig vor Augen.

Die Geschichte aber will in diesen schicksalsschweren Tagen ihr Werk an unserem Volke vollbringen. Sie will es in seinem ganzen vollen Umfange zur festen Grundlage mitteleuropäischer Kultur ausgestalten, in der staatlichen Doppelform, in der es bisher bestand, aber für alle Zeiten geeinigt in seiner internationalen Stellung und in den überlieferten lebendigen Beziehungen zu den kleineren östlichen Nachbarvölkern, die ohne Gefährdung ihrer Lebensbedingungen in keine andere Gesamtbürgerschaft eintreten können. Daß dafür das Verständnis in ihrem Kreise noch nicht erloschen ist, das haben diese Tage auch erwiesen. Das Bestehen der Österreichisch-Ungarischen Monarchie ist ein europäisches Kulturinteresse. Der uns aufgezwungene Kampf aber führt Mitteleuropa einer reichen Zukunft entgegen. Seine volle Unabhängigkeit ist und bleibt eine der unerläßlichsten Voraussetzungen aller abendländischen, aller Weltkultur. Gerade in dieser Zeitschrift verdient diese Auffassung stark und nachhaltig vertreten zu werden.

Berlin-Stegliß, 2. Sept. 1914.

## WILHELM VON BODE

## Die deutsche Kunstwissenschaft und der Krieg.

Der furchtbare Krieg, den uns unsere neidischen Nachbarn aufgezwungen haben, überflutet jetzt ihre eigenen Gaue und bedroht im Westen die herrlichen Monumente der Kunst aus einer besseren Kulturepoche. Alte Kunststädte, die eine unvorsichtige Landesverteidigung zu Festungen ausgebaut hat, werden beschossen oder eingeäschert, und sofort erhebt sich ein Geschrei über die ganze Welt von Feinden und Neutralen, daß die „deutschen Barbaren“, diese „Hunnen der Neuzeit“, die Monumente und ihre Kunstschätze dort vernichtet hätten. Kaum ist der erste Schuß gefallen, so setzt die internationale Lügenpresse ihren Draht in Bewegung und verbreitet die infamsten Anklagen über die neuen Frevel unserer deutschen „Horden“ an den Kunstdenkmälern unserer Feinde. Besieht man dann den Schaden näher, so muß der Feind selbst zugeben, daß in den Ruinen der belagerten Städte gerade die berühmten Hauptdenkmäler erhalten blieben oder nur wenig beschädigt wurden, daß die deutschen Soldaten selbst für die Rettung derselben sich aufopferten. So war es in Löwen, wo das Rathaus, wo die Kathedrale durch einen deutschen Offizier unter großer Gefahr der löschenden Mannschaft vor der Zerstörung bewahrt wurde; so war es in Reims, wo der deutsche kommandierende General selbst dafür sorgt, daß die klassischen Skulpturen der Fassade der Kathedrale möglichst wenig verletzt werden. Die Franzosen selbst waren es, die ihre Verteidigung vom Dom aus leiteten und uns förmlich zwingen wollten, den Dom zu zerstören. Die Belgier, aufgehetzt von einer sündhaften Regierung, welche die große Zeit der alten

Internationale Monatsschrift.

Niederlande zu erneuern glaubte, indem sie die mittelalterlichen Greuel des Volkskrieges heraufbeschwor, zettelten den heimtückischen Überfall in Löwen an, und die belgischen Kanonen der Forts von Antwerpen beschossen die Kathedrale von Mecheln, während unsere deutschen Kunstkommissare dort für die Rettung der Denkmäler beschäftigt waren.

Wodurch verdienen wir solche schmachvollen Vorwürfe? Wodurch sind wir in den Geruch von Kunstschändern und Kunsträubern gekommen? Was berechtigt unsere Feinde und angeblichen Freunde, uns als Kunstfeinde und Kunstbananen an den Pranger zu stellen? Haben sie vergessen, daß ein Winckelmann Begründer der Kunstwissenschaft des Altertums war, daß Rumohr für die neuere Zeit diese Wissenschaft eingeleitet hat, daß seit anderthalb Jahrhunderten die Deutschen auf den beschrittenen Bahnen rüstig vorangegangen sind? Wissen sie nicht, daß das Studium der Kunstgeschichte als eigenes Fach auf den Universitäten zuerst in Deutschland und hier allein allgemein eingeführt ist, daß Deutschland in der Begründung archäologischer und kunsthistorischer Institute vorangegangen ist? Sie wissen es wohl, aber sie mögen es nicht hören. Weil wir den anderen Nationen vorangegangen sind, weil wir ihre Lehrmeister waren und noch vielfach sind, geht es uns wie so vielfach im Leben den Lehrern mit ihren Schülern, die so leicht vergessen, was sie jenen verdanken, die sich über ihre Schwächen lustig machen oder sie gar hassen.

Gerade in der Kunstwissenschaft sind wir ihre Lehrer gewesen, haben wir den

5

anderen Nationen zum Verständnis ihrer eigenen Kunst wesentlich mit verholfen. Unser deutsches Streben geht auf Erfassung der Wissenschaft als Ganzes; in der Kunstwissenschaft haben wir uns nicht mit dem Studium unserer deutschen Kunst begnügt, sondern wir haben die Kunst aller Nationen und aller Zeiten zu ergründen und in ihrem Zusammenhang klarzulegen gesucht, ja wir haben uns auch hier mit der Kunst des Auslandes fast mehr und gründlicher beschäftigt als mit unserer deutschen Kunst. Gerade das hat man uns nicht gedankt, ja heute macht man uns das sogar zum Vorwurf. Man betrachtet diese deutsche Art der Forschung gewissermaßen als eine Invasion, man ärgert sich über das Besserwissen, über die Resultate der Forschung, die doch gerade dem Ausland zugute kommen; man lehnt sie ab, indem man vorgibt, nur das eigene Volk habe das richtige Verständnis für seine Kultur und so auch für seine Kunst. Man will nicht glauben, daß wir selbstlos die Kunst lieben und studieren, unsere Museen bereichern und verbessern, um jedermann zu dem Genuß der Kunst zu erziehen.

Einer Nation, deren Roy soleil die Kunststätten Deutschlands systematisch in Ruinen legte, deren größter Genius die Kunstschatze nicht nur Deutschlands, sondern der ganzen zivilisierten Welt zusammenraubte, ist der Gedanke unfassbar, daß wir in der gleichen günstigen Lage nicht Gleiches mit Gleichem vergelten sollten. Und die romanischen Brüder jenseits der Alpen, die Ojetti und Annunzio, kennen schon die Plünderungslisten, die wir unseren Generalen mit ins Feld gegeben, und die Rachepläne, die wir gegen die Denkmäler im Feindesland für den Fall des Mißlingens geschmiedet haben. Wären wir wie sie, so würden wir doch viel hochfliegendere Pläne haben, so sähen wir uns schon im Besitz

von Belgien und der französischen Nachbarprovinzen und müßten schon deshalb nichts sehnlicher wünschen als die Erhaltung aller der herrlichen Kathedralen und ihres prächtigen Skulpturen- und Bilderschmuckes. Denn daß wir diese kennen, daß sie nirgends mehr bewundert und gründlicher studiert werden als in Deutschland, das weiß zwar weder ein Ojetti, noch ahnt es ein Annunzio, aber unsere französischen, unsere belgischen Fachgenossen wissen es sehr wohl und achten und nutzen es, wenn auch meist nur im stillen. Denn offener Anerkennung unserer Leistungen werden wir außerhalb unserer Grenzen nur selten begegnen. Wenn einmal ein Engländer anerkennt, wie unsere deutschen, wie vor allem unsere Berliner Sammlungen sich vermehrt haben, so geschieht es, um seine Landsleute aufzuhetzen, weil die besten Kunstwerke aus England erworben wären. Die Franzosen ignorieren unsere Sammlungen vornehm, und die Italiener, die sie erwähnen, erklären unsere Erwerbungen für Fälschungen und schimpfen doch zugleich über den Raub, den wir ihnen zugefügt hätten, mögen die Kunstwerke noch so teuer bezahlt und zehnmal ihre Ausfuhrerlaubnis erhalten haben; mögen sie verkauft werden, wohin sie wollen, vor allem jenseits des Ozeans, nur nicht nach Deutschland!

Nur aus dieser Gesinnung heraus ist es erklärlich, daß unsere Feinde und ihre neutralen Freunde es unbegreiflich finden, wenn wir Beamte unserer Museen nach Belgien schicken, um dort die Monumente zu schützen, ohne die Absicht, sie zu annektieren. Wer uns Deutsche aber kennt, weiß, daß nirgends der Eifer für Denkmälerschutz und Erhaltung der Denkmäler an ihrem Platze annähernd so groß ist als in Deutschland; und dafür erwärmt man sich nicht nur in der Heimat, sondern fast ebenso sehr für das Ausland. Das ist ein schöner



Zug unserer idealen deutschen Veranlagung, den uns auch der glücklichste Krieg nicht auslöschen wird, ebenso wenig wie er uns die Freude an der Kunst aller Länder und Zeiten und das Studium derselben nicht mindern soll. Im Gegenteil. Gewiß werden wir in Zukunft unserer eigenen Kunst mehr Interesse angedeihen lassen, wir werden dies leidige Vergöttern alles Fremden ablegen, werden uns einer vornehmeren Zurückhaltung auch in der Wissenschaft befleißigen, die gleichfalls in der Anerkennung der fremden Leistungen im Gegensatz gegen die der eigenen Landsleute nicht selten ungerecht war und die Fremden nur zu oft unnötig in unsere Karten hat sehen lassen. Aber wir werden uns dabei die Einstellung unserer Wissenschaft auf das Ganze, das Studium der Kunst in allen

ihren Teilen wie ihre Behandlung von den großen, allgemeinen Gesichtspunkten aus auch in Zukunft in keiner Weise verkümmern lassen. Dabei werden wir nach dem Kriege die jetzt zerrissenen Fäden der Mitarbeit des Auslandes wieder anzuknüpfen suchen. Das wird uns auch, wenn auch nicht in absehbarer Zeit, gelingen, da auch die anderen Nationen allmählich erkennen werden, daß unsere Arbeit nicht nur für uns allein, sondern für die Kultur überhaupt geleistet wird. Darin werden wir unsere Befriedigung finden, wenn uns auch vom Ausland ebenso wenig Dank dafür zuteil wird wie bisher. Dieses selbstlose Streben hat uns stark, hat uns einig gemacht, hat uns befähigt, der allgemeinen Kultur immer neue Werte zu gewinnen.

Berlin, 30. September 1914.

## U. VON WILAMOWITZ-MOELLENDORFF

### Der Krieg und die Wissenschaft.

In der Vorrede zum dritten Bande der lateinischen Inschriften hat Theodor Mommsen im Jahre 1872 bitter beklagt, daß er vielen Helfern an seinem Werke nicht danken konnte, weil sie die Feindschaft des Krieges in persönlicher Feindschaft fortsetzten, und er schließt mit folgenden Worten, denen die Übersetzung mit der lateinischen Rede freilich ihre edle Schönheit nimmt. „Dies Buch dauert als ein Zeugnis der Gemeinschaft, aber die in Gemeinschaft an ihm gearbeitet haben, findet es nun getrennt. Und doch wird das Buch dauern, und die Wissenschaft dauert. Und wenn es nach meinem Tode wieder eine res publica litterarum geben wird, so wird sie an dem Werke weiter bauen, das wir unterbrochen, nicht abgebrochen haben.“

Mommsens Klage zielte auf die Franzosen, die sich grollend jeder Annähe-

rung versagten. Hatte doch selbst H. Taine so sehr alles Gefühl der Billigkeit verloren, daß er über die Barbarei der Deutschen zeterte, statt ihnen zu danken, weil er in Châtenay, einem von unserer Belagerungsarmee monatelang belegten Orte, seine Bibliothek und seine Papiere fast ganz unverletzt vorgefunden hatte. Ich wollte, ich hätte ihm die verlassenen Häuser von Pantin zeigen können, in denen ich in denselben Tagen für uns Quartier machte. Da legte der Zustand von einer Lust am Zerstören und einer Schweinerei Zeugnis ab, die sich gar nicht schildern läßt. Die friedlichen Einwohner, die uns als Retter vor der Kommune begrüßten, sagten beschämt: „Ah, monsieur, les moblots; vous savez, ils conch . . . tout.“

In den Jahrzehnten des Friedens, den Deutschland der Welt sicherte, hat sich

5\*

die *res publica litterarum* wiederhergestellt. Mommsen selbst konnte noch in der Pariser Akademie als ihr Mitglied das Wort nehmen. Georges Perrot hat ihm einen warmen Nachruf gewidmet, und der Ausdruck des Beileides an dem Tode dieses liebenswürdigen Gelehrten war das letzte Freundschaftszeichen, das unsere Akademie nach Paris gesandt hat. Auf vielen Kongressen ist die völkerverbindende Macht der Wissenschaft aus aller Munde verherrlicht worden, und in der Association internationale des académies hat sie eine von allen Staaten anerkannte Vertretung gefunden. Gerade in Vereinigung mit der Pariser Akademie hat die unsere mehrere große Werke unternommen, und ich selbst als Leiter der griechischen Inschriftensammlung habe es oft mit dankbarer Freude hervorgehoben, daß die Arbeitsgemeinschaft zu vertrauensvoller Freundschaft geworden war.

Soll das alles der Weltkrieg abbrechen, weil er es unterbricht? So fragen mich Freunde aus neutralen Staaten und muß sich jeder fragen, dem die Wissenschaft heilig ist. Gewiß ist die Erfahrung tröstlich, die Mommsen gemacht hat, und kein Zweifel, daß die Wissenschaft einmal die abgerissenen Fäden wieder aufnimmt und anknüpft. Und dessen kann die ganze gelehrte Welt sicher sein: wir Deutschen werden die Verantwortung nicht leicht nehmen, die auf uns liegt, weil wir die Führung in der Wissenschaft haben; das wissen auch die andern, mögen sie es gleich nicht sagen. Das Vaterland, dessen Existenz bedroht ist, geht allem vor, aber auch in der leidenschaftlichsten Erregung des Momentes werden wir die Sorge für die höchsten Güter der Welt nicht verabsäumen. Wo die wissenschaftlichen Ehrungen, die von Volk zu Volk gingen, nichts als Dekorationen waren, ist es gleichgültig, wie sie jetzt behandelt wer-

den. Aber wo sie eine Anerkennung der Arbeitsgemeinschaft sind, die doch einmal wiederkehren soll, ruhen sie jetzt selbstverständlich, aber als wertvolle Symbole wird sie auch derjenige nicht gering schätzen, der selbst nicht mehr hoffen kann, die Herstellung der alten Freundschaft zu erleben. Denn darüber sollen wir uns nicht täuschen: zunächst wird nur in einzelnen Fällen mehr erreicht werden können als die korrekten Beziehungen, die der Friedensschluß zwischen kriegführenden Völkern herbeiführt. Dafür zu sorgen sind die wissenschaftlichen Körperschaften da; die Stellung, die der einzelne für seine Person nimmt, kann dabei noch sehr verschieden sein.

Als im vorigen Jahre, wesentlich auf deutsche Anregung, in London beschlossen ward, daß der nächste internationale Kongreß der historischen Wissenschaften 1918 in Petersburg abgehalten werden sollte, sagte zu mir ein befreundeter russischer Gelehrter: „Bis dahin haben wir vielleicht einen Krieg geführt, aber 1918 ist er ja vorbei.“ So leicht nehmen wir Deutschen es freilich nicht. In Rußland macht der Zar den Krieg. Wir sind ein freies Volk, einig bis auf den letzten Mann mit unserem Kaiser, gegen niemanden einen Angriffskrieg zu führen, aber in diesem Verteidigungskriege, der uns aufgezwungen ist, alles daran zu setzen, daß den Angreifern die Macht und die Lust vergeht, ihr Spiel noch einmal zu versuchen. Und wir wissen alle, daß England die Franzosen und Russen gegen uns geheßt hat, um unser Reich zu vernichten. Darum ist unser Gefühl gegenüber den Russen und Franzosen von dem gegen die Engländer stark verschieden; wir wünschen nur, daß sie uns nicht zwingen, diese Stimmung zu ändern. Vorläufig kann uns selbst Mr. Bergson mit seinen Pöbeleien nicht aufbringen, denn wir zweifeln nicht, daß viele seiner aka-

demischen Kollegen sich dieses Nicht-franzosen schämen. Die Engländer dagegen brüsten sich als ein ganz besonders freies Volk: dann sind sie alle für das Verhalten ihrer Regierung verantwortlich, wenn sie sich nicht von dieser Regierung lossagen, was ja schon nicht wenige Ehrenmänner getan haben. Die englische Diplomatie, längst gewohnt unter der Maske heuchlerischer Tugend jedes Völker- und Menschenrecht zu verletzen, schießt mit ihren Dum-dum-Kugeln auf uns und sucht mit den infamsten Lügen die Neutralen gegen uns aufzubringen. Kein

wahres Wort kommt über die Lippen von Sir Edward Grey, und eine Unwahrheit war es auch, als er leugnete, daß die Engländer ein germanisches Volk wären. Aber gut, mögen sie ihr Blut um der Wahlverwandschaft mit den Japanern willen verleugnen. Wir haben sie oft Vettern genannt: jetzt sehen wir auf England herunter wie auf einen Vetter, der sich durch sein ehrloses Verhalten selbst aus der Familie ausgestoßen hat.

Westend-Charlottenburg,  
18. Sept. 1914.

## HEINRICH SCHRÖRS

### Gedanken eines katholischen Theologen zur gegenwärtigen Lage.

Inter arma silent Musae. Nicht nur die physische Volkskraft und das wirtschaftliche Leben empfangen durch den Weltkrieg, der jetzt die meisten Nationen Europas in waffenklirrendem Ansturm gegeneinandertreibt, die tiefsten, in ihrer Ausdehnung noch unübersehbaren, in ihren ungeheuren Wirkungen schwer abzuschätzenden Wunden. Auch über die geistige Kultur kommt es wie eine Katastrophe. Die Wissenschaft und die Kunst sind jäh aus ihrer friedlichen Arbeit aufgeschreckt. Wen nicht die vaterländische Pflicht zu andern Dingen beruft, der fühlt sich doch durch die überstürzende Wucht der Zeitereignisse herausgerissen aus seiner stillen Tätigkeit, die Gedanken an die Not und Zukunft des eigenen Volkes legen sich schwer wie Blei auf Kopf und Herz. Die Stätten gelehrten Schaffens veröden: die Jugend, die sich an unsere Hochschulen drängt, steht zum größeren Teile unter den Waffen; von der jüngeren Generation akademischer Lehrer, durch ihre frische Kraft und ihr kühnes Vorwärtsdrängen gerade so wert-

voll für den Unterricht, kämpfen viele auf dem Felde anderer Ehren als der in der Arena der Wissenschaft zu gewinnenden. Auf den Werkplätzen der Forschung, in den Bibliotheken und Archiven, in den Instituten und Laboratorien, wird es still, und manche aussichtsreiche Arbeit ruht, vielleicht auf lange oder für immer, weil der, der sie begonnen, nicht wiederkehrt aus dem männermordenden Kampfe. Wie viele Intelligenzen, wie viele Werte für die Kulturwelt wird er vernichten! Die aufeinanderfolgenden Geschlechter der Männer der Wissenschaft werden dereinst schmerzliche Lücken aufzuweisen haben. Für den Augenblick stockt der Buchhandel, dieses Kanalneg, das nicht bloß für den geistigen Warenverkehr unentbehrlich ist, sondern auch die Kulturgefilde zur Fruchtbarkeit beirieselt. Die gesamte Geistesbildung begeht ihren Tag der Trauer und der Resignation.

Wenn die Musen schweigen, haben die ἄνδρες μουσικοί um so mehr die Pflicht zu reden. Vielleicht dringt doch die Stimme



derjenigen, denen der Beruf die Ehrlichkeit zum obersten Gesetze des wissenschaftlichen und ethischen Gewissens gemacht hat, die in ihrer ganzen Vergangenheit der Wahrheit und nur der Wahrheit haben dienen wollen, über die Grenzen hinaus und verschafft sich drüben im Lärm des Tages Gehör, wenigstens bei denen, mit denen sie sich bisher einwußen im heiligen Kultus der Wahrhaftigkeit. Und wenn jemand ein Urteil zuzutragen ist über die Psyche des eigenen Landes in einem großen historischen Moment, so dürfte es bei den Vertretern der Wissenschaft zutreffen, die sozusagen immer den Finger am geistigen Pulschlage der Nation halten.

Der künftige Geschichtschreiber, der die Anfänge dieses Krieges darstellt, wird die nicht schwere aber peinliche Aufgabe haben, die Volksstimmung unserer Feinde und deren Entstehung und Entwicklung zu schildern. Der agitatorische Einfluß der Presse, die im Dienste der Regierungen und der herrschenden Parteien steht, mag eine unvermeidliche Begleiterscheinung der modernen Verhältnisse sein. Die Tendenz ist ihr durch die augenblicklichen politischen Ziele vorgezeichnet, und unter diese Tendenz muß sich die Wirklichkeit der Dinge beugen. Dagegen ist nicht anzukämpfen. Indes über den suggestiv bearbeiteten Massen gibt es doch noch eine Oberschicht hochgebildeter Kreise, die auf eigenes Sehen und Denken nicht verzichten wollen. Vor diesen darf Zeugnis abgelegt werden über den wahren Geist, der das deutsche Volk be-seelt.

Vielfach hat man sich in jenen Kreisen — ich denke vorzüglich an die des intelligenten Katholizismus im Auslande — gewöhnt, das Deutsche Reich als unter den Hammerschlägen der Macht und der gewaltigen Kriegserfolge künstlich zusammengeschmiedet sich vorzustellen. Fast

vollständig übersehen wird die eigentliche und tiefste Quelle, das jahrhundertalte Seufzen und Sehnen der Nation nach politischer Wiedergeburt und staatlicher Einheit, nach demselben Ziele, das die führenden Völker des übrigen Europa längst erreicht hatten, und das Italien in dem nämlichen Jahre errang. Nach natürlichem Rechte und mit innerer Notwendigkeit kristallisierte sich das neue Reich in seiner eigenartigen Struktur aus sich heraus. Der äußere Moment löste nur die längst vorhandenen Kräfte aus und führte sie auf einen Punkt zusammen. Weil man das erkennt und die deutsche Einheit bloß als Erzeugnis berechnender Gewalt ansieht, glaubt man nach dem abgegriffenen Sage, daß eine Macht durch die gleichen Mittel erhalten wird, durch die sie begründet wurde, an einen unersättlichen Expansionshunger unseres Volkes, an ein System der Niedertretung anderer Nationen, an ein übermütiges Streben nach Weltherrschaft. Nichts liegt dem deutschen Volksgeiste ferner. Die nationale Genügsamkeit, die seit dem Ende des Mittelalters — und wir sind in der nachmittelalterlichen Zeit innerlich ein anderes Volk geworden — ein Kennzeichen Deutschlands war und es früher in allzu hohem Maße war, ist uns auch jetzt geblieben. Wir wollen nur ein großes Volk sein neben den anderen großen Völkern. Wir fühlen uns gesättigt, weil wir alle Bedingungen der immanenten Entfaltung unserer Kräfte erfüllt sehen. Wir wünschen nichts mehr als Licht und Luft in der Welt, wie andere sie auch haben. Wenn wir anfangen zu kolonisieren, so taten wir nichts anderes, als wozu der Überschuß an Bevölkerung, die Entwicklung der Industrie und des Handels, der wohlbegründete Anspruch, an der Zivilisierung der Erde teilzunehmen, uns nötigten, und wir taten nichts anderes, als was Spanien und Por-

tugal im 16. Jahrhundert taten, was Frankreich, England und Italien noch heute tun. Der tonangebende und der Zahl nach erdrückend große Teil des Volkes denkt nicht daran, irgendeiner Nation im Wege zu stehen oder sie gar zu überwältigen; er denkt nur daran, das eigene Recht zu schützen und die auf ehrliche und gerechte Weise erworbene Stellung zu wahren. Das ist die aufrichtige und wohlbegründete Überzeugung eines redlichen Mannes.

Gerade auch die deutschen Katholiken, die doch einen sehr erheblichen Bestandteil Deutschlands darstellen und durch ihre geschlossene parlamentarische Vertretung ein schweres Gewicht in die Wagschale der öffentlichen Geschicke legen, haben von jeher diesen Standpunkt eingenommen. Für eine Politik der Eroberung und der Weltherrschaft würden sie nie zu haben gewesen sein. Der Katholizismus hat seiner Natur nach einen starken internationalen Zug. Seine Kirche ist vermöge ihrer Verfassung und ihrer ganzen Anlage eine Weltkirche, bestimmt für alle Völker und gegründet auf deren Gleichberechtigung. Die politische Unterdrückung einer vorwiegend oder größtenteils katholischen Nation würde auch eine Verletzung der kirchlichen Rechte einschließen. Es ist sogar den Katholiken Deutschlands nicht selten der Vorwurf gemacht worden — und kein Geringerer als Fürst Bismarck hat es zur Zeit getan —, daß sie zu wenig nationales Empfinden hätten, daß bei ihnen der vaterländische Gedanke hinter dem Weltgedanken ihres Glaubens zurücktrete. In dieser Form ist der Vorwurf ungerecht. Was daran Wahres ist, besteht darin, daß der Katholizismus in Italien, mehr noch in Frankreich, vielleicht auch einigermaßen in Nordamerika einen schärfer ausgeprägten nationalen Zug aufweist als bei uns, und zwar nicht allein in der An-

wendung auf einheimische Verhältnisse und in der Ausgestaltung volkstümlicher Religiosität und kirchlicher Institutionen, was keinen Tadel verdienen würde, sondern auch in der allgemeinen Formulierung katholischer Ideen und in der prinzipiellen Auffassung der Aufgaben unserer Kirche. Wenn wir in diese Dinge weniger Deutschnationales hineintragen, vielmehr in allem, was zum Wesen unseres Bekenntnisses gehört, an der Reinheit des übernationalen Charakters festhalten, so können wir um so weniger im Verdachte stehen, auf den Altären einer chauvinistischen Politik zu opfern. Da wir nun dennoch aus vollster Überzeugung und mit unbegrenzter Hingabe den Entschluß des Kaisers billigen, für des Reiches Schutz und Ehre das Schwert zu ziehen, so mag das mit ein Beweis sein, daß dieser Krieg nicht aus einer mit den katholischen Grundsätzen schlechthin unvereinbaren Machtgier entsprungen ist, sondern als uns aufgenötigt empfunden wird.

Der Geist des Militarismus, der im Deutschen Reiche seine Inkarnation erlebt habe, soll nach anderen Äußerungen des Auslandes seine letzte Quelle sein. Die Zivilisation, alle edlen Errungenschaften der modernen Menschheit werden als durch ihn bedroht hingestellt. Deutschland habe sich als die spezifisch kulturfeindliche Macht enthüllt. Es braucht hier nicht näher auf die Ungerechtigkeit dieser Anklage im allgemeinen eingegangen zu werden. Sie zerschellt schon an den nackten Tatsachen, daß auf der einen Seite die politische Einkreisung und Isolierung Deutschlands von langer Hand vorbereitet wurde, und der Einkreisung und Isolierung die äußersten Rüstungen unserer heutigen Feinde in gesteigertem Tempo zur Seite gingen, an der Tatsache ferner, daß auf der andern Seite das Deutsche Reich durch seine geographische Lage sowohl als auch

durch die Machtverhältnisse der Gegner gezwungen war, seine militärische Vorbereitung für die Notwehr zu treffen. Notwehr war es und ist es. Das beweisen vor dem Richterstuhl der Geschichte schon allein die vierzig Friedensjahre, in deren Verlauf mehr als eine Gelegenheit und wahrlich günstigere als jetzt geboten waren, den vermeintlichen deutschen Militarismus zum Ausbruch zu bringen.

Statt dessen sei nur daraufhingewiesen, wie sich diese Dinge unter dem besonderen Gesichtspunkte der deutschen Katholiken ausnehmen. Sie haben gewissenhaft, ja ängstlich geprüft, ob Fortdauer und Erhöhung der Rüstungen sich mit den unverletzlichen Grundsätzen ihrer Religion vereinen lassen. In den Wahlprogrammen haben die militärischen Lasten eine bedeutsame Rolle gespielt. Bei einem Falle, der Septennatsforderung, die ihnen nicht hinreichend begründet erschien, sind sie vermöge ihrer prinzipiellen Überzeugung dermaßen in die Opposition getrieben worden, daß eine Auflösung des Reichstages die Folge war. Der Militarismus, die zum Selbstzweck erhobene oder doch nicht sittlich guten Zwecken dienstbar gemachte Waffengewalt, ist mit dem Wesen des Christentums als einer die Pflichten der Liebe und Gerechtigkeit zu den Grundpfeilern der Sittlichkeit machenden Religion unvereinbar. Das war immer das Prinzip, nach dem die katholische Theologie von der Väterzeit her durch die Scholastik des Mittelalters bis in die Gegenwart den Krieg und die Vorbereitung zum Kriege beurteilt hat. So sehr galt und gilt ihr dieses als feststehend, daß alle Moralthologen einstimmig die Teilnahme an einem ungerechten Kriege auch für den einzelnen als sündhaft erklären. Jüngst ist in Frankreich ein Werk erschienen, das die Stellung der katholischen Theologie zur Frage des Krieges in geschichtlichem Rückblick

untersucht. Die angesehensten Fachgelehrten des Landes haben sich daran mit Beiträgen beteiligt. Nun, die Ergebnisse nehmen auch wir an und glauben in ihrem Lichte den gegenwärtigen Weltkrieg, was Deutschland angeht, vollkommen rechtfertigen zu können. Militaristisch waren wir nie, aber den Rüstungen für den Fall der Not und dem uns aufgedrungenen Kampfe haben wir begeistert zugestimmt, ohne in den geringsten Widerstreit mit den Lehren unserer Kirche zu geraten.

Daß Deutschland das Schwert ergreifen mußte gegen Völker, mit denen es die höchsten Kulturinteressen verbinden und vor deren Wissenschaft es die tiefste Achtung hegt, gehört zu den schmerzlichen Notwendigkeiten der gegenwärtigen Lage. Besonders stark empfindet dies die katholische Theologie. Denn mehr noch als andere Wissenschaften hat sie mit der Theologie namentlich Frankreichs eine breite Grundlage gemeinsam, ja sie ist mit ihr zu einem guten Teile in gewissem Sinne identisch, eng verbunden durch die gleichen Ausgangspunkte und die gleiche Arbeitsweise. Die strenge Einheitlichkeit des Katholizismus wie das kirchliche Gepräge der Theologie bringen es so mit sich. Es geht viel weiter, als die Gemeinsamkeit der protestantischen Theologie Deutschlands etwa mit der Englands sich erstreckt. Denn sowohl hat das protestantische Kirchentum und damit auch die Lehre in jenen beiden Ländern eine weit auseinandergehende Ausgestaltung erfahren, als auch ist die theologische Arbeit weniger eng an das offizielle Kirchenwesen angelehnt, selbst wenn man von den freieren Richtungen absieht. Die protestantische Theologie ist christliche Religionswissenschaft, die katholische Theologie ist die wissenschaftliche Lehre von der Kirche, ihren Dogmen, ihrer Ethik, ihrer Verfassung und



Verwaltung, ihrer Liturgie, ihrer Frömmigkeit, ihren religiösen Urkunden und ihrer Geschichte. Daraus ergibt sich von selbst die Gleichmäßigkeit und Geschlossenheit der letzteren in allen Ländern, unbeschadet des besonderen wissenschaftlichen Charismas, das dem Genius eines jeden Volkes eigen ist, und das sich auch in der nationalen Theologie nicht verleugnet.

Die Beziehungen zwischen Frankreich und Deutschland gehen in dieser Hinsicht so weit, daß nicht bloß die wissenschaftlichen Leistungen durch zahlreiche Übersetzungen von hüben und drüben ausgetauscht werden, sondern daß es auch nichts sehr Seltenes gewesen ist, daß Lehrbücher ausländischer Verfasser, darunter auch französischer, in deutschen Anstalten in der Originalausgabe gebraucht wurden. Andererseits ist das größte moderne Bibelwerk, das wir besitzen, der *Cursus scripturae sacrae*, von deutschen Theologen verfaßt und in Paris veröffentlicht worden. Die neuesten Handbücher der Kirchengeschichte, wie die von Kraus, Brück, Funk, Knöpfler, Marx, haben Übersetzungen ins Französische erfahren. Die großen, auf der vollen Höhe der heutigen Forschung stehenden Enzyklopädien, die aus der Feder französischer Gelehrter hervorgehen, das *Dictionnaire de la Bible*, das *Dictionnaire de Théologie* von Mangenot, das *Dictionnaire d'histoire et de géographie ecclésiastique* von Baudrillart, das *Dictionnaire d'archéologie et de liturgie der Benediktiner*, gehören zu unseren wertvollsten Arbeitsinstrumenten. Die umfassende Konziliengeschichte des Tübinger Hefele findet eine neue, das Original überholende Bearbeitung durch einen Kirchenhistoriker Frankreichs.

Kurz, zwischen den deutschen katholischen Theologen und denen jenseits der Vogesen besteht ein vielseitiges und enges Verhältnis. Von nationaler Abnei-

gung kann daher bei uns nicht im entferntesten die Rede sein. Eine Erniedrigung Frankreichs, eine Beeinträchtigung seiner Stellung unter den Kulturvölkern würden wir lebhaft beklagen. Beständen in Deutschland irgendwie solche Absichten, und wäre der heutige Kampf auch nur im geheimen von einer solchen Tendenz beherrscht, so würden wir die ersten sein, dagegen Einspruch zu erheben.

Die Tatsache, daß Rußland es gewesen ist, das den nächsten Anstoß zu dem Völkerkampfe gegeben hat, legt den Katholiken noch eine andere Erwägung nahe. Der Panslawismus hat den Haß gegen die österreichisch-ungarische Monarchie erzeugt, der Panslawismus ist die stärkste Triebfeder der russischen Balkanpolitik. Der Panslawismus aber ist eng verflochten mit dem orthodoxen Christentum des Ostens. Dieses bildet für die gläubigen Volksmassen das fortreibende Ideal, für die dem Glauben entfremdeten Schichten wenigstens das Mittel, das im Dienste der politischen Ziele steht. Das russische Kreuz auf der Hagia Sophia Konstantinopels soll das Symbol werden, unter dem die Balkanvölker dem Zarenreiche sich angliedern, und unter dem die Herrschaft der griechisch-russischen Kirche im ganzen Orient sich erhebt. Von der orthodoxen Geistlichkeit ist der Gedanke bei den Südslawen wie in Syrien und Palästina seit langer Zeit verbreitet und gehegt worden. Es ist die große nationale und religiöse Hoffnung, durch die die alte Herrlichkeit der Ostkirche von neuem entstehen soll. Die tiefe Abneigung gegen das lateinische Christentum ist seit der Trennung im 9. Jahrhundert nie erloschen und bildet auch jetzt das Feuer, das die kirchlichen Gemeinschaften des Ostens zusammenschweißt. Im Sinne des russischen Volkes und der Orthodoxen der Balkanhalbinsel ist der gegenwärtige Krieg auch ein Religionskrieg. Ein Sieg

Rußlands würde ein mächtiger Schritt zur Verwirklichung jenes Ideals sein und müßte von unberechenbaren Folgen für die Weltstellung des römischen Katholizismus werden. In Galizien und den Donauländern nicht weniger als in Russisch-Polen würde dieser so gut wie vernichtet werden, und die so mühsam vorgeschobenen Posten im Orient würden bald dahinsinken.

Es ist schwer zu verstehen, wie der französische Klerus, der sich sonst durch seine römisch-kirchliche Gesinnung auszeichnet, für die Bundesgenossenschaft

mit dem Moskowitertum sich begeistern kann. Und auch das nichtkirchliche Frankreich müßte vor dem Schlage, den seine Interessen im Orient durch einen entscheidenden Sieg des Russentums unzweifelhaft erleiden, zurückschrecken. Denn diese Interessen sind wesentlich gestützt durch die katholischen Missionen und durch das jahrhundertalte Protektorat über sie. Die Missionen würden bald unter der Übermacht des griechisch-russischen Einflusses zusammenbrechen.

Wiesbaden, 12. Sept. 1914.

## ADOLF DEISSMANN

### Die deutsche Erweckung.

Gern folge ich der Anregung der Internationalen Monatsschrift und sage einige Worte über den Weltkrieg. Ist das „vom Standpunkte meines Fachgebietes“ nicht etwas schwierig? Was hat der neutestamentliche Theologe, der sich bemüht, die feinen seelischen Kräfte urchristlicher Frömmigkeit als Forscher historisch zu ermitteln und jungen künftigen Geistlichen als Lehrer zu vermitteln, zu dem titanischen Ringen der Weltmächte zu sagen, das ihn scheinbar um Jahrtausende zurückwirft, weit zurück hinter das Neue Testament mit seinem Evangelium des Friedens, zurück zu dem von dem Dröhnen der Weltkriege des antiken Ostens widerhallenden Alten Testament?

Zunächst dieses: ich danke Gott, daß unser Volk in seiner Bibel jetzt auch das Alte Testament zu eigen hat, das harte Buch der Kriege Jahwes, und im Alten Testament den Psalter, das schimmernde Arsenal heroischer Religion, das allen Kämpfern immerdar die gute Wehr und Waffen und die festen Burgen darbietet.

Nicht, als versagte jetzt das feinere und innerlichere Neue Testament, unfähig, Volksbibel einer ehernen Zeit zu sein. Gewiß nicht. Ich las den Gruß, den ein hessischer Pfarrer den Kriegern seiner Gemeinde mitgab ins Feld: unter acht kernigen Kraftworten der Bibel sechs neutestamentliche. Und in zahlreichen Tornistern deutscher Soldaten geht das Neue Testament mit in Feindesland. Aber zur wirklichen Kriegsbibel wird es doch erst, wenn es vom Psalter begleitet ist: mit ihm zusammen wirkt das durch Jesus und Paulus gewiß heroische Buch der Kraft als Heldenbibel. Neues Testament und Altes vereint sind jetzt wie das mutige Herz und die gewappnete Faust, und ihre zähen und ungestümen Kräfte wirken jetzt zusammen in unwiderstehlicher Wucht.

Damit komme ich zum zweiten. Der Weltkrieg hat in unserem Volk ungeheure latente Seelenkräfte entbunden. Schon Anfang August hat sich mir der unbeschreiblich großartige Eindruck dieser religiösen und moralischen Erweckung

in dem Wort „seelische Mobilmachung“ zusammengedrängt; was wir inzwischen erlebt haben, zumal auch seitdem in Tausende unserer Häuser die Verlustlisten tiefes Weh gebracht haben, bestätigt von Tag zu Tag mehr, welcher Reichtum an opferbereiten Kräften in allen Schichten, Parteien und Konfessionen, bei Christen, Juden, Freigeistern und Monisten lebendig in Wirkung steht. Eine solche Erweckung erlebt zu haben, ist auch für den Historiker des religiösen Lebens etwas einzig Großes. Unser Volk, das vor'm Jahr die Freiheitskriege gefeiert hat, ist seiner Ahnen würdig, ja die seelische Kraft von 1914 scheint noch größer zu sein, weil die Schichtung und Gliederung des Volkes noch reicher und die Not der Bedrängung noch größer ist. „Dersittliche Heroismus der deutschen Nation stellt ein Neues in der Geschichte dar und macht es wertvoller, daß man Mensch ist“ schreibt mir heute der erste Geistliche einer brüderlich-neutralen Nation im Blick auf unseren Krieg. Wir nehmen dieses Urteil an, demütig und dankerfüllt gegen Gott, der uns jezt wie Edelmetall läutert.

Die Wirkungen dieser großen Kriegserweckung auf die religiöse Lage der kommenden Friedenszeit können unermesslich groß sein. Möchten die religiösen Führer Deutschlands beizeiten allen alten Sauerteig ausfegen für das deutsche Passah, das unser wartet, wenn überall in Stadt und Land an den Palästen der Großen und den Hütten der Geringen die Türpfosten gezeichnet sind mit dem Opferblut unseres heiligen Krieges!

Jawohl, des heiligen Krieges! Ich spreche damit von dem dritten, das mich mitangeht. Mit Bewußtsein und mit gutem Gewissen nenne ich unser Nibelungenringen heilig, und wäre es überhaupt notwendig, daß irgendein ängstliches Gewissen gestärkt würde, ich möchte ihm

diesen Beichtigerdienst gern leisten. Aber ich habe noch keine Angst vor der Verantwortung für diesen Krieg bei uns gesehen; denn nicht wir haben die Verantwortung zu tragen.

Daß wir seit langen Jahren von Ost und West mehr und mehr eingekreist worden sind und daß das letzte Ziel dieser durch ein Zuchthaus voll russischer, französischer und britischer Spione unterstützten Bestrebungen die politische und wirtschaftliche Zertrümmerung unserer aufstrebenden Nation sein sollte, war mir wie jedem sehenden Deutschen klar. Dennoch habe ich mich, auch im Sinne der Bestrebungen der Internationalen Monatschrift, lebhaft und mit innerer Freude an den Bemühungen beteiligt, auf dem Wege des Kulturaustausches und der persönlichen Verständigung England und Deutschland näher zu bringen und damit dem Weltfrieden zu dienen. An England hing der Weltfriede; Frankreich und Rußland waren nur Puppen in seiner Hand. Auch heute bedauere ich nicht, diese Bemühungen unterstützt zu haben. Sie kamen aus reiner Gesinnung, und sie schufen mit an jenem guten Gewissen, das jezt unser großer Verbündeter ist. Und daß drüben in England Hunderte und Tausende der geistig Höchststehenden ehrlich und in reiner Gesinnung bereit waren, in unsere Hand einzuschlagen, ist mir heute ebenso sicher wie vor dem Krieg. Insbesondere die führenden britischen Theologen und Kirchenmänner, an ihrer Spitze der Primas der Kirche von England, waren durchweg deutschfreundlich, und mit einzelnen unter ihnen verbindet mich eine treue Freundschaft.

Immerhin, leicht war es zwischen 1906 und 1914 nicht, mit Botschaften der Verständigung über den Kanal zu fahren. In den Häusern und in den Meetings auf das brüderlichste und aufrichtigste begrüßt, sah man sich beim Lesen der füh-



renden englischen Presse fast durchweg von dem Reptiliengezüchte des Deutschenhasses umkrochen. Was da über Deutschland gesagt oder aus Deutschland berichtet war, schien nur darauf berechnet, eine Atmosphäre der Mißgunst und der Verachtung gegen uns zu verbreiten. Verschweigen der großen Tatsachen unseres wirtschaftlichen und kulturellen Lebens, Breittreten unserer Skandale, Hohn auf jede Weltbetätigung unseres Riesenvolkes, dabei völlige Verkennung der einfachsten Grundlage unserer nationalen Existenz in der allgemeinen Wehrpflicht und damit verbunden eine geradezu verblendete Unterschätzung unseres wirklichen Könnens — das sind die Eindrücke, die man morgens bei der Zeitung hatte, nachdem der Abend uns Händeschütteln und Bruderschaften gebracht hatte.

Verglich man mit dem Zerrbild Deutschlands, das die englische Öffentlichkeit beherrschte, das durch eisernen Fleiß und tausend Studienreisen errungene Wissen um England bei uns, die weitreichende Kenntnis des Englischen in Deutschland mit der in England normalen großtuerischen Monoglossie, so konnte man wohl im stillen sagen: Ihr kennt uns nicht. Einen Zweifel in die Ehrlichkeit der deutschfreundlichen Kreise setze ich auch heute nicht; unmittelbar vor Ausbruch des Krieges haben sie ja den Krieg gegen uns als eine Sünde wider die Kultur mannhaft gebrandmarkt. Aber ihr Einfluß auf die britische Politik war gering: diese Friedenstauben mußten auf den auf Hamburg gerichteten 34-Zentimeter-Geschützen der Orion-Klasse balancieren. Unvergesslich ist mir die Doppelheit der Eindrücke bei der Halbjahrtausendfeier der Universität St. Andrews 1911. Sie war in allem, in Reden, Promotionen, Gastfreundschaft und vertrauter Zwiesprache voll von deutschfreundlicher Gesinnung, ehrlicher

Gesinnung ohne Heuchelei. Aber, wenn man am Morgen, die hochgestimmten Bankettreden von gestern noch im Ohr, über die Klippen der Strandpromenade lustwandelte, dann sah man drunten in der Bucht ein Geschwader, bereit, über unsere Küsten herzufallen; es waren die Wochen der Marokkokrise.

Die in der Tiefe der britischen Politik seit Jahrhunderten liegenden und immer gieriger gewordenen Weltmachtinstinkte haben jetzt alle deutschfreundlichen und christlich-ökumenischen Stimmungen der Besten über den Haufen geworfen. Daß unsere durch die zuerst erfolgte französische Verlegung unvermeidbare Verletzung der Neutralität Belgiens für England nur der Vorwand war, ist mir sicher. England, das bis heute das Privateigentum zur See nicht achtet, kämpft nicht für das *ius gentium*. Es kämpft, wie es selbst sagt, um seine Ehre, das heißt auf Deutsch um seine ausschließliche Macht, und das heißt wieder auf Englisch um die Zertretung Deutschlands.

Unermeßliche Werte des geistigen Lebens hat England, als es uns den Krieg erklärte, gefährdet. Ich sage gefährdet, denn an die völlige Zerreißung unserer kulturellen Beziehungen mit England und an die völlige Aufhebung unserer christlichen Gemeinbürgerschaft zu glauben sträubt sich alles in mir. Aber ich sehe allerdings, blutenden Herzens, noch nicht, wie allein die fressende Wunde geheilt werden kann, die der christlichen Gemeinschaft geschlagen ist. Ich gedenke der in den christlich aktiven Kreisen aller Völker für ein großes Ereignis geltenden Weltmissionskonferenz von Edinburgh. Zwei große Aufgaben hatte dieses unter der Führung der englisch redenden Christenheit und in brüderlicher Teilnahme auch der Deutschen arbeitende ökumenische Konzil den christlichen Nationen aufs Gewissen gelegt: die Christianisie-

zung Zentralafrikas und Ostasiens. Die britische Hybris, welche die eine der beiden am dritten Schöpfungstag allen Menschen geschenkten Provinzen Gottes für sich allein als Herrscherin beansprucht, hat 1914, im fernen Osten die Gelben auf unsere blühenden Felder hegend und das dem Evangelium offene Afrika mit dem Kampf von Weiß gegen Weiß erfüllend, nicht bloß Waterloo annulliert, sondern auch Edinburgh.

Wenn England dereinst das von ihm durchschnittene Kabel der kulturellen Ge-

meinschaft mit uns um seiner selbst und um der Menschheit willen wieder zu flicken beginnt, werden es nicht mehr die guten Deutschen von Waterloo und Edinburgh sein, mit denen es zu tun hat, — Maubeuge und St. Quentin werden dazwischen liegen, und ein durch die heilige Erweckung und Läuterung von 1914 innerlich kraftvoller und nach außen stolzer gewordenes Deutschland wird, selbstsicher und ernst über den Kanal herüberblicken.

Berlin, 1. September 1914.

## WILHELM WUNDT

### England und der Krieg.

Was uns bei dem furchtbaren Krieg, der heute unser Volk zu den Waffen ruft, mit besonderem Schmerz erfüllt, ist, daß der Hauptschuldige bei der Anfachung dieses Weltbrandes England ist. Ohne das Anstiften Englands und ohne das englische Geld und die englische Flotte wäre dieser Krieg unmöglich gewesen, oder er würde mindestens in den Grenzen geblieben sein, in denen von vornherein eine ehrliche Messung der Kräfte möglich erscheinen konnte. England erst hat ihn zum wirklichen Weltkrieg gemacht, und es hat ihm in der Vernichtung der deutschen Macht, oder, was bei der heutigen Einheit von Staat und Nation dasselbe bedeutet, in der Beseitigung der deutschen Nation aus dem Rat der Völker sein klar erkennbares, durch keine Scheingründe und Phrasen mehr zu verhüllendes Ziel gesetzt. Das ist es, was uns heute mit tiefem Schmerz, aber auch mit berechtigtem Zorn gegen dieses uns stammverwandte England erfüllt, dessen Verfassung wir bis vor kurzem als ein Vorbild bürgerlicher Freiheit betrachteten, und dessen große Dichter und Denker

uns heute noch als die unseren gelten, Blut von unserem Blute, Geist von unserem Geiste. Darum, wenn unser Kaiser die ihm in früheren Tagen zuteil gewordene Admiralswürde in die Hände des englischen Königs zurückgegeben hat, so begreifen wir das als einen natürlichen, ja fast als einen selbstverständlichen Akt unserer eigenen Gefühle gegenüber diesem räuberischen Überfall von seiten der uns nächst verwandten Nation. Vor allem aber schmerzt es uns, zu wissen, daß dieser Krieg nicht möglich gewesen wäre, wenn nicht das englische Volk ihn gebilligt oder mindestens zugelassen hätte. Denn in England besteht nicht, wie in dem ihm „herzlich verbundenen“ Rußland, ein autokratisches Regiment, sondern England ist ein parlamentarisch regiertes Land, in dem der freien Meinungsäußerung in Wort und Schrift keinerlei Schranken auferlegt sind. Wo sind aber in England die Männer gewesen, die gegen diesen Krieg protestiert hätten? Wo die, die schon Jahre zuvor gegen diesen Bund eines freien, hochzivilisierten Landes mit dem despo-

tischen und trotz seiner großen Dichter barbarischen Rußland Verwahrung eingelegt hätten? War nicht schon seit Jahren für jeden Einsichtigen vorauszusehen, daß aus dieser unnatürlichen Allianz nimmermehr etwas Gutes entstehen könne? Wohl haben sich eben vor Ausbruch des Krieges einige angesehene, auch in Deutschland hochgeschätzte Gelehrte gegen den Krieg erklärt. Aber was will das halbe Duzend Professoren, größtenteils aus Oxford und Cambridge, gegenüber dem ganzen gebildeten England? Bilden sie doch nur eine verschwindende Minorität unter den eigenen Kollegen. Und schlimmer noch steht es mit den englischen Zeitungen. Da der Krieg nun einmal ausgebrochen sei, meinten die „Daily News“, das verhältnismäßig deutschfreundlichste der englischen Blätter, solle er nur möglichst rasch durch Vernichtung der deutschen Flotte zu Ende geführt und dann ein billiger Friede geschlossen werden. Ein billiger Friede! Natürlich, wenn die deutsche Flotte vernichtet ist, dann wird England diesen Frieden diktieren, und wie er ausfallen würde, kann ja nach den Gesinnungen der englischen Staatsmänner gegen uns nicht zweifelhaft sein. Wahrlich, dieses Wohlwollen ist von der Mißgunst der Herren Grey und Churchill im Effekt kaum verschieden. Wohl hat es einen Mann in dem englischen Ministerium gegeben, der den Krieg nicht mitmachen wollte und darum infolge der englischen Kriegserklärung zurücktrat: das war der Minister des Innern, der Arbeiterführer John Burns. Und kürzlich hat John Burns eine Rede gehalten, in der er Edward Grey als den Urheber des Krieges anklagt, ihn anklagt, er habe die Existenz Englands aufs Spiel gesetzt, denn es sei ein verblendeter Wahn, wenn er meine, durch dieses trügerische Bündnis mit Frankreich und Rußland jemals Deutschland vernichten

zu können. Aber warum hat John Burns diese Rede nicht früher gehalten? Warum erst jetzt, wo sich die erhofften Siege der englischen Landarmee in eben so viele Niederlagen verwandelt haben? Warum hat John Burns nicht wie jetzt schon seit Jahren gegen das unheilvolle Bündnis mit Rußland protestiert, aus dem niemals Heilsames für England entstehen könne? Warum nicht vor Ausbruch des Krieges seine Arbeiterscharen aufgeboten, um sich einmütig gegen ihn zu erklären? Er hat es nicht getan, und wenn er es getan hätte, so würde seine Stimme wahrscheinlich nur von wenigen gehört worden sein. Wäre in England wirklich die Stimmung der Bevölkerung oder auch nur die der gebildeteren und für die öffentliche Meinung maßgebenden Kreise gegen den Krieg gewesen, kein einzelner und kein Kabinett hätte gegen die Stimme des Volkes England in den Krieg stürzen können. Als vor mehreren Jahren das konservative dem jetzigen liberalen Ministerium den Platz räumte, da war es neben Herrn Winston Churchill, dem gegenwärtigen Flottenminister, Sir Edward Grey, den die Liberalen aus dem vorangegangenen Kabinett herübernahmen. Dem Auslande und insbesondere Deutschland gegenüber gibt es eben in England keinen Unterschied der Parteien, und hinter dem Parlament steht in diesem Fall auch die Nation in ihrer überwiegenden Mehrheit, so daß die wenigen, die dem Strom der öffentlichen Meinung widerstreben mochten, nicht wagten, ihre Stimme zu erheben.

Das ist es, was diesen Krieg für uns zu einem so schweren und schmerzlichen macht, daß er vor allem ein Krieg gegen das uns stammverwandte und trotz allem, was seit den Tagen Altenglands sich in dem geistigen Charakter der Briten, nach unserer Meinung nicht durchweg zu seinem Vorteil, verändert haben mag, doch



auch am meisten uns Deutschen geistesverwandte England ist. Was kümmern uns dem gegenüber die Belgier, die in ihrer waghalsigen Verblendung diesen Krieg nur geführt haben, um vor aller Welt endgültig ihre Existenzunfähigkeit als Staat zu beweisen? Und wer ist unter uns, der nicht mit dem schönen Frankreich, das in der ungeheuern Mehrheit seiner Bevölkerung diesen Krieg nicht gewollt hat, in den es durch den gewissenlosen Ehrgeiz einer Handvoll abenteuernder Politiker gestürzt worden ist, aufrichtiges Mitleid empfindet? Selbst mit den bramarbasierenden Journalisten, die diese selbstverschuldete Demütigung Frankreichs durch törichtes Schimpfen auf das deutsche Volk wettmachen wollen, werden wir nicht allzu streng ins Gericht gehen. Was schlägt es uns, wenn Herr Henri Bergson, den in Deutschland kein ernst zu nehmender Philosoph jemals ernst genommen hat, uns Barbaren schilt? Wissen wir doch, daß dieser Philosoph seine Gedanken, soweit sie überhaupt etwas taugen, uns Barbaren gestohlen hat, um sie dann nachträglich mit dem Flittergold seiner Phrasen aufgeputzt als eigene Erfindung in die Welt zu schicken. Und nun gar Rußland! Was konnten wir von einem Staat, dessen Regierung, unfähig die Kultur im eigenen Lande zu fördern, in der Unterdrückung der ihm unterworfenen Kulturvölker ihre Aufgabe erblickt, anderes erwarten, als daß er der Verlockung folgen werde, sich bei der neuen Teilung der Welt, die ihm die beiden westlichen Freunde in Aussicht stellten, auf Kosten seiner Nachbarn zu beteiligen? Darum, Frankreich, Rußland, sie sind Mitschuldige, aber ihre Schuld ist, wenn man die Verhältnisse dieser Länder und wenn man die Größe der Verführung in Rechnung zieht, die auf sie das englische Programm der „Einkreisung Deutschlands“ ausüben mußte,

beinahe entschuldbar. England aber ist und bleibt der Hauptschuldige. Für England gibt es keine Entschuldigung. Den teuflischen Plan zur Vernichtung Deutschlands, England hat ihn entworfen. Den ungeheuerlichen Dreiverband der beiden nächst Italien ältesten Länder europäischer Kultur mit dem barbarischen Rußland, England hat ihn in die Wege geleitet. England, das stammverwandte England, ist unser bitterster Feind. Als der Krieg begann, mochte man sich allenfalls noch dem Wahne hingeben, das gebildete England mißbillige diesen Krieg. Der weitere Verlauf hat uns leider gründlich enttäuscht. Abgesehen von jenen wenigen Gelehrten, die infolge persönlicher Beziehungen zu deutschen Freunden unser Vaterland besser kennen als die ungeheure Mehrheit ihrer Volksgenossen, steht das ganze literarische England gegen uns. Im Vergleich mit den pöbelhaften Schmähungen, in denen sich Bernhard Shaw, ein auch in Deutschland vielgelesener Schriftsteller, ergeht, erscheinen die „Barbaren“ der Herren Bergson und Maeterlinck beinahe wie unerhebliche Kränkungen, und die Stimmen aus dem Publikum, die sich in englischen Zeitungen aus den Reihen der gebildeten Welt Englands vernehmen lassen, stehen hinter den Gemeinheiten jener Schriftsteller kaum zurück. Dennoch reden diesen offenkundigen Tatsachen gegenüber weichherzige deutsche Gemüter von einer Versöhnung mit England, bevor wir mit unsern andern Gegnern Abrechnung halten. Als wenn eine dauernde Versöhnung mit England, wie wir sie ja alle hoffen, überhaupt möglich wäre, ehe wir diesem stolzen England für immer die Lust benommen haben, seine verderbliche Politik gegen Deutschland fortzusetzen. Dann erst, wenn dies geschehen ist, wird der Tag gekommen sein, wo wir wieder daran denken können, Hand in Hand

mit einem wiedergeborenen England die großen Aufgaben zu pflegen, die den germanischen Völkern in der Welt gestellt sind.

Man hat wohl zuweilen einen Widerspruch darin gefunden, daß der einzelne Engländer, der englische Gentleman, wie das alte Beiwort lautet, ein ehrenwerter, zuverlässiger Charakter ist, daß aber der Engländer als Nation gerade die Eigenschaften vermissen läßt, die wir an dem Individuum vor anderen schätzen. Gleichwohl darf man sagen, dieser Widerspruch ist nicht so groß, wie er scheint. Findet doch der Geist eines Volkes schließlich seinen treuesten Ausdruck in seiner Philosophie, allerdings nicht in jeder Philosophie, die ein Land hervorgebracht hat, aber sicherlich in derjenigen, die in ihm die populäre, die herrschende geworden ist. Wir alle blicken zu den großen englischen Philosophen der Vergangenheit mit Ehrfurcht und Dankbarkeit empor. Ein Bacon und Locke, ein Shaftesbury, Berkeley und Hume, wir betrachten sie als die unseren nicht weniger, wie uns die großen Dichter, die großen Naturforscher und Geschichtschreiber Englands als die unseren gelten. Aber die populäre Philosophie, die das heutige England beherrscht, ist nicht die Philosophie dieser Männer. Die Moral, von der dieses England im Grunde seines Herzens, vom Staatsmann bis zum gänzlich unphilosophischen Geschäftsmann erfüllt ist, diese Moral ist die Nützlichkeits- oder, wie man sie auch vieldeutig nennt, die Wohlfahrts-

moral. Ihr treuester philosophischer Interpret ist einer der bedeutendsten Engländer des vorigen Jahrhunderts, Jeremias Bentham. „Jeder tue, was ihm selbst nützlich ist“, so lautet das Grundaxiom dieser Moral. Aber diesen Grundsatz soll man mit der gehörigen Klugheit anwenden, und das tut der, der ihn nur insoweit anwendet, als er mit den gleichen Interessen seiner Nebenmenschen vereinbar ist. Doch als diese Nebenmenschen sind zunächst nur die Engländer gedacht. Im übrigen gilt der andere Grundsatz: „Mein Land ist meine Welt“. Anderen Nationen gegenüber wird daher dieser Utilitarismus zum schnödesten, rücksichtslosesten Egoismus. Mit diesem Egoismus behandelt England seine Kolonien. Zuerst und vor allem zu eigenem Vorteil und Gewinn. Wenn nebenbei etwas für die Kultur dieser Länder abfällt, so ist das bestenfalls ein glücklicher Nebenerfolg, im ganzen aber ist es für den echten Briten eine ziemlich gleichgültige Sache. Dieser Grundsatz ist es auch, der den englischen Staatsmännern jenes Programm der „Einkreisung Deutschlands“ eingegeben hat, zu dessen Verwirklichung der Krieg von England geführt wird. Friede mit England! Wer sollte nicht dringend ihn wünschen? Aber nichts ist gewisser, als daß ein dauernder Friede mit England erst möglich sein wird, wenn unser Sieg die Wiederholung eines Krieges wie des gegenwärtigen diesem England für immer unmöglich gemacht hat.

Leipzig, 7. September 1914.

## H. DIELS

### Eine Katastrophe der internationalen Wissenschaft.

Der ungeheure Weltbrand, der die größten Kulturnationen Europas zu einem gegenseitigen Vernichtungskriege aufgerufen hat, muß notwendigerweise auch

geistige Werte von ungeheurer Größe in seine Vernichtung mitreißen. Je mehr der Deutsche sich innerlich erleichtert fühlt, daß der faule Friede und die heuchlerische

Maske der Friedfertigkeit gefallen und der wahre, ehrliche Haß gegen Deutschland, der rings um uns her seit lange gezüchtet wurde, nun endlich sein grauses Antlitz offen enthüllt hat, um so mehr muß derselbe Deutsche, der bisher der eifrigste Vertreter internationaler Verständigung war, es beklagen, daß die jahrelang mühsam gesammelte Frucht gemeinsamen wissenschaftlichen Wirkens wie mit einem Schlage in dem prasselnden Feuermeere dieses Weltkrieges in Asche sinkt. Man glaubt die Posaune des Weltgerichts zu hören: *dies irae dies illa solvet saecula in favilla!*

Der Verfasser, der ein gut Teil seiner Kraft und Lebensarbeit an das Ziel einer internationalen Organisation der Wissenschaft gesetzt hat, ist weit davon entfernt, in oberflächlicher Beschuldigung diese oder jene feindliche Nation herauszugreifen und für diese Götterdämmerung der europäischen Kultur besonders verantwortlich zu machen. Fest steht, daß wir Deutsche am längsten an den Frieden geglaubt und für ihn gewirkt haben, daß wir manche Demütigung knirschend ertragen haben, nur um den ungeheuren Weltbrand nicht zu entfachen, der jetzt uns doch endlich zur Abwehr gerufen und das Schwert statt der Sichel in die Hand gedrückt hat. Das Traurige und Verhängnisvolle der Lage ist nun dies, daß alle die Feinde, die uns jetzt umringen, seit Jahrzehnten in dem friedlichen Deutschland den Störenfried zu erkennen vermeint haben, weil ihr böses Gewissen die eigenen finsternen Pläne auch bei uns voraussetzte. Und diese Angst vor den Deutschen hat sich, seitdem Frankreich, Rußland und England sich enger verbündeten, nicht etwa gelegt, sondern von Jahr zu Jahr gesteigert, so daß, wer diese immer höher steigende Flut des Hasses im stillen beobachtete, die furchtbare Katastrophe in immer greifbarere Nähe gerückt sah. Die Veranlassung, welche die aufge-

häufte Pulvermasse zur Explosion brachte, ist verhältnismäßig gleichgültig. Aber wichtig ist es festzustellen, wie allgemein im Auslande die Überzeugung verbreitet war, daß nur ein Krieg mit Deutschland die Rettung bringen könne.

Belehrend ist mir für diese Stimmung ein französisches Buch gewesen, das in diesem Frühjahr erschien. Ein Professor der Medizin aus Bordeaux Dr. R. Cruchet hat unter dem Titel *Les Universités allemandes au XX<sup>e</sup> siècle* seine Reiseerlebnisse (man wird richtiger sagen seine Spionierfahrten) an den deutschen Universitäten veröffentlicht. Ein in Deutschland angesehener Gelehrter Camille Julian, *de l'Institut*, hat dem Buche das Geleit gegeben. Man ist entsetzt, was unter jener fixen Idee des Chauvinismus aus einem gebildeten Vertreter der vornehmen französischen Nation werden konnte. Er wird überall bei seinen Besuchen von den deutschen Kollegen mit einer Offenheit und Liebenswürdigkeit empfangen, die ihn selbst bedrückte (*l'amabilité extraordinaire des Allemands presque gênante même*. S. 83). Man führt ihn überall herum, zeigt ihm die Kliniken und Krankenhäuser, ladet ihn ein in die Familien der Professoren. Und was ist der Dank? Er photographiert frech eine Operation, zu der ihn ein Heidelberger berühmter Kollege zugelassen hatte, er quittiert einem Dozenten in Gießen, der ihn durch eine Klinik bereitwillig geführt und ihn im heißen Sommer mit einem Glase Bier erfrischt hatte, durch eine malitiose Schilderung seines Äußern und glaubt etwas sehr Geistreiches zu sagen, wenn er am Schlusse feststellt, *que la légendaire rustrerie de Giessen s'était transformée en une aimable rusticité*. Ähnlich wird die Liebenswürdigkeit eines Erlanger, jetzt Leipziger Neurologen, der ihn zu Tisch gebeten, dadurch erwidert, daß er die Damen des Hauses in der nichts-



würdigsten Weise bloßstellt. Am meisten entpuppt sich der Grundgedanke des edlen Pamphletisten in seinem Schlußkapitel über die Straßburger Zustände, wo er ganz offen seine französische Propaganda eingesteht und perfid andeutet, daß die ungeheuren Summen, die Deutschland auf die Herstellung von Kliniken und Hospitälern in jener Stadt verwandt habe, aus der Kriegsentschädigung bezahlt würden, *quand le moment sera venu et que nous aurons disparu sous la germanique ruée*.

Diesen Moment erwarteten die Franzosen offenbar seit Jahren, obgleich einige hervorragende Gelehrte (zu ihrer Ehre sei es gesagt!) sich bemühten, unter dem heftigen Widerstande ihrer Landsleute freundlichere Beziehungen zu den gelehrten Kreisen Deutschlands herzustellen.

Als der Zar am Ende des vorigen Jahrhunderts sein Friedensmanifest erlassen (derselbe, der jetzt den Schutz der serbischen Meuchelmörder als Vorwand seines Krieges genommen), und als die erste Haager Friedenskonferenz getagt hatte, da schien der Augenblick gekommen, wo die Akademien der Wissenschaften sich untereinander über ihre großen Aufgaben verständigen und schwierige, nur durch gemeinsame Beteiligung aller Kulturen ausführbare Unternehmungen ins Werk setzen könnten. Die Royal Society in London gab den Anstoß, die drei Pariser Akademien folgten, und fünf deutsche Akademien (Berlin, Göttingen, Leipzig, München, Wien) schlugen gern in diese dargebotene Hand ein. In Wiesbaden kam 1899 die „Internationale Assoziation der Akademien“ zustande, nicht die erste, aber die umfassendste derartige Organisation auf wissenschaftlichem Gebiete. Ihre alle drei Jahre stattfindenden Sitzungen wurden in Paris, London, Wien, Rom und Petersburg abgehalten. Über zwanzig Akademien des Erdkreises von

Washington bis Tokio schlossen sich an. Wichtige Unternehmungen wurden begonnen, z. B. eine Ausgabe von Leibniz' Werken von der Berliner und zwei Pariser Akademien, eine Enzyklopädie des Islam in den drei Hauptsprachen, ein *Corpus Medicorum antiquorum*, eine Ausgabe des Mahābāratha, die gemeinsame Vermessung eines afrikanischen Meridians, Gründung einer internationalen Kommission für Hirnforschung usw. Allein der Assoziation standen keine eigenen Geldmittel zu Gebote, und Versuche, die von manchen Seiten angebotenen Unterstützungen zum allgemeinen Besten nutzbar zu machen, scheiterten hauptsächlich an den französischen Akademien, die offenbar einen Wink ihres auswärtigen Amtes erhalten hatten, alles zu vermeiden, was eine wirkliche Bindung der einheimischen Akademien mit denen des Auslandes zur Folge haben könnte. Dieses Mißtrauen Frankreichs (z. T. auch Englands), das freilich immer nur im Hintergrunde für den schärfer Sehenden sichtbar wurde, hat viel dazu beigetragen, die gemeinsamen Unternehmungen zu hindern, ja selbst harmlose Erleichterungen des wissenschaftlichen Verkehrs zurückzuweisen.

So hatten auf der Pariser Generalversammlung 1901 Mommsen und Delisle, der damalige Direktor der Pariser Nationalbibliothek, als die zwei kompetentesten Sachverständigen den direkten internationalen Handschriften-Leihverkehr bei den Regierungen durchzusetzen beantragt. Die Versammlung nahm einstimmig diese Anregung auf und beauftragte die Berliner Akademie, die Vorbereitungen zu treffen und die diplomatischen Verhandlungen mit den hauptsächlich in Betracht kommenden Regierungen einzuleiten. Obgleich mehrere europäische Regierungen bereits ihren großen Bibliotheken jene große Erleichterung des handschriftlichen Leihverkehrs erlaubt hatten (Hol-

land, Österreich, z. T. auch Deutschland) und obgleich die meisten Akademien auf der Wiener Generalversammlung 1907 ihre Zustimmung erneut aussprachen, erklärten nun plötzlich die Vertreter der französischen Akademien, die sechs Jahre vorher freudig zugestimmt hatten, ein direkter Leihverkehr durch die Post sei doch zu gefährlich. Es könnten doch unwiederbringliche Verluste eintreten, und was dergleichen Vorwände mehr waren. Frankreich und England schlossen sich also aus, und da gerade diese Staaten (außer Italien) am meisten für den Leihverkehr in Betracht kommen, so war dieser Versuch der Assoziation wenigstens teilweise gescheitert. Was war denn nun zwischen 1901 und 1906 geschehen, daß die französischen Gelehrten umfielen? Eduard VII. hatte den Thron bestiegen, hatte sich mit Frankreich und Rußland verständigt, hatte jenem Marokko als Pflaster für Ägypten hingeworfen und Persien mit diesem sich geteilt, hatte endlich in Algier das tödlich gehaßte Deutschland zuerst die Wirkung der anti-germanischen Liga fühlen lassen. Das Echo war in Wien zu spüren, und so begann von nun an das Wirken der Assoziation trotz des ehrlichen Willens vieler einzelner unabhängiger Gelehrter durch das Mißtrauen der Ententemächte lahm gelegt zu werden. Niemand sprach davon,

und doch lag es wie ein Alb auf allen. Wissenschaftlicher internationaler Verkehr, ohne den kein einziges Fach sich voll entfalten kann, bedarf wie Handel und Industrie des gegenseitigen Vertrauens. Wo diese zarte Pflanze nicht gedeiht, kann keine dauernde Frucht erwachsen. Die politischen Verhältnisse müssen sich erst ganz anders gestalten, wenn hier wirklich erfreuliche Saat aufgehen soll. Jetzt ist alles in dem unermeßlichen Schlund des völkermordenden, kulturzerstörenden Krieges verschwunden. Aber wir hoffen, daß neues Leben aus dem Chaos entstehen wird. Schon jetzt ist Deutschland trotz der in der Weltgeschichte einzig dastehenden Bedrängnis der Hort der Ordnung. Die deutsche Kriegführung bedient sich derselben wissenschaftlichen Methoden und Organisationen, die auf dem Felde der stillen Gelehrtenarbeit erprobt sind. So wird der einst, wenn der „verderbliche Haß“ nach der Anschauung des alten griechischen Philosophen abgerast hat, die „verbindende Liebe“ wieder ihr Werk beginnen müssen. Unsere Nation wird dann zeigen, daß sie auch wieder aufzubauen versteht, „und so mag“, so lautet Geibels schöner Heroldsruf, „am deutschen Wesen einmal noch die Welt genesen!“

Berlin, 1. September 1914.

## JULIUS KAFTAN

### Wider England!

Der englische Minister Sir E. Grey hat kurz vor der Kriegserklärung im englischen Parlament gesagt: Die Folgen dieses Krieges für uns werden fürchterliche sein, ob wir uns beteiligen oder nicht. Und als er dann mit seinen Leuten die Rechnung aufmachte, ergab sich das Fazit: es ist vorteilhafter für uns, daß wir

mittun. Aus diesem Grund — wer weiß es anders? — hat England uns den Krieg erklärt. Dadurch ist aber das Ringen der Völker, das jetzt im Gang ist, doppelt und dreifach zu einer Katastrophe für die europäisch-christliche, insbesondere für die protestantisch-christliche Kultur geworden.

Als man diese Berechnung in England anstellte, ist dessen, was des Geistes ist, nicht gedacht, Verlust und Gewinn auf diesem Gebiet nicht erwogen worden, sonst hätte das Resultat anders lauten müssen. Nein, der Kaufmann hat seinen Kalkül gemacht — weiter nichts. Nicht der königliche Kaufmann, der mit positiven Kräften, indem er für sich arbeitet, zugleich dem Wohl der Völker dient. Der Krämer vielmehr, der den Konkurrenten fürchtet und mit allen Mitteln, erlaubten und unerlaubten, ihn zu schädigen, zu vernichten trachtet.

So steht England jetzt in unseren Augen da. Keine Macht der Welt löscht das Bild wieder aus unserer Seele.

Auf das Schuldkonto Englands gehört es daher, was an geistigen Werten durch diesen Krieg zerstört wird, nicht auf das unsere. Allzu zögernd fast haben wir den von allen Seiten uns ins Gesicht geschleuderten Handschuh aufgenommen. Um von anderem zu schweigen — man lese nur in den von England veröffentlichten Akten den Bericht des englischen Botschafters über sein Gespräch mit dem deutschen Reichskanzler; man lese dazu die von Deutschland veröffentlichten Telegramme, die sich an das telephonische Gespräch des Fürsten Lichnowski mit dem englischen Minister knüpften. Weiter als es hier geschehen kann die Friedensliebe überhaupt nicht getrieben werden. Will man uns Schuld an diesem Kriege beimessen, es gibt nur dies eine, was man dafür anführen kann: wir haben die Friedensliebe so weit getrieben, daß unsere Feinde etwas wie Unsicherheit und Schwäche dahinter gewittert und deshalb um so eifriger zum Schwert gegriffen haben.

Wir Deutschen, viele unter uns wenigstens, haben die genannten Schriftstücke nicht mit eitel Freude gelesen, als sie s. Z. veröffentlicht wurden. Nachträg-

lich mögen wir uns alle ihrer freuen. Sie gehören nun unwiderruflich der Geschichte an und werden es noch kommenden Geschlechtern unüberhörbar in die Ohren schreien, wer die Schuld an diesem Krieg, an dieser furchtbaren Katastrophe des christlichen Kulturlebens trägt.

Und auch das verdanken wir dieser bis zum äußersten festgehaltenen Friedensliebe, daß allen auf deutschem Boden die Augen geöffnet worden sind. Nicht zuletzt dies ist es, was uns in Wahrheit zu einem einigen Volk von Brüdern gemacht hat. Wir wußten jetzt alle, alle: es gibt kein Ausweichen, es muß sein!

Nicht kalte politische Berechnung steht hinter dieser unvergleichlichen Erhebung und Machtentfaltung des deutschen Volkes, die uns selbst mit Staunen erfüllt und uns Ehrfurcht abgenötigt hat. Nicht die Gier nach Machterweiterung läßt uns alle Pulse schlagen, alle Hände zucken. Was uns beseelt, ist das Bewußtsein: wir kämpfen um unser Leben, um den uns gebührenden Platz an der Sonne neben den anderen großen Völkern der Erde. Wir kämpfen um die höchsten Güter, die dem Leben eines Volkes allein Wert geben für es selbst und die Menschheit.

In diesem Sinne heißt es jetzt: Krieg mit England, gerade mit England, dem uns nächstverwandten Volk!

Rußland wird von seinem Verhängnis getrieben. Der Traum von einer Erneuerung des oströmischen Weltreichs in und über der slawischen Welt steht dahinter. Sehen wir über die Frevel der Gegenwart hinweg, so entdecken wir doch im Hintergrund noch einen wenn auch phantastischen idealen Gedanken. In Frankreich hat alle diese Jahre her gekränkter Ehrgeiz die Geister umgetrieben. Wenn wir billig denken, so können wir es verstehen, daß bei ihnen die Flamme himmelhoch loderte, sobald der Blitz im Osten zuckte. Für England aber vermögen wir



nichts ausfindig zu machen, wodurch es entschuldigt wird. Wir sehen da nichts als den politischen Krämer mit seinem selbstsüchtigen Kalkül.

Das ist ja das Furchtbare an dieser Katastrophe: je näher uns einer der Feinde innerlich steht, desto mehr entflammt er unsern Zorn. Und wenn es noch bei einem rechtschaffenen Zorn bliebe! Was England heute tut, worüber wir es anklagen vor Gott und vor Menschen, das ist dies: es sät den Haß in unsere Seele.

Je näher uns einer der Feinde steht — an der Literatur, in der sich die Seele des Volkes spiegelt, kann man ermessen, wie es sich damit verhält. Die russische Literatur weckt Interesse und Neugier in uns, auch wohl Sympathie, aber selbst, wo das der Fall ist, bleibt der letzte Eindruck: eine uns innerlich fremde Welt! An den Franzosen haben wir immer etwas zu überwinden, ehe wir des Gemeinsamen froh werden. Es ist das, was uns den Eindruck des Theaterspiels macht, obwohl es nicht so gemeint ist. In der Geistes- und Gemütswelt der englischen Literatur dagegen sind wir heimisch, fühlen uns heimisch in ihr wie in unserer eigenen Welt. Daran soll man denken, wenn man erkennen will, mit wem wir zusammengehören — nicht an das, was dem einzelnen etwa aus der Berührung mit einzelnen Engländern übrig blieb.

Dies Band aber innerer Zusammengehörigkeit, so stark es war und heute noch ist — als ein Band zwischen den Nationen ist es zerrissen. Viele in England werden es empfinden so schmerzlich wie wir. Allein das englische Volk ist so veranlagt, daß die, die so denken, keinen Einfluß auf das Ganze haben. Mehr noch: wir sind den Zweifel nie ganz los geworden, ob sie ihn überhaupt erstrebten und auszuüben wünschten.

Jedenfalls, das Band ist zerrissen! Wir wissen es jetzt: da — da und nirgends

sonst steht uns nun der Feind. Für jetzt und wer weiß, auf wie lange.

Es ist der erste Krieg, den England gegen uns führt — kann, wird es auch der letzte sein? In einer Schicksalsstunde der Weltgeschichte hat es die Hand gegen uns erhoben aus Gründen, die als dieselben immer vorhanden sind und sein werden, solange wir bleiben, was wir sind. Wir müssen an Zahl stetig wachsend über die Enge der bloß kontinentalen Existenz hinaus, wir müssen, wie wir die Kraft dazu haben, in Anspruch nehmen, überall in der Welt Fuß zu fassen in friedlichem Wettbewerb mit allen. Das aber nimmt England sich heraus uns zu wehren. Deshalb macht es uns den Krieg. Es steht also fest für jetzt und in alle Zukunft: dies Volk wird immer wieder über uns herfallen, sobald es die Gelegenheit für günstig hält.

Und wir? Ein jeder, den Diebe und Räuber das Seine nicht schaffen und nicht genießen lassen wollen, ist gezwungen, alles andere hinter den Kampf gegen solche Schädlinge zurückzustellen. So zwingt England uns, an die Spitze jedes deutschen politischen Programms der Zukunft den Satz zu stellen, ihn unermüdlich zu predigen und schon den Kindern einzupflanzen: es gibt kein Gedeihen und keinen Frieden für uns in der Welt, ehe diesem Volk nicht der Kegel angemessener Weltherrschaft für immer ausgetrieben ist.

Meint England wirklich mit uns fertig zu werden, wie es früher mit kleineren Völkern fertig geworden ist? Weiß es nicht, daß unser Volk zu dieser Stunde so schwertgewaltig ist, wie noch nie ein Volk es war auf dem Erdenrund? Sieht es nicht die Perspektive eines immer neu einsetzenden Ringens, bis das eine oder das andere der beiden Völker am Boden liegt? Kommt ihm nie der Gedanke, wir könnten etwa zum Exekutor der Welt-

geschichte an seinem Dünkel bestellt sein?

Statt neben- und miteinander christlichen Glauben und christliche Sitte, protestantische Freiheit und unabhängige Forschung bei uns selber und überall in der Welt zu pflanzen und zu fördern, werden wir künftig eins die Kulturarbeit des andern der Zerstörung durch heidnische Völker und annoch minderwertige Rassen überliefern. Ein grauenhafter Gedanke fürwahr! Aber auch darin hat England schon den Auftakt gemacht, indem es die Japaner gegen uns hegte. Und

wer kann das Rad dieses Verhängnisses aufhalten, nachdem es einmal ins Rollen gebracht ist?

Wahrlich, England ist seiner Schicksalsstunde nicht gewachsen gewesen! Die Zeit kann nicht ausbleiben, in der spätere Geschlechter des englischen Volks den Tag, an dem Sir E. Grey diese Ruchlosigkeit auf die Seite des Habens im englischen Kontobuch schrieb, als einen der dunkelsten Tage ihrer Geschichte verfluchen werden.

Berlin-Steglitz, 2. Sept. 1914.

## ERICH VON DRYGALSKI

### Die deutschen Grenzen und unser Recht in dem Krieg.

Eine Erhebung, wie sie Deutschland jetzt erlebt, kann nur die reine Sache zeigten, das tief im Innern wurzelnde Bewußtsein des Rechts und der Notwendigkeit des Kampfes für das nationale Wesen und Gut, wie es von Geschlecht zu Geschlecht sich vererbt. Nicht zum ersten Male haben wir einen solchen Kampf übernommen, doch noch nie in der gleichen Einheit und Zahl. Der letzte Kampf hat uns die Einheit erst erstritten, der heutige muß sie erhalten und mit ihr alles, was uns teuer ist und zu unserem Wesen gehört.

Solange wir es verfolgen können, haben die Grenzen und in ihnen die Eigenheiten des Deutschtums so gelegen wie heute; bis über die Weichsel hinaus saßen die Ostgermanen und bis zum Rhein und den Vogesen die Westgermanen beim Beginn der Geschichte. Kelten und Romanen grenzten an diese, Balten und Slawen an jene, wobei sich die Balten und die Kelten mit dem Deutschtum und dieses mit ihnen in den Grenzmarken durchdrang und zur Einheit ver-

band. Darnach standen die Romanen im Westen und die Slawen im Osten an den Grenzen des Reichs, an den Vogesen und an der Memel, so wie heute. Und dazwischen lebten die germanischen Stämme, verzweigt und vielfach uneins, wie es ihre im kleinen so reich gegliederten Lande, die Hügelländer des Nordens und ihre verästelten Flüsse und Seen, die Mittelgebirge des Südens und ihre abgeschlossenen Hochflächen und Becken bedingten, doch im Grunde alle von gleicher Art, wie die Natur ihrer Lande im großen auch gleich ist, und darum zu entscheidender Stunde über die kleinen trennenden Schranken hinweg miteinander geeint.

Die Slawen drängten um den Beginn unserer Zeitrechnung von Osten ins Land, und die Ostgermanen zogen hinaus, um dann zersprengte Reiche an der unteren Donau, am Po, an der Rhone und im nördlichen Afrika zu bilden. Es waren die Goten, Langobarden, Burgunder und Vandalen. Ihre deutsche Stärke konnte sich auch in der Fremde lange erhalten, und ihre letzten Spuren hatten

noch länger, vielleicht bis heute, Bestand, doch als Reiche und Stämme gingen sie unter in den anderen Völkern, die sie umgaben. Die Slawen aber drangen durch die schutzlosen Lande weithin nach Westen bis über die Elbe und Saale, ja über den Thüringer Wald bis zum Main und zur Regnitz. Noch heute weisen viele Ortsnamen und Dorfornamen, auch Völkerreste in Böhmen, an der Spree und in Posen darauf hin, wo sie in Deutschland gewesen sind.

Dann ist die slawische Welle durch Karl den Großen zum Stillstand gekommen, der zuerst an der Elbe 805 einen Limes Sorabicus schuf, den die Slawen nach Westen, die Deutschen nach Osten nicht überschreiten sollten, den er dann aber selbst schon bis zur Oder hin überschritt. Und damit begann das Rückströmen der Germanen nach Osten durch die Sachsen im Norden am Meer und durch die Franken im Süden an und in den deutschen Gebirgen. Besonders haben die Franken im 12. Jahrhundert durch planvolle Kolonisation die Elb- und die Odergebiete wiedergewonnen. Dann schuf im Sande und an den Seen und Flüssen der Mark das süddeutsche Fürstengeschlecht der Hohenzollern einen kraftvollen Staat, und von der Weichsel aus hat der Deutschritterorden die alte Grenzmark bis Pregel und Memel wieder germanisiert, die wohl bei Tannenberg 1410 wieder den Slawen erlag und vorübergehend nochmals im Siebenjährigen Krieg, doch nicht für lange, und so als treuestes Bollwerk des Deutschtums im Osten bis heute besteht.

Noch wechselvoller sind die Kämpfe um die deutschen Grenzen im Westen gewesen. Schon die Römerheere drangen weit nach Deutschland herein, bis ihre Herrschaft im Innern des Reichs im Teutoburger Wald 9 n. Chr. ihr Ende fand, doch am Rhein, am Neckar und an der oberen Donau hat sie länger gewährt.

Der Limes von Koblenz bis Regensburg sollte sie sichern, doch er verfiel. Nun füllten die Alemannen von Süden das Rheintal und die Franken vom Main her. Beide haben 496 n. Chr. den Besitz des Elsaß miteinander umstritten. Dann zogen die Franken über Meß bis zur Seine und zur Loire, bildeten dort aber nur ein Herrengeschlecht, das im Romanischen aufging. Das Deutschtum erhielt seine Grenze wieder bei Meß und am Kamm der Vogesen, ähnlich wie früher und auch wie heute, wurde in der Folge aber sehr oft zurückgedrängt bis zum Rhein und in immer wiederholten Überfällen ins Innere des Reichs in seiner ganzen Entwicklung gestört und gefährdet.

Der letzte dieser Überfälle endete mit der machtvollen Abwehr durch die geeinten Stämme und mit dem Wiedergewinn der westlichen Grenzmark um Mülhausen und Straßburg, um Diedenhofen und Meß. Jetzt stand das Reich auch im Westen, wie im Osten, wieder in denselben Grenzen wie bei Beginn der Geschichte, dank der Kraft seiner Heere unter Kaiser Wilhelm I., und nun auch innen geeint durch die Staatskunst Bismarcks. Wie noch nie zuvor konnte es sich nunmehr entwickeln und hat das zäh und energisch getan. Neben den Grundlagen der Stärke, die ihm der deutsche Boden im Landbau und in jeder anderen Kultur seiner Wälder und Felder und Wiesen gewährt, konnte es jetzt auch den tieferen Bodenschätzen an Kohle und Eisen und wertvollen Erden zur vollen Geltung verhelfen, durch seine Industrien, die daraus erwachsen, und durch die Verbreitung ihrer Produkte mit erstarkender Schifffahrt. Nun konnte es auch die inneren Kräfte frei entfalten, konnte Gewerbe und Künste und Wissenschaften entwickeln und so den friedlichen Siegeszug über den Erdball vollenden, von der Fülle der Tropen bis zum ewigen Eis.



So gewann das Reich viele Freunde, doch auch Neid und Haß. Wer nicht mit uns Schritt halten konnte, der fühlte sich beengt. Was wir an Erfolgen für die Kultur und die Menschheit gewannen, das wurde verschwiegen oder verkleinert, obgleich es doch keinen bedrohte und allen zugute kam. Dann entstanden Ränke und Bünde, um unsere Entwicklung zu hemmen, und schließlich der sinnlose Überfall auf Deutschum und Reich.

Wie sinnlos, wie verbrecherisch dieser Überfall ist, kann schon daraus erhellen, daß sich dabei die verschiedensten Kulturen mit ihren ganz verschiedenen Grundlagen und Zielen zusammengetan haben, um ein einheitliches großes Kul-

turwerk und seinen Träger zu vernichten. Hier steht nicht Ziel gegen Ziel, sondern eine Vielheit von kleinen und divergierenden Wünschen gegen ein großes, geschlossenes, klar erkennbares Streben. Und darum müssen und werden wir siegen und können nicht untergehen. Denn mag jene Vielheit sich auch noch so lange zusammenhalten, schließlich müssen ihre Kräfte sich doch zersplittern, denn einzig wirken sie nur zur Negation, und das widerspricht den innersten Gefühlen der Menschheit, auch unserer Feinde. Ihre Verbindung ist unnatürlich und widersinnig; deshalb muß das Völker- und Kulturgewirre, das gegen uns steht, an dem starken deutschen Felsen zerschellen.

München, 23. September 1914.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Professor Dr. Max Cornicelius, Berlin W.30, Luitpoldstraße 4.  
Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

## Der Weltkrieg und die Großmächte. Von Prof. Rud. Kjellén

Die weltgeschichtliche Bedeutung des gegenwärtigen Krieges zu beleuchten ist in hervorragender Weise ein soeben in deutscher Übersetzung erschienenenes Buch des schwedischen Gelehrten Rud. Kjellén geeignet.

Eine nach der anderen läßt es die Großmächte, in impressionistischen Bildern festgehalten, mit ihren geographischen, nationalen, kulturellen und historischen Bedingtheiten, Tendenzen und Zukunftsaussichten an uns vorüberziehen und gipfelt in einer zusammenfassenden Betrachtung über das Wesen der Großmacht und die Zukunftskonstellation auf unserem Planeten.

Unter den ungefähr 50 Staaten der Erde bilden acht Großmächte „die Aristokratie und Oberklasse der Staaten. Wie jede ursprüngliche Aristokratie sind die Großmächte aus einer inneren Notwendigkeit hervorgegangen in natürlichem Wachstum und durch natürliche Wahl im Kampf ums Dasein, also durch rein historische Prozesse, unabhängig von den Regeln einer formellen Rechtsbildung. Keine Macht hat im Grunde genommen ein anderes Recht auf das Adelsdiplom der Geschichte als das, *welches in der eigenen Kraft und dem Willen zur Macht liegt*“. Der Verfasser prüft so die heutigen Großmächte auf Herz und Nieren und entwirft dann sein Zukunftsbild.

Für *Deutschland* findet er nur eine feste Aussicht, als Oberhaupt eines föderierten *Zentraleuropas*. „Nur durch Zusammenschluß können die heutigen europäischen Staaten ihre Widerstandskraft gegenüber schneller wachsenden Gegnern bewahren. In einem solchen Zusammenschluß erscheint aber *Deutschland als der geographisch und kulturell natürliche Führer. Für Deutschland selbst würde das bedeuten, daß es als Verwalter des Erstgeburtsrechtes Europas den Weltherrscherberuf antrete und als ermeßliche Kraftquelle dafür ausnützte den Glauben an eine solche Mission*.“

„Und es sieht wirklich so aus“, urteilt der Verfasser in dieser Hinsicht — als eine Bestätigung aber dieses Urteils darf wohl gelten, wie Deutschland den ihm aufgedrungenen Weltkrieg aufgenommen hat — „als ob der nationale Wille zum Wachstum neuerdings im selben Maße wie die Machtentwicklung selbst fortgeschritten ist. Denn dieses Volk besitzt noch alle Anzeichen einer physischen, psychischen und moralischen Gesundheit. *Großdeutschland* scheint bereit zu sein, vor der Geschichte dasselbe Zeugnis abzulegen wie Deutschland zu Bismarcks Zeiten — daß es *reiten kann, wenn man es nur in den Sattel hebt*!“

Diese Zuversicht zu seiner Zukunft darf das deutsche Volk im gegenwärtigen schweren Augenblick auch aus solchem Ergebnis wissenschaftlicher Betrachtung schöpfen!

\*) Die Großmächte der Gegenwart. Von Prof. R. Kjellén. ca. 200 Seiten. Geh. M.2.40. Leipzig u. Berlin. B. G. Teubner.

# INTERNATIONALE MONATSSCHRIFT FÜR WISSENSCHAFT KUNST UND TECHNIK

9. JAHRGANG

HEFT 3

1. NOVEMBER 1914

LUJO BRENTANO

## Deutschland und seine Gegner, insbesondere England.

Am 1. August hat Rußland den Krieg gegen Deutschland eröffnet. Nicht weil ein direkter Gegensatz der Interessen zwischen Deutschland und Rußland bestände. Deutschland begehrt nichts von dem, was Rußland ihm geben könnte. Aber schon lange vor Gründung des Deutschen Reichs haben die ersten Apostel des Panslawismus, die Samazin und Aksakow, den Gegensatz zwischen dem germanischen „Prinzip der Persönlichkeit“ und dem russischen Volkstum gepredigt, und nach 1871 steigerte sich ihre Agitation gegen alles, was Deutsch war, zu unversöhnlichem Haß. Kaiser Nikolaus I. hatte seinerzeit eine Art von Suprematie über Preußen und die deutschen Angelegenheiten beansprucht, welche mit den Interessen und der Würde Preußens und des deutschen Volks öfter in empfindlichen Gegensatz trat, und auch nach ihm waren deutsche Regierungen nur zu oft die Vollstrecker russischer Willkür gewesen. Auch hatte der Rückhalt, den Bismarck an Rußland fand, die siegreiche Durchführung der Waffengänge von 1864, 1866 und 1870 ermöglicht. Mit der Niederwerfung der Franzosen war der, auf den Rußland bis dahin wie auf einen beherrschten Schützling herabgesehen hatte, die maßgebende Macht in Europa geworden. Und als Bismarck im Frühjahr 1878 als „ehrlicher Makler“ zur Wahrung des durch die Stipulationen von San Stefano bedrohten Weltfriedens zwischen St. Petersburg und den Kabi-

netten von London, Wien und Paris vermittelte, und die Russen sich als Folge einige Abzüge von ihren Forderungen gefallen lassen mußten, erging sich Iwan Aksakow in wutschnaubenden Brandreden gegen Deutschland. Im Deutschen Reiche erblickt die panslawistische Agitation das mächtigste Bollwerk gegen das Vordringen der Russen zum Mittelmeer und gegen die Unterwerfung Europas unter die russische Herrschaft. Dabei eine Arroganz der in Petersburg maßgebenden Kreise, welche unerträglich sein würde, wäre sie angesichts ihrer im Frieden wie auf den Schlachtfeldern bewährten Unfähigkeit nicht grotesk. Russische Überlegenheit über Deutschland wurde um so mehr zur Schau getragen, je mehr man sich angesichts der steigenden revolutionären Tendenzen der eigenen Schwäche bewußt wurde. Solange die Petersburger Regierung sich stark fühlte, hatte sie die Panslawisten im Zaume gehalten. Seit sie sich vor der Revolution zu fürchten Anlaß hat, ein stetes Zurückweichen vor ihnen. Indem man den Bestrebungen nach slawischer Weltherrschaft huldigt, denkt man das russische Volk von seinem Verlangen nach innerer Freiheit abzubringen.

So kämpft das deutsche Volk, indem es dem Vordringen der Russen entgegentritt, den Kampf der gesamten zivilisierten Welt gegen eine in eigener Glorifikation schwelgende Barbarei. Man sollte meinen, daß alle Völker Europas mit ihm

kämpfen würden; denn ihre Schlachten sind's, in denen heute deutsche Truppen bluten. Selbst in Frankreich hatte eine Ahnung von der Bedeutung Deutschlands gegenüber dem Andrängen Rußlands zu dämmern begonnen. Der Revanchege-  
danke schien im Einschlafen begriffen zu sein. Aber zwei Faktoren haben zu seiner Wiederbelebung beigetragen. Der eine ist Rußland, das durch Schüren des Revanchegedankens Frankreich die Milliarden entlockt hat, mittelst deren es nicht nur seine Pläne zu verwirklichen hoffte, sondern auch diejenigen, durch deren Hände sie flossen, bereichert hat. Der andere ist in den inneren französischen Zuständen zu erblicken. Die Republik ist der französischen Bourgeoisie ganz erträglich erschienen, solange man in der Verwirklichung der demokratischen Prinzipien vor der Besteuerung haltmachte. Allein anders, seitdem die Durchführung der seit mehr als dreißig Jahren hintangehaltenen Einkommensteuer unvermeidlich erschien; daß ein jeder nach Maßgabe seiner Steuerfähigkeit zur Deckung der Staatsausgaben herangezogen werden sollte, galt den reichen Leuten in Frankreich als gleichbedeutend mit Konfiskation. Seitdem konnte man in Paris allenthalben, in der Presse bis in den Couplets in den Cabarets, eine Zunahme reaktionärer Strömungen beobachten; nur die Provinz war noch aufrichtig republikanisch und demokratisch. Und da ihre Vertreter die Mehrheit hatten und die Radikalen, welche sie in den gesetzgebenden Körper sandte, immer energischer nach sozialen Reformen verlangten, hat man von Paris aus den Revanchege-  
danken mehr und mehr wieder in den Vordergrund gedrängt. Auch in Frankreich sollte die Ablenkung der Volksinstinkte auf das Gebiet der auswärtigen Politik die Rettung vor volkstümlichen Fortschritten bringen, welche die Reichen

hier ebenso fürchteten wie die maßgebenden Kreise in Rußland die Revolution. Die Wahl Poincarés zum Präsidenten hatte schon eine Überrumpfung der in den französischen Provinzen überwiegen-  
den Vertreter fortschrittlicher Reformen durch jene reaktionären Strömungen bedeutet. Von da ab Tag für Tag eine fortschreitende Vorbereitung des Kriegs gegen Deutschland.

Aber woher die Feindschaft Englands? Schon Heinrich VIII. hat gesagt: „Cui adhaereo praeest.“ Damit war die auswärtige Politik formuliert, welche England in allen europäischen Streitigkeiten der letzten Jahrhunderte geleitet hat. Es hat stets eingegriffen, um die Macht zu Fall zu bringen, welche ihm als die stärkste auf dem Kontinent erschien. Es nannte dies „das europäische Gleichgewicht wahren“. Dabei beanspruchte es, das Zünglein der Wage zu sein. In seiner letzten Thronrede vom 31. Dezember 1701 hat dies Wilhelm III. mit dünnen Worten ausgesprochen, und das ganze 18. Jahrhundert hindurch hat die britische Regierung jede sich bietende Gelegenheit ergriffen, um unter dem Vorwand der Wahrung der allgemeinen Interessen Europas in fremde Streitigkeiten sich einzumischen und unter dieser Maske das britische Reich zu vergrößern.

Auf diesem Wege hat sie das britische Weltreich aufgebaut und Handel und Flotten selbst neutraler Mächte vernichtet. Die Hamburger, die Dänen wie die Nordamerikaner wissen davon zu berichten. Auch ist es bis in die fünfziger Jahre des 19. Jahrhunderts dieser Politik treu geblieben. Sie entsprach ebenso sehr dem stets kriegerischen Sinne wie auch den Interessen der herrschenden Aristokratie. Der Krieg und das Kolonialreich, das er brachte, diente zur Versorgung der nachgeborenen Söhne. Der Sieg des Freihandels in England hat dann einen Umschwung in der



Auffassung gebracht. Schon 1836 hatte Richard Cobden in seiner, trotz allem veralteten, was sie enthält, noch heute sehr lesenswerten Broschüre „Rußland“ eine vernichtende Kritik der Gleichgewichtstheorie und des Aufbaus des Handels auf Grundlage von Gewalt geschrieben. Sie hat s. Z. den größten Eindruck gemacht, wenn auch den Geist der Gewalttätigkeit aus der auswärtigen Politik Großbritannien nicht vollständig zu bannen vermocht; aber sie hat ihn immerhin gemildert. Wir sehen in der Begründung der auswärtigen Politik Englands mehr und mehr ein idealistisches Moment hervortreten: die Befreiung der Völker von der Tyrannei heimischer Herrscher und die Förderung ihrer nationalen Einheitsbestrebungen. Aber freilich nur innerhalb gewisser Grenzen. Mit Recht hat man die Begabung der Engländer bitter verspottet, sich selbst vorzuspiegeln, daß sie, während sie ihre eigensten Interessen verfolgten, nur aus den höchsten sittlichen Motiven handelten. Wo die Befreiungs- und Einheitsbestrebungen eines Volkes ein britisches Interesse auch nur entfernt zu bedrohen schienen, wurde man blind gegen eben die Prinzipien, die man bei einem anderen Volke eben erst verteidigt hatte. So haben sich die Engländer schon 1848 nur wenig für die Einheitsbestrebungen des deutschen Volkes begeistern können, und schon damals hat der Gedanke einer deutschen Flotte Lord Palmerstons heftigen Zorn erweckt. Damit übereinstimmend haben immer nur wenige Engländer begreifen wollen, daß die Deutschen, wenn sie Schleswig-Holstein von dänischer Herrschaft befreien, nichts anderes taten als die Italiener, wenn sie unter dem Beifall der Engländer die Lombardei und Venetien von Österreich freimachten. Auch sind die Engländer in dem großen deutschen Kampfe von 1870/71 nur so lange mit ganzem Herzen auf

deutscher Seite gestanden, bis Napoleon niedergelassen war. Er war eben bis dahin die führende Macht auf dem Kontinente gewesen, und so fielen bis zur Schlacht von Sedan die sittlichen Gefühle der Engländer über den frivolen Angriff Frankreichs auf Deutschland in einer sie beglückenden Weise mit ihrer traditionellen Politik, der jeweilig führenden kontinentalen Macht entgegen zu sein, zusammen. Dann aber wollten sie absolut nicht begreifen, daß wir nicht nach der Besiegung Napoleons befriedigt nach Hause gingen; und dafür, daß wir zur Sicherung gegen die Wiederkehr ähnlicher frivoler Angriffe auf die Abtretung von Elsaß und Metz bestanden, haben sie niemals Verständnis gehabt. Von da ab eine wachsende Verstimmung gegen Deutschland, je mächtiger es aufblühte. Doch wäre es nicht wahrheitsgemäß, wollte man verschweigen, daß auch manche Vorkommnisse in der deutschen Politik dazu geführt haben, gerade die wirklich hochherzig denkenden unter den englischen Politikern uns zu entfremden. So hat das liberale England, dessen lebende Generation sich noch voll Stolz der Katholikenemanzipation erinnerte und eben erst die Staatskirche in Irland abgeschafft hatte, stets mit Abscheu auf den Kulturkampf geblickt, und nicht weniger hat es die darauf folgende Ära des Sozialistengesetzes verurteilt. Solche Gewaltspolitik war es, was einem Manne wie Gladstone, der in langsamer Entwicklung aus einem Anhänger der konservativen Zwangspolitik, als welcher er auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens begonnen, der Führer der Radikalen, welche jede andere als eine auf freiem Willen und Überzeugung beruhende Herrschaft verurteilten, geworden war, in Bismarck nur die geniale Verkörperung des Bösen erblicken ließ. Dann hat die Rückkehr Deutschlands zum Schutzollsystem mit der mannig-

6\*

fachen Schädigung britischer Interessen, die sie brachte, die Verstimmung Englands gegen Deutschland verschärft. Sie wurde indessen erst bedrohlich, als der ehrgeizige Abtrünnige aus Gladstones Lager, Joseph Chamberlain, den Neomerkantilismus auch nach England zu übertragen suchte und durch skrupellose Erweckung des groben Appetits der Sonderinteressenten die tatsächliche Führung der britischen Konservativen an sich riß, und als gleichzeitig der von ihm proklamierte britische Imperialismus in der Einkreisungspolitik Eduards VII. eine direkte Spitze gegen das Deutsche Reich erhielt. Unverhüllt durch jedes moralische Feigenblatt hat sich die auswärtige Politik Englands damit in ihrem rücksichtslosen Egoismus, jedwedes zur vollen Entfaltung seiner Kräfte strebende Land zu unterdrücken, gezeigt. Sie mußte zum Kriege mit Deutschland führen, und schon seit ungefähr fünfzehn Jahren wird die Welt von der Frage, wann er käme, in Atem gehalten. Da schien mit dem Tode Eduards VII. und dem Scheitern des Programms Chamberlains die die gesamte europäische Kulturwelt bedrohende Gefahr beseitigt. Noch klingen in unseren Ohren die treuherzigen Worte, mit denen englische Deputationen aller Art das deutsche Volk der Freundschaft, Liebe und Bewunderung Englands versicherten, und daß es keine andere Rivalität zwischen England und Deutschland geben könne als die des wirtschaftlichen Wettbewerbs, und daß England nichts ferner liegen könne als mit Deutschland, das sein bester Abnehmer in Europa sei, Krieg zu führen. Und während wir so in den Glauben eingelullt wurden, daß alle Gefahr, daß England uns bekriegen werde, vorüber sei, haben die letzten Wochen unbestreitbar ans Licht gebracht, daß Sir Edward Grey bereits Abmachungen mit Frankreich und Rußland getroffen

hatte, das englische Volk an deren Kampf gegen das Deutsche Reich zu beteiligen, Abmachungen, die er zwar nicht für bindend, deren Nichtbeachtung er aber für unehrenhaft erklärt hat; daß ferner englische Minister und Generäle bereits das Eingreifen der englischen Truppen bis ins einzelne mit den französischen Machthabern verabredet hatten; und mit nicht zu übertreffendem Zynismus hat Sir Edward Grey im Parlament erklärt, daß England sich am Kriege beteilige, nicht weil Deutschland irgendwo ihm zu nahe getreten sei, sondern weil es beim Friedensschluß als Mitstreiter besser denn als Neutraler das englische Interesse werde wahren können. Ungeschminkt ist selbst von einem englischen Minister noch nie als einziger Grund, ein anderes Volk zu bekriegen, der Wunsch, es an der vollen Entfaltung seiner Kräfte zu hindern, eingestanden worden.

Daher denn von allen Kriegserklärungen keine das deutsche Volk mehr erbittert hat als die Englands. Daß Rußland uns haßt, hatte man gewußt. Daß die Franzosen die Gelegenheit der russischen Kriegserklärung zu einem Versuche, Elsaß und Lothar wiederzugewinnen, nützen würden, hatte man erwartet. Daß aber die in England am Ruder befindliche liberale Partei, nachdem sie uns noch soeben mit tausend Zungen versichert hatte, daß England und Deutschland kein Gegensatz trenne, sich nicht scheut, sich mit dem russischen Reiche, dem Knechter aller freiheitlichen Bestrebungen, gegen uns zu verbünden, auf die Gefahr hin, Rußland seine besten Interessen in Asien auszuliefern, ist allen, welche in England den vielhundertjährigen Pionier bürgerlicher Freiheit verehrt haben, eine bittere Enttäuschung gewesen.

Von Sir Edward Grey, dem intimen Freunde Eduards VII. und Fortsetzer der

Politik Lord Lansdownes, und von dem vielgewandten Winston Churchill, der ja nur infolge persönlichen Zwists mit Arthur Balfour sich im liberalen Lager befindet und nur darauf warten soll, der Premierminister der Tories zu werden, hat man vielleicht nichts anderes erwarten können. Aber ganz unverständlich erscheint es, wie ein Mann wie Asquith, der den Jahrzehnte währenden Kampf gegen die Unterdrückung Irlands und gegen das Übergewicht des der Gewaltpolitik huldigenden Oberhauses einem glücklichen Ende nahe gebracht hat, wie Lloyd George, der große Befreier der unterdrückten Notleidenden, und Lord Haldane, dessen Mund von Bewunderung vor der Kulturbedeutung Deutschlands überzuströmen pflegte, so sehr ihrer Prinzipien vergessen konnten, um gegen Deutschland für die russische Knechtung Europas Partei zu nehmen. Das war nicht zu erwarten, und das erfüllt uns mit Enttäuschung.

Dieser Treulosigkeit entsprechen alle die Maßnahmen, welche die leitenden Männer Englands des weiteren ergriffen haben, um Deutschland in den Augen der übrigen Völker zu diskreditieren. Ehedem galt in England ein Lügner nicht als ein Gentleman. Das galt nicht bloß im privaten, sondern auch im öffentlichen Leben. Es hat viel dazu beigetragen, den Kampf der politischen Parteien zu mildern, und, als ich in meiner Jugend in England weilte, hat es auf mich einen großen Eindruck gemacht, als ich sah, in welcher anständiger Weise damals der Kampf der politischen Parteien geführt wurde. Seitdem ist es freilich anders geworden. Mit Schmerz habe ich bei meinen letzten Besuchen in England wahrgenommen, in welcher erschreckender Weise, seit Joseph Chamberlain seine Schutzollagitation begonnen hat, der Parteikampf in England verwildert ist,

und daß er vor böswilliger Entstellung und Verleumdung nicht mehr zurückschreckt, um dem Gegner zu schaden. Dieselben Kampfmittel wendet England nun auch gegen Deutschland an. Da ist vor allem die große Heuchelei, als ob England dem Deutschen Reiche den Krieg nur erklärt habe, um als Wächter des Völkerrechts Deutschland wegen seiner Verletzung der belgischen Neutralität zu bestrafen. Es ist aber selbst von Blättern, die unter dem Einfluß der Tripleentente stehen, berichtet worden, daß lange vor dem Kriegsausbruch dem Foreign Office die französischen Mobilmachungspläne bekannt waren, welche auf dem Einvernehmen zwischen Frankreich und Belgien beruhten, wonach die französischen Truppen durch Belgien frei sollten durchziehen können, um von einer wenig geschützten Stelle aus schnell ins Herz Deutschlands dringen zu können. Eben dies wird durch die Rede Greys vom 3. August und das vom Foreign Office veröffentlichte Blaubuch bestätigt. Es erhellt daraus, daß es von 1906 ab einen regelmäßigen Gedankenaustausch zwischen französischen und englischen Heerführern gab, daß daraus Pläne für ein Zusammenwirken beider zu Wasser und zu Land entstanden und diese Pläne von der Voraussetzung ausgingen, daß Belgiens Neutralität in einem Kriege nicht respektiert werde. Dementsprechend sind denn auch in den von den Deutschen eroberten belgischen Festungen französische Soldaten gefunden worden, die lange, bevor die Deutschen in Belgien einbrachen, in Lastautos dahin gebracht worden waren, um gegen die Deutschen zu kämpfen. Wie konnte angesichts dieser jetzt offen vorliegenden Tatsachen Sir Edward Grey den Fürsten Lichnowsky auffordern, Deutschland möge in gleicher Weise, wie dies Frankreich getan habe, versprechen, die Neutralität Belgiens zu respektieren?



Er mußte wissen, daß Frankreich diese Neutralität bereits verlegt habe, denn, als Sir Edward so sprach, hatte England seit lange schon an dieser Verlegung teilnehmende Vereinbarungen mit Frankreich getroffen. Noch mehr aber zeigt, daß der ganze Vorwurf der deutschen Verlegung der belgischen Neutralität bloße Heuchelei war, daß Sir Edward auf die bestimmte Frage Lichnowskys, ob er unter der Bedingung, daß Deutschland die belgische Neutralität wahre, eine bestimmte Erklärung über die Neutralität Großbritanniens abgeben könne, dieses verneinte.

Sir Edward Grey wollte eben unter allen Umständen den von Rußland eröffneten Krieg benutzen, um Deutschland niederzuringen. Dabei erregt es noch besondere Entrüstung, wenn man dieses Verhalten des Foreign Office den Gesinnungen gegenüberstellt, die es bis dahin so ostensibel zur Schau getragen hat. Man weiß heute, daß der russische Geschäftsträger in Belgrad, von Hartwig, von der bevorstehenden Ermordung des österreichischen Thronfolgers und seiner Frau unterrichtet, wenn nicht vielleicht ihr Anstifter gewesen ist. Als König Alexander von Serbien und seine Gemahlin Draga seinerzeit in Belgrad ermordet worden, war England dasjenige Land, das sich als letztes mit dem Regiment ausgesöhnt hat, das an Stelle der Ermordeten getreten war. Und jetzt nimmt es keinen Anstoß, mit ebendiesen Mördern sich zu verbinden, nachdem zu der Ermordung ihres eigenen Königs noch der Mord des Thronfolgers eines befreundeten Reiches gekommen ist! Aber vielleicht am deutlichsten zeigen sich die wahren Motive des grenzenlosen Hasses Sir Edward Greys gegen Deutschland — jenes Hasses, dem zu Liebe er wichtige britische Interessen in Persien an Rußland preisgegeben und, ohne Rücksicht

auf Indien und Australien, durch Einmischung der Japaner in 'europäische Händel die Interessen der weißen Rasse gegenüber der gelben opfert, — in den Maßnahmen, welche die englische Regierung seit Ausbruch des Kriegs gegen den deutschen Handel ergriffen hat. Wie oft haben die Engländer bestritten, daß Handelseifersucht die letzte Ursache der deutschfeindlichen Strömungen in England sei! Und kaum, daß die englische Regierung an Deutschland den Krieg erklärt hat, hat sie ihren Untertanen verboten, mit irgendeiner Firma Geschäfte abzuschließen, der auch nur ein einziger Deutscher als Mitglied angehöre; hat das britische Handelsministerium eine neue Abteilung eingerichtet, welche Muster aller bisher von Deutschland nach dem Ausland ausgeführten Waren sammeln und in London ausstellen soll, um die bisherige ausländische Kundschaft der Deutschen an sich zu reißen; und hat die englische Regierung — welch ein Eingriff in das durch das Völkerrecht bisher geschützte Privatrecht im Krieg! — alle Patentrechte, welche Deutsche in England erworben haben, für erloschen erklärt und allen Engländern verboten, an Deutsche irgendeine Schuld aus Geschäftstransaktionen zu bezahlen. Zur Zeit des alten Merkantilsystems war das Letztere eine regelmäßige Maßnahme beim Ausbruch des Kriegs; ihre Wiedererneuerung ist charakteristisch für die Aufrichtigkeit eines Ministeriums, das sich breitpurig seiner Freihandelstreue rühmt.

Während die oben gedachten Lügen und tausend andere namentlich von England aus über die Welt verbreitet wurden und die Taten der englischen Regierung ihre Absichten und Ziele Tag für Tag auch dem Blindesten erkennbar machten, haben sich die Mobilmachung und der Aufmarsch des Heeres in Deutsch-

land in wunderbarer Weise vollzogen. Ein Geist, der das ganze Volk, alle Klassen, alle Parteien, von der äußersten Rechten bis zur äußersten Linken beseelt; in allen das Bewußtsein, daß es sich um die Existenz des deutschen Volkes handle und es gelte, alles daran zu setzen, um sie zu wahren. Die Sozialdemokratie wetteifert in patriotischer Haltung mit den anderen Parteien. Liest man ihre Blätter, so kann man die Vornehmheit ihrer Gesinnung, die sie alle frühere Unbill vergessen läßt, nur laut preisen. Kein Mann, der bei der Einberufung gefehlt hätte! In allen Städten haben die Sozialdemokraten ihre großen Gewerkschaftshäuser unentgeltlich zur Unterbringung verwundeter Krieger zur Verfügung gestellt. Sie haben Millionen zugunsten des Roten Kreuzes gespendet. So ziehen denn Millionen von Männern vom 17. bis 45. Jahre und darüber, die Jungen strahlenden Auges, die Alten voll ernster Entschlossenheit, stolzen Schritts gegen den Feind, nur von dem einen Gedanken beseelt, ihn zu besiegen. Ob wohl von all dem irgendeine Vorstellung in England herrscht? Die Amerikaner, die in Deutschland leben, haben ebenso wie die in Deutschland lebenden Skandinavier und Italiener in warmherzigen Worten ihrer ungemessenen Bewunderung vor dieser Haltung des deutschen Volkes Ausdruck verliehen.

Ebenso legen wir uns die Frage vor, ob denn die Engländer etwas hören von den entsetzlichen Vorgängen auf den Schlachtfeldern im Westen und Osten des Deutschen Reiches? Wenn die Russen über die Grenze reiten und wie unzivilisierte Indianer wehrlose Dörfer anstecken, Greise und Kinder morden und die Frauen vergewaltigen, so weiß man eben, daß man von den Heerscharen des für die Ausbildung des Völkerrechts im Haag schwärmenden Zars die Beobach-

tung auch der allerelementarsten völkerrechtlichen Forderungen nicht erwarten darf. Aber was soll man dazu sagen, wenn in Belgien und Frankreich die Zivilbevölkerung auf deutsche Soldaten meuchlings schießt, wenn belgische und französische Bauern wie Hyänen über verwundet am Boden liegende Krieger herfallen, oder gar, wenn sich als wirklich geschehen erweisen sollte, was berichtet wird, daß ein zehnjähriges Mädchen verwundeten Deutschen die Augen ausgestochen hat, und Personen mit der Binde des Roten Kreuzes versehen von einem Verwundeten zum anderen gegangen sind, um die hilflos am Boden Liegenden zu erschießen? In der „Kreuzzeitung“ findet sich folgendes Inserat: „Der Allmächtige hat unsern lieben Bruder Armin von Klügow, Hauptmann und Kompagniechef, und seine treueste Gattin, Helene von Klügow, geborne Hoya von Rotenheim, heimgerufen. Er starb den Heldentod, sie wurde auf dem Wege zu dem gefallenen Gatten in Feindesland ein Opfer feiger Meuchelmörder. Im Namen der Familie Klügow-Dedelow.“ Das ist aber nicht ein vereinzelter Fall. Solche Fälle sind so häufig, daß es notwendig ist, sich systematisch dagegen vorzusehen. Die Soldaten, welche verwundet aus dem Kriege zurückkommen, sprechen lachend von den ihnen entgegenstehenden Soldaten; dagegen sind sie voll Wut über die heimtückische Feigheit, welcher sie seitens der französischen und belgischen Zivilbevölkerung ausgesetzt sind. Es werden Taten der Zivilbevölkerung in beglaubigter Weise berichtet, die man nicht für denkbar gehalten hätte. Wenn es so weiter geht, läßt sich nicht absehen, bis zu welchem Tiefstand der Verwilderung die Kriegsführung wieder herabsinken wird; denn es ist naturgemäß, daß gegenüber solchen Missetaten die drakonischsten Maßnahmen er-

griffen werden. Die Zerstörung eines Teils der Stadt Löwen war nur berechtigte Notwehr ehrlich kämpfender Soldaten gegenüber heimtückischen Meuchelmördern. Und was soll man dazu sagen, daß sich nicht nur in den Munitionsräumen des eroberten Montmédy Hunderte von Paketen mit Dum-Dum-Geschossen gefunden haben, sondern sogar von englischen Offizieren auf Ehrenwort ausgesagt wird, daß ihnen die bei ihnen vorgefundenen Dum-Dum-Geschosse für Pistolen von ihrem Kriegsamt eingehändigt worden seien. Dies seitens des von Freiheit, Christentum und Humanität den Worten nach überfließenden Englands!

Es ist eine unvergängliche Schmach, welche die englische Regierung, welche diesen Krieg gewollt hat und ihn in einer die gesamte europäische Kultur gefährdenden Weise führt, damit auf sich geladen hat. Das englische Volk, das sie duldet, muß die Verantwortung tragen. Trotz alledem darf nicht vergessen werden, daß es außer Sir Edward Grey, Winston Churchill und den englischen Ministern, welche von diesen ins Schlepptau genommen worden sind, noch Engländer gibt, welche unerschrocken der Wahrheit die Ehre geben, Engländer, welche an dem festhalten, was England seit seinem großen Kampf um die bürgerliche Freiheit zum Vorbild der vorwärtstrebenden Nationen, nicht zum geringsten der deutschen, gemacht hat. Daß der vornehmste unter den politischen Schriftstellern Englands, Viscount Morley, der Biograph Cobden's und Gladstone's, daß der tapfere Bekämpfer des Kriegs, den die Toryregierung gegen die Buren geführt hat, John Burns, daß der Sohn des Neffen Macaulay's, Trevelyan, der Biograph John Bright's, lieber aus einem Ministerium austreten, als die Mitschuldigen einer Politik werden würden, welche mit allem, was sie in einem langen, rühmlichen

Leben vertreten haben, in Widerspruch steht, war zu erwarten. Dasselbe gilt von dem Führer der Arbeiterpartei im englischen Unterhause, Ramsay Mac Donald. Und die Zustimmung des Massenmeetings zu Manchester zu der ablehnenden Haltung der Arbeiterpartei gegen den Krieg und die Nachrichten, wonach der Krieg bei der Masse des englischen Volks durchaus unpopulär sein soll, sowie die Haltung des Arbeiterblatts „The Labour Leader“ zeigen, daß die Minorität, welche Sir Edward Grey und seinen Krieg gegen Deutschland verurteilt, in England nicht unbeträchtlich sein kann. Es ist in Deutschlands Interesse, diese Minderheit zu stärken. Das geschieht am besten, indem man ihr die Kenntnis der Vorgänge in Deutschland vermittelt und ihr zeigt, daß es wohl zu unterscheiden weiß zwischen Sir Edward Grey und seinem Anhang und deren Gegnern unter den Engländern.

Aber nicht nur indem die Vertreter der Wissenschaft dieser Aufgabe dienen, können sie sich Verdienste um ihr Vaterland und die gesamte Menschheit erwerben. In ihrer Eigenschaft als Vertreter der Wissenschaft ist ihre Stellung zu unsern Gegnern nicht ganz dieselbe wie die der übrigen Deutschen. Wenn Seine Majestät der Kaiser seine Würden als britischer Admiral und Feldmarschall niederlegt, und die übrigen deutschen Fürsten auf ähnliche Ehrenstellen im Heere unserer Gegner verzichten, so liegt dies in der Natur der Sache. Niemand würde es verstehen, wenn sie Mitglieder einer Armee blieben, gegen welche sie das deutsche Volk ins Feld führen. Die Vertreter der Wissenschaft dagegen sind als solche nicht Feinde unserer Gegner, sondern deren Mitstreiter. Sie haben nur einen Feind, und dieser ist ihnen mit unseren Gegnern gemein: die Unwahrheit. Daher ist es wohl ihre Aufgabe, unsere Gegner aufzuklären, nicht aber



sie durch irgendwelche Herabwürdigung zu kränken. Auch ist es etwas anderes, wenn Herr Maeterlinck uns schmäht und Schriftsteller und Gelehrte aus anderen uns feindlichen Ländern das gleiche tun. Sie sind die Besiegten, werden es hoffentlich bleiben und haben als solche ein gewisses Recht, bitter und ungerecht zu sein. Wir dagegen sind die Sieger und beanspruchen, die führende Kulturnation zu sein. In beiden Eigenschaften ist es unsere Aufgabe, das Band, das die Wissenschaft um die Kulturnationen schlingt, nicht zu lockern, sondern zu

erhalten. Die übrigen Nationen werden sich um so eher mit unseren Siegen versöhnen, je mehr wir ihnen zeigen, daß wir uns der Pflichten, die unsere führende Stellung uns auferlegt, bewußt sind und daß die Einheit und der Fortschritt der Kultur unter unserer Führung in sicheren Händen ruhen. Indem die deutsche Wissenschaft sich so verhält, entspricht sie auch den Absichten, welche Friedrich Althoff bei Gründung der Internationalen Monatsschrift für Wissenschaft, Kunst und Technik beseelt haben.

München, 8. Sept. 1914.

## OTTO VON GIERKE

### Deutsches Recht und deutsche Kraft.

Oft seit dem Ausbruch des Weltkrieges ist mir die Erinnerung an den letzten internationalen Historikerkongreß, an dem ich vor anderthalb Jahren teilnahm, durch die Seele gezogen. Es waren schöne, unvergeßliche Tage, die ich in London, Oxford und Cambridge verlebte. Welche Friedensstimmung, welche gegenseitige Anerkennung, welcher freundschaftliche Gedankenaustausch unter den versammelten Gelehrten aller Nationen! Den Deutschen mußte es zugleich mit Stolz erfüllen, daß allerseits die hohe Achtung für deutsche Wissenschaft, aber auch das Verständnis für den Wert der deutschen Kultur überhaupt zu unverhülltem Ausdruck kam. In der Sektion für Rechtsgeschichte, deren Sitzungen ich vom Beginne bis zum Schluß beiwohnte, konnte ja nun freilich nicht einen Augenblick verborgen bleiben, wie gerade auf diesem Gebiete deutsche Forschung die Fundamente des Baues gelegt hat, an dessen Weiterführung heute alle Völker mitarbeiten. Auch mußte sich den hier vereinigten Juristen verschiedener Zunge notwendig die Überzeugung aufdrängen,

Internationale Monatsschrift.

daß die gesamte Rechtswissenschaft der Gegenwart unter deutscher Führung jene Vertiefung erfahren hat, die ihr zuerst in Deutschland von der geschichtlichen Auffassung her zuteil geworden war. Allein in den Plenarversammlungen und bei den festlichen Zusammenkünften wurde mir kund, daß es sich auf allen anderen Gebieten geschichtlicher Forschung ähnlich verhielt.

Damals bestand kein Unterschied in der Grundstimmung der Gelehrten aus den uns heute noch freundlich gesinnten und den uns heute bekämpfenden Ländern. Nur die Franzosen waren den Deutschen gegenüber etwas zurückhaltender in der Form, ohne doch die Achtung vor der deutschen Wissenschaft zu verleugnen. Daran waren wir von den früheren Kongressen her gewöhnt. Solche kameradschaftlichen Empfindungen, wie sie uns die auch politisch mit uns verbündeten Italiener entgegenbrachten, konnten wir von den Söhnen der seit ihrer großen Niederlage noch unversöhnten Nation nicht erwarten. Die Angehörigen der anderen lateinischen Völker diessets und

jenseits des Ozeans bezeugten uns Verständnis und Sympathie. Mit gleicher freundschaftlicher Wärme wie die sonstigen Vertreter der slawischen Rasse oder der orthodoxen Glaubensgemeinschaft begegneten uns die zahlreich anwesenden Russen; infolge ihrer herzlichen Einladung wurde, nachdem die Griechen auf ihren durch eine frühere Einladung nach Athen erworbenen Anspruch verzichtet hatten, einstimmig die Abhaltung des nächsten Kongresses in St. Petersburg beschlossen. Hinter den Holländern und den nordischen Germanen standen an Gemeinschaftssinn die Belgier nicht zurück. Daß die englisch redenden Amerikaner das innere Band zwischen dem amerikanischen und dem deutschen Geist, das der Professorenaustausch ans Licht gebracht und fester geschlungen hatte und dessen Stärke mir selbst vor einigen Jahren bei einem Aufenthalt in den Vereinigten Staaten in herzergreifender Weise fühlbar geworden war, nicht verleugneten, bedarf kaum der Erwähnung. Aber die Engländer selbst? Ich konnte in den Kreisen, mit denen ich in Berührung kam, nur das gleiche Maß deutschfreundlicher Gesinnung konstatieren. Die edelste Gastfreundschaft wurde uns gewährt, der offenste Gedankenaustausch fand statt, die angestammte Verwandtschaft der seelischen Grundanlage durchbrach die Hülle der ungleichen Sitten und trat uns ins Bewußtsein. Freundschaftliche Beziehungen wurden erneut und neu geknüpft, so eng und warm, daß ich den Schmerz über ihren nunmehrigen jähen Abbruch nie verwinden werde.

Wer von uns hätte damals geahnt, daß in kurzer Frist der furchtbare Weltkrieg entbrennen werde? Die seit lange drohende Gefahr schien beseitigt. Es schien, als hätten die Völker sich auf ihre Kulturgemeinschaft besonnen und das Verständnis dafür erlangt, daß jedes von

ihnen seine besondere Aufgabe im Dienste der vorwärts schreitenden Menschheit zu lösen hat. Sie schienen erkannt zu haben, daß friedlicher Wettstreit in der Wahrung und Mehrung der geistigen und materiellen Güter der beste Weg sei, auf dem sich das einzelne Volk die Geltung zu erringen vermag, die ihm gebührt. Und nun zerfleischen die größten Völker Europas einander in blutigem Kampfe um die Macht!

Wie konnte dies geschehen? Wer trägt die Verantwortung für den Friedensbruch? Über welches Volk wird einst das Tribunal der Weltgeschichte den Urteilspruch „Schuldig“ fällen?

Eins ist gewiß! Deutschland kann dem Urteilspruch mit reinem Gewissen entgegensehen. Treu hat es, solange es mit seiner Ehre vereinbar war, an der Friedensgesinnung festgehalten. Unser Kaiser, länger als ein Vierteljahrhundert hindurch der starke, zielbewußte Hüter des Friedens, hat bis zum letzten Augenblick sich mit sittlichem Ernst bemüht, das Unheil abzuwenden. Die mit nie dagewesener Offenheit und Wahrhaftigkeit von unserem Reichskanzler klar gestellten Tatsachen und die seither amtlich veröffentlichten Depeschen und Aktenstücke liefern dafür den unwiderleglichen Beweis. Mit dem Kaiser war das Volk im Friedenswunsche einig. Und auch unser gewaltiges, sich seiner Unüberwindlichkeit bewußtes Heer hat niemals zum Kriege gedrängt, sondern in entsagungsvoller Pflichterfüllung sich immer nur als die kriegsbereite Schutzwehr gefühlt, die durch ihre stahlharte Rüstung den Frieden sichern und erst, wenn es die Verteidigung des Vaterlandes gilt, sich in ruhmvollem Siege bewähren soll. Vom Kaiser abwärts bis zum einfachen Bürger haben wir die Kriegsansagen der feindlichen Mächte als einen von langer Hand vorbereiteten, in folgerichtiger Entfaltung des

von Eduard VII. entworfenen Einkreisungsplanes ausgeführten, mit Tücke und Trug ins Werk gesetzten Überfall empfunden. Wir konnten nicht zweifeln, daß Rußland in unersättlicher Machtgier auf unsere Vernichtung abzielte, als es sich zum Beschützer des frevlerischen Serbenstaats, der durch organisierten Meuchelmord in noch nie erhörter Weise die österreichisch-ungarische Monarchie im Innersten verwundet hatte, gegen das gerechte Verlangen nach Genugtuung und Sicherung aufwarf und uns die mit Treue und Ehre unvereinbare Zumutung stellte, dem uns eng verbündeten Freunde in den rächenden Arm zu fallen. Nicht ohne einen Anflug von Mitleid sahen wir Frankreich, das sich nun einmal mit Leib und Seele dem Moskowitertum verschrieben hatte, halb gezwungen zum gleichzeitigen Angriff auf unsere Westgrenze schreiten, um unseren Reichskörper zu verstümmeln und uns zum mindesten den einst geraubten deutschen Besitz, den wir ihm nach seiner zerschmetternden Niederlage unter Schonung seines sonstigen Besitzstandes wieder abgenommen hatten, von neuem zu rauben. Mit innerer Empörung aber erfüllte uns das Verhalten Englands. Unter dem fadenscheinigen Vorwande unserer Verletzung der belgischen Neutralität erklärte es uns den Krieg. Als wenn nicht Belgien, gegen das wir mit jeder möglichen Rücksicht vorgingen, das Recht aus der Neutralität längst verwirkt gehabt hätte, seit es durch ersichtliche Parteinahme für unsere Gegner und durch geheime Abmachungen mit Frankreich und anscheinend auch mit England die Pflicht aus der Neutralität verletzt hatte! Den wahren Grund enthüllte — wenn es einer Enthüllung überhaupt noch bedurfte — nur allzu deutlich die in kalter Interessenabwägung und in zynischer Mißachtung aller ideellen und sittlichen Werte unübertreffliche Parlamentsrede von Sir

Edward Grey. Die Alleinherrschaft zur See gebührt Großbritannien. Deutschlands Anspruch auf Seegeltung ist unberechtigte Anmaßung. Der deutsche Handel hat eine zu hohe Blüte erreicht und macht dem englischen auf dem Weltmarkt eine zu unbequeme Konkurrenz. Auch wenn England neutral bliebe, würde sein Handel nicht viel weniger leiden, als wenn es am Kriege teilnimmt. Vorteilhafter also ist es, die Gelegenheit zur Vernichtung des deutschen Wettbewerbes zu benutzen. Das Deutsche Reich aber ist überhaupt zu mächtig geworden und stört auch zu Lande das europäische Gleichgewicht. Es liegt in Englands Interesse, dafür zu sorgen, daß auf dem europäischen Kontinent einander fortwährend gleich starke Staaten als Rivalen gegenüberstehen. Also muß das Deutsche Reich geschwächt werden! Was anderes ist mit dem allen gesagt, als daß die eigentlichen Triebfedern der englischen Kriegspolitik Neid und Mißgunst sind? Wie deutlich zeigt es sich, daß diese Politik nur mit klingender Münze rechnet! Welch unwürdiger Geist hat sich einer Nation bemächtigt, die, weil sie selbst sich auf ihrer heimischen Insel sicher glaubt und in den Kampf nur geworbene Söldner schickt, die Teilnahme an dem gewaltigsten Kriege, den die Geschichte kennt, als ein Spekulationsgeschäft betrachtet, bei dem sie das als Einsatz gewagte Kapital mit Wucherzinsen zurückzugewinnen hofft! Fürwahr! Angesichts solches Geschehens ist es leicht verständlich, daß die deutsche Volksseele von Zorn und Ekel erfaßt wurde, daß vielen nun auch das eifrige Bemühen der Besten des englischen Volks um die deutsch-englische Verständigung als heuchlerische Maske erschien, daß fast einstimmig dem „perfiden Albion“ die Hauptschuld an dem Weltbrande beigegeben wurde.

Die künftige Geschichtschreibung wird

7\*



aufdecken, aus welchen Lügen und Ränken das Neß gewoben ist, mit dem man uns umstellt hat. Offen vor unsern Augen liegt schon heute das beispiellose System von schamloser Lüge und bewußter Verleumdung, durch das man mittels der englischen und französischen Presse im Vertrauen auf die Unterbindung des deutschen Verkehrs mit dem Auslande in den neutralen Ländern gegen uns Stimmung zu machen und um die Verstärkung der ziffernmäßigen Übermacht unserer Feinde zu werben sucht. Man fälscht die Tatsachen und stellt das Deutsche Reich als Friedensbrecher dar. Man erzählt von Uneinigkeit und Mißvergnügen im deutschen Volk und verschweigt, daß noch niemals ein Volk sich in solcher Einmütigkeit, in solcher entschlossenen Opferfreudigkeit, in solchem Gottvertrauen erhoben hat, daß die Gegensätze der Parteien, der Konfessionen, der Stände, der wirtschaftlichen und sozialen Gruppen, ja der Sprache für die Zeit der gemeinschaftlichen Verteidigung des Vaterlandes vergessen und wie ausgelöscht sind, daß kein Volk jemals sich so vollkommen eins mit seinem Staate gefühlt hat. Man verkehrt die Siege, mit denen wir den Feldzug eröffnet haben, in Niederlagen oder schwächt doch ihre Bedeutung ab. Man beschuldigt uns, die wir im Glauben an die Gerechtigkeit der eignen Sache Gerechtigkeit auch gegen den Feind üben, der Rechtsverachtung. Man erkühnt sich sogar, uns des Barbarentums zu zeihen.

Das wagen die Schildknappen von Nationen, die das Völkerrecht nur als Farce behandeln, die die Mißhandlung friedlicher Bürger der feindlichen Staaten, die entsetzlichen belgischen Greuel, die grauenhafte Verwüstung ostpreußischer Landschaften auf dem Gewissen haben! Man verleumdet unser herrliches Heer, das nichts anderes als unser Volk in Waffen ist, und führt seinerseits gegen uns Waffen-

helfer schwarzer und gelber Rasse, afrikanische halbzivilisierte Stämme, innerasiatische Horden und nun sogar die zu einem gemeinen Streich angestifteten Japaner heran! Mit erheuchelter Gering-schätzung spricht man von der deutschen Kultur, uneingedenk der Anerkennung, die soeben noch die Gebildeten aller Länder ihrem Weltwert zollten. Täglich bringt man erfundene oder entstellte Nachrichten, die das Bild des deutschen Wesens verzerren und schlau darauf berechnet sind, vorhandene Abneigungen gegen das Deutschtum zu nähren und bisherige sympathische Regungen zu ersticken. Weiß man doch, daß ohnehin es dem Deutschen auch in solchen ausländischen Kreisen, in denen weder Neid noch Rassenhaß mitspricht, schwer fällt, sich Beliebtheit zu erringen. Die Tiefe des deutschen Geistes enthüllt sich nicht dem oberflächlichen Blick, der strenge sittliche Ernst des deutschen Pflichtbewußtseins wird nicht leicht verstanden, die rücksichtslose Offenheit der deutschen Wahrhaftigkeit — denn unter den uns von Gott so reichlich gespendeten Gaben fehlt das diplomatische Geschick — wird oft als unbequem empfunden.

Udenkbar ist der endgültige Sieg der Lüge über die Wahrheit. Aber wenn die Lüge auch kurze Beine hat, so kann sie doch auf ihrem Marsche Unheil genug anrichten. Auf lange hinaus hat sie unser Verhältnis auch zu den Besten und Edelsten der Nationen, mit denen wir um unser Dasein kämpfen, vergiftet. Wir wissen ja namentlich von manchen sich selbst treu gebliebenen Engländern, daß sie die Politik ihrer Regierung verdammen. Aber in den Schicksalsstunden einer Weltwende, wie wir sie durchleben, kehren die Urzeiten der Menschheit wieder. Da gilt wieder das furchtbare Prinzip der Gesamthaftung, so daß der einzelne für sein Volk verantwortlich ist und für dessen

Schuld auch schuldlos büßen muß. An die Einsichtigen aber der neutralen Länder ergeht unser Ruf. Auch sie tragen die Verantwortung für ihr Volk. Von ihnen hoffen wir, daß sie die Lüge als Lüge nicht nur erkennen, sondern auch entlarven und der Wahrheit nicht nur schweigend die Ehre geben, sondern mit allen verfügbaren Mitteln in breiten Schichten ihrer Nation Gehör verschaffen werden.

Zuletzt werden ja freilich nicht Papier und Druckerschwärze, sondern Flinten und Kanonen das überzeugende Wort sprechen. Der Sieg ist unser und wird unser bleiben. Auch das Ausland aber wird begreifen, daß dieser Sieg kein Geschenk des Zufalls, sondern die notwendige Auswirkung ewiger Gesetze ist, in denen sich das Walten Gottes offenbart.

Er ist das Werk der gesunden physischen und geistigen Kraft, der sittlichen Energie unseres volkstümlichen Staates und unseres staatsstreuen Volkes. Aus dem deutschen Geiste geboren, wird er dem deutschen Geist erhöhte Schwungkraft verleihen. Und wenn sich das Deutschtum in verjüngter Herrlichkeit frei und mächtig entfaltet und wieder der Friedensarbeit zuwendet, dann werden die Blinden sehend und die Tauben hörend werden, und alle Völker werden willig oder unwillig begreifen, daß deutsche Kultur die echteste, wurzelstärkste, keimhaltigste Kultur und das unentbehrlichste Glied der Weltkultur ist.

Berlin-Charlottenburg,  
2. Sept. 1914.

## REINHOLD SEEBERG

### Das sittliche Recht des Krieges.

Der furchtbare Krieg, in den wir so plötzlich gestürzt worden sind, fordert uns auf zur Erwägung des sittlichen Sinnes und Rechtes des Krieges. Es wäre entsetzlich, wenn wir ohne Sinn und Zweck die schrecklichen Opfer zu bringen hätten, die dieser Krieg uns auferlegt.

Was ist es um das sittliche Recht des Krieges?

Die Geltung eines Volkes in der Welt, seine Macht oder sein nationaler Kredit beruht natürlich auf den reellen Kräften des Volkes und seinen positiven Leistungen auf den mannigfachen Gebieten des Lebens. Nun können aber die Kräfte und Leistungen der Völker abnehmen oder zunehmen, ohne daß darum sofort die Macht und Geltung der betreffenden Völker verändert würde. Die geschichtliche Stellung und Bedeutung eines Volkes kann daher größer, aber auch geringer

sein, als es seine Leistungen und Kräfte erfordern. Es ist auch selbstverständlich, daß ein Volk, dessen Kräfte zurückgehen, an seinen bisherigen Grenzen wie an seiner Machtstellung festhalten will. Aber es ist nicht minder verständlich, daß eine andere Nation, deren Kräfte im Aufstieg begriffen sind, die Geltung und vielleicht auch einmal die Grenzen jener ersten Nation bedroht. Dies kann sich in friedlichem Wettbewerb vollziehen. Dann findet eine allmähliche Umlagerung der Kräfte und eine Verschiebung des Gleichgewichtes statt, ohne daß darum alsbald auch eine Änderung der Landkarte eintreten müßte. Aber freilich die Gefahr einer gewaltsamen Veränderung der unnatürlich werdenden Verhältnisse liegt, sozusagen, in der Luft. Sie kann von dem stärkeren Teil ausgehen. Sie kann aber auch von dem schwächeren Teil veranlaßt werden.

Der Rückgang der eigenen Stellung wird im Inneren empfunden. Man fängt an, sich unsicher zu fühlen, man will das verdecken oder man drängt in leidenschaftlicher Hast dazu, den stärkeren Nebenbuhler zu vernichten, um sich die alte Geltung zu sichern.

So entsteht der Krieg. Er ist die Lösung der Konflikte. Er ist die Revision des Verhältnisses von Geltung und realer Kraft in der Geschichte. Er weist den Völkern ihre Stellung an nach dem Maßstabe ihrer Kräfte. Er eröffnet ihnen ungehemmte Wirkungen nach Maßgabe ihrer Fähigkeiten. Der Krieg bringt die Wahrheit an den Tag. Darin besteht seine eminente sittliche Bedeutung für die Geschichte und darin wurzelt sein sittliches Recht. Man wird darauf nicht wohl antworten dürfen, daß der Krieg doch im besten Fall nur eine Probe der überlegenen physischen Kräfte sein könne. Daß das nicht wahr ist, zeigt uns wieder der Krieg, in dem wir uns befinden. Nicht nur die physische, sondern auch die Überlegenheit des sittlichen Geistes und der kulturellen Kraft wird in dem Kriege bewiesen. Er ist das große Examen der Weltgeschichte. Die einen rücken herauf, die anderen kommen herunter. Und dies Examen ist gerecht.

Hierin ist das sittliche Recht des Krieges begründet. Gott selbst schreitet hin in Krieg und Sieg durch die Geschichte der Menschheit. Um die Wahrheit geht es wider den Schein. Es ist der Wille Gottes, daß der echten Kraft die Bahn freigemacht werde, daß sie zu der Höhe und Geltung erhoben wird, die ihrem Wesen gemäß ist.

Wir blicken von diesen allgemeinen Erwägungen aus auf unseren Krieg. Jedermann weiß, eine wie gewaltige Emporentwicklung auf allen Gebieten des Lebens während des letzten Menschenalters bei uns in Deutschland sich voll-

zogen hat. Unsere Gegner selbst haben das nur zu deutlich erkannt. Zugleich mit dieser Entwicklung kam ein starker internationaler Zug in unser deutsches Leben herein. Das gilt von fast allen Gebieten. Es könnte Besorgnisse erwecken, aber es entsprach zugleich einer inneren Notwendigkeit. Je stärker jemand wird, desto natürlicher ist es, daß er eine führende Stellung gewinnt. Wir haben uns wahrlich nicht zu einer solchen Stellung in eitler Prahlerei gedrängt, Gott hat die Kraft zu ihr in uns wachsen lassen. Die deutsche Politik ist nicht ländergierig und handelsüchtig gewesen. Im Gegenteil, viele waren der Meinung, daß sie viel zu zurückhaltend und bescheiden war. Deutschland war nicht treulos und mißtrauisch. Es vertraute seinen Nachbarn so sehr, daß es ihm fast zum Verderben gereicht hätte. Es ist keine Schande, Vertrauen zu haben. Deutschland ist nicht schuld an dem furchtbaren Kriege, der jetzt ausgebrochen ist. Wenn etwas, so ist dies eine sichere historische Tatsache.

Als aber dann jene infernalische Einkreisungspolitik ihren Strick fertig gedreht hatte und er uns um den Hals gelegt werden sollte, da erhob sich unser Volk wie ein Mann. Nie wird diese wunderbaren Tage vergessen, wer sie miterleben durfte. Ein Volk in Waffen und ein Volk von Brüdern erhob sich. Zerbrochen war aller Zank der Parteien und weggeblasen waren alle internationalen Allüren. Ein schlichter Glaube an den Gott, der Wahrheit und Macht zum Siege führt, flammte auf. Dazu kam die große einfache Empfindung, dem Vaterland anzugehören mit allen Kräften, und der stille phrasenlose Todesmut. Hoch und niedrig, gebildet und ungebildet, wir sind in der Überzeugung, daß der uns aufgezwungene Krieg der größte Kampf um Geistesfreiheit und echte Kultur ist, den die Geschichte kennt.



So glaubten wir am 1. August und so glauben wir heute alle noch. Wir treten für unser Volkstum ein, aber zugleich für die höchsten Güter, die die Menschheit kennt.

Was gab denn unseren Gegnern das sittliche Recht zu dem von ihnen geplanten Vernichtungskampf wider uns? Sind wir etwa schwach und morsch geworden, so daß es an der Zeit war, daß frischere Mächte unsere Geltung an sich rissen? Waren wir erstickt in Phrasen und Hochmut, so daß unsere Macht nur Schein geworden war? Haben wir uns mit List und Tücke als die Herren von Land und Meer aufgespielt, so daß wir die freie Entwicklung unserer Nachbarn hemmten? Kein ruhiger Beobachter der jüngsten Geschichte kann das behaupten. Aber hysterische Eitelkeit auf der einen, das frivole Spiel des politischen Bankrotteurs auf der anderen Seite, geleitet von ehr- und herzloser Krämerlist, sie geben sich den Anschein, das alles zu glauben. So ist der Krieg entstanden. Es sind nicht positive Güter, um die dieser Dreiverband kämpft, und es sind am allerwenigsten Kulturgüter! Es ist nichts anderes als häßlicher Neid und sinnloser Haß, was hier offenbar wird.

Wir brauchen dem Volk, das an dem nationalen Selbstmord seines Zwei- oder Einkindersystems hinstirbt, nicht zu weichen. Oder liegt ein sittliches Recht bei den Horden vor, die aus dem Osten hereinbrechen wie einst die Hunnen? Das Volk führt nicht historische und sittliche Werte mit sich, das immer wieder in wahnsinnigem Taumel die innere Hohlheit und Verkommenheit durch Vergrößerung seines Umfanges vergessen machen will. Wo Rußland seine Hand hinlegte, hat es die Kultur zerstört. Noch immer ist ein großes Stück alten deutschen Bodens in der Hand der Barbaren. Soll es immer so bleiben?

Am tiefsten trifft uns die Gegnerschaft Englands. England ist neben uns die einzige protestantische Großmacht. Wir wissen, daß die kirchlichen Kreise hüben und drüben mit Ernst sich um eine Verständigung bemüht haben. Nicht wenige unter uns blickten mit Bewunderung und stillem Neid auf das praktische Christentum Englands und priesen wohl die Kulturkraft des calvinischen Christentums im Gegensatz zu den angeblich bloß lehrhaften Interessen der „preußischen Religion“. Und heute! Wir sehen, daß diese protestantische Großmacht unser eigentlicher Feind ist. Wir sehen, daß dies „praktische Christentum“ nicht imstande ist, die Politik der Ruchlosigkeit auch nur einzudämmen. Die kalte Krämerberechnung beherrscht alles. Sie scheut nicht zurück vor einem Meer von Blut und Tränen, weil sie den stärksten Konkurrenten ihrer kommerziellen Alleinherrschaft erdrücken will. Und noch mehr, dieses durch den Glauben und durch das Blut mit uns verbundene Volk tut alles, was es kann, um die Gelben im fernen Osten wider uns mobil zu machen.

Es sind grauenvolle Tatsachen, die in diesen Sätzen zum Ausdruck gelangen. Es wird lange dauern, bis wir Deutschen sie werden vergessen können. Die stille Sympathie, die viele von uns mit England verband, ist zerschnitten. Selbstverständlich gilt das nicht von dem Verhältnis der einzelnen Personen untereinander, aber die Nationen sind hinfür durch einen Schnitt voneinander getrennt, der viel tiefer geht als der Riß zwischen uns und Frankreich. Ein Bündnis zwischen uns und England, so nahe es an sich läge, ist hierdurch unmöglich geworden.

Kehren wir zu unserem Ausgangspunkt zurück. Darum handelt es sich bei dem Krieg, daß das Verhältnis der realen Kraft zu der politischen Macht revidiert

und eventuell korrigiert wird. Wir haben diese Revision und Korrektur nicht erstrebt. Man hat uns zu ihr gedrängt, in der Hoffnung, daß der Spruch wider uns ausfällt. Um diesen Spruch der Weltgeschichte kämpfen wir jetzt. Wie nun, wenn er für uns ausfiele? Auch dann muß die Korrektur vollzogen werden, die wir nicht gesucht haben. Es müssen die Konsequenzen gezogen werden, die wir gar nicht beantragt hatten. Wir müssen die Früchte pflücken, die der Gegner uns vor die Augen hält. Es wäre unsittlich, die Sehnen der Rosse des Gegners nicht zu durchschneiden und seine Kanonen nicht zu vernageln. Der Krieg wäre sinnlos und würde zum Frevel am eigenen Volk, wenn alles beim Alten bliebe. Zudem würde ein derartiger Friede ja allseitig nur Anlässe und Möglichkeiten einer

Wiederholung des frevelhaften Überfalls bieten, den wir erlebt haben.

Es ist ein göttliches Gesetz: „gewogen, gewogen und zu leicht befunden“. Aus ihm folgt das Recht des Siegers. Es ist Gottes Wille, daß der Sieger den Frieden so diktiert, daß seine politische Macht dem Maß seiner realen Kraft entsprechend gestaltet wird. Wir haben dies alles nicht gesucht, aber wir sind jetzt darauf mit Gewalt hingewiesen worden. So möge der ewige Herr der Weltgeschichte, der hebt und senkt nach seinem Willen, unseren Waffen auch ferner den Sieg schenken und es auch nicht fehlen lassen an dem entschlossenen Sinn und der festen Hand, die blutig errungenen Früchte des Sieges zu pflücken.

Berlin, 6. Sept. 1914.

## HEINRICH BRUNNER

### Offener Brief an die Fachgenossen.

Seit etwa 40 Jahren hat sich auf dem Gebiete der rechtsgeschichtlichen Forschung eine steigende internationale Annäherung vollzogen, die für die Zukunft zu den besten Hoffnungen berechtigte. Mehr als früher fand deutsche Literatur in Frankreich und in Italien, in England und in den Vereinigten Staaten Nordamerikas eingehende Beachtung, während die deutsche Gelehrtenrepublik dem Auslande gegenüber zum mindesten ehrliche und gewissenhafte Gegenseitigkeit übte. War zwischen Deutschland und Frankreich von alters her wissenschaftliche, wenn auch etwas dürftige, Fühlung vorhanden, so ist sie eine merklich engere und umfassendere geworden. Mehr als vordem arbeiteten sich trotz der politischen Spannung die Gelehrten diesseits

und jenseits der Vogesen gegenseitig in die Hände. Abgesehen von der Zeit des fränkischen Reiches, die ja für Deutsche und Franzosen ein gemeinsames Forschungsgebiet bildet, haben französische Arbeiten Probleme der deutschen, deutsche Arbeiten Probleme der französischen Rechtsgeschichte um die Wette behandelt. Man braucht nur ein Buch wie Brissauds *Cours d'histoire générale du droit français* zu durchblättern, um wahrzunehmen, wie ausgiebig französische Forschung durch deutsche befruchtet worden ist.

Noch enger hat sich die italienische Schule von Francesco Schupfer bis Gianino Ferrari an die wissenschaftlichen Bewegungen Deutschlands angeschlossen, indem sie vielfach deren Streitfragen aufnahm und wirksam weiter führte.

Besonders bedeutsam wurde es, daß die Schranken fielen, welche bis zum letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts englische und deutsche Forschung voneinander getrennt hatten, und daß die glänzende Isolierung beseitigt wurde, in der sich bis dahin die Geschichte des englischen Rechts befunden hatte, indem man sie ohne Rücksicht auf die kontinentale Rechtsentwicklung als eine in sich abgeschlossene Welt behandelte. Auf englischer Seite gebührte dafür das Hauptverdienst der hellen Lichtgestalt des leider zu früh verstorbenen Frederic William Maitland, eines warmen Freundes Deutschlands, der, wenn er noch lebte, die jüngsten Kriegserklärungen Englands mindestens ebenso sehr verurteilen würde, wie er seinerzeit den englischen Burenkrieg verurteilt hatte. Die deutsche Wissenschaft hat nicht nur durch Aufdeckung verbindender Fäden der tieferen Erkenntnis des englischen Rechtes vorgearbeitet, sondern auch die Ergebnisse englischer Forschung für die Aufhellung der Geschichte des deutschen Rechtes sorgsam verwertet und die des englischen unmittelbar gefördert. Insbesondere ist durch die von der Savigny-Stiftung unterstützte Ausgabe der angelsächsischen Gesetze eine feste Grundlage für die Erforschung des angelsächsischen Rechtes geschaffen worden.

Noch mehr als in England hat die deutsche rechtshistorische Literatur in den Vereinigten Staaten Nordamerikas Beachtung gefunden, wo die jugendlich aufstrebende Forschung sich zwar in der Hauptsache noch rezeptiv verhält, aber doch schon die hoffnungsvollen Ansätze fruchtbarer Anwendung einer der deutschen ebenbürtigen Methode vorhanden sind. Hervorragende nordamerikanische Sammelwerke haben deutsche Mitarbeiter gewonnen, und wichtige deutsche Werke wurden in das Englische übersetzt.

Die aussichtsvolle Gemeinsamkeit geistiger Arbeit, die im besten Begriffe war, die Zusammenhänge des französischen und des englischen Rechtes mit dem deutschen Mutterrechte mehr und mehr zu entschleiern, ist durch den Ausbruch des gegen uns angezettelten Koalitionskrieges plötzlich entzweigebrochen worden.

Wir deutschen Rechtshistoriker haben nicht nur ein kulturelles sondern auch ein nationales Interesse daran, den Fachgenossen deutscher und fremder Zunge klar zu machen, daß nicht auf deutscher Seite die Schuld an dem verhängnisvollen Bruche liegt. Solche Aufklärung ist um so nötiger, als von gegnerischer Seite die Wahrheit absichtlich verdunkelt wird.

Der politischen Einkreisung Deutschlands, wie sie König Eduard VII. von England in die Wege geleitet hat, ist eine journalistische Einkreisung vorausgegangen. Durch eine weitverzweigte Organisation, kraft stillschweigender Verschwörung und mit Hilfe der englischen und französischen Telegraphenagenturen gelang es den Mächten, die uns heute feindlich gegenüberstehen, in der auswärtigen Presse gegen Deutschland in aller Welt Stimmung zu machen, es als den ewigen Unruhestifter und als den frivolen Störer des Weltfriedens hinzustellen. Ehe die Mobilmachung der Heere erfolgte, hat eine Mobilmachung der auswärtigen Presse stattgefunden, die noch vor dem Einbruch feindlicher Streitkräfte einen beispiellosen Feldzug der Lüge und Verleumdung eröffnete. Deutschland stand und steht diesem Feldzug nahezu wehrlos gegenüber, denn es hat jenen Machenschaften nichts entgegenzusetzen. Allerdings hatte schon vor Jahren der verstorbene preußische Minister Miquel, wie mir bekannt ist, im mündlichen Gespräch den Gedanken ausgesprochen, uns



im Auslande eine bessere Presse zu verschaffen. Allein die Anregung wurde nicht aufgenommen. Die Gefahr, daß wir in der öffentlichen Meinung des Auslandes isoliert werden, ist durch die Lahmlegung der deutschen Kabel seit Ausbruch des Weltkrieges gesteigert worden. Um so mehr hat jeder einzelne von uns die ernste Pflicht, im Kreise seiner persönlichen und seiner wissenschaftlichen Beziehungen der Wahrheit eine Gasse zu brechen, daß dieser furchtbare Weltkrieg uns schnöde aufgezwungen worden ist und daß Deutschland mit seinem Verbündeten Österreich nur im Zustande dringender Notwehr zum Schwert gegriffen hat.

Auf den Blättern der Weltgeschichte findet sich mehrfach die Erscheinung, daß ein Staat oder ein Volk nach errungenem Siege nicht zur Ruhe des Alltags gelangt, sondern in übermäßig gesteigertem Selbstvertrauen neue Händel und neue Erfolge sucht. Man braucht nur an Frankreichs Raubzüge unter Ludwig XIV. und unter den Napoleoniden zu denken. Dem deutschen Volksgeiste ist jene Erscheinung durchaus fremd. Nachdem wir uns Jahrhunderte hindurch gegenseitig zerfleischt hatten, ist es uns schwerer geworden als irgendeinem anderen Volke, zur nationalen Einheit zu gelangen. Die Wiederherstellung des Deutschen Reiches ist in letzter Linie der Mißgunst Frankreichs zu verdanken. Denn das Reich ist im Getöse der Schlachten gewissermaßen als eine erzgepanzerte Germania auf der blutgetränkten Erde Frankreichs wiedergeboren worden. Nach dem Friedensschlusse blieb das deutsche Schwert 43 Jahre hindurch in der Scheide. Das deutsche Volk widmete sich mit rastloser Hingabe den Werken des Friedens und gelangte zu ungeahntem wirtschaftlichem Aufschwung. Daß wir angesichts des Unwetters, das sich drohend gegen uns

zusammenballte, unser Pulver trocken und unsere Wehr blank hielten, entsprang nicht etwaiger Angriffslust, sondern dem allmenschlichen Urtrieb der Selbsterhaltung, wie ihn wahrlich kein Staat dem anderen zum Vorwurf machen darf.

Und dennoch sind unsere Gegner nur deshalb über uns hergefallen, weil wir so kühn waren, unsere Existenz behaupten zu wollen. Der Weltkrieg, der seit langen Jahren unter Englands Führung gegen uns vorbereitet worden war, hat seinen einfachen Grund in der nackten Tatsache unserer staatlichen Existenz und gestaltet sich daher für uns im wahrsten Sinne des Wortes zum Kampf ums Dasein.

In Frankreich, wo seit etwa 1875 jede Regierung, um sich eine Weile halten zu können, von dem Gedanken der Wiedervergeltung gelebt hat, war der Rachekrieg gegen uns eine Lebensfrage der derzeitigen Machthaber. Rußland wurde uns gram, weil wir unserem Bundesgenossen Österreich die Treue hielten und weil es glaubt, daß es Österreich nur gleichzeitig mit Deutschland vernichten könne. Als schnödesten Feind hat sich England erwiesen, das in neidvoller Gegnerschaft gegen uns alle seine guten Traditionen vergessen, seine schlimmsten Überboten hat. Als König Peter von Serbien dank dem an seinem Vorgänger begangenen Meuchelmord den Thron bestiegen hatte, weigerte sich England, in Belgrad einen diplomatischen Vertreter zu halten, solange die Mörder und Mördergenossen in amtlichen Stellungen seien. Die äußerliche Ursache des Weltkrieges, die Ermordung des österreichischen Thronfolgers, die nachweislich in Serbien angestiftet worden war, hat das England der Herren Asquith und Grey nicht gehindert, Serbiens treuer Bundesgenosse zu werden. Die Neutralität Belgiens, deren angebliche Verletzung den

heuchlerischen Vorwand der englischen Kriegserklärung abgab, war von den Franzosen und Engländern und von den Belgiern selbst längst gebrochen worden, ehe deutsche Truppen die belgische Grenze überschritten, um durch einen militärischen Notstand gezwungen dem geplanten Durchzug der Franzosen zuvorzukommen.

Der gegen uns frivol heraufbeschworene Krieg machte das deutsche Volk einig wie nie zuvor. Wir nehmen den Krieg auf als einen heiligen Krieg. Ein allgemeiner Gottesfriede trat an Stelle alten Haders und Grolls. Das Gezänke der politischen Parteien verstummte. Die konfessionellen Fehden wurden eingestellt und die im Deutschen Reiche vorhandenen nationalen Gegensätze verschwanden. Einig sind wir alle, daß der Krieg für uns unvermeidlich war und als Kampf um Sein oder Nichtsein durchgeführt werden muß. In felsenfestem Vertrauen auf den Sieg der gerechten Sache sind unsere Wehrmänner in den Kampf gezogen, und dasselbe Vertrauen beseelt die Heimgebliebenen. Erst jüngst klang mir aus dem Munde eines kleinen Handwerkers das schlichte Wort entgegen: „Ich denke, daß wir es schaffen.“

Was für das Deutsche Reich zutrifft, das gilt auch für Österreich-Ungarn. Auch hier ist mit dem Kriegsausbruch ein wunderbarer Gottesfriede eingetreten, der die alten nationalen Reibungen zu augenblicklichem Stillstand gebracht hat. Seitdem ist unser Bund mit der habsburgischen Monarchie durch das gemeinsam vergossene Blut zur Blutsbrüderschaft und ist der Wahrspruch des greisen Kaisers Franz Josef „Viribus unitis“ zur gemeinsamen Parole der eng verbündeten Mächte geworden.

Unter den Gestalten der germanischen Heldensage gibt es keine, welche die deutsche Volksseele so deutlich verkörpert wie der gefeierte Dietrich von Bern. Er ist ein streitbarer Held, aber friedfertigen Gemütes. Es kostet Mühe ihn zum Kampfe aufzureizen. Aber wenn er kämpft, so schwillt ihm mit jedem Streiche des Gegners der Mut und wächst ihm die Stärke. Und trifft ihn ein Hieb, dann gerät er in so wunderbare Hitze, daß ihm die Lohe versengenden Zornes aus dem Munde flammt, vor der die undurchdringliche Rüstung des Feindes zerschmilzt, und daß er mit unwiderstehlicher Gewalt den stärksten Gegner niederzwingt.

Berlin, 7. Sept. 1914.

CARL NEUMANN

## Nationale und internationale Kunst. Deutschland und Frankreich.

Der rückwärts gewendeten Betrachtungen über den Zusammenbruch des bisherigen Zustandes von Europa fängt man an genug zu haben. Wir müssen versuchen, die Umrisse dessen, was kommt und wird, zu fassen. Auf die bildende Kunst allein kann sich die folgende Betrachtung nicht beschränken.

In Hunderten von Äußerungen kann man es heute lesen, die Kunst dürfe von dem Völkerstreit nicht berührt werden, sie müsse von nationalen Kämpfen und politischen Demonstrationen unangetastet bleiben. Denn Kunst sei etwas Übernationales, ein Gemeinbesitz der Welt und sozusagen eine neutrale Macht. Sie sei es auch deswegen, weil Kunst nicht überall gedeihe, sondern vielleicht wie gewisse Naturgaben, Wein oder Maulbeeren, an bestimmte Zonen gebunden sei, und also müsse Kunst im Bedürfnisfall geliehen werden. Vielleicht von den Griechen, vielleicht von den Italienern, vielleicht von den Franzosen. Unsere Nachbarn sagen gern, die Deutschen hätten wohl musikalische, aber keine bildkünstlerische Begabung, und die Italiener berufen sich, seit die Herrschaft der italienischen Oper gebrochen worden ist, auf den Siegeszug ihrer bildenden Kunst, dem ganz Europa gefolgt sei. Wir sollten nur Maschinen bauen, und die Technik fördern, es aber im übrigen bei den „Klassikern der Kunst“ bewenden lassen.

Alles das und ähnliches hat man hundertmal gedruckt gelesen.

Und wenn sich dann der Deutsche wirklich mit bunten Lappen fremder Kunst

behängt, seine Flitter von Yokohama bis Paris zusammensucht und sich als Ästhet seiner Kennerschaft brüstet, ist es dann verwunderlich und nicht vielmehr selbstverständlich, was wir dann eintreten sehen? daß sich nämlich ernst tüchtige Deutsche von solchem Ästhetengesindel abwenden und einen heiligen Zorn gegen Kunst überhaupt in sich aufbringen, als sei Kunst nichts anderes als Sybaritismus, ein Verweichlichungsprozeß, der der Nation das Mark aus den Gliedern sauge, alle ihre guten Kräfte anage, also eine Krankheit, die man vom blühenden Leib der Nation fernhalten müsse.

Ich verachte solche Stimmen gar nicht. Sie sind ehrlich und treffen eine Art Wahrheit. Sie irren zwar, indem sie glauben, in einer Zeit, die starke und stärkste Nerven fordert, sei für Kunst kein Platz weiter; sie irren, indem sie glauben, Kunst sei eine Sache schwacher Nerven. Goethe und Rembrandt hatten feine Kunstnerven, und doch keine schwachen Nerven. Aber jene Stimmen haben nach einer anderen Seite recht. Was sie fürchten, fürchten auch wir anderen seit langem und leiden darunter. Nämlich wir leiden unter dem Zustand einer Kunstbetätigung, die in engen Kreisen von Angebot und Nachfrage Sport und Luxus ist, ein Fremdkörper, der nicht aus dem tiefen und dauernden Leben der Nation geboren ist. Nur aus der Tatsache, daß wir so viel falsche Begriffe und falsche Übung von Kunst haben, daß Reste eines überlebten Klassizismus neben den Orakeln eines drohenden Ästheten-



tums und neben der platten Gedankenlosigkeit uns quälen, erklärt sich das Phantom einer internationalisierten Kunst.

Es sind über hundert Jahre, daß Wilhelm Humboldt an Goethe schrieb: wer sich mit Philosophie und Kunst beschäftigt, gehört seinem Vaterland eigentümlicher an als ein anderer. Philosophie und Kunst sind mehr der eigenen Sprache bedürftig, welche die Empfindung und die Gesinnung sich selbst gebildet haben und durch die sie wieder gebildet worden sind. Eben durch ihre Kunst, bemerkt Humboldt, sei die Verschiedenheit der Nationen im Zunehmen. (Ich zitiere nach Friedrich Meinecke, Weltbürgertum und Nationalstaat im 3. Kapitel.)

Wenn also Wilhelm Humboldt, der das Gegenteil eines Nationalisten heutiger Prägung war, die Kunst als ein feinstes individuelles Gebilde, als den höchsten Ausdruck des besonderen gestaltenden Vermögens einer Nation anspricht, so vertritt er genau die entgegengesetzte Meinung zu der heute geläufigen, die uns glauben machen will, Kunst sei ein internationales Genußmittel, schnüffelnd aus allen Zonen der weiten Welt zusammen gesucht.

Um es kurz zu sagen: diese Vorstellung einer überzeitlichen und übernationalen Kunst ist nichts als ein letzter Rest, ein Ladenhüter jenes Kosmopolitismus, der im 18. Jahrhundert wurzelnd eine großartige, aber nun zertrümmerte Weltanschauung gewesen ist, und deren bereits verspätete Jünger die Sozialdemokraten — man darf wohl sagen: gewesen sind. Über den Widerstand dieser Weltauffassung gegen die Nationalstaatsbildung des 19. Jahrhunderts in Deutschland hat Meinecke ein eindringliches Buch geschrieben. Ein ähnlich aufklärendes Werk über den Streit zwischen internationaler und nationaler Kunst, den Streit zwischen Raphael und Rembrandt, besigen wir nicht.

Man hat uns lange einreden wollen, einen solchen Konflikt könne es für uns Deutsche nicht geben, denn wir seien das auserwählte „Menschheitsvolk“, die modernen Griechen; eben unser unpolitischer Charakter (was man einst die „Freiheit vom politischen Alltag“ nannte, was wir aber politische Unreife nennen) ermögliche und befördere es, kurzerhand die Brücke vom Individuum zum Idealmentuschentum zu schlagen und so, ohne die befangene Zwischenstufe einer politischen Nation durchzumachen, uns zum absoluten Menschentum der neuen Kinder Gottes zu erheben. Es war die Vorstellung, der die Staël aus ihrer Erfahrung des weimarischen Deutschland mit den berühmten Worten Ausdruck gab: England gehöre das Meer, Frankreich das Land und Deutschland das Reich der Luft. Es war die Vorstellung, die aus der Not und staatlichen Ohnmacht der Deutschen eine Tugend und zu dem schlimmen Spiel die bestmögliche Miene machte.

Diese Gedankengänge sind uns fremd geworden; sie liegen hinter uns. Ein letzter Rest von ihnen ist die Vorstellung einer absoluten, ewiggültigen und internationalisierten Kunst. Solche Wahnvorstellungen leben in Gehirnen und Sinnen, für die Kunst nur als „Wandschmuck“ und Dekoration, die „dazugehört“, vorhanden ist, die aber von erlebter Kunst nichts ahnen und nichts fassen. Wir wollen uns immer klarer werden, daß klassische Kunst ein Unding ist. Ihre angebliche Allgemeinverständlichkeit besteht in ihrer Armut und Leere, ihrer anständigen Übereinkömmlichkeit und Trivialität. Diese Klassik steht auf der Stufe des Diplomatenfranzösisch. Genau wie eine Sprache nur von Volksgenossen wahrhaft verstanden wird, wird auch die Kunstsprache nur von Volksgenossen restlos begriffen.

Seit dem ausgehenden Mittelalter und dem Zurückweichen einer allgemein herr-

schenden kirchlichen Kultur ist mit dem Deutlichwerden der neuen herrschenden Nationen die Entstehung einer nationalen Kunst früher oder später eine Begleiterscheinung nationaler Blüte. Durch den Kosmopolitismus der Hochrenaissance ist diese Blüte aufgehalten, zum Teil erstickt worden. Die Renaissance drang durch, weil sie Standeskunst ohne nationale Prägung wurde. Das „Volk“ fand sich vom Anteil an der bildenden Kunst ausgeschlossen. Nur zwei Länder haben das Renaissancejoch schon im 17. Jahrhundert abgeworfen: Holland und Spanien. Velazquez und Rembrandt sind stärkste Ausprägungen nationaler Kunst. — Für uns Deutsche ist die Möglichkeit und Forderung nationaler Kunst erst im Zusammenhang mit dem bürgerlichen Widerstand des 18. Jahrhunderts ein bewußtes Programm geworden. Auf der ganzen Front ging der Kampf gegen die höfisch-aristokratische Bildung zugleich als Kampf gegen das Franzosentum. Hierüber ist von Lessing und Winckelmann zu Herder und den Stürmern und Drängern nur eine Stimme.

In den Briefen, wo er sich gehen läßt, schreibt Winckelmann: Bernini ist der größte Esel, ausgenommen die Franzosen. Er will sie mit Hilfe der Griechen aus dem Feld schlagen. Gegen das französische Theater führt Lessing vernichtende Schläge. Herder vergleicht die Ausländerei mit dem apokalyptischen Tiere. „Eine allgemeine schöne Kunst gibt es nicht mehr. Selbst in der Form, für welche noch die alte Schönheitsnorm in gewisser Weise gilt, herrscht das Nationalitätsprinzip.“ Goethe macht sich über Wielands Rokoko-schwächlichkeit lustig. Selbst Mengs, ein erfolgreicher Eklektiker, entdeckt sein vaterländisches Herz und sagt stolz, er sei der erste Sachse, der es unter Franzosen und Italienern in der Kunst zu einem Weltruf gebracht habe. Diese all-

verbreitete Erbitterung gegen die Franzosen wird dann durch den Verlauf der Revolutionskriege und durch die Freiheitskriege namenlos geschürt. Leben und Leidenschaft der Arndt und Kleist, der Stein und Gneisenau ist Haß gegen die Franzosen. Der politische Haß verstärkt den bereits vorhandenen kulturellen Haß. Undenkbar, daß sich die bildende Kunst dieser allgemeinen Richtung entzogen hätte.

Und so entsprach das Programm, mit dem ein Peter Cornelius auf den Plan trat, ebendieser Gesinnung. Losreißen wollte er deutsche Kunst von höfischer und von französischer Gewöhnung, das Übergewicht und das Virtuositentum der Form durch bedeutungsreiche Form, durch gemeinverständlichen und nationalen Inhalt ausgleichen. Zwei große Kunsteindrücke haben seine Jugend bestimmt und ihn von der Übereinkömmlichkeit des Empirestils losgelöst: Goethes Faust, der 1808 erschien, und Dürers Zeichnungen zum sog. Gebetbuch Maximilians, die als Erstlinge des jungen Steindrucks 1810 herauskamen. Dieser Einstrom großer deutscher Vergangenheit hat die Faustillustration von Cornelius bestimmt; sie ist eckig, unakademisch und verzeichnet bis zum äußersten, gewollt „altdeutsch“ in lebendig gewordenem Verwandtschaftsgefühl. Noch in die erste italienische Reise hinein hielt die gleiche Stimmung an; das Heimweh nach Deutschland verzehrte ihn. Die Nibelungenentwürfe sind in Rom entstanden.

Seit dann Cornelius seine großen Freskoaufträge bearbeitete und selber, der Unakademische, Akademiedirektor wurde, konnte er die Linie seiner Anfänge nicht behaupten; er glitt allmählich von der Höhe seines Programmes deutscher Kunst herab. Aber in Gesinnung und Schulzusammenhang blieb ein langer Nachhall seiner Anfänge lebendig. Verglichen mit

dem zeitgenössischen Ausland konnte die Corneliusschule als ein Hort deutscher Kunst erscheinen, von anderem Wollen und von anderem Sein als die gleichzeitige französische Kunst. Diese Selbständigkeit schaffte ihr moralisches Ansehen und Achtung auch über die Landesgrenzen hinaus. In Belgien kam es zu Anfängen eines Cornelianismus. Man kann diese deutsche Kunstbewegung bis gegen Ende der fünfziger Jahre verfolgen. Auf der Münchener Jubiläumsausstellung von 1858 (es galt die siebente Jahrhundertfeier der Stadtgründung) wähnte man, die neue deutsche Kunst mit Händen greifen zu können, stark im Ausdruck, voller Sinnigkeit, bedeutsamen Gehaltes, wenn auch unentschieden und unselbständig in der Form. Mittelpunkte dieser Ausstellung waren Cornelius' Erwartung des jüngsten Gerichts, Schwind's sieben Raben, Rethel's Entwürfe zum Hannibalszug. Es war eine Kunst, ideenreich und empfunden, aber von schwacher und schwankender Formgestaltung, vor allem farblos. Hier zeigte sich eine seltsame Wurzelschwäche, die in der Kampfstellung gegen die französische Kunst des 18. Jahrhunderts begründet war; die Farbe war als „sinnliche Verführung“, als unkünstlerischer „Reiz“ gebrandmarkt worden, und die Kette dieser ästhetischen Theorie reichte von Kant bis Cornelius. Es galt als Axiom, daß eine „interesselose“ hohe Kunst den gemeinen Reiz verschmähen müsse.

Das zweite Verhängnis dieser Kunstbewegung wurde sodann, daß sie mit dem Suchen des Monumentalen anfang, mit dem Ergreifen eines Stils des Allgemeinen und Wesentlichen. Was die Wackenroder, die Boiserées an den alten Deutschen geliebt hatten, die sauber liebevolle Ausführung, das moralische Element der Treue im kleinen und kleinsten — im Fortgang unserer jungen Kunst war das alles zugunsten des Michelangelo- und

Kartonstiles außer acht gelassen worden. Wohl waren Schwind und Rethel begabte Diadochen des Meisters, und auch im übrigen war kein Mangel an eigentümlichen und selbständigen deutschen Ansätzen (die zu entdecken vor allen Lichtwerk sein Leben lang bemüht war), aber die Hoffnung, das große Wollen mit Realität zu füllen, bestätigte sich nicht. Der große Anlauf wurde zunächst um seine Frucht betrogen. Das junge Geschlecht war zu radikal und riß zu Schutt nieder, was zu bauen versucht war. Es geschah nicht, was Anselm Feuerbach als Wunsch ausgesprochen: bei Holbein solle die deutsche Kunst neu anfangen. Er selbst hat das wohl gesagt, aber nicht getan. Was geschah, war etwas ganz anderes. Unsere Kunst geriet in die alte Abhängigkeit von Frankreich.

Dies ist eine der stärksten und drückendsten Tatsachen unserer Geschichte im abgelaufenem Jahrhundert, diese mangelnde Sicherheit nationaler Instinkte, dieses unausrottbare Fortleben alter kosmopolitisch abstrakter Ideen. Alles Pathos der Befreiungskriege, die antifranzösische Leidenschaft eines Jahn und Arndt schienen eine Episode gewesen zu sein. Die Lehre vom Erbfeind verschwand vor dem Stimmungswechsel des politischen Liberalismus. Niklas Beckers Rheinlied von 1840 und Bismarcks Jugendempfindung, daß ihn der Anblick des Heidelberger Schlosses zur Rachsucht gestimmt habe, wurden letzte, allerletzte Ausläufer eines großartigen und selbstbewußten nationalen Hasses.

Es war nunmehr für die bildende Kunst und ihr Geschick vergeblich, daß Cornelius auch weiter gegen das „französische Buhlwesen“ apokalyptisch donnerte. In Berlin blieb er seit 1840 in Sachen der Kunst einflußlos, und es gelang ihm nicht, die „Befreiungsschlacht der vaterländischen Kunst zu schlagen“. Vergeblich,



daß Schwind in seiner Art gegen den „französischen Dreck“, gegen den französischen „Materialismus der Farbe“ polterte. Die Bekehrung zu Frankreich trat auf der ganzen Linie ein. In Berlin und auch in Düsseldorf hatte man sich immer schon für Horace Vernet und andere Pariser interessiert. Nun gingen aus Nord und Süd all die Jungen, die Menzel, die Knaus und Feuerbach, nach Paris in die Schule, und wenn K. F. Lessing dieses Überläufertum im Herzen unter dem Gesichtspunkt des Vaterlandsverrats beurteilte, so war das eben altmodisch und änderte nichts an der Tatsache, daß die französische Technik, ein gut Teil französischen Akademismus, französischer Positivismus in die Blöße der handwerklichen Ohnmacht der Corneliuschule eindringend, den metaphysischen Hochdrang tötete, der eben doch von jeher ein Bestandteil aller deutschen bildenden Kunst gewesen. Nun gab es kein Widerstehen. Wenn es später zwischen Liebermann und Thoma zu einem Degenkreuzen gekommen ist, so war die Parole des Streits: hie deutsche, hie französische Kunst, unzutreffend und irreführend. Liebermann war nur den Spuren gefolgt, die längst andere gegangen waren, und hatte kaum Anlaß sich zu verteidigen, und auf der anderen Seite hatte Thoma nie ein Hehl daraus gemacht, daß der Franzose Courbet ihn „erlöst“ habe. Es war mit dem großen nationalen Programm vorbei; die Pendelschwingung ging nach der genau entgegengesetzten Seite. Nicht genug, daß in der ganzen zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts das zarte Pflänzchen nationaler Kunstanfänge durch die mit Vorliebe sogenannte neue „klassische“ französische Kunst entwurzelt und gebrochen wurde: dieser Rückschlag hat überhaupt dazu geführt, daß ein neuer Kosmopolitismus aufkam, der jede nationale Bindung abstreifte. Die

Feuerbach und Marées haben im Olymp und in Hesperien eine „absolute Kunst“ gesucht und mit all ihrer Begabung bestenfalls einen deutschen Poussinstil geschaffen. Diese zeitlos absoluten Neigungen haben auch in der Architektur Säulenstil und Klassizismus wieder „belebt“.

Als der Krieg ausbrach, war die Lage unserer bildenden Kunst diese. Als Richtung hatte der französische Impressionismus abgewirtschaftet (wir sprechen hier nur von Richtungen, nicht von Künstlerpersönlichkeiten). Die Apostel des Impressionismus waren sichtlich in Verteidigungsstellungen gedrängt. Man spitzte eben die Ohren, ob nicht der Manetkult des schönen Vortrags ein wenig zurückebben würde, ob sich niemand zum Wort melden wolle, der die schlichte Wahrheit des Treitschkeschen Satzes wieder verkündete: „Solange die Deutschen dichteten, hatte sich ihnen die schöne Form immer aus dem reichen Inhalt ergeben, und wie viele unserer großen Dichter waren nie dazu gelangt, für ihre hohen Gedanken die rechte künstlerische Form zu finden.“ Inzwischen kamen als natürliche Reaktionserscheinungen Expressionismus und Kubismus empor, zu denen die Maljugend mit klingendem Spiel neuer Phrasen überging. Die deutsche Kunst wollte sich nirgends zeigen außer in papierenen Protesten gegen die Begünstiger französischer Kunst, und Papier pflegt in solchem Fall nicht zu genügen. Jedenfalls war das „germanische Kunstfieber“, wie es ein Berliner Museumsdirektor der Corneliuszeit spöttisch genannt hatte, gründlich verfliegen, und niemandem mag man den Zweifel verübeln, ob überhaupt eine nationale Kunst im Bereich des Möglichen liege.

Und doch muß man sagen: wenn jetzt aus dem Schmelztiegel dieses Krieges und seiner furchtbaren Glut nicht Ein-

sicht und Antrieb und Einkehr kommt, dann ist eine der ganz großen Gelegenheiten der Weltgeschichte verpaßt. Hierbei ist weniger auf die Künstler als auf das Publikum zu rechnen. Das 19. Jahrhundert hat die Künstler mit dem Dogma ihrer Souveränität mehr als je in ihren Werkstätten abgesperrt. Der feste Halt an einem sicheren Kunstwillen und Verlangen des Publikums hat ihnen gefehlt. Etwas derart muß sich in uns neu bilden, eine stille Übereinstimmung der Geister, ein Besinnen auf uns selber, ein Erkennen des Programms, das doch trotz Abweichung und Untreue seit hundert Jahren klar vor Augen steht. Wir alle müssen fühlen und einsehen lernen, was wir nicht wollen, und dann, was wir wollen.

Die Widerstände in unseren Gepflogenheiten und Gesinnungen sind freilich ungeheuer. Eine Hoch- und Zwingburg des Franzosentums ragt über uns empor: die Frauenmode. Sie war von je französisch, weil die Mode das stärkste Reizmittel der Sinnlichkeit, der sicherste Bürge des Geschlechtererfolges ist, und weil seit der Renaissance kein Land so ausschließlich und inbrünstig den Kult des „Weibes“ gepflegt hat wie Frankreich. Aller Feminismus und alle Erotik haben dort ein Hauptquartier. Es mag verzweifelt scheinen, gegen Moden anzukämpfen. Aber das Übel dieser effeminierten Erotik, die der Grundtrieb der Mode ist, mit seinem unverhüllten Namen zu bezeichnen, ist Pflicht. Von den Künstlern und der Kunst kam keine Hilfe und kein Widerspruch. Sie stand im gleichen Lager wie dieser Feind. Wie viele Künstler waren nicht begeistert und fanden die jüngste Frauenmode die schönste von allen! Nie ist die Mode dem ganz Nackten näher gewesen als vor dem Krieg, da die Frauenkleider keinen anderen Zweck hatten, als die Körperformen scharf und

absichtlich zu verdeutlichen und bloßzustellen. Nie ist romanische Zügellosigkeit und romanisch-heidnischer Mangel an Schamgefühl so auf dem Gipfel gewesen; nie hat Paris, die Heimat aller süßen Sünden, wie Treitschke sie nannte, so über unsere Frauenwelt triumphiert wie eben, da der Krieg ausbrach.

Ob das furchtbare Geschick unseres Nachbarstaates, der, man weiß warum, zusammenbricht und in eine Art von Hellenismus von Bildungsfermenten ohne politische Kraft degenerieren wird, bekehrend wirken kann? Sicher wäre es für die Zukunft unserer nationalen Kunst das Verhängnisvollste von allem, wenn in Sachen des Geschmacks unsere tonangebende Frauenwelt im feindlichen Lager steht. Es wäre die gefährlichste Klippe unserer Hoffnungen.

Alles kommt darauf an, ob sich ein Wille zu nationaler Kunst in allen maßgebenden Kreisen bilden kann, der sich auf deutsche Überlieferung besinnt. Er hätte den glatten kosmopolitischen Akademismus auszustoßen, er hätte die öffentliche Meinung von dem Bann eines anmaßlichen internationalen Kennertums zu befreien, dem Chinesisch, Japanisch, Französisch, Deutsch vollkommen gleichwertig sind; er hätte die Vorstellung eines leeren, unlebendigen Klassischen auszurotten. Es gilt, das Werk der Romantik aufzunehmen und die verschütteten nationalen Quellen zu erschließen. Viel ist schon geschehen, aber lange nicht genug, bis wir unsere großen alten Meister nicht bloß als ein Kapitel internationaler Kunstgeschichte, sondern als ein lebendiges Stück von uns selber begreifen lernen, bis wir die Riemenschneider und Altdorfer, die Grünewald und Dürer, die wundersamen Kupferstecher des 15. Jahrhunderts nicht mehr „häßlich“ finden, weil sie die akademische Richtigkeit vermissen lassen, nicht mehr

brüchig und eckig finden, weil sie keine italienischen Posen zur Schau tragen, bis wir aufhören, Grazie als Bestandteil deutschen Wesens und deutscher Kunst zu fordern (ich denke z. B. an die entsetzliche klassizistische Tanzerei der Duncan und ihrer Schule). Das Volk unserer Landwehr, unserer Riesenmörser muß diese internationalen Tanzmeisterleistungen des Graziösen, Schicken und Puppenhaften ausrotten, womit eine gedanken- und gefühllose Mehrheit ihre Kunstbegriffe verbindet. Und so weiter.

Der Riß, der durch den Krieg die sogenannten Kulturvölker voneinander entfernt hat, wird noch eine Strecke weit heilsam andauern und uns vor Ausländerei schützen. Er mag dazu helfen, schwächerer Toleranz den Boden abzugraben, ein gesundes Maß von Ablehnung und Haß des Fremden in uns großzuziehen, daß wir verlernen, jenseits von Gut und Böse zu stehen, daß wir uns aufraffen, den skeptischen Relativismus zu überwinden, das Schwarze schwarz und das Weiße weiß nennen. Der höhnische Vorwurf, daß wir gedächten, eine chinesische Mauer um uns aufzurichten, soll uns kalt lassen. Der Deutsche hat zu allen Zeiten so wertvoll Menschliches besessen, daß uns vor Chinesenzöpfen nicht zu bangen braucht. Denen aber, die trotz des handgreiflichen Beweises, ein wie dünner und täuschender Überzug unsere vermeinten internationalen Werte sind, — denen, die glauben, daß eine solche Kultur und Kunst nationaler Abschließung eine Unmöglichkeit sei, muß man sagen, sie mögen die Geschichte befragen.

Gerade die größten Kulturen, auf denen die Weltgeschichte verankert war, die religiöse Kultur der Juden, der das Christentum entwuchs, und das Griechentum, das den Barbarenbegriff als scharfen Grenzgraben genau so geschaffen hat wie das Judentum den der Heiden, sie sind unter dem Druck einer Abschließung und Inzucht sondergleichen entstanden. Es scheint, nur in solch geschlossenen Hochspannungen ist die letzte Produktivität zu erzielen, aus der jene wertvollsten Blüten hervorwachsen, über die wir am Anfang das Zeugnis Wilhelm Humboldts vernommen haben.

Wenn dieser Krieg seine Rechtfertigung in seinen Früchten letztlich zu erbringen hat, so gilt es, den Maßstab festzuhalten, den seine ungeheure Kraftanstrengung so wunderbar gesteigert hat. Der Krieg wirkt auf die Schätzung aller Dinge wie ein Sieb mit vergrößerten Löchern. So manches, dem die Lautheit der öffentlichen Meinung eben noch Ansehen gab, fällt wie Spreu durch die Löcher dieses Siebes. Kaum ein Urteil, das nicht der Krieg grausam unerbittlich zur Revision angemeldet hätte. Es ist, als ob uns ganz andere Augen gewachsen wären. Mit diesen veränderten und geschärften Sinnen wollen wir uns nach dem Krieg wieder sprechen und sehen, welches die deutsche Kunst sein wird, die dann möglich und die erträglich ist. Über Nacht kann sie nicht kommen, und man kann sie auch nicht „machen“. Den Boden für ihre Saat zu bereiten, dazu kann ein jeder von uns helfen.

Heidelberg, 9. Oktober 1914, am Tag der Eroberung von Antwerpen.



## GEORG SIMMEL

## Bergson und der deutsche „Zynismus“.

Die Zeitungen berichteten, daß, laut dem Petit Parisien, Henri Bergson in einer Akademiesigung von dem Zynismus gesprochen habe, mit dem Deutschland diesen Krieg begonnen habe und der einen Rückfall in die Barbarei bedeute. Der Petit Parisien ist vielleicht keine lautere Quelle. Allein aus Gründen, deren Auseinanderlegung ich mir ersparen möchte, glaube ich mich berechtigt, die Notiz im wesentlichen für wahr zu halten. Gerhard Hauptmann hat in einer Gegenäußerung Bergson als „Salonphilosophen“ und „Philosophaster“ abzutun gemeint. Wäre dies richtig, so bedürfte es überhaupt keiner Abwehr; aber es liegt ganz anders. Bergson hat nicht nur für mancherlei wesentlichste Bestrebungen, die in vielen von uns nach ihrem Ausdruck suchten, die europäisch gültige, eindrucksvollste Formulierung gebracht; sondern ich stehe unter den deutschen Philosophen keineswegs allein, wenn ich ihn für den stärksten Intellekt der lebenden Philosophengeneration halte. Freilich, zum großen Philosophen gehört noch anderes als Intellekt, und ich habe von jeher ausgesprochen, daß der Mangel dieses anderen Bergson von dem höchsten Range ausschließen dürfte.

Und das ist ja gerade das entseßliche, daß nicht bloße „Philosophaster“, sondern Männer von solch sublimer Geistigkeit Urteile dieser Art über uns aussprechen. Von dem französischen Durchschnittspublikum, das von Deutschland nur weiß, was ihm seine Zeitungen erzählen, wird niemand etwas Besseres erwarten. Aber daß ein Bergson keine kritische Zurückhaltung gegenüber der „Objektivität“ dieser Zeitungen übt, Bergson,

der sich jahrzehntelang um deutsche Philosophie bemüht hat (er hat Kant sehr eingehend, wenngleich unter wunderlichen Mißverständnissen, studiert, hat sich mit Dilthey und Cohen beschäftigt, hat sich aufs lebhafteste für die französische Übersetzung der Arbeiten des Schreibers dieser Zeilen eingesetzt) — das zeigt mit einem Schlage die mit alledem hoffnungslose Unfähigkeit des Franzosen, deutsches Wesen zu begreifen. Die Franzosen sind in ihrer literarischen Polemik oft Muster von Sachlichkeit und Ritterlichkeit. Wenn sie von diesen Zügen so gar nichts in die jetzige Lage zu retten wissen, so eröffnet dies einen Blick in einen Abgrund von Verblendetheit und Verkehrtheit, für den kein Wort der Entrüstung und der Trauer stark genug ist. Zynismus wirft man uns vor! — während die erste Signatur dieser furchtbaren und großen Zeit unzweifelhaft das gänzliche Verschwinden aller der Erscheinungen war, die man unter den Begriff des Zynismus zusammenfassen könnte und die uns in den letzten Jahren an manchen Schichten unseres Volkes irre werden ließen. Es wurde wohl auch dem Gedankenlosen plötzlich klar, wie unsäglich verwickelt und vielgliedrig unsere Existenzbedingungen waren, mit wie gefährdetem Gleichgewichte sie ineinander griffen, und daß dieser Bau in dem Augenblick der Erschütterung seiner Grundlage, des Friedenszustandes, zunächst einmal zusammenstürzte; daß er so, wie er war, so, wie wir in ihm geworden sind, was wir sind, auch im besten Fall nicht in einem Menschenalter wieder erstehen wird. Und mag selbst, wie wir hoffen, ein vertiefteres, verinnerlichtes, einigeres

Deutschland danach aufwachsen — dieses Bewußtsein, daß die Form der deutschen Existenz in den Schmelztiegel geworfen wurde, das ist wohl das gewaltigste Motiv der unvergleichlichen Erschütterung gleich im ersten Moment des Kriegausbruchs gewesen, mehr noch als die kriegerische und politische Gefahr. Verschwunden ist damit der Mammonismus, der uns so oft verzweifeln machte, jene Anbetung aller äußeren, in Geld ausdrückbaren Erfolge; verschwunden die Selbstsucht der einzelnen und der Klassen, für die der Gedanke des Ganzen zur Chimäre wurde; verschwunden das ästhetisierende Genießertum, das von den Furchtbarkeiten und Gefahren der Existenz einfach wegsah. Sicher werden unter uns, die wir ja auch in Zukunft keine Engel sein werden, solche Unzulänglichkeiten sich in irgendwelchen Formen wieder melden. Jetzt aber, jetzt sind gerade sie, diese Wurzeln oder Früchte gerade des Zynismus, aus dem Bilde des deutschen Lebens weggewischt. Diesen Krieg, den wohl ein jeder von uns als die furchtbarste Erschütterung seines Lebens empfindet, konnten wir überhaupt nur aufnehmen, weil wir uns im selben Augenblick von all jenen Beeinträchtigungen unserer sittlichen Kraft frei wußten. Wären wir Zyniker — wir hätten ihn viel-

leicht um den Preis unserer Würde und unserer Zukunft vermieden; denn der Zyniker sucht vor allem Ruhe, Sicherheit vor äußeren Gefahren, Freiheit von starken, grundaufwühlenden Bewegtheiten, sein Wahlspruch war stets: après nous le déluge. Ich weiß nicht, was etwa unsere Feinde uns mit irgendeinem Maß oder Schein von Berechtigung vorwerfen mögen; daß aber einer der erlesensten Geister unter ihnen — immer vorausgesetzt, daß der Bericht nicht einfach aus der Luft gegriffen ist — uns gerade diesen Makel anheften will, dessen völlige Abstreifung das über allen Zweifel erhabene Zeichen dieser Zeit ist, das ganz entscheidende, die Quelle der unerhörten Steigerung unserer erfolg bewiesenen Kraft — dieses eine einzige Wort reißt noch eine Kluft zwischen uns und unseren Gegnern auf, die eine lange Zukunft nicht ausfüllen wird. Aber von ihr aus blicken wir mit Vertrauen zu den Völkern hin, die uns noch freundlich gesonnen sind und zu denen wir all dieses, uns Deutschen Selbstverständliche, aussprechen müssen, damit ihr besseres Verständnis unseres Wesens auch fernerhin vor der Gefahr bewahrt bleibe, daß jene Kluft zwischen uns und unseren Feinden sich auch nur als feiner Riß zwischen uns und sie fortsege.

Straßburg, 1. Sept. 1914.

## THEODOR NIEMEYER

## Die Gerechtigkeit des Krieges.

Uns Deutsche erfüllt nicht nur die Gewißheit, daß wir unser Schwert für eine gerechte Sache gezogen haben, uns erfüllt die tiefe zornige Überzeugung, daß wir nicht anders konnten, daß man uns freventlich gezwungen hat, alles einzusetzen, um das Vaterland vor Schmach und Elend zu bewahren. Das ist die alles hinreißende, leidenschaftliche Grundstimmung des deutschen Volkes, das ist der Sturmwind, der uns treibt und der alles niederbricht, was sich uns entgegenstellt.

Ist angesichts dieser Sieghaftigkeit des tiefsten, lautersten Rechtsbewußtseins die kühle Frage noch erlaubt, wie es überhaupt mit der Gerechtigkeit der Kriege bestellt sei? Ist sogar die Frage zulässig, ob und warum es bei unseren Gegnern anders aussieht, ob nicht etwa auch sie für Ehre und Freiheit kämpfen, ob nicht auch sie von dem Bewußtsein des guten Rechtes und dem Vertrauen auf die Hilfe des Höchsten getragen sind, ob nicht auch sie mit gleicher Überzeugung und mit gleicher Befugnis ihren Krieg einen gerechten nennen?

In der Völkerrechtswissenschaft besteht heute die bereits von dem „alten ehrlichen Moser“<sup>1)</sup> geäußerte Anschauung, daß die Frage nach der Gerechtigkeit des Krieges müßig sei. Dieses Wort ist insofern zutreffend, als damit gemeint ist, daß in jedem Kriege, ob er gerecht oder ungerecht ist, die völkerrechtlichen Regeln des Krieges für beide Kriegführenden die gleichen sind, sowohl für deren gegenseitiges Verhältnis als für ihr Verhältnis zu den Neutralen. Für das internationale Kriegsrecht existiert in der

Tat die Frage nach der Gerechtigkeit des Krieges nicht.

Unbegründet aber ist die Ablehnung der Gerechtigkeitsfrage, wenn sie in der Meinung geschieht, es sei törichtes Beginnen, einen Maßstab für die Frage zu suchen, auf welcher Seite in einem gegebenen Kriege das gute Recht sei. Richtig ist nur, daß die Beantwortung der Frage oft zweifelhaft ist.

Nicht selten ist Recht und Unrecht gemischt, und manchmal wird man finden, daß die Mischung auf beiden Seiten die gleiche ist. Mitunter wird man sagen müssen, daß der Krieg auf beiden Seiten gleich gerecht ist. Die Entscheidung darüber, wo das gute Recht liegt, ist oft unendlich schwierig, höchst zweifelhaft und fast niemals so überzeugend, daß auch diejenige Partei sie anerkennt, zu deren Nachteil sie ausfällt! Vollends während des Krieges selbst und unter dessen Nachwirkung schließt die Erregung der nationalen Leidenschaft und die Vergiftung des Nachrichtenwesens vielfach das gerechte Urteil aus.

Trotz alledem wäre es verwerfliche Gleichgültigkeit gegen die Erforschung der Wahrheit und gegen das Heiligtum der Gerechtigkeit, wenn wir darauf verzichten wollten, für den Krieg die Gerechtigkeitsfrage aufzuwerfen. Es wäre geradezu gewissenlos, wenn wir unterlassen würden, unser und unserer Gegner Handeln mit dem Maßstab des inneren Rechtes zu messen.

Der Verzicht wäre auch historisch nicht gerechtfertigt. Es hat unleugbar Raub- und Eroberungskriege gegeben, Kriege, zu welchen trotz größten Widerstrebens friedliebende Völker gezwungen wurden,

1) Joh. Jak. v. Moser (1701—1785).



weil ihre Blüte anderen Völkern, Staaten oder Herrschern verhaßt war, und weil diese gewillt waren, sie zu unterwerfen. Die Perser und das Römische Reich, Frankreich und England haben unbestreitbar Völker und Staaten in dieser Weise mit Krieg überzogen. Die Verteidigungskämpfe der Griechen gegen die Perser, der Germanen gegen die Römer, der Holländer und Franzosen gegen England sowie die meisten Kriege, welche europäische Staaten gegen Ludwig XIV. und gegen Napoleon I. zu führen hatten, sind als derartige Kriege bekannt.

Eine tief in der Natur des Menschen und der Völker wurzelnde Scheu, ein allen Egoismus und alle Bosheit überhöhender kategorischer Imperativ hat die Kriegführenden fast stets zu dem Bestreben bewegt, den Anschein des Rechtes auf ihre Seite zu ziehen, den Gegner des Unrechts zu bezichtigen und dem eigenen Volk den Glauben an diese Rechtslage beizubringen. Die Analyse dieser sonderbaren Regung, die selbst bei blutdürstigen Weltoberern nicht fehlt, wird den Maßstab ergeben, mit dem die Frage der subjektiven Gerechtigkeit zu messen ist: den Maßstab des Völkergewissens.

Aber sind nicht noch andere, objektive Maßstäbe gegeben?

Wir fassen alle Staatstätigkeiten mit dem Wort „Politik“ zusammen. Den Niederschlag dieser Tätigkeiten nennen wir Geschichte, indem wir hier den Blick auf die Gesamtheit der Staatenwelt richten. Aus dieser Betrachtungsweise ergibt sich für das Verhalten der Staaten ein zweifacher Beurteilungsmaßstab: der des Interesses des einzelnen Staates und der des Interesses der geschichtlichen Gesamtentwicklung.

Auf Grund des letzteren Gesichtspunktes sprechen wir mitunter einem Gemein-

wesen die Existenzberechtigung ab, weil wir in ihm eine Gefahr für die menschliche Gesamtentwicklung erblicken. Wenn man diesen Maßstab in bezug auf das Recht des Krieges anlegen wollte, so würde jeder Krieg, den ein solcher Staat — sagen wir also sofort: Serbien und Montenegro — führt, oder welchen andere Staaten im Interesse solcher kulturgefährlichen Staatsmißbildungen zu führen belieben, ohne weiteres als ungerecht bezeichnet werden müssen.

Man sieht sofort, daß das nicht geht. Wir dürfen den Gesichtspunkt der Gefährlichkeit und denjenigen der Gerechtigkeit nicht verwechseln. Serbien und Montenegro führen einen Krieg, der nicht schon deswegen den Fluch der Ungerechtigkeit trägt, weil Schändlichkeiten vorhergegangen sind und weil Serbien Exekution verdient hat. Die Existenzberechtigung jedes Staates der Völkerrechtsgemeinschaft ist der Kardinalsatz des Völkerrechts, und jeder Krieg um die Existenz des Staates ist gerecht. Das geschichtliche Urteil, daß ein Staat den Untergang verdient habe, ist ein Werturteil, nicht ein Urteil der Gerechtigkeit.

Österreich hat Serbien angegriffen. Serbien hatte formell und materiell das unverbrüchliche Recht sich zu verteidigen, und Montenegro hatte das Recht, dem Bruderstaat beizustehen. Das ist darum nicht weniger wahr, weil Serbiens Ehre mit Mord, Verrat und jeder Schande befleckt ist, und weil Serbiens Sieg ein Unglück für die Zivilisation sein würde.

Als objektiver Maßstab für die Gerechtigkeit eines Krieges ergibt sich somit lediglich das wohlverstandene politische Interesse jedes einzelnen Staates.

Jeder Verteidigungskrieg ist gerecht. Aber auch der Angriffskrieg ist gerecht, wenn er durch das

Lebensinteresse des angreifenden Staates unausweichlich gefordert wird.

Das letztere ist die Lage Österreichs gegenüber Serbien.

Die südslawische Gefahr ist in Österreich durch das großserbische Verschwörertum zur Existenzbedrohung herangewachsen. Das österreichische Ultimatum vom 23. Juli 1914 war der letzte Versuch, dieser Gefahr mit friedlichen Mitteln zu begegnen. Da er fehlschlug, blieb nur der Krieg übrig.

Die Einmischung Rußlands steht auf einem anderen Blatt. Hier fehlt auch der leiseste Anschein einer Berechtigung. Niemals hat Österreich Rußland bedroht, und selbst Serbiens Existenz berührt nicht Rußlands Staatswohl, sondern nur die ehrgeizigen Pläne einer politischen Gruppe und das durch diese ausgeklügelte panslawistische Programm. Lediglich politischer Machthunger, Intrige und Übermut der moskowitzischen Großfürstenpartei und die Konsequenzen der Anzettlungen, welche die großrussische Partei auf der Balkanhalbinsel seit 1878 verbrochen hatte, haben die Petersburger Machthaber zum Krieg getrieben. Der Plan war nachgerade reif. Er konnte grade jetzt noch mit Hilfe des allmählich unsicher werdenden Englands ausgeführt werden. Freilich hätte man aus Gründen der militärischen Vorbereitung gern bis 1915 oder 1916 gewartet. Aber Österreichs energisches Vorgehen gegen Serbien duldeten keinen Aufschub. Man mußte sich bequemen, das heiße Eisen jetzt zu schmieden. Man tat es, ohne auch nur den leisesten Versuch einer Rechtfertigung zu unternehmen. Rußland entblößte seine Brutalität durch völligen Verzicht auf irgendeinen Deckmantel oder Vorwand. Daß die Ironie der sentimental Redensart „Wir können unsere Brüder in Serbien nicht im Stich lassen“, verkannt werde,

hat wohl kein russischer Staatsmann geglaubt. Der wahre Sinn des russischen Verhaltens spricht aus der Tatsache, daß die mit Hochdruck betriebene Mobilmachung nicht beschönigt, sondern ehrenwörtlich geleugnet wurde. Das war der Gipfel moskowitischer Unverschämtheit.

Mit Frankreich liegt es anders, aber nur um ein wenig besser. Frankreich führt den Krieg, weil es sich an Rußland gekettet hatte, und dies war geschehen in dem Gedanken an den durch keine vernünftige Erwägung zu rechtfertigenden — Revanchekrieg. Der immer wieder von politischen Strebern aufgewärmte Gedanke des Wiedererwerbs Elsaß-Lothringens ist durch kein Staatsinteresse Frankreichs geboten. Die französischen Politiker haben das auch nicht einmal behauptet. Das Märchen von Deutschlands Kriegsabsicht, welches 1911 von den französischen Kriegshegern unter unehrlicher Ausbeutung des Agadir-Handels ausposaunt wurde, ist gerade damals wieder einmal durch Deutschlands Zurückhaltung tatsächlich widerlegt worden. Frankreich wurde durch den russischen Freund und den englischen Kuppler für Pläne gewonnen, welche über den alten Revanchegedanken hinausgingen. Deutschland sollte politisch vernichtet werden. Das wohlverstandene politische Interesse Frankreichs hätte etwas ganz anderes gefordert. Aber das Motiv des nationalen Hasses entschied. Frankreichs Beweggründe sind nicht niedriger, aber kleinlicher und unweiser Gesinnung entsprungen. Sein Krieg ist frivol und darum gründlich ungerecht.

Schwer ist es, in beherrschten Worten über die Gerechtigkeit des englischen Krieges zu sprechen. Rußlands Brutalität und Frankreichs Frivolität werden in Schatten gestellt durch Englands Zynismus. Englands Kriegserklärung bedeutet die politische Sünde wider den

heiligen Geist. Die Kriegserklärung ist in dem vollen Bewußtsein erfolgt, daß der Krieg ungerecht, unnötig, unheilvoll für alle Beteiligten sei, daß England kein Interesse, keine Verpflichtung, keine Aussicht habe, durch welche seine Teilnahme am Kriege nötig gemacht werde. Die leitenden Staatsmänner waren sich sogar bei der Kriegserklärung vollkommen bewußt, daß das politische Interesse Englands in diesem Kriege ein ganz anderes sei als das seiner Bundesgenossen. England will weder einen Sieg des Panlawismus noch einen vollkommenen Sieg Frankreichs. Es wünscht, daß alle drei kriegführenden Kontinental-Großmächte, seine Freunde wie seine Feinde, dermaßen durch den Krieg geschwächt werden, daß England den Frieden diktieren und seinem Handel die alte Blüte zurückgewinnen könne. Man weiß ganz genau, daß der wahre politische Interessenkonflikt zwischen England einerseits und seinen Bundesgenossen andererseits weit tiefer geht als der mit Deutschland. Man betrachtet aber den Krieg nur als eine Episode der Handelspolitik, unbekümmert um den Niederbruch alles dessen, was dem menschlichen Gemeinleben Wert und Würde gibt und um

dessentwillen allein der Staat Berechtigung und Notwendigkeit besitzt.

England hat sich sein moralisches Todesurteil gesprochen, indem es sein politisches Gewissen verleugnete.

Auch ein ungerecht begonnener Krieg kann dem Friedensstörer zum Existenzkampf und somit zur Pflicht erwachsen. Auch ein frivoler Krieg kann von einem mißleiteten Volk mit Überzeugung und Begeisterung geführt werden. Selbst das englische Volk wird es für seine sittliche Pflicht halten, in dem nun einmal begonnenen Kampf zu den Männern zu stehen, die es gegen Recht und Gewissen in diesen verderblichen Krieg geführt haben.

Wer aber erlebt hat, wie das aus blühendem Frieden aufgejagte deutsche Volk sich aufrichtete, als die Kriegsfanfare rief, wer diese Männer, Jünglinge, Greise, Frauen und Kinder, Fürsten und Volk, in einem einzigen Schlag des Herzens unter Tränen jubelnd, einig erblickte in dem heiligen Gedanken: „Wir werden siegen, denn wir müssen siegen“, der glaubt an die Siegeskraft des guten Rechtes.

Kiel, 8. Sept. 1914.



# INTERNATIONALE MONATSSCHRIFT FÜR WISSENSCHAFT KUNST UND TECHNIK

9. JAHRGANG

HEFT 4

15. NOVEMBER 1914

OTTO HINTZE

## Unser Militarismus. Ein Wort an Amerika.

Mit Verwundern lesen wir, daß verständige Männer in Amerika sich den Anklagen angeschlossen haben, die von England aus gegen das gerichtet werden, was man den deutschen Militarismus nennt; und es scheint wirklich nötig zu sein, einige Worte der Aufklärung zu sagen, um die falschen Vorstellungen zu zerstreuen, die sich an dieses Schlagwort knüpfen und die geeignet sind, den politischen Charakter des deutschen Volkes in der Welt zu verdächtigen und zum Gegenstand der Verkennung und Abneigung zu machen.

Das Wort stammt eigentlich aus dem Arsenal der Sozialdemokratie und hat seine Wurzeln in jenem utopischen Vorstellungskomplex, der das Ideal des allgemeinen Friedens von heute auf morgen verwirklichen möchte und eine internationale Solidarität der proletarischen Klassen an die Stelle des heutigen Staatensystems mit seinen imperialistischen Bestrebungen und seinen wirtschaftlichen und Machtkämpfen setzen zu können glaubt. Diese Partei, deren praktisches Verhalten in diesem Kriege patriotischer gewesen ist als ihre Doktrinen, pflegte in dem Begriff des Militarismus alles das zusammenzufassen, was ihr an unserer Staatsordnung mißfiel, ähnlich wie in dem Worte Kapitalismus alles das zusammengefaßt wurde, was man an der Gesellschaftsordnung auszusehen fand. Wenn von diesem Standpunkt aus der Karika-

turenzeichner irgendeines radikalen Blattes seinen satirischen Stift an dem Phantom des Militarismus übt, übrigens in dem beruhigenden Bewußtsein, daß nicht er, sondern ganz andere Leute die Verantwortung für die Politik des Landes tragen, so lachen wir darüber, wie die Engländer über die Karikatur von John Bull oder die Amerikaner über die des Uncle Sam. Aber wenn ernsthafte amerikanische Männer, die die Bedingungen und Methoden internationaler Politik kennen und anerkennen, ihr Verdikt gegen den deutschen Militarismus abgeben, so müssen wir fürchten, daß sie entweder durch jenes Phantom verblendet sind, oder daß ihr Urteil nicht unparteiisch ist.

Was man Militarismus nennt, ist keine Eigentümlichkeit Deutschlands allein; es ist das gemeinsame Kennzeichen der europäischen Kontinentalmächte, im Unterschied von England und Amerika. Der Militarismus herrscht in Frankreich und Rußland genau ebenso wie in Deutschland und Österreich; und wenn in Deutschland die Bereitschaft und die Schlagfertigkeit der Armee vielleicht größer ist als bei seinen Gegnern, so hängt das mit dem allgemeinen Charakterzuge zusammen, daß bei uns mehr Schärfe, Ordnung und Pünktlichkeit im öffentlichen Dienst herrscht als bei unseren Nachbarn. Es wird häufig übersehen oder vergessen, daß die europäischen Kontinentalstaaten unter ganz anderen geographischen und

politischen Existenzbedingungen stehen als England und Amerika. Diese beiden Länder haben keine starke Militärmacht an ihren Grenzen, die einen Druck auf sie ausüben könnte. Großbritannien ist rings vom Meer umgürtet und hat sich durch eine Kriegsflotte, die ein unerhörtes Maß von militärischer Macht darstellt, völlig unangreifbar zu machen gesucht. Amerika hat die Meeresgrenze wenigstens auf zwei Seiten, und kein Staat auf dem ganzen amerikanischen Kontinent kann ihm jemals gefährlich werden. In welcher Lage befindet sich dagegen Deutschland! Es wird flankiert von zweien der stärksten Militärmächte der Welt. Frankreich hält ein stehendes Heer von über 600 000 Mann, Rußland von 1 400 000. Beide Mächte stehen seit Jahren in einem Bündnis miteinander, das seine Spitze gegen Deutschland richtet. Wenn Deutschland nach dem „two power standard“ verfahren wollte, den England für seine Flottenrüstung früher aufgestellt hat, so müßte es ein stehendes Heer von wenigstens 2 000 000 halten; es hält aber nur etwa 790 000 Mann. Welche Rüstung ist erschreckender für die Welt, die englische Kriegsflotte oder die deutsche Armee? Diese verfolgt offensichtlich einen defensiven Zweck, den Zweck, unsere Unabhängigkeit und unser Ansehen in der Welt zu behaupten gegen jeden Angriff; Englands Flotte aber dient nicht bloß der Verteidigung des Vereinigten Königreichs und seiner Dominions und Dependenzien, sondern sie beansprucht zugleich die Herrschaft über den Ozean rund um die Welt, und das heißt, wie heute die Situation auf dem Erdball ist, die Herrschaft über die Welt selbst.

Die großen stehenden Heere der europäischen Kontinentalmächte sind seit 300 Jahren aufgekommen. Ist es etwa Deutschland, das den Anfang dazu gemacht hat? Nein! Wer die Geschichte

kennt, weiß, daß Frankreich die erste moderne stehende Armee gehabt hat, und daß es im Zeitalter Ludwigs XIV. alle anderen Mächte des europäischen Kontinents vor die Alternative stellte, entweder in militärischer Hinsicht mit ihm zu wetteifern oder sich seiner Suprematie zu fügen. Unter Napoleon I. steigerte sich das militärische Übergewicht Frankreichs zu einer förmlichen Universalherrschaft. Deutschland, damals zersplittert und ohne erhebliche Macht, hatte all diese drei Jahrhunderte hindurch nur die Wahl, Hammer oder Amboß zu sein. Wir sind lange genug der Amboß Europas gewesen, ohne daß England oder Amerika sich um unser Schicksal gekümmert hätten. Jetzt führen wir den Hammer zur Abwehr eines konzentrischen Überfalls durch unsere Feinde, unter denen sich auch England befindet, und wir sehen mit gerechtem Erstaunen das Mißfallen, welches in Amerika der Militarismus Deutschlands erregt, im Kampfe mit dem Militarismus Frankreichs und Rußlands und dem Marinismus Englands.

Warum schilt man immer auf den Militarismus und nicht auf den Marinismus? Es ist der einseitige englische Interessenstandpunkt, der dabei das Raisonement in der öffentlichen Meinung auch anderswo beherrscht. Tatsächlich ist die englische Flotte eine unendlich viel stärkere Bedrohung der fremden Völker als das deutsche Heer. Aber wenn man den Militarismus anklagt, so unterscheidet man nicht immer genügend zwischen der inneren und der äußeren Seite dessen, was man damit bezeichnet. Es ist richtig: die Notwendigkeit, ein großes schlagfertiges Heer zu halten, hat bei uns eine andere Regierungsverfassung hervorgebracht, als sie in England und Amerika besteht. Unser Volk kann sich nicht in dem Sinne selbst regieren wie diese Länder. Wir bedürfen einer starken monarchischen Führung,

einer straffen Disziplin auch im bürgerlichen Leben, einer peinlichen Genauigkeit des öffentlichen Dienstes auf allen Gebieten. Bis in die Schule und die Industrie hinein wirkt diese Notwendigkeit stärkerer Anspannung. Engländer und Amerikaner sind leicht geneigt, dies als einen Mangel an Freiheit zu betrachten, der auf einer niedrigeren Stufe der Zivilisation beruht, und es ist klar, daß eine solche Beurteilung mit einem geringen Maß von Sympathie verbunden ist. Herbert Spencer bezeichnete das, was er den kriegesischen Typus der politischen Gesellschaft nannte, im Gegensatz zu dem industriellen Typus als eine rückständige Form in der sozialen Entwicklung, die mit despotischer Verfassung zusammenhängt. Richtiger urteilte Sir J. R. Seeley, der in seiner *Introduction to political Science* (London 1902) vor allem den Grundsatz betont, daß man die auswärtige politische Lage eines Staates beachten müsse, um die Struktur seiner inneren Verfassung verstehen zu können. Er sagt S. 131: „Haben wir ein staatliches Gemeinwesen vor uns, in großen Verhältnissen, wirtschaftlich wohlhabend und mit reichlichem Ausdehnungsraum, so können wir erwarten, daß es auch großer Freiheit sich erfreut; sehen wir dagegen ein Gemeinwesen, das sich gegen schwere Bedrängnis unter schweren Gefahren behaupten muß, dann können wir in ihm nur wenig Freiheit und eine starke Regierung erwarten.“ „Es ist daher ein vernünftiger Schluß, daß der Grad der Regierungswirksamkeit in gleichem und also der Grad von Freiheit in umgekehrtem Verhältnis zu dem Grade äußeren Druckes steht.“ Als historisches Beispiel für das eine führt er Preußen seit Friedrich Wilhelm I. an, ein historisches Beispiel der anderen Art ist Amerika.

Das ist die Einsicht eines Historikers und Politikers, der in der Schule Rankes die heimische Einseitigkeit des Engländers,

Internationale Monatsschrift.

über die er selbst klagt, abgestreift hatte. Das ist eine zutreffende Erklärung dessen, was man den inneren Militarismus nennen kann. Ich möchte nur noch hinzufügen, was auch bei Seeley nicht unerwähnt bleibt, daß das, was hier Freiheit genannt wird, und was eigentlich nur ein niedriger Grad von Zwangsgewalt in der Regierung ist, unterschieden werden muß von den persönlichen Freiheitsrechten des Individuums, wie Gewissensfreiheit, Freiheit der Person und des Eigentums, die eine notwendige Bedingung moderner Zivilisation sind. Daß wir in Deutschland Freiheit in diesem Sinne in nicht geringerem Maße genießen als die Bürger von England und Amerika, weiß jeder, der Deutschland kennt. Solche konstitutionellen Garantien für das Individuum enthielt für Preußen schon das „Allgemeine Landrecht“ von 1794; es war die Frucht des sogenannten „aufgeklärten Absolutismus“ der Epoche Friedrichs des Großen. Die Freiheit der Person und des Eigentums, die Freiheit des Gewissens und der Presse, ein hohes Maß von Selbstverwaltung und konstitutioneller Kontrolle des öffentlichen Lebens verträgt sich sehr wohl mit unserem Militarismus, der keineswegs eine Folge unentwickelter Zivilisation, sondern eigentümlicher geographischer und politischer Lebensbedingungen ist.

Es ist uns sehr schwer geworden, eine angesehene politische Stellung in der Welt zu gewinnen, viel schwerer als den durch ihre glückliche Lage auf dem Erdball begünstigten Mächten England und Amerika. Wir haben unter Strömen von Blut für unsere Existenz, für unsere Freiheit, für die Selbständigkeit unserer Kultur kämpfen müssen, und unsere geographische und politische Lage zwingt uns gegenwärtig und in Zukunft beständig auf der Wacht zu sein. In dem schweren Kampf um die Freiheit haben wir 1813 die allgemeine Wehrpflicht eingeführt, die



alle anderen europäischen Kontinentalmächte nachgeahmt haben; und diese Institution, die für uns eine Art von nationalem Heiligtum ist, hat das stehende Heer bei uns aus einer Söldnertruppe, wie sie das alte Europa kannte und wie sie England bis zur Gegenwart beibehalten hat, zu einem Volksheer gemacht. Unser Heer ist das Volk in Waffen. Jeder Mann, der die Waffen zu führen und die Strapazen des Krieges zu ertragen imstande ist, zieht ins Feld, um das Vaterland zu verteidigen; und wer nicht dazu imstande ist, blickt mit patriotischem Neid auf die Glücklichen, die ihr Leben für unsere höchsten Güter einsetzen dürfen; die Zurückbleibenden aber sind auf ihrer Seite bestrebt, durch materielle Opfer und freiwillige Arbeitsleistungen das Wohl des Vaterlandes zu fördern. Es ist eine gänzlich falsche Vorstellung, der wir zu unserer Verwunderung in der ausländischen Presse begegnen, daß eine aristokratische Militärpartei, eine „Potsdamer Hofclique“, der eigentliche Träger des deutschen Militarismus sei und den Hauptanteil an dem Entschluß zum Kriege gehabt habe. Der Kaiser hat im Einverständnis mit seinen verfassungsmäßigen Beratern diesen schweren Entschluß gefaßt, und das ganze Volk hat sich auf seinen Ruf wie ein Mann mit begeisterter Hingabe an das Vaterland erhoben, ohne Unterschied der Parteien. Der Militarismus liegt uns allen im Blute, weil wir wissen, daß auf ihm die Sicherheit und Ehre unseres Vaterlandes beruht. Die einmütige Erklärung sämtlicher Professoren der deutschen Hochschulen, die in diesen Tagen in die Welt hinausgeht, wird keinen Zweifel darüber lassen, daß die Intelligenz dabei eine führende Rolle spielt. Allein die Berliner Universität hat 66 ihrer Dozenten und Tausende von Studenten ins Feld gesandt, und so ist es überall. Es ist keine Rede davon, daß dieser Krieg

das Werk einer höfischen Militärpartei wäre. Er ist wirklich die Sache des ganzen deutschen Volkes, das sich gegen einen lange geplanten Überfall seiner Nachbarn verteidigt. Selbst die theoretischen Gegner des Militarismus, die Anhänger der sozialdemokratischen Partei, sind ergriffen von der Bedeutung der großen Zeit und treten mit Flinte und Säbel für das Vaterland ein. Nicht einer von ihnen hat gezögert, der Einberufung Folge zu leisten. Der sozialdemokratische Abgeordnete Dr. Frank, der inzwischen den Heldentod gefunden hat, ist, obwohl 40 Jahre alt, als Kriegsfreiwilliger eingetreten.

Das ist unser Militarismus! Wir senden die Blüte unserer Jugend, gerade auch der oberen Klassen, ins Feld. Namhafte deutsche Poeten, Künstler, Gelehrte, Kaufleute, Landwirte, Industrielle kämpfen heute in Frankreich und in Rußland. England begnügt sich, jene Söldner in den Krieg zu schicken, die keine bessere Stelle in der bürgerlichen Gesellschaft gefunden haben. Auf welcher Seite ist da die größere moralische Kraft in der Kriegführung?

Die Engländer führen den Krieg als Kaufleute. Die Blüte der Nation, die große Masse der Gebildeten und Wohlhabenden sitzt ruhig auf ihrer Insel, den Gefahren einer Invasion entrückt, und ihre Leiter bemühen sich, die Völker der ganzen Welt durch Lügen gegen uns aufzureizen und, da ihre Flotte und ihre Expeditionsarmee nicht ausreicht, Mongolen, Hindus und Portugiesen gegen uns zu hegen. Die Offiziere und Soldaten ihrer Expeditionsarmee sehen den Krieg als eine Art von Sport an und sind verwundert, daß wir nicht dasselbe tun. Es ist ein Unterschied zwischen uns und ihnen. Für uns bedeutet der Krieg einen Kampf um die Existenz, für sie ein Spiel, bei dem man gewinnen oder verlieren

kann. Für England handelt es sich bei einem Kriege gewöhnlich um die Frage, ob der Handel mehr oder weniger gestört wird und ob die Steuern mehr oder weniger erhöht werden müssen. Für uns handelt es sich bei jedem großen Kriege um Sein oder Nichtsein, um den Schutz unseres Herdes, unserer Weiber und Kinder. Wir sind im Grunde ein friedliches Volk; das weiß die Welt oder sollte es wissen. Oft genug ist es bei uns ausgesprochen worden, daß wir die hohen Kosten unserer militärischen Rüstung als eine Art von Versicherungsprämie gegen den Krieg betrachten. Unser Kaiser ist einer der friedliebendsten Monarchen, die die Welt gesehen hat. Er hat das durch eine 25 jährige Regierung sattsam bewiesen. Nur gezwungen haben wir zum Schwert gegriffen; aber wenn wir es ziehen, so muß die Welt erfahren, daß man unseren Frieden nicht ungestraft stört. Der Wappenspruch, den unser Kaiser einmal zitiert hat, ist auch die Devise unseres Volkes: *Nemo me impune lacessit*. Der Krieg ist für uns eine furchtbar ernste Sache; das müssen auch unsere Gegner spüren. Es ist eine schändliche Lüge, daß unsere Armee sich unnötige Grausamkeiten habe zuschulden kommen lassen. Die Wahrheit wird an den Tag kommen, wenn das Neß von Lüge, das England über die Welt gespannt hat, zerrissen ist. Einem ritterlichen Gegner gegenüber haben wir immer ritterlich gekämpft; aber wo die Bevölkerung unter dem Schutze der Zivilkleidung unsere Truppen aus dem Hinterhalt überfällt, da verfahren wir nach Kriegerrecht, heute wie 1870. Wo jedes Haus eine Festung und jeder Mann ein Feind ist, da muß die Kriegführung grausam sein. Ein nachdrücklicher, rücksichtsloser Gebrauch der Waffen zur Erreichung des Kriegszwecks, aber nicht darüber hinaus — das ist der Grundsatz unserer Kriegführung. Niemand wird diesen Grundsatz

als unberechtigt anklagen können. Man vergleiche unsere Kriegführung mit der der Russen, und man wird den Unterschied zwischen einer zivilisierten Armee und halbbarbarischen Horden sehen.

Daß wir Belgien gegenüber zu so scharfen kriegerischen Maßregeln greifen mußten, ist die Schuld der belgischen Regierung und ihrer englischen und französischen Berater. Unser Durchzug durch Belgien war ein unabweisbares Gebot der militärischen Notwendigkeit, wie jedermann zugesteht; wir handelten im Notstand und haben Belgien vollen Ersatz angeboten. Aber die Neutralität Belgiens war ein Blendwerk. Belgien war seit langer Zeit mit England und Frankreich im Einverständnis und trägt die Folgen einer verkehrten und unehrlichen Politik.

Ich gehe nicht näher auf diese Dinge ein. Sie hängen nur insofern mit meinem Thema zusammen, als man unsere Handlungsweise aus dem „Militarismus“ erklärt. Ich habe nur erläutern wollen, daß der Grundsatz, der unser Verfahren leitet, darin besteht, daß wir die militärischen Mittel, die wir in der Hand haben, ohne Zaudern und ohne Schwäche anwenden, um womöglich den Gegner niederzuwerfen. Zu dieser Art von Militarismus bekennen wir uns gern. Es wäre unsern Feinden wohl bequemer, wenn wir uns von ihnen die Regeln in dem Kriegsspiel, wie sie es verstehen, vorschreiben lassen wollten. Aber das werden wir nicht tun, denn der Krieg ist für uns kein Spiel, sondern eine bittere Notwendigkeit. Wenn aber Lord Haldane seinen Landsleuten mit der Hoffnung schmeichelt, das Ziel dieses Krieges solle sein, den Militarismus in Deutschland auszurotten, so heißt das nichts anderes als die Freiheit und Unabhängigkeit Deutschlands, ja die Existenz der deutschen Nation zu vernichten; denn der Militarismus ist die Lebensbedingung, zu

9\*

der uns der Druck unserer geographisch-politischen Lage zwingt. Die Bemerkung, die Haldane hinzufügt, daß der Militarismus jedes Talent in der deutschen Nation untergrabe, ist so absurd, daß sie einer Widerlegung kaum bedarf. Das Gegenteil trifft zu für jeden, der unbefangen beobachtet. Es wäre freilich unsern Nachbarn wohl lieber, wenn Deutschland das von der Teilung der Welt ausgeschlossene Volk der Dichter und Denker geblieben wäre, das es im 18. Jahrhundert war. Unsere Ideale sind im 19. Jahrhundert praktischer und nationaler geworden, und der Militarismus hat doch nicht gehindert, daß wir England auf seinem eigensten

Gebiet, dem des Handels, der Schifffahrt, der Industrie, eine recht empfindliche Konkurrenz gemacht haben. Jene Hoffnung Lord Haldanes wird sich nicht erfüllen. Ich fürchte vielmehr, daß das Resultat dieses Krieges sein wird, daß auch England bis zu einem gewissen Grade den verhaßten deutschen Militarismus nachahmen muß. Das wäre kein Schade für die Gesittung der Welt; denn ich glaube, unsere militärische Verfassung repräsentiert einen höheren Typ von Ethik und Zivilisation als diejenige Groß-Britanniens.

Berlin, 30. Oktober 1914.

P. D. FISCHER

## Der Krieg und die internationalen Verkehrseinrichtungen.

Si vis pacem, para concordiam!

Mit diesen Worten schloß Heinrich von Stephan die Rede, mit der er sein größtes Werk, den am 24. Oktober 1874 geschlossenen Weltpostvertrag, dem Deutschen Reichstag in der Sitzung vom 20. November vorlegte.

Sein Werk. Denn wie er der Verfasser der Denkschrift gewesen ist, in der im Jahre 1868 zum erstenmal die Ziele und die Grundlagen eines alle Kulturländer umfassenden Postvereins dargelegt wurden, so war er es, der unmittelbar nach dem Abschluß des deutsch-französischen Krieges den Plan eines zum Zwecke der Errichtung eines derartigen Vereins einzuberufenden allgemeinen Postkongresses wiederaufnahm. Noch standen unsere Heere in Frankreich, als er sich nach Paris begab, um sich mit der französischen Postverwaltung, ohne deren Mitwirkung das Ziel nicht zu erreichen ge-

wesen wäre, zu verständigen; es gelang ihm unter Überwindung der allergrößten Schwierigkeiten, den Postvertrag vom 14. Februar 1872 zwischen dem Deutschen Reich und Frankreich abzuschließen, in welchem die Grundgedanken des künftigen Weltpostvertrages französischerseits angenommen wurden. Durch den Berner Vertrag, den Stephan zwei Jahre darauf zustande brachte, und der seitdem die Magna Charta des Weltpostvereins geblieben ist, sind diese Grundgedanken zum Gemeingut einer die gesamte Kulturwelt umfassenden internationalen Verkehrsgemeinde geworden. Der Weltpostverein, der erste Völkervertrag, der es unternahm, das Verkehrsbedürfnis aller gebildeten Nationen zu einem Bunde der internationalen Friedensarbeit zu organisieren, hat in seinem nun vierzigjährigen Bestehen unablässig das Ziel einer friedlichen Annäherung der Völker durch den



Austausch materieller und geistiger Güter im Auge behalten und sich als ein Kulturwerk allerersten Ranges bewährt. Stephan aber, der Urheber des Weltpostvereins, ist bis zu seinem Tode der getreue Eckart des Vereins geblieben und wird noch heute in allen Ländern der Welt als Träger eines der fruchtbarsten zivilisatorischen Gedanken gefeiert.

Wenn heute, wo die Welt von Waffen starrt, und alle Friedenswerke in dem ungeheuren Abgrund von Haß und Neid, der sich gegen Deutschland aufgetan hat, zu versinken scheinen, an den Berner Vertrag erinnert wird, so geschieht dies weniger, um festzustellen, daß dies große Kulturwerk deutschen Ursprungs ist, als um mit allem Nachdruck hervorzuheben, daß es einer echt deutschen, idealen Auffassung des Verkehrslebens entsprossen ist. Stephan hat die Auffassung, daß die Verkehrsanstalten dem menschlichen Güterverkehr zu dienen bestimmt seien, stets als oberflächlich und banausisch zurückgewiesen und stets ihre Aufgaben auf dem geistigen, idealen Gebiet betont, die sittliche und sittigende Kraft des Verkehrs, den Austausch der Gedanken, der durch ihn bewirkt wird, die Friedensbände, die er knüpft, die Annäherung der Völker, die er erleichtert und fördert. Es wird noch manchem in Erinnerung sein, wie er beim Abgang des ersten Dampfers der auf seine Anregung vom Reich subventionierten Linie nach Ostasien am 30. Juni 1886 die gewaltige Kraft des Verkehrs gefeiert hat; er nannte ihn die beherrschende Macht und fügte hinzu: „Keineswegs etwa ist ein solches Wort gleichbedeutend mit Herrschaft des Materialismus. Fördert doch der Verkehr nicht bloß den Austausch der Güter, sondern den der Ideen, Gefühle und Empfindungen wie die Ergebnisse der geistigen Forschung und

vereinigt so die ideelle und die reale Seite des Lebens.“

Bedürfte es eines Entlastungsbeweises gegen die von unseren Gegnern bis zum Überdruß vorgebrachte Anklage des deutschen Militarismus, so ist Heinrich von Stephan als klassischer Zeuge für die auf die Förderung von Friedens- und Kulturwerken gerichtete Arbeit des deutschen Volkes in erster Linie zu nennen.

Ein Friedenswerk wie der Weltpostvertrag ist nicht nur für den Frieden bestimmt, sondern setzt die Fortdauer des Friedens ohne weiteres voraus. Der internationale Telegraphenvertrag enthält eine Bestimmung, wonach jeder am Vertrag beteiligte Staat sich das Recht vorbehält, den internationalen Telegraphendienst, wenn er es für notwendig erachtet, überhaupt oder auf gewissen Linien und für gewisse Arten von Korrespondenzen auf unbestimmte Zeit einzustellen. Ohne daß hier der Kriegsfall ausdrücklich genannt wird, ist er doch von den Vertragschließenden zweifellos in erster Linie gemeint. Der Vertrag von 1884, welcher einem der wichtigsten Instrumente des internationalen Telegraphenverkehrs, den Unterseekabeln, völkerrechtlichen Schutz gegen absichtliche oder fahrlässige Beschädigungen verleiht, bezeichnet es als selbstverständlich, daß seine Bestimmungen die Aktionsfreiheit der Kriegführenden in keiner Weise beschränken sollen. Der Vertrag von 1906, der den jüngsten Zweig des Telegraphenverkehrs, die Funkentelegraphie, einer internationalen Regelung unterwarf, enthält dieselben Vorbehalte für die Ausschließung oder Beschränkung des radiotelegraphischen Verkehrs wie der internationale Telegraphenvertrag.

Seit dem Abschluß des Weltpostvertrages sind volle vierzig Friedensjahre verflossen. Jetzt, wo Mars die Stunde regiert, wird er zum erstenmal der Be-

lastungsprobe eines Weltkrieges ausgesetzt. Die bisherige Dauer dieses Krieges — heute gerade drei Monate — hat bereits für den internationalen Post- und Telegraphenverkehr so tief einschneidende Erfahrungen gezeitigt, daß einige Bemerkungen über die dabei hervorgetretenen Störungen und die daraus für die Zukunft sich ergebenden Lehren nicht unzeitig erscheinen werden.

Was zunächst die Post anlangt, so mußte beim Ausbruch des Krieges ja jedermann darauf gefaßt sein, daß der Krieg sehr beträchtliche Unterbrechungen und Beschränkungen des gesamten Postverkehrs mit sich bringen würde. Daß während der Mobilmachung die Eisenbahnen ausschließlich für Kriegszwecke in Anspruch genommen werden müssen, war uns Älteren noch von 1870 in lebendiger Erinnerung geblieben und leuchtete auch den Jüngeren als so schlechthin notwendig ein, daß die dadurch veranlaßte nahezu vollständige Unterbrechung des Postverkehrs, des inländischen wie des ausländischen, ohne weiteres, wenn auch nicht willig, so doch ohne Murren hingenommen wurde. Anders verhielt es sich, als auch nach Beendigung der Mobilmachung der Briefverkehr nach dem Auslande weitgehenden Beschränkungen unterworfen blieb. Wohl begriff man, daß der Postverkehr nach dem feindlichen Auslande so gut wie vollständig fortfiel. Aber den wenigsten leuchtete es ein, daß der Briefwechsel mit den neutralen Ländern, ja selbst mit dem verbündeten Österreich-Ungarn nach wie vor der strengsten Überwachung unterlag, derzufolge alle Mitteilungen offen, ausschließlich in deutscher Sprache und unter militärischer Zensur des Inhalts zu erfolgen hatten. Bei dem gänzlich unvermuteten Kriegsausbruch befand sich ein nicht geringer Teil der auf Sommerfrische angewiese-

nen Familien noch in den österreichischen und Schweizer Alpen; auch abgesehen von ihnen waren die zahllosen Fäden, die zwischen uns, Österreich, der Schweiz, Italien usw. bestehen, mit einem Schlage jäh abgerissen, die Möglichkeit jedweder Verständigung auf das ärgste erschwert. Daß alles dies auf den Vorschriften des Mobilmachungsplans beruhte, war nur wenigen bekannt, ebenso wenig, daß bei dem Erlaß dieser Vorschriften naturgemäß dem Vertreter der militärischen Rücksichten das entscheidende Wort zugestanden war.

Die Nachteile, die sich hieraus ergaben, gehen weit über den Kreis der Beteiligten hinaus und betreffen keineswegs ausschließlich Familien- oder Geschäftsinteressen. Ich begnüge mich darauf hinzuweisen, in welchem Umfange durch die Unterbindung des Briefverkehrs mit den neutralen Ländern den Lügen, mit denen diese Länder durch die Presse und die Telegraphenbureaus unserer Gegner überschwemmt wurden, deutscherseits in langen Wochen das Feld geradezu preisgegeben worden ist. Wer irgend sich damit beschäftigt, auf die Haltung von Neutralen einzuwirken, wird bitter empfunden haben, in wie ganz unberechenbarem Maße ihm diese Tätigkeit durch das Verbot, anders als offen und in deutscher Sprache zu korrespondieren, erschwert und durch die damit verbundenen unglaublichen Verzögerungen in der Überkunft deutscher Briefe nach dem Auslande fast unmöglich gemacht worden ist. Auch nachdem endlich der Gebrauch fremder Sprachen, ohne die vielfach, z. B. in Italien, gar nichts zu erreichen ist, zugestanden wurde, dauern die Verzögerungen in der Briefbeförderung zwischen Deutschland und Italien noch gegenwärtig zum großen Nachteil für jede politische Verständigung und selbstverständlich auch für die Wieder-

aufnahme und die Aufrechterhaltung der geschäftlichen Verbindungen fort und leisten den Versuchen unserer englischen und französischen Mitbewerber, uns vom italienischen Markt zu verdrängen, den empfindlichsten Vorschub.

Der Postverkehr über See ist für eine Nation wie die deutsche, die Millionen ihrer Volksgenossen dauernd jenseits des Atlantischen Meeres wohnen sieht, und von der viele Tausende ihrer rüstigsten Männer vorübergehend im Handel, in der Industrie und der Technik überseeischer Länder tätig sind, naturgemäß von weitgehendster Bedeutung. Die Versuche, diesen Verkehr unter völkerrechtlichen Schutz zu stellen, reichen weit zurück. Schon das preußische Landrecht erklärte das Eigentum feindlicher Untertanen, welches sie den Postschiffen des gegen ihren Landesherrn kriegführenden Staates anvertraut haben, für frei. Auch die Versuche, die Postschiffe von der Durchsuchung durch feindliche Kriegsschiffe und die auf ihnen befindliche Korrespondenz von der Beschlagnahme zu befreien, sind zum Teil älteren Datums und haben in wiederholten Zwischenfällen, auch einzeln in Staatsverträgen, völkerrechtliche Anerkennung gefunden. Eine sehr erhebliche Förderung dieser Bestrebungen schien auf der zweiten Friedenskonferenz im Haag 1907 erreicht zu sein. Denn eins der dort geschlossenen Abkommen erklärte die auf See auf neutralen oder feindlichen Schiffen vorgefundenen Briefpostsendungen der Neutralen wie der Kriegführenden, mögen sie amtlicher oder privater Natur sein, für unverleglich; es verpflichtete bei Beschlagnahme des Schiffes den Beschlagnehmenden, derartige Sendungen möglichst unverzüglich weiter zu befördern. Die neutralen Postdampfer selbst sollten nur im Notfall unter möglichster Schonung und mit möglichster Beschleunigung der Durch-

suchung durch feindliche Kriegsschiffe ausgesetzt werden. Dies Abkommen ist auch von England unterzeichnet und ratifiziert worden. Allein es liegen zahlreiche Beschwerden darüber vor, daß England sich über diese wie ähnliche den Seekrieg betreffende Vereinbarungen einfach hinwegsetzt und, wie schon in früheren Kriegsfällen, das Völkerrecht nur da gelten läßt, wo es seine Beachtung seinem Vorteil für entsprechend hält. Diese egoistische Auffassung des Völkerrechts im Seekriege tritt um so greller zutage, wenn man sich ins Gedächtnis zurückruft, wie heftig sich England während des nordamerikanischen Sezessionskrieges gegen die Durchsuchung seiner — damals neutralen — Postschiffe durch Kriegsschiffe der Union auflehnte, und wie es die Unionstaaten wegen der Gefangennahme der bei Durchsuchung des englischen Postdampfers Trent vorgefundenen Abgesandten der Sezession einfach mit sofortiger Kriegserklärung bedrohte, falls die Gefangenen nicht alsbald freigelassen würden, ein Ansinnen, dem jede völkerrechtliche Grundlage fehlte, dem sich indes die Unionstaaten angesichts ihrer ohnehin schwierigen Lage und der englischen Übermacht zur See fügen mußten.

Im internationalen Telegraphenverkehr hat England vermittels der Unterseekabel, in deren Anlage und Beherrschung es von Anfang an ein vorzügliches Instrument für die Ausdehnung und Erhaltung seiner Weltstellung erkannte, lange Zeit eine nahezu schrankenlose Vorherrschaft ausgeübt. Nicht nur, daß sich die meisten und wichtigsten Unterseekabel im Besitz und in der Verwaltung englischer Gesellschaften befanden, denen von der englischen Regierung eine weitgehende Überwachung des Telegraphenverkehrs als Konzessionsbedingung auferlegt wurde. Überall befinden sich, bei der Aus-



breitung und Verteilung des englischen Kolonialbesitzes über den ganzen Erdball, Stützpunkte für die Einführung der Kabel und für die Überwachung des auf ihnen sich bewegenden Nachrichtenverkehrs; die Übermacht der englischen Flotte gewährt nahezu volle Sicherheit gegen feindliche Eingriffe in englische Kabel, während die nichtenglischen der Zerstörung durch englische Schiffe fast schutzlos preisgegeben sind. Dies Kabelmonopol, in dem die Engländer selbst ganz offen eine Verdoppelung ihrer Kriegsflotte erkennen, ist von ihnen wiederholt, namentlich während des Burenkrieges, in der rücksichtslosesten Weise zur Unterdrückung, Überwachung und Beschränkung des internationalen Telegraphenverkehrs der Neutralen ausgenutzt worden. Es erregte die lebhafteste Erbitterung, als England bei Ausbruch des Burenkrieges den gesamten Telegraphenverkehr nach Südafrika, der sich damals ausschließlich auf englischen Kabeln bewegte, auf längere Zeit überhaupt sperrte und ihn demnächst der eingehendsten Überwachung durch eine in Aden zu diesem Zweck eingesetzte militärische Untersuchungsstelle unterwarf. Dieser Mißbrauch des englischen Kabelmonopols rief damals in allen neutralen Ländern eine Bewegung hervor, sich von diesem drückenden Joch durch Anlegung eigener Unterseekabel zu befreien. Auch Deutschland hat sich dieser Bewegung angeschlossen und seitdem eine stattliche Anzahl deutscher Verbindungen unter See nach Nord- und Südamerika, nach einem Teil seiner afrikanischen Kolonien sowie nach und von Ostasien (über Nordamerika) hergestellt. Aber auch jetzt noch befindet sich der weit- aus größte Teil aller Unterseekabel, 450 000 km von einer Gesamtausdehnung von 530 000 km, in englischer Kontrolle, und England hat durch die sofort

bei Ausbruch des Krieges vorgenommene Durchschneidung der deutschen Kabel aufs unzweideutigste kund getan, daß es sein Kabelmonopol auf das schärfste gegen uns auszubeuten gewillt ist.

Wie tiefgehend und mannigfach die uns dadurch zugefügten Schädigungen sind, bedarf kaum der Erörterung. Der eigenen Kabel beraubt und durch die alsbald in Angriff genommene Zerstörung unserer radiotelegraphischen Stationen auch im Funkenverkehr stark beeinträchtigt, sind wir fast unmittelbar nach Beginn des Krieges von der direkten Telegraphenverbindung mit unseren Kolonien nahezu abgeschnitten worden; wir hatten keine Mittel, um uns mit unseren auf den Auslandsstationen befindlichen Kriegsschiffen, mit den auf der Reise oder in ausländischen Häfen weilenden Postschiffen unserer großen Überseelinien, mit den Hunderten deutscher auf der Fahrt begriffener Handelsschiffe zu verständigen. Das ungeheure Netz unseres Verkehrs mit dem neutralen Ausland über See wurde jäh unterbrochen. Und dieser an sich fast unerträgliche Zustand wurde von unseren Gegnern auf das unerhörteste dazu benutzt, um die neutralen Länder mit einer Flut von lügnerischen Nachrichten über die Entstehung des Krieges und über unsere Kriegführung zu überschwemmen, uns der schlimmsten Greueltaten zu bezichtigen, Deutschland als dem politischen, militärischen und wirtschaftlichen Zusammenbruch nahestehend hinzustellen, kurz die neutral gebliebenen Staaten auf das ärgste gegen uns einzunehmen und zu verhetzen. Es hat der ganzen Wucht unseres siegreichen Vorgehens im Westen und im Osten bedurft, um diesen Lügenfeldzug einigermaßen einzudämmen und der Wahrheit allmählich Eingang zu schaffen. Schon jetzt reichen diese Erfahrungen hin, um die absolute Unhaltbar-

keit des gegenwärtigen Zustandes der internationalen Telegraphie darzutun. Gleichviel ob das Vorgehen Englands gegen eine völkerrechtliche Säugung verstößt oder nicht: so viel ist klar, daß wir beim Friedensschluß uns die bündigste Sicherstellung gegen die Wiederkehr des tatsächlich unerträglichen Mißbrauches der englischen Vormachtstellung in der Welttelegraphie verschaffen müssen.

In der Literatur ist mehrfach die Hoffnung ausgesprochen worden, daß ein ausreichender Schutz gegen das englische Kabelmonopol und zugleich ein Ersatz für fehlende eigene Kabel in der im Aufblühen begriffenen drahtlosen Telegraphie sich darbieten werde. Die Fortschritte dieser jüngsten Telegraphenmethode sind zweifellos sehr bedeutend. Anfangs ausschließlich auf die Verbindung von Schiffen auf der See mit dem Lande oder mit anderen auf der Fahrt begriffenen Schiffen beschränkt — noch die internationale Konvention von 1906 betrifft lediglich die Regelung dieses Verkehrs — hat sich der Wirkungskreis der drahtlosen Telegraphenanlagen bald über die weitesten Entfernungen des Landverkehrs ausgedehnt. Es ist deutschen Stationen möglich gewesen, mit amerikanischen Verständigung zu erzielen; es ist gelungen, mit ihrer Hilfe eine Verbindung mit Stationen in unseren afrikanischen Besitzungen, ja im Anschluß an das deutsch-niederländische Kabel mit unseren Kolonien in der Südsee herzustellen. Allein diese Verbindungen ermangeln des genügenden militärischen Schutzes. Unsere Funkenanlagen in Togo und Daressalam sind von englischen Schiffen zerstört worden, diejenigen in der Südsee, Yap, Rabaul und Samoa, sind mit den entsprechenden deutschen Niederlassungen in die Hand unserer Gegner geraten. Dazu kommen die technischen Hindernisse, mit denen die Funkentele-

graphie trotz der Vervollkommnung ihrer Anlagen und Apparate bei längeren Überlanddepeschen noch immer zu kämpfen hat, namentlich in den Tropen, wo die häufigen Gewitter und die sonstige Luftbeschaffenheit der Fortpflanzung der Hertzschen Wellen nicht günstig sind, endlich die Störungen durch sich kreuzende Wellen und die Möglichkeit des gegnerischen Mithörens. Ohne die Hoffnung aufzugeben, daß es der deutschen Wissenschaft und der von ihr erleuchteten und geleiteten Technik gelingen werde, auch auf diesem Gebiet, wie auf dem der Luftschiffahrt, der Unterseeboote usw. unsere Gegner zu überflügeln, darf daraufhin nicht auf sofort wirksame Durchbrechungen des englischen Kabelmonopols verzichtet werden.

Ob dies auf dem früher vorgeschlagenen Wege einer Neutralisierung der Kabel in Kriegszeiten zu erreichen ist, soll hier nicht erörtert werden. Ein völkerrechtlicher Schutz der Unterseekabel fehlt bisher für den Kriegsfall; ob er künftig zu erreichen sein wird, und ob er im Falle des Erreichens allseitig respektiert werden würde, steht dahin. Dem auf der zweiten Friedenskonferenz im Haag 1907 vielseitig ausgesprochenen Wunsch, daß im Kriegsfall die zuständigen Zivil- und Militärbehörden es sich zur ganz besonderen Pflicht machen sollten, den Fortbestand des friedlichen Verkehrs und namentlich der kaufmännischen und industriellen Beziehungen zwischen der Bevölkerung der kriegführenden Staaten und den neutralen Ländern zu sichern und zu schützen, wird leider, wie jetzt, wahrscheinlich auch in Zukunft das Verlangen der Gegner gegenüberstehen, einer den andern soviel wie immer möglich zu schädigen und den Krieg dadurch um so schneller zu beendigen. — Eine wirklich ausreichende und dauernde Durchbrechung des englischen Kabelmo-

nopols wird schwerlich anders als durch Enteignung einer Anzahl der im englischen Besiße befindlichen Unterseekabel nebst den für sie notwendigen Stützpunkten zu erreichen sein. Dann wird auch eine anderweite, die unparteiische Hand-

habung sicherstellende Regelung des internationalen Nachrichtendienstes durch die Telegraphenagenturen vorgenommen werden können.

Berlin, 3. November 1914.

## HERMANN KRETZSCHMAR

### Der Krieg und die deutsche Musik.

Das Größte mit an diesen Tagen ist, daß sie unser Volk auf fast allen Gebieten zur Läuterung und inneren Einkehr geführt haben. Auch die Musiker haben gute Vorsätze für die Zukunft gefaßt und dabei die Bekämpfung der sogenannten Ausländerei an die Spitze gestellt. Da die Mehrzahl unter diesem Begriff gewerbliche Schädigung durch Mitarbeit von Angehörigen fremder Staaten versteht, fragt es sich, ob die deutsche Musik und die deutschen Musiker durch den Wettbewerb der Fremden wirklich empfindlich zu leiden gehabt haben. Diese Frage muß, soweit es Lehrer und Virtuosen betrifft, verneint werden. Denn die Zahl der im deutschen Musikunterricht tätigen Ausländer ist sehr unbedeutend, außerhalb der Großstädte kaum zu spüren; im Solistendienst sind sie zahlreicher, aber gegen frühere Zeiten, noch die Mendelssohnsche, treten sie unverkennbar zurück. Tatsächlich schickt Deutschland dem Auslande sehr viel mehr Musiklehrer, Sänger und Spieler zu, als es von diesem empfängt. Sollte also nach dem Kriege eine dauernde allgemeine Grenzsperrung eingeführt werden, so würde die deutsche Musik materiell empfindlicher geschädigt werden als die der anderen Länder.

Ganz anders steht es in der Komposition. In ihr sind wir ja, dank einer zweihundertjährigen Klassikerarbeit, des absoluten Vorsprungs vor dem gesamten Ausland noch lange sicher. Aber was die

neueste Zeit betrifft, so gibt die Tatsache zu denken, daß die Genossenschaft deutscher Tonsetzer im vergangenen Jahre an die französische Société des auteurs 28000 Mark abgeführt, von dieser aber nur 4000 Mark bezogen hat. Wir haben also siebenmal mehr neue französische Werke aufgeführt als Frankreich neue deutsche. Zum Teil erklärt sich dieses Mißverhältnis aus unserem größeren Reichtum an Chören, Orchestern und Kammermusikern. Aber auf der anderen Seite kommt zu dieser französischen noch eine weit größere Menge von tantièmepflichtigen Neuheiten skandinavischer und slawischer Abkunft. Deutschland ist also, was neue Kompositionen betrifft, während des letzten Menschenalters unleugbar in eine ausländische Hörigkeit geraten, die schon aus finanziellen Gründen beklagt werden muß. Sie wird dadurch noch bedauerlicher, daß diese ausländische Komposition die unserer lebenden deutschen Tonsetzer an Durchschnittswert keineswegs übertrifft, sie fesselt oft genug lediglich durch rein äußerliche Fremdartigkeit, durch Ungezogenheiten und Experimente. Die deutschen Musiker, auf deren Rechnung dieser unnötige Import fällt, haben also damit deutsches Ansehen aufs Spiel gesetzt, sie haben es noch grundloser und unbesonnener getan, als das von seiten des deutschen Theaters geschehen ist. Ihre Ausländerei hat mit auf den Ausbruch des Krieges hingetrieben. Es ist wenigstens



mehr als bloße Vermutung, daß die langjährige Vergötterung des Halbbarbaren Tschaikowsky mitgeholfen hat, den Größenwahn der Russen zum Plagen zu bringen. Das läßt sich aus russischen Zeitungen belegen. Da haben es diese Kinder der Nacht sogar fertig gebracht, die deutsche Musik deshalb der Unfruchtbarkeit und Minderwertigkeit zu zeihen, weil wir unser „Heil dir im Siegerkranz“ auf eine englische Melodie singen. Aber auch diese politische Gefahr, die ja einem vernünftigen und gebildeten Ausland gegenüber kaum besteht, ist an der Bevorzugung landfremder Musiker noch nicht das Schlimmste, sondern der Hauptschaden liegt darin, daß die wilde und unregelte Einfuhr ausländischer Musik die eigene Art unserer einheimischen und damit letzten Endes auch den deutschen Volkscharakter gefährdet und verdirbt.

Hiermit ist allerdings eine Frage berührt, die in der künftigen musikalischen Friedensarbeit die ernsteste Beachtung verlangt. Das Verständnis und der Sinn für den Einfluß der Musik auf Individuum und Nation ist den musikalischen Fachkreisen im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts nahezu und in ziemlich gleichem Schritte verloren gegangen, in dem die Vokalmusik hinter das Instrumentenspiel zurückgedrängt wurde. Die geistige Seite der Musik wird gegen die technische im Unterricht, in der ausübenden Tonkunst und auch in der Komposition hintangesetzt. Die Handfertigkeit ist allgemein und ganz erstaunlich gewachsen, die Klarheit der Auffassung dagegen und der innere Anteil beim Musizieren zurückgegangen. Es wäre unmöglich, daß landaus, landein Klavierlehrer der unreifen Jugend Beethovens Sonate pathétique oder Chopinsche Stücke in die Hand geben dürfen, wenn in der musikalischen Welt die Einsicht, daß die Musik, wenigstens die deutsche, eine Sprache, daß sie Seelenäuße-

rung ist, daß sie Macht über Gemüt und Geist hat, adeln, aber auch herabziehen kann, noch so lebendig wäre, wie sie es bis zum Ende des achtzehnten Jahrhunderts gewesen ist. Erst in der Blütezeit der Konservatorien ist unsere Musikästhetik mehr und mehr ohnmächtig geworden. Deutschland teilt dieses Los mit anderen Ländern, aber es leidet mehr darunter als jene, weil unsere Musik viel mehr wert ist als die der anderen Völker, die Italiener nicht ausgenommen. Als seinerzeit Sterndale Bennett das gleiche von der englischen behauptete, lachte ganz Europa über diese Ruhmredigkeit, sagen wir es von der deutschen, ist es eine einfache Wahrheit, die auch das Ausland die längste Zeit willig oder widerwillig anerkannt hat.

Dieser Wert der deutschen Musik beruht einmal auf ihren inneren Eigenschaften, zum anderen darauf, daß das deutsche Volk seiner Musik besonders viel zu danken hat. Sie war es nächst der Religion, die den deutschen Geist in der öden Zeit zwischen dem Dreißigjährigen und dem Siebenjährigen Krieg so gesund und frisch erhielt, daß wir wieder zu Klopstock, zu Goethe und Schiller kamen. Hoch steht in jener Periode Schütz mit Keiser über Opiß, hoch S. Bach über Gottsched, hoch die deutsche Musik über der Gelehrsamkeit, der Poesie und bildenden Kunst des Landes. Aber nicht bloß in ihren Spigen. Wie der ganze Stand bis zu den Kantoren und Organisten der kleinen Städte und Dörfer hinab den Führern an Tüchtigkeit, Fleiß und an erfinderischer Kraft glich, das beweisen uns die Albert, Krieger, Hammer Schmidt, Tunder, Buxtehude, W. Franck, J. Löhner, das beweisen uns mit den Bachschen Vettern alle die Tonseger, deren Werke in den letzten Jahrzehnten durch die Fürsorge des Preußischen, des Österreichischen, des Bayrischen Kultus-

10\*

ministeriums als „Denkmäler“ deutscher und österreichischer Tonkunst das Licht des Tages wieder erblicken konnten. Die hier gedruckten Lieder und Kantaten waren es, die dem deutschen Volk in den dünnen Jahren seine ungebrochene, volle Lebens- und Glaubenskraft erhielten und bescheinigten.

Was die deutsche Musik von jeher vor der ausländischen ausgezeichnet hat, das ist ihre Vielseitigkeit und ihre Tiefe.

Die im deutschen Wesen überhaupt begründete Vielseitigkeit hat musikalisch vom ersten Anfang an und am entschiedensten ihren Ausdruck in der Grundform aller Tonkunst, im Liede, gefunden. Als vor einem reichlichen Menschenalter der Franzose Schuré seine Geschichte des deutschen Liedes veröffentlichte, betitelte er sie: *Histoire du „Lied“*. Die französische Sprache bot ihm kein Wort, das den Begriff unseres Liedes genügend deckte. Wohl haben auch die anderen Kulturvölker immer reizende eigene Lieder gehabt, die Franzosen Trinklieder und Couplets, die Engländer Balladen, die Italiener Liebesgesänge. Aber im Gegensatz zu diesem engen Ideenkreise, dessen Grenzen sich erst neuerdings, seit dem Eindringen von Schubert und Schumann, erweitert haben, hat sich das deutsche Lied von den ältesten Zeiten ab alles zu eigen gemacht, was das Herz und die Phantasie in Bewegung setzt; es umspannt Himmel und Höllesamtallem, was dazwischen liegt.

Der Zug zum Universellen hat in der deutschen Musik sogar einen scheinbaren Mangel verursacht. Sie entbehrt jener kleinen, hervorstechenden Originalwendungen in der Melodie und im Rhythmus, die uns an skandinavischer, provençalischer, schottischer, ungarischer Volksmusik fesseln, anheimeln, belustigen und die ja noch viel stärker in der sogenannten exotischen Musik hervortreten. Die deutsche Musik spart noch mehr als

die italienische an elementarem Material, sie verzichtet auf äußere Würze und sinnliche Wirkung bis zu einem Grade, daß sie Russen und anderen Vertretern niederer Kultur physiognomielos und langweilig vorkommt. Aber gerade diesem Maßhalten verdankt sie ihre Erfolge in den großen Formen und bei großen Aufgaben. Mit dieser Einfachheit in den Elementen sind wir zu dem weltweiten Gehalt der Beethovenschen Instrumentalmusik gekommen; die anderen haben es mit den kleinen, so interessant zugespitzten Volksmelodien nicht über Genrebilder hinausgebracht.

Wenn die deutsche Musik sich auch durch Tiefe, und wenn sie sich dadurch auszeichnet, daß sie an unerwarteten Stellen religiös und ernst anklingt, so ist das die Folge ihrer früher bei beiden Konfessionen innigen Verbindung mit der Kirche. Diese war jahrhundertlang die Hauptstütze der musikalischen Institute, Organe und Leistungen Deutschlands. Für den Gottesdienst wurden die Kantoreyen gegründet, die sich zu Luthers Zeit bekanntlich weithin über das Land verbreiteten und als Aufgebot der Laienkraft in immer neuen Formen bis in die Gegenwart herein gewirkt haben. Als um die Wende zum 17. Jahrhundert die Italiener der weltlichen Musik mit begleitetem Sologesang und selbständigen Instrumentalstücken neue Bollwerke errichteten, da waren es die Deutschen, die diese frischen Mittel sofort unbefangen und entschieden auch für kirchliche Zwecke und für die Hausandacht in Dienst stellten. Bei den Italienern gedeiht die geistliche Monodie nur spärlich, am jungen deutschen Lied haben das kirchliche und religiöse Element sofort den gleichen Anteil wie das gesellschaftliche und weltliche. Auch in der gleichzeitig eingeführten Orchestersuite bildet die Paduane mit ihrem großen, frommen Grundton das Haupt-

stück. Es ist also durch Anlage und Tradition begründet, daß uns kein anderes Volk die Händelschen Largos und die Beethovenschen Adagios nachmachen kann.

Nun ist die deutsche Musik der ausländischen keineswegs auf allen Gebieten und nach allen Seiten überlegen. Wir haben in der Oper trotz Richard Wagner kaum Aussicht auf dauernde Vorherrschaft, wir werden darauf verzichten müssen, es den Italienern in der Fülle ungekünstelter Herzlichkeit, den Franzosen in der Anmut und Liebenswürdigkeit ihrer höheren Ballettmusik gleich oder zuvor zu tun. Selbst der Musik der Russen bleibt eine Reihe schöner Eigentümlichkeiten, die eng mit der Unendlichkeit ihrer Steppen und mit der Naivität unentwickelten Volkstums zusammenhängen. Aber auf drei wichtigen Feldern schaffender Tonkunst hat bisher unsere Originalität und unser Reichtum auch für den Neid festgestanden. Sie sind das Lied, die Kirchenkantate und die Sinfonie.

Für die Kirchenkantate ist heute bei den Deutschen selbst die Teilnahme leider dem Erlöschen nahe. In der Mehrzahl wissen sie von der Gattung nur durch die Kantaten Bachs und durch den eigentlich untauglichen Konzertsaal, sie ahnen aber weder davon etwas, daß Bachs Fruchtbarkeit auf diesem Gebiete von zeitgenössischen Landsleuten, wie z. B. dem Darmstädter Christoph Graupner mit seinen noch vorhandenen 1300 Kantaten, übertroffen wird, noch wollen sie glauben, daß Bach auch mit der Bedeutung seiner Kantaten nicht so ganz allein steht. Von der Richtigkeit dieser letzteren Ansicht würden häufigere Auführungen von F. W. Zachows: „Herr, wenn ich nur Dich habe“, von Philipp Kriegers: „Die Gerechten werden weggerafft“, von Christoph Bachs: „Es erhob sich ein Streit“ und von weiteren durch die erwähnten „Denkmäler usw.“ zugänglichen

Stücken leicht allgemein überzeugen. Wenn aber etwas Gründliches für die Rettung unser Kirchenkantate, der rühmlichsten und eigensten Leistung, welche die deutsche Komposition zwischen Leibniz und Kant aufzuweisen hat, geschehen soll, so müssen die Theologen und die Kirchenbehörden ans Werk gehen.

Auch vom deutschen Lied ist heute die Hälfte verschüttet, nämlich die ganze Arbeit, die von Heinrich Albert bis zu Karl Zelter getan worden ist. Sie ist ohne Zweifel reich an Nieten und an falscher Entwicklung. Aber sie weist in den Königsberger, in den sächsischen und fränkischen Anfängen und ebenso in der Endzeit der Berliner Schule einen großen Schatz jener Volkstümlichkeit auf, für die sich verdienstlichsterweise Se. Majestät der Kaiser eingesezt hat. Auch hier hat die spätere Friedensarbeit nachzuholen und von den Musikschulen aus für ein kräftiges Wachsen des geschichtlichen Sinns zu sorgen, der bisher den deutschen Musikern trotz Bachgesellschaften und verwandter Anstalten fast noch mehr gefehlt hat als z. B. den französischen. Die stolze Geschichte des deutschen Lieds von C. M. v. Weber und F. Schubert ab bietet in der dichten Folge großer und kleiner Meister das Bild eines ununterbrochenen Aufstiegs. Bis zu F. Liszt und H. Wolf erobert es sich fortwährend neue Bezirke des Seelenlebens und legt zugleich weiteren Beschlag auf den Sologesang des Auslandes, dessen eigne Tonsezer schon seit den Zeiten der Jenny Lind mit in die deutsche Liedarbeit eingeschwenkt sind. Auch der jüngsten deutschen Komponistengeneration ist der Erfolg im Lied bisher treu geblieben. Verscherzen würde sie sich ihn aber sicher, wenn sie weiter fortfahren sollte, mit „Schlichten Weisen“, denen gerade die Schlichtheit gänzlich fehlt, und mit „Gesängen“ aufzuwarten, bei denen der



Gesang nichts, das Klavier alles ist. Solche Begriffsverschiebungen verkünden in der Regel nahende oder bereits ausgebrochene Erkrankung.

Auch die neueste Entwicklung der deutschen Sinfonie kann nur zum Teil befriedigen. Sie haben wir einst als ausländische Schöpfung übernommen und mit glänzendstem Erfolge naturalisiert. Noch Joseph Haydn faßt sie zunächst im französischen Sinn vorwiegend als Spiel des Wiges auf. Dann aber kommen seine berühmten Durchführungen, die einen Beethoven ermöglicht und die Gattung zum gewaltigsten künstlerischen Denkmal deutschen Wesens erhoben haben. Denn die Seele dieser Beethovenschen Sinfonie ist urdeutsch, ist Sammlung, Ordnung und volle Hingabe an die Sache im Großen und im Kleinsten, es ist derselbe Geist wie der unseres herrlichen Militarismus. Nun bleibt es unbestreitbar, daß es sehr schwierig, daß es vielleicht ausgeschlossen ist, heute Sinfonien zu schreiben, die sich mit den Beethovenschen messen können. Denn zu ihrer Größe gehört auch der starke Einschlag hoher Stimmungen und Ideen, den die Zeit des Meisters durch ihre großen Ereignisse, durch ihre großen Dichter und Denker bot. Aber hier gilt es, sich mit Lessing zur Einhaltung des Ziels zu bekennen. Wird es verfehlt, so bleibt doch der Vorteil und die Befriedigung, die höchster Kraftentfaltung entspringen. In dieser Erkenntnis haben die Franzosen nach den gescheiterten Versuchen H. Berlioz' und nach 1870 die Arbeit in der Beethovenisch stilisierten Sinfonie erst recht wieder aufgenommen. Die Mehrzahl ist dabei in einer wunderlich altväterischen Romantik stecken geblieben, aber mit Cäsar Franks Sinfonie in D-Moll, mit der von C. St. Saëns in C-Moll hat sich die Mühe belohnt. Es ist — nebenbei bemerkt — derselbe, namentlich durch

das Studium S. Bachs über seine Landsleute emporgekommene St. Saëns, der heute am lautesten über den „Germanismus in der Musik“ wettet. Im übrigen tun die Franzosen mit ihren Verbündeten recht, wenn sie der großen Sinfonie möglichst aus dem Wege gehen, sie ist für sie zu deutsch. Die anspruchsloseren und amüsanteren Formen der Suite und der sogenannten sinfonischen Dichtung liegen ihrem Wesen näher. Aber es ist wiederum verwerfliche Ausländerei, wenn neuere deutsche Musiker ihnen in dieser Beschränkung folgen und nun gar noch innerhalb dieser Modegattungen alle die Scherze, die Ungereimtheiten, die Streiche des frivolen Übermuts, in denen altgalische Neuerungsucht und Eitelkeit gleich neue Bahnen erblickt, nachbilden. Derer aber, die das tun, sind bereits viele und unter ihnen große Musiktalente. Trotzdem wollen wir sie uns nicht länger als die gegebenen Führer und als geschichtliche Größen aufreden lassen, denn sie können mit ihrer Mal- und Moduliersucht, mit ihrer Meisterschaft in Nebensachen doch nur als ausgezeichnete Artisten und kleine Rattenfänger, aber nicht als reine, starke und vorbildliche Künstler gelten; sie arbeiten herostratisch auf Dekomposition unserer großen Musikformen, unseres besten Erbgutes hin. Es lassen sich für dieses undeutsche Treiben der vielberufene Zug der Zeit, es lassen sich die Notwendigkeit neuerer Ausdrucksmittel und hundert andere Ausflüchte anführen. Aber weg damit und offene Fehde den Reisläufem und Rheinbündlern! Die Spuren italienischer und französischer Fremdherrschaft, die unsere Musik in Zeiten künstlerischer Unreife und politischer Schwäche hat ertragen müssen, drängen sich noch bis zu dieser Stunde jedermann in der Benennung der Stücke, der Bewegungs- und Stärkegrade auf, gegen welche die guten Verdeutschungs-

versuche erst G. Telemanns, später R. Schumanns leider nichts vermocht haben. Uns einer nochmaligen Knechtung zu erwehren, braucht's weiter nichts als Aufmerksamkeit und Strenge. Unnach-sichtlich müssen wir dem charakterlosen Grundsatz: „l'art pour l'art“ entgegentreten und liederlichen Kompositionen, die Un-mündige mit technischen Kunststücken ködern wollen, ebenso entschieden die Maske des Tiefsinns herabreißen, wie wir uns weiteren Operettenschlamm in jederlei Form verbieten wollen. Er hat sich bereits unangenehm genug in unsere Militärmärsche und in unsere Tanz-musik eingefressen.

Daß die Folgen der in der Komposition getriebenen Ausländerei auf die Dauer auch den deutschen Volkscharakter schädigen müssen, können nur die in Abrede stellen, denen nach der irrigen Ansicht Kants die Musik „keine Kultur abwirft“. Unsere übrigen geistigen Größen, Kenner und Nichtkenner, haben sich von Luther ab immer wieder hellenistisch für den sittlichen Einfluß der Musik ausgesprochen. Kann ja doch auch die größte Einfalt den Zusammenhang wesentlicher Eigenschaften der einzelnen Völker mit den Haupt-zügen ihrer Musik nicht verkennen. Freilich bei den Fachmusikern vermißt man leider oft genug die veredelnde Wirkung der deutschen Musik. So hat in diesen Kriegswochen kaum etwas anderes mehr verlegt und befremdet als die von dem Vorsigenden des Allgemeinen Deutschen Musikvereins in der Neuen Freien Presse abgegebene Erklärung, daß er „zum Kanonenfutter zu gut“ sei. Bei solchen Fällen kreuzt sich der Segen der Kunst mit besonderen Krankheiten und Nöten des Berufs. Im allgemeinen aber hat die deutsche Musik ihr Verdienst auch an unseren kriegerischen Tugenden und daran, daß wir schlicht, daß wir begeistern-gsfähig und großgesinnt sind. Dafür,

daß in seiner Musik auch das geistige Niveau eines Volkes sich spiegelt, bietet England ein lehrreiches Beispiel. Es war in der Elisabethzeit ein bedeutendes musikalisches Exportland. Und heute?

Wenn der Frieden wiedergekehrt ist, werden wir also gut tun, anders als nach 1870, auch in unseren Künsten, besonders in der Musik, scharf über den nationalen Charakter zu wachen. Wie die deutschen Musikwissenschaftler bei Ausbruch des Krieges national entschlossen der Internationalen Musikgesellschaft Valet gesagt und damit der weiteren Zusammenspannung gänzlich ungleicher Kräfte ein Ende gemacht haben, so könnten ruhig auch das deutsche Konzert und das deutsche Theater mehrere Menschenalter lang auf die Verwendung ausländischer Kompositionen verzichten und diese Zeit dazu benützen, ältere deutsche Meister, mit Einschluß Händels, Haydns und Mozarts, besser kennen zu lernen. Selbst deutsche Romantiker von Bedeutung sind uns ziemlich fremd geblieben. Nur wenige sind z. B. mit den Werken des Prinzen Louis Ferdinand von Preußen so vertraut, wie sie es verdienen. Aber auf die Dauer werden wir zur Internationalität zurückkehren müssen, wenn wir nicht wichtige Anregungen und Fortschritte, die außerhalb unserer Grenzpfähle gegeben und vollzogen werden, verpassen wollen. Wir können also unbedenklich wieder Tschai-kowsky, wir können Debussy und Genossen, die Anspruchslosen können auch Edgar Elgar aufführen. Aber wir wollen dabei weniger gedankenlos verfahren als bisher. Diese fremden Komponisten dürfen nicht willkürlich und nach Zufall unter unsere Beethoven, Brahms und sonstige gute Deutsche gemengt, sondern sie müssen, mit Ausschluß von Pariser Machwerken wie Pierné's „Kinderkreuzzug“, wie die sogenannten Opern

des Herrn Alfred Kaiser, in der Form von Übersichten über Nationen und Schulen vorgeführt werden. Einzelne Dirigenten und Virtuosen haben in den letzten Jahrzehnten versucht, bessere Programme zu entwerfen, aber die übliche Zusammenstellung von Tonstücken aufs Geratewohl hin, nach äußeren Rücksichten, ohne Plan und leitende Idee wiegt noch bei weitem vor. Sie widerspricht dem ursprünglichen Zweck des Konzerts und seiner älteren Geschichte; diese bunten Programme sind eine Freude für das Ästhetentum, aber ein Ärgernis für die Bildung und ein tiefer Schaden für die Musik.

Ob und wie die deutschen Komponisten von der Fortsetzung eingeschlagener Irrwege abgehalten werden können, ist zum größten Teil eine Konservatoriumsfrage. Der Unterricht wird, wie eingangs bemerkt, in Zukunft die geistige Seite der Musik viel schärfer ins Auge zu fassen haben. Aber auch die Musikfreunde und Liebhaber geht die Sache an. Sie können und sollten, wie das im Laufe der Musikgeschichte wiederholt höchst erfolgreich geschehen ist, von ihrem Rechte des Einspruchs und des Forderns einen

kräftigen, positiven Gebrauch machen, namentlich die studierten Stände. Wenn diese sich im Unwillen über eine immer mehr in Künstelei und Leere führende Entwicklung noch weiter von der deutschen Musik zurückziehen, so ist das eine doppelte Gefahr, für die deutsche Musik sowohl wie für die Dissidenten selbst. Denn, wie einmal Fürst Chlodwig zu Hohenlohe etwas übertreibend schreibt: „Ein Unmusikalischer ist nur ein halber Mensch.“ Es wäre sehr erfreulich, wenn wir wieder unter den Mitwirkenden unserer guten Singakademien, so wie vor hundert Jahren überall, Juristen, Mediziner, Philologen, Theologen, in größerer Anzahl vertreten fänden. Der Vorbedingung hierfür, des Gesangunterrichts auf den höheren Lehranstalten, haben sich die Regierungen Deutschlands in neuer Zeit angenommen und werden hoffentlich in dieser Richtung noch weitergehen. Das ist nicht die kleinste unter den vielfachen Lehren, die sich aus dem gegenwärtigen Krieg für die neue Friedensarbeit der deutschen Musik ergeben.

Berlin-Schlachtensee,

2. November 1914.

## WERNER SOMBART

### Die Volkswirtschaftslehre und der Krieg.

Wir Nationalökonomien sind gewiß, wie die meisten Wissenschaftler, außer vielleicht den Kriegstechnikern und Strategen, in dieser gewaltigen Zeit die Empfangenden. Zu geben hatten wir nichts, das der großen Sache unmittelbar hätte dienen können. Wenn uns irgend etwas klar zum Bewußtsein gekommen ist, so dieses: daß man unserer Mitwirkung in keiner Richtung benötigte. Was der Tag und die Stunde erheischten, das haben nicht die Vertreter der Wissenschaft vom Wirtschaftsleben, sondern die Mächte des praktischen Lebens getan. Und haben es

glänzend vollbracht. Abermals ein Beweis dafür, daß die Nationalökonomie, wie wir sie heute verstehen können, „praktische“ Wissenschaft ist, und daß kein Lenker des Staates, kein Leiter großer Unternehmungen irgendetwas von unserer Lehre zu wissen braucht, um seine Aufgabe restlos zu lösen. Man mag das bedauern, man mag sich dieser „Nutzlosigkeit“ unserer Wissenschaft freuen: das wird man je nach Veranlagung und Temperament zu entscheiden haben. Aber man soll sich darüber klar sein, sonst wird man nie unsere Aufgabe richtig er-



fassen, die immer nur darin bestehen kann, die Vorgänge auf der Bühne des Lebens wie der Chor in der antiken Tragödie zu begleiten und die scheinbar sinnlosen Einzeltatsachen in ihrer Zusammengehörigkeit und Zugehörigkeit zu einem Ganzen zu begreifen und zu erklären.

So können wir auch den unerhörten Ereignissen dieser Kriegszeit gegenüber nichts anderes tun, als sie bedenken und sie in unseren Gedanken ordnen. Dazu will die folgende Skizze einige Anleitung geben.

Besinnen wir uns zunächst darauf, worin die tatsächlichen, vom Kriege unmittelbar bewirkten Zustandsänderungen bestehen, die für das Wirtschaftsleben vornehmlich bedeutungsvoll werden, so ergibt sich folgender Befund:

1. Das Wichtigste natürlich ist der Ausfall einer großen Masse von Arbeit, die die zur Fahne gerufenen erwerbstätigen Männer in Friedenszeit verrichten. Wir wissen nicht, wieviel das sind. Aber eine gewissenhafte Schätzung ergibt doch, daß die Zahl nicht weit von einem Drittel der erwerbstätigen männlichen Bevölkerung (1907 waren das rund 18 Millionen Personen) fernbleiben wird. Halten wir dagegen die Ziffern früherer Kriege: 1870/71 standen rund  $1\frac{1}{2}$  Millionen Männer unter den Waffen, die etwa ein Achtel der Erwerbstätigen ausmachten — so sehen wir alsobald ein, daß eine solche Störung wie die jetzige bisher noch niemals von außen her in eine Volkswirtschaft hineingetragen worden ist.

Dazu kommt:

2. die Einziehung der Pferde, die sicherlich ein Viertel bis ein Drittel unseres Pferdebestandes betreffen wird;

3. die Sperrung der Eisenbahnen für den Personen- und Gütertransport, namentlich in den ersten Wochen des Krieges;

4. die Unterbrechung der auswärtigen Handelsbeziehungen. Diese läßt sich zif-

fernmäßig ziemlich genau feststellen, wenn man die Warenumsätze, die sich im Verkehr mit den kriegführenden Staaten in Friedenszeiten vollziehen, zusammenrechnet. Da ergibt sich denn, daß unser Handel mit Belgien, Frankreich, Rußland, Großbritannien und Japan (von dem Handel mit Serbien, Montenegro und Monaco ganz abgesehen) rund vier Zehntel (nämlich Einfuhr und Ausfuhr je 4 Milliarden von 10) unsers Gesamthandels umfaßt. Dazu kommt noch, daß eine ganze Menge von Waren auch mit den neutralen Ländern nicht ausgetauscht werden können, weil ihre Ausfuhr verboten ist, und daß natürlich der internationale, namentlich der Überseeverkehr durch die Kriegswirren außerordentlich erschwert wird, so daß man ohne weiteres annehmen darf, daß weit über die Hälfte unseres auswärtigen Handels durch den Krieg brach gelegt ist.

Die nachteiligen Wirkungen nun, die solcherart Zustandsänderungen für das Wirtschaftsleben im Gefolge haben, sind grundsätzlich zwiefacher Natur. Es sind entweder Störungen des verkehrswirtschaftlichen Mechanismus (Verlegungen der volkswirtschaftlichen Form) oder Verkümmern der Substanz unserer Unterhaltsfürsorge (Verlegungen des volkswirtschaftlichen Inhalts). Ich verstehe hier unter der Substanz der Unterhaltsfürsorge die Masse an Arbeit und Naturstoffen, aus der sich unsere Güterproduktion aufbaut, und unter dem verkehrswirtschaftlichen Mechanismus die markt- (und kredit-)mäßige Verknüpfung der Einzelwirtschaften. Beides zusammen gewährleistet erst die vollkommene Versorgung der Nation mit Gebrauchsgütern. Und eine Beeinträchtigung sei es der Form, sei es des Inhalts gefährdet sie. Wie man sich an einem Bilde verdeutlichen kann: Mehl kann nur dann gemahlen werden, wenn 1. das genügende Korn da ist und in die Mühle geschüttet wird, und wenn

2. die Mühle richtig arbeitet. Fehlt es am einen oder am andern, so genügt das, um den gewünschten Erfolg zu verteilen. Um so mehr natürlich wird dieser durch eine Mangelhaftigkeit in beiden Richtungen hintangehalten.

Vergegenwärtigen wir uns nun, wie mannigfacher Art die Störungen sein können, die das Wirtschaftsleben durch den Kriegszustand erfährt.

In einer Fabrik wird eine bestimmte Kategorie von Arbeitern zufällig besonders stark von der Einziehung betroffen. Die nächste Folge wird nun die sein, daß ihre Arbeit nicht verrichtet wird; das sei, sagen wir, die Arbeit von 30 Mann. Nun ist aber sogleich die weitere Folge die, daß alle in dieser Fabrik beschäftigten Personen — Männer und Frauen — ihre Arbeit nicht weiter verrichten können, weil jenes eine Glied aus der Kette der Gesamtarbeit ausgefallen ist.

Oder die Zufuhr eines Rohstoffes — sage ich Baumwolle, von der wir jährlich für 600 Millionen Mark vom Ausland beziehen — bleibt aus: dieselbe Wirkung: alle Arbeiter in den Baumwollfabriken müssen feiern.

Solche Betriebsstörungen aus rein technisch-organisatorischen Gründen sind heute viel zahlreicher geworden, als sie früher waren. Offenbar nämlich hängen ihr Umfang und die Eindringlichkeit ihrer Wirkung — außer natürlich von dem Mengenverhältnis der Krieger zu den zurückgebliebenen Erwerbstätigen — von dem Grade der Differenzierung der Arbeitsverrichtung innerhalb eines Betriebes und von dem Grade der örtlichen Differenzierung der einzelnen Produktionszweige ab. Namentlich die betriebsorganisatorische Differenzierung hat nun aber in den letzten Menschenaltern große Fortschritte gemacht. Früher (noch 1870/71) herrschte die landwirtschaftliche Bevölkerung vor, heute die gewerbliche. In

der Landwirtschaft ist aber die Arbeit undifferenzierter als in der gewerblichen Produktion. Früher waren die gewerblichen Produzenten Handwerker, heute sind es Großbetrieblere. Wenn nun von zwei handwerksmäßigen Schustern einer zu den Waffen gerufen wird, kann der andere ruhig weiter arbeiten; wenn aber die Zuschneider und Sohlennäher aus einer Schuhfabrik abberufen werden, müssen auch die Stepperinnen feiern.

Nun weiß man aber, daß die Betriebsstörungen, wie ich sie eben angedeutet habe, keineswegs die einzigen, ja vielleicht nicht einmal die schwersten Störungen sind, die heute im Kriegsfall die Bevölkerung eines zivilisierten Landes bedrohen; daß das vielmehr diejenigen Störungen sind, die man als Absatzstörungen, weil Absatzstockungen, den Betriebsstörungen gegenüberstellen kann. Nicht weil man nicht produzieren, sondern weil man die Produkte nicht absetzen kann, leidet man not. Und abermals erweist sich hier die fortgeschrittene Differenzierung des Wirtschaftslebens, diesmal ist es die berufliche Differenzierung, als der eigentliche, tiefste Grund der Störungen. Je mehr die einzelne Wirtschaft auf sich selbst gestellt ist, desto weniger hat sie von Absatzstockungen zu leiden: steht sie ganz auf sich selbst als Eigenwirtschaft, so kennt sie diese Art der Gefährdung überhaupt nicht. Hängen drei Wirtschaften zusammen, so berührt die Absatzstockung der einen zwei andere, greifen 30 ineinander ein, so daß der Wirtschaftserfolg der einen immer von dem der anderen abhängt, so bringt das Aufhören des Absatzes einer Wirtschaft gleich 29 andere in Unordnung.

Absatzstockungen müssen sich wie oben einstellen, weil so viele Käufergruppen ausfallen; als da sind

1. die Krieger, die im Felde stehen, selbst;

2. die von Betriebsstörungen betroffenen Unternehmer im Inlande, die als solche keine Produktionsmittel, als Private weniger Gebrauchsgüter nachfragen;

3. die Abnehmer unserer Ausfuhr Güter im Ausland.

Jeder ausfallende Käufer aber bedeutet natürlich eine Verringerung der Kaufkraft des Verkäufers, der also selbst wieder als Käufer verschwindet oder eingeengt wird und damit einen Dritten, Vierten verhindert, als Käufer aufzutreten.

Nun stockt aber die Warenzirkulation nicht nur deshalb, weil so viele Menschen nicht kaufen können, sondern sehr oft auch deshalb, weil so viele nicht kaufen wollen, obwohl sie aus äußeren Gründen dazu imstande wären. Man könnte hier von Stimmungsgründen sprechen, die den Absatz beeinflussen; sei es, daß die Vergnügungsstätten gemieden werden, sei es, daß man am Aufwand für „unnütze“ Dinge, also für alle Luxusgegenstände, spart. Diese Unluststimmung, diese Verstimmung greift dann natürlich von dem letzten Konsumenten auf den Händler und den Produzenten über, die das Vertrauen verlieren und mit ihren Bestellungen und ihrer Fabrikation zurückhalten (Konfektion!). Unnötig besonders hervorzuheben, daß durch den kreditwirtschaftlichen Status, in dem sich alle Wirtschaften heute befinden, die Zusammenhänge noch verwickelter werden und damit auch die Möglichkeiten, durch den eigenen Mißerfolg die Existenzen anderer zu gefährden.

So häufen sich die Ursachen, die ein Stillstehen des wirtschaftlichen Mechanismus zu bewirken die Tendenz haben. Und das im höchsten Maße paradoxe volkswirtschaftliche Ergebnis des Kriegsausbruchs ist dieses, daß Millionen von Menschen arbeitslos zu werden Gefahr laufen, aus gar keinem anderen Grunde, als weil ebenso viele Millionen aufgehört haben zu arbeiten!

Wie ist nun den Gefahren, die der Volkswirtschaft in Kriegszeiten von allen Seiten her drohen, wirksam zu begegnen?

Ehe ich diese Frage beantworte, möchte ich daran erinnern, daß ein nicht unbedeutlicher Teil der Schäden, die der Krieg verursacht, schon während des Krieges durch einen Selbstheilungsprozeß verschwinden oder aber sogar durch den Krieg selbst geheilt werden. Manche der Störungen war ja von vornherein nur vorübergehender Natur, wie etwa die völlige Lahmlegung des Personen- und Gütertransports während des Aufmarsches der Truppen. Sie sind heute schon so gut wie völlig behoben. Andere verringern sich wenigstens in dem Maße, wie sich die Geschäftswelt an den Kriegszustand gewöhnt. So werden die Handelsbeziehungen mit dem neutralen Auslande zweifellos eine weitere Belebung erfahren, für deren Beginn man schon Anzeichen hat. Auch die „Stimmung“ hat sich schon wesentlich gehoben und damit die Kauflust weiter Kreise, und sie wird sich ebenfalls weiter heben, wenn unsere Siege anhalten.

Schon heute denkt die Dame wieder an ihre Toilette; schon heute geht das Publikum wieder in Theater und Konzerte und besucht Vorträge; schon heute fangen die Geschäftsleute wieder an zu annoncieren, und die — ach so mager gewordenen! — Zeitungen nehmen wieder langsam an Leibesumfang zu.

Und der Krieg, sagte ich, heilt einen Teil der Wunden selbst, die er geschlagen hat. Ich denke dabei an die aus der Kriegsnot entstehende Nachfrage nach Gütern aller Art, die erzeugt wird durch die Ver- ausgabung der in den Händen des Reichs oder anderer öffentlicher und halböffentlicher Körper zusammenströmenden Bar- mittel. Viele Millionen sind schon durch Kriegssammlungen aufgebracht, viele Millionen haben sich Städte und Kreise



kreditieren lassen; und vor allem — 4½ Milliarden Mark sind dem Reiche geliehen: alle diese Millionen und Milliarden stellen Nachfrage dar und beleben die Volkswirtschaft. Schon hören wir, daß manche Zweige der Produktion, solche, die unmittelbar für den Kriegs- und Heeresbedarf arbeiten, vollauf beschäftigt sind. Das wirkt aber in unserer Volkswirtschaft auch allsogleich weiter: diese Fabriken treten als Käufer von Rohstoffen, Hilfsstoffen, Maschinen auf; ihre Arbeiter sind die Kunden der Wirte, Krämer, Ladenbesitzer, die durch den lohnenden Absatz selbst wieder in ihrer Kaufkraft gestärkt oder gar gesteigert werden.

Aber vorläufig bleiben Schäden und Übelstände bestehen, die nur durch zweckbedachtes Eingreifen beseitigt werden können, und an deren Beseitigung darum auch — wenigstens bei uns in Deutschland — seit dem Ausbruch des Krieges mit bewundernswürdiger Umsicht und ebenso bewundernswürdiger Stetigkeit und Ausdauer gearbeitet wird.

Dieser Kampf gegen die Feinde unserer Volkswirtschaft ist, nach dem Gesagten, ebenfalls ein Kampf gegen zwei Fronten: gegen die drohenden Unterbrechungen des volkswirtschaftlichen Kreislaufs und gegen die drohende Verarmung an Stoffen und Kräften. Und um in dem uns allen ja jetzt so naheliegenden Bilde zu bleiben: zur Ausfechtung des Kampfes stehen drei Armeen bereit: 1. die öffentlichen und halböffentlichen Körper (Staat, Provinz, Gemeinde, Versicherungsanstalten, Sparkassen usw.); 2. die Geschäftswelt und 3. das große Publikum.

Was diese drei Armeen schon geleistet haben, was ihnen zu leisten noch obliegt: das im einzelnen zu besprechen, würde weit über den Rahmen dieser Studie hinausgehen. Aber einen Überblick wollen wir uns doch verschaffen über die vielfältige Tätigkeit, die seit

dem Ausbruch des Krieges die drei Mächte schon vollbracht haben, um danach uns ein Urteil zu bilden, was noch zu geschehen habe, um den Sieg endgültig zu erfechten.

In glänzender Weise hat sich die Reichsbank bewährt als die Hüterin unserer Währung wie als Bewahrerin unserer Kreditorganisation. Sie hat es tatsächlich fertig gebracht, mit nur einigen Abänderungen des Bankgesetzes (Aufhebung der Einlösungspflicht der Noten — Gestattung von Reichswechseln als Deckung) die enorme Last zu tragen, die ihr durch die Anspannung des Kredits auferlegt war, so daß bisher auch unsere Großbankorganisation, die auf das sichere Funktionieren der Reichsbank angewiesen ist, den Stürmen standgehalten hat. Als ein Zweig der Reichsbank sind die Reichsdarlehnskassen anzusehen, die dem kleinen und mittleren Publikum wesentliche Hilfe gebracht haben. Wenn jetzt noch die Abwicklung der Reichsanleihe unserer Reichsbank gelingt — und es ist nicht zu befürchten, daß sie ihr nicht gelingen möchte —, so sind ihre Leistungen zur Erhaltung der Volkswirtschaft größere gewesen, als die kühnsten Hoffnungen erwarten ließen. Es muß immer wieder betont werden, daß Deutschland das einzige der kriegführenden Länder ist, das ohne allgemeines Moratorium ausgekommen ist. Ein Blick auf die letzten Ausweise der Reichsbank gibt eine deutliche Vorstellung von dem Maß von Arbeit, das unsere Zentralbank mit glücklichem Erfolge geleistet hat. Das Wechselportfeuille (einschließlich des Bestandes an Schaßanweisungen) hat in den Kriegzeiten zuweilen eine Vierfünffachung seines Umfangs erfahren, und dementsprechend schwankt die Menge der ausgegebenen Noten beständig zwischen vier und fünf Milliarden Mark.

In zahlreichen Gesetzen und Verord-

nungen hat die Reichsregierung dafür Sorge getragen, daß die Versorgung der Bevölkerung mit Nahrungsmitteln und Rohstoffen gewährleistet werde, daß keine wucherischen Privatinteressen die Preise verteuern usw. Die Kreise sowie zahlreiche Gemeinden haben in gleicher Richtung sich betätigt, indem sie Nahrungsmittel aufgekauft haben, um sie gegebenenfalls an die bedürftige Bevölkerung zu entsprechenden Preisen abzugeben. Vielleicht könnte und sollte das System der Magazinierung und Maximierung noch allgemeiner zur Anwendung gebracht werden, als es bisher geschehen ist. Und ich zweifle nicht, daß unsere Behörden, die bisher ein so hohes Maß von Einsicht und Umsicht bewiesen haben, in zweckmäßiger Weise ihre Tätigkeit in der genannten Richtung ausdehnen werden. Ebenso steht zu erwarten, daß die erforderlichen Maßnahmen zur Beseitigung der Arbeitslosigkeit von den Behörden noch getroffen werden, soweit sie nicht schon getroffen sind. Dem am 22. Oktober zusammentretenden preußischen Landtag werden eine Reihe von Vorlagen zugehen, die alle diesem Zwecke dienen. Schon jetzt ist das Augenmerk der staatlichen und städtischen Verwaltungen darauf gerichtet, ihre Aufträge unter dem Gesichtspunkte zu erteilen, daß die etwa vorhandene Arbeitslosigkeit möglichst eingedämmt werde.

In dankenswerter Weise ist nun das Bemühen der öffentlichen Körperschaften um die Erhaltung der Volkswirtschaft von der Geschäftswelt unterstützt worden. Die große Masse der Maßnahmen, die die einzelnen Unternehmer getroffen haben, um das Ziel zu erreichen: den wirtschaftlichen Prozeß in Tätigkeit zu erhalten, kommt ja gar nicht zur Kenntnis der Öffentlichkeit. Aber nach dem, was man erfahren hat, unterliegt es keinem Zweifel, daß sehr viele Geschäftsmänner,

oft genug entgegen ihrem Profitinteresse, den volkswirtschaftlichen Interessen beträchtliche Dienste geleistet haben dadurch, daß sie ihre Betriebe nicht stilllegten trotz verringerten Absatzes, daß sie ihren Angestellten, die im Felde waren, das Gehalt weiter bezahlten, daß sie ihre Kredite verlängerten usw. Die gesamte Unternehmerschaft hat sich an mehreren Orten (Berlin, Hamburg) dadurch ein nicht unwesentliches Verdienst erworben, daß sie zur Gründung von Kriegskreditkassen beigetragen hat, die für die größeren Geschäftsleute dieselbe Aufgabe zu erfüllen berufen sind wie die Darlehnskassen für die kleinen Leute. Man hat auch nirgends Klagen gehört, daß die Fabrikanten und Kaufleute den Behörden Schwierigkeiten in den Weg gelegt hätten, wo diese im allgemein volkswirtschaftlichen Interesse durchgreifende Maßnahmen zu treffen sich genötigt sahen, wie die Feststellung der Vorräte bestimmter Rohstoffe u. dgl.

Fragen wir endlich, was das große Publikum zur Verminderung der volkswirtschaftlichen Störungen beigetragen hat und beitragen kann, so muß die Antwort lauten, daß auch dieses, allmählich wenigstens, der Situation sich gewachsen zeigt. In den Anfängen ist viel gesündigt worden, und ich fürchte fast: die Verfehlungen gegen das Allgemeininteresse dauern noch heute in manchen Kreisen fort. Zu diesen rechne ich: die unnütze Aufstapelung von Vorräten; die Anhäufung von Bargeld; das „Sparen“, wo es nicht aufgezwungen ist, sondern freiwillig geschieht; die Entlassung von Dienstpersonal; das Aufgeben von Unterrichtsstunden usw., wiederum natürlich nur dort, wo es nicht von der eigenen Not geboten wird; die Nichtbezahlung von Schulden; das Eintreiben von Forderungen; die unentgeltliche Verrichtung von Arbeiten, die ein Arbeitsloser gegen

Bezahlung verrichten könnte und gern verrichten würde. Mit allen diesen, leider noch immer wiederkehrenden Maßnahmen versündigt sich der einzelne am Wohl des Ganzen, weil er gerade diejenigen Störungen des volkswirtschaftlichen Prozesses vergrößern hilft, die zu beseitigen sich alle anderen Instanzen nach bestem Vermögen angelegen sein lassen.

Und werden wir Sieger bleiben im Kampfe mit den Feinden unserer Volkswirtschaft? Werden wir „durchhalten“ können? Ich möchte diese Frage aus voller Überzeugung bejahen. Wenn nicht noch Störungen ganz unerwarteter Art auftreten und zumal, wenn sich auch in der Zukunft der Sieg an unsere Fahnen heftet, so liegt kein Grund vor zu zweifeln, daß unsere Volkswirtschaft intakt erhalten bleibe, und daß unsere Bevölkerung ihren Unterhalt in ihr gewinne. Was bisher an Schädigungen eingetreten, ist gewiß nicht gering. Aber es ist geringer, als wohl irgend jemand von uns erwartet hat. Wir haben eigentlich gedacht, daß die wirtschaftliche Maschine völlig still stehen würde, wenn der Weltkrieg ausbricht. Davon ist ja keine Rede. Wenn in einer Stadt wie Breslau mit rund einer halben Million Einwohner dieser Tage nicht wesentlich mehr als 5000 arbeitslose Männer und Frauen ermittelt wurden, so muß man sagen, daß die Störungen des Wirtschaftslebens im Augenblick noch nicht so groß sind wie in manchen Krisenzeiten, und daß von einem allgemeinen Notstand einstweilen überhaupt noch nicht gesprochen werden kann.

Es ist aber auch nicht anzunehmen, daß die Zukunft eine wesentliche Verschlechterung der Zustände bringen wird. Die größte Schädigung erfahren wir ja natürlich durch die Abschneidung unserer Beziehungen mit dem Ausland. Aber auch die braucht nicht tödlich zu werden. Nahrungsmittel haben wir genug im Lan-

de, um allenfalls leben zu können. Die Rohstoffe für einige der wichtigsten Industrien, soweit wir sie nicht im Inlande produzieren, bekommen wir sicher herein, weil wir sie von neutralen Staaten auf einem Wege beziehen, auf dem sie uns nicht abgefangen werden können: ich denke z. B. an die schwedischen Eisenerze. Andere, wie namentlich Kupfer, Wolle und Baumwolle, hoffen wir doch über neutrale Länder beziehen zu können. Den Bemühungen Englands, sie zu relativer Kontrebande zu erklären, wird vermutlich das stark an der Ausfuhr interessierte Amerika mit Erfolg entgegenarbeiten.

Ich möchte zum Schlusse noch sagen, worin ich den Zuwachs an Erkenntnis erblicke, den die Erlebnisse der letzten Monate uns Nationalökonomem gebracht haben.

Es ist behauptet worden, die Ereignisse des Krieges hätten die Irrigkeit aller bisherigen volkswirtschaftlichen Theorien erwiesen. Das ist aber gewiß nicht richtig. Im Gegenteil: unsere Lehren vom wirtschaftlichen Kreislauf, von Geld und Kredit und vielem anderen sind durchaus durch die tatsächliche Entwicklung als richtig erwiesen worden. Der Krieg gehört in das Rubrum „einfache Absatzkrisis“ und ist als solche in seiner vollen Bedeutung von uns schon vor seinem Ausbruch begriffen worden. Nur haben wir uns, wie ich schon sagte, vielleicht im Ausmaß seiner Wirkungen getäuscht: die von ihm verursachten Schäden sind erheblich geringer, als sie von uns vorausgesehen wurden.

Dagegen hat der Krieg in anderen Punkten wesentlich zur Revision unserer Ansichten beigetragen. Vor allem, wie mir scheint, in folgenden:

Die Vorgänge der letzten Monate haben gezeigt, daß in außergewöhnlichen Lagen die kapitalistische Motivation doch nicht so zwangsläufig ist, wie wir ange-



nommen haben. Das Verhalten der Unternehmer hat gezeigt, daß sie auch von anderen Beweggründen als bloß dem Profitstreben beherrscht sein können. Wir haben Handlungen erlebt, die durchaus aus gemeinnützigen Motiven entsprungen sind, und solche Handlungen sind in zahlreichen Fällen nicht von einzelnen Unternehmern, sondern von der Unternehmerschaft als solcher ausgeführt worden. Ich habe oben einige solcher gemeinnütziger Maßnahmen namhaft gemacht.

Wir haben aber ferner beobachten können, daß solche Willkürmaßnahmen auch von Erfolg begleitet gewesen sind. Das bedeutet die Einsicht: daß die bewußte, zweckbedachte Initiative des einzelnen Unternehmers weiter reicht, als wir angenommen haben. Die verschiedenen Einrichtungen zur Sicherung des Kreditgebäudes beispielsweise sind ganz selbstherrliche Regelungen der wirtschaftlichen Vorgänge. Ist dadurch der Glaube an die gleichsam naturgesetzliche Starrheit des wirtschaftlichen Prozesses erschüttert, so hat dieser Glaube noch weitere Einbuße erlitten durch die Wahrnehmung, die wir in diesen Wochen ma-

chen konnten: daß der kapitalistische Status durch die staatliche Initiative an beliebigen Stellen unterbrochen worden ist, ohne daß die Volkswirtschaft dadurch Schaden gelitten hätte. Mit Staunen haben wir gesehen, wie ein nicht unwesentlicher Teil der volkswirtschaftlichen Leitung auf die Behörde übergegangen ist. Wir haben erlebt, daß der Staat nach Gutdünken Ausfuhrverbote erläßt, daß er Preismaxima festsetzt, daß er die Vorräte der Kaufleute und Fabrikanten kontrolliert, daß er magaziniert, daß er die Produktion nach Gutdünken regelt (Branntweinbrennerei! Viehschlachten!) und dergleichen mehr.

Freilich: ob man aus dem Gelingen dieser Maßnahmen Schlüsse für spätere Friedenszeiten ziehen darf, möchte ich dahingestellt sein lassen. Im Krieg wächst sich ja alles in Überlebensgröße aus; „alles erhebt er zum Ungemeinen“. Aber davon ist ja hier auch nicht zu reden, wo ausschließlich einige Beziehungen zwischen „Volkswirtschaftslehre und Krieg“ aufgedeckt werden sollten.

Mittel-Schreiberhau,  
19. Oktober 1914.

## GEORG KAUFMANN

### England und der Krieg.

Der Zorn gegen England ist groß in Deutschland. Schon weil es der Zorn unter nächstverwandten Völkern ist. Nächstverwandte nicht bloß wegen der gemeinsamen Herkunft vom Stamme der Germanen. Das fällt nicht so sehr ins Gewicht. Aber wir haben im Laufe der Geschichte, die uns beide aus Barbaren zu Kulturvölkern werden ließ, einander viel gegeben. Wir sind zwei bei aller Verschiedenheit doch nah verwandte und uns in wichtigen Elementen des Lebens ergänzende Völker. Die Reformation,

Shakespeare, Goethe, Carlyle, die Freiheitskriege, die Literatur und Wissenschaft des 19. Jahrhunderts: diese Namen und Worte weisen auf eine geistige Gemeinschaft, die im tiefsten Wesen der beiden Völker wurzelt.

Rußland und Frankreich greifen uns an, weil sie uns Provinzen entreißen oder Rache nehmen wollen für alte Niederlagen: aber England? Was will England?

Als Vorwand dient ihm die sog. Entente, eine Art Bündnis, in dem England mit

Rußland und Frankreich steht. Aber das hätte England auch zur Sicherung des Friedens benutzen können. England ist jedoch der eigentliche Treiber zum Kriege. Daher unser Zorn gegen England. Wir sind empört über die Roheit, mit der die Russen und Franzosen den Krieg führen, über das Unwesen der Franc-tireurs, die unsere braven Truppen zwingen, Dörfer und Städte zu verbrennen, wo solch heimtückischer Mord verübt ward. Aber trotz alledem, Franzosen und Russen nehmen wir einfach hin als Feinde — aber England?

Vor kurzem noch haben wir aus dem Munde des englischen Königs die liebevollsten Worte gehört, und ebenso von zahlreichen Vertretern wichtiger Kreise des englischen Volkes. Gewiß, der Gegensatz erheblicher Interessen in Handel und Politik war bereits wiederholt zutage getreten. Oftmals schien es schon, als sei der Krieg unvermeidlich, um über diese Gegensätze zu entscheiden. Aber es hatte sich doch auch gerade in diesen Konflikten gezeigt, daß solche Gegensätze nicht notwendig zum Kriege führen müssen. Die Erde hat Raum für beide Völker.

Und das ist's, was diesen Angriff Englands unserem Volke als Frevel erscheinen läßt. Der Neid ist ein gemeiner Trieb. England aber neidet uns den wirtschaftlichen Aufschwung und neidet uns die auf eine ebenso gesunde wie starke militärische Organisation gestützte Macht.

Es war für England bequem, in weiten Kreisen von Europa zu gebieten, solange die deutschen Staaten uneins waren und sich gegenseitig die Hände banden. Kaum 50 Jahre ist es her, daß England auch über Lebensfragen des deutschen Volkes noch entscheiden zu dürfen glaubte. Lag doch 1864 die größte Schwierigkeit für eine gesunde Lösung der Schleswig-Holsteinischen Frage in Englands Politik. Das „perfide Albion“ ist gerade wieder seit

jener Zeit ein oft gehörtes Schlagwort. Es ist das Meisterstück der Bismarckschen Staatskunst, wie er damals die hochmütige Einmischung Englands ertrug und gleichzeitig jenen Gang der Dinge vorbereitete, der zu Tatsachen führte, vor denen England sich beugen mußte. Über die Bedingungen, unter denen Preußen und Österreich im August 1864 Dänemark den Frieden bewilligten, machte der englische Minister Lord John Russell der preußischen Regierung Vorhaltungen wie ein Vorgesetzter, aber er wagte doch nicht, eine sachliche Änderung zu erzwingen. Bismarck mußte die Frechheit ungestraft lassen, aber er hat sie nicht vergessen.

Bismarck hat englische Literatur und manche Seiten des englischen Lebens und Charakters sehr hoch geschätzt, aber die englische Politik stets als unzuverlässig behandelt. „Fremde Staaten mit Hilfe der Revolution zu bedrohen, ist heutzutage seit einer ziemlichen Reihe von Jahren das Gewerbe Englands“, schreibt er 1857 an Leopold v. Gerlach, „Gedanken und Erinnerungen“ I, 180, und an anderen Stellen des Werkes betont er, wie England andere Staaten zum Kriege gegeneinander zu treiben wußte, um von ihrer gegenseitigen Schwächung Nutzen zu ziehen.

Gewiß begegnet dergleichen auch in der Politik anderer Staaten, aber in der englischen tritt dieser krämerhafte Zug stärker hervor. In ähnlicher Weise wie einst in der Politik Hollands. Der Grund liegt in dem Mißverhältnis der Größe dieser Länder zu dem Machtgebiet, das sie beherrschen. Holland war gewöhnt, die militärischen Kräfte anderer Staaten für seine Kriege zu mieten, wie man Arbeiter mietet bei einem Unternehmen. Das hat England im 18. Jahrhundert ebenfalls noch getan. Die heutigen Sitten for-

dem eine andere Form. Man schließt Bündnisse und weiß sich „auf diplomatischem Wege einen oder mehrere ‚Kontinentaldegen‘ zu verschaffen, die in ihrem eigenen Interesse Englands Kämpfe ausfechten, bis das europäische Gleichgewicht wiederhergestellt — und Englands planetarisches Übergewicht gesichert ist“. Ich entnehme diese Charakteristik dem Buche des schwedischen Gelehrten Rudolf Kjellén „Die Großmächte der Gegenwart“, um auf diese geistreiche und aus der Fülle des Materials das Wesentliche mit großer Geschicklichkeit herausholende Arbeit hinzuweisen. Es ist noch vor Ausbruch des Krieges geschrieben, aber es kommt gerade zur rechten Zeit, um unsere Urteile über England, Frankreich und Rußland wie über Deutschland, Österreich, Italien und Japan nachzuprüfen.

Schon manchem Beobachter hat sich die Frage aufgedrängt, ob nicht Englands Weltherrschaft vor einer Krisis stehe ähnlich den Katastrophen, denen nacheinander die nicht so großen Seemächte Portugal, Spanien und Holland erlegen sind, und deren Erbe England ist. Wohl sind die Verhältnisse Englands in wesentlichen Beziehungen anders als die der früheren Kolonialmächte, aber ein Hauptpunkt ist gleich. Brasilien löste sich von Portugal, und Mexiko und die südamerikanischen Kolonien lösten sich von Spanien, als sie ein gewisses Stadium der Entwicklung überschritten hatten. Es liegt hier eine Art Naturprozeß vor. Die Kolonien wollen sich nicht ausbeuten und sich nicht bevormunden lassen von dem Mutterlande, wenn sie die Kraft in sich fühlen, ihre Angelegenheiten selbst besorgen zu können. Aus diesem Grunde hat sich Englands mächtigste Kolonie Nordamerika bereits im 18. Jahrhundert selbständig gemacht, und England hat den ähnlich entwickelten Kolonien Kanada, Australien, Südafrika, Neuseeland weitgehende

Selbständigkeit bewilligt, um einem Abfall vorzubeugen. Indes man kann nicht sagen, daß für diese Verhältnisse bereits eine befriedigende Form gefunden sei. Länder wie Kanada oder Neuseeland haben doch Aufgaben und Interessen, die sie nicht von England aus regeln lassen und nicht der englischen Politik dienstbar machen können. So ist schon wiederholt die Sorge aufgetaucht, ob sich Kanada nicht den benachbarten United States angliedern werde, mit denen es weit mehr Beziehungen und Interessen gemeinsam habe als mit England. Ähnliche Trennungsgelüste regen sich auch in anderen Kolonien, und man hat in England schon ernsthaft den Gedanken erwogen: ob es nicht notwendig sei, die führende Stellung Englands fallen zu lassen und mit den selbständig gewordenen Kolonien einen Bundesstaat zu bilden, etwa nach dem Muster der Vereinigten Staaten von Nordamerika oder des Deutschen Reiches. Man hat die Macht und Herrlichkeit dieses British Empire überschwenglich gepriesen, aber der Plan ist schlechthin unmöglich. Er ist nur auf dem Papier auszuführen, nicht mit den durch Ozeane und Erdteile getrennten und von ganz verschiedenen Aufgaben und Interessen erfüllten Ländern.

Dazu kommt die weitere Schwierigkeit, daß Englands Verfassung seit etwa 80 Jahren in einer Zerseßung begriffen ist. Die Weltmacht wurde begründet, als Ludwig XIV. von Frankreich die Mächte des Festlandes erst durch seine Siege erschütterte und dann von diesen Mächten im Bunde mit England überwunden wurde. Alle Staaten waren erschöpft, und das durch seine Lage vor dem Schlimmsten verschonte England konnte mit leichter Mühe Beute machen. Diese Gunst wiederholte sich in der napoleonischen Zeit. In dieser Zeit großer Erfolge vollzog sich nun ein innerer Wandel.



England hat im 17. und 18. Jahrhundert das Königtum beschränkt durch Ausbildung einer parlamentarischen Verfassung, die lange Zeit als das unerreichte Muster politischer Klugheit bewundert wurde. Seit man nähere Kenntnis gewann, sah man, daß neben dem Glanz doch tiefe Schatten lagen. Lothar Bucher, einer der klügsten unter den deutschen Gelehrten, die über Englands Verfassung und Politik geschrieben haben, hat das mit zwingender Beredsamkeit gezeigt. England wurde im 18. Jahrhundert und in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts von einer Aristokratie regiert, die sich in zwei Parteien gruppierte, welche im Parlament um die Majorität und dadurch um die Leitung der Geschäfte stritten. Man darf die Whigs und Tories nicht einfach mit den Liberalen und Konservativen der Festlandsstaaten vergleichen. Die wichtigsten Gesetze und Maßregeln sind von der Partei durchgeführt, die sie früher bestritten hatte. Es sind Regierungsparteien, nicht Parteien neben den Regierungen wie in Deutschland. Schon im 18. Jahrhundert war dies Parteiwesen, oder vielmehr war das Wahlrecht zum Parlament in einem starken Widerspruch mit den Zuständen des Landes und gab Veranlassung zu einem widerwärtigen System der Bestechungen und des Stimmenkaufs. Mit der Reform von 1832 wurden schreiende Mißbräuche beseitigt, aber zugleich der Weg betreten, der dann bis 1884 zu einer völligen Demokratisierung des Unterhauses führte und zur Einschränkung der Rechte des Hauses der Lords.

Seitdem ist England einem politischen Treiben preisgegeben, das sich nicht vergleichen läßt mit dem Einfluß, den der aus dem allgemeinen Stimmrecht hervorgehende Reichstag des Deutschen Reichs besigt. Denn wir haben in Deutschland noch eine starke Monarchie und haben in den Verfassungen der Einzelstaaten, vor allem Preußens, bedeutende Gegengewichte gegen die Gefahren, welche mit der schrankenlosen Herrschaft der Massen namentlich in großen Staaten verbunden sind. Die gepriesene Kraft des früheren Parlaments ist stark geschwächt.

Die Gefahren dieser Entwicklung sind in England schon früh ins Auge gefaßt, und z. B. 1895 in dem vortrefflichen Werke von G. Lowes Dickinson, „The development of Parliament during the nineteenth Century“ mit Klarheit erörtert, aber die Entwicklung ist nicht aufgehalten, sondern gerade in den letzten Jahrzehnten nur rascher weitergegangen.

Das England, das die Weltherrschaft begründete, existiert nicht mehr. Und das Gefühl, daß dem so ist, verschärft die Unruhe, die England ergriffen hat, weil seine Handelsherrschaft von der Konkurrenz besonders von Nordamerika und Deutschland eingeschränkt und seine Seeherrschaft bedroht ist.

Diese Tatsachen erklären den Wahnsinn dieses englischen Angriffs auf Deutschland und mögen uns auch zu ruhiger Betrachtung und Beurteilung mahnen.

Breslau, 6. Sept. 1914.

## Briefwechsel zwischen den Herren Guyot und Bellet und Herrn Lujo Brentano.

Paris, le 15 octobre 1914.

Monsieur Lujo Brentano, professeur d'économie politique à l'Université de Munich, Mandlstrasse, Munich.<sup>1)</sup>

Monsieur le Professeur et très savant collègue.

En lisant l'Appel aux nations civilisées (dont évidemment la France n'est pas) que viennent de lancer quatre-vingt-treize personnages qui se déclarent représentants de la science et de l'art allemands, nous n'avons pas été étonnés d'y trouver la signature de M. le professeur Schmoller. Il avait déjà montré sa haine pour la France en refusant de venir aux fêtes organisées, il y a un peu plus de deux ans, pour célébrer les soixante-dix ans de la Société d'économie politique de Paris, (fêtes où nous avons été heureux de votre présence et de celle de votre collègue, M. Lotz). Dans son discours de rectorat à l'Université de Berlin en 1897, il avait déclaré que la science allemande n'avait pas d'autre objet que de célébrer les messages impériaux de 1881 et de 1890; et il avait signalé que tout disciple d'Adam Smith qui ne voulait pas en faire la servante de cette politique « devait renoncer à sa chaire ».

Mais nous avons éprouvé une douloureuse surprise quand nous avons trouvé au bas de ce factum votre nom accolé au sien.

Vous et les autres représentants de la science et de l'art allemands, vous accusez de mensonge la France, la Grande-Bretagne, la Belgique, la Russie. Auriez-vous toléré, de la part d'un de vos élèves, une imputation aussi grave si légèrement lancée?

En admettant que vous soyez dans une ignorance complète des documents publiés depuis la déclaration de guerre, vous avez connu l'ultimatum lancé par l'Autriche à la Serbie. Il a dû vous frapper d'étonnement:

1) Den Anlaß zu diesem offenen Briefwechsel hat Herr Professor Brentano dadurch gegeben, daß im Oktober d. J. auch er, zusammen mit 92 anderen Vertretern von Kunst und Wissenschaft, den deutschen Aufruf „An die Kulturwelt“ unterzeichnet hat.  
Die Redaktion.

car il constitue une pièce diplomatique unique dans l'histoire.

Est-ce que vous ne vous êtes pas demandé si les exigences de l'Autriche ne dépassaient pas toute mesure puisqu'elles exigeaient l'abdication d'un Etat indépendant? Vous avez appris que si humble que fût la réponse de la Serbie, comme elle contenait toutefois une réserve, aussitôt, sans discussion, l'ambassadeur d'Autriche-Hongrie avait quitté Belgrade et que le surlendemain l'Autriche avait déclaré la guerre. Vous n'ignorez pas les démarches de la Grande-Bretagne et de la France, la demande d'ajournement de la Russie et la réponse du chancelier allemand « que nul ne devait intervenir entre l'Autriche et la Serbie ». Il appelait élégamment cette attitude: « localiser le conflit ».

Y a-t-il un seul des signataires du document des intellectuels qui ait pu croire, avez-vous pu croire, vous, M. Brentano, d'un esprit si fin et si perspicace, que cette réponse n'avait pas la guerre comme conséquence fatale? car toute nation qui l'aurait acceptée était certaine d'être traitée, dans l'avenir, par l'Allemagne, comme la monarchie austro-hongroise traitait la Serbie.

Comment donc, connaissant le prétexte initial de la guerre, pouvant apprécier qu'il n'y a d'autre relation entre cette cause et les effets produits, que la volonté de ceux qui l'ont exploitée de provoquer ou une humiliation déshonorante pour les pays qui auraient accepté cette situation ou une conflagration générale, vous et les signataires de votre factum, osez-vous dire: « Il n'est pas vrai que l'Allemagne ait provoqué cette guerre »?

Vous osez parler des preuves tirées de documents authentiques. On connaît ceux qui ont été publiés par la Grande-Bretagne, la Belgique, la Russie. Tous concordent; et ils donnent la preuve que l'ultimatum austro-hongrois a été lancé avec la complicité de la chancellerie de Berlin. Ils donnent encore la preuve que l'ambassadeur allemand à Saint-Petersbourg, craignant un recul de l'Autriche-Hongrie, a précipité les événements tandis que votre Empereur se maintenait introuvable.

Pendant ce temps, votre état-major avait, sous main, mobilisé une partie de ses troupes, par appel individuel, quand en France, nous attendions, ne pouvant nous imaginer que le gouvernement allemand avait résolu d'engager sans motif une guerre européenne. On a trouvé dans les carnets de vos réservistes des convocations les appelant bien avant fin juillet. Notre ami et collègue Courcelle-Seneuil a vu le livret militaire d'un Allemand résidant en Suisse, à Bex, contenant cet appel.

On a arrêté au Cap des correspondances officielles qui auraient dû atteindre en temps certain des officiers de marine allemands, et qui les avertissaient de se préparer dès la mi-juillet. Cette avance prise par vos troupes a rendu la tâche d'autant plus difficile pour les nôtres. Nous avons été naïfs, puisque nous avons cru aux affirmations de vos hommes d'Etat. Vous déclarez que ce sont des procédés de bonne guerre, soit! Cela fait partie de la morale diplomatique léguée par Bismarck à ses successeurs. Mais pour essayer de continuer ce mensonge, vous n'avez plus l'excuse de l'utilité. Il est connu de tous, sauf, paraît-il, des représentants de la science et de l'art allemands, assez dépourvus de perspicacité pour l'ignorer.

Ils affirment encore que l'Allemagne n'a pas violé la neutralité de la Belgique: elle s'est contentée de «prendre les devants». En dehors des preuves authentiques publiées, nous appelons votre attention sur un fait indéniable. Confiant dans le traité garantissant la neutralité de la Belgique, au bas duquel se trouvait la signature de l'Allemagne; dans la parole donnée il y a peu de temps au roi de Belgique par votre Empereur, nous avons laissé malheureusement notre frontière du nord dégarnie. Vous devez savoir également, Monsieur le professeur, que les Anglais n'ont agi qu'après la violation effective du sol de la Belgique. Il est vrai que nous connaissions le plan de campagne exposé par votre général Bernhardt, mais nous avons la naïveté de croire que si telle était l'opinion d'un général, le chancelier de l'empire considérerait qu'un traité, portant la signature impériale, était autre chose qu'un «chiffon de papier».

L'Allemagne a également forfait à sa signature en violant le traité de neutralité du Luxembourg. Vous avez omis d'affirmer

que, là aussi, vous n'avez fait que prendre les devants.

Votre factum se fait l'écho de journaux allemands qui affirment que ce sont les Belges, et en particulier les femmes, qui ont «commencé contre vos troupes». Un journal américain a répondu en disant: «Si ce sont les femmes belges qui ont attaqué les soldats allemands sur le sol de la Belgique, qu'est-ce donc que ces soldats faisaient sur le sol belge?» La vérité est que vos troupes, obéissant aux officiers, comme le prouvent des papiers que l'on a pu saisir et que vous trouveriez cités dans le rapport de la Commission belge au président Wilson, ont mis à exécution des ordres qui semblent inspirés par les inscriptions féroces des rois assyriens, exhumées sans doute sur la ligne du chemin de fer de Bagdad; et vous, vous trouvez tout naturel que l'on ait massacré et brûlé à Louvain, parce que la population civile aurait tiré contre vos troupes; mais une enquête faite de compte à demi avec les représentants des Etats-Unis (que vous daignez estimer assez pour leur demander de représenter vos ressortissants) a prouvé que la population civile était désarmée. Si vous approuvez aujourd'hui l'incendie de la Bibliothèque de Louvain, avez-vous approuvé jusqu'ici les incendiaires de la Bibliothèque d'Alexandrie? Il est vrai qu'ils n'avaient pas la *deutsche Kultur*. Le résultat militaire de la culture allemande place vos soldats dans un stade de civilisation antérieur à celui des Vandales qui, lors de la prise d'Hippone, épargnèrent la Bibliothèque.

A Paris, si l'un de nous était passé, vendredi, 9 octobre, rue d'Edimbourg, en face du n° 24 en se rendant à un bureau de la Société d'économie politique situé au n° 14, il aurait pu être assassiné par une bombe lancée par un de vos Tauben, sur la population civile d'une ville dont le bombardement n'a pas été notifié. Un autre taube provoquait à l'aide d'une bombe un commencement d'incendie de l'église Notre-Dame, et on ne peut invoquer pour cet attentat le prétexte avancé pour excuser la destruction de la cathédrale de Reims. Aucun observateur n'aurait pu apercevoir du haut de ses tours un soldat allemand.

Vos cosignataires et vous, vous vous indignez parce que le monde civilisé traite vos troupes de barbares. Considérez-vous donc que ces actes soient une haute expres-



sion de la civilisation? Et voici le dilemme: ou vous les ignorez; alors vous êtes bien légers; ou vous les approuvez; alors vous devez en faire l'apologie dans vos livres de morale et de droit.

Vous ne feriez que suivre les théories de vos auteurs militaires qui ont déclaré la nécessité d'épouvanter la population civile afin de faire peser sur son gouvernement et sur son armée une terreur telle qu'ils soient forcés de demander la paix.

Mais si ceux de vos collègues qui professent la psychologie ont approuvé cette théorie, ils doivent avouer aujourd'hui qu'ils ont commis une grossière erreur; car de tels actes, loin de pousser à la lâcheté, provoquent l'indignation de tous et exaltent le courage de nos soldats.

Toutefois, vos auteurs militaires n'ont pas dit que le vol était un moyen d'assurer la victoire. Cependant le kronprinz, votre empereur de demain, a cueilli au château du comte de Baye des objets de collection, en métal précieux et les a précieusement fait emballer et expédier.<sup>1)</sup> On a trouvé des malles de vos officiers pleines d'objets qui constituaient des fonds de marchandes à la toilette.

Vous et vos cosignataires, représentants de la science et de l'art allemands, y comprenez-vous la science de l'art du cambriolage? Les professeurs de droit et les éco-

1) La «Gazette de Lausanne» du 22 octobre a reproduit ce texte en ajoutant la note suivante: Nous avons publié, dans notre numéro du 7 octobre, à propos de cette accusation, portée par la baronne de Baye contre le kronprinz allemand, la lettre suivante:

Berne, 5 octobre.

Messieurs,

Dans la Gazette de Lausanne, numéro 268, vous avez reproduit un télégramme de Bordeaux accusant le prince héritier d'Allemagne d'avoir volé des bijoux etc., etc. au château de la baronne de Baye, à Champaubert.

Auriez-vous l'obligeance de constater que d'après vos propres nouvelles, l'armée du prince héritier s'est battue aux environs de Verdun et dans les Argonnes. Or, Champaubert et le château de Baye se trouvent au nord de Sézanne, c'est-à-dire à plus de 100 km des champs de bataille de l'armée du kronprinz.

Veuillez agréer, etc.

Romberg, Ministre d'Allemagne.

nomistes vous font-ils l'apologie de cette manière d'acquérir la propriété? Et s'il en est ainsi, que devient votre code pénal?

Vous et vos cosignataires vous affirmez que la lutte actuelle est dirigée «contre la culture allemande». Si cette culture enseigne que le droit des gens comporte le mépris des traités, le mépris de la propriété privée, le mépris de la vie des non-combattants, vous ne devez pas être étonnés que les autres nations ne désirent pas la conserver à votre profit et à leur détriment.

Ce n'est point par les armes, mais par les arguments et les faits que les économistes comme nous, fidèles à l'école des Physiocrates et d'Adam Smith, avons essayé de nous protéger contre elle. A la veille de la guerre, à l'inauguration du monument de Turgot, nous opposions ses idées de liberté et d'humanité à la Realpolitik germanique. Nous espérons que les événements actuels guériront ceux de nos professeurs qu'elle avait contaminés et qu'ils cesseront de se faire les complices de cette forme de pangermanisme qu'ils ont introduite dans l'opinion et dans la législation. Les actes de vos diplomates et de vos généraux et l'approbation que vous et les autres représentants de la science allemande, vous leur donnez, sont une démonstration terrible, mais décisive, des dangers et de la vanité de la culture allemande. Vous en êtes les propres destructeurs.

Sans notre militarisme, dites-vous, notre civilisation serait anéantie depuis longtemps. Et vous invoquez l'héritage de Goethe, de Beethoven et de Kant. Mais Goethe, né dans la ville libre de Francfort, vécut à la cour de Charles-Auguste, à Weimar, qui était un centre de libéralisme et d'art toujours menacé par la Prusse. Mais Beethoven, d'origine flamande, demeuré en Hollande jusqu'à l'âge de vingt-quatre ans, ayant passé le reste de sa vie à Vienne, n'a rien de commun avec le militarisme prussien, si redoutable à l'Autriche. Mais Kant, s'il est né et a vécu à Königsberg, la vraie capitale du royaume de Prusse, a salué la Révolution française; et, quand il mourut en 1804, ce n'était point le militarisme prussien qui avait recommandé son œuvre à l'étude du monde.

La solidarité que vous établissez entre le militarisme allemand et la culture allemande, dont vos collègues et vous vous déclarez les représentants, est la preuve de la confusion des conceptions allemandes.

Pour présenter au monde Goethe, Beethoven et Kant, vous les entourez de baïonnettes. De même chaque industriel et chaque négociant allemand a pris l'habitude de dire: «J'ai quatre millions de baïonnettes derrière moi!» Votre Kaiser disait à des industriels qui se plaignaient du malaise des affaires: «Il faut que je voyage!» Et il allait à Constantinople, il allait à Tanger après le discours de Brême. Dans chacune de ses paroles, dans chacun de ses gestes, il affirmait la subordination de la civilisation économique à la civilisation guerrière. Il considérait qu'il devait ouvrir des débouchés à coups de canon et affirmer la valeur des produits allemands à la pointe de son épée. De là ses armements formidables, ses menaces perpétuelles qui tenaient toutes les nations dans un état d'inquiétude permanent. La cause profonde et véritable de la guerre, la voilà, et elle appartient tout entière à votre Kaiser et à son entourage.

Que la plupart des représentants de la science et de l'art allemands, signataires du factum, soient incapables de la dégager, nous le comprenons; mais il n'en est pas de même de vous, vous qui avez dénoncé les abus et les conséquences du protectionnisme allemand; et nous nous rappelons qu'au congrès d'Anvers, vous étiez d'accord avec nous, pour en reconnaître le caractère agressif.

Nous vous prions de croire à l'expression des sentiments de haute considération que nous avons pour votre science jusqu'ici si sûre.

Yves Guyot,

Rédacteur en chef du Journal des Économistes.

Daniel Bellet,

Professeur à l'Ecole des sciences politiques et à l'Ecole des Hautes Etudes commerciales.

München, den 24. Oktober 1914.  
Mandlstraße 5.

An die Herren Yves Guyot, früherer Handelsminister der französischen Republik und Chefredakteur des Journal des Économistes, und Daniel Bellet, Professor an der Schule für Staatswissenschaften und der Handelshochschule in Paris.

Sehr geehrte Herren!

Ich wage es nicht mehr, Sie mit dem Titel „Chers confrères“ anzureden, der bis-

her in unserem Verkehr wie in dem Verkehr sämtlicher Nationalökonomien untereinander in Frankreich üblich gewesen ist. Denn Sie selbst sind es, die mir diese Anrede in dem für mich schmerzlichen Brief, den Sie mir zuschreiben die Ehre erwiesen haben, entzogen haben. Der Brief ist für mich schmerzlich, weil er von einer Leidenschaft getragen ist, die Sie augenscheinlich so sehr verblendet, daß es mir fraglich schien, ob ich Ihnen überhaupt antworten sollte. Da Sie aber Ihren Brief, noch bevor er in meine Hände gelangt war, in der „Gazette de Lausanne“ und vielleicht auch in anderen Zeitungen veröffentlicht haben, könnte man mein Schweigen vielleicht mißdeuten, und so muß ich mich denn der peinlichen Aufgabe unterziehen, Ihre Ausführungen Punkt für Punkt zu widerlegen.

Sie haben den Aufruf an die Kulturwelt gelesen, den ich zusammen mit 92 anderen deutschen Vertretern von Wissenschaft und Kunst unterzeichnet habe. Aber warum entstellen Sie den Sinn unseres Aufrufes gleich in der ersten Zeile, in der Sie dieselben Erwähnung tun, indem Sie zu den Worten „An die Kulturwelt“ in Parenthese den Satz hinzufügen: „zu der Frankreich augenscheinlich nicht gehört“? Da wir unseren Aufruf auch in französischer Sprache an die Franzosen gerichtet haben, so berührt es eigentümlich, wenn Sie durch die Einschaltung die Vorstellung erwecken wollen, als ob wir es seien, die den Franzosen den Charakter einer zivilisierten Nation absprechen!

Aber das ist nur der Anfang, und ihm entsprechend geht es weiter. Im 2. Satz begründen Sie Ihre an sich gerechtfertigte Voraussetzung, daß Professor Schmoller in Berlin den Aufruf unterschrieben habe, mit einer Bemerkung, die mich angesichts der Tatsachen, die Ihnen doch wohl bekannt sind, in höchstes Erstaunen versetzt hat. Sie sehen nämlich die Ursache der Unterschrift Schmollers in seinem angeblichen Haß gegen Frankreich, den er schon vor zwei Jahren betätigt habe, indem er sich damals geweigert habe, zum 70jährigen Stiftungsfest der Société d'Économie Politique de Paris zu kommen. Professor Schmoller ist aber seit Jahren sehr leidend, hält sich mit Rücksicht auf seine Gesundheit schon seit lange von jedweder Festlichkeit fern und hat deshalb damals, statt selbst nach Paris zu kommen, seinen Nachfolger an der Berliner

Universität, Herrn Professor Herkner, als seinen Vertreter entsandt. Das ist Ihnen wohl bekannt, denn in dem von Ihnen selbst veröffentlichten Auszug aus dem Journal des Economistes vom 12. Juni 1912 haben Sie auf Seite 21 die damals gehaltene Rede des Professors Herkner abgedruckt, die mit den Worten beginnt: „Der Präsident des Vereins für Sozialpolitik, Herr Gustav Schmoller, bedauert aufs lebhafteste, daß sein hohes Alter und sein Gesundheitszustand ihm nicht gestattet haben, nach Paris zu kommen. Er hat mich beauftragt, Ihnen in seinem Namen für die lebenswürdige Einladung zu danken, welche Ihre Gesellschaft dem Vorstand des Vereins für Sozialpolitik zukommen zu lassen die Güte gehabt hat, und Ihnen zu sagen, daß er Ihre Tagung mit den besten Wünschen begleitet.“

Danach kann es fast nicht mehr in Verwunderung setzen, wenn Sie in Ihrem 3. Satz Schmoller in seiner Berliner Rektoratsrede vom 15. Oktober 1897 sagen lassen: „daß die deutsche Wissenschaft keine andere Aufgabe habe, als die kaiserlichen Botschaften von 1881 und 1890 zu feiern“; auch habe er angedeutet, daß jedweder Schüler Adam Smiths, der aus seiner Wissenschaft nicht die Magd der kaiserlichen Politik zu machen bereit sei, „auf seinen Lehrstuhl zu verzichten habe“.

Als ich das las, glaubte ich zu träumen. Als seinerzeit die deutsche Sozialpolitik durch die kaiserliche Botschaft inaugurirt wurde, bin ich gegen den dadurch eingeführten Arbeiterversicherungszwang in einer unter dem Titel „Der Arbeiterversicherungszwang, seine Voraussetzungen und seine Folgen“ 1881, Berlin, Verlag von Karl Habel, veröffentlichten Schrift aufgetreten. Nichtsdestoweniger bin ich 1882, und zwar gerade auf Schmollers Vorschlag, als sein Nachfolger an die Universität Straßburg berufen worden. Sollte derselbe Mann wirklich 1897 geschrieben haben, daß ein Professor der Nationalökonomie, der seine Wissenschaft nicht zur Magd der kaiserlichen Politik herabwürdige, auf seinen Lehrstuhl verzichten müsse? Da ich die Rektoratsrede Schmollers von 1897 nicht mehr in Erinnerung hatte, schlug ich sie nach. Es heißt da (Jahrbuch für Gesetzgebung und Volkswirtschaft, XXI, p. 1407): „Die durch Verfassung und Verwaltungsrecht garantierte Unabhängigkeit der aka-

demischen Lehrer, das glückliche Ergebnis unserer Universitätsverfassung, ermöglicht den Vertretern der Staatswissenschaft, nach oben und unten, nach rechts und links sich unabhängig zu fühlen.“ Schmoller sagt also das direkte Gegenteil von dem, was Sie ihn sagen lassen. Und ebenso hat das, was Sie ihm über das Verhältnis der deutschen Wissenschaft zu den kaiserlichen Botschaften von 1881 und 90 in den Mund legen, einen völlig anderen Sinn als den von Ihnen wiedergegebenen. Die Stelle lautet: „Alle großen idealen Güter der Menschheit, das Christentum, die Rechtsentwicklung von Jahrtausenden, die sittlichen Pflichten der Staatsgewalt, wie sie sich vor allem in Deutschland und Preußen entwickelt, weisen uns auf denselben Weg der Reformen hin, den die kaiserlichen Botschaften von 1881 und 90 uns vorgezeichnet haben. Die deutsche Wissenschaft hat nichts getan als versucht, für diese uralten ethisch-religiösen und rechtlich-staatlichen Imperative die kausale Begründung zu geben und den strengen Beweis der Wahrheit zu erbringen.“

Nach dieser Einleitung Ihres Briefes, deren Beurteilung ich angesichts der beigebrachten Tatsachen dem Leser ohne weiteren Kommentar überlasse, wenden Sie sich gegen mich. Sie sind empört, daß ich es wage, gegen die Lügen und Verleumdungen, mit denen Deutschlands Feinde seine Sache in dem ihm aufgezwungenen schweren Daseinskampf zu beschmutzen trachten, Protest erhebe. Dabei sind Sie so lebenswürdig, mir eine völlige Unkenntnis der seit Beginn des Krieges veröffentlichten diplomatischen Dokumente unterzuschreiben. Es ist noch freundlich, daß Sie glauben, daß ich wenigstens das Memorandum Österreichs an Serbien gelesen habe. Sie haben ganz recht, von diesem Memorandum zu sagen, daß es eine starke Sprache rede. So haben wir damals alle gedacht, als wir lasen, daß Österreich an der serbischen Untersuchung aus Anlaß der Ermordung des österreichisch-ungarischen Thronfolgers und seiner Gattin durch eigene Beamte beteiligt sein wolle. Aber heute, nachdem der Prozeß der Mörder des Thronfolgers erwiesen hat, daß das Verbrechen in Serbien vorbereitet worden ist und daß serbische Behörden Mitwisser des Verbrechens gewesen sind, läßt sich begreifen, daß die



Regierung einer Großmacht, die nicht zum Gegenstand des Spottes über ihre Einwilligung in eine Farce, die der Prozeß ohne dies geblieben wäre, werden wollte, nicht weniger verlangen konnte.

Was Sie des weiteren über die Stellung Deutschlands zu dem österreichisch-serbischen Konflikt, über Deutschlands Wunsch, ihn zum Ausgangspunkt eines Krieges gegen Rußland und Frankreich zu machen und speziell über die Tätigkeit des deutschen Botschafters in „Petrograd“ schreiben, steht so sehr mit allen Tatsachen in Widerspruch, daß ich es mir nur erklären kann, daß man dem französischen Publikum die Depeschen vorenthalten hat, die nicht nur zwischen Berlin und der russischen, französischen und englischen Regierung Ende Juli und Anfang August gewechselt worden sind, sondern daß Sie auch die seitdem veröffentlichten nichtdeutschen Dokumente nicht kennen. Ich verweise Sie z. B. auf den Bericht, den der belgische Geschäftsträger in „Petrograd“ — ein gewiß einwandfreier Zeuge — unter dem 30. Juli an seinen Minister erstattet hat. Der Bericht bezeugt vor allem, daß „Deutschland sich hier ebenso wie in Wien bemüht hat, irgendein Mittel zu finden, um den allgemeinen Konflikt zu vermeiden“. Er bezeugt ferner mit Nachdruck, daß die russische Kriegspartei, die den Krieg wollte, erst durchgedrungen sei, nachdem durch Zusicherung des englischen Beistandes die Mitwirkung einer Marine gewonnen war. Mit dem ganzen Maß von Deutlichkeit, das mit der hergebrachten Höflichkeit der Diplomatie vereinbar ist, bezeugt er endlich, daß die russischen Versicherungen, es werde nicht gegen Deutschland mobilisiert, der Wahrheit widersprechen und daß die Hinausschiebung der Kriegserklärung nur noch den einen Zweck habe, für die letzten Vorbereitungen Zeit zu gewinnen. Daher denn auch der erbitterteste Gegner, welchen unsere Regierung in Deutschland hat, die deutsche Sozialdemokratie, diese angesichts dieser Tatsachen von der Anklage, diesen Krieg gewollt zu haben, ausnahmslos freigesprochen hat. Vergleichen Sie dafür den Aufsatz von Hugo Poetzsch: „Der Krieg und die sozialdemokratische Presse“ in dem 18. Heft der Sozialistischen Monatshefte. Da heißt es: „Soweit die Parteiblätter die Schuldfrage erörtern, erkennen sie alle rückhaltlos an, daß die deutsche Regierung diesen Krieg

nicht gewollt, daß sie bis zum letzten Ende alles getan habe, ihn zu vermeiden, was auch sonst verschuldet sein mag in all den Jahren.“ Und schließlich bringen Sie selbst ja einen Beleg dafür bei, daß der Krieg der deutschen Regierung überraschend gekommen sei. Nachdem französische Blätter bisher den deutschen Kaiser ob seiner Friedensliebe als Guillaume le Timide verhöhnt haben, wollen Sie in ihm und seiner Umgebung jetzt die einzige Ursache des Krieges erblicken und werfen ihm als besonders raffiniertes Verbrechen vor, daß er unmittelbar vor Ausbruch des Krieges „unauffindbar“ gewesen sei. Nichts, was Ihre Anschuldigungen besser zu widerlegen vermöchte als gerade diese Tatsache. Der Kaiser befand sich auf seiner jährlichen Nordlandsreise, als der Konflikt ausbrach. Man pflegt sich doch nicht auf eine Erholungsreise zu begeben in dem Augenblick, in dem man einen Krieg gegen die gesamte übrige Welt zu entfesseln beabsichtigt.

Sie wollen einen weiteren Beleg für die Schuld Deutschlands darin finden, daß unser Generalstab unter der Hand, noch während die Diplomatie verhandelte, bereits die deutschen Truppen teilweise mobil gemacht habe „par appel individuel“. Aber was Sie da schreiben, ist einfach unmöglich. Eine deutsche Mobilmachung erfolgt niemals individuell, sondern durch eine allgemeine Bekanntmachung. Was Herr Courcelle-Seneuil in Bex in der Schweiz gesehen haben kann, muß also etwas ganz anderes gewesen sein. Es ergehen nämlich in jedem Jahre zweierlei Aufforderungen an jeden Wehrpflichtigen des Beurlaubtenstandes. Die eine befiehlt ihm, daß er sich nach allgemeiner Bekanntmachung des Mobilmachungsbefehles, ohne einen weiteren Gestellungsbefehl abzuwarten, an dem ersten oder zweiten oder dritten oder einem noch späteren Mobilmachungstag an bestimmter Stelle zu melden hat. Ob aber und an welchem Tag des Jahres eine Mobilmachung stattfindet, steht niemals in dieser Aufforderung und kann schon mit Rücksicht auf die nötige Geheimhaltung nie in einer solchen stehen. Wenn also Einberufungen für einen bestimmten Zeitpunkt vorgefunden wurden, so kann es sich nur um eine zweite Art von Aufforderungen handeln. Jeder Reservist erhält nämlich, bis er die vorgeschrie-

bene Zahl von Friedensübungen mitgemacht hat, wie in Frankreich so auch in Deutschland, ohne jede Kriegsaussicht, periodisch eine individuelle Einberufung. Schon aus der Tatsache, daß jeder Wehrpflichtige des Beurlaubtenstandes seit 40 Jahren und mehr in jedem Jahr diese Mitteilungen erhalten hat, ergibt sich, daß Herr Courcelle-Seneuil aus den von ihm eingesehenen Papieren falsche Schlüsse gezogen hat. — Insbesondere haben die in diesem Jahre zu den Manövern ergangenen Einberufungen Deutschland statt des von Ihnen behaupteten Vorsprungs sogar einen Nachteil gebracht, indem die Mannschaften von den Plätzen, auf die sie sich zu Manöverzwecken begeben hatten, nach den Plätzen, wo sie sich im Kriegsfall zu stellen hatten, zurücktransportiert werden mußten. Und ebenso dürfte es sich mit der Korrespondenz deutscher Marineoffiziere verhalten, die man am Kap aufgefangen haben will. Dagegen ist es Tatsache, daß Rußland schon am 1. August den Krieg gegen uns eröffnet hat und daß schon am selben Tag auch von französischer Seite, ohne daß eine Kriegserklärung ergangen gewesen wäre, Feindseligkeiten gegen Deutschland eröffnet wurden, indem französische Truppen kompagnieweise die deutsche Grenze überschritten und die Ortschaften Gottesthal, Metzeral, Markirch sowie den Schluchtpaß besetzten. Das geschah zu einer Zeit, da der deutsche Botschafter in London mit Sir Edward Grey noch über den Fall verhandelte, daß Frankreich in dem von Rußland begonnenen Krieg neutral bleibt. Erst der 2. August ist der erste deutsche Mobilmachungstag gewesen, so daß Lüttich am 3. August mit noch nicht mobil gemachten deutschen Truppen angegriffen werden mußte, als es aussichtslos schien, den Frieden zu bewahren und es darauf ankam, in dem unvermeidlich gewordenen Krieg sich die besseren Chancen zu sichern.

Was Sie über die Verletzung der Neutralität Belgiens durch die Deutschen schreiben, ist nur verständlich, wenn ich annehme, daß Ihnen alles unbekannt geblieben ist, was die letzte Zeit an Dokumenten zutage gefördert hat, welche unwiderlegbar beweisen, daß schon seit Jahren ein gemeinsames Zusammenwirken Englands und Frankreichs unter der Verletzung der belgischen Neutralität für den Fall eines Kriegs gegen Deutschland verabredet war. Daß

dann nach ausgebrochenem Krieg keine andere Rücksicht mehr gilt, als dem Vaterlande den Sieg zu erringen, ist etwas, was Sie nicht beanstanden sollten. Haben doch die Franzosen, gleichviel wo in der Welt ihre Truppen im Felde standen, nie eine andere Rücksicht gekannt als den Sieg. Insbesondere ist keine Nation rigoroser gewesen in der Anwendung des militärischen Grundsatzes, daß Zivilpersonen, die sich am Kampf beteiligen, erschossen werden, als die Franzosen. Es ist traurig, daß außerdem auch noch Unschuldige leiden; daher der Fluch diejenigen trifft, welche einen solch entsetzlichen Krieg wie den gegenwärtigen hervorgerufen haben.

Was soll ich aber sagen, wenn auch Sie so tief sinken, die deutsche Armee der Plünderung und des Diebstahls zu bezichtigen und sich dabei nicht scheuen zu wiederholen, der deutsche Kronprinz habe seine Anwesenheit im Schlosse Baye dazu benutzt, dieses zu plündern. Gleichzeitig mit Ihrem Brief habe ich das Abendblatt des „Berliner Tageblattes“ vom 22. Oktober erhalten. Darin finde ich folgende Notiz: „Der Mitarbeiter des ‚Journal de Genève‘ besichtigte das Schlachtfeld an der Marne und kam auch vor das Schloß Baye, dessen Besitzerin, eine Baronin, in einem Brief den Kronprinzen beschuldigt hat, das Schloß ausgeplündert und den Raub in Kisten fortgeführt zu haben. Der Journalist fand das Gebäude unversehrt vor. Die Haushelferin gab an, nichts zu wissen, obgleich sie anwesend war, als dort die Offiziere logierten. Beschädigt seien nur zwei Vitrinen, und zwar sind deren Glaswände gesprungen, wahrscheinlich infolge einer Detonation. Hier liege also ein neuer Beweis für die wahnwitzigen Lügen vor, womit die französische Presse, vornehmlich der ‚Figaro‘ und der ‚Matin‘, das Land verhetzen. Der ‚Temps‘ hat übrigens eingestanden, daß der Kronprinz nach den amtlichen französischen Kriegsberichten überhaupt nicht in Baye gewesen ist.“ Nachdem selbst der „Temps“ die Verleumdung zurückgenommen hat, erachte ich es für selbstverständlich, daß auch Sie dies tun werden, und zwar mit Bedauern darüber, daß Sie eine solche Räubergeschichte kritiklos nachgeredet haben.

Zum Schluß lassen Sie mich noch ein Wort über unseren Protest dagegen sagen,

daß der Kampf gegen unseren sogenannten Militarismus kein Kampf gegen unsere Kultur sei. Sie scheinen zu übersehen, daß es zweierlei Dinge gibt, die man unter Militarismus versteht. Wenn wir Deutsche unter uns über Militarismus klagen, so haben wir dabei einzelne Übelstände vor Augen, nämlich daß der Offizier und der Reserveoffizier manchmal eine größere Rolle spielen, als ihm zukomme, daß in dem Bürobeamtentum aller Zweige eine zu große Zahl von Stellen den Militäranwärttern offen gehalten werde, und daß es bei uns Leute gibt, die so reden, als sei das Heer Selbstzweck, statt eines bloßen Mittels zur Sicherung der Existenzbedingungen Deutschlands. Das aber offenbar ist nicht der Militarismus, den Sir Edward Grey vor Augen hatte, als er erklärte, die Verbündeten führten Krieg, um Deutschland und Europa vom Militarismus zu befreien. Es ist das eine innere Angelegenheit, deren Austragung die Verbündeten wohl uns selbst überlassen könnten. Ein anderer Militarismus aber ist der das ganze Volk durchdringende Geist, daß es mit Freuden zu den Waffen zu greifen habe, wenn es gilt, das Vaterland zu verteidigen, und diesen Militarismus wird der von unseren Feinden unternommene Krieg statt ihn zu schwächen nur stärken. Denn die ganze Existenz des deutschen Volkes ist untrennbar mit diesem Militarismus verbunden, und darum besteht auch kein Widerspruch, wenn der Schluß unseres Aufrufes darauf Bezug nimmt, daß wir uns fühlen als die Erben eines Goethe, eines Beethoven und eines Kant. Was Sie über Goethe und den Liberalismus sagen, zeigt eine erstaunliche Unkenntnis von Goethe und wird nur übertroffen durch Ihre Behauptung, Liberalismus und Kunst seien stets bedroht worden durch Preußen, während Preußen seit Friedrich dem Großen als Pfleger beider groß geworden ist. Von Beethoven behaupten Sie, daß er, vlämischen Ursprungs, bis zu seinem 24. Jahr in Holland gelebt habe. Er war aber durchaus

deutscher Rheinländer, weit mehr, als Léon Gambetta Franzose gewesen ist; sein Großvater war Kapellmeister, sein Vater Tenorist in Bonn, seine Mutter aus Koblenz; er selbst war in Bonn geboren, hat dort seine Jugend zugebracht; Bonn aber ist nie holländisch gewesen. Und wenn Kant auch die Französische Revolution begrüßt hat, so hat er doch den Geist Friedrichs des Großen in seinem berühmten kategorischen Imperativ zusammengefaßt, und, wie gar manches andere, scheint Ihnen sein Satz unbekannt geblieben zu sein, der wie für die gegenwärtige Lage geschrieben scheint: „Die englische Nation als Volk betrachtet ist das schätzbarste Ganze von Menschen im Verhältnis gegeneinander, aber als Staat gegen andere das verderblichste, gewaltsamste und herrschsüchtigste und kriegserregendste unter allen.“ Sie werden zugeben, daß wir nur im Geiste Kants handeln, wenn wir, durchdrungen von seinem kategorischen Imperativ, uns gegen England wehren, das Frankreich in diesem Krieg für sich kämpfen läßt.

Ich werde mir erlauben, Ihnen zwei Aufsätze zu senden, die ich geschrieben habe und die in den nächsten Tagen erscheinen werden. Der eine behandelt „Deutschland und seine Gegner, insbesondere England“ <sup>1)</sup>, der andere „Der Krieg und die Sicherung eines dauernden Friedens“. Obwohl ich annehmen zu dürfen glaube, daß Sie unter anderen Umständen meinen im letzteren Aufsatz ausgesprochenen Anschauungen zustimmen würden, muß ich angesichts Ihres Briefs daran leider verzweifeln. Sollte ich mich darin irren, dürfen Sie sicher sein, daß sich nach wie vor niemand mehr darüber freuen würde wie Ihr

früherer vielfacher Mitstreiter

Dr. Lujo Brentano,

Professor der Nationalökonomie  
an der Universität München.

1) Siehe das dritte Kriegsheft. Die Red.



# INTERNATIONALE MONATSSCHRIFT FÜR WISSENSCHAFT KUNST UND TECHNIK

9. JAHRGANG

HEFT 5

1. DEZEMBER 1914

## Der Krieg und der islamische Orient.

Von Enno Littmann.

Seit auch die Türkei in den großen Weltkrieg eingegriffen hat, sind die Mächte, Völker, Religionen und Zungen in einer ganz neuen Weise gruppiert. Und doch ist es ein einziger großer Gedanke, der Deutschland, Österreich-Ungarn und den Islam verbindet, der ihnen die innere Kraft und den Willen zum „Siegen schlechthin“ verleiht: es ist der Kampf um ihre eigene Existenz und um ihre politische und kulturelle Geltung in der Zukunft, und das feste Vertrauen auf ihren Beruf in der Geschichte der Menschheit. Zwischen Deutschland und den ihm befreundeten Mächten ist freilich der Unterschied, daß hier ein einziges Volk steht, dort aber verschiedene Rassen, Völker und Sprachen sich zu einer Einheit zusammengeschlossen haben.

Auf der Seite der Tripleentente kämpfen Engländer, Iren, Schotten, Kanadier, Australier, Franzosen, Bretonen, Basken, Inder verschiedener Abstammung, Berber, Senegalesen, Kongoneger, Serben, Montenegriner, Großrussen, Kleinrussen, Polen, mongolische, tatarische, kaukasische Völkerschaften, Japaner; auch kanadische Indianer sollen nach den Zeitungsberichten noch herangerufen werden. Auf der Seite Deutschlands kämpfen Deutsch-Österreicher, Magyaren, Italiener, verschiedene slawische Stämme, ungarländische Rumänen; in der Türkei sind Osmanen und andere türkische Stämme, Araber, Griechen, Slawen, Armenier, Kaukasier, Syrer, Perser, Kur-

den vereint. Auf beiden Seiten kämpfen Protestanten, Katholiken, Orthodoxe, Juden, Muslime; die „Heiden“ sind nur auf seiten der Tripleentente in Gestalt der Japaner und vielleicht zum Teil bei den indischen Truppen vertreten. Weder Abstammung, noch Sprache, noch Religion hat ein einigendes Band geschlungen, doch auf türkischer Seite ist zu erwarten, daß der Islam als Idee eine gewichtige Rolle spielen wird. Es ist ein Kampf der Interessen, in den ein ungeheuer großer Teil der bewohnten Erde hineingezogen ist. Fast alle Gegensätze, die sich im Laufe von Jahren aufgespeichert haben, werden nun, da das Recht versagt, durch den Krieg zum Austrag gebracht. Aber Deutschland und seine Verbündeten können trotz des Widerstreits der Meinungen, in dem natürlich auch die Gegner behaupten, im Recht zu sein, mit ruhigem Gewissen sagen, daß dieser Kampf der Interessen ihnen aufgezwungen ist, daß er ein Defensivkampf der Notwehr ist, und sie können der festen Zuversicht leben, daß eine unparteiische Geschichtsschreibung der Zukunft dies anerkennen wird. Freilich werden viele Jahre darüber hingehen, ehe eine solche Unparteilichkeit sich auch nur einigermaßen allgemein durchsetzen wird. Auch England, Rußland und Frankreich kämpfen ja um ihre Existenz: England um seine alles erdrückende Weltseemacht, Rußland um seine politische Expansivkraft und seine Geltung als Vor-

macht des Slawentums, Frankreich um seine Existenz als Großmacht. Frankreich hat sich durch seine kurzsichtige Revanchepolitik, unter der sich die uralte aggressive Tendenz gegen die deutsche Westgrenze verbarg, in den unheilvollen Krieg gestürzt. Rußlands und Englands Tendenzen und ihr „Existenzkampf“ sind aber derart, daß sie in keiner Weise vor dem gerecht abwägenden Forum der Weltgeschichte werden bestehen können. Gerade sie sind es auch, die Deutschland, Österreich-Ungarn und die islamische Welt miteinander vereint haben.

Schon vor Beginn der Einkreisungspolitik Eduards VII. hatte der Deutsche Kaiser mit weit vorausschauendem Blick erkannt, wie wichtig für Deutschland eine starke Türkei und ein freundschaftliches Verhältnis zwischen dem Deutschen Reich und dem Islam sei. Seine Reise nach Jerusalem im Jahre 1898 war das deutlichste Zeichen dieser Annäherung. Französische Blätter fielen schon damals mit unangebrachten Witzen über diese „Pilgerfahrt“ und „Himmelfahrt“ her. Als ich im Jahre 1899 in Syrien war, trat mir bei den Muslimen überall offene Freundschaft entgegen. Von dem „Imperatür Ghalyûm“ wurde viel gesprochen. Türkische Offiziere arabischer Nation kamen zu mir ins Zelt, um Deutsch zu lernen. Freilich bei syrischen Christen, die so lange unter französischem Schutz und unter französischem Einfluß gestanden hatten, wurden auch wohl spöttische Bemerkungen über den Deutschen Kaiser laut. Als im Jahre 1904 die deutsch-türkische Freundschaft auf die Probe gestellt wurde durch die Akaba-Affäre, hielt sie englischer Rücksichtslosigkeit gegenüber nicht stand. Die Türkei wollte in ihrem eigenen Lande eine Bahn bauen, die sich von der Mekkabahn abzweigte, und zwar von Maân nach Akaba am

Roten Meere. Wegen der großen Nähe Ägyptens und des Suezkanals wollte England dies nicht zulassen. Deutschland konnte sich damals aus diesem Grunde nicht mit England entzweien. Nun hieß es, namentlich unter den französisch gesinnten Untertanen der Türkei, Deutschland habe die Türkei im Stiche gelassen. Viele solche Äußerungen hörte ich zu jener Zeit in Syrien. Im folgenden Jahre zeigte sich auf der Konferenz von Algéciras, daß Deutschland und Österreich-Ungarn allein standen; die Absichten Frankreichs auf Marokko konnten wohl verschleiert und hinausgeschoben, aber nicht aufgehoben werden, da sie die Billigung Englands gefunden hatten. Aber die islamische Welt und der Orient, der von England, Frankreich und Rußland aufgeteilt werden sollte, hatten doch gesehen, wie sich Deutschland für die politische Selbständigkeit eines islamischen Staates in Afrika eingesetzt hatte. Die Kunde davon, daß Deutschland im Orient keine politischen Ziele verfolgt, daß es nicht auf Landerwerb ausgeht, sondern Absatzgebiete für seinen Handel sucht und das Prinzip der offenen Tür in gleicher Weise für alle Nationen aufrechterhält, — diese Kunde war sogar bis zum fernen Abessinien gedrungen. Am 28. Januar 1906 sagte mir der Dädschazmatsch Gabra-Sellase, der damalige Gouverneur von Nordabessinien: „Abessinien und sein Kaiser freuen sich ganz besonders, daß zwischen ihnen und Deutschland freundschaftliche Beziehungen hergestellt sind. Sie wissen alle, daß die Deutschen kommen, um Handel und Wissenschaft zu treiben, nicht wie andere Völker, um Land wegzunehmen. Darum sind die Deutschen dem Kaiser Menelik auch ganz besonders lieb, und er hat dem deutschen Geschäftsträger eins der besten Grundstücke in Addis Abeba gegeben. Dr. Ro-

sens Mission nach Addis Abeba war die Morgenröte einer neuen Zeit, jetzt ist durch die Ankunft der Aksum-Expedition helles Sonnenlicht erschienen. Wer einen Garten hat, der darf nicht müßig dabei stehn, sondern muß viel begießen und arbeiten. Deutschland hat sich durch die Expedition nach Aksum bereit gezeigt, den Garten der Freundschaft mit Abessinien zu pflegen, und Abessinien nimmt dies dankbar an.“ Mehrfach äußerte auch derselbe Gouverneur zu mir, daß Abessinien in Gefahr sei, von England weggenommen zu werden, und daß Deutschland das einzige Land sei, an das Abessinien sich in der Not würde wenden können. Deutschland pflegte den Garten der Freundschaft mit der Türkei; aber immer und immer wieder suchte England diesen Garten zu zerstören. So war es zur Zeit der türkischen Revolution von 1908, als die Jungtürken durch den Hinweis auf die Freundschaft des Deutschen Kaisers mit dem verhaßten Sultan Abdulhamid und durch das Pochen auf den sogenannten englischen Liberalismus verhetzt wurden. So war es zur Zeit der Annexion Bosniens und während des türkisch-italienischen Krieges, als den Türken vorgehalten wurde, daß ihnen der Dreibund nur Schaden gebracht habe. Aber um 1910 begann die Türkei zu ahnen, welch eigennützige Zwecke England verfolgte, und zu erkennen, von welcher Seite ihr wirkliche Gefahr drohte. Durch die englisch-russische Freundschaft und die Teilung Persiens zwischen die beiden nunmehr befreundeten Staaten, die früher immer Gegner gewesen waren, gingen ihnen die Augen auf. Das nächste Ziel war die Aufteilung der Türkei; Rußland will seit Jahrhunderten Konstantinopel haben. Trotz der wiederholten Verdächtigungen von russischer Seite, daß Deutschland Kleinasien erwerben wolle,

wußte die Türkei, daß sie in dem Bestreben, sich nach dem Balkankriege von 1912/13 zu regenerieren und zu stärken, auf wirklichen Beistand nur bei Deutschland und Österreich-Ungarn rechnen konnte, denen allein an einer mächtigen, befreundeten, unabhängigen Türkei gelegen ist.

Zwar waren die Engländer im Orient nie wirklich beliebt. Man fürchtet sie, aber man haßt sie. Das tritt z. B. naiv hervor in dem bezeichnenden Schimpfwort, das in Mekka ein Vater gegen seine eigene Tochter ausstößt: „O du Tochter eines Engländers!“ Professor Snouck Hurgronje, der beste Kenner des Islams, berichtet in seinem Meisterwerke über „Mekka“, daß er im Jahre 1884 aus dem Munde der indischen Mohammedaner in Mekka nur Worte des bittersten Hasses gegen die Engländer hörte. Und in demselben Buche erzählt er, daß ein gebildeter Ägypter einmal über die Roheit und Unsittlichkeit der englischen Soldaten und die dumme Einbildung vieler Engländer klagte; als er von Snouck Hurgronje auf verschiedene nützliche Einrichtungen der englischen Regierung und die Vorzüge einzelner berühmter Engländer aufmerksam gemacht wurde, erwiderte der Ägypter mit dem Sprichwort: „Hier ein weißer Hund, dort ein schwarzer Hund, alle aber sind Hunde, Söhne von Hunden.“

Dieser Haß beruht auf verschiedenen Ursachen: auf der Tatsache, daß England diese Länder politisch unselbständig gemacht hat; auf dem nationalen Hochmut der Engländer, die immer nur mit einer gewissen Verachtung von den *natives* sprechen und eine unüberschreitbare Linie zwischen sich und den letzteren ziehen; in Ägypten auch auf dem Widerstand gegen die höhere Schulbildung der *natives* sowie auf der Willkürherrschaft des englischen Mi-



litärs und dem sittlichen Tiefstande des gemeinen englischen Soldaten.

Völker, die eine hohe Kultur besessen haben, wie besonders Indien und Ägypten, können nicht auf alle Ewigkeit politisch von einer anderen Rasse beherrscht werden. Zwar haben beide Länder viele Jahrhunderte hindurch Fremdherrschaft ertragen, aber es waren doch fast immer Völker des Orients, die herrschend dort eindringen und die dann im Lande heimisch wurden. Auch die Tatsache, daß England hie und da Ansätze zu einer liberalen Regierung und zur Mitwirkung der Einheimischen macht, ändert eben nichts an dem bedrückenden Gefühl, daß die Fremden, die ihnen so sehr fremd sind, doch wirklich herrschen und die Länder als ihr ausschließliches Eigentum betrachten. Denn „alle Kreatur sehnt sich nach Freiheit“, wie ein abessinisches Sprichwort besagt.

Über den nationalen Hochmut der Engländer ist in der letzten Zeit genug geredet und geschrieben worden. Jeder Nichtengländer hat ihn, wenn er mit Briten zusammentraf, selbst erfahren können; oft wird er freilich durch eine wirklich aufrichtige und herzliche Gastfreundlichkeit verdeckt, und vereinzelt haben selbst Engländer ihre Stimme gegen solchen Dünkel erhoben. Damit ist jedoch nicht gesagt, daß sich diese Form des Rassenfanatismus nicht auch bei anderen Völkern finde; aber bei den Briten wird sie doch in Reinkultur gezüchtet. Über diesen britischen Eigendünkel haben der Engländer H. St. Chamberlain und der Deutsche A. Tille beherzigenswerte Worte geschrieben, letzterer in seinem Buche „Aus Englands Flegeljahre“. Gerade im Orient tritt er besonders hervor, und ich habe oft gehört, daß Araber, selbst solche der niedersten Klassen, wie Arbeiter und Maultiertreiber, darüber klagten oder sich darüber lustig machten.

In Indien hat die englische Regierung zweifellos manches für die höhere Schulbildung der Einheimischen getan. Der indischen Kulturwelt haben aber die meisten Briten gänzlich verständnislos gegenübergestanden, und die indische Philologie ist gerade von Nichtengländern begründet und ausgebaut worden. In Ägypten aber liegen die Dinge anders. Da man — und zwar mit Recht — annahm, daß in Indien die Abneigung gegen die englische Herrschaft besonders von den Universitäten ausgeht und von den höher Gebildeten gepflegt würde, sagte man sich in Ägypten, die Indier seien zu klug geworden, die Ägypter müsse man dümmer erhalten. Im Jahre 1908 wurde die „ägyptische Universität“ mit viel Begeisterung, viel gutem Willen und Opfersinn von den Ägyptern begründet. Innere Zerwürfnisse und Schwierigkeiten stellten sich freilich bald heraus. Aber anstatt hier helfend einzugreifen, stellte sich die englische Unterrichtsverwaltung auf den Standpunkt, die ägyptische, von Ägyptern begründete Universität müsse zunächst zugrunde gehen; dann könne man eine neue, englische begründen, an der aber die Unterrichtssprache englisch, nicht arabisch sein müsse. Nur ein einziger wissenschaftlich gebildeter und interessierter Mann war damals unter den Engländern im ägyptischen Unterrichtsministerium.

Die englische Soldateska in Ägypten hat sich manche Ausschreitungen zuschulden kommen lassen. Auf zwei bezeichnende Vorfälle sei hier hingewiesen. Als bei dem Orte Denschawai englische Offiziere auf der Taubenjagd harmlosen Bauern ihre Felder zertraten und ihre Tauben erschossen, wehrten sich diese dagegen. Das mußte eine Anzahl von ihnen mit dem Tode büßen. Dies Urteil rief eine allgemeine Ent-

rüstung im ganzen Lande hervor, und es wird nicht so bald vergessen werden. Im Jahre 1910 riß ein englischer Offizier einem deutschen Oberkellner das Tisch-tuch weg, so daß alle Gläser, die darauf standen, zerbrachen. Der Oberkellner sagte zu dem Offizier, er werde ihm die Rechnung zuschicken. Darauf schlug der Offizier nach ihm. Aber im Augenblick warf der stämmige Deutsche den baumlangen Engländer auf die Erde und drosch ihn. Andere englische Offiziere saßen dabei. Der geschlagene Offizier wurde versetzt und befördert; aber ägyptische Beys und Paschas kamen, um den Mann zu sehen und zu umarmen, der vor einem englischen Offiziere keine Furcht hatte.

Als ich zu jener Zeit an der ägyptischen Universität Vorlesungen über die Geschichte der semitischen Sprachen hielt und dabei auch von Palmyra und seiner mächtigen Herrscherin Zenobia sprach, die ein orientalisches Nationalreich gründen und den Orient von der Römerherrschaft befreien wollte, ging eine merkbare Erregung durch die Gemüter der Studenten. Und viele fragten mich noch oft nach Zenobia. Da trat der Gegensatz von Ost und West klar zutage. Und dieser Gedanke bewegt nicht nur heute die Gemüter. Er ist uralte. Zu seiner Ausgleichung haben viele kulturelle und wirtschaftliche Momente und Bewegungen beigetragen. Aber wo nur immer politische Momente in den Vordergrund traten, flammte er wieder auf. Und solange England, Rußland, Frankreich große Teile des Orients politisch beherrschen, wird er in den Ländern, die eine eigene Kultur haben, nie ausgerottet werden.

Deutschland hat keine politischen Ambitionen im vorderen Orient. Das ist oft genug betont; das weiß auch jeder Türke und Araber. Aber wir haben starke wirt-

schaftliche und wissenschaftliche Interessen in jenen Ländern. Es ist uns darum außerordentlich viel daran gelegen, daß sie unserem Handel und unserer wissenschaftlichen Tätigkeit vollkommen frei erhalten bleiben. Darum müssen wir an der Regeneration der Türkei mit aller Energie mitarbeiten. Die türkische Konstitution, die manchem als das Zeichen einer neuen Zeit und einer großen Zukunft erschien, hat zunächst diese Regeneration nicht zur Folge gehabt. Sie führte zu einer politischen Betätigung der Offiziere, die das nationale Verteidigungsmittel, das Heer, untergrub. Die jetzige nationale Erhebung gegen Rußland, den Erbfeind, und gegen England, den verhaßten Beherrscher islamischer Länder, die mit der Türkei religiös und kulturell eng verbunden sind, wird mit all ihren ethischen Momenten hoffentlich zum Ziele führen.

Es wäre ein großes Unrecht, wenn die europäischen Mächte den ganzen Orient unter sich aufteilen würden. Der Islam hat seine Kulturaufgaben gehabt und wird sie auch in Zukunft haben. Im Mittelalter hat er nicht nur die Völker, die ihn bekannten, intellektuell und materiell gehoben; er hat auch die Wissenschaft des Altertums, die damals in Europa fast ganz unbekannt war, den Westländern vermittelt. Aber der Kulturaufgabe ging die politische voran; und so wird es auch jetzt nicht anders sein. Vor allem werden die Türken das Regieren und das Verwalten lernen müssen. Die Türken sind ein Herrschervolk. Der vornehme Charakter des echten Türken, gleichviel ob hoch, ob niedrig, offenbart sich jedem Europäer, der sich die Mühe nimmt, das Volk näher kennen zu lernen. Die sogenannte „türkische Mißwirtschaft“ beruht vor allem darauf, daß zweifelhafte Individuen der unterworfenen Völkerschaften zum Islam

übertraten und sich in die Verwaltung eindrängten; hinter manchem Ibrahim Bey oder Ahmed Effendi verbarg sich ein Name, der auf *-pulos*, *-wic* oder *-ian* endigte. Renegaten sind ja oft die skrupellosesten Menschen; auch Deutschland könnte Namen von solchen Männern, die in den letzten Jahren hervorgetreten sind, aufzählen. Andererseits konnten die Türken selbst nur mit Gewalt regieren, da sie von Natur wohl große militärische, aber keine verwaltungstechnische Begabung haben. Und gerade diese ist in einem Reiche, das so viele verschiedene Völkerschaften in sich vereinigt, sehr vonnöten. Hoffen wir, daß die Regeneration auch hierin gute Erfolge haben möge!

Deutschland, Österreich-Ungarn und die Türkei sind jetzt durch Interessengemeinschaft eng miteinander verbunden; sie kämpfen alle drei um ihre politische, wirtschaftliche und nationale Existenz gegen mächtige Feinde. Auch der islamische Orient hat seine Existenzberechtigung, und die Türkei als die einzige unabhängige islamische Macht ist dazu bestimmt, die Führung in der Neubelebung des Orients zu übernehmen. Wenn dann Asien gegenüber Europa wieder selbständiger wird, wenn Ost und West als gleichberechtigt einander gegenüber-

stehen, als verschiedene Formen des Menschentums und menschlicher Betätigung, dann werden Deutschland und Österreich-Ungarn das einigende Band zwischen Ost und West bilden, wirtschaftlich, wissenschaftlich und kulturell. An dieser Aufgabe wird auch das stammverwandte Holland einen hervorragenden Anteil haben, da gerade Leiden seit langem die Hochburg der Islamstudien in Europa ist.

Hoffentlich ist diese Zeit nicht mehr allzu fern. Wer solche Gedanken für Utopien hält, den verweise ich auf das Beispiel Griechenlands. Manch einer hat bis zum Jahre 1912 von den Graeculi mit Geringschätzung gesprochen; und so mag manch einer über die Turculi reden. Aber Griechenland hat einen großen Aufschwung genommen, und das ist für die Türkei ebenso gut möglich.

Noch dröhnen die Kanonen, noch spricht die Gewalt. Kein wirklicher Fortschritt in der Geschichte der Menschheit ist ohne große Opfer erkaufte worden. Das Opfer, das jetzt von dem deutschen Volke und von Österreich-Ungarn gebracht wird, wird auch für die Zukunft des islamischen Orients gebracht; die Türkei hat gezeigt, daß sie das Ziel richtig erkannt hat, und sie setzt wie wir Gut und Blut dafür ein.

## Der Krieg und die Slawen.

Von Alexander Brückner.

Der heutige Weltkampf verschlingt nicht nur ungezählte Opfer an Gut und Blut; er räumt auch mit Ideen und Idealen auf, unter anderen, ja vor allen anderen, mit dem sogenannten Panslawismus, d. i. mit der Idee der allslawischen Verbrüderung und Gemeinsamkeit, im Gegensatz zu der Welt der Romanen und Germanen. Diesem Panslawismus

lag zugrunde, ursprünglich ohne bestimmtes politisches Programm, bei Schonung nationaler Interessen und unter Wahrung der Gewissensfreiheit die Idee der brüderlichen Vereinigung der kleinen und schwachen slawischen Völker mit dem großen und starken russischen im Namen der gemeinsamen Abstammung und Sprache, der gleichen Anlagen und Tra-



ditionen, der zusammenhängenden Wohnsitz und der parallelen Entwicklung, endlich derselben patriarchalischen Tugenden und Sitten.

Seitdem diese Idee ihre romantischen Kinderkrankheiten der Überschwenglichkeit, Einseitigkeit u. dgl. überstanden hatte, führte sie im Grunde ein etwas kümmerliches Dasein und hatte sich immer deutlicher, schon durch die Macht der Verhältnisse, durch die ganz ungleiche Kräfteverteilung vor allem, zu einem mehr oder minder offenen Panrussismus ausgewachsen, war daher von den Polen stets aufs bitterste bekämpft und gehaßt worden. Auch ihre jüngste Abschwächung oder Häutung als sogenannter Neoslawismus hat daran nicht viel geändert. Die Namen, die diese Idee führte, konnten täuschen; jetzt aber, durch den heutigen Krieg, ist es für immer damit vorbei. Wie auch die Entscheidung fallen mag, der Panslawismus ist vernichtet.

Man spricht allerdings vom Gegenteil; man fabelt von einem Ringen des Slawentums mit dem Germanentum; ja, Ironie der Geschichte fügte es, daß gerade an dem Orte, wo vor einem halben Jahrtausend wirklich Slawen und Germanen auf Leben und Tod sich bekämpften, 1914 die erste „slawische“ Armee von Deutschen zerschmettert wurde. Aber gleich hiermit hört jede weitere Analogie völlig auf.

Zwar hat der Zar in seinem Moskauer Kreml seinem Überfall Deutschlands dieses nationale Mäntelchen umgehängt; er konnte eben nicht gut anders, denn mit den eigentlichen Motiven dieses Überfalles, d. i. mit dem Ehrgeiz der Großfürsten, mit der Rachsucht der Franzosen, mit dem hämischen Neid der Engländer, war vor der Welt, zumal vor der slawischen, nicht viel Staat zu machen. Seine Phrase von dem Kampfe des Slawen- und Germanentums griff Goremykin, griffen

namentlich die Gegner der Slawen freudig auf; ja, der Großfürst verkündete es aller Welt, daß seine Heere Erlösung und Befreiung den Slawen des Westens und Südens bringen sollten, — von denen des Ostens, die ihrer jedenfalls mehr bedurften, schwieg er wohlweislich.

Nichts war willkürlicher als diese Phrasen. Gab es doch, abgesehen von der chauvinistischen Hetzerei in einigen Petersburger Blättern, keinerlei Gegensätze, keinerlei widerstrebende Interessen, keinerlei Reibungsflächen zwischen Russen und Deutschen selbst. Ganz im Gegenteil, das slawische Polen war ja stets der festeste Kitt der russisch-preußischen Freundschaft gewesen, die 1863, 1866, 1870 die glänzendsten Proben ihrer Stärke ablegte. Bloße Mißverständnisse brachten sie seit 1878 ins Wanken; aber den Überfall von 1914 haben weder politische Mißverständnisse noch nationale Gegensätze hervorgerufen: es haben einfach die Franzosen durch ihre Milliarden das Erscheinen der Russen auf dem Kriegsplatzen erkaufte, und sie waren sehr unangenehm überrascht, ja enttäuscht, als die volle Wucht des ersten russischen Angriffes nicht etwa gegen Deutschland, wie sie es wünschten und erwarteten, sondern gegen das ihnen gleichgültige Österreich sich kehrte; das Österreich, in dem die Slawen eine ungleich größere Freiheit und Bedeutung haben, als sie ihnen je in oder durch Rußland zuteil werden könnte. Wenn doch nur die russischen Slawen die Freiheit genießen möchten, die den österreichischen längst zuteil ward!

1914 kämpfen somit Slawen (Böhmen, Polen, Ruthenen, Slowaken, Serben, Kroaten und Slowenen) gegen Slawen (Russen, Ruthenen, Polen und Serben), und nicht einmal die orthodoxen Slawen, die ja allein als Slawen von den Russen an-

erkannt werden, sind heute geeint, denn die orthodoxen Bulgaren würden, falls sie nicht die Griechen und Rumänen zu fürchten hätten, noch heute ihre orthodoxen serbischen Brüder überfallen.

Während nun in Deutschland jedes Kind weiß, warum gekämpft wird, daß abzuwehren ist das Attentat auf deutsche Selbständigkeit, dürfte kein Russe einen vernünftigen Grund angeben können, weshalb er in den Krieg zieht. Der Befehl des Zaren, die Aussicht auf Plündern, Mordbrennen, Niedermetzeln wehrloser Juden (wie dies in Ostgalizien geschah, in Kolomea, Kolbuschowa u. a.) mag ja Kosaken und „echt russischen“ Leuten als Kriegsgrund genügen, vermag jedoch nicht den völligen Mangel irgendeiner slawischen Idee in diesem Kampfe zu ersetzen. Und auch der Schutz Serbiens ist ja nur echt russischer Lug und Trug gewesen. —

Wie stellen sich nun die einzelnen slawischen Völker und die Ideen, die sie verkörpern, zu diesem Kampfe, mit was für Aussichten betreten sie den Kampfplatz?

Der Fortbestand der Polen und ihrer nationalen Güter hängt ausschließlich von der Niederlage der Russen ab, bleibt um so mehr gesichert, je größer diese Niederlage ist. Zwar hat der Großfürst den Polen, wenn alle ihre Herzen der russischen Sache entgegenschlagen lassen, volle Autonomie zugesagt, und schon seit einiger Zeit umwarb das polenfeindlichste russische Blatt, die „Neuzeit“, die Polen mit Schmeicheleien jeglicher Art. Hierauf aber antwortete mit großer Würde ein polnisches Blatt, indem es sich diese Schmeicheleien verbat, die für die Polen noch viel beleidigender wären als alle früheren Hetzereien der „Neuzeit“; dem Großfürsten hat man diese allein richtige Antwort nicht gegeben. Ja, Warschauer After-

politiker haben sogar, in ihrer bodenlosen Leichtgläubigkeit und aus Furcht vor der preußischen Polenpolitik auch in dem eroberten Königreich Polen, auf einmal, namentlich nach dem verhängnisvollen Mißverständnis von Kalisch, russische Tendenzen bei sich entdeckt. Sie griffen sogar auf die Gemeinsamkeit slawisch-arischen Blutes zurück, sie, die noch unlängst gerade den Russen den slawisch-arischen Einschlag im Blut abstritten, den Russen, die ja die ungezählten Scharen litauischer Juden nach Polen hineingeworfen haben. Aber die Russen selbst sorgten für prompte Zerstörung aller Warschauer Illusionen. Kaum in dem polnischen Lemberg angelangt, proklamierten sie als herrschende Religion im Lande (wo es keine Orthodoxen gibt) die Orthodoxie; verlangten die Unterdrückung der Landessprachen zugunsten der russischen (die im ganzen Lande niemand kennt). Der Zar gratulierte dem Lande zur Befreiung von der polnischen Knechtschaft (als ob die russische nicht tausendmal schlimmer wäre), und die Russen raubten die literarischen Schätze des Osolineum — alles genau nach dem bewährten Rezept von Katharina II. und Nikolaus I. Der gesunde Sinn der Massen ließ sich daher durch dieses russische Blendwerk nicht täuschen, und die polnischen Legionen kämpften tapfer gegen die „slawischen Brüder“.

Auch auf dem slawischen Balkan sind die Russen auf dem besten Wege, die Ernte ihrer ein volles Jahrhundert andauernden unsäglichen Anstrengungen zu gefährden oder gar zu verlieren. Nach den vielen Feldzügen, die sie selbst geführt und zulegt den von ihnen geschaffenen Balkanbund haben führen lassen, haben die slawischen Balkanvölker alles einst slawische Gebiet den Türken entrissen und ihren Besizstand des 13. und 14. Jahrhunderts wieder hergestellt. Aber nach

und neben diesen kriegerischen Anstrengungen war es friedliche Kulturarbeit, die zu einer stetigen und völligen Durchtränkung des slawischen Balkan mit russischer Kultur, zu einer völligen Transfusion russischen Blutes in die Adern der Bulgaren und Serben führen zu sollen schien. Mit dem Jahre 1914 aber wird sich das, wie es scheint, von Grund auf ändern. Wohl sind politische und kulturelle Einflüsse nicht immer identisch, unwillkürlich aber färben die einen doch auf die andern ab.

Nun waren die Bulgaren, die den Russen alles verdankten, stets auch ihre erklärten Lieblinge gewesen; sie bildeten förmlich einen Vorposten russischer Kultur, russischen geistigen Lebens. Nachdem sie aber gewagt hatten, ihre Hand auf Adrianopel, das heißt auf die Vorburg des in spe russischen Konstantinopel zu legen, wurden sie von den Russen unbedenklich der Koalition nichtslawischer Völker (Griechen, Rumänen) und der Serben ausgeliefert und um die Früchte ihrer Siege gebracht. Dieses eisige Sturzbad scheint die Russophilie der Bulgaren nicht überleben zu können; alle Lockungen der Russen, der Serben (Anbieten von Istip und Umgebung), der Rumänen (Angebot des Südstreifens der Dobrudscha) haben die Bulgaren bisher zum Anschluß an die „Slawen“ nicht verleiten können. Und immer energischer ertönt die in Sofia vorher nicht vernommene Losung: wir sind erst Bulgaren, dann Slawen; immer deutlicher spricht man die Furcht aus vor dem „schwarzen Gespenst“, d. i. vor Rußland! So steht es hier mit der slawischen Brüderlichkeit, auf dem Boden selbst, der dank dieser Brüderlichkeit erst frei geworden war.

Den Serben, zu deren Beschützern sich die Russen aufwarfen, und die sie in den Krieg mit Österreich hineintrieben, dürfte der russische Schuß wohl dasselbe ein-

tragen wie den Belgiern der englisch-französische. Schon fühlen sie sich wie preisgegeben und ertönen aus ihrer eigenen Mitte die Stimmen, die das betörte Volk warnen, ihm den Abgrund aufdecken, in den es seine Russophilie, seine einseitige politische Orientierung hineintreibt. Eines steht für die Serben fest: der Niederbruch jeglicher kultureller Arbeit und völlige Erschöpfung des an sich nicht reichen Landes. Wohl pflegt man sich das Aufblühen neuen Lebens nach einem Kriege zu versprechen. Für den Sieger mag das gelten, obwohl auch er seine Erfolge durch den Verlust des kräftigsten Menschenmaterials teuer genug erkauft, sicherlich aber nicht für den Besiegten, dessen Organismus alle Kraft für die Ausheilung der tiefen Wunden hergeben muß. So wird auch hier aus dieser schweren Prüfung die slawische Gegenseitigkeit in einem gar fragwürdigen Zustand herauskommen; ja vielleicht wird noch das geistige und politische Leben der Serben eine Neuorientierung erfahren. Aber auch die serbokroatische Verbrüderung, die schon bestens in die Wege geleitet schien, wird durch diesen Krieg und seine Folgen aufs schärfste gefährdet; mit krachenden Salven antworteten Kroaten den Serben, als diese das kroatische Nationallied anstimmten, jedenfalls eine ganz bedenkliche Ouvertüre zu der erhofften serbokroatischen Symphonie. Und was von den Kroaten, gilt ebenso von den Slowenen; von der südslawischen Verbrüderung sind wir heute weiter entfernt als je zuvor, und das haben die Russen bewirkt.

Die Böhmen haben das Unerhörte getan, mit Deutschen zusammen vor dem Deutschen Hause Pereats auf Serben und Franzosen auszubringen und von ihrer Slavia die russische Aufschrift zu entfernen. In einem Meere von Blut er-



tränkt ist ihr einstiges Entgegenkommen den Serben gegenüber, ihre alte Hinneigung zu den Russen, die hie und da rein platonische Maße schon überschreiten zu sollen schien. Sie ja hatten den Panslawismus erfunden, als Gegengewicht gegen das sie verschlingende Deutschtum, da sie an den eigenen Kräften schier verzweifeln, nach Stützen in dem ungleichen Ringen sich umsahen. Seit langem jedoch können sie dieser moralischen Stelzen, die sie größer machen sollten, entbehren und, allein auf sich selbst gestellt, ihrer nationalen Zukunft sicher, sich ganz der Pflege ihres Volkstums widmen; die slawische Idee sinkt bei ihnen zu einer bloßen Verbrämung, zu einer rhetorischen Floskel herab, wenigstens in der politischen Praxis, während in der literarischen es ihnen unbenommen bleibt, die heute spärlicher fließenden russischen Quellen aufzusuchen oder als Vermittler bei dem literarischen Austausch der Slawen aufzutreten.

Aus gutem Grunde nennen wir die Ruthenen (Ukrainer, Kleinrussen) erst jetzt, obwohl sie ihrer Zahl nach an die Spitze gehören. Zahl allein entscheidet bekanntlich nicht immer. Ihre Führer, heute in Wien, weisen zwar stets triumphierend auf die „dreißig Millionen Ukrainer“ hin und haben damit in der urteilslosen deutschen Presse Aufsehen zu erregen, völlig verkehrte Aussichten zu eröffnen gewußt. Die Zahl ist ja noch größer, erreicht heute sicher 35 Millionen; aber hiervon sind über 30 Millionen Analphabeten auch in politisch-nationalem Sinne, d. h. ihres Volkstumes, und gar eines Gegensatzes gegen die glaubensgeeeinten Russen sich gänzlich unbewußt. Sie sind daher durch keinerlei nationale, am wenigsten durch eine antirussische Losung aufzurütteln (während allerdings eine rein soziale die Bauern gegen die Grundherrschaft sofort mo-

bil machen würde). Für ihr eigenes Volkstum hat mit dem Siege der Russen die Todesstunde geschlagen. Denn keinem Russen fällt es im Ernst ein, dem ukrainischen Volkstum irgendwelche größeren Rechte einzuräumen, auch nicht dem einst liberalsten Russen, dem Exrevolutionär P. Struve, dessen Mund von Versicherungen weitgehendster Toleranz für alle Nationalitäten Rußlands überfließt — nebenbei bemerkt, ist diese Toleranz seines „größeren Rußlands“ ebenso ehrlich wie die Friedens- und Freiheitsliebe des Großfürsten. Auch Struve bestreitet jedes Recht der Ruthenen auf selbständige Entwicklung, erkennt sie nur im großrussischen Rahmen an. Unterstützt wird er seit langem durch eine ruthenische Partei in Galizien selbst, d. h. in dem Piemont einer gedachten ruthenischen Erhebung, der sich eben die Altruthenen als unbedingte Anhänger des Großrussentums widersetzen. Sie rekrutieren sich in Galizien hauptsächlich aus Popen und den von diesen verführten Bauern, während die Mehrzahl der Intelligenz, namentlich der Jugend, Feinde der russischen Autokratie sind, die ja 1876—1905 sogar jeglichen Druck in ruthenischer Sprache verboten hatte. Vor den einrückenden Russen floh daher die ruthenische Presse sofort nach Wien, und als in Lemberg der russische Statthalter, Graf Bobrinsky (Verwandter des bekannten „Reisenden in Panrussismus“), mit dem Altruthenen Dudykiewicz sich feierlich küßte, da wurde das Ruthenentum für immer begraben. Denn die Altruthenen fordern — neben der Konfiskation alles (meist polnischen) Großgrundbesitzes im Lande — die exemplarische Bestrafung aller Ruthenen, die am Ruthenentum festhalten wollten. So sieht die Freiheit und Brüderlichkeit Moskauer Stempels aus. Armer „Vater Taras“ (Szewczenho), du Mi-

stral der Ukraine, für wen erklingen deine Lieder? Nur eine Zertrümmerung Rußlands könnte der Ukraine dauernd Licht und Luft schaffen. Dasselbe gilt für die Millionen von Weißrussen, die trotz ihrer großen Zahl das widerstandsloseste, national unbelebteste, unbewußteste Element in dem weiten Rußland abgeben. Für sie existieren nationale Lösungen ebensowenig wie für die Ruthenen Rußlands; eine Täuschung darüber ist unmöglich.

Und zuletzt die zahlreichsten unter den Slawen, die Russen selbst, Petersburg und Moskau, was erwarten sie vom Krieg?<sup>1)</sup> Glänzende Bilder malte vor ihre Augen Fürst Swiatopolk Mirsky (Bruder des Ministerpräsidenten dieses Namens): Der Krieg würde ihnen bringen im Innern moralische Gesundung, von außen her die Milliardenflut aus Frankreich, so daß man nicht nur strategisch, sondern auch ökonomisch wichtige Bahnen bauen könnte; endlich die Umgestaltung der europäischen Landkarte (ähnlich wie sie sich der Füsillier Kutschke in Berlin vorstellt, nur in entgegengesetztem Sinne). Doch ist es nicht durchaus unmöglich, daß die „moralische Gesundung nach innen“ Formen wieder annehmen könnte, die wir schon einmal, nach dem Japanischen Kriege, 1905 und 1906 in Mos-

1) Der allermodernste Name Petrograd ist, obwohl ihn die Böhmen lange vorher aufgebracht haben, nur ein Schlag für jegliches slawische Sprachgefühl; nach diesem müßte er Petrov, Petrovsk, Petroviev o. ä. heißen. Er wird nicht entschuldigt durch die offizielle Terminologie, die sich mit Verachtung der Sprache an Ungetümen wie Jekaterinograd, Elisawetgrad u. ä. seit jeher gefallen hat.

kau und Odessa angestaunt haben. Was die Milliardenflut aus Frankreich anlangt, so könnte sich ereignen, daß die Franzosen allen Grund erhielten, für ihre Milliarden sich in unmittelbarer Nähe ein dankbares Feld aufzusuchen, und die Umgestaltung der Landkarte ist vorläufig immer noch problematisch. Vielleicht kann dagegen eintreffen, daß nach dem Kriege die Russen in die Lage kommen, ausschließlich an sich selbst zu denken, sich um die übrigen Slawen gar nicht zu kümmern, nur russische Politik zu treiben. (Das haben sie allerdings bisher schon immer getan.)

Der slawischen Welt in ihrer ideellen Totalität, den Slawen als solchen ist durch diesen Krieg der Todesstoß versetzt. In Zukunft entwickeln sich für sich allein die Russen, die Polen usw., gerade so wie die Deutschen, Engländer, Skandinavier, Holländer; dagegen bleibt ein Zusammenwirken, Zusammengehen für immer oder wenigstens für sehr lange ausgeschlossen. Der Wert der Aktien der slawischen Brüderlichkeit ist tief gesunken, am deutlichsten wird man dies in Österreich-Ungarn zu spüren bekommen. Bei einem Siege Rußlands hinwiederum ist es mit der Selbständigkeit der Slawen für immer vorbei, Ruthenen und Polen fallen dann als die ersten Opfer; den Panslawismus ersetzt der Panrussismus.

Unter den Friedenspalast im Haag hat der Großfürst die Bomben gelegt, die das Werk des Zaren in die Luft sprengten; der slawischen Idee, zu deren Hort sich der Zar ebenfalls aufwarf, ist es nicht anders ergangen.

## Unser Schutz der Kunstdenkmäler im Kriege.

Von Paul Clemen.

In der zweiten Hälfte des September hat die französische Regierung bei ihren Verbündeten wie bei den Neutralen gegen die Beschießung der Stadt Reims und die Zerstörung ihrer Kathedrale, die eine Verletzung der vertraglichen Bestimmungen der Haager Übereinkunft betreffend den Landkrieg bedeute, feierlich protestiert: ohne sich auch nur auf den Schein militärischer Notwendigkeit berufen zu können, einzig aus Zerstörungssucht, hätten die deutschen Truppen die Kathedrale von Reims einer systematischen und heftigen Beschießung unterzogen. Zur gegenwärtigen Stunde sei die berühmte Kathedrale nur mehr ein Trümmerhaufen. Die Leitung der Republik habe die Pflicht, diesen empörenden Akt von Vandalismus, der dadurch, daß er ein Heiligtum ihrer Geschichte den Flammen überliefere, die Menschheit eines unvergleichlichen Stückes ihres künstlerischen Erbgutes beraube, der entrüsteten Welt zu verkünden.

Seit dieser Verwahrung klingt uns wieder und wieder aus dem Geheul der Gegner, aber auch aus den Klagen der Neutralen, die, wenn auch sonst nicht wohlgesinnt, uns doch nicht feindlich gegenüberstanden, das Wort entgegen: Barbaren. So oft haben wir es seit dem Anfang dieses Feldzuges gehört, daß wir bald Lust bekommen sollten, dieses Scheltwort wie einen Ehrentitel aufzugreifen, wie die Holländer es mit dem Namen Geusen getan haben. In fast allzu großer Geschäftigkeit haben wir uns bemüht, gegen diese ungerechte Unterstellung zu protestieren, mit einem Eifer, der oft in das Gegenteil umzuschlagen schien, fast

als ob wir es nötig hätten, uns zu entschuldigen.

Was besagt denn die Haager Konvention wirklich? Das Abkommen, betreffend die Gesetze und Gebräuche des Landkrieges, vom 18. Oktober 1906 sagt in § 27: „Bei Belagerungen und Beschießungen sollen alle erforderlichen Vorkehrungen getroffen werden, um die dem Gottesdienste, der Kunst, der Wissenschaft und der Wohltätigkeit gewidmeten Gebäude, die geschichtlichen Denkmäler, die Hospitäler und Sammelplätze für Kranke und Verwundete so viel wie möglich zu schonen, vorausgesetzt, daß sie nicht gleichzeitig zu einem militärischen Zwecke Verwendung finden. Pflicht der Belagerten ist es, diese Gebäude oder Sammelplätze mit deutlichen besonderen Zeichen zu versehen und diese dem Belagerer vorher bekannt zu geben.“ Es ist derselbe Passus, der sich schon in den älteren Bestimmungen über die Gesetze und Gebräuche des Landkrieges vom 29. Juli 1899 befand, nur die „geschichtlichen Denkmäler“ sind neu hinzugekommen. Das Abkommen über die Beschießung durch See-Streitkräfte vom 18. Oktober 1907 wiederholt in § 5 wörtlich diese allgemeinen Bestimmungen.

Wie gern würden wir bei allen kriegesischen Operationen diesen an sich ja fast als selbstverständlich zu bezeichnenden Grundsätzen gefolgt sein. Aber die Voraussetzung ist eben, soweit es sich um die geschichtlichen Denkmäler handelt, daß diese und die Stadt selbst nicht gleichzeitig zu einem militärischen Zweck Verwendung finden, daß vor



allein die Städte nicht Festungen sind — und wenn diese Städte Festungen sind, daß dann keinerlei kriegerische Operationen in der Nähe solcher Denkmäler stattfinden, daß vor allem in ihrem Schutze keinerlei Truppen oder Batterien aufgestellt werden, daß sie selbst keine militärischen Stützpunkte bilden. Vielleicht heißt das etwas Unmögliches verlangen. Und eine Festung war Reims, eine starke, durch einen weitgespannten Fortsgürtel gesicherte und in den letzten Monaten noch mit allen zur Verfügung stehenden Mitteln durch Batterien und Feldbefestigungen ausgebauten Festung. Der alte Theodor Fontane, der 1871 in Reims weilte, erzählt, wie damals die deutschen Truppen der Kathedrale die Honneurs erwiesen haben. Zweimal sind die deutschen Heere jetzt durch Reims durchgegangen, und deutsche Truppen haben für geraume Zeit die Stadt besetzt gehalten. Die Kathedrale und alle übrigen Denkmäler sind dabei ehrfürchtig geschützt und bewahrt geblieben. Wenn blinde Zerstörungssucht die Deutschen leitete, so hätten sie es mit der Zerstörung der Kathedrale bei dieser Gelegenheit doch um so viel bequemer gehabt.

Bei dem uns dann aufgezwungenen Bombardement ist durch die Oberleitung vor dem Beginn der Beschießung auf das strengste zur Pflicht gemacht worden, die Kathedrale und die übrigen Kirchen zu schonen, und erst als, wie einwandfrei und aktenmäßig festgestellt worden, im Schutz der Kirche selbst schwere Batterien Aufstellung gefunden haben, nachdem die Kirche direkt als Kugelfang Verwendung gefunden, nachdem in Mißachtung der weißen Flagge auf dem Turm eine Winkstation dort eingerichtet worden ist, hat durch exakt gezielte Schüsse diese Station verscheut werden müssen, wie 1870 auf dem einen Westturm des Straßburger Münsters.

Daß die Türme in dieser Form mißbraucht worden sind, dürfen wir dem Gegner nicht einmal verargen. Kein Artilleriekommandant einer Festung oder einer bombardierten Stadt wird es sich nehmen lassen, von dem höchsten erreichbaren Punkt seiner Stellung aus das Schußfeld und den Erfolg seiner eigenen Artillerie zu kontrollieren. So ist es auch in Mecheln, in Antwerpen gewesen, so in Ypern und Arras. Das ist nur die natürliche Folge, daß die Stadt zur Festung gemacht oder in die Kampffront einbezogen ist. Wie weit bei dem letzten Bombardement der Bau gelitten hat, entzieht sich unserer Kenntnis, aber die Feststellungen auch von gegnerischer Seite und durch Sachverständige der Neutralen besagen, daß in der zweiten Hälfte des Oktober wohl der Dachstuhl abgebrannt und das Gerüst an der Westseite von den Flammen ergriffen war, daß aber der Bau in seiner Substanz noch durchaus erhalten ist. Überall steht das Strebesystem, die Gewölbe haben gehalten, die Westfront mit den beiden Türmen ragt nach wie vor empor. Wenn die französische Regierung in jenem September-Protest nur mehr von einem Trümmerhaufen sprach, so war das mehr als eine in der politischen Diktion unserer Nachbarn liegende Übertreibung, das war angesichts der Tatsachen eine bewußte Fälschung. Wir zittern bei der Nachricht von jedem neuen Artillerieduell, das um Reims entbrennt. Nicht einer dieser Zweikämpfe ist von uns begehrt worden, jeder einzelne ist uns durch die Gegner aufgezwungen, und es ist wie eine beabsichtigte Herausforderung, daß die Franzosen sich in den Schutz dieses von uns respektierten Denkmals begeben und uns durch ihre Artilleriestellungen dann direkt zwingen, jene Batterien in unmittelbarer Nähe der Kirche zu bekämpfen. Wir sträuben uns

dagegen, zu glauben, daß die Franzosen die ungeheuerliche Frivolität gewagt hätten, die Kathedrale wie einen Schild zu benutzen, uns keine andere Möglichkeit zu lassen, als sie zu beschießen, um dadurch der Welt gegenüber wieder einen neuen Anklagepunkt, eine neue schmetternde Fanfare zu besitzen.

Im Anfang Oktober ging von Paris aus die Meldung durch die Presse, daß die Städte in der Umgebung von Paris befestigt werden sollten, darunter: Senlis, Gisors, Montmorency, Beauvais, Chantilly, Melun, Nantes, Meaux. In diesem Augenblick hätten die Kunstfreunde der ganzen Welt ihre Stimme zu erheben und gebieterisch zu protestieren gehabt. Wer diese Städte befestigt, der setzt eben die Kathedralen von Senlis und Beauvais, das Schloß zu Chantilly der Beschießung, der Gefahr der Zerstörung aus. Und ebenso hätte die ganze Kulturwelt protestieren müssen, als vor einem Menschenalter die bislang offene Stadt Reims in eine Festung umgewandelt ward. Das wäre der Augenblick gewesen, in dem die ernsthaften Freunde der Kathedrale in allen Ländern ihre warnende Stimme hätten erheben müssen. Im Anschluß an die Verhandlungen über den mißglückten Protest der Associazione artistica internazionale di Roma hat das Giornale d'Italia Briefe bekannter italienischer Persönlichkeiten zur Frage der Beschießung veröffentlicht, darunter einen von Alfonso Lucifero. Dieser schreibt: „Ich hätte protestiert gegen den Mangel eines Gesetzes, das die an Denkmälern reichen Städte außerhalb der Kriegsoperationen setzt, hätte protestiert, daß man diesen Städten nicht verbietet, Festungswerke zu errichten und so an dem Kriege teilzunehmen. Nur so konnte man fordern, daß die Denkmäler nicht berührt werden, denn man könnte heute von keinem Ästhetem verlangen,

zuzusehen, wie die Artillerie ihre Granaten unter dem Schutze der genialsten Kunstschöpfungen abschießt und daß der Feind diese todsäenden Batterien verschone, nur aus Rücksicht für die Schönheit der Denkmäler.“ Es war eine ganz richtige Einsicht, daß jüngst bei der Beschießung von Soissons die Pariser Spezialkommission zum Schutze der Denkmäler die französische Armeeoberleitung bat, nicht in der Richtung und Umgebung der Kathedrale Batterien aufzustellen. Das war die richtige und die einzige Adresse, hier wie in allen anderen Fällen, vor allem in Reims, und wenn Anklagen zu erheben sind, so klagen wir die Franzosen an, daß sie die Kleinodien ihrer nationalen Kunst in die Befestigungslinie gerückt, daß sie aus den herrlichsten Denkmälern, die die französische Gotik der Welt geschenkt, militärische Stützpunkte gemacht haben. Aber man denke vor allem, daß der Krieg niemals mit friedlichen Mitteln geführt werden kann. Der englische Schriftsteller H. N. Brailsford hat sehr richtig erklärt, daß alles, was in den übertriebenen Meldungen über Zerstörungen und harte Maßnahmen berichtet werde, nicht so sehr für die angebliche ungewöhnliche Wildheit der Deutschen als eben für die Grausamkeit des Krieges überhaupt spräche.

Hat man ganz vergessen, daß im Jahre 1849 der französische General Oudinot Rom beschoß und den gemeinsamen Vorstellungen der fremden Konsuln gegenüber erklärte, sein Befehl ginge allen Rücksichten auf Kunstwerke und Denkmäler vor? Daß 1870 Nino Bixio den Plan hatte, den ganzen Vatikan unter Geschützfeuer zu nehmen? Hat man ganz vergessen, daß die Engländer 1857 in Delhi keinen Augenblick zögerten, diese ganze unvergleichlich geschlossene Welt von alter Schönheit zu zerstören? Man braucht gar nicht weiter zurückzu-

gehen und etwa an das Bombardement zu erinnern, das im Jahre 1695 die Franzosen, die heutigen Alliierten der Belgier, unter dem Kommando von Villeroy über das unschuldige Brüssel verhängten und das bis auf St. Gudule und das Rathaus die ganze mittelalterliche Stadt zerstörte. Und soll man daran erinnern, daß im 16. Jahrhundert gerade die größten Künstler die ehrwürdigsten Denkmäler zu Verteidigungsobjekten machten? Daß Michelangelo die Plattform des Turmes von San Miniato al Monte zu einer Position für die Artillerie der Florentiner machte? Daß Benvenuto Cellini bei dem sacco di Roma von der Engelsburg aus das Bombardement leitete? Wir dürfen ruhig konstatieren, daß in unserer Geschichte Epochen einer so fanatischen und systematischen Denkmälerzerstörung wie in den Bilderstürmen Belgiens, wie in der großen Revolution Frankreichs nicht verzeichnet sind und daß ein Name wie der Mélécs, der die Pfalz und das Heidelberger Schloß verbrannte, nicht unserer Geschichte angehört. Und angesichts der plötzlichen Erklärung der französischen Regierung hat die katholische Presse Deutschlands mit Recht protestiert, daß die Republik nun auf einmal sich als die besorgte Hüterin der französischen Kirchen aufspielt. Frankreich hat, seit vor einem Jahrzehnt die Unterhaltung der kirchlichen Gebäude auch der Organisation der Monuments historiques zugefallen ist, seine bewährte streng konservative Baupflege den großen kirchlichen Denkmälern gegenüber fortgesetzt, aber es sind der Kirchen übergenug, die nach Sicherung und Erhaltung vergeblich rufen, denen der kirchenfeindliche Staat das Notwendigste versagt. Und Maurice Barrès hat in seinem Buch „La grande pitié des églises de France“ eindringlich genug den Jammer und die Not der französischen Kir-

chen um ihre bauliche Erhaltung geschildert.

Der greise Philosoph Theobald Ziegler hat an ein wundervolles Wort von Christus erinnert: „Der Sabbat ist um des Menschen willen gemacht und nicht der Mensch um des Sabbats willen.“ Und die Kunst ist um des Menschen willen da und nicht der Mensch um der Kunst willen. Ich möchte mich nicht denen beigesellen, die in falscher Anwendung eines klassischen Zitats rigoros erklären: Keine Kathedrale der Welt sei die Knochen eines einzigen pommerschen Grenadiers wert. Das sind inkommensurable Größen, das ist eine Gleichung, die nicht aufgeht. Aber wenn um eines Kunstwerks willen — und sei es das kostbarste der ganzen Welt — Hunderte und Tausende von kostbaren Menschenleben geopfert werden sollen, wenn von solcher Rücksicht der Erfolg der großen Schlacht und damit der Erfolg des Krieges, die Existenz Deutschlands, die Herrschaft des germanischen Gedankens abhängt, soll dann wirklich die Rücksicht auf das Tote stärker sein als die Rücksicht auf das Lebendige? In unserer Schlachtfront draußen liegt vielleicht in den Schützengräben hier ein junger Goethe, dort ein junger Beethoven, da ein junger Helmholtz und hier wieder ein junger Architekt, der etwas ebenso Herrliches wie eine solche Kathedrale aufzuführen imstande wäre. Sind die in nicht noch höherem Maße Träger und Palladien der nationalen Kultur? Hätte die Welt und die Weltkultur nicht mehr verloren, wenn eine Kugel den jungen Goethe hingestreckte hätte, als wenn eine mittelalterliche Kathedrale in Trümmer gesunken wäre? Und was würden unsere Gegner sagen, wenn wir ihnen zurufen wollten: Schont diese und jene Stellungen um der einzelnen kostbaren Leben willen, die darin weilen? Das sind die schweren



Opfer des Krieges, das Höchste einzusetzen. Wir haben mit Frankreich getrauert, daß einer der Führer der Jungen, Charles Péguy, mit seiner fast antiken Freiheitsliebe, deren leidenschaftliche und aufreizende Sprachgewalt wir wie unsere Nachbarn bewundert haben, in der Front gefallen ist. Wiegt ein solches Leben nicht einen toten Bau auf? Wie eine wunderliche und anachronistische Sentimentalität erscheint jetzt manchmal dieser unzeitgemäße Denkmälerkultus in einem Augenblick, wo es sich doch nicht um einen abgesteckten Zweikampf, sondern um Sein und Nichtsein, um unsere ganze nationale Existenz, um Sieg oder Untergang des deutschen Gedankens in der Welt handelt.

Nachdem die übertriebenen und entstellten Nachrichten von dem Strafgericht in Löwen (nicht ohne unsere Schuld übertrieben) durch die Welt gegangen waren, hatte ein anderer der Führer der Jungen in Frankreich, Romain Rolland, seine Stimme gegen uns erhoben, und es schmerzt uns tief, den Mann, der nach dem Wilhelm Meister und dem Grünen Heinrich in seinem Jean-Christophe, der auch für das junge Deutschland längst ein Lebensbuch geworden ist, das Bild des neuen faustisch suchenden Germanen aufgestellt hatte, unter unseren Anklägern zu sehen. Wen klagte er an? „Le pire despotisme qui mutile les chefs-d'œuvre et assassine l'esprit humain.“ Er wirft uns vor, daß wir Mecheln bombardiert, Rubens verbrannt, Löwen zerstört hätten, fragt: „Seid Ihr die Enkel Goethes oder die Enkel Attilas?“ Es sind ihm längst die nötigen von ihm gewünschten Antworten geworden, geschickte und weniger geschickte, aber das eine hat er sicher aus all den Äußerungen heraus hören dürfen, daß die Scheidewand nicht besteht, die er zwischen dem völkermordenden Geist des neuen Militarismus und

dem Geist des alten Deutschland der Dichter und Denker aufführen wollte, und daß die ganze deutsche Kultur, der deutsche Geist in diesem Krieg einmütig aufgestanden ist. —

Wie sieht es denn nun wirklich in diesem Belgien aus, dem die ersten Klagen all dieser Kunstfreunde galten? Ich habe im Auftrage der jetzigen deutschen Verwaltung in Belgien jüngst alle die mir wohlbekannten Hauptstätten der belgischen Kunst erneut besucht und die großen Denkmäler eingehend auf ihren Zustand zu untersuchen Gelegenheit gehabt. Das Ergebnis dieser Feststellung ist, daß nirgendwo unersetzliche architektonische Werte zugrunde gegangen sind, daß kein einziges von den großen nationalen Denkmälern Belgiens zerstört ist, daß überall die Substanz des Bauwerks erhalten blieb, daß der Wiederherstellung weder vom Standpunkt der Denkmalpflege noch vom technischen Standpunkt Schwierigkeiten entgegenstehen. In Löwen, in dem knapp ein Sechstel der Stadt in jener Schreckensnacht am 22. August in Flammen aufgegangen ist, in der unsere Truppen plötzlich gleichzeitig mit einem Ausfall aus Antwerpen noch einen wohl vorbereiteten heimtückischen Ausfall durch Franktireurs und verkleidete belgische Miliz erduldeten, ist wohl das Dach der Peterskirche durch das Flugfeuer ergriffen und verzehrt worden, aber das Mauerwerk hat überall standgehalten, nur über dem Chorschluß sind die Gewölbe durchgebrochen. Im Inneren hat das von dem südlichen Querschiff hineinschlagende Feuer nur den Windfang und einen Seitenaltar verzehrt, sonst ist die ganze Kirche intakt erhalten. Noch während des Brandes haben deutsche Offiziere unter eigener Lebensgefahr die berühmten Gemälde von Dirk Bouts aus den Chorkapellen heraus in das Rathaus retten las-

sen. Und das Rathaus, dieses viel bewunderte, mit plastischem Schmuck überhäufte Hauptstück der spätesten Profangotik in Brabant, ist völlig unberührt erhalten geblieben, wieder durch die Umsicht des Kommandanten der deutschen Truppen, der die brennenden Nachbarhäuser, die das Bauwerk bedrohten, sprengen ließ. Der schmerzliche Verlust ist hier nur die Universitätsbibliothek. Keinerlei technische Vorkehrungen waren getroffen, den großen Büchersaal, der seine mächtigen Fenster gegen die Rückseite und die Höfe kleiner Privathäuser wandte, vor Feuer zu bewahren, und bei dem Brande war keiner der Beamten, keiner der Bibliothekare zur Hand, um etwa die kostbarsten Handschriften zu retten und den Schutz der Bibliothek zu organisieren, zu dem die deutschen Truppen gern die Hand gereicht hätten. Wir trauern um den Untergang dieser Sammlung, aber das Bauwerk selbst, die gotische Tuchhalle mit dem barocken Aufbau darüber, ist im Mauerwerk völlig erhalten und bis zu den Giebeln hinauf ganz wiederherzustellen.

Und Mecheln? Wie Lier und Dendermonde ist es bombardiert worden, immer von beiden Seiten, von Deutschen wie von Belgiern. Die Beschädigungen sind deshalb auch auf beiden Seiten der großen Kirche zu verfolgen. Obwohl der Turm von St. Romuald in Mecheln, der Metropolitankirche von ganz Belgien, als Beobachtungsstation gemäßbraucht ward, ist die Kirche selbst vorsichtig geschont worden. Diese ist im ganzen von vier Granaten getroffen, die nur Beschädigungen von ganz beschränktem Umfang hervorgebracht haben, immer ein Stück des Fensters mit dem anstoßenden Gewände, Mauerwerk oder einem Gewölbe mitgenommen haben. Nirgendwo sind aber weitere Schäden, Risse, Set-

zungen usw. aufgetreten, in jedem Falle ist die Wiederherstellung mit Leichtigkeit durchzuführen, und hier wie in Löwen wird schon durch Notdächer und Verschalung gesorgt, daß die Bauwerke den Winter geschützt überstehen. Die Nachricht, daß ein Rubens verbrannt sei, ist ein Irrtum, den die belgische und französische Presse aber wider besseres Wissen weitergegeben hat. Alle die berühmten Bilder von Rubens und van Dyck aus Antwerpen und Mecheln, aus Lier und Alost sind wie die berühmten Primitiven aus Gent und Brügge schon bei Beginn des Feldzuges in Sicherheit gebracht worden. Von den belgischen Bau- und Kunstdenkmälern bleiben so nur übrig die Kirchen von Löwen und Dinant, deren Dächer zerstört sind, von Mecheln und Lier, die durch einzelne Granaten gelitten haben, neben einer Reihe von kleineren Kirchenanlagen aus dem Schlachtfeld von Antwerpen, aber kein einziges von den großen nationalen Denkmälern Belgiens ist verschwunden. Und dieser kleinen Zahl gegenüber darf man doch auch die Gegenrechnung aufstellen, was alles unversehrt erhalten geblieben ist: die Hauptstadt Brüssel, die drei künstlerischen Hauptstädte Flanderns: Gent, Brügge, Tournai und vor allem Antwerpen. Ich habe selbst auf dem Turm der Kathedrale die nur allzu deutlichen Spuren einer Wache und einer Beobachtungsstation mit Telephonanlage konstatiert. Trotzdem hat unsere Artillerie das Denkmal sorgsam geschont. Und erhalten sind alle Bauwerke in Namur und Lüttich, in Courtrai und Mons, in Nivelles und Audenarde, in Tongern und Tirlemont. Wenn jetzt in dem äußersten südwestlichen Streifen Westflanderns, wo noch die Feldschlacht tobt, Ypern und Dixmuiden durch die Beschießung hart mitgenommen werden, so ist das nicht unsere Schuld, sondern die der

Gegner, die diese Orte zu ihrem artilleristischen Stützpunkt gemacht haben.

Es ist der deutsche Geist, der diesen Krieg führt, nicht der deutsche Militarismus. Auch unsere Intellektuellen, unsere Gelehrten und Dichter, unsere Architekten und Bildhauer, unsere Historiker und Kunsthistoriker stehen mit draußen im Felde. Einer, von dem unsere kunsthistorische Wissenschaft noch reife und reiche Leistungen erhoffen durfte, Ernst Heinrich, der eben die Lehrkanzel von Basel mit der von Straßburg vertauscht hatte, ist vor wenig Wochen vor Dixmuiden gefallen. Vor Reims kommandiert einen Teil der deutschen Truppen ein General, der selbst aus dem Studium der Kunstgeschichte hervorgegangen ist. Dieses jetzt so heftig angefeindete Deutschland darf darauf hinweisen, daß es heute das klassische Land der Denkmalpflege ist, wo diese Bewegung eine Stärke und Intensität angenommen hat wie nirgendwo. Alljährlich in den Herbsttagen findet hier der große Tag für Denkmalpflege statt, der die deutschen und österreichischen Denkmalfreunde und Sachverständigen zu fruchtbarer Aussprache vereinigt. Der alte Eduard Cuypers, der berühmte holländische Architekt, hat jüngst in einer Verteidigung Deutschlands hervorgehoben, daß dies Deutschland ja doch auch gerade das Land des Heimatschutzes sei, wo der Schutz der Landschaft, der Ortsbilder von allen Behörden und Vereinigungen gleichzeitig als eine Ehrenpflicht aufgefaßt würde. Er hat gerühmt, eine wie hohe Verehrung der flämischen und holländischen Kunst er in Deutschland gefunden habe.

Wir schätzen und ehren die wissenschaftliche Arbeit der Franzosen und Belgier zur Erforschung ihrer Kunst. Soll

man aber nicht auch darauf hinweisen, wie groß der Einschub der deutschen Wissenschaft zur Kenntnis ihrer Denkmäler ist? Unter den deutschen Kunstgelehrten haben etwa Dehio und von Bezold, Gurlitt, Goldschmidt, Weese, Pinder ihr Bestes zu der Geschichte der französischen Kathedralen beigetragen, und einer der feinsten Kenner der französischen Plastik, Wilhelm Vöge, hat noch in diesem Frühjahr die schönste und feinsinnigste Charakteristik des plastischen Geistes gegeben, der die ganze Kathedrale von Reims erfüllt. Und wieder für die belgische Kunst haben deutsche Forscher, Otto von Falke, Hedicke, Braun, noch in jüngster Zeit das Beste getan. Die deutsche Zivilverwaltung in Belgien hat es darum auch als eine ihrer ersten Ehrenpflichten angesehen, in Verbindung mit den militärischen Behörden eine eigene Organisation für die Kunst- und Denkmalpflege im Lande noch zwischen den Schlachten einzurichten. Kann man wirklich glauben, daß ein Volk, das von so viel Bewunderung und Eifer um eine fremde Kunst erfüllt ist, sich tempelschänderisch an fremdem Heiligtum vergreifen könne? Mit den ernsthaften und von wirklicher Sorge erfüllten Sachverständigen und den berufenen Freunden der Denkmäler auch im Ausland, deren Befürchtungen wir verstehen, deren Unruhe wir teilen, möchten wir uns gern auseinandersetzen. Aber wir werden ruhig und unbeirrt unseren vorgezeichneten Weg gehen müssen. Daß der eherne Fuß des Krieges kostbare Leben und kostbare Schätze zerstört — wir klagen wie jene darüber, aber die Verantwortung trifft die, die diesen männermordenden und kulturfeindlichen Krieg heraufbeschworen haben.



## Meminisse iuvat. Strauß und Renan 1870. Von Max Meinertz.

Seit dem Ausbruch des Krieges hört man wiederholt von Kundgebungen aus den Reihen der deutschen Intelligenz, die darauf berechnet sind, das traurige Lügengewebe unserer Feinde zu zerreißen. Es ist, vom höheren, ethischen Standpunkte aus betrachtet, schmerzlich, daß solche Kundgebungen notwendig sind. Denn sie legen Zeugnis davon ab, wieviel moralischer Tiefstand und nichtswürdige Skrupellosigkeit in der Wahl der Mittel unter modernen Kulturvölkern zu finden sind. Wenn man nur gar einige Er widerungen aus Feindesland auf sich wirken läßt, so erkennt man die beschämende Tatsache, daß auch geistig hochstehende Menschen unter dem Drucke der aufgepeitschten Leidenschaft und eines engherzigen Fanatismus jedes Maß von Überlegung und Würde verlieren. Man kann kaum mehr an einen normalen Geisteszustand denken, wenn die Herren Guyot und Bellet in ihrem offenen Briefe an Lujo Brentano<sup>1)</sup> einem Schmoller Franzosenfeindlichkeit vorwerfen, weil er eine Einladung — mit Rücksicht auf sein hohes Alter und seinen Gesundheitszustand! — ausgeschlagen hat, wenn sie ferner die infame Lüge vom deutschen Thronfolger als einem Diebe wieder aufwärmen und schließlich behaupten: „Die Taten Ihrer Diplomaten und Generale und die Zustimmung, die sie bei Ihnen und den anderen Repräsentanten der deutschen Wissenschaft finden, sind eine furchtbare, aber durchschlagende Demonstration der Ge-

1) Siehe das 4. Krie gsheft der Int. Monatschrift.  
Die Red.

fahr und der Nichtigkeit der deutschen Kultur. Sie selber sind deren Zerstörer.“

Beim Lesen solch krankhafter Äußerungen denkt man an die Zeit des letzten Deutsch-Französischen Krieges zurück und an die Kundgebungen, die auch damals laut geworden sind. Vor allem erregt hier ein Briefwechsel zwischen dem bekannten radikalen Theologen David Friedrich Strauß und seinem französischen Gesinnungsgenossen Ernest Renan Interesse. Er enthält eine so feine Erörterung der damals schwebenden Fragen in einem so vornehmen Tone, daß er gegen das grobe Geschütz im gegenwärtigen Kriege höchst vorteilhaft absticht und eine etwas genauere Skizzierung verdient.

Strauß hatte an Renan sein Werk über Voltaire geschickt und von ihm als Dank einen sehr anerkennenden Brief in schmeichelhaften Wendungen erhalten. Der Brief ist datiert vom 31. Juli 1870, d. h. er stammt aus einer Zeit, da der Krieg zwischen Deutschland und Frankreich bereits ausgebrochen war. Renan benutzt die Gelegenheit, um sich über das große Ereignis der Zeit auszusprechen. Er glaubt, in Strauß auch in der Beurteilung des Krieges einen Gesinnungsgenossen zu haben, und will sich mit ihm auf einen höheren, fast neutralen Standpunkt stellen, wobei die Schuld an der Entfesselung des Kampfes beiden Parteien in ziemlich gleichem Maße zuerteilt wird.

Doch Renan hatte sich in dieser Beziehung in Strauß getäuscht. Der deutsche Gelehrte dachte über den Krieg

anders als der Franzose, und so glaubte er sich berechtigt, Renan eine entsprechende Antwort zu geben. Es geschah dies von Rorschach am Bodensee aus in einem offenen Briefe, der am 12. August in der Allgemeinen Zeitung veröffentlicht wurde.

Strauß geht hier zunächst kurz auf sein Buch über Voltaire ein und dankt für das anerkennende Urteil, leitet dann aber gleich auf den Krieg über. „Gewiß haben Sie recht, wenn Sie sagen, daß dieser Krieg allen denen, die sich um die geistige Verbindung zwischen Deutschland und Frankreich bemühen, höchst schmerzlich sein müsse; wenn Sie es als ein Unglück betrachten, daß nun auf lange hin wieder Haß, Ungerechtigkeit und lieblose Beurteilung an der Tagesordnung sein sollen zwischen den zwei Teilen der europäischen Familie, deren Einverständnis für das Werk der Gesittung am notwendigsten sei; nicht minder, wenn Sie es als die Pflicht jedes Freundes von Wahrheit und Gerechtigkeit hinstellen, neben vollständiger Erfüllung der nationalen Pflichten, sich doch von dem parteiischen Patriotismus frei zu erhalten, der das Herz verengt und das Urteil fälscht.“ Auf eine Beschwörung des Krieges hätten die Deutschen ebenso gehofft, wie Renan es von sich behauptet; aber gleichwohl hielten sie den Zusammenstoß für unvermeidlich. „Nicht als hätten wir den Krieg gewollt, aber wir kannten die Franzosen genug, um zu wissen, daß sie ihn wollen würden.“ Frankreich suchte eben die Hegemonie in Europa zu behaupten. Dann wird in großen Zügen das Schicksal Deutschlands im 19. Jahrhundert gezeichnet, vor allem seine Einheitsbestrebungen und die Art und Weise, wie Frankreich sich jeder selbständigen Regung mißgünstig entgegenstellte. Es fürchtete für seinen europäischen Pri-

mat. Dieser habe aber keine innere Berechtigung, weil Deutschland in jeder Beziehung Frankreich mindestens ebenbürtig an die Seite trete. „Daß ich die vielen guten Eigenschaften der französischen Nation nicht verkenne, daß ich in ihr ein wesentliches und unentbehrliches Glied der europäischen Völkerfamilie, ein vielfach wohltätiges Ferment in dieser Mischung sehe, das brauche ich Ihnen, hochgeehrter Herr, so wenig erst zu versichern, als Sie mich der gleichen unparteiischen Schätzung der deutschen Nation und ihrer Vorzüge zu versichern brauchen.“ Als einer der französischen Hauptfehler wird das eitle Trachten nach der gloire hingestellt — das schlechteste und verderblichste Wort, das die Nation am besten eine Zeitlang ganz aus ihrem Wörterbuche streichen sollte. Durch alle Intrigen haben die Franzosen tatsächlich nur die deutsche Einheit befördert. Und dann folgen prächtige Worte, die auch heute voll und ganz gelten, nur daß man Rußland und vor allem England mit einschließen muß. Die ersten Kriegserfolge hätten bereits ein Pfand gegeben, „daß einer Nation, die nur für dasjenige kämpft, wozu sie das Recht und die Macht in sich fühlt, der Erfolg unmöglich fehlen kann. Dieser Erfolg, um den wir ringen, ist einzig die Gleichberechtigung der europäischen Völker, ist die Sicherheit, daß fortan nicht mehr ein unruhiger Nachbar nach Belieben uns in den Arbeiten des Friedens stören und der Früchte unseres Fleißes berauben kann. Dafür wollen wir Bürgschaften haben, und erst wenn diese gegeben sind, wird von einem freundlichen Einvernehmen, von einem einträchtigen Zusammenwirken der beiden Nachbarvölker an allen Arbeiten der Kultur und Humanität die Rede sein können.“ Zum Schluß gibt Strauß noch der Hoffnung Ausdruck,

Renan werde ihm seine Ansicht zu den vorgebrachten Gedanken mitteilen und ihm „unter allem Kriegsgetümmel“ die freundliche Zuneigung bewahren. Auf jeden Fall erachtet es Strauß für etwas Gutes, „wenn in dieser Krisis zwei Männer aus beiden Nationen, deren jeder in der seinigen unabhängig und dem politischen Parteitreiben ferne steht, sich über die Ursachen und die Bedeutung des Kampfes freimütig und doch ohne Leidenschaft gegeneinander aussprechen“.

Strauß hatte sich in seiner Erwartung nicht getäuscht; am 13. September, also bereits nach der Schlacht von Sedan, schrieb Renan seine Antwort. Wohl kann man aus ihr eine leichte Verstimmung heraushören, aber der Ton ist ruhig und höflich. Er erblickt in dem „schönen Schreiben“ des deutschen Gelehrten „erhabene und philosophische“ Worte und empfindet sie in einer Zeit, „wo alle Mächte der Hölle entfesselt schienen, wie eine Friedensbotschaft“. Dann klagt er nach einigen anerkennenden Worten für die deutsche Kultur über die Tatsache, daß Deutsche und Franzosen sich gegenseitig nicht verstanden und daß diese Kluft durch den Krieg nur noch vertieft würde. Wenn es aber irgendeine Nation gebe, die ein Recht auf ihre Unabhängigkeit besitze, so sei es die deutsche; ihre bedeutenden Leistungen auf allen Gebieten legitimieren ihre Ansprüche. Darum habe er wie andre wahrhaft liberale Männer den Aufschwung Deutschlands im Jahre 1866 lebhaft begrüßt. Dabei habe man gehofft, daß die deutsche Einheit, nachdem sie durch Preußen geschaffen worden sei, dieses in sich auflösen würde. „An die Stelle dieses anmaßlichen und engherzigen Pedantismus, der uns an Preußen so oft mißfällt, sahen wir allmählich und endgültig den deutschen Geist mit seiner wundervollen Weite, seinem poetischen und philoso-

phischen Anhauche treten.“ Aber diese Träume seien bitter enttäuscht worden. Die preußische Regierung habe Frankreich undankbar behandelt; denn 1866 habe es „reellen, wenn auch nur negativen Anteil“ an seinem Siege genommen, zumal Preußen von Napoleon „ein stillschweigendes Bündnis nachgesucht und angenommen“ habe. Darum mußte Preußen den Franzosen in der Luxemburger Angelegenheit entgegenkommen. „Die Abtretung Luxemburgs an Frankreich hätte Frankreich nicht größer, Deutschland nicht kleiner gemacht; aber diese unbedeutende Konzession wäre hinreichend gewesen, die oberflächliche Meinung zu befriedigen, die in einem Lande des allgemeinen Stimmrechts geschont sein will, und hätte der französischen Regierung möglich gemacht, ihren Rückzug zu maskieren.“ Darnach glaubt Renan, hinsichtlich der entfernteren Kriegsursachen Preußen ungefähr den gleichen Anteil an Schuld wie Frankreich zuweisen zu müssen. Was aber die nächste Ursache betrifft, so gibt er zu, daß er beim Empfang der Nachricht davon das Schicksal verwünscht habe, „das unser armes Vaterland dazu verdammt zu haben scheint, immer nur von Unwissenheit, Dünkel und Unfähigkeit geleitet zu sein“.

Der Krieg hätte unbedingt vermieden werden müssen; und jetzt, da er einmal entbrannt sei, müsse man die baldige Beendigung wünschen. Und nun tritt der echte Franzose in den Vordergrund: „Frankreich hatte tausendmal unrecht, sich der inneren Entwicklung Deutschlands widersetzen zu wollen; aber Deutschland würde einen nicht minder schweren Fehler begehen, wenn es die Integrität Frankreichs antasten wollte.“ Frankreich würde eine Verstümmelung durch die Fortnahme des Elsaß nicht ertragen können. Es gebe jetzt zwei Strö-



mungen unter den Franzosen: Die einen wollen schnell Frieden schließen und Elsaß-Lothringen herausgeben, dann aber den Haß gegen die germanische Rasse predigen und den Vertilgungskampf gegen sie, und um dies zu ermöglichen: „Allianz mit wem es sich trifft, unbegrenzte Nachgiebigkeit gegen alle russischen Anmaßungen“. Die andern bestehen auf der Integrität Frankreichs, wollen dafür alle Fehler wieder gut machen und mit Deutschland und England ein Bündnis schließen. „Deutschland wird entscheiden, ob Frankreich diese oder jene Politik erwählen wird; es wird damit zugleich über die Zukunft der Gesittung entscheiden.“

Um die Unmöglichkeit der Abtretung des Elsaß mundgerecht zu machen und den Einwand, es sei doch deutsches, von den Franzosen unrechtmäßig entrissenes Land, von vornherein abzuwehren, weist Renan darauf hin, daß die Nationalitätenfrage mit Vorsicht heranzuziehen sei, da z. B. auch Preußen nichtdeutsche, nämlich slawische Länder besitze. In solcher Mischung liege sogar etwas Vorteilhaftes. So sei das Elsaß das Tor, durch das die Ideen, Methoden und Bücher aus Deutschland in der Regel nach Frankreich gelangen, und so werde gerade durch seine Vereinigung mit Frankreich „der Propaganda des Germanismus“ am meisten Vorschub geleistet. Auch sei es Deutschlands nicht würdig, mit Gewalt eine widersetzliche, erbitterte, vollends seit der „Verwüstung“ Straßburgs — der Brief ist während der Belagerung geschrieben — unversöhnlich gewordene Provinz anzueignen. Es folgen noch einige scharfe Worte gegen die preußische „Militärherrschaft“ und seine „maßlose Politik“, sodann der utopische Vorschlag, der Friede solle nicht zwischen Deutschland und Frankreich, sondern von Europa geschlossen wer-

den; und damit Garantien gegen das Wiederkehren „ungesunder Gelüste“ gegeben würden, müßte Europa von neuem die gegenwärtigen Grenzen sanktionieren und jedem Teile untersagen, an eine Verrückung der Grenzsteine zu denken. So würde der Keim zu einer fruchtbaren Institution gelegt, nämlich zu einer Zentralautorität, „einer Art von Kongreß der vereinigten europäischen Staaten“. Zum Schluß wird in elegischem Tone auf das Evangelium hingewiesen, das so ganz unkriegerisch sei und dessen Lehren im Kriege verletzt würden; der Philosoph und der Christ müßten auch im Unglück aufrecht bleiben. Die letzten Worte bitten, Strauß möge dem Briefschreiber seine Freundschaft erhalten und versichern ihn seiner eigenen wärmsten Zuneigung.

Strauß ließ die Gedanken des französischen Gelehrten nicht auf sich beruhen; kurze Zeit nachher, bereits am 29. September, d. h. zwei Tage, nachdem die weiße Fahne auf dem Straßburger Münster gehißt worden war, erfolgte die Antwort. Sie ist wiederum in ruhiger, edler Form dargeboten und hebt zunächst das Gemeinsame in den beiderseitigen Bestrebungen hervor, bucht sodann mit Dank die anerkennenden Worte über die deutsche Kultur und die deutschen Einheitsbestrebungen. Auch er wolle Frankreich gerecht beurteilen. Dabei fühlt er sich aber gleich verpflichtet, im Anschluß an ein scharfes Wort von Mommsen über die schlechte Literatur des modernen Frankreich, worüber Renan sich beklagt hatte, die ernstesten Worte auszusprechen: Viel tiefer gedrungen „und weiter verbreitet, als französische Patrioten wohl sich selbst gestehen mögen, und als auch wir Deutschen noch vor kurzem vermuteten, ist dort nicht allein in der Literatur, sondern auch im Volke das Verderben; von dieser allgemeinen

Fäulnis und Auflösung aller sittlichen Bande haben wir vor dem gegenwärtigen Kriege keine Vorstellung gehabt“. Was die von Renan behauptete Friedensliebe des französischen Volkes anbetrifft, so erlaubt sich Strauß einen leichten Zweifel mit Rücksicht auf den oft ausgesprochenen, gewissermaßen mit der Muttermilch eingesogenen Wunsch nach der Rheingrenze und den ebenso häufig gehörten Ruf von der Rache für Sadowa, wo Frankreich doch keinen Mann und keinen Fußbreit Landes verloren habe. Deutschland bliebe stets in der Gefahr, daß diese „krankhaft reizbare Eifersucht“ zum Ausbruch käme. Auf Renans Bemerkung, Preußen hätte die französische Empfindlichkeit schonen und den negativen Beistand von 1866 durch die Überlassung Luxemburgs belohnen müssen, wird die schlagende Antwort erteilt: „Welche seltsame Großmut wird Preußen zugemutet mit dem Verlangen, es hätte, nachdem es durch eigene Kraft den Preis errungen, dem Nachbar, der nichts dazu und auch nichts dawider getan, einen Lohn auszahlen sollen, den es nicht versprochen, der andre nicht verdient hatte.“ Im übrigen habe Preußen schon im voraus den Franzosen einen ähnlichen negativen Beistand geleistet, als es gegen die Annektierung von Savoyen und Nizza keinen Einspruch erhob. Die Anklage der maßlosen Politik gegen Preußen und die Hohenzollern wird entschieden zurückgewiesen. Die Geschichte zeige nicht, „daß Übermut zu den Erbfehlern dieses Hauses gehöre“. Was das gewünschte Aufgehen Preußens in Deutschland anlangt, so wünsche man das in Deutschland selbst. Aber so schnell sei das nicht möglich. Und nun wird vom süddeutschen Gelehrten einerseits all das aufgezählt, was ihm an Preußen mißfällt — dabei kommt auch einmal die Abneigung

gegen das positive Christentum zum Ausdruck —, auf der andern Seite werden aber die Vorzüge und die Notwendigkeit von Preußens Vormacht in Deutschland anerkannt. „Wir übrigen Deutschen können die Einwirkung des unvermischten preußischen Wesens noch eine geraume Zeit gar wohl brauchen, wir haben von Preußen als solchem noch viel zu lernen“; später nennt er die Süddeutschen im Verhältnis zu den Preußen launig „gemütliche Bummeler“. Mit besonderer Entschiedenheit wird die französische Spekulation auf den baldigen Zerfall der deutschen Einheit, sobald einmal der Druck der gemeinsamen Gefahr nachließe, zurückgewiesen. „Das Blut seiner Söhne aus Nord und Süd wird Deutschlands Einheit für alle Zukunft gekittet haben; denn auch in diesem Sinn ist es ein wahres Wort: Blut ist ein ganz besonderer Saft.“

Dann geht Strauß auf die Bedenken ein, die eine Abtrennung des Elsaß betreffen. Mit feinem Spott weist er die Klage zurück, Frankreich könne eine solche Verstümmelung nicht ertragen. Auch das von Renan aufgestellte Dilemma lehnt er ab. Frankreich werde, selbst wenn ihm Elsaß-Lothringen bliebe, den Rachedgedanken niemals aufgeben. „Ein Volk, das für Sadowa, also für eine ihm ganz fremde Niederlage, Genugtuung haben wollte, wird für Wörth und Metz, für Sedan und Paris zehnfach um Rache schreien, wenn wir ihm auch weiter nichts zuleide tun, als daß wir es so oft geschlagen haben.“ Darum verlange schon die eigene Sicherheit, die Südwestgrenze des Deutschen Reiches durch die Einverleibung Elsaß-Lothringens mit seinen Festungen zu schützen. Außerdem sind nun einmal Elsaß und teilweise Lothringen deutsche Lande. Trotzdem dachte niemand daran, sie dem französischen Nachbar zu entreißen. Nachdem

er aber „den Frieden gebrochen und die Absicht kundgegeben hat, unsere Rheinlande, die er einmal mit höchstem Unrecht ein paar Jahre besessen, abermals an sich zu reißen, jetzt müßten wir die größten Toren sein, wenn wir, als die Sieger, was unser war und was zu unserer Sicherung nötig ist (doch auch nicht weiter, als dazu nötig ist), nicht wieder an uns nehmen wollten“. Interessant ist, daß Strauß als Süddeutscher den Gedanken ausspricht, Elsaß könne nur mit einem Staate, der eine Vergangenheit wie Preußen habe, verbunden werden. Die Utopie eines europäischen Kongresses weist Strauß natürlich schon darum zurück, weil Preußen mit derartigen Kongressen schlechte Erfahrungen gemacht habe. Auch die Berufung auf das Evangelium läßt er nicht gelten und betont, daß ein gerechter Krieg auch seine guten Seiten habe: Neben allem Unheil, das er natürlich mit sich bringt, hat die Verteidigung der bedrohten Unabhängigkeit „doch regelmäßig einen Aufschwung des nationalen Lebens zur Folge gehabt, von den Perserkriegen der Griechen an bis zu unseren deutschen Befreiungskriegen und bis zu dem jetzigen, von dem wir für unsere inneren Angelegenheiten das Beste zu hoffen schon heute berechtigt sind“.

Schließlich findet Strauß es noch merkwürdig, daß ein Franzose den Deutschen den Frieden predige, „ein Mitglied des Volkes, das seit Jahrhunderten die europäische Kriegsflagge in Händen hielt, dem Nachbar, der immer nur zu tun gehabt hat, die Brände zu löschen, die der andre in seine Städte geworfen, an seine Saaten gelegt hatte“. Dem Deutschen ist endlich der Geduldsfaden gerissen. Er sehnt sich auch jetzt nach Frieden, aber zunächst muß der Zweck des Krieges erreicht sein. Niemand darf da hindernd eingreifen. „Von 1814 und

15 ist es sprichwörtlich unter uns, daß die Federn der Diplomaten verdorben haben, was die Schwerter unserer Krieger gut gemacht hatten“; auch 1866 brachte noch nicht den ganzen Erfolg. Jetzt muß das Deutsche Reich als ein fester und einiger Bundesstaat entstehen. In den Schlußworten empfiehlt der Schreiber den Adressaten „für die Bedrängnis der nächsten Wochen einem freundlichen Geschick, mich aber Ihrem fortdauernden Wohlwollen“.

Diesen höchst lehrreichen Briefwechsel gab Strauß selbst, noch im Jahre 1870, unter dem Titel: *Krieg und Friede*, bei Hirzel in Leipzig heraus. (In den gesammelten Werken steht er im 1. Bande, Bonn 1876, S. 299 ff.) Theobald Ziegler erzählt in seinem großen Werke über den deutschen Kritiker, daß Renan den eigenmächtigen Abdruck des Briefwechsels übelgenommen habe und daß er besonders deswegen ärgerlich gewesen sei, weil der Erlös aus dem Verkauf der Broschüre der deutschen Invalidenstiftung zufließen sollte. Er fügt aber aus seiner eigenen Erinnerung hinzu: „Die junge Generation von heute kann sich in unserer nüchtern gewordenen schwunglosen Zeit keine Vorstellung machen, welchen Jubel diese aus einem von tiefem Patriotismus erfüllten und gehobenen Herzen und mit viel historischem Verständnis vorgetragenen Worte damals bei uns erregten“ (D. Fr. Strauß, 2. Band, Straßburg 1908, S. 665). In den gegenwärtigen Tagen des Aufschwunges vaterländischer Begeisterung wird dafür aber doch das Verständnis wiederkehren. In der Tat gilt viel von dem, was damals zu sagen war, auch in der jetzigen Situation, wenn auch einige Nuancen und Erweiterungen anzubringen wären. Man braucht nicht mit allen Einzelheiten einverstanden zu sein und man kann den wissenschaftlichen Arbeiten



von Strauß über die Evangelien und das Leben Jesu ablehnend gegenüberstehen: für diesen Briefwechsel mit seiner natürlichen Frische und überzeugenden Kraft wird man ihm auch heute noch Dank wissen. Und auch der Brief von Renan ist bei allem, was man zurückweisen

muß, im Verhältnis zu den gegenwärtigen Stimmen aus der französischen Gelehrtenwelt ein klarer Beweis dafür, daß Frankreich zum mindesten in der ethischen Kultur auf einer absteigenden Linie sich befindet.

## Das deutsche Heerwesen in alter und neuer Zeit.

Von Georg v. Below.

In der Zeit, in der die Deutschen zum ersten Male in der Geschichte auftreten, haben sie dieselbe Heeresverfassung, die Deutschland im 19. Jahrhundert angenommen hat: den Grundsatz der allgemeinen Wehrpflicht. Der altgermanische Staat ist von dem Gedanken der allgemeinen Wehrpflicht beherrscht. Jeder Bürger des altgermanischen Staats ist wehrpflichtig. Und es gilt auch der umgekehrte Satz: nur die wehrfähigen Germanen sind Bürger des Staats. Weil der Hauptdienst des Bürgers der Heerdienst war, mußte der Bürger heerfähig sein. Das Volk ist das Heer. Das Heer und die Bürgerschaft sind ihren Mitgliedern nach identisch. Eben darum ist der Kriegsdienst eine Ehre, der Stolz der Bürger. Die alten Germanen nahmen keine Sklaven in ihre Reihen auf, weil es die Ehre des freien Mannes ist, selbst seine Schlachten zu schlagen.

Der Heerdienst der alten Deutschen ist Miliz, insofern das Heer, das beim Ausbruch des Krieges zusammentritt, einfach aus den dem bürgerlichen Leben angehörigen Mitgliedern des Staatsverbandes genommen wird. Es gibt nicht ein stehendes Heer; sondern das Heer ist das unmittelbare Aufgebot der Bürger. Aber freilich ist diese Miliz nicht von der Art der Milizen der späteren Zeiten. Jenem Kämpfer steht nicht im Vordergrund der Wertschätzung der bürgerliche Beruf und neben ihm die kriege-

rische Leistung; der alte Germane fühlt sich vielmehr in erster Linie als Krieger und besorgt seine andern Obliegenheiten nur nebenbei. Nichts tat er, wie der römische Historiker sagt, unbewaffnet. Dieses Verhältnis erklärt es dann auch, weshalb die alten Germanen, die so gewaltige militärische Leistungen aufzuweisen haben, eine spezielle technische Ausbildung von Staats wegen entbehren konnten. Der einzelne Germane sah die militärische Fachbildung als eine eigene Angelegenheit, als Sache seines privaten Ehrgeizes an. Da zudem die Kriege jener Zeit sehr häufig waren, so darf man sagen, daß der alte Germane in verhältnismäßig wenig unterbrochener Praxis stand.

Wenn die alten Deutschen sich selbst für den Krieg ausbildeten, auch die Ausrüstung und den Unterhalt sich selbst verschafften, so ist es doch öffentlich-rechtliche Pflicht, auf Grund deren sie in den Krieg ziehen. Als Staatsbürger werden sie zum Kampfe aufgeboten. Über dem staatlichen Aufgebot erhebt sich freilich ein Oberbau von etwas anderer Natur: die Gefolgschaft. Jüngere Leute, besonders aus den angesehenen Familien, treten in den persönlichen Dienst eines Fürsten, werden seine Hausgenossen und kämpfen im Krieg in seiner unmittelbaren Umgebung. Es ist ein Verhältnis wechselseitiger Treue: die Gefolgsenossen sind des Herrn Leib-

und Ehrenwache; er schuldet ihnen Schutz, Unterhalt und Ausrüstung. Man hat früher die Bedeutung dieser Gefolgschaften übertrieben, wohl gar die Völkerwanderung als Bewegung von Gefolgschaften erklärt. So großen Raum haben sie indessen nicht gehabt. Die Mitglieder einer Gefolgschaft waren nicht zahlreich. Auch hatten nur obrigkeitliche Personen, Fürsten, das Recht, ein Gefolge zu halten. Das Verhältnis war nicht lebenslänglich. So hat denn das Gefolgschaftswesen die allgemeine, die öffentlich-rechtliche Kriegsdienstpflicht nur wenig alteriert. Hauptsächlich in dem Hinweis auf eine spätere Entwicklung liegt sein Interesse.

Die alten Germanen kämpften überwiegend zu Fuß. Indessen fehlten auch Reiter nicht. Vielleicht darf man annehmen, daß vorzugsweise die Gefolgsgegnossen zu Roß kämpften.

Die Staaten, denen die Germanen der Urzeit angehörten, waren von bescheidenem territorialen Umfang. Deutschland zerfiel in eine große Zahl politischer Körper, Völkerschaften, wie wir die staatliche Einheit jener Zeit nennen. Es schmerzt uns, daß die Germanen ihre hohe militärische Kraft zum beträchtlichsten Teil im gegenseitigen Kampf, im Kampf der germanischen Staaten gegeneinander, verbraucht haben. Eine gemeinsame Erhebung einer größeren Gruppe von Völkerschaften gegen einen auswärtigen Feind war eine seltene Ausnahme, wie die Vereinigung, die unter Hermann dem Cherusker das Römerjoch abschüttelte.

Ein höheres Ziel erhalten die Kämpfe der Völkerwanderungszeit. Zwar hat auch jetzt noch der Kampf der Deutschen untereinander einen weiten Umfang. Allein die politischen Einheiten werden größer: der Stamm gewinnt politischen Charakter. Damit fallen schon

viele Kleinkriege fort. Und wir sehen ferner, wie die deutschen Stämme, die eben wegen ihrer kompakteren Masse eine stärkere Macht darstellen, sich nach außen wenden, in das Römerreich eindringen und es schließlich ganz in Besitz nehmen. Der Erfolg ihres Vordringens war, daß alle abendländischen Staaten mehrere Jahrhunderte hindurch germanische Staaten gewesen sind.

Die Germanen haben die abendländische Welt erobert, weil sie ein durchaus kriegerisches Volk waren, weil jeder freie Germane Krieger war. Nachdem sie zunächst die Soldaten der unkriegerisch gewordenen Römer gewesen waren, machten sie sich, da sie tatsächlich die Summe der Gewalt in Händen hatten, auch formell zu Herren der Römer.

Wir bewundern dieses kriegstüchtige Volk. Wir verweilen gern bei seinen großen Taten. Wir verweilen aber nicht bloß deshalb gern bei den alten Germanen, weil uns jene Taten bewundernswürdig erscheinen. Wir wenden auch darum immer und immer wieder den Blick zu ihnen hin, weil wir in ihrem Heerwesen die Grundzüge unseres heutigen Heerwesens wiedererkennen. Die allgemeine Wehrpflicht ist den alten Germanen und uns gemeinsam. Wie in der deutschen Urzeit, so ist auch heute der Kriegsdienst eine Ehre.

Freilich nehmen wir eine einseitige Wertschätzung der kriegerischen Tapferkeit bei den alten Germanen wahr. Es besteht eine rücksichtslose Einseitigkeit in der Auffassung dieser Bürgertugend. Nur wer kriegerischen Ruhm besitzt, besitzt Ruhm. Darum kann nur der kriegstüchtige, nur der körperlich vollkommen rüstige Mann Ruhm erlangen; nur der vollkommen rüstige Mann kann überhaupt Bürgerrecht gewinnen. Es gibt keine äquivalente Leistung für diejenigen Staatsgenossen, welche der Rüstig-

keit entbehren. Einen Nachklang dieser Anschauung haben wir noch im 13. Jahrhundert in der Forderung des Sachsenspiegels, daß der König nicht lahm sein dürfe. Der König, der geborene Heerführer, muß vor allem im Vollbesitz der körperlichen Fähigkeiten sein. Diejenigen Volksgenossen, die nicht über die volle körperliche Rüstigkeit verfügen, können mit einer besonderen Leistung noch keinen Ersatz bieten. Namentlich auch die geistige Tätigkeit ist noch nicht imstande, als besondere, selbständige, gemeinnützige Tätigkeit zu gelten. Hier ist in Deutschland erst durch das Christentum und die kirchlichen Einrichtungen Wandel geschaffen worden. Erst sie haben auch dem körperlich Gebrechlichen die Möglichkeit eröffnet, für die Allgemeinheit zu wirken und eben deshalb im öffentlichen Leben Geltung zu erlangen. Das 11. Jahrhundert hat einen berühmten Deutschen hervorgebracht, der von früh an gichtbrüchig war, der ohne Hilfe nicht einmal seine Lage ändern konnte, der aber dennoch seine Wirksamkeit in weite Ferne erstreckte, dem zahlreiche Schüler von allen Seiten zuströmten: es ist Hermann der Lahme, der Mönch von Reichenau, ein hervorragender Mathematiker, Astronom, Musiker, Dichter und Historiker. Die deutsche Urzeit hätte für ihn keinen Platz gehabt; denn in der deutschen Urzeit galt nur der körperlich Rüstige etwas.

Die Grundlagen der Heeresverfassung, welche wir in der deutschen Urzeit vorfinden, blieben jahrhundertlang bestehen. Bis zur spätkarolingischen Periode wird für die großen militärischen Zwecke der allgemeine Heerbann, das Heer der Staatsbürger, aufgeboden. Aber schon längere Zeit vorher macht sich daneben ein anderes Element geltend, das schließlich das Heer der Staatsbürger beiseite schiebt: das Lehnsheer, ein Rei-

terheer, aus dem sich das Rittertum, der Ritterstand entwickelt.

Der Lehnsmann dient nicht als Staatsbürger kraft öffentlich-rechtlicher Pflicht, sondern auf Grund privater Verpflichtung. Er hat von einem Herrn ein Lehen empfangen und ihm einen Treueid geleistet, einen privaten Treueid, den Vasalleneid: deshalb dient er ihm. Nicht bloß der König hat solche Vasallen, sondern jeder mächtige Herr im Reich kann sie haben. Dem König dienen die Vasallen der Großen des Reiches nur insofern, als er diesen zu gebieten vermag. Der König muß suchen, viel Lehen auszuteilen; sonst ist er nicht in der Lage, ein stattliches Reiterheer um sich zu versammeln.

Das Lehnsheer ist Reiterheer. Das Lehen, in der ältesten Zeit regelmäßig aus Grundbesitz bestehend, setzt den Vasall in den Stand, sich die teure Ausrüstung zu beschaffen: das Streitroß und die kostbare Rittersrüstung.

Die Frage, wie die Lehnsmannschaften aufgekommen sind, ist oft und gerade heute wieder viel erörtert worden. Geht ihre Entstehung darauf zurück, daß der fränkische König, um auswärtigen Feinden, die zu Roß kämpften, den Sarazenen und später den Ungarn, wirksam zu begegnen, eine stattliche Zahl seiner Getreuen mit Lehen ausstattete und sich so gleichfalls ein Reiterheer schuf? Oder haben zunächst die Großen des Reichs einen Teil der von ihnen abhängigen Leute als private Krieger ausgerüstet? Ist somit die Entstehung der Lehnsheere eine Bewegung, die das Königtum mehr duldete, als daß es sie hervorrief? Hat das Lehnsheer seinen Entstehungsgrund in dem Bedürfnis des Staates oder in dem Aufkommen staatsfeindlicher Gewalten? Und wenn das erstere der Fall ist, nötigt etwa fremde Kriegstechnik den Staat zur Aufstellung des Lehnshee-



res? Oder akzeptiert der Staat die private Reiterei, um den gemeinfreien Untertan zu entlasten? Es ließe sich auch denken, daß mehrere Entwicklungen nebeneinander hergegangen sind.

Eine Minderung der königlichen Rechte liegt in dem Aufkommen der Lehnshere jedenfals. Zwar hat die königliche Lehnsmannschaft, die königliche Vasalität das mit der altgermanischen Gefolgschaft gemeinsam, daß die königlichen Lehnsmänner dem König durch ein persönliches Treuband verpflichtet sind. Aber abgesehen davon, daß das Recht, eine Lehnsmannschaft zu haben, nicht wie das Recht des Gefolges auf obrigkeitliche Personen beschränkt ist, der Lehnsmann steht seinem Lehnsherrn unabhängiger gegenüber als der Gefolgsmann seinem Gefolgsherrn. Auch äußerlich gibt sich dieser Unterschied darin kund, daß der Lehnsmann nicht wie der Gefolgsmann im Haushalt des Herrn lebt, sondern irgendwo im Lande auf seinem Gute. Das Lehnswesen ist die Fortsetzung des Gefolgschaftswesens, aber mit einer Verstärkung der Unabhängigkeit der Mannschaft.

Das Lehnsheer verdrängt nun allmählich das staatliche Heer, den Heerbann der Staatsbürger, der Untertanen. Im 8. Jahrhundert spielt es zuerst eine große Rolle. Im 10. Jahrhundert ist es das eigentliche Heer Deutschlands wie Frankreichs. Fortan werden die Kriege jahrhundertlang mit Lehnsheeren geführt. Es verdient dabei Beachtung, daß das allgemeine Aufgebot der altgermanischen Zeit nicht ganz verschwindet. Formell ist die altgermanische Wehrpflicht nie aufgehoben worden; sie dauert vielmehr durch das Mittelalter und über dieses hinaus fort. Man hat auch praktisch von dem allgemeinen Aufgebot noch weiter Gebrauch gemacht; im besondern zur Abwehr feind-

licher Einfälle, zur Landesverteidigung bot man die Gesamtheit der Untertanen auf. Indessen das allgemeine Aufgebot bedeutete militärisch nicht viel. Auch bei der bloßen Abwehr kleinerer feindlicher Einfälle reichte es nicht aus. Es fehlte ihm die erforderliche militärische Schulung. Das allgemeine Aufgebot des Mittelalters stellte eine Miliz dar, die von der Miliz der altgermanischen Zeit sich beträchtlich unterschied. Während dort der Staatsbürger sich vor allem als Krieger fühlt und seine andern Obliegenheiten nur nebenbei besorgt, haben wir es jetzt bei den Deutschen der Mehrzahl nach mit friedlichen Leuten zu tun, die ihrer bürgerlichen Arbeit nachgehen und halb widerwillig sich für militärische Zwecke verwenden lassen. Bürgertugend und kriegerische Tätigkeit schieden sich. Die fortschreitende Kultur verlangte größere Emsigkeit in der friedlichen Arbeit, eine Mannigfaltigkeit der Berufe, brachte eine Arbeitsteilung hervor. Es kam hinzu, daß das große Deutsche Reich des Mittelalters schon wegen seiner Ausdehnung besondere militärische Forderungen stellte und sich nicht mit dem Kriegsdienst der einfachen Untertanen begnügen konnte.

So geschah es, daß eine militärische Stellvertretung Platz griff. Diese übernahm für die übrigen Teile des Volks das Lehnsheer, die Ritterschaft. Das Lehnsheer ist auch Miliz, kein stehendes Heer, aber eine Miliz von der altgermanischen Art. Der Ritter fühlt sich wie der Germane der Urzeit zunächst und vor allem als Krieger und treibt friedliche Berufe, wie etwa den Dienst in der staatlichen Verwaltung und die Landwirtschaft, nur nebenbei. Die beständige kriegerische Bereitschaft der alten Germanen, der Kreis derjenigen, die die kriegerische Beschäftigung als den wertvollsten Teil des Lebens ansehen, ist jetzt eingeeengt auf

die Ritterschaft. In den aufkommenden Städten begegnet uns zwar noch der wehrhafte Bürger. Die mittelalterlichen Stadtbürger haben sich oft wacker geschlagen. Allein auch bei ihnen zeigt sich die Neigung, sich vertreten zu lassen, Söldner anzunehmen, mit Rittern Verträge zu schließen, damit sie für die Bürgerschaft den Krieg führen. Diese ständische Teilung der Berufe mit einem besonderen Beruf der Krieger beherrscht das Mittelalter und geht noch über dessen Grenzen hinaus. Der Klerus widmet sich den kirchlichen Angelegenheiten und der Wissenschaft, der Bürgerstand dem Handel und Gewerbe, der Bauer dem Ackerbau. Der Kriegsdienst fällt, für alle, dem Rittertum zu. Man mag darüber streiten, ob diese Absonderung eines besondern kriegerischen Standes ganz unvermeidlich war. „Dies eiserne Zeitalter ewiger Kriege“, urteilt ein deutscher Historiker, „hätte die allgemeine Wehrpflicht nur um den Preis der Barbarei geduldet.“<sup>1)</sup> Jahrhundertlang hat jedenfalls jene ständische Teilung bestanden.

Das Ritterheer ist ein aristokratisches Heer; eine Gemeinschaft, die in der Lage ist, sich eine kostbarere Ausrüstung zu beschaffen, und die allmählich auch ihren Kreis ständisch abschließt. Mit diesem seinem Charakter hängt die eigentümliche Waffenetikette des Rittertums zusammen. Die Führung der Waffen wird zur eigentlichen Kunst und das darin zu Leistende zum Kunstwerk.<sup>2)</sup> Man focht nicht bloß um eines realen Resultats willen, sondern auch wegen der Kunst

1) In einigen knappen Sätzen hat Max Lehmann, Scharnhorst II, S. 85 ff., von der Entwicklung des deutschen Heerwesens eine Skizze in großem Stil entworfen.

2) Man mag noch immer auf die prächtige Schilderung dieser Dinge bei H. Leo, Lehrbuch der Geschichte des Mittelalters (1830), S. 346 ff. hinweisen.

des Kampfes. Man focht nur mit solchen, bei denen gleiche Kunstmäßigkeit und Gesinnung vorausgesetzt werden konnten. Man verschmähte Vorteile, welche der bloße Zufall gewährte. Man verschmähte das Resultat, wenn man zu dessen Erreichung die Waffen in einer nicht würdigen Weise hätte gebrauchen müssen. Es galt ferner als Ideal, den Gegner, wenn man ihn überwunden hat, ritterlich zu achten. Ritterliche Kampfesweise wie ritterliche Gesinnung überhaupt beruhen auf dem Grundsatz, auf gewisse Vorteile aus Achtung vor der Persönlichkeit des Gegners zu verzichten. An der Ausbildung des ritterlichen Sinnes haben manche von unsern heutigen Feinden ihren starken Anteil gehabt, während sie in der Gegenwart nicht Bedenken zu tragen scheinen, uns den Ruhm der ritterlichen Kampfesweise zu überlassen.

Verstärkt wurde jene Tendenz des Rittertums durch eine Einwirkung von anderer Seite her. Das Rittertum war vom kirchlichen Geist erfüllt und stellte seine Kraft zum großen Teil in den Dienst der Kirche. Und so ließ es sich denn den Schutz derjenigen angelegen sein, deren sich die Kirche annahm. Für den Ritter galt es als Ehrensache, die von der Kirche in Schutz genommenen Armen, Kranken, Witwen und Waisen zu schützen.

So gern wir aber diese Vorzüge des Rittertums anerkennen, so haftete dem Ritterheer doch eine Eigenschaft an, die seine Verwendbarkeit beeinträchtigte. Wie in der Zeit des Lehnswesens das Reich sich in viele kleine Territorien auflöste, so fehlte auch dem Ritterheer die straffe Einheit. Es war dem Staatsoberhaupt, dem Fürsten gegenüber sehr selbständig. Es bestand durchweg aus vornehmen Personen; ritterlich waren sozusagen die gemeinen Soldaten des Heeres.

Der Knecht, den etwa der einzelne Ritter mit sich führte, stand in Abhängigkeit bloß von ihm. Der stolze, trotzige Recke ließ sich nicht so leicht kommandieren. In der großen Genossenschaft der Ritter galt der König nur als der vornehmste ihres Standes. Erhöht wurde die Selbständigkeit der Ritter noch dadurch, daß der Lehnssdienst Privatdienst, nicht Staatsdienst war, der Lehnsmann nicht kraft Bürger- oder Untertanenpflicht diente, sondern nur deshalb, weil er ein Lehen erhalten hatte. Wenn der Lehnsmann seinem Lehnsherrn das Lehen auf sagte, es ihm zurückgab, so befreite er sich damit von der Lehnspflicht. Oft ist es geschehen, daß in dem Augenblick des Ausbruchs eines Kriegs die Lehnleute ihrem Herrn das Lehen zurückgaben, ihn so im Stich ließen und zu einem andern Herrn übergingen. Besonders in einer späteren Zeit — als freilich schon die persönliche Seite im Lehnverhältnis gegenüber der dinglichen zurücktrat — kam derartiges vor; man nahm Lehen von mehreren Herren und wählte im Augenblick des Kampfes zwischen ihnen. Andererseits war das lose geknüpfte Lehnband auch wiederum ein Anlaß, bei dem sich eine schöne Seite des deutschen Charakters zeigen konnte. Je weniger Zwangsmittel der Lehnsherr über seinen Lehnsmann besaß, um so mehr mußte er auf die persönliche Treue seiner Mannen bauen. Tief im deutschen Charakter liegt der Drang, Kraft und Leben im Dienst des Herrn zu opfern; der Deutsche hat das Bedürfnis der freien Hingabe an andere Menschen. Trotz der Lockerheit des Lehnbandes begegnen uns schöne Beweise der Treue. Helden sage und Dichtung schildern uns mit ihren Beispielen der Mannestreue, was als Ideal angesehen wurde.

Wenn hier das Leben einen Fehler der Verfassung korrigieren konnte, so ma-

chen wir beim Lehnverhältnis die gleiche Beobachtung noch in einer anderen Richtung. Das Lehnband verpflichtet nur zum Dienst für den Herrn, nicht für Staat, Volk oder Vaterland. Eben weil es ein privates Band war, enthält es keine Verpflichtung für die Allgemeinheit. Dennoch geht das Leben über diese Schranke hinaus. Nicht bloß hat das Mittelalter in einigen rechtlichen Bestimmungen dem Gedanken Ausdruck gegeben, daß eine so gewaltige Einrichtung wie die Lehnsmannschaften doch nicht ganz außerhalb der staatlichen Forderungen sich halten dürfe. Vor allem konnten die Lehnleute in der Praxis oft genug das Bewußtsein haben, daß sie für das Deutsche Reich, für deutschen Boden kämpften. Und wenn die deutschen Ritter als Deutsche von ihren westlichen Nachbarn verspottet wurden, so ernteten sie als deutsche Krieger Ruhm und waren sich als Deutsche ihrer Kraft bewußt.

Immerhin läßt es sich nicht bestreiten, daß in der Zeit des Rittertums der unmittelbare Zusammenhang des Heeres mit dem Staatsverband geringer ist, als er in der vorausgehenden Zeit war. Je stärker die öffentlich-rechtlichen Pflichten betont werden, einen desto breiteren Raum nimmt der Vaterlandsgedanke im Heerwesen ein, und so beobachten wir denn, daß bei der privaten Einrichtung des Lehnsheeres nicht so viel der Kampf für das Vaterland das Wort findet wie bei dem staatlichen Heerbann des fränkischen Reiches.

Die Selbständigkeit des vornehmen Kriegers übte einen Einfluß auch auf die taktischen Verhältnisse des mittelalterlichen Heeres. Der Ritter wurde von Jugend auf, in der Familie und an fürstlichen Höfen, sorgfältig für den Kampf erzogen. Er gewann ein hohes Maß von Waffenübung und bewies unerschütter-



lichen Mut. Aber seine Ausbildung war wesentlich individuell. Die Miliz des Lehnsherrn trat, wenn der Herr einen Krieg zu führen hatte, auf sein Gebot zusammen, indem die einzelnen Ritter von ihren Burgen herbeieilten. Gemeinsame militärische Übungen hatten im Frieden, abgesehen von den Turnieren, nicht stattgefunden. So fehlte dem Ritterheer einigermaßen die Einordnung in eine energische einheitliche Leitung. Die Glanzleistung des ritterlichen Kriegers ist der Einzelkampf; es traten aber die Leistungen der streng disziplinierten Masse zurück.<sup>1)</sup>

Das ritterliche Lehnsherr wird am Ende des Mittelalters abgelöst durch das Söldnerheer, welches überwiegend aus Infanterie besteht. Das Wesentliche der neuen Ordnung der Dinge liegt jedoch nicht bloß darin, daß man den Fußtruppen wieder größere Bedeutung beimaß. Die Reiterei verschwindet keineswegs ganz aus den europäischen Kriegen; nach einiger Zeit der Zurücksetzung tritt sie sogar wieder mehr hervor. Von mindestens gleicher Wichtigkeit wie die Erneuerung des Fußvolkes war die Ersetzung des Lehnstdienstes durch den Solddienst. Wenn man neben den Fußtruppen die Kavallerie nicht entbehren konnte, so waren auch die Reiter, die man jetzt hatte, Söldner, nicht Lehnsmänner.

Das Söldnerheer hat mit dem Ritterheer den gemeinsamen Zug, daß beide eine militärische Stellvertretung für große Teile des Volks bedeuteten. Zur Zeit des Söldnertums bleibt ebenso wie zur Zeit des Rittertums das staatliche Aufgebot der Hauptsache nach außer Gebrauch.

Das Söldnerheer unterscheidet sich andererseits dadurch von dem Ritterheer,

1) Vgl. H. Delbrück, Geschichte der Kriegskunst III, S. 338f.; E. Daniels, Das mittelalterliche Kriegswesen, S. 78 ff.

daß es nicht Miliz ist. Der Söldner übt handwerksmäßig den Kriegsdienst aus, und er nähert sich auch insofern dem normalen Handwerker, als das Söldnerheer, das Landsknechtsheer, die Formen der Handwerkerzunft annimmt. Die Erfolge der Söldnerheere sind darin begründet, daß sie über eine ganz zunftmäßige Ausbildung verfügten.

Der hohe Wert der Infanteriemassen kam der abendländischen Welt zum ersten Male namentlich an dem Schweizervolk zum Bewußtsein. Die Schweizer machten auch aus dem Kriegsdienst, dem Söldnerdienst, zuerst ein Gewerbe. Die Schweizer Reisläufer zeigten sich bereit, den abendländischen Staaten Heeresdienst gegen Sold zu leisten. Dem Schweizer Fußvolk folgten die Deutschen. Das deutsche Fußvolk erlangte seine erste Schulung in den Kämpfen, in denen es mit Schweizern zusammenfocht. Der ewige Krieg bildete die Truppen; hier eigneten sie sich Erfahrungen und die Gewohnheit zu kämpfen an, da es zu jener Zeit keinen Exerzierdrill im Frieden gab. Die Söldner suchten Dienste da, wo es Kriege gab, und Kriege wurden fast beständig irgendwo im Abendlande geführt.

Der Organisator der deutschen Landsknechte ist Kaiser Maximilian I.<sup>1)</sup> Es scheint, daß er Schweizer und oberdeutsche Söldner zunächst herbeizog, um mit ihnen das Landesaufgebot seiner unbotmäßigen Niederlande zu bekämpfen. Wenn es sich so verhält, so bezeichnet sogleich die erste große Verwendung der Landsknechte das Wesen dieses Söldnertums: es steht im Gegensatz zu Landesaufgebot und Bürgerwehr. Der Landsknecht ist stets Söldner, auch dann,

1) Zur neuesten Literatur über den Ursprung der Landsknechte s. M. Nell, Die Landsknechte, deutsche Geschichtsblätter, Juli 1914, S. 243 ff.

wenn er dem eigenen Lande entnommen ist.

Die Motive, aus denen jene Zeit das Söldnerheer vor dem Lehnsherrn oder einem Landesaufgebot bevorzugte, sind zum Teil schon in jenem Verfahren Maximilians angedeutet. Die Staaten wünschten ein Heer zu haben, das ihnen leichter zur Verfügung stand. Über das Söldnerheer, das sich aus den Landsknechten von geringerem Stand zusammensetzte, übten sie eine unvergleichlich größere Gewalt als über die vornehmen Ritter. Auf die Zeit einer starken Abhängigkeit des Monarchen von dem Heer, wie wir sie in der Zeit des Lehnswesens finden, folgt die Zeit der freien Verwendung des Heers durch den Monarchen, wie sie in der Zeit des Söldnerwesens hervortritt. Hand in Hand mit der Ausbildung der Söldnerheere geht eine Steigerung der landesherrlichen Gewalt. Die Zeit des Söldnerwesens ist die Zeit der Kabinettskriege; wiewohl wir nicht versäumen wollen, die Anmerkung hierzu zu machen, daß die Zahl der Kabinettskriege bei weitem nicht so groß ist, wie eine verbreitete Vorstellung will. Die Behauptung von einer unermesslichen Zahl der Kabinettskriege entstammt einer politischen Tendenz.

Die treffliche militärische Schulung der Schweizer und der Landsknechte, der Ruhm, den sie sich bei ihrem ersten Auftreten erwarben, war auch ein Motiv für die Regierungen, das Söldnerheer zu bevorzugen. Oft noch wird als entscheidender Grund für den Sieg des Söldnerheers oder der Infanterie über das Lehnsherrn die Erfindung der Feuerwaffen genannt. Ein mitwirkender Faktor ist sie in der Tat. Doch gibt sie nicht den Ausschlag, da die Feuerwaffen erst nach dem Sieg der Infanterie über die Reiterei die Armbrust und die Pike vollständig verdrängen.

Den soeben hervorgehobenen Vorzügen des Söldnerheers stehen nun freilich beträchtliche Nachteile gegenüber. Sie sind vor allem damit gegeben, daß der Söldner durch Vertrag gewonnen wurde, nicht als Untertan, nicht kraft staatlicher Pflicht Kriegsdienst tat. Man nahm die Söldner, woher man sie bekommen konnte. Das Söldnerheer ist weniger mit dem Staat verbunden als das Ritterheer, dessen Lehen doch wenigstens der Mehrzahl nach im Lande lagen.

Wenn der Landesherr das von ihm geworbene Söldnerheer nach freiem Ermessen verwenden konnte, so war doch die Voraussetzung für die Aufstellung des Heeres eine gefüllte Kasse. Die finanziellen Verhältnisse der Staaten jener Zeit ließen indessen viel zu wünschen übrig. Die Stände bewilligten nur mit großem Widerstreben Beisteuern zur Unterhaltung der Söldner, und kaum je in ausreichendem Maß. Hatte aber der Landesherr die erforderlichen Mittel nicht zur Hand, um den Söldnern den Sold pünktlich zu zahlen, so war es mit seiner Gewalt über sie, die nur vertragsmäßig ihm verbunden waren, vorbei. So konnte dieselbe Selbständigkeit des Heeres gegenüber dem Fürsten sich einstellen wie beim Ritterheer, und unter Umständen eine noch größere. In der Tat haben die Staaten jener Jahrhunderte oft mit eigenwilligen und unbotmäßigen Söldnerführern und Söldnerheeren zu tun gehabt. Die Gewaltsamkeiten der Söldner sind häufig nicht weniger gefürchtet worden als die des Feindes.

Die Annahme der Söldner erfolgte im allgemeinen in der Weise, daß der Landesherr mit einem Kriegsobersten oder Hauptmann einen Vertrag schloß und dieser sich verpflichtete, gegen eine bestimmte Summe ein Regiment oder Fähnlein von bestimmter Stärke aufzu-

stellen. Der Oberst war nicht bloß Führer des Regiments, sondern zugleich Unternehmer. Diesen Vertrag nannte man Kapitulation; ein Wort, das noch heute in unseren „Kapitulanten“ fortlebt, d. h. denen, die sich aus freier Verpflichtung entschließen, über die staatliche Dienstzeit hinaus bei der Armee zu bleiben. Der Kriegsoberste warb dann selbst die Söldner und ernannte auch die Offiziere des Regiments. Das Verhältnis zwischen Landesherrn und Kriegsobersten war allein durch die Kapitulation geregelt. Dauernde Anordnungen des Staates über das Heerwesen gab es nicht. Wohl lassen sich traditionelle Regeln beobachten; aber ihre Geltung war abhängig von dem jedesmaligen Vertragsabschluß mit einer Söldnerschar. Es kam alles auf die Kapitulation an, die im einzelnen Fall abgeschlossen wurde. Der Kriegsoberst war nur an die Bestimmungen der Kapitulation gebunden. Und weil das Verhältnis der Offiziere zum Landesherrn nur ein Kontraktverhältnis war, so wechselten sie ferner oft ihren Soldherrn. Von den berühmtesten Feldherren des 17. Jahrhunderts weiß man, daß sie nacheinander in verschiedenen Diensten, in verschiedenen Lagern gestanden haben. Sodann waren, wie bemerkt, die Kriegsobersten zugleich die Unternehmer. Ihre Stellung wurde deshalb fast zu einer kaufmännischen. Die Obersten waren Spekulanten. Sie suchten den Landesherrn zu betrügen, indem sie etwa weniger Soldaten einstellten, als in der Kapitulation festgesetzt war. Der Landesherr schickte wohl seinen Musterkommissarius zur Abnahme des aufgestellten Regiments. Die Kriegsobersten wußten es indessen einzurichten, daß er hinters Licht geführt wurde. Sie verschmähten aber auch nicht das Mittel der Bedrückung und Aussaugung des Landes, in dem sie lagen. Sie sammelten

gewaltige Vermögen, kauften gelegentlich einen Teil des alten Landadels aus.<sup>1)</sup> Das Söldnerheer erwies sich überhaupt als eine Landplage: diejenigen Söldner nicht weniger, welche das Land verteidigen sollten, wie diejenigen, welche als Feinde auftraten. Sie stammten aus aller Herren Länder, waren keine Volksgenossen und bekundeten darum keine Neigung, die Landeskinder gut zu behandeln. Es fehlte dem Landesherrn auch an den unmittelbaren staatlichen Zwangsmitteln, um die Söldner zu verträglichem Verhalten zu nötigen, da sie ja mit dem Staat nur durch die Person des Kriegsobersten in Verbindung standen.

Der Ausdruck Soldateska zur Kennzeichnung der eigenmächtigen, gesetzlosen Krieger hat sich an den Söldnern jener Jahrhunderte ausgebildet. Wenn ihnen Regeln des Krieges nicht unbekannt waren, so sind sie doch harter, grausamer Natur. Von der Kampfesart des Rittertums steigt man zu der der Söldnerhaufen herab, wie von der höfischen Poesie der Walter und Wolfram zu der darauffolgenden gröberen Dichtung. Das Los der im Kampf Gefangenen z. B. ist zwar auch in der Ritterzeit nicht immer beneidenswert gewesen. Mancher hat damals im Burgverlies geschmachtet, mancher auch darin sein Ende gefunden. Aber ganz gewöhnlich war dem Ritterheer die Auswechslung der Gefangenen; das Lösegeld spielte eine bekannte Rolle. Mit maßloser Grausamkeit behandelten dann die italienischen Städte und deren Söldnerheere die Gefangenen. Die haßerfüllte Leidenschaft, die die

1) Faktisch kamen auf dasselbe Resultat die gewaltigen Erwerbungen hinaus, die die Kriegsobersten im Dreißigjährigen Krieg in Böhmen aus den konfiszierten Gütern machten. Vgl. M. Ritter, Deutsche Geschichte von 1555—1648, Bd. III, S. 198 ff.



Städte und in der einzelnen Stadt die politischen Parteien trennte, ließ jede Unbarmherzigkeit zu. In Dantes Dichtung treten uns diese Feindschaften greifbar entgegen. Wenn auf deutschem Boden der Sinn für eine solche Wollust der Marterung fehlt, so haben doch auch hier die Gefangenen den unbarmherzigen Sinn der Söldner erfahren. Die Söldnerscharen, die Schweizer voran, haben in ihren Kriagsordnungen wiederholt den Grundsatz proklamiert, alle Gefangenen niederzustecken.

Bei der Beurteilung der Grausamkeiten der Söldnerscharen haben wir doch auch wiederum zu berücksichtigen, daß sie rein gewerbsmäßig sich dem Kriegerhandwerk widmeten und keinem Staatsverband angehörten. Hinter ihnen standen nicht Fürst und Volk mit der Fürsorge für ihr Schicksal. Wenn die Söldner sich gegenüber dem Landesherrn und dem Lande, für das sie kämpfen sollten, auf den reinen Kontraktstandpunkt stellten, so ist es verständlich, daß der Landesherr ein gleiches tat. Landesväterliche Fürsorge bewies er nicht den Söldnern, die ja auch nicht seine Landeskinder waren. Es ist vorgekommen, daß der Landesherr sich weigerte, die Kurkosten für die Verwundungen zu zahlen, die sie in der Schlacht empfielen. Vom formell rechtlichen Standpunkt aus hatte er ganz recht: er zahlte ihnen ihren Sold, und weiter gingen sie ihn nicht an. Freilich wird der Landesherr in einer Eingabe, die diesen Punkt berührt, darauf hingewiesen, daß die Söldner in der Schlacht doch nicht sonderlich viel Mut bekunden würden, wenn sie wüßten, daß niemand um die Heilung ihrer Wunden besorgt wäre.

Die mannigfachen Übelstände, die mit dem Söldnerwesen verbunden waren, ließen im 16. und 17. Jahrhundert immer von neuem den Plan auftauchen, das alte

Landesaufgebot wieder in den Vordergrund zu ziehen. Es bestand ja noch immer zu Recht, daß zur Abwehr feindlicher Einfälle die Gesamtheit der Untertanen aufgeboden werden könne. Auf diese Untertanenpflicht griff man jetzt zurück und suchte in zahlreichen Reformprojekten aus dem Landesaufgebot etwas Brauchbares zu gestalten.<sup>1)</sup> Auch die alte Lehnsmannschaft wurde in diese Pläne einbezogen. Bei ihr aber glückten sie ebenso wenig wie bei der staatlichen Miliz. Obwohl die Familien des ritterlichen Adels nach wie vor tapfere und fähige Krieger stellten, so war es doch nicht immer der Inhaber des Lehnsgutes, der sich militärisch gerüstet zeigte. Die Allgemeinheit der kriegerischen Lebenshaltung hatte beim Adel aufgehört; Verwaltung, Gericht und Landwirtschaft verlangten jetzt ihren Mann ganz. Das Studium der Akten über jene Reformprojekte hat etwas Ermüdendes: die Versuche bringen stets nur ein sehr bescheidenes Resultat

1) Neuere Arbeiten haben sich mehrfach mit diesen Versuchen einer Reorganisation des alten Aufgebots beschäftigt. Vgl. z. B. Erben, Mitteilungen des Instituts 1902, S. 256 ff. (über die ältesten Projekte); G. H. Müller, Das Lehns- und Landesaufgebot unter Heinrich Julius von Braunschweig-Wolfenbüttel (1905). In den letzten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts litten die nordwestdeutschen Territorien Deutschlands, während sonst im Reich im allgemeinen Frieden herrschte, schwer durch den in den Niederlanden und in Kurköln geführten Krieg. Es ist nun sehr interessant wahrzunehmen, durch welche Einrichtungen und Maßnahmen man sich der von daher drohenden Gefahren zu erwehren suchte. Wozu sich andere Teile Deutschlands im allgemeinen erst im 17. Jahrhundert veranlaßt sahen, das wurde hier schon im 16. vorweggenommen. Gerade auch für die Geschichte einer Reform des Lehns- und Landesaufgebots sind die Nachrichten aus jenen Territorien ergiebig. Vgl. die Zusammenstellungen in meinen Landtagsakten von Jülich-Berg II, S. 1002 ff.

hervor, und immer von neuem zeigt sich die Unfähigkeit der Miliz, mag man sich noch so viel um sie bemühen, gegenüber dem geübten Söldnerheer. Allein diese Bestrebungen liefern doch auch eine große Lehre: sie zeigen drastisch die Unbrauchbarkeit einer Heeresverfassung, die sich ganz auf die Miliz friedlicher Bürger stützen will. Man kann wohl bedauern, daß die Politiker des 19. Jahrhunderts, die so unermüdlich mit Deklamationen gegen die stehenden Heere vorgegangen sind, ihre Zeit nicht statt dessen auf das Studium jener Akten verwandt haben.

Eine wesentliche Besserung in den Zuständen des Söldnertums führte eben die Einführung stehender Heere herbei. Vorbildlich wirkte hier der Große Kurfürst, dessen Arbeit in der weiteren Ausgestaltung des preußischen Heeres mit nicht geringerem Erfolg Friedrich Wilhelm I. fortsetzte.

Schon früher hatten Landesherren dann und wann den Gedanken der Einführung eines stehenden Heeres gehabt. Er hatte aber nicht durchgeführt werden können. Die Stände hatten solchen Versuchen starken Widerstand entgegengesetzt, nicht bloß aus finanziellen Gründen, sondern zugleich aus Mißtrauen gegen die landesherrliche Regierung. Der Große Kurfürst überwand ihren Widerspruch. Mit dem stehenden Heer führte er eine regelmäßige, jährliche, von der ständischen Bewilligung unabhängige Steuer für dessen Unterhaltung ein. Zu dem Regiment des Absolutismus, das er damit aufrichtete, entschloß er sich nicht aus einer Laune. Die Verhältnisse nötigten ihn dazu. Wollte er dem brandenburgisch-preußischen Staat einen sicheren Bestand geben, wollte er ihm in den beständigen Rivalitätskämpfen des Kontinents eine unabhängige Stellung verschaffen, so blieb ihm nichts übrig, als über den Wil-

len der Stände hinweg zu festen Ordnungen vorzuschreiten.

Es ist hier der Punkt, wo die Entwicklung Englands einen anderen Weg nimmt als die des Kontinents. Während man auf dem Kontinent zu einem starken stehenden Heer überging, lehnte man in England ein solches mit Entschiedenheit ab und begnügte sich schließlich mit der Aufstellung einer ganz bescheidenen Truppe. England konnte bei seiner insularen Lage des großen stehenden Heeres entbehren, und ebendarum konnte sich auch seine parlamentarische Verfassung ungeschmälert entfalten. Auf dem Kontinent dagegen war der Absolutismus, der unter den gegebenen Zuständen die Voraussetzung für die Schaffung eines stehenden Heeres bildete, eine geschichtliche Notwendigkeit. Die Verfassung der Staaten ist in hohem Maß von dem Druck ihrer auswärtigen Beziehungen abhängig.<sup>1)</sup>

Die Einführung eines stehenden Heeres beseitigte von vornherein erhebliche Übelstände des Söldnertums. Das reine Kontraktverhältnis hörte auf, indem die Truppen nicht aus dem besonderen Anlaß eines einzelnen Kriegs, sondern auf die Dauer in Dienst genommen wurden. Die Schaffung einer regelmäßigen Steuer befreite den Landesherrn aus der mißlichen Lage, in der er sich so oft gegenüber den begehrliehen Söldnerscharen befunden hatte. Der Staat zahlte jetzt einem ständig vorhandenen Heere regelmäßigen Sold. Der Große Kurfürst und seine Nachfolger richteten aber ihr Augenmerk auch ganz unmittelbar darauf, das Heer dem Staat einzugliedern, die Ernennung der Offiziere, die Anwerbung der einzelnen Soldaten in die Hand

1) Vgl. O. Hinge, Regierung, bürgerliche Freiheit und auswärtige Lage, das Neue Deutschland (Herausg. von A. Grabowsky) 1912, S. 118.

des Fürsten zu bringen, die Truppen einheitlichen Ordnungen zu unterwerfen. Von Bedeutung war unter anderm die Einführung einheitlicher Exerzierreglements (sie brachten damals mehr als heutzutage: auch Bestimmungen über Justiz und Ökonomie).<sup>1)</sup> Ursprünglich hielt es damit jeder Oberst in seinem Regiment, wie er wollte; wie Maria Theresia von den österreichischen Truppen sagte: „Ein jeder machte ein anderes Manöver im Marsch, im Exerzitio und in allem. Einer schoß geschwind, der andere langsam.“ Die Bewegung für ein einheitliches Exerzierreglement beginnt unter dem Großen Kurfürsten. Unvergleichlich reichhaltiger sind die Reglements Friedrich Wilhelms I., die eigenste Schöpfung dieses Königs.

Das von den brandenburgisch-preußischen Herrschern geschaffene Heer blieb aber noch immer Söldnerheer, trotz der aner kennenswerten Verbesserungen mit beträchtlichen Schattenseiten des Söldnertums. Eine bedeutungsvolle Abwendung von diesem stellt das Kantonsystem dar, dessen Einführung zur Zeit Friedrich Wilhelms I. erfolgte. Die wehrfähigen jungen Leute der einzelnen Bezirke des preußischen Staats, der Kantons, wurden in Listen eingetragen und den einzelnen Regimentern der einzelnen Kantons zugeteilt, aus deren jungen Mannschaften sie sich rekrutieren sollten.

Die Einführung des Kantonsystems bringt jedoch noch keineswegs die allgemeine Wehrpflicht selbst. Der preußische Staat mußte damals ein im Verhältnis zu seiner Bevölkerungszahl außerordentlich großes Heer unterhalten, für das wohl auch die Gesamtheit der einheimischen wehrfähigen Leute kaum ausgereicht hätte. Sodann ge-

stattete das Kantonsystem noch namhafte Exemtionen. Gewisse Klassen wurden von der Enrollierung ausgenommen aus wirtschaftspolitischen Erwägungen. Gleichwohl dürfen wir die Einführung des Kantonsystems als einen erfreulichen Fortschritt rühmen. Denn abgesehen von der Erneuerung der Idee, daß der Heeresdienst Bürgerpflicht sei, und abgesehen davon, daß das Kantonsystem der späteren Einführung der allgemeinen Wehrpflicht vorgearbeitet hat, es stellte praktisch dem Heer einen großen Teil der Landesuntertanen unmittelbar zur Verfügung.

Unter Friedrich dem Großen finden wir eine Zunahme der Exemtionen. Der große Heerführer ließ sich dazu durch die Grundsätze seiner Merkantilpolitik bestimmen, die ihm die Schonung der handel- und gewerbetreibenden Bevölkerung empfahlen. Nicht bloß ganze Klassen, sondern auch ganze Bezirke, besondere Standorte der Industrie, wurden von der Kantonpflicht befreit. Je mehr diese eingeschränkt wurde, desto mehr mußten das Söldnertum und die Werbung erweitert werden. So zeigt denn das 18. Jahrhundert noch viele unerfreuliche Seiten des Söldnerheers. Die Befreiung gerade der wohlhabenden Klassen hatte für die Armee üble Folgen. Ihr Ansehen sank, wenn die Bessersituierten militärfrei blieben. Es kam vor, daß der Militärdienst als Kriminalstrafe verhängt wurde. Trotz all der strengen Disziplin, in der das friderizianische Heer gehalten wurde, blieb der aus dem Ausland geworbene Soldat doch ein anderer als der preußische Untertan. Anschaulich schildert diesen Gegensatz in seiner Selbstbiographie der Schweizer aus Toggenburg, der in das Heer Friedrichs eingetreten war. Als die Schlacht bei Lobositz begann, stürmten die geborenen Preußen und Brandenburger mit Bravour voran;

1) Vgl. M. Lehmann, *Histor. Ztschr.* 67, S. 255 ff.



sie packten, wie der Schweizer erzählt, die Panduren wie Furien. Der Schweizer sann auf Flucht. Die vorstürmenden Preußen riefen ihm zu: „Komm, komm, Bruder, Viktoria!“ Der Schweizer aber „tat ein wenig blessiert“, duckte sich und nahm dann Reißaus. Die Desertionen waren im 18. Jahrhundert so stark, daß die Taktik der Zeit ihnen Rechnung trug. Wie die mittelalterliche Taktik mit dem stolzen und sich nicht leicht der Regel fügenden ritterlichen Kämpfer rechnet, so legt sich die Taktik der Söldnerheere jetzt Schranken auf, um zu verhindern, daß zu viel Desertionen stattfinden.

Wenn durch die erwähnten Exemtionen unter Friedrich dem Großen der Fortschritt zum staatlichen Heer eine Beeinträchtigung erfuhr, so hat er in anderer Weise doch wieder für die Verschmelzung von Heer und Staat, Heer und Volk gearbeitet. Seine Ruhmestaten hoben das staatlich-nationale Bewußtsein, das preußische und auch das deutsche. Sie schufen die Möglichkeit eines nationalen Dramas und ließen die Dichter vom Tode fürs Vaterland sprechen. Der einzelne sah sich enger verknüpft mit dem Geschick des Staats; er fürchtete und hoffte mit der preußischen Armee. Während die Stände früher das stehende Heer als eine ihnen feindliche Institution ansahen, ist jetzt der Adel in das Staatsinteresse gezogen. Greifbar zeichnet Gustav Freytag die Stimmung des preußischen Gutsherrn der friderizianischen Zeit: „Wie kommt es, daß der steife, trockene Mann so sehr die Fassung verloren hat? Der Brief auf dem Tische meldet ihm doch, daß sein Sohn, Offizier im Heere des Königs, aus blutigem Treffen unversehrt entkam. Warum weint der Mann und ringt die Hände? Sein König ist in Not, der Staat, zu dem er gehört, in Todesgefahr. Er hat ein Vaterland, um das er sich grämt; er ist

größer, reicher und besser, als irgendeiner von seinen Ahnen war.“

Der friderizianische Geist ist aus dem preußischen Heer nicht mehr gewichen. Bei der Erneuerung der Armee im Beginn des 19. Jahrhunderts gehörte er zu den Elementen, die den Neubau stützten.

Damals griff Preußen in der Not der napoleonischen Zeiten zu der allgemeinen Wehrpflicht. Die Französische Revolution hatte schon gegenüber einer für ungerecht ausgegebenen Invasion die gesamte Volkskraft aufgeboten, die zum Dienst tüchtige Mannschaft ohne Unterschied ins Feld geschickt. Sie mußte freilich die Erfahrung machen, daß das bloße Aufgebot noch so breiter Massen den Erfolg nicht garantiert. Die Revolutionsheere unterlagen zunächst der geübteren preußischen Armee, und erst nach längerer Zeit der praktischen Übung erfochten sie ihre Siege. Das siegreiche Frankreich aber gab den Grundsatz der Allgemeinheit der Wehrpflicht auf, und der französische Machthaber, der sein Regiment auf die Schwächen und Fehler der von ihm Beherrschten gründete, erklärte die Stellvertretung für zulässig. Dies System der sog. Konskription ist die Grundlage der Wehrverfassung geblieben, bis Frankreich sich die Lehren von 1870 nutzbar machte. So „ging“, wie man treffend bemerkt hat<sup>1)</sup>, „die große Aufgabe, den Waffendienst zur ersten Bürgerpflicht zu adeln, von den Franzosen ungelöst an die Deutschen über“.

Die Männer der preußischen Reform erklärten die Waffenführung für „die ehrenvollste Beschäftigung zu jeder Zeit des Lebens“. Sie riefen die gesamte Mannschaft zur Verteidigung des Vaterlands auf. Wenn damit Preußen den Gedanken der Französischen Revolution

1) Lehmann, Scharnhorst II, S. 89.

wieder aufnahm, so reicht doch die Ähnlichkeit mit dem französischen Vorbild nicht über die Wahl des Kampfmittels<sup>1)</sup> hinaus. Dort hatte das große Volksaufgebot schließlich dem Zweck gedient, die französischen Grenzen ins Unermeßliche hinauszuschieben und Völker und Staaten zu unterdrücken. In der Hand des preußischen Staats diente das Volksaufgebot dazu, die Tyrannei des Korsen zu stürzen, deutsche Sitte, deutsche Sprache, deutschen Glauben, deutsche Wissenschaft, deutsche Kunst, deutsches Recht zu verteidigen. Und es war auch nicht nur das Beispiel der Französischen Revolution, was den Anlaß zur Erneuerung der allgemeinen Wehrpflicht gab. Man entsann sich, daß diese schon einmal bestanden; man erinnerte sich der allgemeinen Wehrfähigkeit und Kriegsrüstung der alten Deutschen.<sup>2)</sup> Die Vergangenheit einer edlen Nation ist ein Jungbrunnen für sie. Wie bei dem Erlaß der preußischen Städteordnung die Erinnerung an die Herrlichkeit und Freiheit der mittelalterlichen Städte mitwirkte, so hatte man das Bewußtsein, mit der allgemeinen Wehrpflicht zu dem Heldenzeitalter der germanischen Recken zurückzukehren.

Die Heeresorganisation, die die preußische Reformzeit schuf, vereinigte auf sich die Vorzüge der Heeresarten, die die früheren Jahrhunderte gesehen hatten. An der Einrichtung des stehenden Heeres hielt man durchaus fest. Man war sich darüber klar, daß die unentbehr-

1) Lehmann a. a. O. S. 557.

2) Aus der wissenschaftlichen Literatur mag für die hier in Betracht kommenden Gedankengänge auf den Ostpreußen Rogge, einen Freiheitskämpfer, mit seinem Buch „Das Gerichtswesen der Germanen“, in dem das Bewußtsein von dem Zusammenhang der Freiheitskämpfer mit den alten Germanen mit der ganzen Inbrunst der Befreiungskriege hervortritt, hingewiesen werden.

lichen Eigenschaften der gründlichen technischen Ausbildung, der Disziplin, des militärischen Ehrgefühls und des Korpsgeistes nur im stehenden Heere gewonnen werden können. In dieser Richtung bewahrte man die Traditionen des Heeres der alten Verfassung, zumal die altpreußischen Traditionen. „Um ein ganzes Volk zu Soldaten zu machen,“ sagt Gneisenau, „muß ihm mitten im Frieden militärischer Geist eingebläut werden.“ In dem Offizierkorps lebte und lebt das Ideal des Lehnsherrn, die vasallitische Treue. Dieser ritterliche Geist fand sich zusammen mit dem Geist der Disziplin und Hingebung, den die preußischen Monarchen des 18. Jahrhunderts ihrem Offizierkorps verliehen hatten. Die romantische Bewegung belebte den Gedanken der Lehnstreue von neuem. Die uralte Tradition von dem persönlichen Dienst<sup>1)</sup> ist ein nicht zu unterschätzendes Stück in der preußischen Armee des 19. Jahrhunderts. Aus den Einrichtungen der Miliz entnahm man die Allgemeinheit der Pflicht und die Voraussetzung der Zugehörigkeit zum Staat. Wenn in früheren Jahrhunderten die von den Gewalttätigkeiten der Söldner niedergedrückten Untertanen den Landesherrn um ein Heer gebeten hatten, das aus Landeskindern bestand, jetzt war es da. Aus der Miliz übernahm man ferner die bestimmte zeitliche Begrenzung der Verpflichtung. Der Söldner hatte sich von Haus aus für den einzelnen Fall eines Kriegs, seit dem Aufkommen der stehenden Heere auf unbegrenzte Zeit anwerben lassen. Indem man jetzt den Dienst im stehenden Heer bestimmt (begrenzte, gewann man zudem aus den gedienten Mannschaften Reserven, deren Mangel man beim Söldnerheer schwer empfunden hatte.

1) Vgl. Delbrück, Histor. und polit. Aufsätze S. 335.

Das Heer war jetzt ein Volksheer. Die Zugehörigkeit zum Volk, zum Staat gab den Ausschlag, und die Regelung der Dienstzeit machte es möglich, dem bürgerlichen Beruf und den militärischen Anforderungen zugleich zu genügen. Mit dem Charakter des Volksheers war es ferner gegeben, daß die Behandlung des Soldaten eine würdige war. Ein Sohn desselben Ostpreußen, das heute durch russische Horden verheert ist, der damalige Major v. Boyen, trat mit Gneisenau und Scharnhorst für die „Freiheit des Rückens“ ein. Man bekannte sich zu dem Grundsatz, durch die Beseitigung der alten unmenschlichen Strafen das Ehrgefühl der Soldaten zu heben.

Was früher dunkel und unvollständig erstrebt war, das fand jetzt Verwirklichung. Die Gefühle der Befreiung von hindernden Schranken und der Erfüllung alter Sehnsucht konnten sich überall geltend machen. Auch der große Erfolg der Reform trat sogleich ein. Die Fremdherrschaft wurde abgeschüttelt. Der Kampf war so erhaben wie wenige in der Weltgeschichte. Die Wirkung der Bewegung beschränkte sich aber nicht auf die Erfolge von 1813/15. Die ruhmreichen Taten von 1866 und 1870/71 ruhen auf denselben Grundlagen, und die Einigung Deutschlands wurde aus dem gleichen Geist geboren.

Freilich ist die Reform nicht ohne Kampf, nicht ohne innerstaatlichen Kampf durchgeführt worden. Wie das Volksaufgebot gegen die Wortführer des alten Söldnertums zu verteidigen war, so nicht weniger und noch weit länger das stehende Heer und die gründliche technische Ausbildung gegen die Bewunderer der Miliz. Dieser Kampf mußte noch das ganze 19. Jahrhundert und leider auch noch bis in unser Jahrhundert hinein geführt werden. In den Kämpfen um die Heeresfrage, die unsere

Regierungen in den Parlamenten auf sich genommen haben, bildeten den zu bekämpfenden Gegensatz zwar nicht lediglich, aber zum größern Teil und meistens eine bald offene, bald versteckte Sympathie für die Miliz und eine Unterschätzung der Vorzüge des stehenden Heeres. Es handelt sich hier um einen der Fälle, in denen die oppositionellen Parteien des 19. Jahrhunderts an die Opposition der alten Landstände anknüpfen. Von der Geschichte unseres ersten Kaisers und seiner Paladine ist untrennbar der Kampf gegen solche Vorurteile. Heiß entbrannte der Streit vor allem dann, wenn die Lenker unsers Vaterlandes das am Anfang des 19. Jahrhunderts aufgerichtete Werk in seinem Geist fortführen, dem Heer ganz feste Grundlagen geben, es im Einklang mit den Aufgaben des Staats und der Vermehrung der Bevölkerung vergrößern und damit ein wahres Volk in Waffen schaffen wollten. Wir dürfen uns rühmen, daß in der Erhebung, die der gegenwärtige Kampf für unser Vaterland hervorgebracht hat, eine einhellige Überzeugung erreicht ist, und wir haben die Zuversicht, daß der Widerspruch gegen unsere Heereseinrichtungen der Vergangenheit angehört. „Unsere Kinder und Kindeskinde“ — so schrieb kürzlich ein in unsrer Stadt lebender Sozialdemokrat (Fendrich) — „werden noch davon erzählen, wie sich der angeblich seelenlose Mechanismus unsrer Militärgewalt nur als ein Stück jener heiligen Ordnung erwiesen hat, die Schiller eine Himmels-tochter nennt... Auch die, welche gegen den immer unzufriedenen Militarismus manches scharfe Wort hatten fallen lassen, danken jetzt heimlich Gott, daß im Reichstage auch gegen ihren Willen alles angenommen war. Denn wo wären wir sonst jetzt?“

Wir wissen heute, was uns unser Heer



ist. Unsre Sache ist nicht auf matte Milizen gestellt, die einem geübten feindlichen Heer nicht zu begegnen vermögen. Man meidet und fürchtet das Heer nicht mehr wie in der Zeit des zügellosen Söldnertums. Unser Staat ist nicht, wie in der Zeit des Lehnswesens, auf den guten Willen trotziger Krieger angewiesen. Heute verhängt man nicht mehr, wie in der Zeit der Exemtionen, die Einreihung in das Heer als Kriminalstrafe, sondern man ehrt und liebt das Heer, weil es sich aus unsern Brüdern zusammensetzt. Heute feilscht man nicht darum, wer die Kurkosten für die verwundeten Krieger tragen soll; die Familien unsrer Fürsten wetteifern vielmehr mit dem ganzen Volk, die Verwundeten zu pflegen. Und nicht weniger gilt die Fürsorge für die Invaliden als Ehrenpflicht der Nation.

Der kriegerische Sinn unsers Volks ist kein Hindernis, andre Bürgertugenden zu entwickeln, andre Künste und Berufe zu pflegen. In einer Mannigfaltigkeit wie bei keinem andern Volk entfalten sich bei uns die friedlichen Berufe. Und nicht nur neben dem Heer finden die Werke des Friedens Platz. Das Heer selbst zeigt sich ihnen zugänglich, von den technischen Fertigkeiten bis zur literarischen Betätigung. Das „wahrhaftigste und gediegenste Memoirenwerk in deutscher Sprache“ ist nach dem Urteil eines unsrer namhaftesten Historiker das Memoirenwerk eines preußischen Offiziers, des Kriegsministers v. Boyen, und in Moltke verehren wir einen unsrer ersten Stilisten.

Die Zeit der Kabinettskriege liegt für uns Deutsche längst zurück. Wir suchen eine Garantie gegen sie nicht in einem Zustimmungsrecht des Parlaments zur Kriegserklärung. Parlamentarische Rechte liefern keine Garantie, wie wir an England wahrnehmen, dessen Minister nicht einmal sämtlich davon un-

terrichtet waren, was eine kleine Ministergruppe eingefädelt hatte. Wir verwerfen die Zustimmung der Volksvertretung zum Krieg aus technischen Erwägungen und aus unsern historischen Erfahrungen. Wir gestehen es offen: wir könnten nicht auf eine so ruhmvolle Geschichte zurückblicken, wenn unsre Fürsten zu jeder Zeit durch ein parlamentarisches Zustimmungsrecht gefesselt gewesen wären. Wir wollen ihnen auch für die Zukunft freien Spielraum lassen: es kann auch fernerhin der Fall vorkommen, daß der Herrscher die Situation im Augenblick schneller übersieht als die Parlamentsmehrheit. Wir dürfen solchen Spielraum um so mehr zugestehen, als wir im voraus wissen, daß unsre Herrscher keine volksfeindlichen Eroberungskriege führen werden. Aber ein Sicherungsmittel andrer Art haben wir immerhin: unser Volksheer, die allgemeine Wehrpflicht. Obwohl sie nur als Pflicht gedacht ist, bietet sie doch indirekt eine Garantie gegen den Mißbrauch der militärischen Gewalt. Und es ist bezeichnend, daß das parlamentarische England auf sein Söldnerheer nicht verzichten will, weil es ihm die Möglichkeit vorbehalten soll, jede Gelegenheit zu Eroberungen auszunutzen.<sup>1)</sup>

Einige Monate vor dem Ausbruch unsres Kriegs hat ein großer deutscher Jurist (Rud. Sohm) in einer Erörterung über das Wesen des Rechts in erhabenen Sätzen das Verhältnis des einzelnen zum Volk im Hinblick auf das Recht dargelegt. Er schrieb diese Sätze nieder mit der Arglosigkeit, mit der wir damals alle im Frieden, ohne den Gedanken an einen Krieg, lebten. Wenn man sie aber heute liest, so erscheinen sie wie ahnungsvoll. Sie erfüllen sich mit einem neuen und

1) Vgl. W. Michael, Englands Politik und seine Streitmacht zu Land, Deutsche Rundschau, November 1914, S. 311.

noch höhern Inhalt. Sie drücken das aus, was uns in diesen Tagen, diesen Monaten bewegt, und gerade auch das, was wir über die Stellung unsrer Brüder und Söhne in unserm tapfern Heer empfinden.

„Der einzelne ist nichts ohne sein Volk. Was er körperlich, geistig, sittlich ist und hat, das ist und hat er durch sein Volk. Das Volk gab dir dein Leben: so

gib es ihm zurück!... Nur wer sein Eigenleben an sein Volk zurückgibt, wird es gewinnen. Unserm Volk zu dienen ist unsre irdische Bestimmung. Einordnung in das Volk, Unterordnung unter die Notwendigkeiten des Volkslebens ist sittliche Pflicht.“<sup>1)</sup>

1) R. Sohm, Weltliches und geistliches Recht, Festgabe für Binding, S. 17.

## Nation, Kultur, Religion.

Von Paul Feine.

In dem gegenwärtigen Krieg ringen vier Völker miteinander, von denen jedes mit dem Bewußtsein erfüllt ist, eine besondere Aufgabe in der Geschichte der Menschheit zu haben und daher den Anspruch auf Oberherrschaft erheben zu können, Frankreich, England, Rußland und Deutschland.

Frankreich will immer noch *la grande nation* sein, die Führerin der Zivilisation, Paris gilt noch als das Mekka der Bildung, Eleganz und Grazie. Und das Abendrot einer großen Zeit liegt ohne Frage auch heute noch auf diesem Volke und seiner Kultur. Unter Ludwig XIV. war die französische Literatur auch für die anderen Völker tonangebend. Gottsched urteilte, daß die Franzosen für die Deutschen seien, was die Griechen für die Römer waren, und ähnliche Stimmen wurden in England laut. Die Aufhebung des Edikts von Nantes führte einen Strom auch geistig hochstehender Personen in andere Länder, und von neuem wurde im 18. Jahrhundert durch die Träger der Aufklärung französischer Geist weithin verbreitet. An die Spitze der Berliner Akademie trat nicht der Schüler Leibnizens, Christian Wolff, sondern der Franzose Maupertuis, und Di-

derot lebte als hochgeschätzter Gast am Hofe Katharinas II. von Rußland.

Aber schon zur Zeit des Großen Friedrich trat in Deutschland die Reaktion gegen die Vorherrschaft des französischen Kultureinflusses in Deutschland auf. Goethe ist nach seinem eigenen Bekenntnis gerade in Straßburg „alles französischen Wesens auf einmal bar und ledig“ geworden, Lessing stieß die Gesetze des französischen Dramas um, auch Schiller und Fichte traten später in bewußten Gegensatz zum französischen Kultureinfluß.

Noch einmal überfluteten französische Ideen den Kontinent, in den Schriften Jean Jacques Rousseaus und in dem Einfluß, den diese Ideen auf die Französische Revolution gewannen.

Aber mit der Französischen Revolution beginnt der Stern der Vorherrschaft des französischen Geistes zu erbleichen. Schon längst waren die Herrscher Frankreichs nur dem Titel nach „die allerchristlichsten Könige“. Nun aber trat zutage, daß Frankreich sich von dem Grundfaktor auch seiner nationalen und kulturellen Größe gelöst hatte, dem Katholizismus. Nietzsche hat es richtig empfunden, die ganze höhere Geistigkeit in Frankreich ist katholisch im In-

stinkt. Das entspricht dem romanischen Charakter dieses Volkes, aus dem ja auch die Reaktion des französischen Staates gegen den Calvinismus im Grunde zu erklären ist. Aber schon zu den Zeiten Ludwigs XIV. geriet diese Grundlage ins Wanken, die Französische Revolution setzt sich in Gegensatz gegen die katholische Kirche, die inneren Kämpfe des 19. Jahrhunderts endigen in Frankreich nicht nur mit der Trennung von Staat und Kirche, sondern mit der staatlichen Vergewaltigung der kirchlichen Einrichtungen. Die Behauptung des Protektorats über die katholischen Kirchen des Orients durch Frankreich ist ein Anachronismus geworden und hat nur noch politische Gründe.

Das französische Geistesleben ist längst nicht mehr von großen Ideen erfüllt. Schon einem Fichte erschien das Frankreich Napoleons I. ideenlos, „die Verneinung der Idee“, und Dostojewski fand, daß aus der Frankreich vereinigen- den und wesentlichsten Idee, dem Katholizismus, der Sozialismus und Atheismus hervorgegangen seien. Die Einflüsse Frankreichs auf deutsches Leben und Wesen sind im abgelaufenen Jahrhundert überwiegend schädliche gewesen. Die französische Impfung mit aufklärerischen, sozialistischen und atheistischen Gedanken und seichter Literatur hat auch bei uns Fiebererscheinungen hervorgerufen, zur Gesundung hat sie uns nicht geführt. Die Ablehnung der Kultur des „faulen Westens“ in den Kreisen der russischen Intelligenz ist, näher besehen, in erster Linie Ablehnung französischer Einflüsse, so hoch man in Rußland auch französische Art schätzen mag. Und das, was von dem Russen westliche Kultur genannt wird, ist in der Hauptsache nichts anderes als der Sozialismus und der Atheismus als Weltanschauung.

In anderem Sinne beansprucht England die Weltherrschaft. Es ist dem Engländer mehr als Axiom, daß jede andere Nation ihm inferior ist. In den letzten Wochen sind uns für diese Tatsache wiederum die verblüffendsten Beispiele entgegengetreten. Aber der Hauptgrund dafür, daß die Engländer nur sehr langsam und allmählich den Ernst des von ihnen in letzter Linie verschuldeten Weltkrieges erfaßt haben, liegt in einem gewissen Grade von Unbildung. Sie kennen die kontinentalen Völker nicht; am ersten noch Frankreich, dem sie sympathischer gegenüberstehen als uns, ihren Stammesverwandten. Die Engländer glauben es nicht nötig zu haben, von anderen Völkern zu lernen. Sie sind das Herrenvolk. Ihr Handel hat sie reich gemacht, ihre Flotte beherrschte das Meer; mit Energie, Umsicht, Hinterlist und Brutalität unterwarfen sie sich diejenigen Völker der Erde, aus deren Ländern sie die größten Schätze zu ziehen vermochten, und unerbittlich warfen sie nieder oder drängten sie zurück, was ihnen auf diesem Wege zur Weltherrschaft hinderlich wurde. So sind sie geradezu durchtränkt von dem Bewußtsein ihrer Überlegenheit. Daß diese angetastet oder gar niedergeworfen werden könne, ist ihnen ein unfäßbarer Gedanke. Aber ihre Kultur beruht nur auf den Gütern der Macht und des Reichtums. Auch die Erziehung hat das Ziel, jedem einzelnen Angehörigen der höheren Gesellschaftskreise die Kraft zur Herrschaft über andere und die dazu unbedingt nötige Selbstzucht und Charakterstärke zu geben. Das ist gewiß nichts Geringses, und darin von den Engländern zu lernen, wird sich keine Nation zu schämen brauchen, auch wir Deutschen nicht, die wir bei mancher verwandten Anlage geschichtlich andere Wege geführt worden sind.



Fragt man jedoch nach dem geistigen Gehalte der englischen Kultur, so fühlt man sich enttäuscht. Das englische Volk ist nicht mehr das Volk Shakespeares, Lockes, Humes, Miltons und Newtons, der Unterricht bis hinauf zu den Universitäten vermittelt nicht, was wir Bildung nennen. Sehr bezeichnend ist, daß auf englischen Universitäten zwei Stunden täglichen Studiums am Vormittag Sportübungen gegenüberstehen, die den ganzen Nachmittag ausfüllen. Da mögen die Augen klar und unbebrillt bleiben, die Körperkraft gestählt werden, wissenschaftliche Bildung und Vertiefung ist auf diesem Wege nicht zu gewinnen. Die englische Wissenschaft geht ja auch — Ausnahmen abgerechnet — in die Breite, nicht in die Tiefe. Enzyklopädische Werke, Lexika, Ausgaben, Grammatiken, Sammlungen werden vortrefflich ausgeführt, die Probleme durchzudenken und zu finden liegt dem Engländer wenig.

Wie der Engländer in der Sitte stark dem Traditionalismus und der festen Form huldigt, so sucht auch sein Denken nicht neue Bahnen, sondern es fährt in alten Geleisen. So ist es auch mit seiner Religiosität. Es imponiert uns, daß der Engländer, wo er auf dem Kontinent zahlreich auftritt, eine englische Kirche zu bauen pflegt. Er folgt darin nur der heimischen Sitte. Kirchenbesuch und Sonntagsheiligung gehören ebenso zu den festen Ordnungen seines Lebens wie *evening dress* zum Diner. Aber man würde irren, wollte man die Engländer als besonders religiöses Volk ansehen. Für uns Deutsche tut sich gerade in diesem Kriege ein großer Hiatus auf zwischen der Beobachtung strenger kirchlicher Sitte sowie der Tatsache, daß die Engländer auf dem Gebiete der Mission Großes geleistet haben, und andererseits der hinterlistigen und brutalen aller Kul-

tur, geschweige christlicher Gesittung hohnsprechenden Art ihrer Kriegsführung. Und die ungeheure Lügencampagne, die sie gegen uns eröffnet haben, ist sie gentlemanlike oder christlich? Wir verstehen Religion als eine Kraft, die den ganzen Menschen durchdringt und ihn unfähig macht, den schlechten Instinkten und Trieben des natürlichen Menschen zu folgen. Der Engländer geht Sonntags in die Kirche, er ist zu opfern bereit, er spendet bereitwillig und viel, in der Woche aber geht er seinem *business* nach, und das hat andere Gesetze als die Kirchlichkeit.

Darin wirkt doch noch nach der große Unterschied des Entwicklungsganges der englischen Kirche von der deutschen. England hat keine Reformation in unserm Sinne gehabt. Dort ist die Neugestaltung der Kirche nicht von innen heraus erfolgt wie bei uns, sondern von außen her. Heinrich VIII. war ein unreligiöser Mensch. Er, dem der Papst wegen einer Streitschrift wider Luther den Ehrentitel „Verteidiger des Glaubens“ beigelegt hatte, führte den Bruch der englischen Kirche mit Rom herbei, weil der Papst seinen sinnlichen Wünschen entgegentrat, und weil Heinrich eine von Rom unabhängige nationale Kirche erstrebte. Es hat dann in der englischen Kirche an vertiefenden Elementen nicht gefehlt — Calvinismus, täuferische und methodistische Einflüsse. Allein die Kirche von England ist in der Hauptsache katholisch geblieben und von undurchbrechbarem Traditionalismus erfüllt.

In dem gegenwärtigen Kriege aber wird der endgültige Sieg nur bei den Völkern sein, welche nicht nur die kriegstüchtigsten Armeen besitzen, sondern auch an innerer Kraft überlegen sind. Die unbezwingliche Macht geistiger, idealer, religiöser Interessen sucht

man jedoch auch bei England vergebens. Wie eine Prophetie auf unsere Zeit klingen die Worte, die einer der größten russischen Dichter zur Zeit des Krimkrieges schrieb: „Der Krieg, der zur Eroberung fremder Reichtümer geführt wird, auf Wunsch der unersättlichen Börse, solch ein Krieg zeugt bereits von der Dekadenz der Nation und kann ihr nur den Tod bringen.“

Rußland scheint in dem Zusammenhang der europäischen Kultur keine Stelle zu haben. Es hat von ihr gezehrt, aber keinen Einschlag in dieselbe geliefert, bis auf das letzte Jahrhundert, wo in der russischen Literatur — Puschkin, Turgenieff, Tolstoi, Dostojewski haben eine neue Literaturgattung geschaffen — und revolutionären Bewegung neue geistige Elemente zutage getreten sind. Man würde falsch handeln, wollte man diesen Erscheinungen in der russischen geistigen Welt nicht sorgfältige Aufmerksamkeit schenken. Rußland, dieser Völkerkoloß, ist ein Rätsel, und es kann der europäischen Geschichte noch manche Überraschung bereiten. Werden doch in Rußland Stimmen laut, welche verkündigen, Europa werde Rußland dereinst entdecken, wie es einstmals Amerika entdeckte. Bereits in den letzten Jahrzehnten sind dort Ideen mit Nachdruck vertreten worden, welche in der Entstehung des gegenwärtigen Krieges eine wichtige Rolle gespielt haben. Das ist der religiöse Panslawismus, der Erbschatz russischer Hoffnungen.

Man ist überzeugt, daß Europa bei einem Zusammenstoß mit Rußland auf eine den westlichen Völkern neue, ihnen vollkommen unbekannte Kraft stoßen werde, auf die Kraft, deren Wurzel in der Natur des unabsehbaren Russenlandes und in der Natur des allvereinenden russischen Geistes liege. Das russische

Volk besitzt der Anschauung der Panslawisten zufolge die Fähigkeit und Neigung, sich in den Geist der andern Völker zu versetzen, es hat die Tendenz zur Allversöhnung. Nach ihrem Urteil versteht der Engländer kein anderes Volk, geht aber dem Schicksal des Unterganges entgegen wegen seines ungemessenen Eigennutzes. Die Franzosen haben als spezifisch katholisches Volk Neigung zu Sozialismus und Materialismus, ihnen winkt eine Zukunft aber nur, wenn sie zum Katholizismus zurückkehren. Die Deutschen sind das Volk der Kritik und Verneinung. Mit der Verneinung des römischen Reiches seien sie auf den Plan getreten, mit der Verneinung der katholischen Kirche haben sie ihren Höhepunkt erreicht. Dagegen vermöge der Russe nicht nur leicht die fremden Sprachen zu lernen, sondern trage auch in sich die Idee der allmenschlichen Einigung. Rußland hat in erster Linie die Aufgabe, die Slawen zu sammeln, einen großen, mächtigen Organismus brüderlicher Einigung dieser Völkerstämme zu schaffen und den orthodoxen Glauben zu vertreten. Denn die Orientfrage gilt den Panslawisten als die Schicksalsfrage der Rechtgläubigkeit überhaupt. Aber der orthodoxe Glaube ist ihnen auch die Zukunftsreligion schlechthin. Die Russen sind das Volk, „das die Gottheit in sich trägt“. Dostojewski prägt diese Gedanken dahin aus: „Der Sozialismus hat sich in Europa auf ganz natürliche Weise bilden müssen zum Ersatz für das dort gefallene christliche Prinzip. Doch die im Westen entstellte Lehre Christi hat sich in ihrer ganzen Reinheit in der Rechtgläubigkeit erhalten. Aus dem Osten wird das neue Wort an die Menschheit ausgehen, wird dem Sozialismus entgegenziehen und von neuem die europäische Menschheit erlösen. Das ist die Bestimmung des Ostens.“

Das sind Worte eines hohen Idealismus und großer religiöser Kraft. Sie liegen zwar so weit von der Wirklichkeit ab, daß man versucht sein könnte, sie als Phantasien eines Schwärmers zu belächeln. Denn das russische Volk, das wir jetzt kennen lernen, ist nicht einmal „eine duldende, träge, tote Masse“, sondern eine wilde, hunnische Horde. Aber Puschkin und Tolstoi zeigen gleichfalls, wenn auch in anderer Weise, was für ein tiefer religiöser Schatz in diesem von der Kultur noch unverbrauchten Volke ruht. Die panslawistischen Träume sind in dem bisherigen Gang des Krieges durch ein unliebsames Erwachen gestört worden. Der orthodoxe Glaube zeigt in seiner geschichtlichen Ausprägung die Züge der Erstarrung und Versteinerung. Das ändert aber nichts an der Tatsache, daß wir einen schweren Fehler begehen würden, wollten wir unterschätzen, was im russischen Volke an Möglichkeiten innerer Erstarkung und mächtiger nationaler und geistiger Potenz liegt. In diesem Kriege wird das schwerlich zutage treten. Aber die innere Entwicklung Rußlands werden wir mit aufmerksamem Blicke zu verfolgen haben.

Auch das deutsche Volk erhebt den Anspruch, zu den führenden Völkern der Welt zugehören. Das alte Imperium Romanum wurde abgelöst von Karls des Großen und der Ottonen Weltherrschaft. Das Papsttum und das deutsche Kaisertum haben im Mittelalter um die Weltherrschaft gerungen. Anderer Art war der Universalismus, der von Luthers Reformation ausging. Aber Luthers Art, die Frömmigkeit und die Aufgabe des Menschen in dieser Welt zu erfassen, hat eine weit über die germanischen Völker hinausreichende Wirkung ausgeübt. Von neuem hat deutscher Geist und deutsche Bildung die Suprematie in der ganzen gebildeten Welt erlangt durch Kant und

die deutschen Klassiker des ausgehenden achtzehnten Jahrhunderts. Diese Kulturblüte hat einen ausgesprochen protestantischen Charakter. Ohne die Reformation wäre sie nicht. Aber sie trägt auch spezifisch deutsche Art an sich. In einem romanischen oder slawischen Lande wäre sie gleichfalls unmöglich gewesen. Sie hat auch mitgewirkt zu der Erhebung des deutschen Volkes in den Freiheitskriegen. In der inneren Erstarkung unseres Volkes in diesen Kämpfen ist bereits der Grund gelegt zu der nationalen Größe und Einheit, die das Deutsche Reich erst 60 Jahre später und in dem gegenwärtigen Krieg erlangt hat. Schon bei Schiller finden wir Worte über die deutsche Nation und ihre Bestimmung, welche alldeutsch klingen, und Fichte schrieb: „Charakter haben und deutsch sein, ist ohne Zweifel gleichbedeutend“, und er urteilte, daß die ganze Welt zugrunde gehe, gingen wir zugrunde.

Noch aber blieb für lange Jahrzehnte das deutsche Volk das Volk der Dichter und Denker. Der deutsche Idealismus gab der geistigen Bewegung der Zeit die Signatur; wir hatten unbestritten die Hegemonie auf den meisten Gebieten wissenschaftlicher Arbeit, unsere Schulen und Universitäten galten als Muster von Erziehungs- und Bildungsanstalten. Willig erkannten auch die uns umgebenden Völker an, daß Deutschland in allen diesen Dingen einzig dastehe. Beim letzten Lordmayorbankett in London sprach der französische Botschafter von den deutschen Gelehrten als „der geistigen Elite“. Unsere westlichen wie östlichen Nachbarn wenden gern das Prädikat „schulmeisterlich“ auf uns an. Darin liegt trotz aller Mokerie immerhin eine gewisse Anerkennung.

Aber so viel Esprit die Franzosen haben mögen, so große Psychologen ein



Puschkin und namentlich Dostojewski sind, eins vermögen sie nicht zu verstehen: die religiöse und speziell die protestantische Art des deutschen Geistes. Sie kennen das evangelische Christentum offenbar nur aus trüben Quellen. Protestantismus ist ihnen Verneinung. Sie hören nicht die Quellen tiefsten religiösen Glaubens rauschen, denen Luther wieder freie Bahn gegraben hat, und sie haben nicht begriffen, wie sich im deutschen Volke Freiheit und persönlicher christlicher Glaube innig vermählen. Die Größe der Reformationszeit beruht gerade für unser deutsches Vaterland auf dieser Verbindung. Die Freiheitskriege hätten nicht zu ihrem großen Erfolg geführt, wären nicht die Führer, ein Stein, Arndt, Schleiermacher u. a. tief im christlichen Glauben gewurzelt gewesen. Weder die politische noch die geistige Entwicklung des 19. Jahrhunderts hat gehalten, was die Freiheitskriege versprochen. Das Morgenrot erbleichte, aber die Sonne ging nicht strahlend über dem deutschen Volke auf. Ja, gerade die innere Entwicklung des deutschen Idealismus und der Philosophie brachten es mit sich, daß auch die religiösen Grundlagen in unserm Volke unterhöhlt wurden. Materialismus, Sozialismus, Monismus wurden die großen Feinde religiöser Weltbetrachtung.

Der Krieg hat uns die Augen geöffnet,

wo die Wurzeln der Kraft des deutschen Volkes liegen. Es ist so oft gesagt worden, was unser Volk vor andern auszeichnet, Treue, Ernst, Pflichterfüllung, Wahrheitsdrang, Gründlichkeit, Ehrlichkeit. Das sind alles Eigenschaften, welche letzten Endes einen religiösen Grund haben. Es ist in diesen Monaten unserm Volke aber auch aufgegangen, daß es seine geschichtliche Aufgabe nur erfüllen kann, wenn es seinen Gott nicht verliert. Im Aufblick zu Gott ist unser Kaiser in den Krieg gezogen, und mit ihm sein Heer. Gottvertrauen ist unser fester Halt, die wir in der Heimat haben zurückbleiben müssen. Aber Gott ist nur mit denen, die mit ihm sind. Die Weltgeschichte ist das Weltgericht. Revanche ist keine religiöse Idee, Heuchelei und Eigennutz noch viel weniger, Inschutznahme von Königsmördern ist Verbrechen, frecher Raub fremden Besitzes die Sache von Wegelagerern. Aber eine hohe, auch eine religiöse Aufgabe ist es, die nationalen Güter, die sittlichen und religiösen Gaben unseres Volkes zu verteidigen gegen einen rachsüchtigen und neidischen Überfall, sie zu läutern und zu vertiefen und so die Fähigkeit zu gewinnen, daß wir mit dem, was Gott gerade unserm Volke gegeben hat, ein Segen der Menschheit werden.

## Notwehr.

Von Wilhelm His.

Unerwartet für jeden, der das Getriebe der Diplomatie nicht kannte, ist der gewaltige Krieg hereingebrochen. Wenige Monate nur trennen uns von der Zeit, da bei internationalen Kongressen und Veranstaltungen aller Art Gelehrte und Menschenfreunde aller Kulturstaaen zu gemeinsamer Arbeit sich vereinigten, bei fröhlichen Festen in aufrichtiger Achtung, in herzlicher Freundschaft sich näherten, in den Weltproblemen der Wissenschaft und Wohlfahrtspflege Anregungen gaben und empfingen. Es schien, als ob die gewaltigen Rüstungen nicht eine Bedrohung, sondern eine Gewähr des Friedens bedeuteten und in dem militärischen Gleichgewicht der Mächtekonstellationen die trennenden Schranken der Nationen allmählich eingegeben würden. Selbst die spröden und empfindlichen Franzosen, seit Jahren schon im eigenen Lande freundlich Gastrecht gewährend, gewöhnten sich, das „barbarische“ Reich zu besuchen und staunend, nicht ohne Neid, dessen Entwicklung und Einrichtungen zu bewundern.

Die deutsche Medizin nahm an solchen Bestrebungen von Jahr zu Jahr lebhafteren Anteil. Von Interessen geleitet, welche keine politischen Grenzen kennen, nahm sie allenthalben Lernenswertes bereitwillig auf, freute sich aber auch, aus vollen Händen geben zu können, stets sicher, mit ihren Fürsten der Wissenschaft an der Spitze zu sein; hatten doch ihre Laboratorien, seit Rudolf Virchow, Carl Ludwig und Oswald Schmiedeberg, Robert Koch und Ehrlich ganzen Ländern, ja Erdteilen ihren Geist, ihre Arbeitsweise übermitteln. Von Jahr zu Jahr mehrte sich die Zahl der Ausländer, die in den Hörsälen und In-

stituten des Reiches ihre Ausbildung suchten; wir waren stolz darauf, den Samen deutscher Kultur und Wissenschaft immer weiter auszustreuen. Auch unsere studierende Jugend verkannte nicht die Größe und Schönheit solcher Aufgabe; ihre Bewegung ging lediglich gegen die Schädigung des Unterrichts durch das massenhafte Eindringen innerlich und äußerlich unsauberer Elemente, die sie als Kommilitonen nicht anerkennen wollten und konnten.

Dies alles ist nun Vergangenheit. Unsere Gegner haben das Gastrecht in den Tempeln der Wissenschaft verscherzt. Mag die Internationale Assoziation der Akademien, mögen die internationalen Kongresse mühsam ihre Beziehungen wieder anbahnen, die Seuchenkommissionen gezwungen und widerwillig ihre Arbeiten aufnehmen: die Stimmung zu freudiger gemeinsamer Arbeit, zu persönlicher Annäherung haben unsere Feinde auf lange hinaus zerstört, und selbst ein glänzender Sieg, ein Friede von Jahrzehnten wird die Verbitterung über ihre Eifersucht nicht tilgen können.

Laß fahren dahin! Nicht wir sind die Meistgeschädigten. Zumeist waren wir die Gebenden, reichlich aus vollen Händen Spendenden; für uns war der Austausch eine Friedensannehmlichkeit, nicht eine Lebensnotwendigkeit. Das Gebiet deutschen Geistes ist weit und fruchtbar genug, sich selber zu genügen!

Dieses Gebiet aber ohne Einbuße zu erhalten und zu verteidigen, das tut not. Vor Jahren hat ein russischer Diplomat ausgeplaudert, wie er sich ein besiegttes Deutschland wünscht: zerschlagen in machtlose Stücke, militärisch und politisch ohnmächtig, und das Gehaben

Englands in diesem Kriege geht ja unzweideutig darauf hinaus, die materielle Wohlfahrt des Reiches zu vernichten.

Damit aber würde vieles an der Wurzel getroffen, das jedem Arzt, Gelehrten und Menschenfreund als höchste und stolzeste Errungenschaft erscheinen muß. Reichtum und Kultur gehen nicht parallel, aber Wissenschaft und soziale Bestrebungen sind ohne breiten materiellen Unterbau nicht lebensfähig.

Ein Philosoph, ein Mathematiker mag hungernd in seiner Dachkammer Großes, Weltbewegendes leisten; der Historiker, der Sprachforscher bedarf bedeutender Hilfsmittel; die beschreibenden und exakten Naturwissenschaften vollends sind ohne große Dotationen heute der Forschung nicht mehr fähig. Auch die Medizin, soll sie ferner ihre Aufgabe so groß und so weit fassen wie bisher, soll sie nicht auf Anwendung des Bekannten sich beschränken, sondern die Lebens-, Krankheits- und Heilungsvorgänge experimentell erforschen, muß immer steigende Anforderungen stellen. Diesen zu genügen hat der Staat nicht gezögert, und wenn jeder Institutsdirektor gelegentlich über die Sparsamkeit seines Finanzministers geklagt hat: wir sollen doch gerecht sein und unsere Anstalten mit denen des Auslandes vergleichen. Nur wo großartige Stiftungen Privater geflossen sind, finden wir ähnliches: bei uns aber hat bis in die neueste Zeit hinein der Staat alles allein zu leisten für seine Pflicht gehalten. Er konnte es, weil bei dem steigenden Wohlstand der Nation seine Einkünfte dazu ausreichten. Mit dem Volksreichtum verdorren die Wurzeln unserer Wissenschaft, und die Gelehrten müssen sich, wie zu Zeiten der Naturphilosophie, in das immaterielle und unfruchtbare Gebiet der Phantasie und Spekulation zurückziehen.

Die höchste und schönste Kulturauf-

gabe, welche das geeinigte Reich auf sich genommen hat, ist die Durchführung des Versicherungswesens. In keinem Lande der Welt ist der Arbeiter in gleichem Umfange gegen die Folgen von Alter, Invalidität, Krankheit und Unfall geschützt, in keinem Lande der Kampf gegen Tuberkulose, Krebs, Säuglingssterblichkeit mit gleicher Energie und, soweit der Stand des Könnens und Wissens zuläßt, mit gleichem Erfolge durchgeführt worden. Das ganze Reich ist überzogen mit Auskunfts- und Fürsorgestellen, Volksheilstätten, Genesungs-, Krüppel- und Kinderheimen; die Gemeinden wetteifern in der Erbauung wohleingerichteter, zuweilen üppiger Kranken- und Siechenhäuser. Eine mächtig anschwellende Bewegung bezweckt die Ertüchtigung der männlichen und weiblichen Jugend: kurz, was zur Milderung menschlichen Elends geschehen kann, ist angestrebt und, soweit Menschliches vollkommen sein kann, oft erreicht. Dem Leben, der Gesundheit des einzelnen wird eine Aufmerksamkeit zugewandt, als ob wir ein aussterbender Staat wären, der mit jedem Individuum ängstlich rechnen muß, nicht ein Reich mit unaufhaltsam wachsender die Grenzen sprengender Bevölkerung.

Die Mittel aber zu all diesen kostspieligen Unternehmungen haben nur zum kleinen Teile diejenigen gegeben, denen sie direkt zugute kommen; der Hauptanteil stammt aus Quellen, die keinen oder höchstens indirekten Nutzen daraus ziehen. Niemals hätte die Industrie die Lasten der Versicherung getragen, hätte sie nicht durch Unternehmungsgeist und Leistungsfähigkeit die Konkurrenz überwunden und reichen Gewinn eingeheimst; niemals hätten Staat und Gemeinden, hätten hochherzige Stifter so wirksam beisteuern können, hätten sie nicht aus dem wachsenden Wohl-



stand der Nation über die unmittelbar dringenden Bedürfnisse hinaus Überschüsse gezogen. So hängen auch diese hohen Kulturaufgaben, an deren Bewältigung sich erst wenige Staaten, keiner in gleichem Umfange, gewagt haben, unmittelbar mit dem wirtschaftlichen Aufschwung des Landes zusammen, sie stehen und fallen mit ihm. Wie hoch aber unser Volk diese Aufgaben bewertet, zeigt die erhebende Tatsache, daß jetzt, während der Krieg ungeheuere Opfer fordert, all diese Werke der Menschlichkeit weitergeführt werden wie im tiefsten Frieden!

Ein Volk, das seine ideellen Pflichten so hoch stellt, darf in Ansehen und Macht nicht geschmälert werden, ohne daß der Wertbestand der Welt einen unerschöpflichen Verlust erleidet. Wir führen einen Abwehrkrieg: wir verteidigen die nationale Existenz und nicht weniger alles, dessen unser Volk fähig war, worauf es stolz, wodurch es das Vorbild der Kulturwelt ist. Die Auffassung, als ob zwischen einem militärischen und einem geistigen Deutschland ein Unterschied gemacht werden könnte, ist zu kurz-

sichtig, als daß sie einer ernstlichen Widerlegung bedürfte. „Die Politik eines Landes ist gegeben durch seine Geographie“: dieser Ausspruch des ersten Napoleon erläutert klärlieh, warum ein Reich, umgeben von eifersüchtigen Nachbarn, seine Armee jederzeit stark genug erhalten muß, sich der Feinde zu erwehren. Es verdankt dem Heer seine Einheit, die Grundlagen seiner Macht und Wohlfahrt, kann daher niemals antimilitärisch sein.

Aufgefordert von der Redaktion, als Arzt und Gelehrter meine Ansicht auszusprechen; nicht im Reiche geboren, aber die neue Heimat zuerst mit dem Verstande achtend und bewundernd, dann von Herzen liebend, glaubte ich mich nicht versagen zu sollen, selbst in einer Zeit, da Papier nichts, Eisen alles bedeutet. Nicht als ob ich glaubte, Übelwollende überzeugen zu können, sondern zum Ausdruck dessen, daß heute im weiten Reich jeder Mann, jeder Stand einig ist in der heiligen Überzeugung, daß wir mit unserer Sache die höchsten Güter der Menschheit, daß wir eine gute und gerechte Sache verteidigen. In hoc signo vincemus!

## Das Auslandsdeutschum und die christlichen Missionen im gegenwärtigen Weltkrieg.

Von Carl Mirbt.

Wäre Deutschland auf der Stufe stehen geblieben, die es in der Mitte des 19. Jahrhunderts einnahm, würde heute nicht der Erdball unter dem immer weitere Nationen erfassenden Weltkrieg erzittern.<sup>1)</sup> Aber daß das deutsche Volk seit der Begründung des Deutschen Reiches den gewaltigen Aufschwung erlebte, der ihm im wirtschaftlichen, politischen und kulturellen Leben Europas eine führende Stellung eintrug, ist ihm von den Mächten

1) Diese Betrachtungen sind im September niedergeschrieben. Die Red.

als eine Schuld angerechnet worden, die die Notwendigkeit dieser Entwicklung verkannten und sich der Aufgabe nicht gewachsen fühlten, durch bessere eigene Leistungen sie zu überbieten. Wie tief der durch diese Sachlage geschaffene Gegensatz gegen Deutschland sich in das Denken und Fühlen einzelner Völker, vor allem der Engländer, eingefressen hatte, ist durch die Ereignisse der letzten beiden Monate offenbar geworden. Aber das Emporsteigen Deutschlands in den letzten 40 Jahren hat uns nicht nur Freunde ge-

raubt, sondern auch neue gewonnen. Die Deutschen im Ausland sind von Jahrzehnt zu Jahrzehnt in ein engeres Verhältnis zu Deutschland getreten und haben unbeschadet ihrer Stellung zu dem Staat, in dessen Mitte sie ihr Haus bauten, die Beziehungen zu der alten Heimat festgehalten und pietätvoll gepflegt.

Das Auslandsdeutschum steht fest und treu zu uns, dessen dürfen wir gewiß sein, wenn auch nur spärliche Nachrichten zu uns dringen, da die Kabel durchschnitten sind. Wer Gelegenheit gehabt hat, Deutsche im Ausland kennen zu lernen, wird keinen Augenblick daran zweifeln, daß gerade in diesen ernsten Zeiten ihre tiefgegründete Anhänglichkeit an deutsches Wesen und ihr in fremdsprachlicher Umgebung gefestigter deutscher Sinn sich glänzend bewähren wird. Die Tausende von Wehrpflichtigen werden nach Gelegenheiten ausspähen, wie sie nach Deutschland zurückkehren können, um für ihr deutsches Vaterland zu fechten. Die Auslandsdeutschen, an eine Opferwilligkeit großen Stils gewohnt, wo immer die Ehre des deutschen Namens in Frage kommt, werden mit Spenden nicht kargen, um die Wunden des Krieges zu heilen. Sie werden auch bei der Weite des Blickes, die durch Aufenthalt im Ausland erworben wird, nichts unversucht lassen, um auf die öffentliche Meinung ihrer Umgebung durch geeignete Informationen der Presse aufklärend einzuwirken. Kurz, wir können mit Sicherheit darauf rechnen, daß sie uns große Dienste leisten und an Stellen und auf Wegen für die deutsche Sache eintreten werden, die nur ihnen, nicht aber den Inlandsdeutschen erreichbar sind. Durch solche Leistungen wird das Auslandsdeutschum, das in weiten Kreisen des deutschen Volkes noch verhältnismäßig wenig bekannt ist und infolgedessen nicht immer richtig eingeschätzt wird, endlich

die ihm gebührende Position erringen. Der Umstand, daß ihm die Anerkennung vielfach noch versagt wurde, auf die es bei seiner Ausbreitung über alle Länder der Welt und im Blick auf seine Verdienste um die Wahrnehmung deutscher Interessen längst rechnen durfte, bildet eines der schlagendsten Argumente für die seltsame, aber nicht zu bestreitende Tatsache, daß wir erst auf dem Wege sind, die gegenwärtige Weltstellung des Deutschums in ihren mannigfachen Auswirkungen und in ihren Ansprüchen an das Mutterland zu erfassen und voll zu würdigen. Und doch tritt uns die unerschöpfliche Kraft des deutschen Volkstums gerade hier überwältigend entgegen! Unser Volk reckt sich und streckt sich über die ganze bewohnte Erde aus, unser Handel vermittelt die Erzeugnisse unserer Industrie in die entlegensten Länder, der deutsche Kaufmann, der deutsche Ingenieur, der deutsche Techniker, der deutsche Lehrer, der deutsche Pfarrer, der deutsche Arzt trägt hinaus, was Arbeit, Wissen und Können daheim geschaffen haben. Wenn Deutschland jetzt so groß dasteht, daß die Mißgunst anderer Völker das Risiko eines Waffenganges auf Leben und Tod mit ihm gewagt hat, so verdankt es diese Anerkennung seiner Bedeutung nicht nur dem Fleiß und der Tüchtigkeit des Deutschen daheim, sondern zugleich und ebenso sehr den gleichen Eigenschaften der Deutschen, die draußen als Pioniere des Deutschums gewirkt haben. Um dem Verdacht einer Idealisierung des Auslandsdeutschums zu begegnen, mag ausdrücklich darauf hingewiesen werden, daß nicht alle im Ausland lebenden Deutschen die Verbindung mit Deutschland aufrechterhalten, daß manche rasch in das fremde Volkstum aufgehen, in dessen Mitte sie sich niederlassen, daß der Gebrauch der deutschen Sprache zu-

weilen mit einer peinlich wirkenden Eilfertigkeit preisgegeben wird. Mit diesen bekannten Tatsachen haben wir uns abzufinden, aber sie sind nicht typisch. Auch zeigt die nähere Berücksichtigung aller in Betracht kommenden Umstände, daß eine derartige Entfremdung vom Deutschum oft weniger in der Absicht, sich von ihm loszulösen, als in einem Mangel an Widerstandskraft gegenüber den umgebenden Verhältnissen wurzelt. Auch lastet auf Deutschland selbst eine Mitschuld an solchen Fällen von Entnationalisierung, da die Erhaltung der Reichsangehörigkeit dem im Ausland lebenden Deutschen bis vor kurzem sehr erschwert wurde und da das deutsche Schulwesen im Ausland nicht seiner Bedeutung entsprechend unterstützt worden ist, wenn auch die betreffenden Etatsposten in dem letzten Jahrzehnt eine beträchtliche Steigerung erfuhren. Als Ganzes gewürdigt, hat das Auslandsdeutschum uns den großen Dienst geleistet, daß es tapfer und hingebend die Lasten des nationalen Vorpostendienstes auf sich genommen und die großen Güter, die wir unter den Begriff der deutschen Kultur und des deutschen Geisteslebens zusammenfassen, in die weite Welt hinausgetragen hat.

Daß die Auslandsdeutschen durch den gegenwärtigen Krieg in die denkbar schwierigste Lage kommen können, haben die Vorgänge in Belgien bewiesen. Hier ist z. B. das großartige deutsche Seemannsheim in Antwerpen Zeitungsnachrichten zufolge zerstört worden, so daß also auch Wohlfahrtsanstalten, die liberalste Gastfreundschaft auch andern Nationen gewährten, gegen die Ausbrüche zügelloser Leidenschaft nicht gesichert waren. Die deutschen Schulen werden in den Ländern, mit denen wir uns jetzt im Kriegszustand befinden, geschlossen worden sein, so z. B. in Antwerpen, wo eine blühende Schule bestand. Da Ägypten und

die Staaten der Südafrikanischen Union auf englischer Seite stehen, werden die Realschulen in Kapstadt und in Johannesburg wie die in Kairo voraussichtlich ihre Tätigkeit längst eingestellt haben. Aber auch die deutsche Schule in Konstantinopel wie der große Komplex von deutschen Anstalten in Bukarest werden, wenn auch nur indirekt, die Wirkungen des Krieges erfahren. Das Schicksal der Deutsch-Chinesischen Hochschule in Tsingtau wird von dem Gang der Ereignisse in Ostasien bestimmt werden. So befindet sich also unter den großen deutschen Lehranstalten des Auslands nur die große Germaniaschule in Buenos-Aires außerhalb des Bereichs der kriegerischen Verwickelungen. Unter den Hunderten von kleinen deutschen Schulen außerhalb der Grenzen des Deutschen Reiches werden viele zu bestehen aufgehört haben oder mindestens stark gefährdet sein. Ich denke z. B. an die kleinen Schulen in Südafrika, die sich nur durch die bewundernswerte Opferwilligkeit der dortigen deutschen Familien behaupteten und Jahr für Jahr einen Kampf um ihre Existenz zu führen hatten. Was diese Auslandschulen für die Vertretung des Deutschums und speziell für die Verbreitung deutschen Geisteslebens bisher bedeutet haben, ist schwer zu ermessen. Einen Anhalt für die Höhe ihrer Leistungen bietet die Tatsache, daß die größeren Schulen stets auch von Angehörigen anderer Nationen aufgesucht worden sind. Mag sein, daß diese Gastfreundschaft vielleicht zuweilen etwas weit ausgedehnt worden ist, jedenfalls war sie ein Zeichen edler Weitherzigkeit, wie denn auch diese Schulen ohne Unterschied der Religion und Konfession Aufnahme gewährten. Dasselbe gilt von den deutschen Hospitälern. Solche Musteranstalten, wie wir sie z. B. in Alexandrien, Kairo, Konstantinopel antreffen, bilden freilich eine Ausnahme, denn sie können



nur in großen Städten bestehen. Aber überall waltet in deutschen Krankenhäusern des Auslandes der Geist menschenfreundlicher Hilfsbereitschaft, die nicht nach Tauf- und Geburtschein fragt. Kann als wahrscheinlich angenommen werden, daß diesen humanitären Schöpfungen der Auslandsdeutschen aus dem Zweck ihres Daseins der wünschenswerte Schutz erwachsen wird, so ist dagegen zu befürchten, daß die kirchlichen Gemeindeverbände, die neben den Schulen die festesten Organisationen des Deutschtums sind, sich unter ungünstigen Verhältnissen lockern werden.

Wenn der Fall eintreten sollte, daß das Auslandsdeutschtum jetzt wirklich starken Erschütterungen ausgesetzt wird, würde nach Lage der Dinge dadurch nicht nur Deutschland geschädigt werden. Denn das Auslandsdeutschtum ist ein so bedeutender Träger und Vermittler der Güter des europäischen Kulturkreises auf materiellem wie auf geistigem Gebiet, daß seine Lahmlegung eine tiefgreifende Schwächung dieser großen Kulturgemeinschaft darstellen würde. Aber wie auch immer sein Schicksal in der nächsten Zeit in einzelnen Ländern sich gestalten mag, an seiner Zukunft ist nicht zu zweifeln, solange das Deutsche Reich besteht. Nach der Wiederkehr ruhiger Zeiten wird die gewaltige unter dem Druck des Krieges gestählte Kraft des deutschen Volkes in einem gesteigerten Unternehmungsgestirne sich nach außen entfalten, und das Auslandsdeutschtum wird nicht nur in den deutschen Schutzgebieten, sondern wohin der Ozean die deutschen Schiffe tragen wird, die Grenzen des größeren Deutschland, d. h. des deutschen Wesens, des deutschen Handels, der deutschen Gesittung, der deutschen Kultur vorwärtsschieben.

Die christlichen Missionen sind zwar durch mancherlei Beziehungen mit dem Auslandsdeutschtum verknüpft, aber

sie verfolgen andere Ziele. Aus der Geschichte des Christentums heraus ist zu verstehen, daß sie, die kirchlichen Verhältnisse der Heimat widerspiegelnd, konfessionellen Charakter tragen, so daß z. B. die evangelischen und katholischen Missionen gegeneinander scharf abgegrenzt sind. Im Vergleich mit den nichtchristlichen Religionen aber bilden sie doch eine relative Einheit, so daß man von christlichen Missionen reden darf. Diese Missionen haben in allen Ländern der Welt, wo das Christentum nicht die herrschende Religion ist, ihre Niederlassungen und bilden in ihrer Gesamtheit die größte einem religiösen Zweck dienende Arbeitsorganisation, die zurzeit existiert. Das von ihnen erstrebte Ziel ist die Bekehrung der nichtchristlichen Völker zum Christentum. Aus diesem Zweck der Missionen ist aber nicht zu folgern, daß ihre Tätigkeit sich nur auf religiösem Gebiete abspielt und daher nur ein religionsgeschichtliches Interesse beanspruchen kann. Es ist vielmehr eine längst erwiesene Tatsache, daß die christlichen Missionen durch die von ihnen verbreitete Bildung — allein in den deutschen Schutzgebieten unterhalten sie z. B. 4000 Schulen, die von mehr als 200000 Schülern besucht werden —, durch die von ihnen geübte Volkserziehung, durch ihre Hebung der sittlichen und sozialen Verhältnisse der Eingeborenen sich unter universalhistorischem Gesichtspunkt als Kulturbringer ersten Ranges betätigen. Wo immer in den Grenzgebieten zwischen europäischer Kultur und den Kulturen anderer Erdteile eine Erweiterung des Bereichs europäischer Lebensanschauungen und Lebensformen festgestellt werden kann, stoßen wir auf die wesentliche Mitarbeit der christlichen Missionen. Nicht selten sind sie sogar die wichtigsten Organe dieses Fortschritts, an einzelnen Punkten ruht er ausschließlich auf ihnen.

Diese von den christlichen Missionen ausgehende Wirkung beruht darauf, daß für sie die Pflege und Übermittlung des im Umkreis der christianisierten Völker Europas erwachsenen Kulturlebens, sofern es ethische Werte repräsentiert und die Umpflanzung in andersgeartete Verhältnisse verträgt, eine selbstverständliche Sache ist und die Missionen außerhalb der wirtschaftlichen Interessen stehen, die sonst naturgemäß für die Europäer maßgebend sind, die durch ihren Beruf in die Grenzdistrikte europäischer Zivilisation hinausgeführt werden. Es ist daher unmittelbar einleuchtend, daß diese christlichen Missionen unter kolonialpolitischem Gesichtspunkt eine erhebliche Bedeutung besitzen, und es ist auch nicht auffallend, daß sie in dem letzten Jahrhundert von keiner Kolonialmacht mehr anerkannt und unterstützt worden sind als von England. Auch in Deutschland hat sich diese Einsicht allmählich Bahn gebrochen, wie die Nationalspende für die Missionen in den deutschen Schutzgebieten im vergangenen Jahr gezeigt hat. An der Erhaltung der christlichen Missionen sind infolgedessen nicht nur die Kreise interessiert, von denen sie aus religiösen Beweggründen getragen werden, sondern auch die europäische Kulturgemeinschaft, der jede Mitarbeit an der Erweiterung ihres Geltungskreises willkommen sein muß. Diese Bewertung der Missionen ist in den Bestimmungen der Kongoakte und des deutschen Schutzgebietsgesetzes in der für sie überaus ehrenvollen Form zum Ausdruck gelangt, daß ihrer Arbeit in diesen beiden für die Entwicklung großer Teile Afrikas maßgebenden Akten volle Bewegungsfreiheit zugesichert worden ist. Das Gewicht der Kongoakte ist freilich jetzt dadurch stark herabgestimmt worden, daß das Völkerrecht, als es bei dem Ausbruch des gegenwärtigen Krieges seine den Egoismus des einzelnen Volkes zügelnde Kraft zu er-

weisen Gelegenheit erhielt, tatsächlich außer Kraft gesetzt worden ist. Es wird eines starken Glaubens an den Fortschritt der Menschheit bedürfen, um an den Wiederaufbau dieser der allgemeinen Mißachtung preisgegebenen Institution aufs neue heranzutreten, wenn der Friede wiederhergestellt sein wird.

Die christlichen Missionen sind durch den gegenwärtigen Krieg, seit er die Grenzen Europas überschritten hat, ernstlich bedroht. Soweit es etwa England gelingen sollte, die Hand auf deutschen Kolonialbesitz zu legen, werden sich die deutschen christlichen Missionen beider Konfessionen darauf gefaßt machen müssen, ebenso rücksichtslos behandelt zu werden wie die deutschen evangelischen Missionen in Südafrika während des Burenkrieges. Welche Wirkung der jetzige Krieg auf die Eingeborenen Afrikas ausüben wird, entzieht sich jeder Berechnung.

Auf dem Eindruck der Einheit und Geschlossenheit der weißen Rasse beruhte zum nicht geringen Teil deren Ansehen, dieser Nimbus geht ihr jetzt verloren. Da die deutsche Kolonialregierung die Eingeborenen gerecht und human und dabei fest zu behandeln pflegt, ist allerdings zu hoffen, daß uns Bewegungen ernsteren Charakters unter der eingeborenen Bevölkerung erspart bleiben. Aber kein Kolonialpolitiker würde eine Garantie dafür übernehmen können, daß nicht etwa in Teilen des einen oder anderen Schutzgebietes durch Mißvergnügte Anzettlungen versucht werden. Denn wir haben mit Sicherheit darauf zu rechnen, daß die Eingeborenen unserer afrikanischen Kolonien selbst in den entlegensten Gegenden längst von dem Krieg zwischen England und Deutschland Kenntnis haben, da die Übermittlung von Nachrichten sich in Afrika mit Windeseile vollzieht. Es kann nicht ausbleiben, daß die Tätigkeit der christlichen Missionen auch dann

wenn ihre Stationen unter den Kriegswirren nicht zu leiden haben sollten, zum mindesten starke Unterbrechungen erfahren wird. Der Ertrag mühevoller langjähriger Erziehungsarbeit ist in Frage gestellt, und es wird schwer halten, die durch den Krieg entstehende Aufregung unter den Eingeborenen zu meistern. In Asien haben wir mit andern Verhältnissen zu rechnen. Hier stehen das Christentum und die europäische Kultur im Wettbewerb mit Religionen und Kulturen, die zwar nicht ebenbürtig, aber im Vergleich mit denen des afrikanischen Erdteils höher entwickelt sind. Die Schwächung des Ansehens des Europäertums wird durch das zu erwartende weitere Aufsteigen Japans eine Neubefestigung des Asiatentums herbeiführen und damit zugleich die Widerstandskraft und das Selbstgefühl der längst von Reformbestrebungen mannigfacher Art durchzogenen asiatischen Religionen steigern. Die christlichen Missionen in China, Korea, Japan, auch in Indien werden sich daher, auch wenn ihnen direkte Katastrophen erspart blei-

ben sollten, darauf gefaßt zu machen haben, daß ihnen aus der gegenwärtigen Situation große Erschwerungen ihrer Christianisierungsarbeit erwachsen werden.

Die deutschen Missionshäuser sind verwaist, denn die Hunderte von jungen Männern, die hier für den Missionsberuf ausgebildet werden, stehen größtenteils im Felde und freuen sich, für ihr deutsches Vaterland kämpfen zu dürfen. Auch ist die Verbindung mit den meisten Missionsgebieten abgebrochen. Damit ist ein Unternehmen, in dem Tausende von Arbeitskräften tätig sind, plötzlich ins Stocken geraten. Da dieser Stillstand der missionarischen Arbeit zu einem Zeitpunkt eintritt, wo ihr die Welt offen stand wie zuvor niemals in ähnlicher Weise, solange es ein Christentum gibt, ist der gegenwärtige Weltkrieg ein Ereignis allerersten Ranges auch für die Religions- und Kulturgeschichte. Die christliche Mission selbst wird freilich diese ernsten Zeiten überdauern, da sie aus Überzeugungen ihre Kraft schöpft, die von den Wandlungen der Politik unabhängig sind.

## Der Krieg.

Von Ernst Sellin.

In den letzten fünf Jahrzehnten war die protestantische Theologie überhaupt, und ganz besonders die alttestamentliche Disziplin eine durchaus internationale Wissenschaft aller protestantisch-germanischen Völker geworden; in edelstem Wettstreit und in schönster gegenseitiger Befruchtung haben Schweizer, Dänen, Schweden, Norweger, Amerikaner und ganz besonders Engländer mit uns zusammengearbeitet. Ohne jede Überhebung werden wir sagen können, daß die tiefsten fördernden und auch umwälzenden Ideen unserer Wissenschaft ihre Heimat auf unserm Kontinent hatten. Aber mit reichen Zinsen haben uns die Engländer das Kapital zurück-

gegeben, das sie von uns erhielten; was verdankt die alttestamentliche Forschung Männern wie Smith, Cheyne, Driver usw.!

Noch sinnfälliger läßt sich dies einträchtige Zusammenarbeiten illustrieren an der kleinen Spezialdisziplin, die mir ganz besonders am Herzen liegt, die eigentlich erst die beiden letzten Jahrzehnte geschaffen haben und die ohne ein solches Zusammenwirken aller Nationen gar nicht hätte entstehen können, an der palästinensischen Archäologie. Als den eigentlichen Vater derselben rühmen wir alle ausnahmslos den glücklichen Ausgräber auf ägyptischem Boden, den Engländer Flinders Petrie. Er hat eigent-



lich als erster nach streng wissenschaftlicher Methode den Spaten an einem Schutthügel Palästinas angesetzt, er ist dann der Meister des Amerikaners Blitt gewesen, dem wir die ersten großen Erfolge verdanken. Und diesem wieder schulde ich die ersten Belehrungen, schuldet der hochverdiente Engländer Macalister seine ganze Ausbildung. Und alles das, was wir dem Erdboden wieder abgerungen haben, hat die erste systematische Verarbeitung durch den grundgelehrten französischen Dominikaner Père Vincent gefunden. Wir alle sind persönliche Freunde gewesen, die in ständigem Gedankenaustausch auf ein großes gemeinsames Ziel, das über allen nationalen Schranken stand, hingearbeitet haben. Aber hinfort?

Auch der verbohrteste Deutschenhasser kann uns deutschen Gelehrten nicht nationalen Chauvinismus vorwerfen. Aber man wird ja vielleicht uns in dieser Richtung ausnehmen, wird aber um so schärfer die Anklage gegen uns erheben, daß wir zu schwach gewesen wären, einer „Kriegsströmung“ bei uns entgegenzuarbeiten. Nun ich denke, daß wir unser Volk, seine Stimmungen und Strömungen kennen, wird man uns glauben. Der weltabgeschiedene Stubengelehrte ist bei uns so ziemlich eine mythische Gestalt geworden. Und da mag vielleicht mehr als alle theoretischen Darlegungen ein ganz persönliches Erlebnis beweisen, wie ich die deutsche Volksstimmung beurteilt habe.

Für den August und September d. J. hatte ich die Fortsetzung meiner Ausgrabung in Sichem geplant. Obwohl der österreichisch-serbische Krieg ausgebrochen war, hielt ich es für ausgeschlossen, daß derselbe weiter um sich greifen könnte, und schiffte mich am 31. Juli in Triest ein. Meine beiden österreichischen Begleiter, ein Archäologe und ein Architekt, wurden in letzter Stunde vom Schiffe zurückgeholt, weil sie als

Landsturmpflichtige sich nicht die nötige Reisebewilligung verschafft hatten. Trotzdem kam es mir nicht in den Sinn, daß unsere Expedition ernstlich gefährdet sei. Ich rief ihnen fröhlich nach, sie sollten mir in acht Tagen nachkommen, ich würde allein mit den Vorbereitungsarbeiten beginnen, und fuhr ab. Am 1. August mittags legten wir in Brindisi an. Ich erhielt dorthin ein Telegramm meiner Frau: „Krieg erscheint unvermeidlich“. Ich besprach die Sache mit mehreren Deutschen, die sich an Bord befanden, doch einmütig war die Meinung die: es ist ausgeschlossen, daß durch diese Königsmörder ein Weltkrieg entsteht. Und so fuhr ich ruhig weiter nach Ägypten an demselben Tage, an dem abends bei uns die Mobilmachungsorder herauskam. Sieht das danach aus, daß wir von einer deutschen Kriegsströmung wußten?

Und als wir in Alexandrien an Land kamen, da wurden wir durch die Nachricht überrascht, daß russische Horden in unser friedliches Vaterland eingefallen seien, und daß die Welt brenne. Da begann auch mit uns die große Umwandlung. Hier auf ägyptischem Boden konnte man es merken, welcher Haß gegen unser Volk großgezüchtet war in den letzten Jahrzehnten. Und was ich in den fünf Tagen, die ich dort nun weilen mußte, an Lügen über uns in Zeitungen und Depeschen gelesen habe, das spottet überhaupt jeder Beschreibung. Nur ein Gedanke: heim, heim, um in dieser Stunde der Not im heißgeliebten Vaterlande zu weilen! Ich schweige hier von den Schwierigkeiten, die uns bereitet wurden; wie auch die neutralen italienischen Schiffe sich weigerten, uns aufzunehmen, aus Furcht, um unsertwillen nach Malta gebracht zu werden. Schließlich riskiert sein kleiner griechischer Dampfer, und auf ihm geht's nach Piräus, von da über Patras nach Brindisi. Und von dort in nicht endenwollender Bahnfahrt — überall die italienischen Flücht-

linge — über Bologna, Verona zurück nach Österreich und von da nach Deutschland.

Am 31. Juli Abschied und am 15. August Rückkehr. Und welch ein Wandel in diesen zwei Wochen! Schriftsteller und Dichter, sie werden noch lange, lange davon zu reden haben, wie hier eine Volksverwandlung und -erhebung stattgefunden, wie sie plötzlicher und imponierender die Geschichte noch nicht gesehen hat. Stück für Stück war inzwischen das ganze verlogene Ränke-spiel an den Tag gekommen, das die drei Nationen seit langem mit uns gespielt, und das kein anderes Ziel hatte, als uns klein zu machen und zu vernichten. Und dagegen nun der Aufschrei eines ganzen plötzlich wie durch ein Wunder geeinten Volkes: es geht um unsere höchsten Güter, es geht um das Ganze. Und zugleich der Jubelruf: alles, alles nun hingeben dem, der uns aufgerufen hat, unsere Heiligtümer zu schützen. Wer in diesen Tagen einmal einem einfachen Mann oder Weib des deutschen Volkes in die Augen geschaut hat, der weiß, daß es auch für die Jetztzeit noch ewige Werte gibt, vor denen alle Interessen des einzelnen und der Zeit verschwinden.

Und so hieß es weiter: heim, nur heim! Und als ich dann in die alte traute Studierstube trete, da fühle ich mich als Fremdling in ihr. Ihr Lieblinge aller vergangenen Jahre, ihr Bücher, was seid ihr augenblicklich mir? Du Platz am Schreibtisch, Zeuge ungezählter schwerer, aber auch unendlich glücklicher, geweihter Stunden, jetzt ist deine Zeit nicht mehr.

Nein, jetzt heran an den Wandschrank und heraus die alte, liebe grünrote Uniform, vor 20 Jahren angefertigt — nie hätte ich geglaubt, daß ich sie noch einmal tragen würde —, herunter von der Wand den Säbel, der als Erinnerungsstück an längst vergangene Tage neben dem Schreibtisch hing, heraus aus der

staubigen Umhüllung den Tschako mit seiner Inschrift: mit Gott für König und Vaterland! Ja, jetzt gibt es nichts weiter als Dir folgen, der Du uns im Aufblick zu dem ewigen Weltenlenker aufgerufen hast zu dem Entscheidungskampfe für Wahrheit und Recht! Was sind uns Franzosen, Engländer oder Russen, was vollends Belgier, Serben, Montenegriner und Japaner! Wir kämpfen gegen die Lüge, den Neid, die Frechheit und die Bosheit in der Welt, die wollen wir niederwerfen, niederhauen, und wir wissen, daß, wenn diese Mächte auf unserer Erde triumphieren sollten, das Leben für uns keinen Wert hätte. Wir wissen nun aber auch, daß jeder Hieb, den dieser Säbel tut, jede Kugel, die ihr Ziel trifft, Ewigkeitswert bekommt, daß, wenn unser eigen Blut fließen sollte, es Opferwert hat für den heiligsten und höchsten Zweck.

Und während wir so dabei sind, uns zu rüsten für den ersten Gang, da steht unsere Frau neben uns und weint; und doch, aus den tränenden Augen, da leuchtet's uns entgegen, wie willig auch sie ihr Alles hingibt und wie sie uns verachten würde, wenn wir auch nur einen Moment daran dächten, es anders zu machen. Und wir wissen ganz genau, im Hause des Nachbarn und weiter, weiter in jedem Hause, da die deutsche Zunge klingt, da sieht es jetzt genau so aus. Mit den Erfahrungen von Selbstaufopferung, Hingabe und Gottvertrauen, die wir seit Beginn dieses Krieges bei arm wie reich, bei allen Konfessionen und Parteien ohne jeden Unterschied gemacht haben, könnte wohl jeder von uns ganze Bücher füllen. Und die Erfolge unserer Waffen verdanken wir gewiß auch noch anderen Faktoren, die aufzuzählen hier nicht der Ort ist; doch ihr tiefstes Geheimnis — das dürfen auch die Historiker der Zukunft nie übersehen — beruht in dem reinen Gewissen einer ganzen

Nation gegenüber den anderen Völkern, angefangen von unserem erhabenen Herrscher bis hinunter zum einfachsten Arbeiter. Jetzt ist es der alte Luthergeist, der ganz Deutschland wieder gepackt hat: „Und wenn die Welt voll Teufel wär“, der alte Körnergeist: „Es ist ein Kreuzzug, ist ein heil'ger Krieg.“ Wir, ob Gelehrte, ob Ungelehrte, ob hoch, ob gering, haben ihn nicht gewollt, wir haben still und friedlich bauen wollen an dem großen Bau des Guten und Wahren, am Kommen des Reiches Gottes auf Erden. Aber nun, da man ihn uns aufgezwungen hat, da werden wir ihn eisenhart durchkämpfen bis zum Siege. Es ist das

größte Gericht, das die Weltgeschichte gesehen hat, welches wir jetzt miterleben; das Gericht hat aber noch jedesmal zur Kehrseite das Heil gehabt. Wird sich dies Gottesgericht erst ausgewirkt haben in allen seinen Konsequenzen, dann wird die Menschheit einen guten Schritt dem Ziele näher gekommen sein, das schon die alttestamentlichen Propheten so glühend ersehnt haben: dem über alle nationalen Schranken, die bleiben werden und bleiben müssen, hinübergreifenden Reiche, in dem auf Erden „Güte und Treue einander begegnen, Gerechtigkeit und Friede sich küssen“. Das ist unsere gewisse Zuversicht.

## Die deutsche Mathematik.

Von Heinrich Timerding.

Die Mathematik ist die internationalste von allen Wissenschaften. Ihre Entwicklungen sind unabhängig von jeder nationalen Besonderheit, die mathematischen Wahrheiten sind dieselben bei allen Völkern und in allen Zeiten. Die Mathematik besitzt ferner in ihrer Formelsprache eine Art Weltsprache, die in allen Ländern der Welt gleich gut verstanden wird. Es hat aber auch die Beschäftigung mit der Mathematik eine Einheitlichkeit des Denkens und Fühlens im Gefolge, welche die Mathematiker einander persönlich nahe rückt und sie die Schranken der nationalen Umgrenzung im Verkehr miteinander kaum empfinden läßt. So sind schon von altersher die Beziehungen zwischen den Mathematikern der Kulturvölker besonders enge gewesen, und die Bande persönlicher Anteilnahme und Freundschaft schlingen sich zwischen den Mathematikern weit über die Erde. Es scheint so der Mathematik eine besonders einigende Kraft innezuwohnen. Noch im Frühling dieses Jahres fand sich in Paris eine größere

Anzahl von Mathematikern fast aller Staaten zur Beratung besonderer Fragen, nämlich von Aufgaben des Unterrichts und mathematisch philosophischen Problemen, zusammen, und es herrschte hierbei eine durch keine nationale Voreingenommenheit getrübt Einmütigkeit.<sup>1)</sup> Zum Schluß wurde gerade von französischer Seite dem Wunsch Ausdruck verliehen, daß diese freundschaftlichen Beziehungen zwischen den Mathematikern der verschiedenen Länder einen Schritt vorwärts zum allgemeinen Weltfrieden bedeuten möchten.

Der Wunsch ist nicht in Erfüllung gegangen. Der ausgebrochene Krieg hat nicht bloß die Heere in blutigem Kampf gegeneinander gestellt, er hat auch zwischen den geistigen Bestrebungen der Völker eine tiefe Kluft aufgetan. Mehr und mehr dringt als Folge der allgemeinen Verhetzung in den außerdeutschen Gebieten eine Stimmung durch, die in dem deutschen Geiste nur die

1) Siehe den Bericht von Paul Staedel, Int. Monatsschrift, Juni 1914. Die Red.



Herrschaft der rohen Gewalt und die Unterdrückung aller milderer und edleren Regungen menschlicher Gesittung erblickt. Wir selbst werden dadurch gezwungen, daran zu erinnern, was Deutschland für die allgemeine Kultur-entwicklung bedeutet hat. Mögen unsere Bemühungen auch im Auslande an der Dornenhecke von Vorurteilen abprallen, die die Ungerechtigkeit des Eiferertums um Herz und Sinne der Menschen gezogen hat, so kann uns das wenig kümmern. Wir wollen nur nicht irre werden an uns selbst, wir wollen uns klar bleiben über das, was wir der Welt gegeben haben, damit wir um so fester und unentwegter in den beschränkten Bahnen beharren.

Es wird dadurch nötig, auch bei der Mathematik einmal nicht zu fragen: welche Fortschritte hat sie überhaupt in der neuesten Zeit gemacht? sondern: was hat die Arbeit der deutschen Forscher zu diesen Fortschritten beigetragen? Die Mathematik wird von den Franzosen fast als ihre Nationalwissenschaft betrachtet. Diese Ansicht gründet sich aber eigentlich mehr auf eine bereits vergangene Zeit als auf den gegenwärtigen Zustand. Vor allen Dingen gibt die mächtige Entwicklung der französischen Wissenschaft, die mit Descartes und Pascal anhebt und in der großen Revolution ausmündet, den Franzosen noch heute das Bewußtsein ihrer Vorherrschaft in den mathematischen Wissenschaften. Nur die Deutschen haben ihnen diese Vorherrschaft streitig gemacht. Sie aber haben in die Mathematik etwas hineingetragen, was allen anderen Nationen zu geben versagt war und was ich einmal kurz als die philosophische Tiefe bezeichnen möchte.

An dem Ausgangspunkt der deutschen Mathematik unserer Zeit steht ein Mann, der nur deswegen nicht in dem allgemeinen Bewußtsein als einer der Größ-

ten der Erde lebt, weil sein Arbeitsfeld sich der Beurteilung der großen Masse entzieht: Karl Friedrich Gauß. Was dieser Mann geleistet hat, läßt alles, was vor ihm in der Mathematik geschaffen wurde, weit hinter sich, nicht nur in der Ausdehnung des mathematischen Wissensgebietes, sondern besonders auch in der grundsätzlichen Auffassung der mathematischen Erkenntnis. Wo sich die frühere Zeit mit unklaren Analogien begnügt hatte, finden wir bei Gauß die unbedingte Schärfe des geklärten mathematischen Denkens. Diese Klärung bedeutet in vielen Punkten allerdings den Verzicht auf philosophische Spekulationen, die an die mathematischen Entwicklungen angeknüpft worden waren. Da die Mathematik nur das Werkzeug der logischen Schlußfolgerung zur Bearbeitung eines ihr in den Grundannahmen vorgelegten Tatsachenmaterials benutzt, kann sie keine Erkenntnis der Wirklichkeit liefern, die nicht schon in den Grundannahmen eingeschlossen liegt. Damit löst sich auch die Schwierigkeit, die das Unendliche dem Denken bereitet hatte, indem man immer seine wirkliche Existenz eben deshalb behaupten zu dürfen glaubte, weil es eine geordnete mathematische Behandlung des Unendlichen gibt. Auch in dieses Dunkel hat zuerst ein deutscher Gelehrter, Bolzano, Licht geworfen. Der Gründlichkeit des Deutschen ist es überhaupt eigentümlich, daß, wo die fremde Wissenschaft stehengeblieben war, die deutsche Forschung weiterarbeitet. Die Theorie der elliptischen Funktionen, in deren eigentliches Wesen der Franzose Legendre nicht einzudringen vermocht hatte, vollendete der Deutsche Jacobi und der Norweger Abel. In der von Lagrange nur angebahnten Zahlentheorie führten Gauß und Dirichlet durch die erschöpfende Behandlung der quadrati-

schen Formen eines der wunderbarsten Denkmäler des menschlichen Geistes auf.

Das eigentliche Gebiet, auf dem sich die mathematische Arbeit der Franzosen zu Anfang des vorigen Jahrhunderts bewegte, war das der Geometrie. Die glänzendsten Entdeckungen folgten rasch aufeinander, und die zwei Jahrtausende in den Banden der alten Überlieferung steckengebliebene Wissenschaft entwickelte sich zu einer staunenswerten Fülle und Schönheit. Trotzdem ist es eigentlich wieder der systematische Geist der Deutschen gewesen, der die volle Abrundung und Vertiefung in die geometrische Forschung brachte. Vor allen Dingen darf ich an die Schöpfung des unentbehrlichen analytischen Hilfsmittels erinnern, das in der Entdeckung der homogenen Koordinaten durch Karl Feuerbach, Moebius und Pluecker liegt. Zwar bildete sich gerade während dieser Zeit in Deutschland eine Schule aus, die systematisch die Verwendung analytischer Hilfsmittel bei geometrischen Untersuchungen vermied. Diese Schule, die von dem genialen Steiner ihren Ursprung nahm und durch Männer wie Staudt und Reye ihren methodischen Ausbau erfuhr, hat mit immer steigender Verschärfung der logischen Begründung bis in die neueste Zeit in der sogenannten projektiven Geometrie fortgewirkt. Der eigentliche große Aufschwung kam aber von der analytischen Seite her, indem sich die geometrische Betrachtung mit der Funktionentheorie eng verband. Durch Gauß war die geometrische Darstellung der komplexen Zahlen aufgekommen, er selbst und Dirichlet hatten in bewunderungswürdiger Weise die Aufgaben der mathematischen Physik mit funktionentheoretischen Betrachtungen durchdrungen. Auf dieser Grundlage baute nun Bernhard Riemann seine geometrische Theorie der Funktionen einer komplexen

Veränderlichen auf. Diese Richtung der mathematischen Forschung wurde durch die Einwirkung von Clebsch und seiner Schule mehr und mehr nach der geometrischen Seite hingelenkt, neben Clebsch entwickelten Mathematiker wie Zeuthen und Noether auf diesem Wege die allgemeine Theorie der algebraischen Raumgebilde, die in neuester Zeit besonders auf französischem und italienischem Boden eine weitere reiche Ausgestaltung erfahren hat.

Ich darf auch an die sogenannte nicht-euklidische Geometrie erinnern, die von Gauß' divinatorischem Forscherblick erkannt wurde, aber erst in weit entlegene Gefilde verpflanzt zur Entfaltung gelangte, bis sie Riemann zur größtmöglichen Allgemeinheit erhob und Felix Klein sie an die projektive Geometrie anknüpfte und ihr damit die endgültige Gestalt gab. Die nichteuklidische Geometrie und die schon durch den tiefdenkenden Graßmann systematisch angebahnte Behandlung von Räumen mit mehr als drei Dimensionen hat, wiederum gerade in Deutschland, die Geometrie eine Zeitlang in enge Berührung, aber auch in heftigen Widerstreit mit der Philosophie gebracht. Die Philosophen übersehen zum Teil, daß die Mathematik, weil sie nur aus bestimmten Annahmen die logischen Folgerungen ziehen will, in der Wahl dieser Annahmen auch nur durch die Forderung der logischen Widerspruchslosigkeit, aber nicht durch Forderungen der Wirklichkeit oder Anschaulichkeit beschränkt werden kann.

Den Abschluß der Epoche, die man in der deutschen Mathematik als die geometrische bezeichnen kann, bildet der ebenfalls aus der Schule Plueckers und Clebschs hervorgegangene Felix Klein, der die Verschmelzung algebraischer und analytischer Untersuchungen mit geometrischen Betrachtungen durch den Reich-

tum und die Eleganz der Forschungsergebnisse und durch die plastische Anschaulichkeit der Darstellung zum höchsten Glanz erhob. Auf dem Wege, der ihn hierbei als zum letzten Ziele zu dem durch den Namen der automorphen Funktionen bezeichneten Gebiete führte, begegnete er sich mit dem größten französischen Mathematiker, Henri Poincaré. Der Wettstreit zwischen den beiden gleich genialen Forschern artete aber nie in Streit und Zwietracht aus, er klang harmonisch aus in den Vorträgen, die Poincaré noch kurz vor seinem Tode in Göttingen hielt. Zu dieser Zeit hatte die Theorie, die lange geschlummert hatte, durch junge Kräfte eine Wiedererweckung und einen unerwartet raschen Abschluß gefunden.

Die allgemeine mathematische Forschung hatte sich aber inzwischen in Deutschland, während sie z.B. in England ganz in den Bahnen blieb, in denen sie zur Zeit Cayleys eng neben der deutschen Mathematik einhergeschritten war, einer wesentlich anderen Richtung zugewandt. Diese Richtung knüpfte zunächst an die beiden großen Berliner Mathematiker Weierstraß und Kronecker an, welche die in Berlin durch Jacobi, Dirichlet und den feinsinnigen Kummer geschaffene Tradition fortführten. Sie läßt sich allgemein als die zunehmende Arithmetisierung der Mathematik bezeichnen und ist verknüpft mit einer stärkeren Betonung der logischen Schärfe und dem Streben nach der größtmöglichen Allgemeinheit in der Problemstellung. Dieser Zug ins Allgemeine kennzeichnet auch die an sich ganz anders geartete Wissenschaft, durch die Georg Cantor der Lehre vom Unendlichen eine neue, in gewisser Weise an alte scholastische Spekulationen erinnernde Gestalt gab, die sogenannte Mengenlehre. Diese Mengenlehre, die von den allgemeinsten Voraussetzun-

gen ausgeht, bildet sozusagen den Gegenpol zu der Zahlentheorie, die sich einfach auf den natürlichen Zahlen, wie sie das tägliche Leben darbietet, aufbaut. Es ist eine der merkwürdigsten mathematischen Tatsachen, daß die schlichten Betrachtungen über die Teilbarkeit ganzer Zahlen durcheinander zu den schwierigsten und alle Mittel der höheren Analysis heranziehenden Theorien führen, wie sich an der von Riemann so glänzend eingeleiteten und von Landau neuerdings zu einem gewissen Abschluß gebrachten Frage nach der Anzahl der Primzahlen unter einer gegebenen Grenze deutlich zeigen läßt. Ferner ist es eine der schönsten mathematischen Wahrheiten, daß die natürlichen ganzen Zahlen gewisser Erweiterungen fähig sind, bei denen sich dieselben Grundaufgaben in genau der gleichen Weise wiederholen. Derart ist die von Dedekind, Heinrich Weber, Hilbert u. a. ausgebaute Lehre von den algebraischen Zahlen zu verstehen.

Der heute nicht bloß die deutsche, sondern die gesamte Mathematik beherrschende Forscher, David Hilbert in Göttingen, ist ganz auf diesem Boden der nach dem Allgemeinen drängenden und in die Tiefe dringenden modernen Mathematik erwachsen. In die Weite hat er vielleicht am stärksten durch die wesentlich von ihm begründete Axiomatik gewirkt, die alle mathematische Schlußfolgerung ausdrücklich auf bestimmt formulierte Sätze, die Axiome, als ihre letzte Grundlage zurückführt. Er hat diese Axiomatik durch seine Schrift über die Grundlagen der Geometrie begonnen; in ihrer Ausdehnung auf die Arithmetik begegnete er sich mit dem Italiener Peano, in der jüngsten Zeit hat er sie mit dem größten Erfolge auch auf die mathematische Physik angewendet.

Die mathematische Physik ist das Gebiet, dem augenblicklich bei der unge-



ahnt reichen Entwicklung der mathematischen Hilfsmittel und ihrem engen Zusammenhange mit den wichtigsten experimentellen Entdeckungen vielleicht das stärkste Interesse gehört. Hier stand Deutschland am meisten im Wettkampf mit England, das seit Newtons Zeit die Physik besonders gepflegt hat. Aber auch hier zeigte sich deutlich die Eigenart des deutschen Geistes. Eine Theorie wie die von Einstein und Minkowski begründete Relativitätstheorie konnte sich nur auf deutschem Boden entfalten, und das gleiche möchte ich von der neuesten und kühnsten aller physikalischen Theorien, der Planckschen Quantenhypothese, behaupten.

Der mathematischen Physik läßt sich die Verwendung der Mathematik für die Technik anreihen. Aber hier ist es schwer, sie gesondert herauszulösen, wenn auch in jüngster Zeit gerade bei uns in Deutschland durch den methodischen Trieb der Deutschen sich eine besondere technische Mathematik unter dem alten Namen der angewandten Mathematik herauszubilden beginnt, nachdem sie lange teils in einzelnen rein mathematischen Wissens-

zweigen, teils in der von Culmann systematisch ausgebildeten graphischen Statik versteckt gelegen hatte. Mit der technischen Verwendung der Mathematik gleiten wir jedoch schon hinüber in ein Feld, auf dem der gewaltige Ansturm des deutschen Geistes am meisten die Bewunderung, aber auch den Neid der anderen Nationen erregt hat, das große, mächtige Gebiet der Technik. Der Technik gehört die Teilnahme der ganzen gebildeten Welt, die Mathematik ist ihrem Wesen nach auf einen engen Kreis von Fachleuten beschränkt, sie wird in ihren Wegen und Zielen von der Allgemeinheit wenig verstanden und gewürdigt. Um so weniger dürfen wir vergessen, wie eng ihre Entwicklung mit dem Ausbau der Technik verknüpft ist. Derselbe Geist, der sich in der stillen Forscherarbeit des Mathematikers offenbart, erobert in der Technik die materielle Welt, und wenn wir den Ruhm der deutschen Technik verkünden, dürfen wir auch nicht schweigen von dem, was die deutsche Mathematik für die Welt bedeutet hat und heute noch bedeutet.

## Entwicklung der deutschen Artillerie in den letzten Jahrzehnten.

Von Karl Bahn.

Der Krieg hat bei jedem Deutschen eine weitgehende Anteilnahme an den militärischen Einrichtungen hervorgerufen; so auch an unserer Artillerie. Die Einteilung und Bewaffnung derselben ist nun aber für den Fernerstehenden nicht so leicht zu übersehen, daß die Mitteilungen der Kriegsberichterstatte in ihrer vollen Bedeutung klar verstanden werden können. Deshalb erscheinen Mitteilungen darüber wünschenswert, wie sich die artilleristische Bewaffnung unter dem Einfluß technischer Fortschritte und der dadurch hervorgerufe-

nen Wandlungen in der Kriegführung in den letzten Jahrzehnten entwickelt hat.

Der Feldzug von 1870/71 hatte die Überlegenheit der gezogenen Hinterladegeschütze über die gezogenen Vorderladegeschütze so offensichtlich und unwiderleglich dargetan, daß es ganz zweifellos war, daß alle Militärstaaten dieses neue Geschützsystem annehmen mußten. Dann war aber in einem zukünftigen Kriege mit einer wesentlich leistungsfähigeren Artillerie beim Gegner zu rechnen als in dem damaligen. Um die bisherige artilleristische

Überlegenheit nicht zu verlieren, mußte die Wirkung der deutschen Feldgeschütze gesteigert werden. Dies war um so notwendiger, als die Kämpfe 1870/71 hatten erkennen lassen, daß in zukünftigen Kriegen die Artillerie noch entscheidender mitzuwirken haben würde, als es schon in diesem geschehen war. Alle nachfolgenden Kriege, einschließlich des jetzigen, haben diese Voraussetzung mehr und mehr bestätigt. Die Artillerie kann ihre Aufgabe, den Infanterieangriff vorzubereiten und zu unterstützen, nur durchführen, wenn ihre Wirkung auf größerer Entfernung entscheidend ist als die der Infanteriewaffe. Die neueren Hinterladegewehre, z. B. das Chassepot- und das bayerische Werdergewehr, hatten bei besserer Trefffähigkeit eine fast doppelt so große Schußweite wie das Zündnadelgewehr Mod. 41 und Mod. 62. Dieser gesteigerten Gewehrwirkung mußte durch Vergrößerung der Schußweite und der Trefffähigkeit der Feldkanonen Rechnung getragen werden. Man erreicht das durch Vermehrung der Anfangsgeschwindigkeit des Geschosses. Diese wuchs von 323 Metersekunden bei dem Feldgeschütz von 1870 auf 465 Metersekunden bei dem jetzigen. Dadurch stieg die Granatschußweite von 3800 auf 8000 m. Die größere Anfangsgeschwindigkeit gibt eine gestrecktere Flugbahn, die eine größere Trefffähigkeit gegen aufrechte Ziele hervorbringt. Die Geschützwirkung hängt sehr wesentlich von der Wirkung des Geschosses am Ziel ab. Gegen lebende Ziele, die für den Feldkrieg überwiegend in Frage kommen, gibt das Schrapnell die beste Wirkung. Im Feldzug 1870 hatten wohl die bayerische und die sächsische Feldartillerie einige Schrapnells, alle übrigen deutschen Feldbatterien waren nur mit Granaten und einigen Kartätschen ausgerüstet. Erst gegen Ende des Feldzuges

erhielten einige preußische Feldbatterien Schrapnells mit Brennzünder, d. h. solchen, die während des Geschößfluges brennen und so eingestellt werden können, daß sie an einem beabsichtigten Punkt der Flugbahn vor dem Ziele wirken. Erst Ende 1870 war es gelungen, Zünder herzustellen, die genügend transportsicher waren. Aus diesem Grunde hatten auch die bayerischen und sächsischen Schrapnells nur Aufschlagzünder, wirkten also wie Granaten, die nicht in der Luft, sondern bei Berührung mit dem Ziele sprangen. Von einer Schrapnellwirkung konnte also keine Rede sein. Das Schrapnellgeschöß war vorher schon konstruktiv festgestellt, war aber infolge technischer Unvollkommenheiten in der Herstellung wenig wirkungsvoll. Durch jahrzehntelange zielbewußte Ausbildung dieser Geschößart stieg die Kugelzahl von 180 auf 300, ohne daß das Geschöß schwerer wurde. Früher wog es 7,33 kg, jetzt wiegt es nur 6,85 kg. Auch der Brennzünder wurde so vervollkommen, daß die Reichweite des Schrapnells von 2200 m auf 5000 m wuchs. Trotz der gewaltigen Steigerung der Geschützwirkung wurde die Belastung der Zugpferde nicht größer, also die Beweglichkeit des Fahrzeuges nicht geringer, was für ein Feldgeschütz von Bedeutung ist.

Durch all diese Verbesserungen sind die modernen Feldkanonen ausgezeichnete Waffen gegen freistehende oder halbverdeckte lebende und gegen nicht sehr widerstandsfähige freistehende tote Ziele geworden. Die mörderische Wirkung der Feldkanonen hat die Truppen in immer stärker werdende Deckungen getrieben und zu dem bezeichnenden Schlagwort von der Leere des Schlachtfeldes geführt. Dazu beigetragen hat die Einführung rauchschwacher Pulver, die die Sichtbarkeit der Ziele und genaueres Zielen begünstigen. Gegen gut gedeckte

aufrechte und gegen wagerechte Ziele können Feldkanonen wegen ihrer gestreckten Flugbahn nicht wirken. Der Einfallwinkel ist zu klein, um hinter die Deckungen zu fassen oder die nötige Durchschlagskraft gegen widerstandsfähige wagerechte Ziele auszuüben. Dazu bedarf es gekrümmter Flugbahnen. Die Notwendigkeit solcher neben den gestreckten war stets anerkannt. Bei den glatten Geschützen war dem auch Rechnung getragen. Selbst die ersten gezogenen Geschütze schossen mit verringerten Ladungen im Bogen, ein allerdings untaugliches Mittel, weil es die Trefffähigkeit zu sehr beeinträchtigte. Nur die starke Überlegenheit der deutschen Feldkanonen 1870 konnte diese Erkenntnis zeitweise verdunkeln. Aber die Erfahrungen der Russen vor Plewna im Kriege 1877/78 lenkten, ob mit Recht oder Unrecht bleibe hier unerörtert, die Aufmerksamkeit auf das Steilfeuer der Feldkanonen, um auch untätig im Schützengraben stehende Schützen mürbe zu machen, ehe der Infanterieangriff angesetzt wird, und um diesen mit Artilleriefeuer möglichst lange begleiten zu können. Bei dem heutigen Schnellfeuer der Maschinen- und der Infanteriegewehre ist dies von entscheidender Bedeutung. Das Feuer der Kanonen muß aber allerspätstens eingestellt werden, wenn die Angreifer bis auf 300 m an die feindliche Stellung herangekommen sind, um sie nicht dem Feuer der eigenen Artillerie auszusetzen. Das Feuer aus Steilfeuergeschützen jedoch soll nach den Erfahrungen der Japaner selbst bis auf 50 m vor der Stellung durchgeführt werden können. Es ist aber sehr fraglich, ob es möglich ist, einen kräftigen Sturmangriff innerhalb einer so kurzen Strecke noch niederzuwerfen.

Diese Erfahrungen und Erwägungen veranlaßten die Einführung von Steilfeuergeschützen in allen Staaten, und der

russisch-japanische Krieg hat ihre Bedeutung für den Feldkrieg augenscheinlich gemacht. Die russische Stellung am Jalu wurde durch die gründliche Vorbereitung des Sturmes durch das Feuer der japanischen 12-cm-Haubitzen im ersten Anlauf verhältnismäßig leicht genommen. Die befestigte Stellung der Russen bei Kintschau konnte trotz achtmaligen Sturmes nicht genommen werden, weil ohne Haubitzen die Infanterie und Artillerie hinter den Deckungen nicht getroffen werden konnten. Dieser Krieg bestätigte auch die schon 1901 in Deutschland gewonnene Überzeugung, daß in künftigen Kriegen Kämpfe um befestigte Stellungen die Regel sein würden und daß man auf ausgedehnte Feldbefestigungen mit sehr starken Eindeckungen und Schutzwehren treffen würde, die mit zunehmender Dauer dieser Kämpfe immer stärker ausgestaltet werden könnten. Der jetzige Krieg bestätigt dies in ganz ungeahntem Maße. Um solche Feldbefestigungen mit Erfolg zu bekämpfen sind weittragende Geschütze mit wirksameren Geschossen notwendig, als sie die Feldartillerie führen kann. Diese ist, um sich unabhängig von gebahnten Wegen in jedem Gelände in schneller Gangart bewegen zu können, an ein Höchstgewicht ihrer Geschütze gebunden, das naturgemäß der Wirkung eine Grenze setzt. Wie hoch man das Höchstgewicht annimmt, ist Ansichtssache. 300 kg für jedes Pferd sollte genügen. England ist aber bei seinem Feldgeschütz Mod. 03 bis auf 327 kg gegangen. Die Gewichtsgrenze für das Fahrzeug und die Sorge, ein Feldschnellfeuergeschütz mit ausreichenden Munitionsmengen zu versehen, beschränken das Kaliber bis auf höchstens 12 cm, denn 12-cm-Geschosse wiegen etwa 20–22 kg, gegen etwa 7 kg der Feldkanonengeschosse. Das Fahrzeuggewicht neuerer 12-cm-Rohrrück-



lauffeldhaubitzen steigt bis zu 2160 kg oder 360 kg für jedes Zugpferd. Darüber hinaus kann für ein Feldgeschütz nicht gegangen werden. Muß die Wirkung der Geschütze zur Bekämpfung stark befestigter Stellungen gesteigert werden, so muß man für solche Geschütze von der Forderung eines Feldgeschützes absehen und darf dann das Gewicht von Geschütz und Munitionswagen so weit erhöhen, daß die Fahrzeuge auf gebahnten Wegen mit der Infanterie Schritt halten können. Erwünscht ist es, wenn die kleineren Kaliber auf kurze Strecken noch im Trabe vorgezogen werden können. Solche Geschütze bilden die schwere Artillerie des Feldheeres. Wegen der geringeren Beweglichkeit ihrer Fahrzeuge marschirt sie am Ende der Truppenkolonne des Armeekorps. Dies ist zulässig, weil man nie unvermutet auf stark befestigte Stellungen stoßen wird und deshalb Zeit bleibt, die Geschütze vorzuziehen.

Deutschland, die Geburtsstätte der schweren Artillerie des Feldheeres, hatte noch einen anderen Grund für die Schaffung dieser Artillerie. Im Kriege 1870/71 hatte der Festungskrieg eine ungeahnte Ausdehnung und nicht vorherzusehende Bedeutung gewonnen. Nicht weniger als 15 feste Plätze mußten eingeschlossen, beschossen oder förmlich belagert werden. Dazu reichte der vorhandene Belagerungspark nicht aus. Die Belagerungen zogen sich sehr in die Länge, fesselten eine große Truppenzahl auf lange Zeit, die dem Feldheer verloren ging, und behinderten die Maßnahmen der Führung. Nach dem Kriege begann Frankreich seine Ostgrenze durch die sehr starken Festungen Belfort, Epinal, Toul und Verdun und zahlreiche dazwischenliegende Sperrforts zu sperren. Diese müssen vor dem Durchmarsch der Heere durch diese Linie genommen sein. Dazu sind zum Teil sehr schwere Steil-

feuergeschütze erforderlich, die Geschosse mit starker Sprengladung in hohem Bogen werfen. Ihr Einfallwinkel muß möglichst groß sein, um das Arbeitsvermögen der Geschosse ungeschmälert auszunutzen. Das abgekürzte Angriffsverfahren muß sofort nach der Einschließung beginnen, deshalb müssen die Geschütze mit den Truppen des Feldheeres marschieren, also ebenfalls zur schweren Artillerie des Feldheeres gehören. Diese wesentlich voneinander verschiedenen Verwendungszwecke der schweren Artillerie des Feldheeres erfordern verschiedene Kaliber. Die schwere Artillerie des Feldheeres kann den abgekürzten Angriff wohl vorbereiten, aber in den seltensten Fällen allein durchführen. Dazu sind neueren Anlagen gegenüber noch weittragendere und wirksamere Geschütze erforderlich. Diese bedürfen wegen ihres großen Gewichtes und des ihrer Geschosse meist besonderer Einrichtungen zu ihrer Fortschaffung, Aufstellung und Bedienung. Solche Geschütze gehören zu den Belagerungsgeschützen, und es ist Sache einer vorsorglichen Heeresverwaltung, Einrichtungen zu schaffen, daß sie ohne Verzug vor der anzugreifenden Festung eintreffen und aufgestellt werden können. In Deutschland gehören I. zu den Feldgeschützen: 1. die Feldkanonen 0/96 n/a. (7,7 cm); 2. die leichte Feldhaubitze (10,5 cm); II. zur schweren Artillerie des Feldheeres: 1. die schwere Feldhaubitze (15 cm); 2. der 21-cm-Mörser und 3. eventuell nach Bedarf die 10-cm-Kanone; III. zur Belagerungsartillerie außer den zu II. erwähnten Geschützen noch die schwere 12-cm- und die lange 15-cm-Kanone. Überraschend hinzugekommen sind noch der 42-cm-Mörser, der österreichische 30,5-cm-Mörtormörser und nach Zeitungsnachrichten vielleicht auch noch eine 28-cm-Haubitze.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Professor Dr. Max Cornicellius, Berlin W 30, Luitpoldstraße 4.  
Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

# INTERNATIONALE MONATSSCHRIFT FÜR WISSENSCHAFT KUNST UND TECHNIK

9. JAHRGANG

HEFT 6

15. JANUAR 1915

## Neue Horizonte.

Von Erich Marcks.

Wir blicken mit Erstaunen in den Hohlspiegel hinein, mit dem, wie man uns sagt, ein gut Teil der öffentlichen Meinung des neutralen Auslandes das Bild des gegenwärtigen Deutschlands und Deutschtums auffängt: als ein Bild der rohen Gewalttätigkeit, des äußerlichsten Machthungers, der ideenlosen Unmenschlichkeit. Wir selber haben in diesen Monaten an unserm Volke Dinge gesehen, wie sie größer, reiner, erschütternder keine Geschichte kennt: nach einem feurigen Sturme der Begeisterung eine feste Hingabe, ein grenzenloses Opfern, entschlossen und einfach, so treu und so stark, daß 1813 und 1870 sich darin vereinen. Wir denken mit Ehrfurcht und Stolz an die Jungen, die so viel größer sind als wir selbst, und sehen daheim, rings um uns, den Widerschein von vielem Heldentum. Der Krieg ist hart und kann nicht anders sein, er übt auf unsere Heere seinen Zwang, und völlig ohne menschliche Flecken wird vermutlich eine Millionenmasse kampfdurchbeibter Menschen nicht sein können. Was uns überwältigt, das ist inmitten dieser notwendigen Härte die Gesinnung der Gesamtheit, von der wir wissen, daß sie rein ist, so ergreifend rein wie je oder wie nie die Gesinnung einer bewußt um ihr Dasein ringenden Nation. Wir glauben gern, daß ein gut Teil dieser Gesinnung, trotz mancher Berichte, die uns erschrecken, und mancher Kampfesmittel, die wir tief verabscheuen, auch in Frank-

reich lebt; von England vermögen wir das unendlich schwerer und nur für einen unendlich kleineren Bruchteil der Nation zu glauben; die russische Empfindungswelt ist uns fremd, und die Schlammflut scheußlicher russischer Gewalttaten versperrt uns den Blick in die Tiefen eines menschlichen und nationalen Ideales, von dem man uns sagt, daß es auch die russische Bildung gegen uns vorwärtstriebe. Nationale Leidenschaft freilich spüren wir gegen uns in Ost und West, und wir hören, unser Feind an allen Grenzen ziehe unter der Losung ins Feld: es gelte Europa vom deutschen Militarismus, Deutschland vom preußischen Militarismus zu erlösen. Wir blicken erstaunt auf unsere militärische Stärke, die 43 Jahre lang dem unruhigen Erdteil den Frieden erhalten hat und von deren angeblich so aufwühlender Angriffslust wir so lange so gar nichts ahnten. Wir vergleichen unsere kriegslose, neueste Geschichte unter dem späteren Bismarck und vollends unter Wilhelm II. kopfschüttelnd mit der rastlosen Eroberungspolitik Rußlands, mit dem ewig essenden und ewig unstillbaren Länderhunger Großbritanniens und selbst Frankreichs, mit dem riesenhaften Wachstum all dieser Reiche seit 1871 und 1890, wir denken der Ziffern des russischen Heeres und der englischen Flotte und finden in Bescheidenheit, daß jenes Bild, das unsere Feinde zeichnen und auf das sie sich berufen, die Dinge

ungeheuerlich verzerrt und jede Wahrheit schamlos auf den Kopf stellt. Wir sehen alle die besten Eigenschaften, die wir heute an unserem Volke ehren, mit unserer Wehrpflicht im innerlichsten Bunde — die Schulung und Zucht der Persönlichkeit, aber nicht minder die willige, freie Selbsthingabe ihrer frei und sicher ausgeformten, selbständigen und stolzen eigenen Kraft, und wir lächeln verächtlich über die verlogene Phrase, die unsere Gegner um den Erdball peitschen. Wir wissen genau, daß Deutschland den Krieg der Notwehr führt und worum es geht: um unsere Einheit, um Staat und Macht, um Arbeit und Wohlstand, um den Atemraum für unser Volk in der Nähe und in der Ferne, um unsern Anteil an der Weite der Welt, auch an der Weite und Freiheit des Seelenlebens, das einem Volke heute verkümmert, wenn man es vom Mitbesitze der Erde, vom allgemeinen Leben ausschließt; und wir wissen, daß ebendeshalb dieser Kampf, nach langem Versuche uns einzuschnüren, geführt wird um das ganze Leben unserer Kultur. Natürlich: wir gehen aus vom Staate; wie sehr seine Erhaltung und Durchbildung die Grundlage unseres Daseins ist, das ruft uns jeder dieser Tage unwidersprechlich laut in die Seelen hinein. Aber überaus stark ist in allen Schichten unseres Volkes das Bewußtsein, wie schwer mit unserem Staate zugleich unsere Kultur gefährdet ist, ohne die wir alle nicht leben mögen und können: die gesamte Jugend ist von diesem Gefühle tief durchdrungen. All unser geistiges wie unser wirtschaftliches Dasein kann nur bestehen und nur gesund bleiben, wenn ein lebendiger Staat es schirmt und weiterführt. Aber in unserm Erwägen und Empfinden steht der Gedanke an diese Kultur selber, an ihren Eigenwert, an ihren Wert für die Menschheit beinahe voran.

Es gab einmal eine Zeit, da diese Kultur unser einziges Besitztum war, als Hölderlin das heilige Herz der Völker, sein Vaterland, pries, aus dessen Seelentiefen die anderen ihr Bestes schöpften, dieses machtlose Deutschland, dem Schiller in der aufgeteilten Welt nur den Vorrang des Geistes, aber in diesem Vorrang die eigentliche Weltgröße zuwies; eine Zeit, in der Fichte die Notwendigkeit und die Berechtigung eines nationalen Daseins für die Deutschen nur aus ihrer Unentbehrlichkeit für die geistige und die sittliche Weltkultur begründete. Deutschland hat nachher die Entwicklung zur Wirklichkeit nachgeholt, die seine westlichen Nachbarn ihm seit langem vorgelebt hatten, und in tiefgreifenden Kämpfen und Erfolgen trat an die Stelle dieses geistigen, reflektierten Nationalgefühles von 1800 das elementare Nationalgefühl Bismarcks, das den Bestand und die Größe seiner Nation ohne geistige Umwege über die Menschheit und ihre Lebensideale als etwas Selbstverständliches, um ihrer selbst willen, einfach um ihres Daseins willen forderte — wie es die älteren Nationen überall von jeher auch taten. In unserer neuen großen nationalen Zeit hat seitdem auch die deutsche Jugend die Sicherheit und Größe Deutschlands gewollt, weil es Deutschland war und weil wir Deutsche waren. Kein Verständiger kann bestreiten, daß dieses echte und naturhafte Gefühl die gesunde Grundlage auch jeder feineren Nationalempfindung, die Grundlage jeder nationalen Selbstbehauptung sein und bleiben muß. Eine Weile lang hat es, da es sich erst durchsetzen, da es den Deutschen erst ins innerste Blut dringen mußte, vielleicht in Einseitigkeit vorgeherrscht: das war notwendig. Jedoch auch diesem Gefühle kam eine Zeit einer Vertiefung, Verinnerlichung, Verfeine-



rung. Um 1890 bereits, seit einem Jahrzehnte in der Stille vorgebildet, eine Frucht und eine Ergänzung zugleich von Bismarcks Lebenswerk, drang die Sehnsucht nach einer neuen Beseelung, einer innerlichen Bereicherung und Verdeutschung des neuen Deutschtums heiß an die Oberfläche unseres Lebens: Denker und Dichter und Künstler, Erzieher, Publizisten und Politiker haben dafür gearbeitet, und neben den neuen starken Staat, den wir festhielten und festhalten mußten, stellte sich als oberstes Ziel und als unablässig wachsender Inhalt eine neue Erhebung unserer Kultur. Das Ausland sollte das wissen — ich erinnere in bunter und zufälliger Mischung an einige der Namen, die dabei voranstanden, an Lagarde und Nietzsche, an Langbehn und Lichtwark und Naumann, an Hauptmann und H. Thoma, an Uhde, Kalckreuth, Klinger, die Reihe würde leicht lang und reich. Wir haben uns an den nationalen Kulturen der anderen Völker gemessen und unsere Eigenart und deren Grenzen daran zu bestimmen gesucht, Deutschland ist grundsätzlich duldsam geblieben und hat von den anderen immer gelernt — eher zu eifrig und manchmal zu unkritisch gelernt. Doch ist unser Eigengefühl in diesen Jahrzehnten immer fester und breiter geworden, und die Besonderheit, das innere Recht und die innere Notwendigkeit unserer Art haben wir, indem wir sie zu befruchten und zu entwickeln wünschten, neben französischem, englischem, russischem Wesen, bei allem, was wir zu entnehmen trachteten, doch immer wieder klar und klarer erkannt. Wir haben, wie alle Weltvölker der neuen Zeit, den Ehrgeiz, diese deutsche Art in Lernen und Bildung, in Arbeit und Persönlichkeit, in Wirtschaft und Geist, zugleich über die Erde dahinzutragen, in die weite Welt, zu

den Deutschen oder den Deutschgebürtigen, die draußen wohnen, in Kolonien, die uns gehören und unser Volkstum weiterbilden sollen, aber auch in die übrigen Länder, die uns Märkte waren, in alle Länder der Kulturwelt, auch in das große Gebiet der national gemischten, ihrer endgültigen Eigenart erst noch entgegenreifenden Kultur drüben in Amerika. Wir haben es stets, wie alle Geschichte es lehrt, für natürlich gehalten, daß nationale Kultur und nationale Macht miteinander verkettet sind und gemeinsam in die Weite streben und einander dort draußen gegenseitig tragen und heben. Unserer Kultur mit dem Schwerte die Bahn hauen zu wollen, wie man uns beschuldigt hat; unserer Kultur in künftigem Waffenkampfe den Schauplatz erobern zu wollen, den andere Völker des europäischen Kreises heute füllen, jene vertreiben, uns eine Weltherrschaft unserer Macht und unseres Wesens erstürmen zu wollen: daran haben wir niemals gedacht, das wird uns, zu unserem Erstaunen wiederum, durch kühne und durch übelwollende Konstruktionen zugeschoben — weit über unsere alte Bescheidenheit hinaus. Denn wir sind im tiefsten Grunde eher zu bescheiden und die Stimmen eines starken nationalen Triebes bei uns eher allzu ungehört geblieben, als daß sie uns mit anspruchsvollem Entschlusse hätten empordrängen lassen. Wir haben uns nur regen, nur behaupten, nur neben und nach andern unsern Platz gewinnen und von ihm aus die Kräfte unseres Wesens in die Welt hineinleiten wollen. Wir haben niemanden bedroht, am wenigsten den einzigen Weltherrscher, von dem man inmitten unserer heutigen Welt zu sprechen berechtigt ist, den englischen. Aber zur Geltung wollten wir kommen: auch unseres Geistes und unserer Besonderheit halber, die wir für

fruchtbar und unentbehrlich hielten auch für die Welt, und die hinauszutragen jedem lebendigen Volke Bedürfnis, natürlicher Ehrgeiz, natürliche Lebensbetätigung ist.

Jetzt stehen wir im Kriege, den wir so lange gestrebt haben zu vermeiden. Wer ist auf unserer Seite? Die Sympathie des europäischen Germanentumes zum größten Teile, wenn auch nicht ohne Rest; das halbgermanische England aber ist unser eigentlichster Feind; und Österreich mit seinen Slawen und Magyaren und die Türkei sind unsere Bundesgenossen. Es ist kein Rassenkampf, so stark gewisse Rassenempfindungen mitgehen; über die Nationen greift er an mehr als einer Stelle hinaus und schneidet durch sie hindurch; die Staaten sind es unmittelbar, die ihn führen, die politischen Gestaltungen, die ihr Leben in Geschichte und Macht für sich leben und mit den Grenzen der Nationalität sich nicht restlos decken. Das vielzusammengesetzte Österreich ist einheitlich in diesen Daseinskampf eingetreten; es verteidigt sein staatliches Dasein und die westliche Kultur all seiner Stämme und Länder gegen den Stoß des russischen Halbasientumes. Deutschland ist zum weitaus größten Teile, aber nicht rein Nationalstaat; die Kultur, die wir verteidigen, ist für uns unmittelbar die deutsche; aber auch wir empfinden in den Westslawen und den Magyaren, die mit uns gehen, im Gegensatze zu Rußland, unsere Kulturverwandten. Und wenn wir an einen kommenden Frieden denken, so sind auch in ihm Staat und Kultur wieder untrennbar verknüpft. Von Politik im engeren Sinne kann an dieser Stelle nicht die Rede sein. Wir wissen, daß der Friede von den Erfolgen der Kriegführung abhängen wird, und daß da noch alles im Flusse ist. Annexionen wünschen die Allerwenigsten unter uns:

wir werden nur das zu erwerben trachten, dessen wir militärisch unwidersprechlich bedürfen werden. Sicherungen gegen eine Wiederholung dieses Überfalles von 1914, dieser Feindseligkeit ringsum seit 1904, werden wir freilich nötig haben. Wir haben die klare Überzeugung, daß wir seit 43 und 35 Jahren in deutlicher Notwehr stehen, und daß seit einem Jahrzehnte England den Ring der Nachbarn geschlossen und immer dichter zusammengepreßt hat.<sup>1)</sup> Wir fragen mit Selbstverständlichkeit: ist solchem Bündnis aller Nachbarn gegen die europäische Mitte, diesem alten Fluche der deutschen Geschichte, ist diesem Drucke von allen Seiten her, den das neue Deutschland erlitten hat, seit es in Friedrich dem Großen aus der Zersplitterung und der Machtlosigkeit wieder emporzusteigen begann, und der sich heute auf Österreich und unser Reich wirft, wie dereinst schon auf das alte Reich unter habsburgischer Spitze — ist dieser ewigen Drohung unserer geographischen Lage nicht eine Deckung entgegenzustellen, die uns dauernd schützt? ein eigener, erweiterter Länder- und Lebenskreis, in dem wir, von der Natur einmal in diese Mittelstellung hineingebohren, Raum und Sicherheit genug finden, um uns verteidigen, uns bewegen und uns entfalten zu können, Raum für unsere Macht, daß sie dem täglichen Angriff nicht ausgesetzt bleibe wie bisher, Raum für unsere Wirtschaft, unsere geistige Ausstrahlung, unsere Kultur, daß sie sich halten und dehnen könne, auf dem Boden Europas, in das Antlitz unse-

1) Ich verweise auf die zusammenfassenden Gedankengänge meiner am 13. Oktober gehaltenen Rede: „Wo stehen wir?“, die inzwischen in Jäckhs Flugschriftenreihe im Druck erschienen ist. („Die politischen, sittlichen und kulturellen Zusammenhänge unseres Kriegs.“)

rer Feinde in West und Ost hinein? Das ist die Frage, die uns daheim mit stetem Zwange begleitet, während unsere Heere an unseren Grenzen, zu Lande und an der See, unser bedrängtes Dasein heldenhaft schirmen. Unser Herzblut wird da draußen für die Behauptung unseres Volkes und Reiches in grausamen Strömen vergossen. Wir ersehnen ihm und uns, daß es uns die Zukunft rette und endlich sichre.

Es wird einmal eine wertvolle Aufgabe sein, die Geschichte dieses Bewußtseins unserer Lage, die Geschichte des Suchens nach ihrer Verbesserung, die Vorgeschichte des Friedens und des neuen Europas, darauf wir hoffen müssen, zu schreiben. Nimmt unser Notwehrkrieg das Ende, das wir ihm vertrauend wünschen müssen, so bildet jene Gedankenarbeit von heute und gestern ein wichtiges Element für die Welt, die morgen erstehen mag. An dieser Stelle möchte ich den Blick der Leser dieser internationalen Rundschau auf zwei Werke richten, die, beide vor diesem Kriege entstanden, beide zu den Aufgaben hinführen, von denen ich soeben spreche. Es sind die „Grundzüge der Weltpolitik in der Gegenwart“ von J. J. Ruedorffer, „Die Großmächte der Gegenwart“ von Rudolf Kjellén, beide 1914 erschienen.<sup>1)</sup>

Ruedorffer hält sich mit bewußter Strenge an seinen Gegenstand: Grundzüge der Weltpolitik. Wie sehr in den Zeiten bereits vor dem Kriege die deutsche Betrachtung der eigenen Lage universell gerichtet war, wie lebhaft die Gedanken an einer überschauenden Ordnung weltweiter Verhältnisse arbeiteten, wird die Nachwelt einmal aus diesem

1) Ruedorffer bei der Deutschen Verlagsanstalt zu Stuttgart (XIII u. 252 S. in 8°), Kjellén, in Übersetzung von C. Koch, bei B. G. Teubner in Leipzig (208 S. in 8°).

Buche mit Nutzen und Anregung ablesen können. Und zugleich, wie bestimmt dabei innerliche und äußerliche Kraftwirkung zusammengeschaut wurden. Ruedorffer sieht zwei Grundstrebungen in der Gegenwart miteinander ringen: die nationale und die weltbürgerliche. Er bestimmt Wesen, Zusammensetzung, Ausichten auch der zweiten, aber die weit- aus stärkere Kraft findet er in der ersten. Alle großen Nationen drängen über sich hinaus, in extensiver (erobernder oder doch erweiternder) und in intensiver (kultureller) Arbeit; sie streben hinaus, solange sie lebendig sind, und gewissermaßen eine jede mit dem letzten Ideale eigener Weltherrschaft: man muß ergänzen: so weit, bis ihr bestimmte Grenzen gesetzt werden; aber der Wetteifer ist naturgewollt, der Kampf ist unerläßlich. Ruedorffer schildert, wie dieser Kampf geführt wird, mit welchen wirtschaftspolitischen, diplomatischen, publizistischen und kulturpolitischen Voraussetzungen und Hilfsmitteln. Er ist, dank der Friedfertigkeit und der Interessenverflechtung der riesigen Gewalten, die einander gegenüberstehen, in ein Nebeneinander ausgelaufen, hinter dem jedoch stets das Gegeneinander lauert. Wann wird es hervorbrechen?

Man fragt sich nach dem Verfasser. Er ist ein wahrer Schriftsteller von gereifter, glänzender und sicherer Form, ein feiner, wissenschaftlich geschulter und, darüber hinaus, ein wahrhaft gebildeter Geist. Er beschreibt die großen Mächte eine nach der anderen, wesentlich nach ihrer geistigen und politischen Individualität, nach dem Stande ihrer nationalen Energien, mit feinem und scharfem seelischem Eindringen, systematisch und doch ungefesselt. Er freut sich überall am Lebendigen und Eigenartigen und hat für Frankreich und Rußland das gerechteste Verständnis und



den glücklichsten Ausdruck. Er betrachtet und untersucht; dahinter aber steht die Frage nach der praktisch-politischen Richtung und Bedeutung des einzelnen Staates. Und diese Frage wird, unbefangen wie Ruedorffer sie allerorts beantwortet, gestellt doch vom deutschen Gesichtspunkte her. Gerade sein Urteil über Deutschland betont die praktischen Wünsche und Mängel, wie er sie offenbar innerlich und lebhaft empfindet, am deutlichsten; er unterstreicht die natürliche besondere Schwierigkeit unserer zugleich kontinental gebundenen und doch auf die Welt gerichteten Politik, er bespricht mit sichtbarer Kenntnis und leise angedeutetem diplomatischem Urteile die wichtigsten Vorgänge unserer jüngsten Geschichte in hoher Politik, er warnt unsere jugendliche öffentliche Meinung vor Gefühlswallungen und vor Überschätzung der Gewalt. Der Überblick über „Konstellation und Methode“ der heutigen, d. h. der gestrigen Welt-politik zeigt den diplomatischen Beobachter. Wir hören einen Praktiker, der den Dingen und ihrer Leitung nahestehen muß, und zugleich einen Philosophen. Und zwar einen Philosophen der jüngeren Generation; er ist Idealist, er glaubt an die praktische Wirkungskraft des Geistigen und des Sittlichen, an die Un-erläßlichkeit kultureller Ideale, eines Menschen- und Menschheitsideales für den Wettkampf jedweden Volkes in der Welt, an den Vorrang der intensiven vor den bloß extensiv wirkenden Gewalten, und deshalb zweifelt er an Japans seelisch-schöpferischer Lebendigkeit und darum auch an Japans Weltzukunft. In alledem steckt viel hohes und ernsthaftes Denken; man ist bei dem Diplomaten, den man wittert, erstaunt, wie sehr er in seiner reinen, wissenschaftlich gerichteten Betrachtung den eigenen politischen Willen auszuschalten vermocht

hat. Die lebendige Tat tritt in seinem Weltbilde weit hinter das Begreifen, die Analyse, das Kulturideal zurück. Er schrieb in der ungeklärten Lage seit 1911, in der sich kriegerische und friedliche Strömungen so sonderbar auch innerlich das Gleichgewicht zu halten schienen. Einen Ausweg aus den Zweifeln und aus der Lähmung dieser Jahre nennt er nicht; gelegentliche Prophezeiungen scheinen von der Wirklichkeit, wie sie nun eingetreten ist, nicht vollstreckt worden zu sein; er selber (163) weiß sehr wohl, daß „große Erregungen den geistigen Aspekt eines Zeitalters oft plötzlich umgestalten“ und die tiefen Seelenkräfte über die kühle Oberflächenschicht des alltäglichen Daseins glühend, umwälzend und neuschöpferisch hinwegströmen lassen. Aber sein kluges, lehrreiches und eindringendes Buch weist nicht unmittelbar in die Zukunft hinein.

Neben dem geistigen Weltmanne ist Kjellén der Professor. Man hat den Eindruck, daß sein Buch über die Großmächte aus Vorlesungen erwachsen sein kann. Er ist nicht Philosoph, eher Staatswissenschaftler; er untersucht ungefähr dieselben Staaten wie Ruedorffer, aber fachmäßig systematischer, von einer geopolitischen Methode aus, die ihn etwa zu Fr. Ratzel hinzustellen scheint. Jede Macht wird geographisch als Reich, ethnisch als Volk, sozial als Gesellschaft, verfassungspolitisch als Staat beschrieben, den Eingang bildet jedesmal ein Abschnitt über die Entstehungsgeschichte, den Ausgang einer über die auswärtige Politik als das Ergebnis aller vorher geschilderten Faktoren. Der Historiker wird gegen die geographische Konstruktion und gegen manche geschichtliche Behauptung nicht ganz ohne Bedenken sein; auch er wird freudig anerkennen, daß dieses kurze und umfassende, gut aufgebaute und gut geschriebene Buch

an lehrreichen, einheitlichen Begründungen, an wohl ausgewählten Tatsachen und an wertvollen Schlüssen ungewöhnlich reich ist. Der schwedische Gelehrte auf „seinem abseits gelegenen Beobachterplatz“ drängt dabei zu positiveren politischen und Zukunftsurteilen als — wenn unsere Vermutung über den Kern von Ruedorffers Pseudonym zutrifft — der deutsche Diplomat. Er zieht zum Schlusse aus Geschichte und Leben, wie er sie überschaut hat, wertende Folgerungen. Er unterscheidet Typen der Weltmächte; er stellt den des maritimen, über den Erdball hin zersplitterten Reiches dem geschlossenen kontinentalen gegenüber und hält den zweiten für den gesichteren; er sieht in Englands Streben nach universaler Seeherrschaft (123) den letzten und größten Ausläufer eines wahrscheinlich absterbenden, absoluten Types, den die neben ihm heraufwachsenden neuen Seemächte einengen und somit aufheben: die Entwicklung deutet auf ein kommendes Gleichgewicht auch zur See. Er fordert für Zukunftsmächte großen Stiles die Selbstgenügsamkeit ihres Macht- und Wirtschaftsgebietes als unerläßliche Voraussetzung; neben Rußland, den Vereinigten Staaten, China und — vielleicht — England wird sich Deutschland (204) da nur einreihen können, wenn es „das Oberhaupt eines föderierten Zentraleuropas“ wird. Und nur durch einen Zusammenschluß werden die alten europäischen, kontinentalen Völker sich neben den schneller wachsenden Gegnern draußen behaupten können: in diesem aber wäre Deutschland „der geographisch und kulturell natürliche Führer“. Erst „als Verwalter des Erstgeburtsrechtes Europas“, in dem „Glauben an eine solche Mission“, könnte es die „unermessliche Kraftquelle“ finden, „die ihm bis heute zu fehlen scheint“: nämlich ein

Verantwortlichkeitsgefühl für die Menschheit, das das innere Geheimnis des modernen Imperialismus bildet und ein Volk erst zum Weltvolke macht (205. 82).

Kjellén schaut, wie man sieht, mit Wagemut (wenn auch nicht ohne den Vorbehalt der Unberechenbarkeit aller moralischen Gewalten! 205) in die Zukunft, in den Kampf und die Neubildung hinein; vielleicht gerade deshalb unbefangener als der Praktiker, weil er eben ganz als Gelehrter redet, theoretisch, parteilos, wenngleich wohl nicht ohne gesamtgermanische Sympathie. Er tut den Schritt über die Wartezeit, an deren Ende er schrieb, und über das von Ruedorffer hingzeichnete Weltbild, das er kannte, hinaus, er wagt zu wollen oder zu wünschen und fast zu prophezeien. Ruedorffer rechnet, wenn ich nicht irre, außer den weltbürgerlichen nur mit den nationalen Kräften; Kjellén ahnt einen Mittelweg.

Von dem Wege, auf dem jene neue Entwicklung sich vollziehen könnte, spricht er allerdings nicht. Er spricht von den Kleinstaaten und wahrt in einem Schlußworte die Hoffnung auf ihren Fortbestand, ja auf „eine allgemeine Reaktion zugunsten des politischen Kleingrundbesitzes“, die wohl einmal eintreten könne, wenn die Neukolonisation und die Neuverteilung der großen Welt, das Werk notwendigerweise der Großstaaten, der Staatslatifundien, einmal zu Ende gediehen sei. Aber den Gedanken, die er da vielleicht anzuregen wünscht, gibt er keine festere Form. Es hat Zeiten gegeben, in denen die Sicherheit der kleineren Staaten an England gebunden schien, und der offizielle englische Sprachgebrauch ist seit den Erhebungen Südamerikas und Griechenlands auf diesen Ton des selbstlos idealistischen Schutzes der Schwächeren gegen die Unterdrückung durch die Stärkeren ge-

stimmt. Wir wissen seit langem, daß diese Rolle Englands sich ihm von jeher sehr gut bezahlt gemacht hat, und daß sich hinter ihr zugleich eine sehr realistische und sehr egoistische Politik der Macht und der Wirtschaft verborgen hat. Das braucht kein Tadel zu sein; und selbst in der politischen Redensart von Englands sittlicher und befreiender Fürsorge für die notleidenden Völker steckt unzweifelhaft ein Stück aufrichtigen Glaubens der englischen öffentlichen Meinung, so sehr sie es auch stets verstanden hat, durch solche von Wohlwollen und Salbung triefenden Schlagworte außer sich selber auch die übrige Welt zu Englands Nutzen zu hypnotisieren. Wo aber sind heute die Schwächeren, die Englands berühmte Großmut schirmt? Für einen hat es erklärt das Schwert zu ziehen: für Belgien. Weshalb? weil Belgien Englands Küste deckt! Daß Belgiens angebliche Neutralität in Wahrheit schon längst lediglich eine dienstbare antideutsche Abhängigkeit von England war und ist, wissen wir nun nachgerade aktenmäßig genug. Die Wahrung der Neutralität Belgiens ist schlechterdings nichts als eine heuchlerische taktische Phrase. Portugal ist von niemand bedroht worden, England reißt es als seinen Vasallen in den Krieg. Und sonst? Ägypten? die islamischen Länder alle? die Türkei selbst? Und die germanischen Neutralen, Holland wie die Skandinavien, deren Rechte die Meeresbeherrscherin mit Füßen tritt? und Finnland? und so fort! Die Stunde, wo diese Kleineren auf die Befreierin Britannia hoffen durften, scheint gründlich und grundsätzlich abgelaufen zu sein. Großbritannien ist Weltherrschaftsmacht und Weltknechterin geworden; Deutschland ficht, indem es für sich selber streitet, für die Selbständigkeit aller Meere, aller Sonderstaaten, und nun auch für die

Kleineren gegen die Großen überhaupt: gegen Rußland und gegen England. Eine Weltherrschaft für Deutschland ist ein undenkbares Ding; eine Weltdeckung müssen wir uns wünschen; und diese Deckung unseres Daseins gegen die erdrückende Wucht der großen Nachbarn ist eben ganz von selber zugleich Deckung der Kleineren an unseren Grenzen überall. So wirkt dieser Krieg durch seine Tatsächlichkeit. Wieweit aus ihm dauerndere Früchte dieser Art hervorgehen können, ist die Frage der Zukunft; der Gelehrte unter Gelehrten wagt am wenigsten, ihre praktischen Wege zu prüfen; er weiß, wie schwer sie zu finden sind, und wie sehr die Freiwilligkeit und der Vorteil aller dabei Beteiligten die Voraussetzung für jede denkbare Zukunftsgestaltung sein müssen. Kjellén hat die Verknüpfung der kleineren Staaten mit Deutschland als Wunsch und als Ziel angedeutet und das Wort Föderation ausgesprochen. Der Krieg hat diese Probleme zum Brennen gebracht und nah an uns herangetragen; er mag nun sehen, wie er sie weiterfördert, ob unmittelbar, ob nur vorbereitend; da aber sind sie. Kjellén ging nicht vom Kriege aus, er wußte ja noch nichts von ihm; er fand diesen mitteleuropäischen Bund für die Erhaltung Europas inmitten der auswärtigen Weltgewalten — Amerika, England, Rußland, China-Japan — kulturell notwendig.

Ich vermute, daß seine Anregung, durch die deutsche Ausgabe seines Buches bald nach Kriegsbeginn in unserem Vaterlande weit verbreitet, auch auf die Gedankengänge mannigfach eingewirkt hat, zu denen — ich bin oben davon ausgegangen — der Krieg selber uns zwang. Wir brauchen die breitere Basis, die Kjellén im Sinne des alten Europas fordert, auch im Sinne unserer Notwehr. Die Entwicklung weist uns über den nationalen Staat hinaus — obwohl ich glau-



ben und hoffen möchte, daß er immer der eigentlich treibende Kern unseres äußeren und zumal unseres inneren Lebens bleiben muß, freilich der Ausschließlichkeit, der dogmatischen Leidenschaftlichkeit mancher irredentistischen Ansprüche entkleidet. Die neue Aufgabe ist gestellt und ist verhandelt worden; eine ganze Literatur ist emporgesprossen. Franz von Liszt hat die große Frage im vollen Umfange aufgegriffen; in jugendlich begeisterter Idealisierung deutscher Kultur sind andere desselben Weges gezogen.<sup>1)</sup> Diese geistig-politische Bewegung ist noch im Flusse, ihr Schicksal, ich wiederhole es, hängt am Kriege selbst: die Gewalt der Waffen hat wieder einmal schöpferisch über die tiefsten Innerlichkeiten der Völkerzukunft zu entscheiden. Ein Gebilde, wie wir es wünschen müssen, würde den Abschluß der Völker Mitteleuropas — vielleicht hoch bis in den Norden hinauf und tief in den Südosten hinab —, ihren Abschluß gegeneinander, verringern und sie einander innerlich unerwartet nähern; den Abschluß nach außen würde es festhalten und sichern. Es würde eine ge-

1) Ich nenne hier nur: Franz von Liszt, Ein mitteleuropäischer Staatenverband (Leipzig, Hirzel), Hans Mühlestein, Deutschlands Sendung. Ein neuer mitteleuropäischer Völkerbund (Weimar, Kiepenheuer).

waltige Masse von Macht zusammenballen: hier soll, im Verfolge der Gesamtausführungen dieses Aufsatzes, betont werden, daß sie zugleich eine Masse von Arbeit und Geist, von neuen Möglichkeiten europäischer und nationaler Kultur bedeuten würde. Und so, nicht als ein Kriegsmittel, sondern als eine Stufe zu höherer Sicherung des Friedens und zu einer volleren Entfaltung der deutschen Schöpferkraft auf dem Boden Europas und in die Welt hinaus, wird diese neue Möglichkeit unserer und der allgemeinen Zukunft in Deutschland empfunden: als eine weitere, freiere Bahn von Austausch und Fortschritt für uns und andere, als ein breiteres Feld, von dem der Aufschwung zum Fluge unserer geistigen Wirkungskräfte in Welt und Menschheit hinein sich erheben könnte. Ob es Träume sind, darüber wird die Zukunft dieser Jahre entscheiden; wer Deutschland nicht mißverstehen will, der halte seinen Blick immerhin auf diese Gedanken, auf ihre Vorgeschichte und ihre Weiterentwicklung gerichtet: das eine wird er erkennen, daß sie nichts weniger als äußerlich und mechanisch sind, und daß der vertiefte Glaube Deutschlands an den Wert seiner Kultur innerhalb unseres Völkerkreises in ihnen lebt.

München, November 1914.

## Irland, Deutschland und der Krieg.

Von Friedrich Brie.

Vor wenigen Wochen noch war Irland für das deutsche Publikum nichts als ein unwesentlicher Bestandteil unseres mächtigsten Gegners, mit dem man sich nicht besonders zu befassen brauchte. Der Krieg hatte zwar schon viele merkwürdige Überraschungen gebracht, von der Ermordung des österreichischen Thronfolgers und dem plötzlichen Ende

des russischen Gesandten in Belgrad bis zum Raubzuge Japans, der Enthüllung der grünen Fahne des Propheten und dem Aufstand der Buren, aber nur wenige Eingeweihte wußten, daß auf britischem Boden selbst ein Feuer unter der Asche glühte, das die Stürme des Krieges zu einer immer heller lodernden Flamme emporblasen würden. Wenn zu

Anfang des Krieges allgemein der Ruf ertönte, daß Deutschland in Europa allein sei, wenn aus Ländern, wo wir auf Freundschaft und Verständnis rechnen zu können geglaubt hatten, aus Italien und selbst aus der Schweiz, gehässige Stimmen zu uns herüberschallten, so hat sich das Bild allmählich geändert: der unerträgliche Druck, den Englands Herrschaft zur See den neutralen Staaten brachte, hat ganz mechanisch eine deutschlandfreundlichere Stimmung ausgelöst; in Schweden ist in Sven Hedin uns ein eifriger Verteidiger entstanden, und heute beginnt sogar der Name eines Sir Roger Casement, eines der Vorkämpfer der weitverzweigten irischen Nation, für uns Bedeutung zu gewinnen.

Obwohl in neuerer Zeit die Blätter voll sind von Nachrichten aus Irland, fällt es dem Deutschen doch meist nicht leicht, sich ein klares Bild von ihrer Bedeutung zu machen. Für die meisten ist „Großbritannien und Irland“ ein Begriff, der sich nicht ohne weiteres in seine zwei Bestandteile zerlegen lassen will. Noch denke ich an mein eigenes Erstaunen, als ich vor zwölf Jahren zum ersten Male irischen Boden betrat und bemerken mußte, wie hinter der Irischen See England vollständig aufhört, wie schon in Dublin englische Hotels, englische Zeitungen, englische Cabs und englischer Komfort unbekannte Größen sind. Aber mein Erstaunen wuchs, als in dieser Zeit, kurz nach dem Burenkriege, meine deutsche Staatsangehörigkeit mir nicht nur nicht, wie das in England der Fall gewesen war, Ungelegenheiten bereitete, sondern wie eine Art Freipaß mir Herzen und Wege eröffnete. Ich glaube, daß mein Fall für typisch bis zum heutigen Tage gelten kann: Irland hat Deutschland dauernd Interesse und freundschaftliche Gesinnung entgegengebracht

— eine ganze Reihe junger Iren hat auf deutschen Universitäten ihre Ausbildung empfangen —, während man bei uns, abgesehen von den wenigen, die sich für keltische Sprache und Literatur interessieren, für diese Freundschaft und ihren Wert wenig Verständnis gezeigt hat. Was wir in Deutschland von irischer Literatur kennen, Oscar Wilde, Bernard Shaw, George Moore oder William B. Yeats, hat mit dem Irland, von dem wir hier sprechen, nur wenig zu tun. Wer kennt in Deutschland auch nur den Namen des einzigen wirklichen Nationaldichters, den Irland hervorgebracht hat, Thomas Davis, der in den 40er Jahren des 19. Jahrhunderts die irische Muse, die bis dahin fast nur zu weinen gewußt hatte, zu kühnen kriegerischen Klängen begeisterte? Und doch singt man heute noch in Irland seine patriotischen Lieder. Wer von uns hat bis vor wenigen Wochen auch nur den Namen von Sir Roger Casement gekannt?

Alle Welt weiß, daß Irland vor Ausbruch des Krieges vor einer der größten Entscheidungen stand, die es im Laufe seiner ereignisreichen Geschichte durchzumachen hatte. Es gibt keinen Menschen, und es wird auch nie einen geben, der zu sagen vermöchte, wie diese Entscheidung ausgefallen wäre. Hin und wieder vernimmt man sogar Stimmen, die der englischen Regierung vorhalten, daß der Wunsch, der Lösung dieses Problems aus dem Wege zu gehen, bei der Entscheidung über Krieg und Frieden einen zwar nicht öffentlich eingestandenen, aber doch merkbaren Einfluß ausgeübt hätte. Das ist nicht unmöglich. Die liberale Regierung verdankt ihre Wahl den Anhängern der irischen Partei, oder, wie man sie in England nennt, den Nationalisten, und hatte als Preis Home-Rule, d. h. Selbständigkeit Irlands auf dem ganzen Ge-

biete der inneren Verwaltung unter einem eigenen Parlament, in Dublin zu gesichert. Als die Iren auf ihrem Schein bestanden, die Regierung das Gesetz einbringen mußte, und es klar wurde, daß das Gesetz alle Lesungen passieren würde, begannen von seiten der englischen Unionisten, d. h. der Anhänger der 1801 geschlossenen Union von Großbritannien und Irland, eine heftige gegenwärtige Propaganda. Das war nichts Neues, auch das nicht, daß sie die Sache der irischen Unionisten, die ihren Wohnsitz im nördlichen, protestantischen, stark von Schotten und Engländern bewohnten, industriereichen Teil Irlands, zumeist der Provinz Ulster, haben und an Zahl kaum ein Viertel der Nationalisten betragen, zu der ihrigen machten. Diese Parteinahme hat sich im letzten Jahrhundert jedesmal ereignet, wenn die Frage der Home-Rule akut wurde; neu war nur das Maß von Energie, das man dieses Mal aufwandte und durch das man Ulster den Nacken zu steifen wußte. So wurde der alte Gegensatz zwischen Ulster und dem übrigen Irland künstlich wieder belebt. Kein Zweifel, daß im letzten Jahrzehnt eine Entspannung zwischen den Nationalisten auf der einen und England auf der andern Seite eingetreten und damit auch der alte Gegensatz zwischen Ulster und dem übrigen Irland immer mehr im Schwinden begriffen war.

Das hängt zum guten Teil zusammen mit der Agrarfrage und den immer deutlicher werdenden Wirkungen des von allen Iren als segensreich anerkannten Landgesetzes von 1903, das sehr bedeutende Geldmittel zum Ankauf von Grasland im großen bereitstellte, um es zu parzellieren und in Form von kleineren Gütern an geeignete ärmere Bauern oder Pächter abzugeben; auch die nötigen Mittel zur Beurbarung und

ersten Einrichtung sollten ihnen vorge-streckt werden. Seitdem boten die englischen Landlords in immer größerem Umfange ihre Ländereien dem Congested Districts Board an, das den oben beschriebenen Verkauf auf Ratenzahlung an die Bauern und Pächter vermittelte. Dadurch ist selbst im Westen Irlands der Landlord mit seinen Wildhütern und Aufsehern immer mehr geschwunden und hat irischen Neubesitzern Platz gemacht, die imstande sind, reinliche Häuser zu bauen, und mit der Abzahlung langsam, aber stetig voranschreiten. So kann man wohl sagen, daß infolge dieser Neugestaltung der wirtschaftlichen Verhältnisse in neuerer Zeit die Nationalisten durchaus friedlich gesinnt waren und außerhalb Belfasts und den benachbarten protestantischen Distrikten Gewalttätigkeitsverbrechen kaum vorkamen. Das friedliche Verhältnis ging sogar so weit, daß eine ganze Reihe von Unionisten Mitglieder der Gaelic League sind, die 1893 zur Pflege gälischer Sprache und Literatur gegründet wurde und dem irischen Volke das vermittelt, was die Engländer ihm zu nehmen beabsichtigten, die Achtung vor den alten Traditionen in Geschichte, Literatur, Kunst und Musik; mit ihrer Propaganda hat sie solchen Anklang gefunden, daß bereits 1905 in 1300 Schulen gälisch gelehrt wurde, gegen 140 im Jahre 1900.

So kann man ruhig sagen, daß erst in jüngster Zeit durch die Aufhetzung Ulsters von seiten der englischen Unionisten, das Sammeln von Waffen und die Provokationen der Ulsterleute die Stimmung eine schärfere geworden ist. Heute ist es mit dem friedlichen Zusammenarbeiten von Nationalisten und Unionisten in den Fabriken von Ulster vorbei. Britisches Geld und bezahlte britische Agenten haben hierbei die Rolle gespielt,



die sie sonst in der äußeren Politik Englands zu spielen pflegen.

Seit Jahren schon wußte jedermann in England, daß in Ulster geheime Waffendepots angelegt wurden, um in dem Augenblicke, wo Home-Rule Gesetz werden und Ulster unter die Herrschaft eines katholischen Irlands kommen sollte, den Bürgerkrieg zu beginnen. In aller Öffentlichkeit drillte Sir Edward Carson die freiwilligen Scharen von Ulster ein, die man nach leidlich zuverlässigen Angaben auf 110 000 Mann taxieren darf, und schloß mit ihnen nach dem Muster der um ihren Glauben kämpfenden Puritaner des 17. Jahrhunderts einen heiligen „Covenant“, wonach sie lieber kämpfend untergehen als einem katholischen Parlament in Dublin sich unterwerfen wollten. Die liberale Regierung tat, als ob sie diese Dinge nicht sehe oder wenigstens nicht ernsthaft nehme. Die Iren, die dieses Mal unter allen Umständen Home-Rule erlangen wollten, enthielten sich, wohl auf Redmonds Weisung, jeder Herausforderung gegenüber den Ulsterleuten, wenn sie auch zu ihrem eigenen Schutze genötigt waren, Scharen von Freiwilligen auszubilden. Eine Loslösung Ulsters vom übrigen Irland kam für sie nicht in Betracht, einmal wegen ihrer eigenen, über Ulster zerstreuten Anhänger, dann aber auch, weil ein selbständiges Irland die Industrie und den Reichtum Belfasts nicht entbehren kann. Ihr Führer Redmond, der unermüdliche Verfechter der Home-Rule und einer auf dem Boden von Home-Rule erwachsenen Freundschaft zwischen Irland und England, zu gleicher Zeit der Vertrauensmann der englischen Regierung — man hat ihn den irischen Botha genannt —, bezeichnete die ganze Haltung der Ulsterleute als Bluff, und erklärte, daß nichts in der Welt mehr die

Einführung von Home-Rule verhindern könne, war aber bereit, den Vermittlungsvorschlag der Regierung anzunehmen, daß Ulster zunächst auf sechs Jahre außerhalb der Home-Rule bleiben solle. Als die Ulsterleute diesen Vorschlag zurückwiesen, wurde die Lage prekär, aber der bittere Ernst der Parteien und damit die ganze Gefahr traten erst zutage, als im März 1914 die englische Regierung sich entschloß, zum Schutze der Nationalisten gegen eventuelle Angriffe der Ulsterleute eine Anzahl englischer Regimenter in Irland bereitzustellen und die betreffenden englischen Offiziere unter der Führung von General Gough sich erlaubten, der Regierung Fragen über ihre Verwendung gegen Ulster vorzulegen, zum Teil sogar ihren Abschied einreichen. Da zeigte sich mit einem Schlage, daß die unionistische Propaganda sich des Heeres bemächtigt hatte und die englische Regierung nicht mehr Herr in der eigenen Armee war; damit war fast die Gewißheit da, daß im Falle der Einführung von Home-Rule Ulster im Vertrauen auf die Unterstützung der englischen Unionisten den Bürgerkrieg in Irland eröffnen würde. Wer einen Einblick in die Flut von Aufsätzen genommen hat, die in der ersten Hälfte des Jahres 1914 zur Lösung der irischen Frage geschrieben worden sind, muß den Eindruck gewinnen, daß das Problem unlösbar geworden war. Blieb die Regierung ihrem Entschluß, die Home-Rule einzuführen, treu, so eröffnete Ulster den Bürgerkrieg; trat sie zurück und machte sie einer konservativen Regierung Platz, so hätte die liberale Sache für immer das Vertrauen der Iren verloren, und Unruhen der in ihren Erwartungen getäuschten Nationalisten wären die Folge gewesen. Nicht erst die heutigen Ereignisse haben über diesen Punkt Klarheit gebracht. Schon im Juli

1913 wurde in einem Artikel einer so gemäßigten Zeitschrift wie der Dublin Review angedeutet, daß die Nationalisten ihre englandfeindliche Haltung seit dem Burenkriege nur deshalb hätten zurücktreten lassen, weil man in den englischen Liberalen und Demokraten eine Art von Verbündeten gesehen habe. Bekäme man aber Home-Rule nicht, so sei das nur die Ruhe vor dem Sturm gewesen; dann würden die extremen Nationalisten, die Sinn-Fein- (Wir selbst) Partei, die Oberhand erhalten und Gewaltmaßnahmen ergreifen; die Bauern würden den englischen Grundherren nicht mehr die Abzahlungen für das erworbene Land entrichten und die Belfaster Firmen von den Nationalisten in Irland und Amerika boykottiert werden. Mehr zu sagen war nicht rätlich, in der genannten Zeitschrift nicht einmal möglich. Selbst wenn man den von den Ulsterleuten geflissentlich verbreiteten Unsinn nicht glaubt, wonach die katholischen Iren ständig aus dem Hinterhalt schießen und alles „protestantische Vieh“ verstümmeln, ist es doch sicher, daß eine Welle nationaler Entrüstung mit der Politik des versöhnlichen Redmond und des noch versöhnlicheren O'Brien aufgeräumt hätte, daß der ganze alte, mühsam unterdrückte Volkshaß gegen England wieder aufgelebt wäre und sich in manchen Distrikten wohl auch in gewalttätigem Vorgehen Luft gemacht hätte. Wie gerade das niedere Volk an Home-Rule hängt und was es von ihr erwartet, zeigt etwa die Anekdote aus dem Jahre 1886 von dem Pächter, der auf die Nachricht von der nah bevorstehenden Einführung von Home-Rule sofort aufhörte, seine Kartoffeln zu pflanzen.

Mitten hinein in diese Verwicklungen fiel der Ausbruch des Krieges, der zunächst die Stellung der Iren zu verbes-

sern schien, da die Regierung in solch kritischer Zeit unmöglich auf den Beistand der irischen Partei verzichten konnte. Dementsprechend gab die Regierung auch ohne weiteres die Versicherung ab, daß der Krieg die Einführung von Home-Rule lediglich um eine kurze Frist hinausschiebe. Schon damit waren die Iren wenig zufrieden. Vor allem aber mußte sie die Frage beschäftigen, ob die liberale Regierung den Krieg überdauern würde. Diese tat zunächst alles, um diesen Glauben zu verbreiten, indem sie durch alle ihre Organe den Zusammenbruch Deutschlands verkünden ließ; wie wir heute wissen, gelang ihr die Absperrung aller auswärtigen Nachrichten so gut, daß selbst gebildete, in England zurückgebliebene Deutsche nicht daran zweifelten, daß ihr Vaterland zusammengebrochen sei; es gab einfach keine andere Meinung auf englischem Boden. Dieser Lügenfeldzug der englischen Presse, dem wir mit einem solchen Gefühl wehrloser Erbitterung gegenüberstanden, war für England fast politische Notwendigkeit. Die englische Regierung wußte genau, daß die sehr selbständigen Regierungen von Kanada, Australien oder Südafrika, so sehr man auch in den letzten Jahren versucht hatte sie für den Gedanken einer Reichsverteidigung zu gewinnen, bei einem Angriffskrieg Englands auf Deutschland schwerlich ihre Truppen hergegeben hätten, um sie für England auf Frankreichs und Belgiens Schlachtfeldern verbluten zu lassen. Nur dadurch, daß man Deutschland als den brutalen Angreifer und Vergewaltiger der kleinen Staaten und England als den Vorkämpfer für Recht, Freiheit und Zivilisation hinstellte, konnte man in den Kolonien den nötigen Enthusiasmus für eine energische Teilnahme am Kriege schaffen. Die gleiche Politik sollte auch

in Irland verfangen. Sie gelang insoweit, als Redmond, der gewiß nicht für den Krieg begeistert war, in ihm zum mindesten eine Verzögerung seiner Pläne sehen mußte, sich, soweit wir wissen, ohne weiteres der Auffassung der englischen Regierung anschloß, von der er nach Beendigung des Krieges die Gewährung der Home-Rule zu erwarten hatte, und im Auftrag der Regierung einen Rekrutierungsfeldzug in Irland unternahm. Ob ihm wirklich etwas daran lag, die Iren sich zahlreich um die englischen Fahnen scharen zu sehen, wollen wir dahingestellt sein lassen. Jedenfalls hat er sich so weit in der eigenen Schlinge gefangen, daß er heute noch seine Rekrutierungs-Campagne durchhält, die alles in allem ein ähnlicher Fehlschlag zu sein scheint wie die des Premierministers Asquith, der, nur mit einer Schutzwache umgeben, im Lande umherzureisen wagte. So nachdrücklich diese beiden Politiker die Iren auch auf ihre Brüder hinweisen, die, schon früher in englische Dienste getreten, jetzt in den Reihen der Engländer gegen die Deutschen fechten, und so sehr man ihnen vorhält, wie der alte Ruhm der irischen Waffen jetzt vor der ganzen Welt sich aufs neue bewähren könne — das Resultat der Rekrutierung ist im nationalistischen Irland über alles Erwarteten gering; ja an manchen Orten wurden die Redner verhöhnt oder fanden Gegenkundgebungen der nationalistischen Freiwilligen statt. Nach Angaben Redmonds vom Dezember 1914 stehen 52 000 Nationalisten von früher her unter der Fahne, zu denen seit Kriegsbeginn noch 16 000 Freiwillige hinzugekommen sind. Bei der Rekrutierung zeigte sich, wofür seit Jahren schon manche Anzeichen vorhanden waren, daß Redmond längst nicht mehr der unumschränkte Führer der Iren war, sondern daß man ihm,

den man einst als den Erben Parnells begrüßt hatte, nicht mehr recht traute. Immer deutlicher wurde, daß die Ansichten der demokratisch gesinnten extremen Nationalisten, die in Healy ihren parlamentarischen Führer besaßen und in ihren Tendenzen sich eng mit den amerikanischen Iren berührten, in weiten Schichten die Herrschenden waren.

Den Ausschlag gab das allmähliche Bekanntwerden der deutschen Siege und Ziele. Selbst ein Mann wie Bernard Shaw, der dauernd in scharfen Worten gegen den deutschen Militarismus schwelgt, hat den Weg zu einer etwas ruhigeren Würdigung des deutschen Standpunktes gefunden. In der großen Masse derer, die sonst geneigt gewesen wären, sich stillschweigend der Politik Redmonds anzuschließen, erwachten jetzt wieder die nie ganz ausgestorbenen Hoffnungen auf ein von England unabhängiges Irland und trieben sie den extremen Nationalisten in die Arme, um so mehr als ihre ganze Vergangenheit die Iren gelehrt hat, daß nur durch gewaltsame Agitation etwas von England zu erreichen ist. Man merkte immer mehr, wie wenig man in Redmond einen würdigen Nachfolger Parnells besaß. Man erinnert sich in Irland noch sehr wohl an Parnells berühmte Rede in Cincinnati 1880, wo er ganz offen erklärt hatte, daß Home-Rule nur der erste Schritt dazu sein solle, um Irland seinen Platz unter den Nationen der Erde wiederzugeben. „Vergeßt nicht, daß dies das Ziel aller Iren ist. Keiner von uns, ob in Amerika, Irland oder sonstwo, wird zufrieden sein, als bis wir das letzte Band vernichtet haben, das Irland an England fesselt.“ Auch in England hat man diese Worte nicht vergessen. Hinter dem Widerstande der Unionisten gegen Home-Rule steckt vielfach die feste und ehr-



liche Überzeugung, daß mit der Einführung einer Selbstregierung Irland allmählich ganz aus dem Reichsverbande auscheidet, damit weniger wert wird als eine englische Kolonie und eventuell sogar sich zum Feinde Englands entwickeln kann. Dementsprechend setzen die Unionisten ihre Hoffnung darauf, daß der Krieg der ganzen Home-Rule-Frage ein Ende bereiten wird. Sie rechnen damit, daß durch den Krieg der imperialistische Gedanke und damit auch der Gedanke der Union an Boden gewinnen und daß man die Unmöglichkeit einsehen wird, unmittelbar vor seinen Toren ein Staatsgebilde zu dulden, für dessen loyale Haltung gegenüber England keine Bürgschaft vorhanden ist; sie rechnen damit, daß selbst wenn das liberale Kabinett den Krieg überdauern sollte, bei der letzten Entscheidung eine Majorität für Home-Rule nicht aufzubringen sein und deshalb eine Neuwahl nötig werden wird.

Diese Gedankengänge der Unionisten haben gewiß mehr für sich als der Optimismus Redmonds. Zugleich geben sie den extremen Nationalisten ihre Rechtfertigung, wenn sie heute Redmond und seinen versöhnlichen Bestrebungen in den Rücken zu fallen scheinen. In Wahrheit allerdings ist der latente Widerstand gegen Redmond schon älteren Datums und hat sich in den letzten Jahren nur immer mehr verkörpert in der Gestalt von Sir Roger Casement. Von seiner Person ist außerhalb irischer Kreise nur wenig bekannt. Die wenigen Deutschen, die ihn kennen gelernt haben, sind sich einig in ihrem Urteil, daß er eine der merkwürdigsten und anziehendsten Persönlichkeiten unserer Zeit ist, ein Mann von reinstem Idealismus und Enthusiasmus, der in nichts an die schauspielernden Talente und Tribünenschönredner erinnert, an

denen Irland sonst so reich ist. Sir Roger ist groß geworden im Dienste der auswärtigen englischen Politik, ist englischer Konsul auf verschiedenen auswärtigen Stationen gewesen, in Portugiesisch-Ostafrika, Französisch-Kongo, im belgischen Kongostaat, in Haiti und San Domingo, zuletzt, bis 1909, Generalkonsul in Rio de Janeiro. Wie so mancher der großen irischen Führer ist auch Sir Roger Protestant und damit die beste Widerlegung der von den Unionisten immer wieder gewissenlos aufgetischten Behauptung, daß Home-Rule gleichbedeutend mit Unterdrückung des Protestantismus in Irland sei und daß das erste Gesetz des neuen irischen Parlaments die Konfiskation der protestantischen Kirchen betreffen würde. Die Augen der Öffentlichkeit hat er zum ersten Male auf sich gezogen durch die Aufdeckung der Putumayo- (Südamerika) und besonders der Kongogreuel, wo er in seinem bekannten Berichte von 1904 zeigte, wie ganze eingeborene Stämme der Habsucht von weißen Ausbeutern zum Opfer fielen. Die Iren kannten ihn längst als einen der treuesten und überzeugtesten Anhänger ihrer Sache. Wenn er keinen Sitz im Parlamente annahm, so geschah das, weil er glaubte, außerhalb der offiziellen Politik der irischen Sache besser dienen zu können. Unermüdlich hat er in Irland und Amerika Propaganda gemacht und zum Lohne dafür eine beispiellose Popularität unter seinen Landsleuten geerntet. Sir Roger ist heute der Hauptvertreter des Gedankens, daß eine gedeihliche Freundschaft zwischen Irland und England ein Ding der Unmöglichkeit ist, daß demnach Home-Rule allein nicht die Wiedergeburt Irlands bedeuten kann, sondern daß Irland erst wieder voll aufblühen wird, wenn es eigenes Leben neben seinem großen Rivalen und Unterdrücker England zu ge-

winnen imstande ist. Ein Freundschaftsbündnis mit Irland würde England nur dazu benutzen, um die Iren sich für seine imperialistischen und eigennützigen Ziele aufopfern zu lassen. Eigenes Leben kann Irland nur durch Anschluß an eine andere große Nation erhalten und als diesen Freund und Retter in der Not betrachtet Sir Roger Deutschland. Auch dieser Gedanke ist nicht neu; zur Zeit des Burenkrieges mag er wohl zum ersten Male deutliche Ausprägung erhalten haben. Was damals aber noch romantische Phantastik schien, haben die späteren Jahre durch die Versuche Englands, Deutschland in der Welt zu isolieren und auszuschalten, immer mehr in den Bereich der Möglichkeit gerückt. Die Bedeutung, die ein von England unabhängiges Irland in politischer und wirtschaftlicher Hinsicht umgekehrt für Deutschland haben könnte, hat niemand beredter dargelegt als Sir Roger und einige seiner Mitstreiter in einer Reihe von Aufsätzen, von denen ein Teil vor kurzem in deutscher Sprache von dem bekannten Berliner Historiker Theodor Schiemann herausgegeben worden ist.<sup>1)</sup> Dabei ergibt sich als ein merkwürdiges Resultat, daß England aus fast denselben Gründen Irland und Deutschland am Boden zu halten sucht, nämlich um die Herrschaft über das Meer zu behalten und sich gegen eine drohende Handelskonkurrenz zu sichern.

Wie schon Gladstone offen ausgesprochen hat, ist die geographische Lage Irlands die letzte Ursache der ganzen

englischen Unterdrückungspolitik gewesen. Englands Seeherrschaft würde durch ein freies Irland insofern bedroht werden, als Irland geographisch der vorgeschobenste Posten Europas nach Amerika hin ist, wodurch es gegebenenfalls imstande wäre, den Seeweg von und nach Amerika zu sperren. Ferner sind Irlands Küsten, vor allem die Westküste, so reich an vortrefflichen Häfen, die noch dazu Amerika und den Kolonien näher liegen als die Häfen von Bristol, Liverpool oder London, daß sie leicht einen großen Teil des Handels, vor allem den ganzen Transithandel nach dem Kontinent an sich ziehen könnten. Darum hat England von je alles getan, um Irland wirtschaftlich nicht emporblühen zu lassen, und hat durch rücksichtslose Maßregeln zu verhindern gesucht, daß das Land einen finanziellen Aufschwung nehmen und damit seine Handelsmöglichkeiten ausnützen könne. Ein krasses Beispiel aus vergangener Zeit mag genügen: Um die Wollproduktion Irlands zu unterbinden, galt vom Ende des 17. bis Ende des 18. Jahrhunderts die Bestimmung, daß Wolle aus Irland nur von ganz bestimmten, in protestantischen Händen befindlichen Häfen nach ganz bestimmten englischen, also überhaupt nicht direkt nach dem Ausland, ausgeführt werden dürfe. Das 19. und 20. Jahrhundert erlaubt solche brutale Maßregeln nicht mehr, darum wird heute das Emporkommen Irlands auf weniger sichtbare, aber ebenso wirksame Art dadurch verhindert, daß das reiche England dem kapital schwachen Irland kein Geld für den weiteren Ausbau der Häfen vorstreckt, kapitalkräftigen Ausländern keine Konzessionen verleiht und die großen englischen Dampferlinien in Irland einfach nicht anlegen läßt. Wenn jemand Güter aus Irland nach Amerika oder Deutsch-

1) Als Broschüre unter dem Titel: Die Achillesferse Englands, Berlin, Georg Reimer. Schon vorher hatte Schiemann im Laufe dieses Jahres in einigen Aufsätzen in der Vossischen Zeitung interessante Mitteilungen über den Stand der irischen Frage und die Persönlichkeit Sir Rogers gemacht.

land ausführen oder eine Reise ins Ausland unternehmen will, so bleibt ihm nichts übrig, als diese Güter oder seine Person zunächst nach einem englischen Hafen zu schaffen und von dort durch englische Schiffe weiter befördern zu lassen. Was England durch dieses System verdient, kann man daran ermessen, daß mit Hilfe dieses Zwangsmittels der Handel Irlands mit England größer ist als der Handel von England mit Deutschland. Man hat auch ausgerechnet, daß die kontinentalen Dampferlinien die Fracht nach Neuyork um 38% billiger berechnen als die englischen; als aber die Hamburg-Amerika-Linie ihre Schiffe in Irland anlaufen lassen wollte, hat man das in England zu verhindern gewußt. Eine ebenso bedenkliche Tatsache ist, daß Irland heute noch an Steuern für das Reich fast das Doppelte von dem aufbringen muß, was ihm bei gerechter Verteilung der Lasten zukäme. Irland gegenüber verfängt also das Argument nicht, mit dem England — und wie man zugeben muß, mit einem Schein des Rechts — seine Besitzergreifungen in Indien oder Ägypten verteidigt, daß nämlich erst die englische Herrschaft diesen Ländern die volle Entfaltung ihrer wirtschaftlichen Möglichkeiten gewährleiste; für Irland gilt vielmehr, daß dieselbe englische Nation, die seit Jahren Tschechen und Polen durch bezahlte Agenten zu einem Feldzug gegen alle möglichen angeblichen Bedrückungen durch Deutsche aufzustacheln sucht, das irische Volk vor ihren Toren durch Mittel jeder Art in seiner Entwicklung zu hemmen versucht. Das Gesagte genügt, um zu zeigen, welchen schweren Schlag für England ein politisch wirklich selbständiges Irland, etwa eine neutrale Republik Irland, bedeuten würde. Ein Irland, das aber nicht nur neutral wäre, sondern politische Be-

wegungsfreiheit genug hätte, um zum Bundesgenossen einer England feindlichen Macht zu werden, würde in der Tat eine dauernde Gefahr für England darstellen, ja, wie man in Irland glaubt, die Existenz des britischen Reiches in Frage stellen. Zur Bestätigung wird das bekannte Wort Napoleons auf St. Helena zitiert: „Wäre ich anstatt nach Ägypten nach Irland gezogen, so war es aus mit dem britischen Reich“.

So groß wie der politische und wirtschaftliche Gewinn ist, den England aus der Unterdrückung Irlands gezogen hat und noch zieht, ein kaum minder großer Vorteil erwächst ihm daraus, daß es durch diese Politik der Verarmung Irlands in den Stand gesetzt wird, sein stehendes Heer dauernd durch Anwerbung von Iren zu ergänzen. Von jeher galt der irische Soldat als das beste Material im englischen Heere, wie auch die Geschichte der amerikanischen Armee von den Taten der Iren zu berichten weiß. In die Hunderttausende geht die Zahl der Iren, die der alte kriegerische Sinn, der Unternehmungsgeist, vor allem aber die Armut im Laufe der Zeiten den englischen Werbern zugeführt haben und die helfen mußten, an allen Enden der Welt am Ausbau des britischen Reiches zu zimmern. Wie beim Burenkrieg sind auch dieses Mal bei Ausbruch des Krieges, verführt durch die lügnerischen Ausstreuungen der englischen Regierung, eine Reihe von Iren zu den englischen Fahnen geeilt; nach den ersten Wochen, als vor allem durch die Iren in Amerika die Aufklärung erfolgt war, hat man, wie wir sahen, allerdings nichts mehr von einer Rekrutierung in Irland gehört. Heute hegt man in England bereits Besorgnis, daß die extrem nationalistische Propaganda in die irischen Regimenter an der Front getragen werden könne; nach unverbürgten Nach-



richten soll es sogar bereits jetzt zu gelegentlichen Reibereien zwischen irischen und englischen Regimentern im englischen Lager gekommen sein.

Gerade an Irland zeigt sich, daß England mit seinem großen Lügenfeldzuge nur dann richtig spekuliert hatte, wenn seine Verbündeten Sieger blieben. Geschah das nicht, so mußte bei den Betrogenen früher oder später die Reaktion eintreten, und sie ist heute nirgends stärker eingetreten als in Irland. Die kleinen irischen Kreise, meist politische Vereinigungen und Geheimgesellschaften, die seit Jahren schon auf Deutschland als den Befreier rechneten, in ihren Klubs das Bild des deutschen Kaisers hängen hatten, nach Fühlung mit Deutschland strebten und von einer Republik Irland träumten, sind seit Ausbruch des Krieges zu einer starken Partei geworden, die unter den Augen der englischen Regierung die Befreiung vom englischen Joche und den Anschluß an Deutschland predigt. Deutschland ist damit in die historische Rolle Frankreichs eingetreten, das zum letzten Male 1798 durch die Entsendung einer Flotte unter Hoche den Versuch machte, den Iren bei der Empörung gegen England tatkräftige Hilfe zu bringen. Ehe dieses Mal die irische Agitation in großem Maßstabe einsetzte, suchten sich die Führer der Haltung Deutschlands zu versichern. Deutschland befand sich gegenüber dem neuen Freunde, von dem es so wenig wußte, in einer merkwürdigen Lage; war es doch allen Freundschaftsangeboten Irlands bisher nur zögernd entgegengekommen. Bis in die jüngste Zeit ist es eine Handvoll Gelehrter gewesen, Männer wie Zimmer und Kuno Meyer, die durch ihre Beschäftigung mit der keltischen Sprache und Literatur die Verbindungsfäden zwischen Irland und Deutschland herstellten und dafür die

denkbar größte Verehrung in den weitesten Kreisen Irlands genossen; so ist Kuno Meyer Ehrenbürger von Dublin und Cork. Wenn das Jahr 1914 endlich auch eine politische Fühlung zwischen Deutschland und Irland gebracht hat, so ist dies vor allem das Verdienst von Sir Roger Casement. Als eine Frucht seines Aufenthaltes in Berlin im November 1914 konnte er seinen Landsleuten eine öffentliche Erklärung der deutschen Regierung überbringen, daß Deutschland „die nationale Wohlfahrt und nationale Freiheit“ des irischen Volkes wünsche und daß dementsprechend auch bei einer eventuellen Landung in Irland „die deutschen Truppen nicht als Eroberer, sondern als Streitkräfte einer Regierung auftreten würden, die von gutem Willen gegen Land und Volk beseelt sei“. In irischen Kreisen wird sogar erzählt, daß der Kaiser Sir Roger versprochen habe, Irland zu befreien, wenn Deutschland siegreich sei. Um den ganzen Wert dieser scheinbar ja nicht vielverheißenden Äußerung von seiten der deutschen Regierung ermessen zu können, muß man in Betracht ziehen, daß die deutsche Regierung es nicht mit dem beglaubigten Vertreter einer anderen Macht, sondern mit dem unverantwortlichen Abgesandten eines Teils der irischen Nation zu tun hatte. Mehr zu versprechen wäre kaum möglich gewesen; auch im Falle Irlands muß gelten, daß man nur dem helfen kann, der sich selbst zu helfen weiß.

Daß die Worte Deutschlands auf fruchtbaren Boden gefallen sind, haben die letzten Wochen gezeigt. In Irland wie den Vereinigten Staaten sind alle Anzeichen eines kommenden Sturmes vorhanden. In Irland predigen die Führer in öffentlichen Versammlungen, daß die Stunde der Abrechnung mit England nahe sei, und verbreiten den Gedanken der Republik, der zum letzten Male

beim Aufstand von 1865 seiner Verwirklichung nahe war, aber durch die englische Regierung, die rechtzeitig davon unterrichtet den Belagerungszustand erklärte und durch ihre Kriegsschiffe die amerikanischen Emissäre abfangen, vereitelt wurde. Niemand dürfe der englischen Rekrutierung Vorschub leisten, vielmehr müsse jeder Ire in die irische Bürgerwehr oder die freiwilligen Regimenter eintreten. Überall üben heute die Scharen der Freiwilligen, werden Waffen und Geld gesammelt und aufrührerische Aufrufe verbreitet. Noch eifriger tätig sind die amerikanischen Iren, die an Zahl wohl zwei- bis dreimal so stark sind wie die Iren daheim und in der Mehrzahl der extremen Richtung angehören. Obwohl sie zumeist als Bürger amerikanischer Städte in Ruhe und Wohlstand leben, sind sie es in erster Linie gewesen, die in der Heimat den Gedanken an die Loslösung vom britischen Reiche nie haben einschlummern lassen und in dieser Erwartung ihren Landsleuten ihre reichen Geldmittel haben zugute kommen lassen. An ihnen zeigt sich, daß die ganze irische Bewegung sich nicht so sehr um wirtschaftliche Vorteile als um die ideale Sache der Freiheit dreht. Wie groß ihr Haß gegen England sein muß, kann man daran ersehen, daß nur die wenigsten von ihnen je ihre „Heimat“ mit Augen gesehen haben, oft nicht einmal ihre Väter und Großväter.<sup>1)</sup> Dabei dient den

1) Um diesen Haß verstehen zu können, müßten wir genauer auf die ganze lange Leidensgeschichte Irlands eingehen. Statt dessen seien hier einige wenige Tatsachen herausgegriffen: zu Beginn des 18. Jahrhunderts war infolge der Konfiskationen nur noch  $\frac{1}{4}$  des Grund und Bodens von Irland in irischen Händen. Bis zu Ende des 18. Jahrhunderts galten für Irland die grausamsten Strafgesetze, die Edmund Burke († 1797) mit den Worten gekennzeichnet hat, ihre Einführung sei für England ent-

amerikanischen Iren die Anhänglichkeit an die Heimat in der neuen Welt nicht zum Vorteil; dadurch, daß sie irisch bleiben, bringen sie unamerikanische Ideen in die amerikanische Politik hinein, sind sie ein Staat im Staate geblieben und spielen sie in der amerikanischen Politik nicht die Rolle, die ihnen ihrer Zahl und ihrer politischen Begabung nach zukäme. Heute haben die amerikanischen Iren sich mit einem Teil der Deutschen in Amerika zu einem deutsch-irischen Bunde zusammengefunden, was um so leichter gelang, als die Iren sich bereits früher indirekte Verdienste um die deutsche Politik erworben hatten, indem sie die von England in letzter Zeit immer wieder angestrebte politische Annäherung an die Vereinigten Staaten verhindert haben. Die britische Regierung ist sich darüber nicht im unklaren gewesen und hat deshalb beständig, aber vergeblich, durch Agenten versucht, die amerikanischen Iren zu versöhnlicheren Ansichten zu bekehren und vor allem von der nationalen Bewegung auf Pläne einer industriellen Wiedergeburt Irlands abzulenken. Um die Iren in den Vereinigten Staaten und den Kolonien zu gewinnen, wovon sie sich eine Festigung des imperialistischen Gedankens und einen engeren Zusammenschluß aller englisch redenden Länder versprechen, sind selbst eine Reihe englischer Imperialisten für Verleihung von Home-Rule an Irland eingetreten. Als amerikanische Bürger spotten die amerikanischen Iren der Überwachung von seiten der Engländer und überschwemen heute ihre Heimat mit aufrührerischen Schriften und halten in allen grö-  
 ehrender als die Christenverfolgungen für das heidnische Rom. Infolge der allgemeinen Verelendung ist endlich die Zahl der Einwohner Irlands, die im Jahre 1845 noch  $8\frac{1}{4}$  Millionen betrug, heute auf  $4\frac{1}{2}$  Millionen gesunken.

16\*

beren Städten Amerikas Versammlungen ab, wo nicht selten Iren und Deutsche Verbrüderungsfeste feiern.

Einer solchen Propaganda gegenüber hat die englische Regierung ihre bisherige Politik des Zuschauens ändern müssen. Bisher hatte sie geglaubt, die Iren durch Redmond im Schach halten zu können, und hatte die alte Lügenpolitik durch neue Vorspiegelungen zu stützen versucht, indem sie beständig Sympathiekundgebungen und scharenweise Eintritte von Iren in das Heer meldete. Als einen Versuch, auf die Stimmung in Irland einzuwirken, darf man wohl auch die in jüngster Zeit gepflogenen Verhandlungen zwischen der englischen Regierung und der päpstlichen Staatskanzlei über die Ernennung eines englischen Vertreters beim Vatikan betrachten, wenn vielleicht auch der Hauptgrund der war, daß im Gegensatz zu Deutschland und Österreich keine der verbündeten Mächte eine wirksame Vertretung beim Vatikan besaß. Wer die Stimmung der irischen Geistlichkeit und die Geschichte der Bedrückung der katholischen Kirche in Irland kennt, wird kaum erwarten, daß diese Absicht, durch den Vatikan die katholischen Geistlichen Irlands zu einer freundlicheren Haltung England gegenüber zu bestimmen, von nennenswertem Erfolg begleitet sein wird; sind doch selbst die Katholiken Englands, ja selbst Kanadas und Australiens, zum großen Teil Freunde der irischen Sache. In Erkenntnis der drohenden Gefahr ist die englische Regierung auch bereits zu schärferen Maßregeln übergegangen, mit denen der Rücktritt des bisherigen Vizekönigs in Verbindung stehen mag. Bei ihren vielen Verpflichtungen gegenüber der irischen Partei hat sie sich gewiß nicht leichten Herzens, sondern nur unter starkem Drucke von seiten der unionistischen Presse dazu

entschlossen. Hatte doch noch am 21. März 1914 Lloyd George in einer Rede sich aufs schärfste gegen die Übergriffe der Unionisten in Irland gewandt: „Die Orangisten (Ulsterprotestanten) sind seit Jahrhunderten in Ulster die herrschende Rasse gewesen. Ihre Ideen haben Irland für Jahrhunderte mitleidlos beherrscht. Es gibt kein Land der Welt, das so unnachsichtig, so brutal regiert worden ist als Irland. Der Galgen, das Feuer und das Schwert sind die Waffen gewesen, durch die man seine Gewalt aufrecht erhielt.“ Solche Worte machen der Regierung ihr heutiges Vorgehen nicht leicht. Immerhin hat sie in einer Reihe von Fällen irische Zeitungen beschlagnahmt, Haussuchungen veranstaltet, die nationalistischen Blätter mit kriegsgerichtlicher Verfolgung und Einziehung der Druckanlagen bedroht, falls sie weiter aufrührerische oder die Rekrutierung behindernde Artikel drucken sollten, und die Einfuhr von Waffen, Munition wie amerikanisch-irischen Zeitschriften, des Gaelic America u. a. m., verboten. Das sind Maßregeln, die angesichts der zahllosen Geheimgesellschaften und der Ausdehnung der irischen Küste wenig Aussicht auf Erfolg haben; endlich dürfen wir wohl annehmen, daß eine ganze Reihe englischer Regimenter stillschweigend nach Irland hinüberschafft worden sind; dafür scheint wenigstens die Nachricht zu sprechen, daß wegen der Bedrohung des Kanals durch die deutschen Unterseeboote die Truppentransporte von England nach Frankreich künftig über Irland geführt werden sollen. Diesen englischen Truppen auf irischem Boden stehen als eine Art von Gegengewicht die nationalistischen Freiwilligen gegenüber, deren Zahl wir wohl auf 100- bis 200 000 einschätzen dürfen. Die Ulsterfreiwilligen, unter denen die Belfaster



Arbeiter sicher ein gutes Kriegsmaterial bilden, können nur zum Teil als Hilfstrouppen Englands gelten, da eine große Reihe von ihnen im Verlaufe des Krieges in die englische Armee eingetreten ist; auch läßt sich nicht voraussehen, wie weit der Rest sich im Ernstfall gegen die Nationalisten wenden würde. Am schwierigsten zu beurteilen ist die Rolle Redmonds, der in der Stunde der Gefahr im Herzen wohl auf seiten der Freiheitsbewegung stehen würde, aber zunächst völlig an die englische Regierung gekettet ist. Das eine ungewollte Gute hat jedenfalls sein Verhalten bewirkt, daß die englische Regierung spät und auch jetzt noch mit großer Vorsicht der Bewegung entgegentritt. Alles weitere hängt von den Ereignissen auf dem Festlande ab. Gelingt es Deutschland, Englands Machtstellung durch einen größeren Sieg zur See oder eine Landung auf englischem oder irischem Boden zu gefährden, so wird der irische Aufstand unzweifelhaft gewaltsame Formen und einen solchen Umfang annehmen, daß auch Redmond nicht anders können wird, als sich ihm anschließen. Nach der Ansicht großer Optimisten kann dann sogar das noch Wirklichkeit werden, was viele der besten Geister Irlands bis in die jüngste Zeit hofften, daß Ulster sich entschließt, mit den Nationalisten zusammen gemeinschaftliche Sache gegen England zu machen, daß der Schlachtruf nicht mehr „keltisch“ und „sächsisch“, „katholisch“ und „protestantisch“, sondern „irisch“ lautet, und daß die Vereinigung von „Orange“ und „Grün“ auf Irlands Boden eintrifft, von deren Siegen Davis träumte: „Orange and Green will carry the Day.“

Etwas anders liegen die Dinge in Amerika, wo die Führer ihre Propaganda viel ungestörter entfalten können und auch nicht erst auf einen ent-

scheidenden Sieg Deutschlands zu warten brauchen. Hier stehen wir im Bereiche von zwei Möglichkeiten, einem Einfall von Freiwilligen des deutsch-irischen Bundes nach Kanada und der Entsendung von Freiwilligen nach Deutschland, die in den Reihen der Deutschen gegen die Engländer kämpfen würden; nach amerikanischen Angaben, die wir nicht nachprüfen können, würden sich ohne Schwierigkeit 100 000 Freiwillige aufbringen lassen, die als amerikanische Staatsangehörige möglicherweise auch einige Aussicht hätten, nach Europa zu gelangen. Die Geschichte lehrt uns, daß beides nicht außer dem Bereich der Möglichkeit liegt; schon einmal, im Jahre 1866, haben die amerikanischen Iren einen Einfall nach Kanada unternommen; daß man in Kanada auf derartiges gefaßt ist, deuten Nachrichten an, wonach man dort 100 000 Mann aufbringen will, von denen 50 000 im Lande bleiben sollen; bereits wird auch die kanadisch-amerikanische Grenze streng bewacht. Weiter ist es eine bekannte Tatsache und noch heute der Stolz Irlands, daß seine Söhne zu vielen Malen in Europa gegen die englischen Unterdrücker gefochten haben. Niemand hat begeisterter als Thomas Davis alle die Schlachten besungen, in denen die irischen Söldner, die „Irish Brigade“, in französischen Diensten gegen die „Sachsen“ kämpften. Jeder Ire ist noch heute stolz auf den Sieg von Fontenoy 1745, wo die Iren unter dem Rufe: Cuimhnighidh ar Luimneac agus ar fheile na Sacsannah (gedenkt an Limerick und die sächsische Treue) mit dem Bajonett die englischen Stellungen stürmten und König Georg II. auf die Nachricht von der Niederlage hin die Ausnahme Gesetze in Irland verdammt haben soll, die ihn solcher Untertanen beraubten. Daß die Nachkommen dieser Helden bei einer deutschen Lan-

derung in Irland begeistert dem Rufe des deutschen Kaisers Folge leisten würden, ist wohl sicher. Selbst im Burenkriege hat eine Anzahl von Iren auf seiten von Englands Feinden mitgekämpft. Der australisch-irische Ingenieur und Journalist Arthur Lynch sammelte in Johannesburg eine irische Abteilung und führte als „Colonel of the Irish Brigade II“ einen Vorstoß gegen die Engländer in Natal aus, wofür ihn die Grafschaft Galway in Irland als Abgeordneten aufstellte; ebensowenig ließ es die Stadt Dublin sich nehmen, den Präsidenten Krueger zu ihrem Ehrenbürger zu ernennen. Das Prophezeien ist eine mißliche Sache, aber wir werden uns nicht wundern, wenn wir bald einmal von einem irischen Korps hören, das Seite an Seite mit unsern Truppen gegen den Unterdrücker ficht. Was die heute noch in den Reihen der Engländer kämpfenden Iren auf die Nachricht von einer bewaffneten Erhebung ihrer Brüder hin tun werden, bleibt abzuwarten.

Alles in allem kann man wohl heute schon sagen, daß ein entscheidender Sieg Deutschlands über England den Iren eine Aussicht, wie sie in diesem Maße bisher noch nicht da war, eröffnen würde, all das zu erreichen, wofür sie Jahrhunderte hindurch in ihren Aufständen das Blut ihrer besten Söhne hergegeben haben. Viele von ihnen wissen auch, daß ein siegreicher Kampf gegen England eine Art von Rettung für den Charakter der irischen Nation bedeuten würde, von deren Kindern viele heute nicht wissen, ob sie England oder Irland für das Vaterland halten sollen, für das zu leben und zu kämpfen ihre Aufgabe ist. Ein freies Irland würde seinen Bürgern endlich auch gestatten, die vielen Kräfte, die es bisher in die politische Agitation hineingesteckt hat, auf anderen Gebieten zu betätigen. Um

nur ein Beispiel zu erwähnen: Die größte irische Universität, Trinity College in Dublin, trägt heute halb irischen, halb englischen Charakter und hat deshalb nicht entfernt die Bedeutung für das Land, die sie als vornehmste Bildungsanstalt eines freien Staates erlangen könnte. Auch für uns Deutsche sind die politischen und wirtschaftlichen Vorteile, die uns ein freies Irland bringen könnte, schon allein durch die damit verbundene Schwächung Englands, gewiß keine kleinen. Aber selbst wenn dieser ganze, auf Irlands Boden gewachsene Blüthenraum nicht zur vollen Reife kommen sollte, sind die Wünsche und Anstrengungen der Iren schon heute unsere wärmste Teilnahme wert. Schränkt doch, rein politisch betrachtet, schon jetzt die Haltung Irlands die Bewegungsfreiheit der englischen Streitkräfte daheim und in Kanada ein; vor allem aber darf ein Schauspiel wie dies, daß die ständig wachsende Mehrheit einer Nation von uralter Kultur, die an Größe zwischen der Schweiz und Holland steht, mit atemloser Spannung unsere Erfolge begleitet und von uns die Rettung von seinen Unterdrückern erwartet, in uns ein Gefühl auslösen, auf das wir schon jetzt ein wenig stolz sein dürfen. Wo ist auf dieser Erde ein Volk, das von den Siegen unserer Gegner die Freiheit aus jahrhundertelanger Knechtschaft erwartet? Von dem Maße, in dem wir zu siegen vermögen, kann dagegen die Freiheit nicht nur von Irland, sondern von Finnland, Polen, Ägypten, Persien, selbst der Burenrepubliken abhängen. Wie sollten wir der irischen Nation, die eine Aufgabe vor sich hat, ebenso groß und schwer wie die unsrige, unsere Sympathie versagen, auch auf die Möglichkeit hin, daß diese Aufgabe sich als undurchführbar erweisen sollte?

## Deutsche Technik im Jahre 1914.

Von Otto Kammerer.

(Mit 7 Abbildungen.)

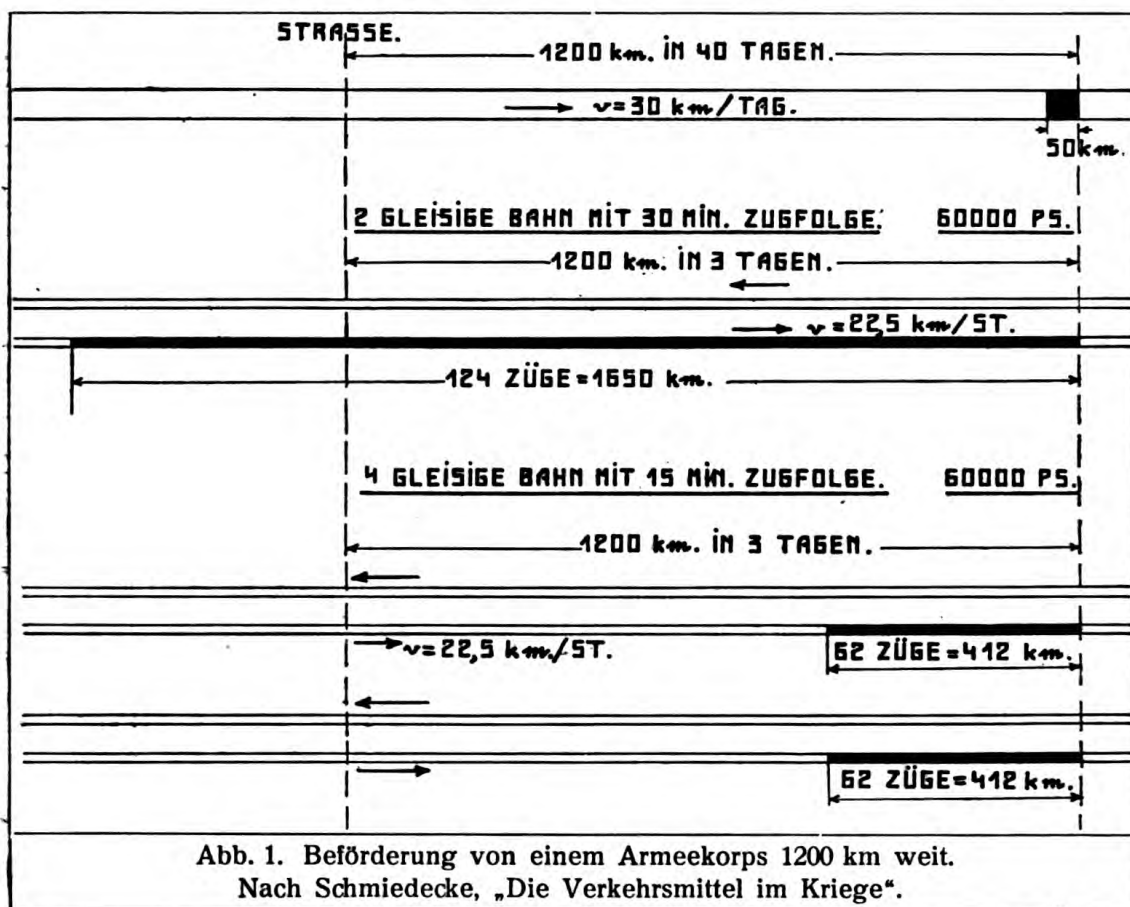
Als die Maschinentechnik der Neuzeit geboren wurde — um das Jahr 1800 herum —, da fand sie in England eine reiche, in Deutschland eine arme Geburtsstätte. England war weder vom Dreißigjährigen Krieg noch von den Napoleonischen Kriegen ernstlich berührt worden; es hatte Reichtum ansammeln können, während Deutschland in den langen Kriegen fast völlig verblutet war; England bildete seit langem eine geschlossene Einheit mit einer festgefügtten Verfassung und Volkswirtschaft, während Deutschland ein Gemenge von Kleinstaaten ohne politischen und wirtschaftlichen Zusammenschluß vorstellte; ein Wirrwarr von Zöllen, Maß- und Münzsystemen stand aller gewerblichen und technischen Entwicklung im Wege. So konnte es nicht ausbleiben, daß in England die Maschinentechnik rasch zu glänzender Blüte kam, während sie in Deutschland im Kampf mit Not und Mühsal aller Art nur langsam voran kam. Aber was in Wind und Wetter wächst, wird zäh und hart. Aus dürftigen Anfängen heraus war die deutsche Maschinentechnik in den sechziger Jahren bereits zu ansehnlicher Entwicklung gekommen, und im Jahre 1870 redete der Kruppsche Gußstahl der deutschen Feldgeschütze schon seine eindringliche Sprache. Wie nach Erringung der politischen und wirtschaftlichen Einheit die deutsche Technik den Vorsprung Englands auf fast allen Gebieten eingeholt, in vielen überholt hat, das ist zu bekannt, als daß es hier wiederholt zu werden brauchte.

Jetzt im Kriege kommt es nicht darauf an, wer den größten Absatz an ge-

werblichen Erzeugnissen auf ausländischen Märkten erzielt hat, nicht mehr darauf, wer seine Schifffahrtslinien und Kolonien weiter ausgedehnt hat, heute entscheidet nur noch die Kraft des heimatlichen Bodens. Nur was ihr zu Hilfe kommen kann, hat jetzt Bedeutung; auch die Technik wird jetzt nur gewertet nach ihrer Kampfkraft.

Wissenschaft, Kunst und Technik sind international; ihre Forschungen, Meisterwerke und Erfindungen gehören der ganzen Welt; nur finden sie nicht überall den gleichen Empfang. Ein Werk der Technik, das in nahezu allen Ländern sich findet, ist die Eisenbahn; Eisenbahngleise und Lokomotiven zeigen allenthalben nahezu die gleiche Erscheinungsform. Nur die Leistung ist nicht überall dieselbe. In dem einen Land ist man daran gewöhnt, daß die Züge mit mehr oder weniger großen Verspätungen ankommen, in dem anderen hält man es für selbstverständlich, daß sie zu der im Fahrplan festgesetzten Minute in den Bahnhof einlaufen. Das ist anscheinend nur eine zufällige Nebensächlichkeit; in Wirklichkeit ist die Pünktlichkeit im Eisenbahndienst das äußerliche Kennzeichen eines in allen Einzelheiten vollkommenen Baues der Lokomotiven, einer sorgfältigen Instandhaltung der Gleise, eines gut durchgebildeten Signalbetriebes, einer durchaus zuverlässigen Beamtenschaft. Tausend kleine Dinge müssen in mustergültiger Ordnung sein, damit ein Zug zur bestimmten Minute eintrifft. Wenn das schon im Frieden gilt, so um so mehr im Krieg, wo alle Fahrpläne umgestürzt sind, wo die Leistungsfähigkeit der Bah-





nen größer sein muß, die Zahl der Beamten aber kleiner ist als im Frieden.

Was die Eisenbahnen für einen nach zwei Fronten zu führenden Krieg bedeuten, läßt sich aus einem Beispiel erkennen. Ein Armeekorps, das aus Belgien nach Russisch-Polen, also rund 1200 km weit, zu marschieren hätte, würde bei einer Tagesgeschwindigkeit von 30 km 40 Tage gebrauchen, bis die Vorhut das Ziel erreicht hätte. Da das Armeekorps auf der Straße eine Strecke von 50 km einnimmt, so würde die Nachhut erst zwei Tage später eintreffen. Die durchschnittliche Stundengeschwindigkeit von Militärzügen ohne durchgehende Bremsen beträgt 22,5 km/Stunde, die Tagesgeschwindigkeit rund 400 km/Tag. Die Vorhut eines mit der Bahn beförderten Armeekorps würde also nach 3 Tagen

am Ziel anlangen. Erforderlich sind 124 Züge zu je 110 Achsen. Bei der Mobilmachung im Jahre 1866 wurden 12 Militärzüge täglich gefahren; im Jahre 1870 stieg die Zahl auf 18 Züge; die jetzt sicher erreichbare Zahl wurde in der Literatur zu 30 angegeben, dürfte aber im gegenwärtigen Krieg ein Mehrfaches davon geworden sein. Bei 30 Zügen im Tage, entsprechend einer Zugfolge von 30 Minuten, würden die 124 Züge eine Strecke von 1650 km Länge einnehmen (Abb. 1); es würde also auf einer zweigleisigen Bahn die Nachhut 4 Tage später als die Vorhut das Ziel erreichen. Gelingt es, die Zugfolge auf 15 Minuten herabzusetzen, und hat man eine viergleisige Bahn zur Verfügung, so schrumpft die von den Zügen belegte Strecke auf 412 km zusammen; es trifft

also die Nachhut nur um 1 Tag später als die Vorhut ein. Die Durchführung einer Zugfolge von 15 Minuten bedeutet aber bereits eine außerordentlich große Leistung des Eisenbahnbetriebes im Kriegsdienst. Ganz besonders schwierig aber gestaltet sich der Betrieb, wenn man nicht wie sonst das eine Gleis einer zweigleisigen Bahn zur Hinfahrt und das andere zur Rückfahrt benützen kann, sondern wenn man gezwungen ist, beide Gleise für die Vollzüge zu verwenden und die Leerzüge auf Umwegen zurückzuleiten. In diesem Fall müssen alle technischen Einrichtungen — insbesondere die Signale — in ganz anderer Art benützt werden als im regelrechten Betrieb.

Eisenbahnen sind die Grundbedingungen für einen Krieg mit Millionenheeren. Sie sind aber nur verwendbar weit hinter der schützenden Front; denn im Kampfbereich liegen meist nur zerstörte Bahnen. Für den so wichtigen Transport von Munition und Verpflegung vom letzten betriebsfähigen Bahnhof bis in die Gefechtszone gab es in allen früheren Kriegen kein anderes Mittel als das Pferdefuhrwerk. An seine Stelle ist im Krieg 1914 zum erstenmal der Kraftwagen getreten. Mit welchem Recht, mag aus der kurzen Tatsache entnommen werden, daß ein Pferdefuhrwerk 25 bis 35 km im Tag zurücklegen kann, während ein Lastauto auf 60 bis 100 km im Tag kommt. Nach den Manövern-

erfahrungen ersetzt ein Lastkraftwagen zehn zweispännige Fuhrwerke.

Die Heeresverwaltung hat die Bedeutung der Kraftwagen für die Verpflegung und Munitionsversorgung frühzeitig erkannt. Es wäre unrichtig gewesen, in jener Zeit, in der die Entwicklung der Lastautos noch unfertig war, große Summen auf die Beschaffung von Wagen zu verwenden, die bald veralten mußten. Die Heeresverwaltung hat daher im Jahre 1908 eine Unterstützung von Privatlastzügen in der Weise eingeführt, daß sie für die Anschaffung einmalig 4000 M. und für den Betrieb vier Jahre lang je 1000 M. Beihilfe an den Eigentümer entrichtet. Die Zahl der unterstützten Lastzüge ist am 1. April 1914 auf 920 gestiegen, wozu noch 80 Einzelwagen kommen (Abb. 2). Der Wert dieser Lastzüge ist auf 18,4 Millionen Mark gewachsen, während die gesamte bis dahin ausgegebene Unterstützungssumme für die Lastzüge rund 6,1 Millionen Mark betrug. Die Nutzlast, die diese 920 Lastzüge fördern können, kommt der von nahezu 14 Güterzügen zu je 400 t gleich.

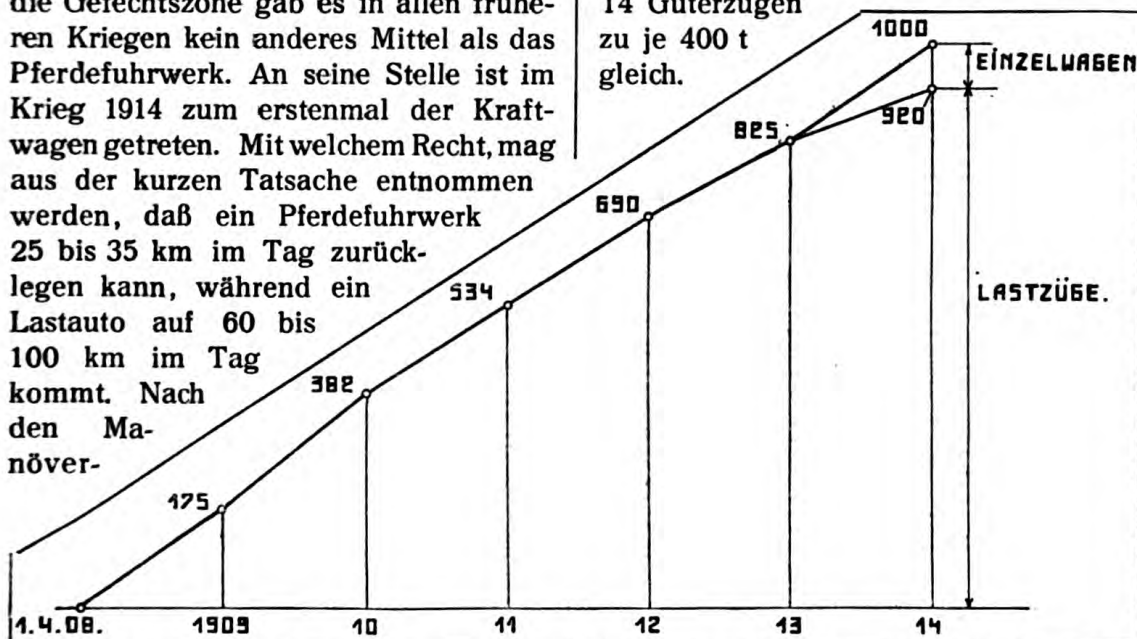


Abb. 2. Entwicklung der unterstützten Armeelastwagen. Nach „Motorwagen“ 1912, S. 338.

Wie die Gesamtzahl der Kraftwagen in Deutschland zugenommen hat, ist aus Abb. 3 erkennbar; im Jahre 1912 war sie auf 6844 gekommen. Zu beachten ist der Umstand, daß die kleinen Lastwagen bis zu 8 P.S. an Zahl abgenommen haben, während die mittelgroßen von 8 bis 16 P.S. und die großen von 16 bis 40 P.S. beträchtlich gewachsen sind. Es macht sich also ein starker Energiehunger bemerkbar entsprechend dem zunehmenden Transportbedürfnis der Industrie. Diese Zunahme der starken Lastwagen ist für die Landesverteidigung von besonderem Wert.

Der ungeheure Munitionsbedarf der jetzigen Feuerwaffen könnte ohne Kraftwagen nicht gedeckt werden; auch die Verpflegung der Millionenheere wäre ohne dieses Mittel unmöglich. Wenn erst die vollständigen Zahlen der verwendeten Kraftwagen und ihrer Leistungen bekannt sein werden, wird sich ergeben, daß ein Krieg von solchem Umfang ohne Autobetrieb überhaupt nicht geführt werden könnte. Die große Leistung der Kraftwagen einerseits und der Pferdebedarf der Reiterei andererseits werden wohl dazu führen, daß in Zukunft der ganze Transport mechanisch ausgeführt wird; voraussichtlich wird auch die schwere Artillerie die Pferdebespannung mehr und mehr durch Motorbatterien ersetzen.

Die Entwicklung des Kraftwagenbaues hat einen merkwürdigen und doch psychologisch begründeten Verlauf genommen. Seine Begründer waren die deutschen Ingenieure Daimler

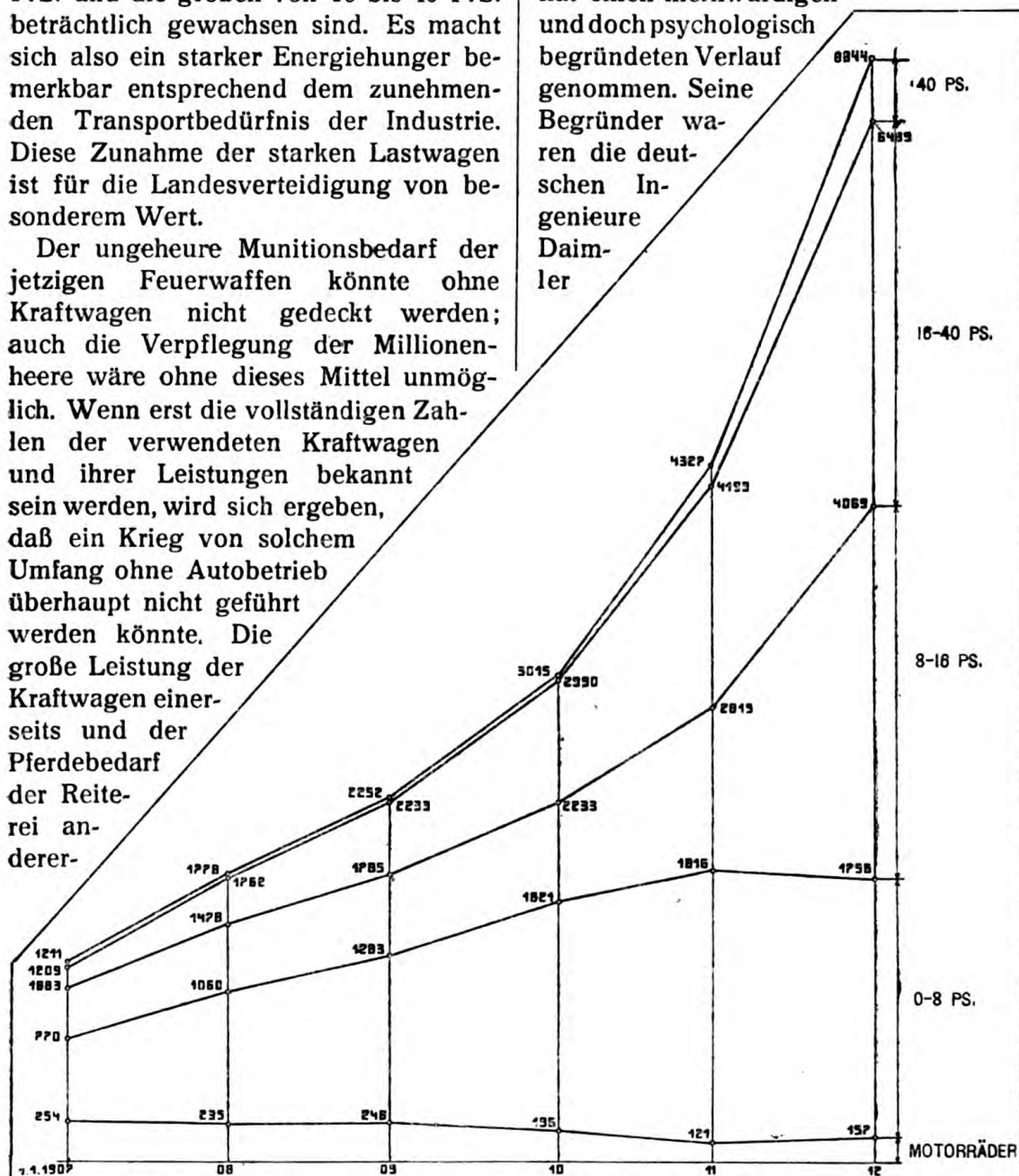


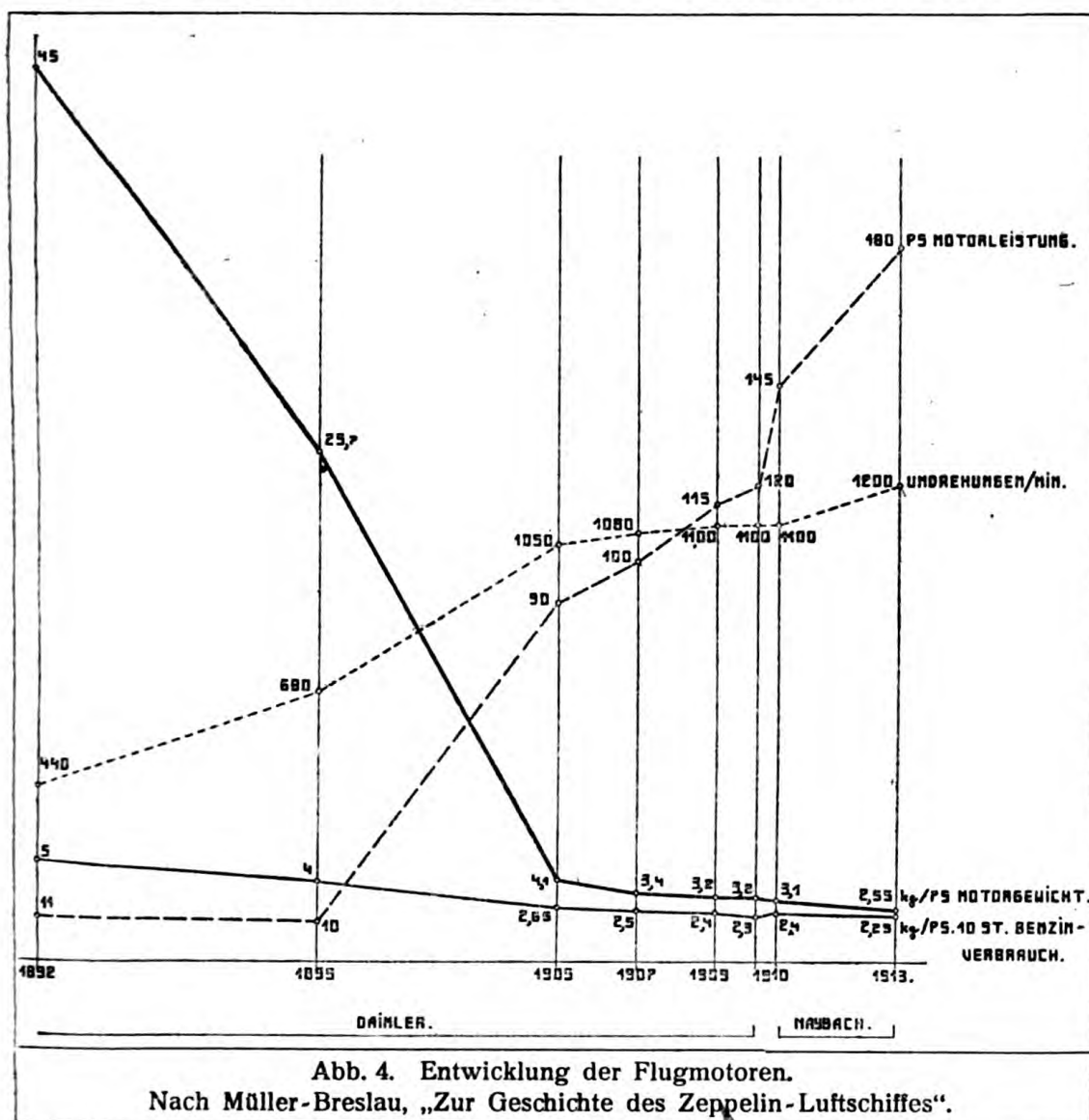
Abb. 3. Entwicklung der Kraftwagen im Deutschen Reich. Nach „Motorwagen“ 1912, S. 473.



in Cannstatt und Benz in Mannheim, die unabhängig voneinander um das Jahr 1890 herum ihre ersten Kraftwagen bauten. Sie fanden hierfür nur ein Element fertig vor: den luftgefüllten Gummireifen, und ein anderes halbfertig: das Kugellager; diese beiden Dinge hatte der Fahrradbau entwickelt. Dagegen fehlte vor allem ein Motor mit geringem Eigengewicht. Daimler erkannte von vornherein, daß nur sehr hohe Umlaufzahl das Eigengewicht wirksam vermindern konnte, und schuf

auf Grund dieser Erkenntnis einen brauchbaren Motor.

Naturgemäß waren die ersten Wagen vielfachen Betriebsstörungen ausgesetzt; aus diesem Grunde fanden sie in Deutschland keine Käufer. Anders in Frankreich. Die dort herrschende Begeisterung für alles Neue veranlaßte viele Sportsleute, die neue Erfindung durch Veranstaltung von Wettrennen bekannt und beliebt zu machen; die Folge war ein rasches Aufblühen des französischen Kraftwagenbaues.



Bei diesen Rennen zeigte sich, daß es an einem geeigneten Baustoff für Kraftwagen fehlte: die vorhandenen Stähle hielten die hohen und häufigen Stoßbeanspruchungen nicht aus. Den Bemühungen deutscher Stahlwerke gelang es allmählich, Stähle zu erzeugen, die diesen besonderen Beanspruchungen gewachsen waren. Damit war die notwendige Betriebssicherheit erreicht. Jetzt kamen die deutschen Käufer und schufen dem deutschen Kraftwagenbau einen raschen Absatz.

Die Entwicklung eines Motors von geringerem Eigengewicht bedeutete nicht nur die Grundlage für den Kraftwagen, sondern auch für den Lenkballon und die Flugmaschine. Aus Abb. 4 ist ersichtlich, wie das Eigengewicht der von Zeppelin verwendeten Motoren von 45 kg auf 2,55 kg für die Pferdestärke im Laufe von zwei Jahrzehnten heruntergedrückt wurde. Dieser Erfolg ist zum Teil der Steigerung der Umlaufzahl von 440 auf 1200 zu verdanken, zum anderen Teil der sorgfältigen Durchbildung aller Einzelheiten.

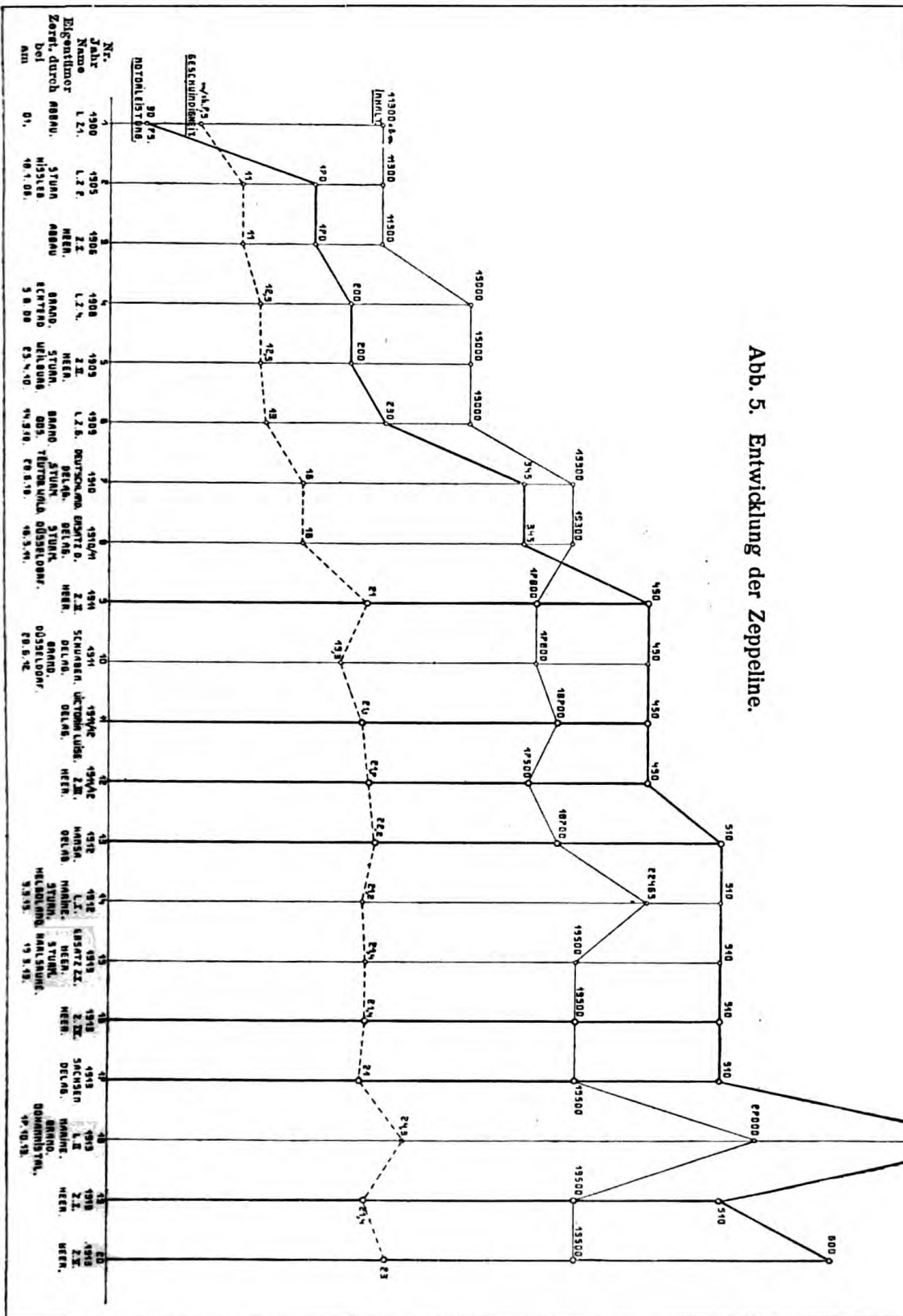
Der französische Flugmotorenbau ist in der Verminderung des Eigengewichts noch etwas weiter gegangen, aber auf Kosten der Betriebssicherheit und des Brennstoffverbrauches. Aus Abb. 4 ist erkennbar, daß letzterer von 5 auf 2,25 kg Benzin für eine Pferdestärke und zehn Stunden bei deutschen Motoren ermäßigt worden ist. Geringer Brennstoffverbrauch bedeutet weit ausgedehnte Flüge; geringes Eigengewicht bei hohem Benzinverbrauch ermöglicht zwar rasches Aufsteigen, läßt aber nur Fahrten von kurzer Dauer zu. Es ist daher kein Zufall, daß die französischen Flieger nicht die Hoffnungen verwirklicht haben, die ihr Land auf sie gesetzt hat, nämlich eine Überflutung Deutschlands mit Schwärmen von Fliegern bei Kriegsausbruch.

Der Bau der ersten Zeppeline fällt noch in die Zeit, in der ein genügend leichter Motor nicht zur Verfügung stand. Die ersten Luftfahrzeuge Zeppelins erreichten daher nur eine Eigengeschwindigkeit von 11 m/sek, die nicht ausreichte, um den Winden Trotz zu bieten. Erst als es durch den Einbau starker Motoren von geringem Eigengewicht gelang, die Eigengeschwindigkeit auf 20 m/sek zu erhöhen, wurde wirkliche Lenkbarkeit erreicht. Abb. 5 zeigt, wie die Motorleistung mehr und mehr gesteigert wurde und wie dadurch und durch Vergrößerung des Balloninhaltes die Geschwindigkeit der Zeppeline langsam, aber stetig vergrößert wurde.

Wie die Flugtechnik dem Kriege eine besondere Eigenart aufgedrückt hat, wie sie Aufklärung bis weit hinter der Front des Gegners ermöglicht, wie sie dadurch dem Kriege die Zufälligkeiten der Überraschungen genommen und ihn so aus einem Würfelspiel mehr und mehr zu einem Schachspiel gewandelt hat, das ist zu bekannt, als daß es hier weiter ausgeführt zu werden braucht.

Die Geschichte der Waffentechnik kann nicht geschrieben werden, ohne den Namen Krupp an vielen Stellen zu bringen. Alfred Krupp war es, der zu einer Zeit, in der man nichts anderes als Gußeisen- und Bronzegeschützrohre kannte, mit aller Energie die Herstellung von Stahlrohren begann und durchsetzte. Im Jahre 1847 sandte er das erste Geschützrohr aus reinem Tiegelstahl an die preußische Regierung. Die Versuche der Artillerie-Prüfungskommission ergaben, daß dieses Rohr an Zähigkeit und Härte alle anderen übertraf. Nur die großen Herstellungskosten standen zunächst der praktischen Einführung noch im Wege. Im Jahre 1859 wurde der gezogene Feld-Sechspfünder aus Tiegel-

**Abb. 5. Entwicklung der Zeppeline.**





stahl in Preußen eingeführt und die Bestellung von 300 Rohrblöcken bei Krupp angeordnet. Die Herstellung auch der größten Geschützrohre aus Tiegelstahl ist bis jetzt ein Kunststück des Krupp'schen Werkes geblieben: in allen anderen Ländern hat man sich damit begnügen müssen, den weniger reinen Siemens-Martin-Stahl zu verwenden. Der Guß eines Blockes von großem Gewicht — bis zu 80 t — aus Tiegelstahl ist darum so schwierig, weil der einzelne Tiegel nur 40 kg faßt; es sind also zu dem Guß eines solchen Blockes 2000 Tiegel notwendig. Jeder Tiegel wird von zwei Arbeitern vom Schmelzofen zur Gußform getragen; das Ausgießen dieser 2000 Tiegel muß in ununterbrochenem Strom erfolgen, weil anderenfalls eine

Fuge entstünde, die den Block unbrauchbar machen würde.

Der Ersatz von Gußeisen und Bronze durch den sehr viel festeren Stahl be-

deutete den größten Fortschritt der Geschütztechnik. Eine weitere besonders für große Kaliber bedeutungsvolle Verbesserung wurde durch den Zusammenbau des Rohres aus mehreren übereinander gezogenen Rohren erzielt, die mit einer ganz bestimmten Pressung aufeinander liegen. Es wird durch diese Schichtung eine gleichmäßige Verteilung der beim Schuß eintretenden Zugspannung über die ganze Rohrwand erreicht. Auch dieser Fortschritt ist Krupp zu verdanken, der im Jahre 1866 zum erstenmal solche Rohre herstellte.

Bereits im Jahre 1860 begann Alfred Krupp mit dem Bau von Verschlüssen für Hinterlader. Seine Konstruktion — der Einheitskeil — ist durch fortwährende Verbesserungen zu dem vollkommensten Verschuß ausgebildet worden; dem in anderen Ländern gebräuchlichen Schraubenverschluß ist er dadurch überlegen, daß er Verletzungen an den Händen der Kanoniere verhindert, die bei rascher Handhabung des Schraubenverschlusses leicht vorkommen können.

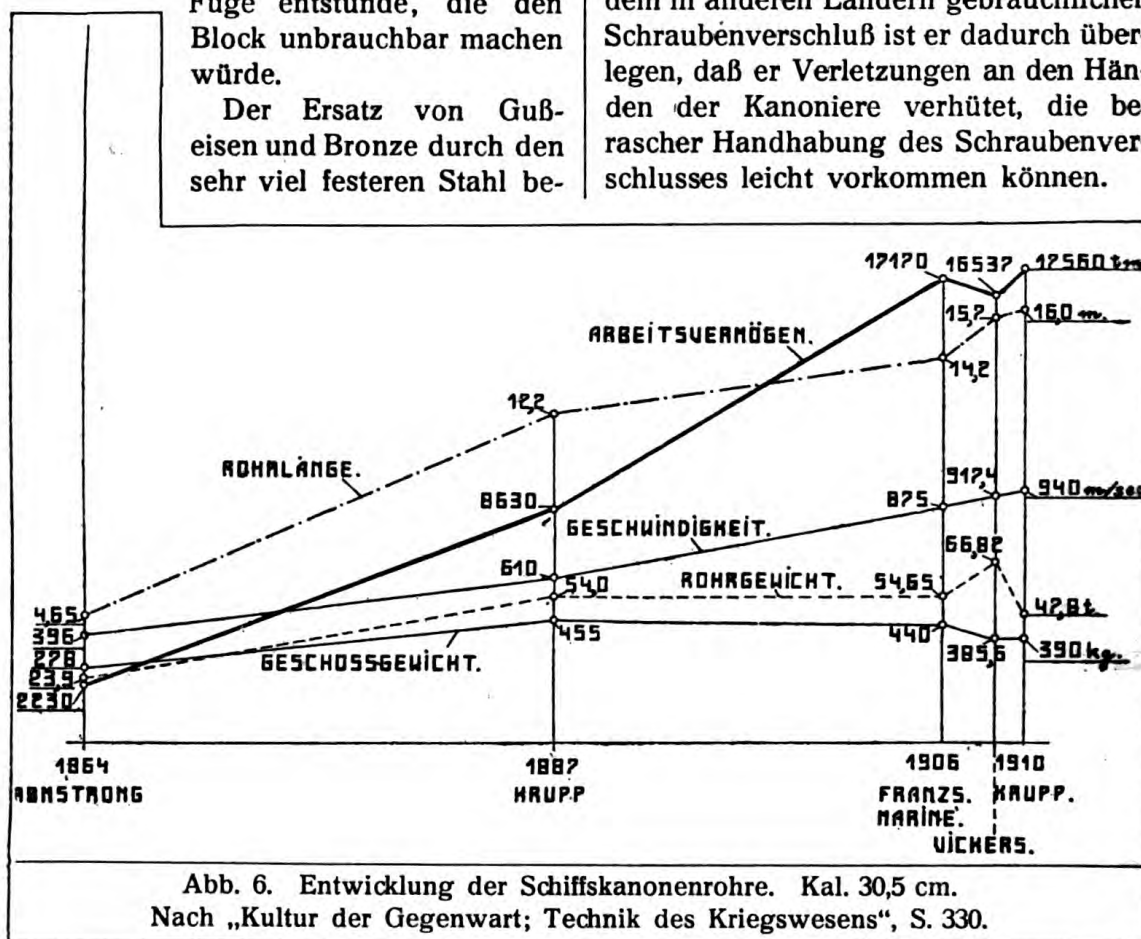


Abb. 6. Entwicklung der Schiffskanonenrohre. Kal. 30,5 cm.  
Nach „Kultur der Gegenwart; Technik des Kriegswesens“, S. 330.

Die Herstellung der Geschützrohre aus Tiegelstahl und ihr Zusammenbau aus übereinandergezogenen Mänteln erlaubte es, den Gasdruck bis auf 3000 Atm. und demzufolge die Mündungsgeschwindigkeit bis auf 940 m/sek bei Schiffskanonenrohren zu steigern. Die Folge davon war eine Erhöhung der Geschosenergie von 2230 mt im Jahre 1864 bis auf 17560 mt bei einem Rohr von 30 cm Kaliber. Die Leistung des Geschosses beim Verlassen der Mündung entspricht rund 6 Millionen Pferdestärken. Abb. 6 zeigt, daß trotz der großen Steigerung der Leistung das Geschossgewicht und das Rohrgewicht nur wenig zugenommen haben.

Die englische Marine verwendet Geschützrohre, die aus einem Innenrohr bestehen, das mit Stahldraht von rechteckigem Querschnitt umwickelt ist und das darüber ein Mantelrohr zum Schutz der Drahtwindungen trägt. Dieser Aufbau stellt gewissermaßen ein auf die Spitze getriebenes Ringsystem vor; er ist aber mit den Nachteilen behaftet, daß er wegen mangelnder Längsfestigkeit Verbiegungen ausgesetzt ist und daß er wegen des hochbeanspruchten Innenrohres nur kurze Lebensdauer besitzt.

Die deutsche Geschütztechnik entstand, als die deutsche Industrie die schwere Zeit ihrer ersten Anfänge durchzumachen hatte. Die deutsche Artillerie hat ihre ersten großen Erfolge im Jahre 1870 errungen. Seit dieser Zeit haben Technik und Heeresverwaltung gemeinsam gearbeitet, um durch unablässige Verbesserungen stets an führender Stelle zu bleiben; die Technik hat unermüdlich Neues gebracht, und die Heeresverwaltung hat das Neue immer wieder geprüft und die große Verantwortung für seine Einführung getragen. Als „uneinnehmbar“ geltende Festungen sind in wenigen Tagen gefallen dank der vernich-

tenden Wirkung der schweren deutschen Geschütze. Die deutschen Heere sind in den Kampf gezogen mit dem Bewußtsein, nicht gleichwertige, sondern überlegene Waffen zu führen.

Es ist hier nicht der Raum, um im einzelnen die durchdachte Konstruktion des deutschen Mausergewehres und des österreichischen Mannlichergewehres zu besprechen, um die für die großen Gefechtsentfernungen so wertvollen Erfindungen der deutschen Optik darzulegen, um die Eigenart der deutschen Funkentelegraphen und Scheinwerfer zu beleuchten.

So wertvoll es für einen kriegführenden Staat aber auch sein mag, in der Kriegstechnik eine führende Stellung einzunehmen und alles für den Krieggebrauch Notwendige im eigenen Lande herstellen zu können, eine sieghafte Wirkung der kriegstechnischen Mittel ist nur dann zu erwarten, wenn drei Voraussetzungen erfüllt sind.

Die Waffen der Gegenwart sind nicht mehr einfache Geräte, sondern Maschinen von kunstvollem Gefüge. Sie sind so verfeinert, daß sie nur in den Händen von einsichtigen, geübten und selbständig handelnden Mannschaften ihre volle Wirkung entfalten können. Ein Gewehr, dessen Visier nicht der Entfernung gemäß eingestellt ist und aus dem nicht gezielte Einzelschüsse, sondern blindes Schnellfeuer abgegeben wird, ist für den Gegner wenig gefährlich. Geschütze, die nicht sorgfältig gerichtet, und Granaten, deren Zünder nicht richtig gestellt sind, bleiben wirkungslos. Eisenbahnen, die schon im Frieden dauernd Verspätungen aufweisen, werden unter der sehr viel höheren Belastung des Krieges sicher versagen. Linienschiffe und Unterseeboote vollends sind so verwickelte Maschinenanlagen, daß sie einer ungeübten

und unzuverlässigen Bemanning gefährlicher werden als dem Gegner. Einen erfolgreichen Krieg vermag darum ein Volk heute nur dann zu führen, wenn es die technischen Kriegsmittel nicht nur besitzt, sondern auch beherrscht. Das aber kann es nur, wenn es in jahrzehntelanger Friedensarbeit technische Wissenschaften gepflegt und technisches Verständnis in weiten Schichten erworben hat.

Wie weit technische Einsicht bei verschiedenen Völkern eingedrungen ist, dafür gibt es keinen Maßstab; wohl aber ist er vorhanden für die Volksschulbildung. Wie Abb. 7 erkennen läßt, findet sich in Deutschland unter 10 000 Rekruten noch kaum ein Analphabet; in Schweden, Schweiz und Dänemark kommt auf 1000 Rekruten noch nicht ganz einer; in Holland und Frankreich gibt es bereits fünf, in England 37 und in Belgien 100 Analphabeten. In ganz Rußland betrug ihre Zahl im Jahre 1894 etwas über 600; um zu berücksichtigen, daß die Schulbildung im europäischen Rußland besser ist als im asiatischen und daß sie seit 1894 sich vielleicht etwas gehoben hat, ist in Abb. 7 für Rußland nur die Zahl 300 aufgetragen. Es ist also ein Krieg gegen die Unwissenheit und Unbildung, den Deutschland zu führen hat.

Und noch ein anderes verlangen die technischen Kriegsmittel. Wenn schon in jedem Eisenwerk eine unwandelbare

Ordnung in den kleinsten Dingen herrschen muß, so gilt das in vielfachem Maß für die ungeheuren Massenbewegungen des gegenwärtigen Krieges: für die Munitionsversorgung, für die Verpflegung und für das Nachrichtenwesen. Nur eine Organisation, die rechtzeitig dafür gesorgt hat, daß jeder Mann und jedes Ausrüstungsstück zur rechten Zeit am rechten Platz ist, wird das Gewirr der Millionenheere zu einem schlagfertigen Riesen gestalten. Die erfolgreiche Führung der von der Technik geschmiedeten Waffen kann daher nur von einem Volk erwartet werden, das schon in seiner bürgerlichen Tätigkeit zu Genauigkeit und Zuverlässigkeit erzogen ist, dem der Sinn für Technik und Ordnung im Blute sitzt.

Noch ein Drittes gehört dazu. Die Fernwirkung der heutigen Waffen hat es mit sich gebracht, daß der Nahkampf nur in den letzten Minuten eines vielstündigen Gefechts eintritt. Tagelang muß jeder einzelne die nervenzerrüttende Wirkung der Feuerwaffen ertragen,

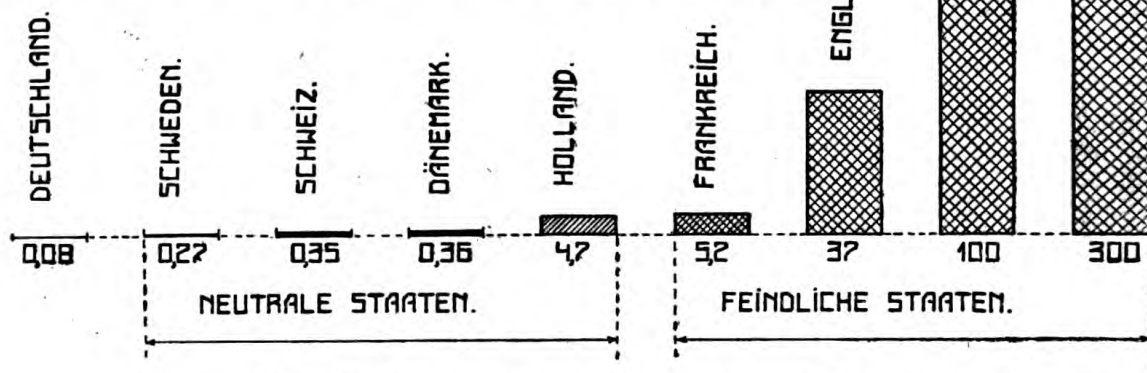


Abb. 7. Zahl der Analphabeten unter je 1000 Rekruten.



ohne vom Feind viel zu sehen. Der Kampf von heute ist nicht mehr ein Mitgerissenwerden in der geschlossenen Kolonne, nicht mehr ein Kampf Mann gegen Mann, in dem der Selbsterhaltungstrieb den Mut entflammt. Er darf auch nicht nur ein passives Erdulden sein, er muß ein Ausharren im Fernfeuer sein unter Anspannung aller Überlegung und Kraft. Solchen Kampf vermag nur zu führen, wer sein Leben bewußt für ein Ziel hingibt, das er des Opfers für wert hält.

Wer die Herbeiführung einer gewissen Lebensbehaglichkeit als einzige Lebensaufgabe vor sich sieht, der wird die bewußte Preisgabe des Lebens für sinnlos halten müssen. Ein Volk, dessen Mehrheit in dieser Lebensaufgabe aufgeht, wird wohl als ein zivilisiertes gelten können, aber nicht als ein Kulturvolk.

Von der Zivilisation zur Kultur ist ein weiter Schritt. Zivilisation ist etwas Internationales; sie bedeutet bei allen Völkern dasselbe. Kultur — die Pflege all dessen, was aus dem Materiellen heraushebt — bedeutet mehr als ein ästhetisch geordnetes Leben einzelner; sie kann nur gedacht werden als die Blüte des Denkens und Empfindens einer Gesamtheit. Sie wird um so wertvoller sein, je mehr sie alle Volksgenossen an ihren Früchten teilnehmen läßt.

Die antike Kultur mußte zusammenbre-

chen, nicht weil sie vom Einbruch germanischer Völker verschüttet wurde, sondern weil sie auf Sklavenarbeit aufgebaut war, weil sie also die Mehrheit des Volkes von der Entwicklung ausschloß und darum den Keim des Verfalls in sich trug.

In der Erkenntnis, daß alle Staatsbürger nicht nur unter politischem, sondern auch wirtschaftlichem Staatsschutz stehen müssen, ist Deutschland vorangegangen. Es hat diese Erkenntnis in seiner sozialen Gesetzgebung vor allen anderen Staaten verwirklicht. Der ungeheure Krieg — mag er dem einzelnen noch soviel Kummer und Leid bringen — muß uns doch in dem Sinn vorwärtsbringen, daß er das Bewußtsein des Zusammengehörens und die Notwendigkeit des Zusammenarbeitens allen tief einhämmt. Wie das Heer eine festgefügte Einheit bildet, so muß allmählich auch aus dem Wirbel der wirtschaftlichen Einzelkämpfe mehr und mehr eine wirtschaftliche Gemeinsamkeit entstehen. Wie das Volksheer so stark ist, weil es mit dem Volk in allen Fasern verwachsen ist, so muß dieses auch in seiner Friedensarbeit zu einem kulturellen Ganzen sich zusammenschließen. Ein Denken und Handeln in solchem Sinn könnte einen Sieg bringen, der des Krieges beste Beute wäre: den Sieg der Kultur über die Zivilisation.

## Die Notwehr der Türkei.

### Von einem in der Türkei lebenden Deutschen.

Daß die Türkei zu den Waffen greifen mußte, wenn sie nicht im Weltkriege untergehen wollte, ist jedem offenbar, der nur einige Kenntnis von ihrer politischen Lage hat. Ihre wichtigsten Feinde waren von jeher England und Rußland, dem ersteren sperrte sie den Weg nach Indien, dem letzteren den Weg nach dem Mittelmeer. Aber hier lag auch der An-

laß zur Uneinigkeit beider, denn es gehörte zu den Kardinalpunkten der englischen Politik, daß Rußland dieser Weg versperrt bleiben müsse. Das Mittelmeer ist englische Sphäre, Dardanellen und Bosporus als sein östlicher Schlüssel sollten in der Hand einer von Rußland unabhängigen Macht bleiben. Diese Macht hätte die Türkei vielleicht sein

können, wenn sie sich zu einer Etappe des englischen Vormarsches vom Mittelmeer nach dem Persischen Meerbusen degradieren ließe. Sie dazu allmählich und auf friedlichem Wege niederzuzwingen, wurden vielerlei Mittel gebraucht. Ägypten, das infolge seiner Lage und seiner wirtschaftlichen Entwicklungsfähigkeit den Kern der Großmachtstellung der Türkei bildete, wurde ihr entrissen. Mit der Besetzung von Cypern schob England seine Macht an den Punkt der Türkei, wo der große Landweg nach Indien seinen Ausgangspunkt am Mittelmeer haben mußte, zur Beherrschung der herrlichen Bai von Mersina. Durch Einigung mit dem Herrscher von Koweit nahe der Mündung des Schatt el-Arab am Persischen Meerbusen wurde das andere Ende jenes wichtigen Weges mit Beschlag belegt. Als die Türkei ihre strategische Bahn nach Medina in Arabien baute, wurde dafür gesorgt, daß sie das Rote Meer, den Seeweg nach Indien, nicht berührte. Eine Zweiglinie nach dem Meerbusen von Akaba sollte entstehen, aber England sandte Spione nach Akaba und hintertrieb es. Bei dem geplanten Anschluß derselben Bahn nach Jerusalem tat Frankreich England den Gefallen, sich gegen seine Vollendung ins Zeug zu legen. Die türkische Armee sollte keinen Weg nach der palästinischen Landesgrenze besitzen.

Als die Grenze von Ägypten und Palästina geregelt wurde, schob sie England an der Mittelmeerküste fast bis an den Rand des palästinischen bewohnten und bebauten Landes vor, und vorletztes Jahr hat eine Kommission von englischen Ingenieuren unter Mitwirkung des englischen Kriegsministeriums, aber unter der Firma der englischen Palästina-Gesellschaft, das ganze türkische Gebiet der palästinischen Wüste bis zur Grenze

des bewohnten Landes kartographisch aufgenommen und dadurch für den englischen Einmarsch geklärt.

Auf solche Weise wurde die Türkei geknebelt. Als ein englischer Konsul mit der Behauptung, daß dies alte Vorschrift sei, am Sitz einer türkischen Lokalregierung gegen den Gebrauch die englische Flagge dauernd hißte, glaubten manche, die Besitzergreifung stehe unmittelbar bevor.

Zum Vordringen des englischen Einflusses gehörte auch der erstaunliche Fortschritt der englischen Sprache im Orient gegenüber der früheren Vorherrschaft des Französischen. Es soll nicht behauptet werden, daß die englischen und amerikanischen Missionen zum Zweck der Anglisierung des Landes errichtet worden seien. Aber ihre Wirkung ging doch sehr wesentlich in dieser Richtung. Die Stärke alles englischen Einflusses in der Welt beruht zum großen Teil auf der Selbstverständlichkeit, mit der das englische Wesen sich dem fremden Lande nicht anpaßt, wie es deutsche Art ist, sondern unverändert aufdrängt. Alle schwachen Nationen werden davon überrumpelt. Durch den Dienst der englischsprachigen Schulen wurde das Land durchsetzt mit Kaufleuten, Apothekern, Ärzten, Lehrern, Predigern, die unter dem Einfluß englischer Kultur ihre Bildung erhalten hatten. Nur ihren Beamtenstand hat die türkische Regierung von diesen, im übrigen gewiß oft ganz ehrenwerten Elementen rein zu halten gesucht.

Eine England günstige Haltung nahm auch ein Teil der in den letzten Jahrzehnten eingewanderten Juden ein. Die von ihnen in Jerusalem errichtete zionistische Bank war ein englisches Unternehmen. Die von deutschen Juden unterhaltenen Lehranstalten wurden wegen ihrer deutschen Unterrichtssprache

tumultuarisch bekämpft, dagegen die englisch-jüdischen Schulen unangetastet gelassen, das alles, obwohl das Deutsche die Muttersprache der Mehrheit der Juden der ganzen Welt ist. Daß bei einigen amerikanischen Juden der Plan bestand, durch Revolutionierung Arabiens den Zusammenbruch der Türkei anzubahnen, der ihnen den Besitz Palästinas verschaffen sollte, sei nur nebenbei erwähnt. Eine Persönlichkeit war schon für die Ausführung des Planes bestimmt, wurde aber von anderer Seite davon abgebracht.

Trotz alledem war England nicht gewillt, die Türkei in absehbarer Zeit verschwinden zu lassen. Für das Verhältnis zu Rußland war es bequemer, hier ein englischem Einfluß zugängliches Staatswesen zweiter Ordnung zu haben. Wenn die zurzeit maßgebende Osmanenregierung nicht haltbar sein sollte, wollte man an den Dardanellen einen England ergebenen und Rußland gegenüber festen Ersatz bereit halten. Die englische Balkangesellschaft, deren Agenten, die Brüder Buxton, neulich von sich reden machten, hatte sich diese Aufgabe gestellt. Das nichtslawische Bulgarien sollte zu diesem Ende gestärkt werden. Millionen englischen Goldes wurden seiner Armee zugeführt, für die man Offiziere in London anwarb. Ich hatte Beziehungen zu einem Ingenieur, der angeworben werden sollte und deshalb Einblick in diese Zettelleien erhielt. Diese Bestrebungen flauten ab, als die Verfassungsänderung der Türkei England Aussicht für eine längere Konservierung dieser Macht zu geben schien. Der Balkankrieg hätte aber englische Wünsche nur erfüllt, wenn ein England ergebenes Bulgarien Konstantinopel genommen hätte. Der durch die Gegenwirkung Rußlands zustandgekommene Mißerfolg Bulgariens, dessen Ergeben-

heit Rußland mit Grund mißtraute, war nicht zur Freude Englands, brachte aber auch Rußland noch nicht die erhofften Früchte, auch infolge des deutschen Einflusses. Rußlands Vasall Serbien hatte die Aufgabe, den Krieg zu entfesseln, der sowohl Bulgarien als der Türkei den Rückhalt auf dem europäischen Kontinent nehmen und die ganze Balkanhalbinsel dem russischen Herrschaftsgebiet einverleiben sollte.

Vielleicht hätte noch jetzt die Türkei Englands Schutz gehabt, wenn sie sich bedingungslos in seine Arme geworfen hätte. Doch ist es sehr möglich, daß England gar nicht mehr imstande gewesen wäre, ihre Integrität zu garantieren, weil es sich Rußland gegenüber schon gebunden hatte und ihm die bisher ängstlich abgewehrte Durchfahrt durch die Dardanellen zugestanden. Jedenfalls wäre die politische Selbständigkeit der Türkei in diesem Momente ins Grab gesunken. Welchen Preis Rußland für das nach englischer Anschauung ungeheure Zugeständnis hat versprechen müssen, ist bisher nicht öffentlich bekannt geworden. Aber man kann es aus mancherlei Andeutungen auf englischer und russischer Seite erschließen. Rußland hat sich verpflichtet, wenn es Deutschland an der Ostsee zurückdrängte, doch die Nordsee als ein englisches Meer anzuerkennen und an sie nicht vorzurücken, das heißt, die skandinavischen Staaten unangetastet zu lassen. England rechnete damit, daß diese, nachdem der Rückhalt einer starken deutschen Kontinentalmacht gefallen wäre, in natürlicher Russophobie der englischen Interessensphäre sich anschließen würden. Die Dankbarkeit für den englischen Schutz gegen die russische Überflutung müßte sie ohnedies dazu verpflichten. Schweden, Norwegen, Dänemark würden wie Belgien und Portugal Schutz-



staaten Englands, deren Heere seine Kriege führen, wenn es nötig ist, gegen Rußland. Ebenso wie England Rußland gegenüber sich die Nordsee gesichert hat, wird es dafür gesorgt haben, daß dieses in den Weg nach Indien nicht eingreift. Das nördliche Kleinasien und das armenische Gebiet konnten Rußland überlassen werden. Aber es mußte sich verpflichten, an das Mittelmeer selbst nicht heranzutreten und vor allem das wirtschaftlichen Ertrag versprechende Mesopotamien nicht anzutasten. Frankreich sollte mit dem wirtschaftlich und politisch wenig wertvollen Syrien abgefunden werden, Italien, wenn es sich willfährig zeigen sollte, einige Brocken im Norden des Adriatischen Meeres, welche Österreich vom Meere abdrängen, erhalten. Das Mittelmeer würde dann mehr als jemals ein englisches Becken, in welchem die englische Flotte alle Selbständigkeitsgelüste von Italien und Frankreich in Schranken hielt. England würde selbstverständlich stets willig sein, als „Protektor der schwachen Nationen“ den einen oder anderen Mittelmeerstaat besonders im Osten gegen Rußland zu unterstützen, zu dessen Niederhaltung es ohnehin Japan im Hintergrunde hält. Es ist sehr wahrscheinlich, daß das englische Balkankomitee jetzt bemüht gewesen ist, mit solchen Hoffnungen Bulgarien einzufangen, und daß die Brüder Buxton die Aufgabe hatten, die alte Freundschaft Englands für Bulgarien zu erneuern.

Es hat in der Türkei eine Partei gegeben, welche geglaubt hat, mit Hilfe Frankreichs ihr Land retten zu können. Der General Scherif Pascha hat in Paris eine Monatsschrift herausgegeben, die in der Türkei und in Frankreich dafür Stimmung machen sollte. Der Gedanke beruhte auf der Voraussetzung, daß Frankreich als Mittelmeermacht weder

Rußland noch England am Mittelmeere stärker wünschen konnte und deshalb an der Erhaltung der Türkei interessiert sei. Diese Monatsschrift, die gratis versandt wurde und offenbar eine starke Subvention hinter sich hatte, verschwand im letzten Winter plötzlich vom Schauplatz mit der Klage, daß ihre Aufgabe erloschen sei, nachdem Frankreich sich von einer Anleihe an die jetzige Regierung der Türkei, welche die Zeitschrift zu stürzen wünschte, nicht habe abschrecken lassen. Aber die Vermutung liegt nahe, daß noch andere Schwierigkeiten vorlagen, welche das Fortbestehen der Zeitschrift unmöglich machten. Von einem mit Rußland verbündeten Frankreich war für eine selbständige Türkei nichts mehr zu erwarten. Für das Linsengericht der Unterstützung seines Revanchegelüstes gegen Deutschland hatte es sein Prestige im Orient und damit diesen selbst an Rußland und England verkauft.

Der Türkei, die nicht im englischen Weltreich verschwinden wollte, blieb unter diesen Umständen nur Eine Rettung, nämlich ihren Willen zu selbständigem Weiterbestehen dadurch zu erweisen, daß sie gegen ihre beiden Bedränger losschlug. Wir Deutschen können dabei nur den Wunsch haben, daß sie mannhaft sich behaupte und der Aufteilung des europäisch-asiatischen Kontinents zwischen England und Rußland, bei der Frankreich keine ehrenvolle Rolle spielt, auch ihrerseits einen Riegel vorschiebe. Mit Österreich haben auch wir das ernsteste Interesse daran, daß die Balkanhalbinsel nicht russisches Schutzgebiet werde und der natürliche Übergang von Europa nach dem südlichen Asien, der sich in Konstantinopel mit dem russischen Handelswege nach dem Mittelmeer kreuzt, nicht in feindliche Hände falle.

Bisher ist in der ganzen Erörterung von Religion nicht die Rede gewesen, und mit Recht. Es handelt sich nicht um den Gegensatz zwischen Kreuz und Halbmond, soviel auch beide ins Feld geführt worden sind, sondern um politische und wirtschaftliche Vorteile seitens Englands und Rußlands, um die Existenz auf seiten der Türkei. England kämpft nicht für das Christentum, es betrachtet zwar den Islam als eine feindliche Macht und möchte ihn vom Kalifen abdrängen, aber es hütet sich ängstlich, aus Rücksicht auf seine zahlreichen mohammedanischen Untertanen, die mohammedanische Religion als solche zu bekämpfen oder auch nur zu verletzen. Auch Rußland ist seit langem nicht, wie manche wähnen, ein Vorkämpfer der griechischen Kirche im Orient, sondern ihr gefährlichster Feind. Genau in derselben Weise wie es vorgibt, für die Slawen zu kämpfen, während es sie dem Moskowitertum unterjochen will, ist es in der Türkei bestrebt, den griechischen Einfluß in der orthodoxen Kirche durch den russischen zu ersetzen. Es überzieht Palästina mit einem Netz von russischen Hospizen, welche dem Strom der alljährlich dorthin geleiteten 10—13000 Pilger als Stationen dienen. Es hat in Galiläa zahlreiche Dorfschulen mit russischer Sprache zu diesem Zwecke errichtet und ist bestrebt, seine Mönche in die griechischen Klöster zu bringen, und so allmählich zur Herrschaft zu gelangen. Damit stand im Einklang, daß im vorletzten Jahre der Versuch gemacht wurde, die geheime Überwachung der Priester durch russische Spione auf die griechische Kirche der Türkei auszudehnen. Durch eigentümliche Umstände kam ich im Auslande in Beziehung zu einem solchen Emissär Rußlands. Seine Enthüllungen über die in Rußland systematisch geordnete Überwachung aller staatlichen und

kirchlichen Beamten durch geheime staatliche und kirchliche Agenten, die Kosakenbüttel zur Verfügung haben, gaben einen schauerlichen Eindruck von den Mitteln, durch welche ein innerlich verrottetes Staats- und Kirchenwesen sich aufrecht erhält. Die Ausdehnung dieses Systems auf die griechische Kirche der Türkei war eine schwere Verletzung ihrer Autonomie und im übrigen ein charakteristisches Vorzeichen der Knebelung, welche das „befreiende“ Rußland den Christen der Türkei zugedacht hat. Die Griechen und die Armenier, welche vorzugsweise das Christentum in der Türkei vertreten, sollen nicht zur Herrschaft gebracht, sondern russifiziert und wenn sie dazu nicht willig sind, zertreten werden, die protestantischen Missionen vernichtet. Der russische Bilderdienst, welcher das Christentum vor dem Islam als minderwertig erscheinen läßt, wäre für die Türkei kein Fortschritt. Eine Regierung, die im eigenen Lande jede reformatorische Regung zu ersticken sucht, ist ein Feind des Kreuzes, aber nicht sein Vorkämpfer. Der Islam ist schon einmal für wurmstichige Kirchen Totengräber gewesen. Die Macht des Evangeliums wird davon nicht berührt.

Die Türkei hat durch die Erklärung des Heiligen Krieges ihrerseits die religiöse Macht des Islam aller Länder für sich aufgeboten. Es ist doch sehr begreiflich, daß sie verhindern will, daß die Mohammedaner Englands und Rußlands sich zum Krieg gegen die Interessen der Türkei als der Hüterin der Heiligtümer des Islam mißbrauchen lassen. Womöglich auch außerhalb ihres Bereiches wünscht sie dadurch Mithelfer zu gewinnen und ihren eigenen Kriegern die Überzeugung ins Herz zu pflanzen, daß sie nicht nur das Reich der Osmanen, sondern ihre höchsten Güter verteidigen, während sie sich gehütet hat, ihnen die Aufgabe der

Verbreitung der mohammedanischen Religion, also des Glaubenskrieges im alten Sinne des Wortes, aufzuerlegen. Die türkische Regierung ist darin dem moslemischen Prinzip der duldenden Anerkennung der nichtgötzendienerischen Religionen treu geblieben, und wir haben Veranlassung zu dem Vertrauen, daß sie auch jetzt bemüht ist, ihren christlichen Untertanen volle Sicherheit zu garantieren. Seit dem Ausbruch des Krieges hat die türkische Bevölkerung ein Frankreich, England und Rußland beschämendes Beispiel der Ordnung und Gesittung gegeben und den Beweis geliefert, daß ihre Regierung ehrlich ihre Pflicht tut. Auch nach der Verkündigung des Heiligen Krieges ist darin keine Änderung eingetreten.

Es ist eine Fabel, daß wir Deutschen die Türken in den Krieg gedrängt hätten. Sie kämpfen wie wir um ein friedliches Bestehen gegen dieselben raubgierigen Gegner. Aber es ist eine unbestreitbare Tatsache, daß Frankreich, England und Rußland ihre moslemischen Millionen, die zahlreicher sind als die mohammedanische Bevölkerung der Türkei, gegen Deutschland und Österreich mobil gemacht haben. England hat sich mit der treuen Ergebenheit und Kampfbereitschaft seiner Moslems gebrüstet. Viele von unsern tapfern Krieger sind schon von den Kugeln mohammedanischer Feinde getroffen worden. Wenn den Feinden Deutschlands dasselbe widerfährt, ist es nicht mehr als billig. Denn sie haben die Türkei selbst dazu gezwungen.

## Der Zwiespalt der Kulturen.

Von Rudolf Eucken.

Es ist eine eigentümliche Erscheinung, daß in dem gegenwärtigen Weltkrieg auf beiden Seiten Männer stehen, welche für echte Kultur zu kämpfen glauben und dem Gegner diese abzusprechen geneigt sind. Wenn uns gegenüber russische Gelehrte das tun, so gehört das lediglich in das Gebiet der Komik; auch wenn bei den westlichen Völkern Anklagen und Angriffe im Namen der Kultur gegen uns gerichtet werden, so spielt dabei augenscheinlich viel leere Phrase und wilde Leidenschaft mit, aber daß hier auch Männer, welche uns bisher auf der Höhe des Geisteslebens zu stehen schienen, sich solchen Angriffen anschließen, das gibt ohne Zweifel zu denken. Mögen jene noch so sehr irren, es bleibt eine Tatsache, daß sie höchst ungünstig über uns denken; wie kommen sie dazu und wie erklärt sich ihr Verhalten?

Wir möchten die Lösung dieser Frage vornehmlich in der Tatsache sehen, daß auf den verschiedenen Seiten grundverschiedene Begriffe von Kultur bestehen und zugleich verschiedene Maße für alles menschliche Streben; daß der gegenwärtige Krieg das zu deutlichem Bewußtsein bringt, das ist auch ein Stück der großen Klärung, die hoffentlich von ihm ausgehen wird.

Was sich bei den westlichen Völkern, unter vorwiegendem Einfluß Frankreichs, an geistiger Gestaltung des Lebens gebildet hat, das läßt sich in Kürze als eine Formkultur bezeichnen. Die Hauptaufgabe wird hier darin gesetzt, das menschliche Tun und Benehmen in gewisse Formen zu bringen, es damit der Roheit der bloßen Natur zu entwinden und eine Verfeinerung des ganzen Lebens herbeizuführen. Das erscheint zunächst in der Gestaltung des äußeren



Umgangs und Verkehrs, in der Herstellung gefälliger Sitten, ja einer gewissen Anmut des Lebens, es reicht aber weit darüber hinaus auch in das geistige Wirken und Schaffen hinein. So scheinen z. B. hier die politischen Probleme im wesentlichen dadurch gelöst, daß eine bestimmte Verfassungsform, d. h. aber ein möglichst souveräner Parlamentarismus, hergestellt und konsequent durchgeführt wird; es reicht diese Art selbst in das religiöse Gebiet hinein und gibt auch hier gewissen Sitten und Formen ein uns Deutschen fremdartiges Übergewicht. Das unbestreitbare Hinausstreben einzelner Persönlichkeiten jener Völker über solche Formkultur läßt die Tatsache unangetastet, daß das Ganze des Lebens dort unter der Herrschaft jener steht.

Nun hat solche Formkultur sicherlich ein gewisses Recht, die Bedeutung der von ihr bewirkten Verfeinerung und Ordnung ist nicht zu verkennen, auch hat sie den Vorteil, leicht verständlich und weitesten Kreisen faßbar zu sein, sie hält die einzelnen fest zusammen, sie erzeugt eine gewisse Gemeinschaft des Empfindens und Strebens, sie bildet eine eigentümliche geistige Atmosphäre. Es ist verkehrt, wenn wir Deutsche nicht selten die Bedeutung dieser Formbildung unterschätzen und bisweilen wohl gar in der Geringschätzung der Form einen Beweis der Tiefe oder auch der „Gemütlichkeit“ finden; auch ist es begreiflich, wenn die Fremden, uns nach ihren Maßen messend, sich uns überlegen dünken und sich erdreisten, uns wegen minderer Glätte als rückständig zu verschreiben.

Sie können das aber nur bei völliger Verkennung unserer Stärke und bei Festlegung ihres eigenen Lebens und Strebens auf einem Durchschnitt, der uns Deutschen unmöglich genügen kann. Denn uns erfüllt die Überzeugung, daß jene bloße Formkultur mit allem

Schliff und Glanz das Leben nicht vor innerer Verarmung und Leere schützt, daß sie ihm keinen Inhalt und vollen Sinn geben kann; auf einem solchen Inhalt aber zu bestehen, zwingt uns Deutsche die Eigentümlichkeit unserer Natur. Das aber macht uns das Leben zu einem schweren Problem. Einen Inhalt erreichen wir nämlich nicht schon durch die Zurückziehung auf das bloße Subjekt und ein Entwickeln des Lebens von da aus, wir erreichen ihn nur, indem wir Seele und Welt zueinander in Beziehung setzen und sie zusammenbringen, die dabei erwachsenden Gegensätze zu überwinden suchen und zugleich das Ganze der Wirklichkeit in eigenen Besitz, eigenes Leben verwandeln. Es handelt sich hier um eine Umkehrung des ersten Standes der Dinge, um ein Sehen und Leben der Welt von innen heraus, um die Umsetzung der Wirklichkeit in eine bei sich selbst befindliche Innenwelt. Die deutsche Innerlichkeit zieht sich nicht scheu von der Welt zurück, sondern sie sucht sie ganz in sich aufzunehmen, sie gewinnt damit ein neues Reich von Leistungen und Erfahrungen, sie bildet einen ursprünglichen Lebensprozeß, dem gegenüber alle bloße Formkultur als untergeordnet und nebensächlich erscheint. Jene deutsche Inhaltkultur ist voll gewaltiger innerer Bewegung, sie enthält ein Ringen des Menschen mit der Unendlichkeit und eine Unterwerfung ihrer durch geistige Kraft, sie macht alles Starre flüssig, sie eröffnet ursprüngliche Tiefen, sie dringt zu sonst unzugänglichen Gründen vor. Jedes einzelne Lebensgebiet wird hier ein Stück geistiger Selbsterhaltung oder vielmehr des Erringens eines geistigen, weltumspannenden Selbst. Wir brauchen nur an Männer wie Luther und Kant, wie Goethe und Beethoven zu denken, um anschaulich vor Augen zu haben, wie das deutsche

Streben den geistigen Bestand des Lebens aufs wesentlichste erweitert hat, wie es den Menschen nicht wie etwas Vorhandenes nimmt und ihn nur in einer gegebenen Welt sich benehmen lehrt, sondern wie es wesentlich Neues aus ihm macht und ihm eine neue Welt erschließt.

Diese gesamte Bewegung des deutschen Lebens aber mit all ihrer Wucht und ihrer Größe ist dem in der bloßen Formkultur Erstarrten schlechterdings unverständlich, er vermag sich nicht in den sie beherrschenden Mittelpunkt zu versetzen und die verschiedenen Seiten des deutschen Strebens zusammenzubringen; so zerfällt ihm das Ganze in lauter einzelne Stücke, die in solcher Vereinzelung ärgster Verzerrung ausgesetzt sind und sinnlos zu werden drohen. Von solchem Mißverstehen aber findet sich bei feindlicher Stimmung leicht der Weg zur Herabsetzung und Verwerfung.

Wir Deutschen brauchen uns über solche Verkennung nicht stark aufzuregen, dürfen wir doch das sichere Bewußtsein haben, daß ohne den Fortgang zu einer

Inhaltskultur, wie wir sie vertreten, das geistige Streben der Menschheit allen tieferen Sinn verliert und in völlige Leere auslaufen muß. Wir dürfen uns auch insofern ohne Selbstüberhebung den Gegnern überlegen fühlen, als eine Inhaltskultur ganz wohl die Bedeutung der Formkultur anzuerkennen und von ihr aufzunehmen vermag, während die Formkultur bei sich selber abzuschließen und alle Bewegung zur Tiefe wie ein Wahnbild abzulehnen pflegt. Das nun möchten wir zum Heile der ganzen Menschheit wünschen, daß der gegenwärtige Weltkrieg kräftig dahin wirke, der Inhaltskultur ihren gebührenden Platz in der Schätzung aller zu erringen und damit die Menschheit vor sonst drohender Verflachung zu bewahren. Insofern ist der heutige Kampf auch ein Kampf um echte Kultur, ein Kulturkampf in höherem Sinne, als der frühere Sprachgebrauch diesem Worte gab. Auch an dieser Stelle wird ersichtlich, wie gewaltige Dinge im gegenwärtigen Kriege auf dem Spiele stehen.

## Civitas Dei.

Von Heinrich Morf.

Zu den Forschungs- und Lehrgebieten, die durch den Krieg am schwersten heimgesucht sind, gehört die romanische, speziell die französische Philologie. Wie wird die deutsche akademische Jugend sich nun zu diesem Fache stellen, während die Wunden, die dieser Krieg schlägt, brennen und bluten? Sich mit dieser Jugend darüber auseinanderzusetzen, mußte dem akademischen Lehrer Bedürfnis sein, als er zu Beginn des Wintersemesters wieder das Katheder betrat. Wenn ich die Worte hier drucken lasse, mit denen ich am 29. Oktober meine Vorlesungen begonnen habe, so

geschieht es, weil die Redaktion mich auffordert, aus meinem Fache etwas Rückschauendes, aus der Stimmung von 1870/71, zu diesen Heften beizusteuern. Ich darf sagen, daß die Worte die Zustimmung meiner jugendlichen Hörer gefunden haben, von denen seither mancher ins Feld gezogen ist, nach Ost oder West, mit dem Vaterland auch die friedliche Arbeit zu schützen, von der hier die Rede ist.<sup>1)</sup>

1) Als ich die folgenden Worte am 29. Oktober an meine Studenten richtete, hatte ich noch keine Kenntnis des offenen Briefes AM. Morf, *professeur de philologie romane à*

In der Frühe des ersten Augusttages habe ich diese Vorlesungen über Geschichte der französischen Literatur geschlossen. Noch war in jener Stunde nicht alle Hoffnung auf Erhaltung des Friedens geschwunden und ich habe zu den Optimisten gehört. Die Entwicklung der Dinge hat diesem Optimismus unrecht gegeben.

Wir leben im Krieg.

Der furchtbare Kampf der Waffen ist auch ein Kampf der Geister. Wer könnte sich rühmen — wenn es anders ein Ruhm wäre —, in diesem Kampf seine völlige Ruhe zu bewahren! Auch die nicht direkt in den Krieg der Waffen verwickelt sind, die Neutralen, nehmen geistige, moralische Partei. Die Welt ist in zwei große feindliche Heerlager geteilt, getrennt, zerrissen. Dabei ist der größte Teil der romanischen Welt uns feindlich gesinnt. Die geistigen Brücken, die die Völker verbinden, scheinen abgebrochen und über den klaffenden Abgrund gehen erregte, böse Worte hin und her. In der *Respublica litterarum*, in Wissenschaft und Kunst, die alle Menschen sonst verbindet und Weltbürger einer *Civitas Dei* aus ihnen macht, tobt der Bürgerkrieg.

Dieser Weltbürgerkrieg gehört nicht hierher.

Sie haben sich hier mit mir zu einem Werke des Friedens zusammengetan. Der Aufruf, den wir deutschen Hochschullehrer in die friedlose Welt hinausgesandt haben, beginnt mit den Worten: Wir Lehrer an Deutschlands hohen Schulen dienen der Wissenschaft und

*Berlin*, in welchem der *Temps* vom 23. Oktober mich beschuldigt, mit meinen Studenten in Frankreich deutsche Spionage getrieben zu haben. Ich würde, hätte ich jenen Artikel oder den noch häßlicheren der *Dépêche de Toulouse* vom November gekannt, nicht anders gesprochen haben.

treiben ein Werk des Friedens. Wenn Ihr Lehrer dieses Katheder betreten hat und die Türen dieses Hörsaals sich nach außen geschlossen haben, dann müssen und wollen wir hier unsere Gedanken für eine Stunde von dem abwenden, was Tag und Nacht sonst alle Herzen beklemmt, und sie zu wissenschaftlicher Arbeit zwingen. Die Leidenschaft des Tages soll nicht hier herein dringen. Wir wollen sie draußen lassen. Diesen Akt der Selbstbeherrschung und Selbsterziehung verlangt die Wissenschaft von uns. Wer ihn sich nicht zutraut, wird ihr nicht dienen und wird kein inneres Verhältnis zu ihr gewinnen. Er wird auch in diesem Hörsaal unbefriedigt bleiben.

Denn: ich möchte hier zu Ihnen von französischer Kultur der Vergangenheit so sprechen, wie ich es immer getan, seit ich vor 35 Jahren diese Aufgabe in Bern, an der deutsch-französischen Sprachgrenze, zum erstenmal übernahm, mich damals schon auf Goethe berufend, der uns gelehrt hat, wie mit sympathischem Interesse für das Romanische sich tiefe Liebe zum Eigenen, Germanischen, verbinden kann. Aus Achtung vor dem Fremden und aus Liebe zum Eigenen heraus habe ich all die Jahre hindurch von diesen romanischen Dingen vor deutscher Jugend gesprochen, und sie hat es mir mit freundlicher Anerkennung vergolten bis in diese furchtbaren Tage herein, da mich Feldpostkarten erfreuen, deren mir persönlich unbekannte Schreiber draußen an der westlichen Front sich dankbar der Stunden erinnern, da sie hier über französische Kultur unterrichtet worden sind.

An dem wissenschaftlichen Charakter dieser Vorlesungen wird also nichts anders werden. Ich möchte nach wie vor Ihr historisches Denken schulen, eine Unterweisung in geschichtlicher leidenschaftsloser Auffassung und Beurteilung



der Dinge der Vergangenheit und des Auslandes geben.

Solche wissenschaftliche Arbeit trennt nicht, sondern verbindet. Sie lehrt begreifen, verstehen und nicht verabscheuen. Und indem ich das vor Ihnen ausspreche, steigt die Gestalt meines Lehrers Gaston Paris, steigen die Studienjahre und die Studiengenossen zu Paris vor mir auf, mit denen unverlierbare Erinnerungen aus fernen Jugendzeiten und aus jüngstem Zusammensein mich verbinden. Sie haben die Namen dieser Arbeitsgenossen und Forscher hier oft von mir gehört. Was unsere Wissenschaft ihnen schuldet, was ich selbst ihnen verdanke, habe ich hier oft ausgesprochen. Wir werden ihrer nach wie vor im nämlichen Geiste gedenken.

Jenseits des blutigen Ringens der Gegenwart steht Gaston Paris' beherrschende Persönlichkeit. Dankbar grüße ich von dieser Stelle aus seine Erscheinung. Den tiefen, entscheidenden Einfluß, den er auf mich gehabt hat, habe ich schon oft bekannt: das Beste, was ich Ihnen geben kann, ist in mir durch ihn geweckt worden.

Hören Sie, mit welchen Worten er, der Dreißigjährige, im Dezember 1870 im belagerten Paris, „inmitten des eisernen Ringes, den die deutschen Armeen um uns geschlossen haben,“ seine Vorlesung am Collège de France wiederaufnahm. Nachdem er einen Blick auf die Arbeit des letzten Semesters geworfen und der fernen Zuhörer gedacht, die dem Ruf zu den Waffen gefolgt seien, und von denen einzelne auch im feindlichen Heere der Belagerer stehen werden, sprach er von den Aufgaben der Wissenschaft, die auch in diesen angstvollen Stunden, da das Vaterland sonst alle Gedanken beanspruche, ihr gutes Recht behalte:

„Im allgemeinen glaube ich nicht, daß

„der Patriotismus irgend etwas mit der „Wissenschaft zu tun hat. Die Lehrstühle sind keine Tribünen. Wer sie benützt, um etwas, was außer ihres rein „geistigen Zweckes liegt, zu verteidigen „oder zu bekämpfen, der entfremdet „diese Lehrstühle ihrer wahren Bestimmung. Ich vertrete uneingeschränkt „und ohne Vorbehalt die Lehre, daß die „Wissenschaft als einziges Ziel die „Wahrheit, die Wahrheit um ihrer selbst „willen, anerkennen soll, ohne irgend „darum besorgt zu sein, daß diese Wahrheit in der Praxis gute oder schlimme, „bedauerliche oder erfreuliche Folgen „haben kann. Wer aus patriotischer, religiöser oder auch moralischer Rücksicht in den Tatsachen, die Objekte seiner Forschung sind, oder in den Folgerungen, die er zieht, sich die kleinste „Verheimlichung, die leichteste Veränderung gestattet, der ist nicht würdig, „seinen Platz zu haben in dem großen „Laboratorium, in welchem Ehrlichkeit „ein viel unerläßlicherer Rechtstitel ist „als Geschicklichkeit. Wenn man die gemeinsamen Studien so auffaßt und in „allen Kulturländern in diesem Geiste „betreibt, so werden sie hoch über den „Schränken der feindlichen Nationalitäten ein großes Vaterland bilden, das „kein Krieg befleckt, kein Eroberer bedroht, und wo die Geister jene Zuflucht „und Einigung finden, welche zu andern „Zeiten die Civitas Dei ihnen geboten „hat.“

So sprach am 8. Dezember 1870 ein junger französischer Gelehrter, der zugleich ein leidenschaftlicher Patriot war, zu seinen Hörern. Ich weiß nicht, ob der Patriotismus zu Paris heute ähnliche Worte findet. Die Zeit wird es lehren. Ich aber wollte vor Ihnen an die Worte dieses Edeln und Starken erinnern, der Bodenständigkeit und Weltbürgertum, Vaterlandsliebe und Wahrheitsliebe in

vorbildlicher Harmonie vereinigt hat. Mögen seine Worte nicht umsonst gesprochen sein.

Das Arbeitsfeld des deutschen Romanisten ist auf weite Strecken hin ein Trümmerfeld. Blüten, die Frucht versprochen, sind geknickt; Frucht, die man geborgen glaubte, ist vernichtet.

Gewiß wird auch hier neues Leben aus den Ruinen blühen, denn so will es, zum Heile der Menschen, die Natur. Und wo jetzt Trümmer liegen, werden wir wieder Furchen ziehen und wieder säen,

und die nach uns kommen, werden die Ernte einbringen. Und wieder werden Germanen und Romanen gemeinsam daran beteiligt sein. Ohne diesen Glauben an die Macht und Dauer der Civitas Dei der Wissenschaft stünde ich heute nicht hier vor Ihnen als Ihr Lehrer der romanischen Philologie und Ihr Führer durch die französische Literatur des achtzehnten Jahrhunderts, deren Gebiet wir in diesem Wintersemester ruhigen Schrittes und unbeirrten Blickes durchwandern wollen.

## Die Anleihepolitik der Hohenzollern bis zur Errichtung des Reiches mit besonderer Berücksichtigung der Kriegszeiten.

Von Otto Warschauer.

Die erste Anleihe, die in der Geschichte Preußens zu verzeichnen ist, war zugleich der erste Regierungsakt der Hohenzollern. Friedrich, Burggraf von Nürnberg, lieh 1411 dem Kaiser Sigismund 400 000 ungarische Goldgulden und wurde hierfür mit der Mark Brandenburg belehnt. Keines der europäischen Fürstengeschlechter hat sich aus so kleinen Anfängen zu einer derartigen weltgeschichtlichen Stellung emporzuschwingen vermocht wie die Hohenzollern.

Die finanziellen Maßnahmen der brandenburgischen Kurfürsten sind für die ersten Jahrhunderte ihrer Herrschaft quellenmäßig schwer erkennbar. Die geringfügigen für jene Zeit vorhandenen Staatsrechnungen gewähren keinen genügenden Überblick, und erst Friedrich der Große erwarb sich auch nach dieser Richtung hervorragende Verdienste, indem er sorgfältige und eingehende Nachforschungen über Einkommen und Vermögen seiner Vorfahren, namentlich der

Kurfürsten Johann Sigismund, Georg Wilhelm und Friedrich Wilhelm zu erheben befahl. Erschwert wird die Kenntnis der entscheidenden Verhältnisse jedoch nicht nur durch den Mangel an zuverlässigen Urkunden, sondern auch durch die Tatsache der gänzlichen Vermischung der Staatseinnahmen mit dem landesherrlichen Einkommen und Privatvermögen. Zur Deckung des für die Gesamtheit erforderlichen Bedarfes wurden zuvörderst Naturalleistungen gefordert und Grundabgaben erhoben. Später versuchten die brandenburgischen Kurfürsten im Notfall durch Verpfändungen der verschiedensten Art, wie der Zölle, bare Gelder zu erhalten, schließlich aber wurden sie vielfach gezwungen, den Ständen ihre Not vorzutragen und deren Bewilligung zur Übernahme der Schulden einzuholen. So sind Staatsanleihen aufgenommen und hiergegen Zugeständnisse für innere politische Zwecke gemacht worden. Eine Reihe derartiger Maßnahmen ist urkundlich nachweisbar,

und aus dem Landtagsrevers von Dienstag nach Dionysius aus dem Jahre 1550 auch die technische Art der Durchführung ersichtlich. Vielfach wurden Obligationen von den Ständen ausgegeben und von dem jeweiligen Kurfürsten genehmigt, also Schuldurkunden ausgestellt, die von den gegenwärtig üblichen sich nicht zu sehr scheiden. Während des 30jährigen Krieges sank auch in Brandenburg der nationale Wohlstand, der sich allmählich zu entwickeln begonnen. Der Handel verdorrte, eine verheerende Kreditlosigkeit durchzog alle Schichten der Bevölkerung, und die Landstände, die in früheren Zeiten sich willfährig gezeigt und teilweise bedeutende Summen vorgeschossen, versiegten allmählich in ihrer Leistungsfähigkeit. Auch aus diesem Grunde machte sich der Große Kurfürst in seiner Anleihepolitik von ihnen unabhängig, und wenn auch hierbei Akte der Willkür und Rücksichtslosigkeit zu bekunden sind, so rechtfertigten doch die Nöte des Augenblicks mannigfach die Schärfe der Maßnahmen. Die festverzinslichen Anleihebeträge wurden auf zwanzig Prozent des Nennwertes herabgesetzt, und bereits im Jahre 1661 bezifferte sich infolge der getroffenen Verfügung die gesamte Staatsschuld auf nur 1 300 000 Taler.

Friedrich Wilhelm I., der Bildner des preußischen Staates, gab auch dem Finanzwesen eine feste Gestaltung. Er begann die Etatseinrichtung und schuf zur Ordnung des Staatshaushaltes das Generalfinanzdirektorium, das bis 1807 bestand. Die erforderlichen Staatsausgaben suchte er zuvörderst durch Steuern und geschäftsmäßige Ausnutzung der Domänen zu decken. Gegen die Nutzbarmachung des öffentlichen Kredits in der Form von Anleihen hatte er ursprünglich einen derartigen Widerwillen, daß er den Gesamtbetrag der laufenden

Schulden binnen zwei Jahren zu tilgen befahl. „Wir sind müde,“ rief er aus, „uns länger mit solchen Zinsen, die mit uns aus der Schüssel essen, zu chargieren.“ Doch der mit Zähigkeit verfochtene Standpunkt konnte dauernd nicht gewahrt werden, und namentlich durch die stetige Vergrößerung des Heeres wurde schließlich die Aufnahme einer Anleihe im Betrage von 300 000 Talern nötig.

Friedrich der Große schied sich auch in der von ihm verfolgten Anleihepolitik wesentlich von seinem Vater. Der grundsätzliche Widerwille, der diesen gegen derartige finanzielle Maßnahmen beseelt hatte, lag ihm vollständig fern, und mit Scharfblick suchte er durch die möglichste Nutzbarmachung des Staatskredits Rettung in der Not. Bereits 1743 wurden unter teilweiser Verschreibung der Mahlzinse kleinere Beträge entliehen, und bei Beginn des Zweiten Schlesischen Krieges erfolgte durch die Aufnahme einer Anleihe im Betrage von 4 356 000 Talern eine starke Inanspruchnahme des Kredits. Auch wurden Zwangsanleihen ausgeschrieben und auf Gemeinden, Stiftsverwaltungen und Großgrundbesitzer verteilt. Der Siebenjährige Krieg hat die härtesten Opfer auch in finanzieller Beziehung gefordert. Hier galt es für Preußen, aus dem Kampf entweder siegreich als Großmacht hervorzugehen oder gedemütigt fernerhin eine nur untergeordnete politische Rolle in Europa zu spielen. Was der Zweite Punische Krieg für Rom, das war der Dritte Schlesische für Preußen, und wie durch die Schlacht bei Zama der Keim zur römischen Weltherrschaft gelegt wurde, so verkündeten die Siege bei Roßbach, Leuthen und Zorndorf die Erhebung des preußischen Königtums zu dauernder Größe. Friedrich aber war hervorragend auch als Finanzstrategie! Da der angesammelte Kriegsschatz von



14300 000 Talern nur kurze Zeit dem Bedarf des Heeres genügte, wurde eine Anleihe von 3568 071 Talern bei der kurmärkischen Landschaft, und zwar mit Erfolg, aufgenommen, obwohl der König noch 1752 befürchtet hatte, daß für derartige Zwecke im Lande selbst kaum mehr als zwei Millionen Taler würden erübrigt werden können. Eine wesentliche Unterstützung erhielt er durch die Hilfgelder von England, die sich auf 2680 000 Pfund beliefen, und auch die in den feindlichen Ländern erhobenen Kriegskontributionen führten ihm reiche Mittel zu. Am Ende des Siebenjährigen Krieges nahm er noch Anleihen bei den Städten sowie sämtlichen Dom- und Kollegialstiften, und schließlich auch bei den magdeburgischen Landständen in nicht kleinen Beträgen auf, doch die letztere Schuld wurde nach Abschluß des Krieges in denselben Beuteln, die er erhalten hatte, den Gläubigern zurückerstattet. So kennzeichnet Umsicht, Ruhe der Disposition und zielbewußte Taktik auch die Anleihepolitik des unsterblichen Feldherrn.

Obwohl nun die Hohenzollern, wie aus der vorliegenden Darstellung ersichtlich, bis zum Jahre 1786 in den verschiedensten Formen und Beträgen Anleihen aufgenommen haben, so ist doch diese Ausnutzung des Staatskredits erst unter Friedrich Wilhelm II. in vollrem Umfange zum Durchbruch gelangt. Manigfache Verhältnisse trieben hierzu. Der Feldzug gegen Holland, die zwecklose Ausrüstung großer Heeresmassen an der österreichischen und russischen Grenze, die verfehlten Kriegsmaßnahmen in Frankreich sowie endlich die Unterdrückung des polnischen Aufstandes forderten große Summen. Hierzu kamen finanzpolitische Maßnahmen, die das Inland betrafen. Die erhöhten Zölle, die Friedrich der Große eingeführt, wurden

gemindert, das Tabaksmonopol verschwand, auf die Erhebung der Kopfsteuer wurde Verzicht geleistet, und nachdem die Staatseinnahmen dauernd gesunken und die Ausgaben stetig gewachsen waren, nahm der König im Gegensatz zu seinen direkten Vorgängern eine weitgehende, durchaus nicht immer von Erfolg und Vorsicht geleitete Anleihepolitik auf. Um die erforderlichen Kapitalien zu erhalten, bediente er sich hierbei zuvörderst eines Mittels, das weder bisher in Preußen gehandhabt noch von den Vaterlandsfreunden in der Mehrheit gebilligt wurde. Friedrich Wilhelm II. zuerst versuchte die Nutzbarmachung des Staatskredits in befreundeten und benachbarten Ländern. 1792 wurde die erste auswärtige Anleihe in Frankfurt a. M. im Betrage von einer Million Gulden mit 5prozentiger Verzinsung abgeschlossen und, obwohl der damalige Diskontsatz diesen Zinsfuß weit überstieg, leicht begeben. Dies reizte zur Fortsetzung, und bereits 1793 erfolgte der zweite Anlauf mit einer zweiten Million. Als jedoch 1794 eine Anleihe von zehn Millionen Gulden aufgenommen werden sollte, wurden nur 1387 000 Gulden gezeichnet, und die preußische Kreditfähigkeit schien in Frankfurt erschöpft. Ähnliche Vorgänge spielten sich in Holland ab. Die erste preußische Anleihe daselbst wurde 1793 mit fünf Millionen Gulden gegen Verpfändung der Staatseinkünfte im allgemeinen sowie die der westfälischen Provinzen im besonderen zum Abschluß gebracht, und, da die holländischen Kapitalisten sich willig zeigten, bereits 1794 eine neue Schuld von drei Millionen Gulden aufgenommen. Deren Begebung jedoch hatte mit Schwierigkeiten zu kämpfen. Auch der Kurfürst von Hessen stellte sich der preußischen Regierung mit zweieinhalb Millionen Gulden zur Ver-

fügung, im Inland wurden erneute Versuche zur Beschaffung von Kapitalien gemacht, doch alle Beträge, die einliefen, genügten nicht zur Deckung des sich stetig steigenden Bedarfes. Die Not der Armee stieg von Tag zu Tag, und schließlich befahl der König, alle entbehrlichen Gelder den Armeekassen direkt zu überweisen. Der Friede von Basel schien bessere Verhältnisse zu schaffen, doch der Rückmarsch der preußischen Armee vom Rhein, für den wiederum große Geldmittel erforderlich waren, veranlaßte den König, nochmals in Frankfurt a. M. Kredit zu suchen. Eine 4prozentige Lotterie-Anleihe von drei Millionen Talern mit Treffern in hohen Beträgen wurde gegen Verpfändung der kurmärkischen Akzise und Zölle aufgenommen und schließlich, wenn auch mit vielen Opfern, begeben. So hatten namentlich die Feldzüge des Königs den preußischen Staatskredit wesentlich geschwächt, und energische Maßnahmen zur Besserung der Finanzen waren geboten. In dem Edikt vom 20. Januar 1796 heißt es: „Seine Königliche Majestät haben nach wiederhergestelltem Frieden mit besonderer Aufmerksamkeit auf die Mittel gedacht, um sowohl die Zinsen von den während der letzten Kriege zur Bestreitung der damit verbundenen Kosten kontrahierten Staatsschulden zu fundieren, als auch die Schuld selbst sukzessive wieder tilgen zu können, und im Gefolge dieser wohlwollenden Gesinnungen geht auch jetzt Allerhöchstdero Absicht dahin, beide Zwecke, nämlich Bezahlung der Zinsen und Abzahlung der Kapitalien durch Anwendung eines Teiles Ihrer Staatseinkünfte und deren Überschüsse erfüllen zu lassen.“ Hierfür sollten nach weiteren Bestimmungen jährlich über eineinhalb Millionen Taler, die aus den Betrieben der Seehandlung und Salzverwaltung zu

erwarten waren, verwendet werden. Schließlich aber wurde für die Zwecke des Tilgungsfonds das verhaßte Tabaksmonopol wieder eingeführt und hierfür eine 6prozentige Anleihe von zwei Millionen Talern aufgenommen. Mit dieser Maßnahme, die eine sachliche Folgewidrigkeit in sich barg, schloß die Anleihepolitik des Königs, der die von Friedrich dem Großen übernommene, auch in finanzieller Beziehung an Ansehen und Inhalt so reiche Erbschaft wesentlich verringert hatte.

Unter Friedrich Wilhelm III. sollte der preußische Staatshaushalt nach denkbar größter Zerrüttung schließlich volle Kräftigung wiederfinden, und die wankenden Bahnen, die die Napoleonischen Kriege geschaffen, wurden durch den unerschütterlichen Ordnungssinn des Königs unter Beihilfe hervorragender und weitsichtiger Finanzpolitiker endgültig wieder in die richtigen Gleise zurückgebracht. Sofort nach Übernahme der Regierung versuchte der König durch die Überschüsse der Dispositions- und General-Domänen-Kasse die verzinsliche Schuldenlast zu mindern. Aber Friedrich Wilhelm II. hatte viele der nichtpreußischen Anleihen nur für kurze Fristen, nicht über acht Jahre, abgeschlossen, und die schnell eintretende Kündbarkeit zwang bereits 1798 zur Aufnahme neuer Verpflichtungen. Vielfach gab hierfür die Seehandlung, die auch damals schon dem Staate hilfreich zur Seite stand, kurzfristige Schuldscheine aus, deren Verzinsung sich nach der jeweiligen Lage des Geldmarktes richtete. Zu Beginn des Jahres 1806, als die Möglichkeit eines Krieges mit Napoleon sich immer drohender gestaltete, traf die Regierung vorbereitende Maßnahmen, um in dem bevorstehenden Kampfe auch finanziell gerüstet zu sein. Zum ersten Male wurde in Preußen Papiergeld aus-

gegeben; fünf Millionen Taler flossen in Tresorscheinen dem Verkehr zu, auch gelangten neue Anleihen im Gesamtbetrage von fast zwei Millionen Talern zum Abschluß. Doch alle diese Beträge haben den Lauf der Katastrophe nicht zu hemmen vermocht. Nach der zerschmetternden Niederlage von Jena und Auerstädt und dem unglücklichen Frieden von Tilsit kamen die härtesten Zeiten, die die preußische Finanzgeschichte zu verzeichnen hat. Bereits 1808 bemächtigte sich der Feind fast sämtlicher Staatskassen, und die Regierung sah sich gezwungen, die Zinszahlung für die Anleihen einzustellen. Bei der Räumung des Landes von den französischen Truppen mußte eine Kriegsschädigung von 134 Millionen Francs gezahlt werden, die in bar nicht aufzubringen waren, und für die daher teilweise Domänen-Pfandbriefe, die ratenweise eingelöst werden sollten, übergeben wurden. Wie groß die Not 1809 war, zeigt die Zwangsanleihe, die die Einlieferung aller Gold- und Silbersachen gegen Entgegennahme von Münzscheinen vorschrieb, und der auch Kirchen und milde Stiftungen unterlagen. Nur gegen Entrichtung einer sehr hohen Steuer wurde von der Eintreibung dieser Anleihe Abstand genommen. Als sich nun die Verpflichtungen immer drängender gestalteten und das Inland völlig außerstande war, die erforderlichen Beträge aufzubringen, wurde schließlich wiederum an den Pforten des Auslandes geklopft. Holland zuvörderst sollte von neuem Kapitalien vorschießen, doch auch hier waren die Aussichten trostlos. Bevor nicht der französische Gesandte in Amsterdam offiziell erklärt hatte, daß Napoleon der Wiederherstellung Preußens keine unüberwindlichen Schwierigkeiten bereiten werde, war die Möglichkeit der Kreditgewähr überhaupt

ausgeschlossen. Aber auch dann noch mußten harte Opfer und teilweise erfolglos gebracht werden. März 1810 gelangten die mühselig geführten Verhandlungen zum Abschluß, und das Mißliche der Lage bestand auch darin, daß Preußen im Augenblick größter finanzieller Not gezwungen wurde, die holländischen Schulden, die Friedrich der Große einst mit der Besitzergreifung Schlesiens übernommen und die bisher unberücksichtigt geblieben waren, nunmehr anzuerkennen. So sollte eine neue holländische Anleihe im Gesamtbetrage von 32 Millionen Gulden zur Aufnahme gelangen. Es wurde jedoch hierauf nur ungefähr eine Million Gulden in bar gezeichnet und überdies die schlesische Schuld im Betrage von 600 000 Gulden in Anrechnung gebracht. Der Mangel an Geld wuchs, und da die von Napoleon zur Entrichtung der Kriegsschädigungen vorgeschriebenen Zahlungstermine nicht innegehalten werden konnten, machte Altenstein in tiefster Verzweiflung dem König den Vorschlag, Schlesien gegen Erlaß der Schulden abzutreten. Doch Friedrich Wilhelm III. billigte diesen Plan nicht, und nachdem der inländische Kredit durch freiwillige und Zwangsanleihen bis zur äußersten Grenze angespannt und das Ausland nicht mehr geneigt war, Preußen neue Kapitalien zu gewähren, gab es nur noch ein einziges Rettungsmittel in der Not. Dies war die Einziehung sowie der Verkauf der geistlichen Güter. Hierdurch ermöglichte sich die Wiederaufnahme der Zinszahlung, die rückständigen Gehälter der Staatsbeamten konnten ausgezahlt und die von Napoleon geforderten Gelder zur Hälfte entrichtet werden. Zugleich erfolgte für fast sämtliche Inlandsanleihen eine Umwandlung der Form und des bisherigen Zinsfußes. Die 4prozentigen unkündbaren Staatsschuldscheine, die Jahr-



zehnte hindurch den entscheidenden Anleihetyp Preußens bilden sollten, gelangten zur Ausgabe, und die Hoffnung schien berechtigt, daß nach schwerer und sturmbelegter Zeit die Gesundung der Finanzen für die Zukunft wieder ermöglicht sei. Da brach der Russisch-Französische Krieg aus. Vertragsgemäß hatte Preußen Napoleon ein Hilfskorps zu stellen und die französischen Truppen auf dem Durchmarsch nach Rußland zu verpflegen. Die Lieferungen, die bereits im Juni 1812 geleistet werden mußten, beliefen sich auf 35 Millionen Francs, und so entstand bald wiederum die größte finanzielle Not. Die Erhebung starker Vermögens- und Einkommenssteuern erfolgte, von neuem mußte die Zinseinstellung verfügt werden, zehn Millionen Taler Tresorscheine mit Zwangskurs wurden ausgegeben und Zwangsanleihen in sehr hohen Beträgen aufgenommen. Die Finanzlage des preußischen Staates bekam eine dramatische Färbung, doch glücklicherweise fand die das Land zersetzende Tragödie einen versöhnenden Abschluß. Glühende Vaterlandsliebe und hingebende Opferwilligkeit aller haben die Unbill jener Zeiten zu überwinden vermocht. Nachdem der heldenmütigen Erhebung des Volkes der Sieg, der Niederlage des preußischen Heeres der ruhmreiche Einzug in Frankreich gefolgt, lichtetete sich die Morgenröte einer schöneren Zukunft. Der zweite Pariser Friede bereitete auch den finanziellen Schwierigkeiten, die fast unüberwindlich erschienen, und mit denen Preußen fast ein Jahrzehnt zu kämpfen gehabt hatte, das allmähliche und ersehnte Ende. Wie groß die Leiden gewesen, die zu ertragen, schildert in ergreifenden Worten der erste amtliche Bericht, den die Hauptverwaltung der Staatsschulden dem König erstattete: „Von 1806 an hob die Erschütterung,

welcher auch der preußische Staat im Kampf gegen eine dem ganzen Europa feindselig gegenüberstehende Gewalt unterlag, für eine geraume Zeit jede Möglichkeit auf, den Gläubigern des Staates durch Zinsen und Kapitalzahlung gerecht zu werden. Nicht allein verweigerte die Übermacht die Übernahme eines verhältnismäßigen Teils der Gesamtschuld auf die von der Monarchie getrennten zwei Fünftel ihres Länderbestandes und ihrer Einnahmequellen, sondern trieb selbst das so geschmälerete Staatseinkommen fast zwei Jahre lang mit der schonungslosen Strenge für eigene Rechnung ein, brandschatzte einzelne Provinzen mit unerschwinglichen Summen, belegte alles, was auch nur den Anschein von Staatseigentum hatte, ja selbst Forderungen der Privatpersonen und vom Staate ganz unabhängige Institute mit Konfiskation und organisierte zugleich, den Handel vernichtend und die Gewerbtätigkeit lähmend, ein von der rücksichtslosesten Militärdespotie unterstütztes, die Gesamtheit, wie die einzelnen durch die drückendsten Requisitionen gleich entkräftigendes Ausaugesystem.“ Die finanziellen Opfer, die für König und Vaterland gebracht waren, bezifferten sich auf über 171 Millionen Taler, die teils durch Steuern und Zwangsanleihen, teils durch Domänenverkauf gedeckt, zum größten Prozentsatz jedoch in die öffentliche Schuld aufgenommen worden sind.

Leider betrugen die Entschädigungen, die Preußen von Frankreich erhielt, nur 45 Millionen Francs, und diese Summe genügte keineswegs zur Begleichung der tatsächlichen Kriegskosten, für den erforderlichen Ausbau der Festungen und zur Erfüllung sonstiger dringender Verpflichtungen. Die Zinsscheine sollten eingelöst werden, die russischen Gutscheine, die für

Armeelieferungen 1811 und 1812 ausgegeben, waren fällig, der Termin für die Einziehung der Gehaltsscheine lief ab, und obwohl erneut Domänen verkauft wurden, war die Staatsverwaltung vorläufig nicht imstande, die Zahlungen voll aufzunehmen. So blieb nichts anderes übrig, als wiederum Anleihen abzuschließen. 1817 erfolgte die sogenannte Rothschildsche Anleihe im Betrage von ungefähr drei Millionen Talern und 1818 die erste 5prozentige in 28 Jahren rückzahlbare, durch Domänen gedeckte englische Anleihe von fünf Millionen Pfund, die wenig Beifall im eigenen Lande fand, und die zu dem beschämenden Kurse von kaum 72 Prozent zum Abschluß gelangt war. Doch auch diese, für die damalige Zeit sehr bedeutenden Summen genügten nicht dem Bedarf und vermochten nicht einmal, den Fehlbetrag des Staatshaushaltes, der 1819 fast 14 Millionen Taler betragen, zu decken.

Eine feste und einheitliche Organisation erhielt das Schuldenwesen erst durch die Verordnung vom 17. Januar 1820<sup>1)</sup>, die bahnbrechend für die allgemeine Regelung der Finanzen war und vorbereitend auf die verfassungsmäßigen Bestimmungen, die Preußen bisher mangelten, einwirkte. Ihr zufolge sollte für die Zukunft der Stand der jeweiligen Staatsschuld öffentlich mitgeteilt werden, die Aufnahme neuer Anleihen nur mit Genehmigung der einzuberufenden Stände ermöglicht sein, zur regelmäßigen Verzinsung der laufenden Schuldbeträge der Erlös der zu verkaufenden Staatsgüter sowie die aus den Domänen, Forsten und der Salzverwaltung sich ergebenden Überschüsse bestimmt werden, und die Tilgung der sich

auf 180 Millionen Taler beziffernden Anleihen durch Rückkauf mit 1prozentigen Jahresabzahlungen erfolgen. Gleichzeitig wurde die selbständige, von den sonstigen Finanzverwaltungen zu scheidende Hauptverwaltung der Staatsschulden geschaffen, deren Berichte in dreijährigen Zwischenräumen bekannt zu geben waren. Die Maßnahmen, die infolge der Verordnung vom 17. Januar 1820 tatsächlich getroffen wurden, waren geleitet von dem stets bewährten Ordnungssinn des sparsamen Königs und bildeten den unverrückbaren Mittelpunkt seiner ferneren Anleihepolitik. Seit jener Zeit sind alle krankhaften Schwankungen des Staatskredits vermieden worden, und die jeweilig erforderliche Aufnahme neuer Schuldbeträge erfolgte ohne lästige Inanspruchnahme des Auslands, unter grundsätzlicher Vermeidung der übermäßigen Belastung des Inlands, unter voller Ausnutzung der keimenden Produktivkräfte des Geldmarktes und in einem berechtigten Verhältnis zu der sich stetig steigernden Machtentfaltung des preußischen Staates.

Die Anleihepolitik der Hohenzollern in den Jahren 1820 bis zur Mitte des Jahrhunderts war sachlich begrenzt, doch reich an Erfolgen. Wie der gesamte Organismus des preußischen Staates nach den Stürmen der Napoleonischen Kriege sich in Ruhe wieder zu entwickeln begann, so mehrten sich auch bei dem Schuldenwesen langsam und allmählich die Anzeichen der inneren Gesundung und Kräftigung. Nur auf die hervorragendsten Einzelheiten jenes Zeitabschnittes, die im Zusammenhange mit der politischen und wirtschaftlichen Geschichte Preußens stehen, sei hier hingewiesen. Bereits 1830 erfolgte eine Umwandlung der 5prozentigen Anleihen in 4prozentige, und am Ende des Jahres 1842 konnte als untrügliches Zeichen

1) Vgl. Gesetzsammlung für die Königlich Preussischen Staaten 1820, Nr. 2, S. 9 ff.

des Vertrauens, das der Staat in zwanzig Jahren ungehemmter und aufsteigender Entwicklung sich zu erwerben verstanden, eine erneute Ermäßigung des Zinsfußes von vier auf dreieinhalb Prozent herbeigeführt werden. Der im Interesse der gesamten Volkswirtschaft und Heeresverwaltung von Staats wegen erforderliche Eisenbahnbau, für den die Aufnahme neuer Anleihen nötig war, erzeugte nicht ungewöhnliche Schwierigkeiten. Da derartige Finanzmaßnahmen ohne die Genehmigung der Stände nicht mehr abgeschlossen werden konnten und die Einberufung der letzteren grundsätzlich vermieden wurde, befand sich die Regierung in einem störenden Zwiespalt zwischen Pflicht und Neigung. Als die innere politische Lage des Landes schließlich zur Aufgabe des bisher zäh festgehaltenen Standpunktes gebietet trieb, versuchte sie zwar durch das Patent vom 3. Februar 1847 auch neue Bestimmungen über die gesetzmäßige Aufnahme der Anleihen herbeizuführen, doch der eingeleitete Versuch mißglückte. Auch der Vereinigte Landtag vermochte nicht das bisher unbefriedigte Rechtsgefühl des Volkes zu befriedigen und die Sicherheit der Krone für die Zukunft zu verbürgen. Erst am 31. Januar 1850 wurde die langersehnte und heftige Leidenschaft beschwichtigende Verfassung gewährt; sie bildet bis zur Gegenwart die unerschütterliche Grundlage des preußischen Staates und ist auch für die fernere Anleihepolitik seiner Könige von entscheidender Bedeutung geworden. Staatsschulden konnten fernerhin nur auf Grund eines von den beiden Häusern des Landtages zu genehmigenden Gesetzes aufgenommen werden, und nachdem durch Umsicht, zielbewußte Sparsamkeit sowie durch die sich steigenden Erträge der Domänen, Forsten und Steuern die verzinsliche

Staatsschuld in den Jahren 1820—1850 auf 133 Millionen Taler gesunken war, stand nunmehr der erneuten, gesetzmäßigen und allgemeinen Kulturzwecken dienenden Aufnahme von Anleihen nichts mehr hemmend entgegen. Zwar führten die Kämpfe in Holstein und in Baden, die während des Krimkrieges 1854 und des Italienischen Krieges 1859 erfolgten Mobilmachungen sowie 1856 die Streitigkeiten mit der Schweiz zur Vergrößerung der verzinslichen Schulden; deren hauptsächlichste Ursache jedoch war in dem Ausbau des Eisenbahnnetzes zu suchen, dessen Maschen sich immer umfassender gestalteten und das Preußens Handel, Industrie und Landwirtschaft dauernd wesentlich gefördert hat. 1866 bezifferte sich der Betrag der aufgenommenen Anleihen auf ungefähr 263 Millionen Taler, von denen 16½ Millionen zur Verringerung des Papiergeldes, 78 Millionen für militärische Zwecke und 169 Millionen Taler zum Bau und Erwerb von Eisenbahnen bestimmt gewesen waren. Hiermit verband sich aber auch von 1850 bis 1866 eine wesentliche Steigerung des gesamten Staatseinkommens. Die großen Fortschritte nationaler Wohlhabenheit, die gerade in jenem Zeitabschnitt in erster Linie durch den Bau der Bahnen erzielt wurden, ermöglichten auch eine wesentliche Erhöhung der Steuereingänge, und während 1849 auf den Kopf der preußischen Bevölkerung 95 Silbergroschen entfielen, konnten 1865 122 Silbergroschen ohne störende Belastung der Pflichtigen erhoben werden.

Der Krieg vom Jahre 1866 und die hierdurch bedingte Einverleibung der verschiedensten deutschen Gebietsteile in Preußen hat den Betrag der verzinslichen Staatsschulden wesentlich erhöht. In politischer Beziehung am bedeutsamsten war die Eroberung des Königreiches



Hannover, das eine europäische Mittelmacht gewesen und sich an eines der mächtigsten Herrschergeschlechter Europas angelehnt hatte. Die übrigen Länder waren Kleinstaaten, deren Existenzbedingungen wechselnd durch die Zwiespältigkeit der österreichischen und preußischen Interessen gefördert worden waren. Je im Verhältnis nun zu der politischen Bedeutung, der Machtstellung und dem Umfang der besiegten Einzelstaaten stand die Höhe der verzinslichen Landesschuld, die der Sieger von 1866 zu übernehmen hatte. Auf Hannover entfielen hierbei 58, auf die übrigen Gebietsteile ungefähr 63 Millionen Taler. Ende des Jahres 1869 bezifferte sich der Anleihebetrag insgesamt auf 424 Millionen Taler und ist durch den ersten Deutsch-Französischen Krieg nicht gesteigert worden. Der finanzielle Bedarf hierfür wurde zuvörderst durch die Gelder des Staatsschatzes, dann durch die Norddeutsche 5prozentige Bundesanleihe gedeckt, die vor den Schlachten von Wörth und Weißenburg mit 100 Millionen Talern zum Kurse von 88 Prozent zur Zeichnung gelangte, und für die nur sechzig Millionen eingingen. Ganz anders gestalteten sich die Verhältnisse 1914. Nachdem in der Reichstagssitzung vom 4. August zur Bestreitung außerordentlicher Ausgaben die Summe von 5300 Millionen Mark bewilligt, wurden am 19. September 1 Milliarde Mark 5prozentiger Schatzanweisungen und eine gleichverzinsliche Reichsanleihe, die im Höchstbetrage nicht begrenzt war, zum Kurse von 97,30—97,50 Prozent zur Zeichnung aufgelegt. Der Erfolg war, wie bekannt, ein glänzender. Auf den ersten Anruf in schwerer Zeit gingen über 4460 Millionen Mark ein, und dieser Riesenbetrag liefert den unerschütterlichen Beweis von der wirtschaftlichen Größe des deut-

schen Volkes und dessen hingebender Vaterlandsliebe.

Die Anleihepolitik der Hohenzollern ist nach dem Jahre 1870 diejenige des Reiches geworden und mit derselben fast völlig verschmolzen. Deswegen dürfte es doppelt interessant und wichtig sein, zum Schluß einheitlich auf die Haupt- und Wendepunkte hinzuweisen, die sich mit diesem so bedeutungsvollen Kapitel der preußischen Wirtschaftsgeschichte bis zur Errichtung des Reiches verknüpfen. Vier grundlegende Abschnitte sind hierfür festzuhalten. Die Zeit von 1472 bis 1807 zeigt in teilweise lang bemessenen Zwischenräumen die Abhängigkeit der Hohenzollern von den Ständen, die Durchführung unbedingter Fürstengewalt auch auf finanziellem Gebiete und die ursprünglich schüchtern einsetzende, unter Friedrich Wilhelm II. jedoch überhandnehmende Nutzbarmachung des Staatskredites durch die Aufnahme von Anleihen zur Festhaltung der mühsam errungenen politischen Machtstellung. Der zweite Abschnitt, 1807 beginnend und 1820 endigend, umfaßt die Zeit der Fremdherrschaft mit unerträglichen, Preußens Volkswirtschaft vollständig vernichtenden, an Napoleon zu entrichtenden Kriegsentschädigungen, demgemäß eine dem Umfang und der Größe des Landes unangemessene Steigerung der Anleihebeträge und endlich die Anläufe verfassungsmäßiger Bestimmungen zur Ordnung des gesamten Staatshaushaltes. In den Jahren 1820—1850 vollzieht sich die Abstoßung lästiger, durch die Befreiungskriege herbeigeführter Verpflichtungen, die genaueste Innehaltung der für die Tilgung der Anleihen vorgeschriebenen Zahlungstermine, der allmähliche Ausbau der Verfassung und die hiermit verbundene endgültige gesetzmäßige Regelung aller mit dem Staatshaushalt zusammenhängen-

den Fragen. Die in dem vierten, bei der Errichtung des Reiches endenden, Abschnitt zielbewußt gehandhabte Anleihepolitik endlich ermöglicht die Stärkung der Militärmacht, den Ausbau des Eisenbahnnetzes, die Förderung von Handel und Gewerbe und die Durchführung großer Kulturaufgaben von allgemeiner Bedeutung. Gemeinsam aber durchzieht

und verbindet mit geringen Ausnahmen diese vier kurz gekennzeichneten Abschnitte der energische Ordnungssinn und das nie ermattende Pflichtbewußtsein der Hohenzollern, die das ärmliche brandenburgische Ländchen zu einer europäischen Macht erhoben und den Grundstein zu Deutschlands Einheit und Größe gelegt haben.

## Fürst Bülow über die deutsche Politik in den ersten 25 Jahren Kaiser Wilhelms II.

Von Georg Kaufmann.

„So falsch es ist, wenn ein Volk sich in eitle Zufriedenheit mit seiner getanen Arbeit einlebt, um nur vom Ruhme der Vergangenheit zu zehren, so falsch ist es, wenn eine gesunde und starke Nation sich durch den Vergleich der Gegenwart mit der an äußeren Erfolgen und Ruhmestaten größeren Vergangenheit den Glauben an den Wert der eigenen Leistungen verkümmern läßt.“

Unter dieser Mahnung des Vorworts schreibt Fürst Bülow seine Darstellung der deutschen Politik in dem Sammelwerke über die ersten 25 Jahre Kaiser Wilhelms II., das dem Volke zu einem ruhigen Urteil über die Zeit und ihre Aufgaben verhelfen soll.<sup>1)</sup> Wir haben seit der

1) Deutschland unter Kaiser Wilhelm II., 3 Bde., Berlin 1914, Reimar Hobbing, herausgegeben von Professor Zorn, H. v. Berger, Oberbürgermeister Dr. S. Körte, Oberpräsident a. D. v. Loebell, Oberpräsident v. Rheinbaben, Präsident des Abgeordnetenhauses Graf v. Schwerin-Löwitz, Professor Dr. Adolf Wagner. gr. 8°, Bd. I. Erstes Buch, S. 1—136. Fürst v. Bülow, Deutsche Politik. Das zweite Buch behandelt in vier Abhandlungen Staat und Verwaltung S. 132—235. Das dritte Buch in sechs Abhandlungen die Entwicklung des Rechts S. 236—346, das vierte die deutsche Wehrmacht, das fünfte die Kolonien. Bd. II behandelt: Das deutsche Wirtschaftsleben. Das Verkehrswesen. Die Kirche. Das Unter-

Mitte des vorigen Jahrhunderts und im besonderen unter der langen und mit unerhörten Erfolgen gesegneten Regierung Kaiser Wilhelms I. das Größte erlebt, das ein Volk erleben kann. Wir sind durch die siegreichen Kriege von 1864 bis 1871 und durch die alle Hindernisse überwindende Organisationskraft Bismarcks aus der kläglichen Misere unserer äußeren wie unserer inneren Verhältnisse erlöst worden. Wir haben ein Reich gewonnen, das die Bewunderung und den Neid der Völker bildet: und nun sind die Menschen unzufrieden, daß die Entwicklung nicht immer in gleichem Tempo weitergeht.

So hatte ich im Sommer geschrieben. Seitdem aber hat der uns aufgezwungene Krieg die Stärke unseres Reiches offenbart. Die stolze Hingabe der Nation, ihr sieghafter Widerstand gegen die Millionenheere der Feinde haben die Welt mit Bewunderung erfüllt. In unserem Volke aber ist alle mäkelnde Unzufriedenheit und aller Parteihader verschwunden. Wir erleben den Segen unserer Verfassung und wir sind voll

richtswesen. Bd. III: Die Wissenschaften. Schöne Literatur und Künste. Öffentliches Leben. Schlußwort.

Zuversicht, trotzdem Rußland, England und Frankreich aus allen Erdteilen Heere herbeiziehen, uns zu vernichten. Wir lesen die Schilderung Bülows mit anderen Augen und an mancher Stelle mit anderem Urteile als vor dem Kriege, aber mit noch gesteigertem Interesse und tieferem Verständnis. Ebenso die anderen Abschnitte des großen Werkes, welche die einzelnen Zweige unseres Volkslebens behandeln, und zwar alle sehr lehrreich. Zu diesen Sonderstudien bildet Bülows Schrift die Einleitung.

Bülow beginnt mit der Betrachtung, wie schwer es den Mitlebenden ist, die Lage zu beurteilen, in deren Zwang und Entwicklung sie leben, aber er geht zu weit, wenn er hinzufügt: „In kaum einer vergangenen Epoche ist die überwiegende Mehrheit der Zeitgenossen so sehr im unklaren gewesen über Wesen und Wert der eigenen Zeit wie in unserer Gegenwart, und selten haben die Grenzen zwischen Vertrauen und Zweifel so sehr geschwankt.“ Die Schmerzen des Schwankens und Zweifels blieben uns auch in der großen Zeit Bismarcks nicht erspart, in jenen Tagen, da wir aus dem Jammer des Bundestags aufstiegen zu dem Stolz und der Freude darüber, daß wir endlich einen mächtigen deutschen Staat besaßen, daß die Völker den so lange verspotteten Namen des deutschen Volkes mit Ehrfurcht und mit Furcht nannten. So aber ist der Mensch. Selbst in jener Zeit des Glanzes und der Erfolge schien auch einem so tapferen Manne wie Forckenbeck das Große und Herrliche des neuen Reiches unter dem Kleinkram des Lebens zu verschwinden, und die Freude über Sieg und Glück wurde von der Ermüdung des Kampfes verschlungen.

In dem Hauptgedanken des Vergleichs behält Bülow trotzdem recht. Die Periode von 1866—88 war eine Periode ge-

waltiger Taten und grundlegender Organisationen, denen die ersten 25 Jahre Wilhelms II. nichts Gleiches gegenüberzustellen hatten. Die Zeit von 1866—88 hatte die Aufgabe, „in dem neugeschaffenen deutschen Staatswesen eine Neugestaltung des deutschen Volkslebens der Zukunft auf dem Boden der großen Vergangenheit vorzubereiten und einzuleiten“. Die folgende Periode Wilhelms II. charakterisiert Bülow als „eine Epoche neuen Werdens, Wollens und Strebens“. Er denkt nicht niedrig von dieser stilleren Arbeit friedlicher Fortbildung des durch die Heldenzeit unseres Volkes unter dem alten Kaiser geschaffenen Reichs und nicht ängstlich von ihrem Ergebnis. Ihm erscheint das deutsche Volk noch immer gesund und stark, und wenn er das Auge nicht davor verschließt, daß vieles dahinschwand, was einst unsere Kraft und unser Stolz war, so sieht er doch darin eben nur den Wandel der Zeiten, der alles ergreift, der aber auch neue Werte schafft, indem er ältere zerstört oder umgestaltet. Was Bülow hier sagt, das ist durch die machtvolle Erhebung unseres Volkes in diesem Weltkriege nicht nur bestätigt, sondern erscheint noch zu vorsichtig und bescheiden formuliert. Er würde heute nicht zaudern, diese Zeit als den Höhepunkt der gesamten Geschichte unseres Volkes zu preisen.

Bülow behandelt den Stoff in den zwei Abschnitten: Auswärtige und innere Politik, die er wieder in übersichtlicher Weise gliedert. Er gibt überall eine Fülle von Tatsachen, oftmals belebt durch Erinnerungen persönlicher Wirksamkeit, aber die Darstellung faßt sie unter großen Gesichtspunkten zusammen, zeigt einen kräftigen Strom, eine tiefer gehende Begründung. Daneben herrscht in der Auswahl eine große Freiheit. Einige Hauptpunkte sind mit einer gewissen



Ausführlichkeit behandelt, sie bilden die leitenden Träger der Entwicklung, andere sind nur kurz oder gar nicht behandelt. Es galt die Grundlage des ganzen Werkes zu schaffen, die Einführung in den gewaltigen Stoff, den Rahmen zu dem Bilde, dessen einzelne Züge in den folgenden Büchern und Abschnitten gesondert gezeichnet werden. Bülow spricht und urteilt dabei über viele Dinge — Heer, Finanzen, Flotte und andere —, die später von verschiedenen Autoren besonders behandelt werden, aber hier in dem Zusammenhang der ganzen Politik unentbehrlich sind und auch neues Licht empfangen. Bülow stellt die Geschichte der Politik des Deutschen Reiches mit kurzen, die Hauptpunkte scharf hervorhebenden Sätzen in den Zusammenhang der deutschen Geschichte im 19. Jahrhundert und huldigt dem Genius Bismarcks, der „durch eine unvergleichliche staatsmännische Schöpferkraft und Kühnheit“ die Widerstände überwand, die unsere Geschichte wie unsere Neigungen, und weiter die Eifersucht und Sorge der anderen Mächte unserer Einigung entgegenstellten. Er zeigt aber weiter, daß die unter Bismarcks und des alten Kaisers Führung gewonnene staatliche Einigung „nicht der Abschluß unserer Geschichte geworden ist, sondern der Anfang einer neuen Zukunft“. Es ist der Grundgedanke seiner Darstellung, daß Deutschland in den 25 Jahren der Regierung Kaiser Wilhelms II. und unter seiner bewußten und planmäßigen Führung aus einer Kontinentalmacht zu einer Weltmacht geworden ist. Unter Kaiser Wilhelm I. wurden die durch Rivalität in Schwäche gebundenen deutschen Staaten zu dem Deutschen Reich geeinigt und erwachsen zu der stärksten Macht des Kontinents. Die Bahnen der Weltpolitik waren damit eröffnet. Auch jenseits des Meeres kannte man den deut-

schen Namen und ehrte seinen Ruhm, aber eine wirkliche Macht in weltpolitischen Fragen ist Deutschland doch erst unter Kaiser Wilhelm II. geworden. Bülow schreibt dem Kaiser selbst das entscheidende Verdienst daran zu. „In Kaiser Wilhelm II. fand die Nation einen Führer,“ sagt Bülow S. 8, „der ihr mit klarem Blick und festem Willen auf dem neuen Wege voranging.“ Diese Politik führte über Bismarcks sich auf die kontinentalen Aufgaben beschränkende Politik hinaus, aber es ist die rechte Fortführung der Wege, die Bismarck geöffnet, die Anwendung der Macht, die er geschaffen hatte. Diese Politik ist also nicht eine Wiederholung der Politik Bismarcks, sondern eine durch die Verhältnisse geforderte Fortbildung.

Diese Gedanken bilden die Grundlage der Abhandlung Bülows, wie sie die leitenden Gedanken für die Politik des Reiches bildeten, als Bülow sie leitete. Er betont, daß es nicht eitler Ehrgeiz war, der Deutschland bewog, Einfluß auf die Weltpolitik zu gewinnen, sondern ein Produkt der Verhältnisse. „In dem Maße, in dem unser nationales Leben ein Weltleben geworden ist, wurde die Politik des Deutschen Reiches zur Weltpolitik.“ Bülow erläutert dies durch den Hinweis auf das Wachstum der Bevölkerung und auf die Notwendigkeit, diesen steigenden Massen Brot und Arbeit zu schaffen. Von 1871 bis 1900 war die Bevölkerung von 41 Millionen auf über 56 Millionen und bis 1913 auf über 65 Millionen angewachsen. Im Jahre 1885 wanderten 171 000 Deutsche aus, 1892 noch über 116 000, 1898 und später nur etwa 22 000 bis 23 000 jährlich. Die mit dem Welthandel verbundene Industrie hat wesentlich dazu beigetragen, daß Deutschland der so bedeutend gesteigerten Zahl seiner Bürger reichlicheres Brot zu liefern vermag als noch 1885 der viel ge-

ringeren Zahl. Gewiß haben darauf auch noch andere Faktoren Einfluß, aber Bülows Auffassung bleibt doch richtig. Die Tatsache, „daß der deutsche Außenhandel in der gleichen Periode von etwa 6 Milliarden Wert auf 19,16 Milliarden gestiegen ist“, erläutert die Entwicklung. Bülow hat diese Tatsachen in wirksamer Zusammenstellung gegeben und so den Hauptpunkt der Frage anschaulich gemacht.

Die Weltpolitik des Reiches schwebte in der Luft, solange Deutschland nicht über eine Flotte verfügte, die auch der stärksten unter den Seemächten, die auch England gegenüber ins Gewicht fiel und von England respektiert werden mußte. Die Herstellung dieser Flotte auf Grund des Flottengesetzes von 1898 und seiner Ergänzungen unter dem steigenden Mißtrauen Englands, das doch nicht zu offener Feindseligkeit überzugehen wagte, weil gleichzeitig andere wichtige Interessen den Ausbruch eines Weltkrieges widerrieten, ist von Bülow vortrefflich geschildert worden. Er spricht hier aus genauester Kenntnis, denn 1897 berief ihn der Kaiser als Staatssekretär, 1900 als Kanzler an die Spitze der Reichsregierung, in der er bereits seit Jahren bedeutende Posten bekleidet hatte. Zwölf Jahre hindurch leitete Bülow dann die deutsche Politik, und in diesen zwölf Jahren wurde die Flotte zu der Stärke gebracht, die ihre weitere Vollendung den anfangs recht bedenklichen Rivalitäten der anderen Seemächte gegenüber sicherstellte. Bülow schreibt hier mit berechtigtem Stolz, aber ohne Eitelkeit, in sachlicher Ruhe, recht geeignet, auch die Gruppen unseres Volkes von der Notwendigkeit der Kriegsflotte zu überzeugen, die sich bis zum Sommer 1914 durch Parteitradition oder Philisterräsonnement die Augen vor den zwingenden Tatsachen verschließen ließen.

Bülow behandelt die Politik Englands, im besonderen die Beziehungen Deutschlands und Englands während des Burenkrieges, dann die damals vielfach erörterte Frage der Möglichkeit eines deutsch-englischen Bündnisses und endlich die Haltung Englands gegenüber dem Bau der deutschen Flotte. Dieser nur zehn Seiten umfassende Abschnitt stellt die schwierige und für das Verständnis der Geschichte dieser Periode alle anderen an Wichtigkeit übertreffende Frage in ausgezeichnete Weise dar. Wir hören, wie in England eifrige Stimmen sich regten und die Regierung aufforderten, die neuauftretende Seemacht zu unterdrücken, solange es noch möglich sei, und wir fühlen an mehr als einer Stelle noch einmal im Geiste den ungeheueren Druck, den diese Rivalität uns damals auflegte, aber auch die Freude und die Beruhigung, wie es nun gelang, „den feindlichen Zusammenstoß und die gefügige Abhängigkeit in gleicher Weise zu vermeiden“.

Die Beziehungen zu den übrigen Staaten, auch zu Rußland, sind kürzer geschildert, eingehender wieder die Beziehungen zu Frankreich. Vortrefflich schildert Bülow die Natur des französischen Volkes und zaudert nicht, die Energie seines Zorns und seiner Trauer um den Verlust von Elsaß-Lothringen und um die Niederlagen in dem Kriege von 1870 nicht nur anzuerkennen, sondern zu bewundern. Er warnt davor, zu glauben, daß Frankreich sich je versöhnen lasse. „Für die Tatsache, daß uns Deutschen nationale Notwendigkeit gewesen ist, was den Franzosen als brutale Härte des Siegers erscheint, finden wir in Frankreich kein Verständnis.“ Sehr wirksam schließt Bülow diese Schilderung der Weltmachtstellung Deutschlands mit einem Worte Bismarcks aus einem der letzten Jahre seines Lebens. Als er unter

der Führung des die internationalen Verkehrsverhältnisse wie wenige beherrschenden Direktors der Hamburg-Amerika-Pakettfahrt den Hamburger Hafen besuchte und die neuen Riesenschiffe betrachtete, da brach er in die Worte aus: „Sie sehen mich ergriffen und bewegt. — Ja, das ist eine neue Zeit — eine ganz neue Welt.“

Bülow unterläßt es, die Tätigkeit seiner Vorgänger Hohenlohe und Caprivi im ganzen zu charakterisieren. Das ist bei der Anlage des Werks begreiflich, aber ebenso, daß nun die Urteile über einzelne Geschäfte einseitig werden, namentlich in den Bemerkungen S. 101 f. über Caprivis Zollpolitik. Caprivi, heißt es hier, habe die an sich schon starke Entwicklung von Handel und Industrie auf Kosten der Landwirtschaft so unterstützt, daß sich Deutschland in einen reinen Industriestaat zu verwandeln drohte. Im Gegensatz dazu habe er — Bülow — „der Landwirtschaft durch die Gesetzgebung einen Ausgleich für die Ungunst der Zeitverhältnisse geschaffen“ und dadurch Deutschland die Quellen der physischen und geistigen Gesundheit erhalten, die in einer ackerbauenden Bevölkerung und in der Arbeit des Landmanns gegeben sind. Das ist richtig. Was Bülow 1902 getan, war durch die Lage der Dinge geboten und segensreich, aber 1891 lagen die Dinge ganz anders. Die Getreidepreise hatten eine bedenkliche Höhe erreicht, und das Volk forderte immer dringlicher eine Herabsetzung der Getreidezölle. Notwendig war ferner für Handel und Industrie der Abschluß langfristiger Handelsverträge, in denen die Herabsetzung der Getreidezölle von 5 Mark auf 3,50 Mark ein notwendiges Glied bildete. Die extremen Konservativen kämpften zwar im Interesse der großen Getreideproduzenten dagegen an, aber selbst ihr gewandter Führer Graf Kanitz konnte nichts Entscheiden-

des vorbringen, und sein Haupthelfer Kardorff erklärte sich bereit, für die Herabsetzung der Getreidezölle zu stimmen, wenn seine bimetallistischen Wünsche durch Wiederherstellung des Silbers in der Währung erfüllt würden. Ein Drittel der konservativen Stimmen (18) entzogen sich auch diesen Führern, und zu den übrigbleibenden 36 Stimmen der Partei gesellten sich nur noch 12 Einzelne aus anderen Parteien. Diesen 48 Nein standen 243 Ja gegenüber. Auch der Kaiser war begeistert für die Sache und für die geschickte Art, in der Caprivi diese Verträge und ihre Tarife verteidigte. Freilich geriet in den folgenden Jahren die Landwirtschaft in große Not, aber dazu wirkten recht verschiedene Umstände zusammen. Es ist schwer zu sagen, ob die Herabsetzung des Getreidezolls auch nur als die vornehmste Ursache zu bezeichnen ist. Es war ein Umschwung auf dem Weltmarkt, und die Verhandlungen über die Abhilfe der zunächst durch diesen Umschwung hervorgerufenen Notlage der Landwirtschaft wurden durch antisemitische und bimetallistische Agitationen getrübt.<sup>1)</sup>

Es war eine Zeit großer Erregung und Umgestaltung auf allen Gebieten, einer ungewöhnlich stark angespannten gesetzgeberischen Tätigkeit. Viele Fragen, die heute entschieden sind, von dem Kampf um die Sperrgelder bis zu den Anfängen unserer kolonialen Ausbreitung lasteten damals auf dem Volke. Ferner zitterte durch das Land die Unruhe über Bismarcks Entlassung und die von dem zürnenden Helden der Nation entfesselte Agitation. Unter all diesen Schwierigkeiten hat sich Caprivi nicht nur behauptet, sondern er hat sehr bedeutende Angelegenheiten mit Mut und Ge-

1) In Bd. II S. 686—697 kommt Prof. Harms zu einem ähnlichen Urteil über Caprivis Handelspolitik, das er lehrreich begründet.



schick erledigt. Es ist hier nicht möglich, die Förderung der Arbeiterschutzgesetze, die Errichtung der Rentengüter, die Reform der Landgemeindeordnung und die übrigen Ergebnisse seiner Wirksamkeit zu besprechen, es mag genügen, an zwei Tatsachen zu erinnern. Er hat uns durch Vertrag mit England gegen afrikanische Gebiete, die wir damals gegen Englands Willen nur schwer behaupten oder nutzbar machen konnten, Helgoland erworben (1890) und 1892 die zweijährige Dienstzeit einzuführen gewagt, ohne die wir die notwendige Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht nicht in dem gegenwärtigen und also in dem heute unentbehrlichen Umfange hätten erreichen können. Auch hat Caprivi die vorbereitenden Schritte getan zur Gründung unserer Seemacht. Schon die Erwerbung Helgolands allein wird ihm unser Volk alle Zeit zur Dankbarkeit verpflichten. Wie schutzlos wäre der wichtigste Teil unserer Küste einem englischen Angriff preisgegeben, wenn Helgoland noch in Englands Hand geblieben wäre. Es ist sogar nicht unwahrscheinlich, daß die Kriegspartei in England in der folgenden Zeit der großen Spannung das Volk zu einem solchen Angriff fortgerissen hätte, wenn Helgoland damals noch in Englands Besitz gewesen wäre. Auf diese Fragen ist Bülow nicht eingegangen, sie sind zum Teil in anderen Abteilungen des Werkes berührt.

Sehr eingehend und in vieler Beziehung vortrefflich handelt Bülow über das Parteiwesen, besonders über das Zentrum und die Sozialdemokratie. „Wenn deutsche Parteien einmal in Opposition gegeneinander gestanden haben, und es braucht dabei gar nicht um die letzten Dinge des politischen Lebens gegangen zu sein, so vergessen sie das einander nur schwer und langsam.“ Das ist ein Satz aus der Naturgeschichte

unseres deutschen Parteilebens (S. 59), den ich der Beherzigung unserer Politiker wie unserer Historiker besonders empfehlen möchte, weiter auch den Vergleich der deutschen mit den englischen Parteien. Es sind Gedanken und Urteile, die aus ebenso reicher wie ruhiger Beobachtung geschöpft sind. Unter den Parteien haben Bülow Zentrum und Sozialdemokratie die größten Schwierigkeiten bereitet, doch ist auch diesen Parteien gegenüber sein Urteil ruhig. Wohl heißt es S. 85: „Der Kampf gegen die Sozialdemokratie ist Pflicht jeder deutschen Regierung“, bis sie niedergelagen oder eine andere geworden ist, und ähnlich S. 99: „Die sozialdemokratische Bewegung bedroht nicht nur die eine oder die andere Partei in ihrem Bestande, sie ist eine Gefahr für das Land und die Monarchie.“ Aber Bülow verzweifelt deshalb trotz der Zunahme der sozialdemokratischen Stimmen nicht an der inneren Überwindung dieser Gefahr, er rechnet darauf: „Das wahre Mittel,“ schreibt er S. 97, „die Mehrheit der Nation von den revolutionären Zielen der Sozialdemokratie, von dem verführerischen Glauben des Sozialismus an eine andere, unendlich bessere Zukunft zurückzuhalten, ist eine mutige und großzügige Politik, die die Freude an der Gegenwart des nationalen Lebens zu erhalten versteht. Eine Politik, die die besten nationalen Kräfte anspannt, eine Politik, die den zahlreichen und immer zahlreicher werdenden Mittelstand, der in seiner überwältigenden Mehrheit fest zur Monarchie und zum Staate steht, anzieht, erhält und stärkt, die ohne bürokratische Voreingenommenheit dem Talent auch im Staatsleben freie Bahn schafft, eine Politik, die an die besten nationalen Empfindungen appelliert.“

Das haben wir erlebt, als der Krieg ausbrach. Die Reichtagssitzung vom 4. Aug.

und die Haltung des ganzen Volkes, insbesondere auch der sozialdemokratischen Presse haben es gezeigt: ist das Vaterland bedroht, so gibt es keine Parteien.

Über das Zentrum urteilt Bülow ohne konfessionelle Vorliebe oder Abneigung. Er denkt protestantisch und fühlt sich als Protestant, aber er schreibt als ein Mann, der da weiß, daß die Konfessionen Produkte der Geschichte und der Gesellschaft sind, sowie daß für gewisse Naturen und gewisse Kulturschichten die eine Konfession passendere Formen für die Entfaltung des religiösen Lebens bietet als die andere. Aber er mußte schließlich doch gerade mit dem Zentrum den entscheidenden Kampf aufnehmen, weil es wiederholt den Versuch machte, die Entscheidung über die Reichspolitik an sich zu reißen, bald im Bunde mit den Konservativen, bald mit Polen, Elsässern und Sozialdemokraten. Als es sich 1906 unmittelbar in die Kolonialverwaltung, ja selbst in die kaiserliche Kommandogewalt einmischte und der Regierung die für die Niederwerfung des Aufstandes in unseren afrikanischen Kolonien nötigen Geldmittel und Truppen verweigerte, löste er den Reichstag auf und gewann bei den Neuwahlen eine Mehrheit von Konservativen und Liberalen für seine Politik. Dieser Sieg bildet den Höhepunkt seiner Politik und seiner Darstellung, es war ein Vorgang von allgemeinsten Bedeutung, ein glücklicher Widerstand gegen die unheilvolle Entwicklung unseres Parlamentarismus zum wechselnden Parteiregiment.

Schaut man zurück auf die Fülle von wichtigen Tatsachen, die Bülow uns in dem Zusammenhange zeigt, in dem er sie erlebte oder von seinem einen weiten Überblick gewährenden Standpunkte aus betrachten zu müssen glaubt: so durchleben wir mit ihm die Zeit, oder richtiger bedeutende Vorgänge und Abschnitte der

Zeit noch einmal. Bülow bietet uns damit eine der wesentlichsten Früchte aller historischen Arbeit — und er bietet sie in einer vortrefflichen Form. Aber ist das nun die Geschichte der Zeit? Kann der Zeitgenosse überhaupt die Geschichte seiner Zeit schreiben? Ein feinsinniger Kenner alter und neuer Literatur war der Ansicht, daß nur der Zeitgenosse die Geschichte einer Periode schreiben könne, und von Thukydides bis auf Friedrichs des Großen *Histoire de mon temps* und Sybels Geschichte der Gründung des Deutschen Reiches haben wir bedeutende Beispiele, die jeden Zweifel beseitigen, daß die Geschichte von Zeitgenossen geschrieben werden kann und manche Aufgaben der Geschichtsschreibung nur von Zeitgenossen gelöst werden können. Aber dieser Zusatz der manchen Aufgaben weist auch auf die Grenzen hin, die dem Zeitgenossen gezogen sind, und auf die Tatsache, daß es verschiedene Arten historischer Darstellung gibt, daß es niemandem vergönnt ist, die Fülle des Lebens, die in einer Periode entsteht und vergeht, ganz zu umfassen und ganz zu gestalten. Den Zeitgenossen ist der Rückblick versagt, der den Erben der Zeit gestattet, die dauernden von den vorübergehenden Erscheinungen zu scheiden und an dem Erfolge die Kräfte zu messen, die sich den Zeitgenossen oft nur halb offenbarten, in Verborgenheit wirkten oder mit zufälligen Erfolgen blendeten.

Mancher möchte sich versucht fühlen, diese Darstellung Bülows mit Bismarcks Gedanken und Erinnerungen zu vergleichen, aber sie gehört doch zu einem ganz anderen Genre. Schon dadurch, daß Bülow die von ihm gezeichneten Bilder in eine Galerie von Bildern einreihet, die von zahlreichen anderen und zum Teil ganz anders denkenden und sehenden Zeichnern entworfen sind.

## Nachrichten und Mitteilungen.

### Wirtschaftsverhältnisse und Wirtschaftsbeziehungen Indiens, insbesondere zu England und Deutschland.

Die Gestaltung der Verhältnisse in Indien spielt in Hinblick auf den Weltkrieg eine bedeutsame Rolle in politischer und wirtschaftlicher Beziehung. Es ist nicht zu viel gesagt, wenn man das englische Kolonialreich Indien einen Angelpunkt der Weltpolitik nennt. Nicht allein Englands Stellung auf dem Erdenrunde würde aufs bedenklichste erschüttert werden, wenn es Indien verlöre; die ganze weiße Rasse würde ihre Vormachtstellung vor den anderen Rassen bedroht sehen.

Die Verwaltung des großen indischen Besitzes ist zweifellos die bedeutendste Leistung des englischen Volkes auf administrativem Gebiete, und jedenfalls kann kein anderes europäisches Kolonialvolk auf eine gleiche Leistung hinweisen. Die Bevölkerungsverhältnisse Indiens entrollen ein eigenartiges Bild von dem Nebeneinander der verschiedenen Konfessionen und Rassen. Britisch-Indien und die Eingeborenen-Staaten waren im Jahre 1907/08 nach einer dem englischen Parlament zugegangenen Denkschrift von rund 295 360 000 Menschen bewohnt, die sich auf ein Gebiet von 1,77 Millionen engl. Quadratmeilen verteilten. Die Bevölkerungsziffer steigt, augenscheinlich infolge der sich häufig wiederholenden Hungersnöte, Überschwemmungen usw., verhältnismäßig langsam; seit 1890 hat sie um kaum 7 Millionen zugenommen, während sich im Deutschen Reiche die Bevölkerung in dem gleichen Zeitraume um mindestens 12 Millionen vermehrt hat. Den ersten scharfen Gegensatz bildet der Unterschied zwischen der auf dem Lande und der in den Städten wohnenden Bevölkerung: während die letztere rund 29,2 Millionen Seelen zählte, und 29 Städte mit einer Einwohnerzahl von über 100 000 Seelen bevölkert sind, sind über 265 Millionen Menschen auf dem Lande ansässig und tätig. Die städtische Bevölkerung beziffert sich somit ziemlich genau auf ein Zehntel der Gesamtbevölkerung. Unter den im Lande vertretenen Konfessionen haben die Hindus oder die Anhänger des Brahma mit über 207 Millionen das entschiedene Übergewicht, die Mohamme-

daner zählen 62,5 Millionen, die Buddhisten 9,5 Millionen, die Sikh, eine die Lehre des Brahmanismus und des Islam vereineude Sekte, 2,2 Millionen und die Christen 2,9 Millionen Vertreter. Unter den Einwohnern des Landes ist also erst jeder Hundertste ein Bekenner der christlichen Religion. Sodann ist die englische Kronkolonie Indien zweifellos dasjenige staatliche Gebilde, das die größte Zahl an lebenden Sprachen aufweist: es werden in Indien noch jetzt 185 verschiedene Sprachen gesprochen. Das Erstaunlichste ist und bleibt, mit wie geringer militärischer Machtentwicklung England bis jetzt seine Herrschaft über dieses gewaltige Reich aufrechterhalten konnte: Die indische Armee zählte nach der erwähnten Denkschrift 826 000 Mann, darunter 74 000 britische Truppen.

Britisch-Ostindien ist ein eigenartiges Wirtschaftsgebiet, dessen klimatische, wirtschaftliche und kulturelle Gegensätze stärker sind als die irgendeines Landes der Erde. Trotzdem hat Indien — als politische Gesamtheit betrachtet — ein äußerst reges Wirtschaftsleben entwickelt. Der Hindu ist ein vorzüglicher Kaufmann, ebenso wie das seit Jahrhunderten eingewanderte mohamedanische Element. Indien hat dank seiner Rührigkeit eine große Kaufkraft, und es verfügt über reiche Erzeugnisse der Landwirtschaft: Reis, Mais, Baumwolle, Jute, Opium, Lein, Rübsamen, Sesam, Tee, Indigo; alles dies ist in so reichem Maße Gegenstand der Gütererzeugung, daß auf ihrer Grundlage sich Indien zu einem Großhandelsstaate entwickeln könnte. Der Einfuhrwert übersteigt auch bereits seit geraumer Zeit 2 Milliarden Mark und der Ausfuhrwert 2 1/2 Milliarden Mark. Die Ausfuhr erstreckt sich im wesentlichen auf die genannten landwirtschaftlichen Erzeugnisse, die Einfuhr in erster Linie auf Baumwollgewebe (jährlich eine halbe Milliarde Mark), obwohl die Baumwollkultur in Indien weit verbreitet und die Zahl der Spindeln und Webstühle im Lande in rascher Zunahme begriffen ist. Außer Baumwollartikeln bilden Eisen- und Stahlwaren, Petroleum, Wollgewebe, Maschinen aller Art, Eisen-



bahnmaterial, Seide und Seidenwaaren, Edelsteine, Perlen, Glas, Farbstoffe, ätherische Öle, Branntwein und Zucker die hauptsächlichsten Einfuhrartikel.

Die indische Industrie befaßt sich naturgemäß in erster Linie mit der Verarbeitung der im eigenen Lande angebauten und vorkommenden Erzeugnisse; vornehmlich werden in den industriellen Betrieben die Erzeugnisse der Landwirtschaft verarbeitet, unter denen Baumwolle und Jute den ersten Rang einnehmen. Die Baumwollindustrie und dann die Juteindustrie, zu denen auch die Baumwoll-Entkernungsanstalten und -Pressen gerechnet werden müssen, sind die bei weitem bedeutendsten unter den verschiedenen industriellen Betrieben. Reis-, Mehlmühlen, Sägewerke, Brauereien, Ölmühlen und in den letzten Jahren auch in vereinzelter Distrikten Zündholzfabriken und Seifensiedereien folgen in weitem Abstände.

Trotzdem in diesem Lande die Rohprodukte für die Verarbeitung in den mannigfachsten Industriezweigen reichlich vorhanden sind, ist es doch bisher noch nicht recht gelungen, die in Rede stehenden Industrien, wie in erster Linie Zuckerfabriken, Ölmühlen, Zündholzfabriken, Mehlmühlen u. dgl. m., zu einer auch nur mittelmäßigen Bedeutung zu bringen. Der Grund dafür liegt einmal in dem Widerstande des indischen Mittelstandes, den Söhnen eine industrielle Erziehung zu geben, und dann auch bei den indischen Kapitalisten, die — in Ermangelung genügender Erfahrungen — sich bisher scheuten, ihre Gelder in neuen industriellen Unternehmungen anzulegen. Zwar ist nach beiden Richtungen in den letzten Jahren eine merkliche Besserung eingetreten; soll das Land aber industrieller werden, wie es vielfach gewünscht wird, so muß sich noch manches ändern.

Die Baumwollindustrie hat vornehmlich in dem Stadtkreise Bombay und in der Provinz gleichen Namens ihren Sitz. Seit dem Jahre 1851, wo die erste Baumwollfabrik in Indien gegründet wurde, hat sich die Industrie fast fortgesetzt erweitert; in ihr ist ein Kapital von ungefähr 221 Millionen Mark angelegt. Neben dem großen einheimischen Bedarf sendet die indische Spinnerei ihre Erzeugnisse in erster Linie nach China und in kleinerem Maßstabe nach Ägypten und der Levante. Webwaren werden nach den Straits, Ceylon, Aden, Ostafrika und den persischen Golfhäfen

ausgeführt. Die Betriebsergebnisse ließen freilich in den letzten Jahren vielfach zu wünschen übrig.

Ähnlich erging es auch der Juteindustrie, die in Kalkutta und ihrer näheren Umgebung ansässig ist: Übererzeugung, schlechte Absatzverhältnisse in Nord- und Südamerika, hohe Preise für das Rohmaterial waren die Ursachen dafür. Australien ist mit einem Werte von annähernd 26 Millionen Mark der größte Käufer von Säcken. England, die nord- und südamerikanischen Staaten sowie Ägypten sind ebenfalls große Abnehmer; Deutschland folgte erst in weitem Abstände. Als Hauptkäufer von Packleinen kommen die Vereinigten Staaten von Nordamerika und Argentinien in Betracht. Deutschlands Bezug war nur von untergeordneter Bedeutung.

Die Wollindustrie, die vornehmlich in den nordwestlichen Bezirken zu Hause ist, hat in den letzten Jahren, im Gegensatz zu den genannten Industrien, gute Ergebnisse aufzuweisen gehabt. Die hauptsächlichsten Erzeugnisse sind Tuche und Stoffe für die Armee, wollene Decken, Schals und andere namentlich für die Armee bestimmte wollene Gegenstände. Wenn man von der Ausfuhr der wollenen Teppiche, die in kleinen Hausbetrieben hergestellt werden, absieht, so kommt die indische Wollfabrikation für eine überseeische Ausfuhr noch nicht in Betracht.

Die Herstellung von seidenen Waren, für die die Vorbedingungen in vielen Teilen des Landes recht günstige sind, steht infolge einer schlechten Organisation und der Vernachlässigung der Auswahl und bei der Zucht der Seidenspinner im allgemeinen auf einer verhältnismäßig niedrigen Stufe. Bei richtiger Behandlung und Organisation des vorhandenen Materials, sowohl an Rohstoffen wie an Arbeitern, ließe sich die Seidenspinnerei und -weberei voraussichtlich bedeutend heben, da die Vorbedingungen z. B. in der Provinz Bengalen recht günstig sind, wo dieser Erwerbszweig in kleinen Hausbetrieben heimisch und die Bevölkerung mit der Behandlung der Raupen vertraut ist. Wenn man bedenkt, daß die Einfuhr von Rohseide sowie von seidenen und halbseidenen Stoffen und Garnen einen Wert von rund 50 Millionen Mark jährlich aufweist, so dürfte ein Versuch für den Wiederaufbau dieser Industrie wohl der Mühe wert sein.

Papier wird in Indien seit undenklichen Zeiten hergestellt. Seitdem aber die europäischen und amerikanischen Fabriken ihre Erzeugnisse auf die indischen Märkte bringen, hat die einheimische Hausindustrie einen empfindlichen Schlag erlitten, da sie den Wettbewerb mit den billigen, maschinenmäßig hergestellten Papieren nicht aushalten kann. Fast nur in sehr abgelegenen Distrikten, wie z. B. in Kashmir, findet man diese Hausindustrie noch in gewisser Blüte und von gewisser Bedeutung, aber selbst hier hat sie stark zu leiden und gegen den fremden Eindringling zu kämpfen. Die Herstellung von Papier nach europäischen Mustern wird von fünf größeren Fabriken betrieben. Sie arbeiten mit mehr oder minder Erfolg, da auch sie stark unter dem ausländischen Wettbewerb zu leiden haben. Wenn nicht die Regierung regelmäßig einen größeren Teil ihres Bedarfes an billigeren Papieren, Briefumschlägen usw. bei ihnen decken würde, dürfte ihr Fortkommen vielleicht angezweifelt werden, da sie im allgemeinen nicht mit dem billigen, aus Holzschliff hergestellten Papier konkurrieren können. Die indischen Fabriken verarbeiten vornehmlich Gras, und zwar das sog. Sahaigras, das in den am Fuße des Himalajagebirges gelegenen Distrikten wächst. Sollte ein Weg gefunden werden, das Bambusholz maschinell verarbeiten zu können, so dürften sich die Aussichten für diesen Industriezweig günstiger gestalten.

Abgesehen von den vielen kleinen Nativeschmelzen kommt für die Eisen- und Stahlindustrie bisher nur das in Bengalen gelegene Werk — The Barakar Iron Works — mit drei Hochöfen von einer jährlichen Erzeugung von 40 000 t Roheisen in Betracht. Dazu ist jetzt die große Tata Iron and Steel Co. bei Kalimati in Bengalen getreten, die 120 000 t Roheisen und 70 000 t Träger und Schienen herstellen soll. Die Einfuhr von Eisen- und Stahlerzeugnissen hat in den letzten Jahren fortgesetzt, wenigstens zugunsten des Stahls, sich gesteigert; immerhin handelte es sich nur um verhältnismäßig geringe Mengen: bei Stahl um 400 000 t, bei Eisen um noch nicht 300 000 t.

Während nach der Lage der Verhältnisse Eisenerzeugnisse, wie Träger, Schienen, Bleche, Röhren, Nägel, Schrauben u. a., vornehmlich aus England bezogen werden, nahmen dagegen Deutschland und Belgien den größeren Teil der Lieferungen von

Stahl für sich in Anspruch. Die englische Industrie ist anscheinend besonders leistungsfähig in Wellblechen, verzinkten Blechen, Röhren und Bandeisen. Sehr schwer schien es der deutschen Industrie zu werden, den englischen Wellblechfabrikanten wettbewerbsfähig gegenüberzutreten.

Die Einfuhr von Maschinen, Armaturen, Betriebseinrichtungen u. dgl. m. hatte infolge der allgemeinen schlechten Lage der indischen Industrie in den letzten Jahren einen anhaltenden Rückgang zu verzeichnen (von 69 auf 64 Millionen Mark); der deutsche Anteil hatte sich erfreulicherweise auf rund 2 Millionen Mark gehoben; werden dann bei dieser Einfuhr noch die über Antwerpen verladenen Maschinen, unter denen sich noch manche deutsche finden dürfte, berücksichtigt, so hob sich der Wert von zusammen rund  $1\frac{1}{2}$  auf annähernd 4 Millionen Mark. Es wäre zu wünschen, daß dieser Fortschritt der deutschen Maschinenindustrie zu weiteren Erfolgen auf diesem großen Absatzgebiete führen möchte. Am meisten beteiligt ist England, das sich an der angegebenen Ziffer den gewaltigen Anteil von  $56\frac{1}{2}$  Millionen Mark gesichert hatte. Aber auch die Vereinigten Staaten von Nordamerika betätigten sich rührig und mit fortschreitendem Erfolge in Indien. Der deutschen Industrie könnte immerhin eine steigende Lieferung von Dampfmaschinen, Lokomobilen, Petroleum- und Gasmotoren, Ölpresen, Druckereimaschinen, Pumpen, Ballenpressen, Einrichtungen für die Zuckerfabrikation, für die Zündholzfabriken u. dgl. in Zukunft zufallen.

Die Einfuhr der Gegenstände, die in die Rubrik „eiserne Kurzwaren“ fallen und u. a. Messerwaren, landwirtschaftliche Geräte, Emaillewaren, Lampen, Nähmaschinen u. dgl. umfassen, hatte sich in den letzten Jahren beträchtlich gehoben, und erfreulicherweise hatte sich auch die deutsche Industrie mit einer entsprechenden Erhöhung an dem Absatz dieser Fabrikate beteiligt. Ihr Anteil stieg von 5 auf 6 Millionen Mark; wird dagegen die Zufuhr von Deutschland und Belgien zusammengekommen, wie es in der indischen Statistik geschieht, so stellt sich die Erhöhung von 7 auf 10 Millionen Mark, der eine englische Einfuhr von fast 28 Millionen Mark gegenüberstand.

Neben England kommt vornehmlich bei landwirtschaftlichen Werkzeugen Nordamerika in Frage, für Emaillewaren besonders

Österreich mit seinen billigen Waren. Aber auch in Lampenwaren sind Österreich und Nordamerika scharfe Mitbewerber. Die über England eingeführten Nähmaschinen dürften zum größten Teil amerikanischen Ursprungs sein.

Von dem Gesamthandel Indiens stammt natürlich der bei weitem größte Teil der Einfuhr aus England, bei der Ausfuhr ist England mit einem geringeren Prozentsatz beteiligt. Die Einfuhr Indiens aus Deutschland war ganz wesentlich geringer als die aus England, trotzdem stand Deutschland unter den Lieferanten Indiens an dritter Stelle. Unter den Abnehmern nahm Deutschland sogar die zweite Stelle ein, direkt hinter England. Wenngleich die deutsche Ausfuhr nach Indien sich gehoben hatte, so wird Deutschland seinen Absatz nach diesem Lande noch beträchtlicher steigern können und müssen.

Vorzugszölle für Waren des Mutterlandes, wie sie in Kanada, Südafrika, Australien usw. bestehen, sind in Britisch-Indien bisher nicht eingeführt worden, obwohl es an Anregungen dazu nicht gefehlt hat. Trotzdem ist natürlich der indische Zolltarif völlig den Wünschen der englischen Ausfuhrindustrie angepaßt. Dazu tritt die politische Herrschaft Englands, die sich u. a. darin ausspricht, daß die indische Regierung und die von ihr abhängenden Eisenbahnen ihre Bestellungen ausschließlich im Mutterlande unterbringen. Ein weiteres wirtschaftliches Band zwischen Kolonie und Mutterland bilden die großen englischen Kapitalien, die in indischen Fabriken, Bahnen, Bewässerungsanlagen u. dgl. angelegt sind, ferner die englischen Banken und Einfuhrhäuser in Indien, die englischen Schiffsverbindungen in den indischen Häfen und schließlich auch die Spezialartikel der englischen Industrie, besonders der Baumwollindustrie. So kommt es, daß England zwei Drittel der Wareneinfuhr nach Indien liefert, die sich im Jahre 1912/13 auf 2220 Millionen Mark bewertete. In Baumwollwaren, Eisenbahnmaterial, Maschinen, Whisky, Bier, Konserven, Zigaretten, Seife, Ölfarbe, Tünche, Chemikalien, Werkzeugen, Waffen, Instrumenten und Apparaten, Automobilen, Fahrrädern, Wagen, Wellblech, Zement, Talg, Leinöl, Glasflaschen, Lederwaren, Wollstoffen, Schreibmaterialien beherrscht England fast vollständig den indischen Markt. Von der Warenausfuhr Indiens geht

daher nur knapp ein Viertel nach England. Im Jahre 1912/13 hatte die indische Ausfuhr einen Wert von 3218 Millionen Mark, davon sind nach der indischen Statistik Waren im Werte von 808 Millionen Mark nach England gegangen, wovon indessen ein großer Teil in England nur umgeladen und nach dem Kontinent weiter befördert worden ist. Dieser Ausfuhr Indiens nach dem Mutterlande steht eine Einfuhr aus dem Mutterlande nach Indien im Werte von 1412 Millionen Mark gegenüber. Für England ergibt sich demnach eine gewaltige Aktivbilanz.

Im Handelsverkehr zwischen Deutschland und Indien war das Umgekehrte der Fall. Nach der indischen Statistik betrug die Ausfuhr Britisch-Indiens nach Deutschland etwa 40% der Ausfuhr nach England, dagegen erhielt Britisch-Indien aus Deutschland kaum 10% dessen, was es aus England erhielt. Das Verhältnis verschiebt sich aber noch sehr zuungunsten Deutschlands, wenn man berücksichtigt, daß ein großer Teil der nach England verfrachteten indischen Erzeugnisse seinen endgültigen Absatz in Deutschland fand. Nach der deutschen Handelsstatistik hat im Kalenderjahr 1912 die Einfuhr Deutschlands aus Britisch-Indien mit Einschluß von Ceylon 573 Millionen Mark an Wert betragen, die Ausfuhr Deutschlands dorthin aber nur 112 Millionen Mark. Hiernach war unser Anteil an der Ausfuhr aus Indien etwa fünfmal so groß als unser Anteil an der dortigen Einfuhr. Die Bilanz ist für uns in so hohem Grade passiv, wie es wohl in unserem Handelsverkehr mit keinem anderen Lande der Fall sein dürfte.

Viel verbreitet ist der Irrtum, als ob in Indien das Geschäft ganz in englischen Händen gelegen hätte; das ist aber durchaus nicht der Fall, vielmehr ist die Zahl der selbständigen indischen Großkaufleute sehr beträchtlich, und diese Großkaufleute haben durchaus keine Abneigung gegen deutsche Ware. Für eine stärkere Ausfuhrbetätigung seitens großer Unternehmungen würde sich nach dem Eintritt ruhiger Zeiten vermutlich die Einrichtung von Zweigniederlassungen wohl lohnen, jedenfalls aber sollten die deutschen Kaufleute und Produzenten wegen der schwierigen Beurteilung der Kreditfähigkeit der inländischen Verbraucher und Händler eine direkte Führungnahme mit den indischen Abnehmern



herstellen. Die europäischen Kommissionshäuser in Indien werden im allgemeinen als kreditwürdig angesehen. Anders verhält es sich aber mit dem einheimischen indischen Zwischenhandel; auf den letzteren ist die deutsche Ausfuhr für manche Erzeugnisse angewiesen, da bestimmte Ausfuhrwaren, besonders kleinere Artikel den europäischen Kommissionshäusern nur einen geringen Nutzen lassen, von diesen also nicht oder nur wenig gepflegt werden. Für diese Waren ist der deutsche Außenhandel auf die indische Vermittlung angewiesen. Dabei wäre es erforderlich, daß die deutschen Firmen zu den Einkaufszeiten in viel größerem Umfange als bisher das indische Geschäft durch Reisende bearbeiten lassen, die sich an Ort und Stelle über die Kreditwürdigkeit der Kundschaft unterrichten und mit ihr ständige Fühlung unterhalten können. Wird dieser Weg der Geschäftsverbindung gewählt, so würden ohne ungewöhnliches Risiko wertvolle Verbindungen anzuknüpfen sein. Einen ihrer tatsächlichen Bedeutung wenig entsprechenden Anteil hat z. B. die deutsche Industrie an der Einfuhr von Baumwollerzeugnissen. Während England sich an dieser Einfuhr mit etwa 550 Millionen Mark beteiligte, konnte Deutschland, wie der Handelssachverständige beim deutschen Generalkonsulat in Kalkutta vor einiger Zeit berichtete, nur für etwas über 5 Millionen Mark Waren in Indien einführen. Der Handelssachverständige meint dazu: „Der deutsche Fabrikant kann wohl dort mit dem Engländer konkurrieren, wo der Abnehmer besonderen Wert auf Geschmack, Ausführung, gutes Farbensortiment und besondere Muster legt; aber für das große Geschäft in den Stapelartikeln — ungebleichten und gebleichten Stoffen —, die in Indien in erster Linie gekauft werden, scheint ihm die Konkurrenz schwer zu sein. Der Hauptgrund dürfte vielleicht darin zu suchen sein, daß die deutsche Baumwollindustrie bisher noch ihre Hauptabnehmer im eigenen Lande hat, während die englischen Fabrikanten vornehmlich für den Export arbeiten. Man sagt, daß ungefähr 80 % der gesamten englischen Baumwollfabrikation für die Ausfuhr arbeiten. Daß sie unter diesen Umständen die Bedürfnisse Indiens besser studiert und spezialisiert hat, als unsere heimische Industrie es bisher getan hat, ist daher nicht zu verwundern. Nichtsdesto-

weniger sollte aber auch nunmehr die deutsche Industrie größere Anstrengungen machen, sich dort mehr zu betätigen. Holland, Belgien, Österreich und Italien haben neben Japan, das für 9 $\frac{2}{3}$  Millionen Mark Waren auf dem indischen Markte absetzte, sämtlich einen bedeutend größeren Anteil an diesem Geschäft.“

Neben den Geweben ist auch die Einfuhr von baumwollenen Garnen und Zwirnen sehr bedeutend, die sich in den letzten Jahren auf etwa 45 Millionen Mark belief und auch fast ausschließlich aus England kam; der Anteil Deutschlands hieran war sehr gering. Etwas besser schnitt die deutsche Einfuhr bei den Erzeugnissen der Wollindustrie ab. Aber auch in diesem Zweige bietet sich den deutschen Fabrikanten noch ein weites Feld zur Bearbeitung. Ganz bedeutend erweiterungsfähig ist der deutsche Absatz ferner in Litzen, Teppichen, Trikotagen und Webwaren, in denen er mit der englischen Industrie zu konkurrieren hat. Ähnlich liegt es mit zahlreichen anderen Artikeln.

Die allgemeinen wirtschaftlichen Verhältnisse in Indien sind jedenfalls einer zukünftig vermehrten Ausfuhrfähigkeit Deutschlands nicht ungünstig, und gerade die eigenartigen, in ihrer Gesamtheit noch nicht zu übersehenden Vorgänge im indischen Kaiserreiche sollten mehr und mehr die Aufmerksamkeit darauf hinlenken, ob für die Geschäftsbeziehungen der europäischen Staaten mit Indien sich demnächst aussichtsvolle Möglichkeiten eröffnen.

Dr. Kreuzkam.

**Deneke, Th., Prof. Dr.:** Sprachverhältnisse und Sprachgrenze in Belgien und Nordfrankreich. Mit zwei Karten. Verlag von L. Friederichsen & Co. in Hamburg. Preis M. 1,50.

Durch unsern großen Krieg veranlaßt und im Hinblick auf das harte, zähe Ringen in seinem nordwestlichen Kampfgebiet niedergeschrieben ist auch diese lehrreiche kleine Schrift. Wir Deutsche, sagt der Verfasser an ihrem Eingang, die wir diesen Weltkrieg nicht geplant hatten und keine Ausdehnung unserer europäischen Grenzen erstrebten, sind nun, wo sich drei Großmächte zu unserer Vernichtung verbündet haben und Belgien dem Bunde unserer Feinde beigetreten ist, gezwungen, in diesen heißumstrittenen Gebieten Verhältnisse zu schaffen, die

uns gegen künftige ähnliche Überfälle die größtmögliche Sicherheit bieten. Wir haben also zu prüfen, inwieweit die bestehenden nationalen Verhältnisse der besprochenen Länder günstig oder ungünstig für uns liegen, und inwieweit sie die Verfolgung dieses Zieles erleichtern oder erschweren.

Das zuverlässigste ihm zugängliche statistische Material verwertend und tabellarisch zusammenstellend, schildert Deneke die heutigen Sprachverhältnisse in Belgien, beschreibt den gegenwärtigen Verlauf der Sprachgrenze hier und in Nordostfrankreich, der auch durch eine Karte anschaulich gemacht ist, und zeigt, wiederum mit Hilfe einer Karte, die Verschiebungen dieser Sprachgrenze im Laufe der Geschichte.

In einem Überblick zunächst über die Sprachverhältnisse Belgiens insgesamt wird nachgewiesen, daß in der Zeit von 1866 bis 1890 durch rücksichtslose Anwendung aller staatlichen und gesellschaftlichen Hilfsmittel die wallonisch bzw. französisch sprechende Minderheit sich zu verstärken begann, von 1890 ab jedoch infolge der anfangs rein literarischen, seit den siebziger Jahren aber auch politisch wirksamen vlämischen Bewegung zunächst (bis 1900) zum Stillstand kam, dann (bis 1910) zu einem Rückschritt dem Vlämischen gegenüber gedrängt wurde; heute sprechen von 100 Belgiern 55 germanisch (vlämisch und hochdeutsch), 45 romanisch (wallonisch und schriftfranzösisch). Die noch lehrreichere räumliche Sprachenverteilung auf die Provinzen zeigt nur in zweien die Volkssprache ganz ungemischt: in Antwerpen vlämisch, in Namur wallonisch. Alle übrigen sind gemischt, am meisten die Provinz Brabant, deren nördliche zwei Drittel dem Geltungsbereich der vlämischen Volkssprache angehören, während in dem südlichen Drittel wallonisch gesprochen wird. Limburg, Ost- und Westflandern sind bis auf wenige Grenzorte vlämisch, Hennegau, Lüttich und Luxemburg überwiegend wallonisch. Die sprachlichen Zustände der größeren Städte zeigt eine Tabelle insbesondere für Antwerpen und Brüssel und zusammenfassend in elf vlämischen und sieben wallonischen über 20 000 Einwohner enthaltenden Stadtgemeinden. Es ergibt sich, wie entsprechend schon aus der tabellarischen Übersicht über die Provinzen, daß die wallonisch-französischen Städte viel einseitiger romanisch

sind als die vlämischen Städte germanisch. Auch die (nach ihm doch nur geringe) Stärke einer französisierenden Oberschicht in den Städten, welche die Idee des belgischen, in französischem Geiste zu lenkenden Einheitsstaates vertritt, sucht der Verfasser zahlenmäßig abzuschätzen. Am weitesten vorgeschritten ist das französische Wesen in der ursprünglich vlämischen Hauptstadt. Und immer näher streckt Brüssel seine südlichen, wallonisch-französisch sprechenden Vororte der Sprachgrenze zu; jetzt noch eine französische Insel im vlämischen Sprachgebiet, wird es bald auf einer ins Vlämische hineinragenden französischen Halbinsel liegen.

In der Schilderung des gegenwärtigen Verlaufs der germanisch-romanischen Sprachgrenze zeigt Deneke das geschlossene Gebiet der vlämischen Volkssprache in Frankreich umzirkelt von dem Halbkreise Armentières, Aire, St.-Omer (St. Omaars), Burburg, Dünkirchen. In den Städten ist das Vlämische schon in der Minderheit, nur auf dem flachen Lande herrscht es noch. Auch hier in Frankreich hat die vlämische Bewegung dem Rückgang zu wehren versucht, und so ist doch ein gewisser Stillstand des bisher vordringenden Franzosentums eingetreten, sogar ein Rückschritt vielleicht.

Das noch heute vlämische Gebiet in Nordostfrankreich ist das Überbleibsel eines einst dreimal so großen, das ganze nördliche Drittel des heutigen Departements Pas de Calais und vor allem die wichtigen Uferlandschaften des Kanals einnehmenden niederdeutschen Sprachbesitzes, der zum größten Teil erst im Beginn und Verlauf des 19. Jahrhunderts so stark gemindert ist. Die politische Geschichte dieses Gebietes, so führt Deneke zum Schlusse aus, hat sich anders entwickelt, als es nach seiner völkischen Zugehörigkeit vorausbestimmt schien, das germanische Blut aber hat sich im wesentlichen an der Kanalküste behauptet. Obwohl an dem verkehrsreichsten Meere der Gegenwart gelegen, wird dies Gebiet doch von einer recht seßhaften Bevölkerung bewohnt, die ihre Zugehörigkeit zum vlämischen Stammland schwerlich vergessen hat. In dem östlichen noch an das belgische Vlamentum angelehnten Teil des französischen Niederdeutschums sehen wir bereits neues Leben, neues Fortschreiten, dem der Weg nach Westen gewiesen ist.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Professor Dr. Max Cornicellius, Berlin W 30, Luitpoldstraße 4.  
Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

# INTERNATIONALE MONATSSCHRIFT FÜR WISSENSCHAFT KUNST UND TECHNIK

9. JAHRGANG

HEFT 7

15. FEBRUAR 1915

## Deutschland, England und Amerika.

### Historisch-politische Betrachtungen über den Kampf in der öffentlichen Meinung.

Von Hermann Oncken.

Niemals, soweit man zurückzudenken vermag, ist die öffentliche Meinung aller Völker so leidenschaftlichen Erschütterungen ausgesetzt gewesen wie in diesem Weltkrieg. Selbst die Seelen der neutralen Völker sind in eine innerliche Bewegung geraten, manchmal nicht minder heftig als die der kriegführenden, weil sie von mehreren Seiten angepackt werden, und weil sie das dunkle Gefühl haben, daß auch ein Stück ihres eigenen Schicksals sich mit entscheiden könnte: manchmal noch verwirrender, weil das Parteiergreifen alle Menschen in eine Richtung treibt, das Nichtparteiergreifen vielen schwankenden Stimmungen und Möglichkeiten Raum läßt. Man ringt auch um die Seele der neutralen Völker. Und der Haß der Gegner, die gegen uns im Felde stehen, hat uns kaum mit größerer Bitterkeit erfüllt, als das Erlebnis der Gesinnungen derer, die nicht unsere Gegner sind, sondern neutral sein wollen.

Die Sündflut der massiven Verleumdung ist allerdings im neutralen Auslande zu einem guten Teile abgelaufen. Aber die große Welle des tiefen Mißverständnisses über die letzten Ursachen des Krieges, über Schuld und Nichtschuld an seinem Ausbruch, über die Ziele der deutschen Politik und den Kern des deutschen Wesens, diese Welle steht noch und hält, aus dem Lager unserer (unter günstigen Wettbewerbsbedingun-

gen tätigen) Feinde kräftig versorgt, weithin die Gefilde bedeckt. Demgegenüber ist unser eigenes Bedürfnis nach Rechtfertigung im Laufe der letzten Monate merklich geringer geworden. Es hat keinen Zweck, mit Gründen zu kämpfen gegen eine Voreingenommenheit, die uns so feindlich bleibt wie die Gesinnung unserer erklärten Feinde, und es hat noch weniger Zweck, den Nachweis unseres Rechts zu versuchen bei denen, die in erster Linie an ihr eigenes Interesse und dessen Befriedigung denken. Wir dürfen ein Stück unserer geistigen Isolierung inmitten der Völkersympathien als beneidete Stärke auffassen: wir vertrauen, daß die Entscheidungen der Macht die gleichen sein werden wie die Entscheidungen des Rechts, und überlassen es der Welt, sich eines Tages auf eine Neugruppierung ihrer Gesinnungen einzurichten.

An einer Stelle haben wir das Erlebnis des Mißverständnisses besonders peinlich empfunden: da, wo wir selber Sympathien entgegengebracht hatten und zum mindesten auf eine unparteiliche Gesinnung unter allen Kampfbedingungen eines fair play meinten rechnen zu dürfen: da, wo wir einen Zugang zu einer fremden Volkspsyche gesucht und in ihr eine Wahlverwandtschaft mit unserer Wesensart vermutet hatten: da, wo keinerlei Gegensätze der



Vergangenheit oder der Gegenwart einem solchen inneren Verständnis entgegenstanden. Das ist Amerika.

Ich meine natürlich nicht nur die Niederungen der öffentlichen Meinung, die kenntnislose Zeitungsindustrie, die ihre head-lines in erster Linie für den gellenden Ruf auf der Straße einrichtet, sondern den weitaus größten Teil der geistig führenden Oberschicht. Es kann nicht anders sein, als daß ihr Verhalten in diesem Kriege nicht einem äußerlichen und zufälligen Anlaß entspringt, sondern seine tieferen Gründe hat.

Die lebendigen Quellen amerikanischen Denkens sind aus dem englischen Denken entsprungen. Die ethischen Begriffe des Amerikaners sind auf einem religiösen und philosophischen Boden erwachsen, den er mit England gemein hat; seine rechtlichen Vorstellungen und die Praxis seines Rechtsverfahrens verbinden ihn allein mit den Traditionen des alten Mutterlandes; seine kulturellen Werte mit allen tieferen geistigen Untergründen werden dauernd von der englischen Kultur am tiefsten befruchtet. Europäische Geschichte ist dem Amerikaner zum wesentlichen Teile englische Geschichte: wie schwer fällt ihm von hier aus die Orientierung zur deutschen Geschichte hin! Gewiß gibt es eine selbständige amerikanische Literatur, mit durchaus eigenartigen und wertvollen Antrieben, aber wenn man ein so gewaltiges Kapital, wie es die englische Literatur darstellt, mit dem Mutterlande gemein hat, so wird man nie auf die Erträge aus einer solchen Gemeinschaft verzichten. Die Bildung der öffentlich-rechtlichen Begriffe und die Ausdrucksformen der öffentlichen Meinung vollziehen sich in derselben Richtung wie in England; mancherlei heimliche gesellschaftlich-soziale Ambition findet dort

die ersehnte Befriedigung; und die wirtschaftliche Interessengemeinschaft, die durch den Austausch der Güter geschaffen wird, überragt an Bedeutung jede andere um mehr als das Doppelte. So ist schließlich für die meisten Anglo-amerikaner auch der Begriff der großen angelsächsischen Weltgemeinschaft zwar keine politische Realität, aber doch ein Gefühl, das in seinem geistigen Unterbewußtsein eine geschmeichelte Befriedigung auslöst.

Gewiß, mit diesem Bilde ist nicht alles gesagt. Wenn es erschöpfend wäre, so würde es die dauernde Abhängigkeit des amerikanischen von dem englischen Geistesleben bedeuten. Aber die amerikanische Kultur hat auch ihre eigenen und ursprünglichen Wurzeln, sie reichen tief in den kolonialen Boden hinein und saugen zugleich aus der Vielfältigkeit ihrer Völkermischung eigentümliche Kräfte. Und wenn ich die besten amerikanischen Geister recht verstehe, so arbeiten sie gerade daran, jene Selbständigkeit und Eigenartigkeit hervorzubringen, die allein eine Kultur schöpferisch und für die Zukunft verheißungsvoll macht. Der Aufbau des amerikanischen Staates ist kosmopolitisch, er gießt zahlreiche Nationalitätentrümmer in eine einheitliche Form, aber er nimmt damit unendlich mehr seelische Werte in sich auf, als wenn die Nation allein aus Neu-Engländern gebildet würde; auch ihre geistige Struktur muß weiter und beweglicher werden als jene borniert insulare Art, die nichts anderes in der Welt kennt. Hier liegt eine gewisse Verwandtschaft mit der deutschen Geistesart. Die Deutschen sind durch den Verlauf ihrer Geschichte durch einen ähnlichen geistigen Kosmopolitismus geführt worden, auf dem unsere nationale Art beruht, und so haben wir geglaubt, und auch viele Amerikaner sind der-

selben Meinung gewesen, daß gerade wir ihrer nationalen Eigenart etwas zu bieten hätten.

Ich will nicht sagen, daß solche Möglichkeiten heute gänzlich verstopft sind, aber wir haben doch gelernt, daß die Schwierigkeiten viel größer sind, als wir dachten, und daß die schmalen geistigen Zugänge, die wir zu einer anderen Nation zu schaffen versuchten, kaum in Betracht kommen gegenüber dem breiten Strom, mit dem die in England geprägten Vorstellungen die öffentliche Meinung Amerikas überschwemmen. Es handelt sich ja nicht um eine Beeinflussung, die erst in diesem Augenblicke eingesetzt hat, sondern seit Jahrzehnten schon wird die Kost, die aus der Küche des englischen öffentlichen Meinungsapparates kommt, regelmäßig so zugerichtet und gewürzt, daß der amerikanische Magen für alles andere unempfindlich geworden ist. Der Krieg aber hat den Engländern die Möglichkeit gegeben, ihr System zu einem bisher unerreichten Höhepunkt zu steigern. Es begann jetzt mit einer zwiefachen Praxis zu arbeiten, um sich das Monopol auf diesem Markte zu sichern: einmal durch Absperrung der deutschen Nachrichten, solange es ging, sodann durch eine systematische und geschickte Versorgung mit den eigenen Produkten.

Auch wer die innerliche Verwandtschaft zwischen englischem und amerikanischem Denken als eine unzerstörbare Tatsache in Anschlag brachte, mußte überrascht sein durch das ungewöhnliche Maß von innerer Abhängigkeit, das sich drüben fast überall herausstellte, als es sich um die Beurteilung der unmittelbaren Kriegsanhänge und vollends der tiefer liegenden Kriegsursachen handelte. Man begegnete drüben fast überall denselben Gedankengängen und denselben Werturteilen,

denselben Fehlerquellen und denselben Eideshelfern wie in der öffentlichen Meinung Englands: das Bild, das man sich vom deutschen „Militarismus“ zurzeit in den breiten Schichten Amerikas macht, ist bis in seine kleinsten Züge, bis in seine geistigeren Bestandteile hinein „made in England“. Und nur das ist verblüffend, wie dieses englische Argument, ein bewußt für den Kampf zugespitztes Argument, eine Waffe, noch diabolischer berechnet als die Waffen der Feldschlacht, nun drüben bedingungslos angenommen wird, als wenn es objektive Wahrheit enthielte: wie es zum geistigen Besitztum eines Volkes wird, das eben nicht Partei ergreifen, sondern neutral sein will.

So hat man auch über die geistigen Wurzeln, über die Väter des Militarismus die in England gefundenen Formeln begierig und gedankenlos aufgegriffen. Über die Sphären hinaus, in denen sich Bequemlichkeit des Nichtdenkens mit selbstgerechter Salbung paart, ja bis in die führende Oberschicht hinein hallt die Anklage, der deutsche Geist in seinen Tiefen trage die Verantwortlichkeit für den Weltkrieg: Nietzsche und Treitschke, die Alldeutschen und General von Bernhardi seien seine Exponenten.

Eine Ironie der Weltgeschichte hat dem vielgeprüften Nietzsche nun noch das Schicksal beschieden, in diesem Weltbrand als ein geistiger Urheber des modernen Deutschlands, das er so tief verabscheut hat, ausgerufen zu werden: all sein blendender Glanz hat ihn, den Aristokraten, nicht davor bewahrt, von den groben Fingern des reinen Unverstandes der Masse ausgemünzt zu werden wie die flachste Alltagsrede. Auf nichts war er stolz wie auf sein slawisches Blut, und mit nichts liebäugelte er inbrünstiger als mit seiner romanischen Geistesart: kein Deutscher neuerer Zei-

ten hat gleich diesem unseligen Menschen, der kein Deutscher, sondern ein Europäer sein wollte, seine Sympathie mit französischer Bildung verkündet und seinen Haß gegen die deutsche Kulturrolle in der Welt, in der Vergangenheit so gut wie in der Gegenwart des neudeutschen Reiches. So schrieb er 1887 an Malwida von Meysenbug: „Ich fühle mich im heutigen Europa nur den geistigsten Franzosen und Russen verwandt und ganz und gar nicht meinen gebildeten Landsleuten“. Und immer verbissener, als schon der helle Wahnsinn seinen edlen Geist zerstörte, prahlte er von seinem „Ecce homo“ (dessen erste Exemplare er als eine Art brieflicher Kriegserklärung an den jungen Kaiser und Bismarck übersenden wollte): „Er ist antideutsch bis zur Vernichtung: die Partei der französischen Kultur wird durch die ganze Geschichte festgehalten“ (an Strindberg 1888). Man begreift, weshalb der Halbfranzose Henri Lichtenberger nach Nietzsches Tode offen gestand, einer der Gründe, die ihn in Frankreich so populär gemacht hätten, sei zweifelsohne seine offenkundige Sympathie für die Franzosen: wie eine tröstende Vergeltung für 1870/71 verehrte ein kleiner Kreis diesen Kronzeugen gegen die deutsche Kultur. Schon war man auf dem besten Wege, diese Größe uns ganz zu entreißen, etwa wie Nietzsche selbst Goethe für einen deutschen Ausnahmefall zu erklären liebte — als die Engländer plötzlich den Spieß umdrehten und den Namen des Einsiedlers von Sils-Maria wie einen neuen Attila auf dem Schilde als unseren Abgott uns entgegenzutragen begannen. Man ahnt nicht, welcher Aufwand an Kenntnislosigkeit und Geistesarmut für diesen Szenenwechsel nötig war: aber die Insel brachte ihn auf. Man übersah dabei, daß der ideale Menschheitstypus dieses romanischen Geistes aus der romani-

schen Renaissance geschöpft war; man erkannte nicht einmal, daß jener beherrschende Machtwille in keiner Geschichte so denkwürdig verwirklicht wurde wie von den großen Gründern des englischen Weltreiches; und daß bei uns nur die unstaatlich gerichteten, rein ästhetischen Gemüter zu Nietzsche aufblickten, wußte man so wenig wie, daß das arbeitende Deutschland in Heer und Beamtentum, in Fabrik und Wissenschaft kaum etwas mit ihm gemein hatte. Man brauchte in England nur den Übermenschen, um seine verzerrten Züge in das Bild unseres Kaisers, seiner Generale und Staatsmänner, überhaupt in die Individualität des neuen Deutschlands, als letzten Ausdruck unserer Volksseele hineinzukomponieren. Die Amerikaner aber, die es nachmachten, erkannten gar nicht, daß sie gefügig in den Gedankengleisen anderer dachten.

Mit Treitschkes Namen steht es anders. Er gehört dem neuen Deutschland an, dem werdenden, um das er rang, und dem vollendeten, dessen Antlitz er bilden half: ein glutvoller und mächtiger Ausdruck des Geistes, der unseren Staat geschaffen hat. Engländer und Amerikaner sollten die ersten sein, ihn zu verstehen, denn wenn ihn etwas auszeichnete, so war es das: daß er, aus den politischen Kämpfen um das neue Reich herkommend, einen feurigen nationalen Stolz und einen bewußten politischen Willen in die Geschichtsschreibung einströmen ließ, wie er dem Engländer auf diesem Felde selbstverständlich ist, wie Macaulay ihn vertritt, oder etwa George Bancroft mit dem naiven Selbstgefühl ob seines großen und herrlichen amerikanischen Vaterlandes. Daß Treitschke in der deutschen Geschichtsschreibung den Gipfelpunkt und zugleich Abschluß einer Periode bedeutet, weiß jeder Kenner, und ich brauche nicht



zu erörtern, warum Ranke dem gegenwärtigen Geschlechte der Historiker etwas Höheres sein mußte. Auch über Treitschkes politische Nachwirkung urteilte kürzlich der Engländer G. P. Gooch, einer der wenigen, die dort vom Reichtum dieses Geistes einen Hauch verspürt, in einer lebensvollen Charakteristik mit Recht: „It had grown out of a national need and its raison d'être ceased when the need was satisfied.“ Lange hat man sich in England, mit jener geistigen Begrenztheit, über die die feineren Köpfe der Insel immer wieder sorgenvoll klagten, um Treitschke überhaupt nicht gekümmert, und noch in den jüngst erschienenen Vorlesungen, die Professor J. A. Cramb über „Germany and England“ gehalten hat, macht der nunmehr verstorbene neue Historiker von Queens-College in London seinen Landsleuten mit Beschämung den Vorwurf: „not a page of Treitschke's greatest work has been translated.“ Gewiß ist Treitschke kein Englandfreund gewesen (so wenig wie Macaulay ein Freund der Deutschen war), denn in seiner ritterlichen Seele empfand er keine Verwandtschaft mit den insularen Methoden der Politik; aber es ist ganz unhistorisch, die Aussaat eines angeblichen Englandhasses als der Wurzel alles Übels bei einem Manne zu suchen, der vor fast zwanzig Jahren starb und jene wachsende Welle von Mißgunst und Bosheit, die dann zu uns herüberkommen sollte, nicht mehr erlebt hat. Wie eifertig man jetzt plötzlich Treitschkes Andenken belasten will, dafür nur ein einziges Beispiel. Selbst ein Mann von der Bildung Crambs fügt der Charakteristik der Engländer als „a nation of shopkeepers“ das knappe Zitat „Treitschke, Politik 2, 358“ bei — obgleich jeder deutsche Student der Nationalökonomie den englischen Professor hätte belehren kön-

nen, daß das treffende Schlagwort aus einem englischen Klassiker stammt, von keinem andern als Adam Smith (Wealth of Nations II 4, Kap. 7, part. 3) geprägt worden ist. Man kennt eben die eigenen Leute nicht mehr! Also beginnt man Treitschke hervorzusuchen, Zitate aus dem Zusammenhang zu reißen und mißzuverstehen, mit Vorliebe auch aus den nach seinem Tode nach Kollegheften veröffentlichten Vorlesungen über Politik, für deren Form und Inhalt er nicht verantwortlich ist. Man braucht ihn eben, wie man den Übermenschen brauchte, und es fehlt auch nicht an geschäftsgewandten Schmocks wie Ellis Barker (vormals Eltzbacher), die zugleich über Nietzsche und Treitschke ein Büchlein schreiben und den Verächter mit dem Propheten des neuen Deutschlands, den unstaatlichen Kultureuropäer mit dem nur im Nationalstaat lebenden Politiker brüderlich in ein Gespann schirren. Aber von der komischen Armseligkeit in den Tiefen der Unbildung sei hier geschwiegen.

Aus solchen Niederungen englischer Publizistik ist das Buch herausgewachsen, das der Amerikaner Roland G. Usher, Associate Professor of History, Washington University, St. Louis, über das Alldeutschum („Pan Germanism“) herausgegeben hat. Ich weiß sehr wohl, daß die akademischen Titulaturen des Mr. Usher nur eine bescheidene Staffel in der ungeschriebenen, aber anerkannten Rangordnung des gelehrten Lebens Amerikas bedeuten, und würde sein Machwerk hier nicht nennen, wenn es nicht in vielen Tausenden von Exemplaren drüben vertrieben würde und ein bezeichnender Ausdruck jener Abhängigkeiten untergeordneter Kreise von dem englischen Argument wäre. Die Höhenlage dieses Buches mag aus folgenden, aufs Geratewohl herausgegrif-

fenen Sätzen erhellen, in denen dieser historische Denker seine Landsleute über die politische Situation Süddeutschlands zu belehren sucht (S. 258): „Ferner sind Preußen und Österreich durchweg tiefverhaßt in Süddeutschland. Die Witzblätter Münchens lieben schmähende Karikaturen und Spottgedichte über die Kaiser zu bringen; man nimmt allgemein im Volke an, daß keiner der beiden Kaiser sich nach Süddeutschland würde getrauen dürfen ohne eine starke Leibgarde. Es darf nicht vergessen werden, daß die deutsche Verfassung den südlichen Staaten wichtige militärische Vorrechte einräumt, was in Kriegszeiten nicht ohne Folgen bleiben dürfte. Obendrein beherrscht Süddeutschland wichtige Zugänge zum Elsaß, die Pässe durch die Schweiz und die ganze obere Hälfte des Rhein- und Donautales.“ Auf der Höhe dieser Strategie steht die ganze geistige Ausrüstung des Buches. Auf jeder Seite sieht man in Abgründe der allgemeinen Bildung. Augenscheinlich verdankt das vielgelesene Buch seinen Ursprung nur der Ausnutzung einer publizistischen „chance“, nicht aber einem nur halbwegs wissenschaftlichen Interesse; seine Vertrautheit mit den Anfangsgründen ist derart, daß eine historisch-politische Auseinandersetzung überhaupt nicht lohnt. Also lassen wir das Schreckbild dieses Pangermanismus, gegen den Mr. Usher alle Nationen im Namen der Weltkultur zum Widerstand aufruft, allen denen, die aus der Geschichte nichts gelernt haben. Man sagt sich nur das eine: es ist begreiflich, wenn etwas Derartiges von unseren Feinden als Mittel der Befeindung erzeugt wird, aber es ist schwerer begreiflich, wenn die öffentliche Meinung eines neutralen Landes sich die Argumente zweiter Hand zu eigen macht, ohne das „made in England“ zu ahnen.

Aber England und Amerika können noch mit einem weiteren Kronzeugen aufwarten, der angeblich unser wahres politisches Wollen in der stärksten kriegerischen Formel zusammenfaßt und damit wider Willen vor der Welt enthüllt: das ist General von Bernhardi und sein vor einigen Jahren geschriebenes Buch über Deutschland und den nächsten Krieg. Dieses Buch eines vor fünf Jahren verabschiedeten Kavalleriegenerals ist in Deutschland nur in kleineren Kreisen beachtet worden; um so lebhafter wurde es bald in England gegen uns ausgespielt, als wenn sein Verfasser eine offizielle Persönlichkeit von politischem Einfluß wäre; und nach dem Kriegsausbruch hat die englische Fabrik der öffentlichen Meinung sich keines Exportartikels liebevoller angenommen. Das Buch hat in Amerika in der englischen Übersetzung eine Verbreitung von einer Million Exemplaren gefunden, weit über das Hundertfache mehr, als sein deutscher Leserkreis zählte; und wenn man es neuerdings für den billigen Preis von 25 Cents vertreiben kann, so beweist diese Tatsache, daß diejenigen, die hinter dieser Verbreitung stehen, sich sehr viel von der wirksamsten Nummer für einen kritiklosen Leserkreis versprechen. Meinte doch selbst ein Mann wie Roosevelt, der wohl Verständnis für unsere nationale Art besitzt und im ganzen eher als ein amerikanischer Geistesverwandter Bernhardis anzusprechen ist, mit dem von ihm geprägten Begriff des Bernhardismus die eigentliche deutsche Ursünde anzupacken.

Also hat dieses Buch eine unzweifelhaft für uns sehr ungünstige Wirkung ausgeübt: es wird drüben wie eine unbeabsichtigte Selbstenthüllung des deutschen Militarismus verschlungen. Ich will mit seinem Verfasser, der jetzt, wie fast alle ehemaligen Offiziere, wieder in

den Dienst vorm Feinde getreten ist, an dieser Stelle in keine Auseinandersetzung eintreten, aber so viel wird man sagen dürfen, daß der Sohn des klugen Theodor von Bernhardi von dessen diplomatischer Vorsicht nicht alles geerbt hat; freilich gehören wohl nirgends Kavalleriegenerale zu den behutsamsten Politikern, und die Amerikaner werden sich erinnern, daß sie sogar den Typus säbelrasselnder Admirale mit starken Worten aufzuweisen haben. Aber Bernhardi ist auch kein Clausewitz, und auf die Höhen von dessen Schrift „vom Kriege“ werden wir in seinem Buche nicht geführt. Es gehört eher in eine Literatur hinein, die keinem der großen Völker fremd ist — man könnte die Kundgebungen von Lord Roberts als Parallele daneben stellen — und, sei es in Romanform oder in politisch-militärischer Beweisführung, zu kriegerischer Gesinnung und kräftiger Außenpolitik zu erziehen sucht.

Ich gebe gern zu, daß sich in dem Buche unüberlegte Sätze finden, die nur von wenigen Leuten bei uns unterschrieben werden würden — aber ich gebe nicht die Schlußfolgerungen zu, die man aus diesem Buche zieht. Einmal übersieht man in Amerika, daß Bernhardi mit den verantwortlichen Trägern der Reichsregierung so wenig einverstanden ist, daß er offen ausspricht, sie habe durch die friedliche Liquidation der Marokkopolitik das öffentliche Vertrauen verwirkt; und wenn ein unmutiger General außer Diensten die deutsche Politik der letzten Jahre durch eine andere ersetzt wissen will, so darf man den herrschenden Geist des deutschen Staates so wenig dafür verantwortlich machen, wie die Staatsleitung des Präsidenten Wilson für alle Kundgebungen Theodor Roosevelts verantwortlich ist. Mit dem Buche aber eines Privatmannes ohne

Einfluß die Friedenspolitik unseres Reiches seit 44 Jahren widerlegen wollen, die Friedenspolitik insbesondere, die unser Kaiser seit einem Vierteljahrhundert nach dem Zugeständnis der ganzen Welt geführt hat — das ist kein ehrliches Spiel mehr. Und wenn man einwirft, Bernhardi sei doch ein charakteristisches Stück unserer öffentlichen Meinung — er ist es, wie gesagt, nicht im geringsten —, dann sollte man sich einmal näher mit der Rolle beschäftigen, die seit einer Reihe von Jahren der „Matin“ in Frankreich und der Zeitungskonzern des Lord Northcliffe in England gespielt haben. Das ist Friedensstörung und Brunnenvergiftung in einem Leserkreise von Millionen: das sind wirkliche Kapitel zu dem Thema: Die öffentliche Meinung und der Ursprung des Krieges.

Gewiß wird das amerikanische Volk, auf militärische Fragen weniger eingestellt als alle europäischen Völker, aus dem Buche Bernhardis einen ihm ganz fremden und daher unsympathischen kriegerischen Geist heraushören, aber es möge gerecht genug sein, sich, bevor es urteilt, zweier Tatsachen zu erinnern: daß nur seine glückliche Lage in der Welt es der Notwendigkeiten überhebt, unter denen wir in feindesumringter Mitte Europas leben müssen, und daß Deutschland ohne diesen Geist kriegerischer Entschlossenheit von einer Koalition, wie die Welt sie nie sah, erbarmungslos überrannt worden wäre. Wie man auch über Bernhardi urteilen mag: er geht immer von der Voraussetzung aus, daß die Kriegsvorbereitungen und feindlichen Absichten unserer Gegner es sind, die uns zum Ergreifen der Offensive nötigen sollten, und diese Voraussetzung hat sich im Sommer 1914 wider alles Erwarten als die richtige erwiesen.



Aber was bedeutete für die Engländer ein Buch, um die Welt damit zu überschwemmen? Bernhardt ist für sie nichts als der letzte Kronzeuge, über Nietzsche und Treitschke hinaus, den man brauchte, um vor den Augen der Amerikaner dem deutschen Militarismus den Prozeß zu machen.

So kommen wir denn zu dem Schlagwort, mit dem England die Vergiftung der öffentlichen Meinung in der Welt am erfolgreichsten, und nirgends nachhaltiger als in Amerika, betrieben hat. Es heißt der deutsche Militarismus.

Handelt es sich da um die eingeborene insulare Abneigung gegen die allgemeine Wehrpflicht, die doch in Frankreich und Rußland ebenso gilt wie in Deutschland? Aber hat man nicht in England seit einigen Jahren die Herbeiführung der allgemeinen Wehrpflicht eifrig betrieben, weil führende Männer in diesem System — und nicht in den Surrogaten des Söldnerdienstes und der Hilfs- und Knechtswölker — das einzige Mittel zu erkennen meinten, den gefährdeten Kunstbau des Weltreichs aufrechtzuerhalten? Ich erinnere mich, daß ich im April 1913 einer Parlamentssitzung beiwohnte, in der aus der Mitte des Hauses ein Antrag auf Einführung des „compulsory service“ gestellt und nach dem konservativen Antragsteller auch von einem liberalen Redner befürwortet wurde; und es bleibt mir unvergeßlich, wie gerade an dieser bedeutenden Stelle der Welt nun auch das neue Prinzip und mit ihm das deutsche Vorbild, seine sittliche und praktische Überlegenheit anerkennend und würdig gepriesen wurden. Die Abgeordneten der Regierungsseite, mit denen ich nachher zusammen war, suchten zwar den überraschenden Eindruck zu verwischen, und einer von ihnen, ein früherer kanadischer General, meinte abschätzig: „They have nothing

to talk about now.“ Aber wenn auch die Majorität des Hauses und des Volkes seine Ohren noch verschloß, die Welle war im Steigen. Um ihren Führer Lord Roberts hatte sich ein Kreis von historisch-politischen Schriftstellern mit der gleichen Forderung geschart; auch jene Vorlesungen von Cramb dienen ersichtlich den Zielen dieser Propaganda. Noch bemerkenswerter war, daß sich sogar ein Ausländer, der Amerikaner Homer Lea in seinem Lord Roberts gewidmeten Buche „Des Britischen Reiches Schicksalsstunde“ in den Dienst der Bewegung stellte und mit Worten, die auch Roosevelt hätte schreiben können, die kriegerische Tüchtigkeit als das Palladium pries, welches Gott jeder Rasse einmal gebe. Zugleich aber empfindet dieser Amerikaner so begeistert englisch, daß er mit brutaler Offenheit ausspricht, das Deutsche Reich hätte nie entstehen dürfen: „als England die Einigung der germanischen Rasse gestattete, zimmerte es sich seinen eigenen Sarg“ — der entscheidendste Fehler sei gewesen, daß es den Übergang Schleswig-Holsteins, der „dänischen Herzogtümer“, an Preußen „gestattet“ habe. So enthüllt ein von keinerlei Rücksicht behinderter Ausländer, was die englische Seele über den Zusammenschluß unseres Nationalstaates — über das Selbstbestimmungsrecht einer großen Nation — im geheimsten denkt. Und so verlangt auch er die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht, nicht nur in Großbritannien, sondern im ganzen britischen Weltreich, im Mutterland wie in den Kolonien — ohne sich bei dem Gedanken aufzuhalten, daß die allgemeine Wehrpflicht in Kanada auch die Einführung der gleichen Institution in den Vereinigten Staaten bedeuten würde.

Man sieht, wie ernsthaft von den Engländern das Schlagwort Militarismus gemeint wird: es handelt sich um etwas,

was ihre politischen Köpfe wohl für sich besitzen möchten, und nur weil sie es nicht besitzen, als die deutsche Ursünde der Welt denunzieren. So haben sie den inländischen Verbrauch dieses Schlagwortes längst eingestellt, und die „Morning-post“ erklärt voll Spott über die Antimilitaristen: „Wir können den Frieden nur sichern, wenn wir für den Krieg bereit sind, wir können uns nur durch den Militarismus gegen den Mißbrauch des Militarismus schützen.“ Jedenfalls scheint man den Militarismus nur noch als Exportartikel verwenden zu wollen, von dem man sich einen guten Absatz in Damenklubs, Sonntagsschulen und Zeitungsredaktionen — vor allen bei den amerikanischen Vettern — verspricht. Die Anklagen gegen den deutschen Militarismus, die einen so lauten Widerhall in Amerika gefunden haben, werden in ihrem Kerne von den Engländern selbst nicht geglaubt. Sollten sie überhaupt nur darauf berechnet sein, die Aufmerksamkeit der Welt abzulenken von dem edleren englischen System — mit dem man sich zurzeit noch behelfen muß — und von seinen traditionellen Mitteln, in deren Anwendung man sich in diesem Kriege selbst übertroffen hat?

Jedes Volk bildet diejenige Heeresverfassung aus, die seiner Stellung und seinen Bedürfnissen in der Welt, seiner politischen Denkweise und seinem ethischen Empfinden am ehesten entspricht. Ich will daher nicht von einem allgemeinen Ideal einer Heeresverfassung ausgehen und die Frage zunächst ganz beiseite lassen, ob ein Berufs- und Söldnerheer oder ein Heer der allgemeinen Wehrpflicht einen höheren ethischen Wert verkörpere. Wovon ich ausgehen will, mit Hilfe englischer Aussagen, ist die entscheidende Frage, welches der beiden Systeme in seinen Auswirkungen einen mehr oder minder

kriegerischen Sinn eines Volkes, einen stärkeren oder geringeren Drang zur Eroberung hervorbringen kann. Ein Mitarbeiter des vormaligen Kriegsministers Lord Haldane bei der Organisation der Territorialarmee, General Hamilton, gesteht in seinem von Haldane eingeleiteten Buch über die allgemeine Wehrpflicht offen ein, daß England das Söldnersystem um deswillen nicht entbehren wolle, weil es die einzige Gewähr für eine kräftige auswärtige Politik gebe, die in der Verteidigung nicht das einzige Ziel sehe, sondern jederzeit zum Ergreifen der Offensive bereit sei. Er argumentiert mit Recht: hätte England stets nur defensiv gekämpft, so wäre sein Weltreich nicht entstanden. Damit räumt man ein — ich entnehme das den schlagenden Ausführungen von W. Michael in der Deutschen Rundschau, November 1914 —, daß eine Eroberungspolitik, wie England sie geführt hat und zu führen gedenkt, mit einem Volk in Waffen nicht möglich, sondern allein auf dem gegenwärtigen System aufgebaut ist. England braucht für die Welteroberung eine Söldnerarmee, die, von der Familie und von der Scholle losgerissen, nur ihrem Gewerbe lebt und in jedem Weltteil jederzeit jahrelang verwendbar ist. So wird die ideale Arbeitsteilung ermöglicht, die der Marineminister Churchill mit den Worten: „business as usual“ ankündigte und auch General Hamilton mit dem Satze charakterisiert: „So sieht denn die Masse der Nation den Krieg auch nicht allzu tragisch an.“

Gerade umgekehrt denkt und handelt ein Volk der allgemeinen Wehrpflicht. Es sieht den Krieg als etwas Tragisches an, weil er alle ohne Ausnahme angeht, den Prinzen und den Arbeiter, den Akademiker und den Bauern in gleicher Weise anpackt, und in Schlösser und Hütten die gleiche Sorge trägt. Mag Ge-

neral Hamilton mit dem Hochmut des aristokratischen Berufssoldaten sagen: „Wahrlich, die allgemeine Dienstpflicht ist ein furchtbarer Gleichmacher. Die Stolzen werden gedemütigt, die Schwachen gestärkt, der nationale Gedanke wird gepflegt, alle anderen Ideale geopfert.“ Wir Deutschen wissen, daß dieser furchtbare Gleichmacher die wahre Demokratie der Pflichten erzeugt, die nicht auf Nietzsches Übermenschentum, sondern auf Kants kategorischen Imperativ gegründet ist. Vor allem aber: ein solches demokratisches Heer der allgemeinen Wehrpflicht ist nicht ein nach Belieben zu verwendendes Instrument zur Welteroberung, sondern ein nur im Notfalle ergriffenes Mittel der Verteidigung des eigenen Landes, der Verteidigung aller durch alle. In dem englischen Berufsheer mögen die welterobernden armen Teufel mit Rudyard Kiplings Versen singen:

Schau' dich um, Frau Witwe in Windsor,  
Die halbe Schöpfung ist dein,  
Wir haben's gekauft, mit dem Schwert drum  
gerauft,  
Und bezahlt mit Blut und Gebein.

In dem deutschen Volksheer aber klingt das alte Lied vom Kameraden mit dem vom Volke selbst hinzugedichteten Refrain: „in der Heimat, in der Heimat, da gibt's ein Wiedersehn“ — denn um den Boden der Heimat zu schützen, stehen sie alle im Felde.

Das deutsche Volksheer ist also friedlich von Natur — und so ist unsere Politik seit 1871 gewesen. Das englische Berufsheer ist erobernd von Natur — und so war die englische Politik von jeher. Aber in Amerika läßt man sich von den Engländern erzählen, wo die Gefahren des Militarismus für den Weltfrieden verkörpert sind.

## Die Hilfseinrichtungen des englischen Systems: Verwendung von Hilfsvölkern

und von fremdrassigen Kolonialtruppen, machen seine Beschaffenheit noch deutlicher. Schon seit den Tagen der Renaissance sieht man die führenden Völker zwischen entgegengesetzten Kriegsverfassungen wählen, die auf entgegengesetzte Weltanschauungen zurückgehen. Mit strengen Worten hat Machiavelli, der Herold der allgemeinen Wehrpflicht, Partei ergriffen: „Gemietete Mannschaft und Hilfstruppen sind unnütz und gefährlich. Wer seine Herrschaft durch Mietlinge zu schützen denkt, steht nicht fest und kann nie sicher sein, weil diese unter sich uneins, unbändig, ohne Disziplin, untreu, übermütig gegen ihre Freunde, feig gegen die Feinde sind, Gott nicht fürchten und treulos gegen die Menschen handeln.“ Machiavelli wußte, daß die nationale Befreiung Italiens nur von der nationalen Wehrkraft selbst geleistet werden könnte. Dagegen entwickelt sein Zeitgenosse, der Engländer Thomas Morus, der Antimachiavell seiner Zeit, wie das Inselvolk der den Krieg herzlich verabscheuenden Utopier das System der gedungenen Söldner-völker bevorzugt: er schildert ein Söldnervolk, das von den Utopiern so teuer, wie keiner zu zahlen vermag, gemietet wird, und tröstet sich, daß der Gebrauch dieses Mittels noch den erbaulichen Vorteil habe, diese Pest schließlich von der Welt zu beseitigen. Es ist keine Frage, daß politische Sittlichkeit höheren Stils nicht bei dem Engländer, sondern bei Machiavelli (der übrigens jetzt von den englischen Publizisten auch als der böse Geist der Deutschen hervorgeholt wird) zu finden ist.

Das Rezept des Morus aber steht am Eingangstor der ganzen neueren Kriegsgeschichte Großbritanniens. Aus hundert Beispielen sei nur dasjenige ausgewählt, das den Amerikanern am vertrautesten ist. Die Engländer haben bekanntlich im



amerikanischen Unabhängigkeitskriege in erster Linie deutsche Mietstruppen verwendet, und noch heute sehen wir einen Tiefstand unserer nationalen Geschichte darin, daß deutsche Fürsten sich dazu hergaben, und empfinden mit Schmerz, daß der Name des tapferen hessischen Volksstammes damals drüben einen bösen Beiklang gewann. Aber die Engländer haben noch mehr getan. Sie haben sich nicht gescheut, gegen die Kolonisten, die zum größten Teil ihres Blutes waren, Indianerbanden in Sold zu nehmen. Noch heute lebt im Gedächtnis der Deutschamerikaner der Heldenkampf des Pfälzers Herxheimer im Mohawktale gegen Engländer und Indianer. Unvergeßlicher noch ist das Blutbad, das in dem vom Silberband des Susquehannah befruchteten lieblichen Wyoming valley tausend Engländer und Indianer unter den Ansiedlern anrichteten: unvergeßlich die triumphierende Meldung des englischen Befehlshabers Obersten Butler, daß man bei dieser „Waffentat“ 227 amerikanische Skalps erbeutet habe. Schon damals war die öffentliche Meinung Englands die gleiche wie heute, und Lord Suffolk wagte sogar im Oberhause — als wenn auch eine bluttriefende Söldnergrausamkeit bei diesem Volke nicht ohne Anrufung des göttlichen Namens möglich sei — die heuchlerische Phrase: „Es ist durchaus zulässig, uns aller Mittel zu bedienen, die Gott und die Natur in unsere Hand gelegt haben.“ Damals aber gab es noch ein edleres England. Es war einer der ruhmreichen Gründer englischer Größe, der altersschwache Earl Chatham (der ältere William Pitt), der sich in das Parlament führen ließ und vor Empörung zitternd ausrief: „Welche Vorstellung von Gott und der Natur der edle Lord haben mag, weiß ich nicht, aber ich weiß, daß solche abscheulichen Grundsätze in Wider-

spruch stehen ebenso mit der Religion wie mit der Menschlichkeit.“ Er rief die edelsten Traditionen englischer Geschichte und den Genius der Verfassung an, er nannte das Ungeheure mit seinem richtigen Namen: „Aber, Mylords, wer ist der Mann, der es gewagt hat, zu dem Unheil des Krieges mit unseren Waffen den Tomahawk und das Skalpiermesser des Wilden zu vereinigen? Den erbarmungslosen Indianern die Verteidigung strittiger Rechte zu überlassen und die Schrecken ihrer barbarischen Kriegsweise über unsere Brüder zu bringen ... Erbarmungslose, nach Blut dürstende Indianer loslassen — auf wen? Auf eure protestantischen Brüder, um ihre Heimat zu verwüsten, ihre Wohnungen zu zerstören, ihre Rasse auszurotten, ihren Namen auszulöschen.“ Er wußte, daß auch in der Weltgeschichte sich alle Schuld auf Erden räche, und prophetisch rief er den Lords zu: „Ihre Anstrengungen werden vergeblich sein, und das um so mehr wegen der käuflichen Hilfe, auf die Sie sich verlassen.“ Er fühlte, daß die Unabhängigkeit und Größe Amerikas siegreich über diese Greuel der Gesinnung emporsteigen mußte.

Heute ist selbst die Stimme eines edleren Englands verstummt — und auch in Amerika scheinen die historischen Beispiele, in denen unsterbliche Grundsätze des gesamten Völkerdaseins weißer Kultur sich spiegeln, fast vergessen zu sein. Gerade in Amerika nimmt man gläubig auf, was unsere Feinde über Militarismus und Zivilisation den Menschen zu sagen haben.

Heute bringen die Engländer die erprobten Mittel ihres Systems in der ganzen Welt zur Anwendung. Sie schleppen Zehntausende von Hindutruppen nach Frankreich und Belgien, um würdig auf europäischem Boden an der Seite der französischen Turkos und russischen

Tatarenhorden zu erscheinen; sie verfrachten auf ihren Schiffen Senegalneger nach der deutschen Kolonie Kamerun und suchen das ihnen nicht gehörige Ägypten durch eine Zusammenkopplung von unwilligen Hinduregimentern und australischen Freiwilligen zu halten; sie lassen die Japaner gegen Kiautschau und die Inseln der Südsee los — man vergleiche damit, wie zur Verteidigung unseres gegen die gelbe Übermacht verlorenen Außenpostens ein paar tausend Menschen, dem Ruf des Vaterlandes bis in den Tod getreu, aus den Kontoren und Arbeitsplätzen ganz Ostasiens herbeieilten, und man hält den sittlichen Unterschied des deutschen und des englischen Systems in Händen: oder, um mit der neuen Formel der „Morningpost“ zu reden, den Militarismus und den Mißbrauch des Militarismus.

Schon sind es nicht allein die rasenden Reporter, die den respektablen Philister Englands mit der Freudenbotschaft erbauen, daß Basutoneger, Fidschiinsulaner und Häuptlinge der kanadischen six nations ihre wertvolle Hilfe für einen europäischen Winterfeldzug angeboten haben. Selbst ein Mann von ehemaligem Namen, wie Lord Curzon, ein würdiger Nachfolger jenes Lord Suffolk von 1780, erhitzt seine mattgewordene Phantasie an dem Bilde, wie die krummbeinigen Gurkhas und Sikhs mit funkelnden Lanzen auf jenem Boden erscheinen würden, den der Genius Friedrichs des Großen unsterblich gemacht hat.

Denn dieses militärisch-politische System ist an der letzten Überspannung seiner selbst angelangt, die fast einer verzweifelte Selbstzerstörung gleicht. Wie einst das Römerreich nur mit Barbarenhilfe die wankenden Grenzen zu halten suchte und eben darüber zusammenbrach, so hat das englische Weltreich, die unerhörteste Kraftäußerung,

die seit dem Falle des Römerreiches ein Volk aufzuweisen hat, zu den gleichen Mitteln greifen müssen und treibt auf das gleiche Verhängnis zu. Lange Zeit haben die Engländer sich gesonnt in dem Glanze einer weltgeschichtlichen Sendung, und in der Seele eines jeden einzelnen lebte etwas von dem stolzen Gefühl, einem auserwählten Volke anzugehören. Jetzt hat die Welt erfahren, mit welchen Mitteln allein dieser prangende Kunstbau aufrechterhalten werden kann und wie der sittliche Geist beschaffen ist, der in den Führern dieser Weltmacht lebt — und die Welt wird das nicht vergessen. Die Herrschaft der weißen Rasse ist weder durch ihre Zahl bedingt, noch kann sie auf die Dauer allein durch technische Vorsprünge aufrechterhalten werden: sie ruht auf etwas Absolutem, auf dem Glauben an die sittlichen und geistigen Überlegenheiten, die sich in ihr vor allen andern Völkern der Erde verkörpern — die Probleme, die hier auf dem Spiele stehen, werden gerade den Amerikanern nicht verborgen bleiben können, nach ihren Traditionen, nach ihren ethischen Idealen und kraft ihrer eigenen Zukunftsrolle in der Welt. Diesen Pfeiler aber, auf dem die Gesamtheit der weißen Kulturgüter ruht, reißen die Engländer ein: sie haben jedes Gefühl dafür verloren, daß sie einen Verrat an den mit ihrem Weltreich überkommenen höchsten Pflichten begehen, einen niemals wieder abzuwaschenden Verrat an der weißen Kultur und dem Höchsten, was den Völkern Europas und Amerikas gemein ist.

Und diese unersättlichen Herostraten der Weltgeschichte führen das Wort vom deutschen Militarismus und von den deutschen Greueln im Munde. Auch in Amerika wird man lernen müssen, daß wir gegen die Anklage der Greuel uns zu verteidigen zu stolz sind: wer

wirklich im Feldlager der Kalmücken, und Tataren, der Sikhs und Gurkhas, der Turkos und Senegalneger die höhere Menschlichkeit sucht, mit dem ist von deutscher Art und deutscher Waffenehre nicht mehr zu reden. Noch ist die Stunde nicht gekommen, vor der Welt festzustellen, welches Volk menschlicher gegen Feinde und Kriegsgefangene gehandelt hat, wahrheitsstreuer und beherrscher in seinen öffentlichen Äußerungen sich gebärdet, welches Volk anständiger in seiner seelischen Verfassung durch diesen Krieg, der das

Tiefste in die Höhe treibt, hindurchgegangen ist.

Wenn aber diese Stunde kommt, werden auch die Amerikaner erkennen, daß ihr geistiger Unabhängigkeitskampf, der Kampf um die innerliche Selbständigkeit gegenüber der englischen öffentlichen Meinung, noch nicht zu Ende ist. Nicht um unsertwillen, sondern um ihrer selbst willen müssen sie sich von dem „englischen Argument“ befreien, wenn sie als wahrhafte Neutrale aus diesem Weltbrande hervorgehen wollen.

## Eine Auflehnung Europas gegen England vor hundert Jahren.

Von Karl Theodor von Heigel.

Jeder Tag bringt neue Nachrichten über Gewalttätigkeiten englischer Kriegsschiffe gegen Handelsfahrzeuge neutraler Mächte. Die Briten nehmen sich heraus, sogar an neutralen Hafenplätzen alle ein- und auslaufenden Fahrzeuge zu durchsuchen, ob sie nicht unmittelbar oder mittelbar für Deutschland und seine Verbündeten bestimmte Frachten enthielten. Auch an sonstigen Störungen des Handels und des Seeverkehrs fehlt es nicht. Die Neutralen legen Verwahrung ein, dann folgt, wenn es sich um Nordamerika oder eine andere stärkere Macht handelt, eine kühle Entschuldigung der englischen Regierung, die Klagen der Schwächeren bleiben einfach unbeachtet. Wiederholt wurde schon versucht, die benachteiligten Mächte zu gemeinsamen Maßnahmen gegen die offen zutag liegende Verletzung ihrer Unabhängigkeit zu vereinigen; auch die jüngste Monarchenbegegnung in Malmö sollte diesem Zwecke dienen. Es wurde beschlossen, daß die

Kauffahrteischiffe zur Kontrolle immer von einem Kriegsschiff der drei Staaten begleitet werden sollten, so daß für die Kriegführenden der Grund zur Untersuchung wegfallen würde. Es kann aber kaum bezweifelt werden, daß der „allskandinavische Convoi“ erst recht zu Reibungen und Streitigkeiten führen wird. Zur Befreiung der Meere bedeutet der Vertrag von Malmö nur einen kleinen Schritt vorwärts.

Dagegen hatte es an der Schwelle des neunzehnten Jahrhunderts den Anschein, als sollte es einem Bunde der schwächeren Seemächte gelingen, die seit dem siebzehnten Jahrhundert auf Europa lastende britische Zwingherrschaft zu brechen. Die Vorgänge während des englisch-französischen Kriegs in den Jahren 1800—1801 bieten manche Parallelen zur Gegenwart, so daß es nicht überflüssig erscheinen mag, in Kürze darauf einzugehen.

Der Ruhm Napoleons I., des Staatsmannes wie des Feldherrn, steht fest;



daran rütteln zu wollen, wäre lächerlich. Immerhin darf von Übertreibungen in Bewunderung und Lobpreisung des Gewaltigen gesprochen werden; jedenfalls war der Napoleonkultus, wie er vor dem Kriege sich in Deutschland breit machte, eine ungesunde Erscheinung. Die Schaufenster der Kunsthandlungen wimmelten förmlich von Porträts Napoleons aus allen Lebenstagen; der kleine Korporal flößte unsern Künstlern fast ebenso starkes Interesse ein wie das verführerische Fräulein Salome.

Die ungemessene Bewunderung Napoleons ließ auch übersehen oder doch nicht in gebührendem Maße beachten, daß Napoleon bei seinen Kriegstaten einen mächtigen Bundesgenossen hatte: den Haß Europas gegen England.

Mittels seiner gewaltigen Flotte beherrschte England die Meere, doch es gebrauchte sein Übergewicht so einseitig im Interesse des Starken zum Nachteil des Schwachen, es ließ sich insbesondere gegen den Handel der Neutralen so grobe Verstöße zuschulden kommen, daß fast alle Schifffahrt treibenden Völker des Festlands erbitterte Gegner des Inselreiches geworden waren. Diese Verstimmung wußte Bonaparte aufs geschickteste auszunützen, und um die Wende des achtzehnten Jahrhunderts schien sich wirklich ganz Europa zum Kampfe gegen den gemeinsamen Feind aufrichten zu wollen.

Im Westfälischen und im Utrechter Frieden hatten sich die Mächte dahin geeinigt, daß die für den Landkrieg im Interesse der Humanität zum Gesetz erhobenen Grundsätze auch auf den Seekrieg ausgedehnt werden sollten. Es wurde festgesetzt, daß die Flagge die Ware decken, daß also ein neutrales Schiff nicht von Kriegsschiffen der streitenden Parteien durchsucht werden sollte, daß als Konterbande nur der eigentliche Kriegs-

bedarf zu gelten habe, daß nur dann vom Einlaufen in belagerte Hafenstädte abgehalten werden dürfe, wenn die Blockade wirklich durchgeführt sei usw. Das Meer — das war die Tendenz dieser Reform des Seerechts — das Meer, das zwischen den Völkern des Erdballs die leichteste Verbindung vermittelt, soll frei, d. h. allen Völkern in gleichem Maße als Handelsstraße in Kriegs- und Friedenszeit zugänglich sein.

Doch schon während des Siebenjährigen Krieges und noch rücksichtsloser während des Nordamerikanischen Befreiungskrieges maßte sich England wieder das Recht an, im Seeverkehr nach eigenem Ermessen zu handeln. Immer wieder wurden neutrale Schiffe angehalten und durchsucht, und der Begriff Konterbande wurde viel weiter ausgedehnt, als es nach dem allgemeinen Seekriegsrecht zulässig war. Durch solche Schikanen gereizt, verband sich Zarin Katharina II. 1780 zur Abwehr englischer Feindseligkeiten mit Dänemark und Schweden. Freie Fahrt aller neutralen Schiffe auch nach Häfen der Kriegführenden, freie Beförderung aller Güter von Kriegführenden mit Ausnahme von Konterbande auf neutralen Schiffen, Erklärung der Blockade nur bei wirksamer Durchführung derselben, Einschränkung des Durchsuchungsrechtes — diese und ähnliche Zugeständnisse sollten mit gemeinsamen Kräften durchgesetzt werden. Auch Frankreich und Spanien traten dem Vertrage bei, trotzdem weigerte sich England, von seiner Auslegung abzugehen.

Ein Meisterstück der Staatskunst Bonapartes und seiner Leute war es, daß auch Nordamerika zum Bundesgenossen für das europäische Völkerrecht gewonnen wurde. Zwischen Frankreich und den Vereinigten Staaten war wegen

einer Gewalttat französischer Schiffe feindselige Spannung aufgewachsen, doch Josef Bonaparte, nächst Talleyrand der gescheiteste Diplomat am Hofe Seiner Konsularischen Majestät, verstand nicht bloß den leidigen Streitfall aus der Welt zu schaffen, sondern sogar zu erreichen, daß Nordamerika durch einen in Josefs Landhaus in Mortefontaine am 30. September 1800 unterzeichneten Vertrag die von England verworfenen liberalen seerechtlichen Grundsätze anerkannte. Nun durfte Napoleon hoffen, den Bund der neutralen Mächte als Werkzeug für seinen Lieblingsplan gebrauchen zu können: England von seiner dominierenden Stellung als See- und Handelsmacht herabzuringen. An die Spitze wollte er nicht selbst treten; um auch das nordische Riesenreich zum Freunde zu gewinnen, wollte er die Führung dem Zaren Paul überlassen. Er wußte denn auch die Schrullen und Liebhabereien des ebenso phantastischen wie rohen Beherrschers aller Reußen meisterhaft für seine Zwecke auszuheben. Paul war ein leidenschaftlicher Gegner der Französischen Revolution gewesen; zur Bekämpfung der verhaßten Republik hatte er sich mit Österreich und England verbunden. Als ihm aber klar wurde, daß es dem Kaiser Franz weniger um Wiederaufrichtung des Lilienthrones zu tun sei, als um den eigenen Vorteil, wandte sich sein ganzer Zorn gegen Österreich. Nicht bloß rief er seine Streitkräfte nach Rußland zurück, er ließ sich auch mit dem ersten Konsul in geheime Verhandlungen ein. Es gelang Bonaparte, dem starrsinnigen Vertreter des Legitimitätsprinzips den Glauben beizubringen, daß der 18. Brumaire Frankreich und die Welt von der Revolution befreit habe, und der Held dieses Staatsstreiches ließ auch durchblicken, daß er die Republik keineswegs

als etwas Unantastbares ansehe. Er schmeichelte dem Zaren, dessen Steckenpferd das hochgesteigerte Interesse an seiner Malteser Großmeisterwürde wurde, durch Übersendung eines geweihten Degens des berühmten Großmeisters de l'Isle Adam. Er verzichtete feierlich auf die Ansprüche Frankreichs auf Malta; ein billiges Zugeständnis, denn die Insel war inzwischen von den Engländern besetzt worden, und Ansprüche Frankreichs gab es in Wahrheit gar nicht. Besonders gerührt wurde Paul durch die Freilassung einiger tausend russischer Gefangenen, die vor der Heimsendung eigens mit neuen Uniformen und Waffen versehen worden waren. Er vergalt die Liebesdienste des ersten Konsuls durch plumpe Schmeicheleien, die freilich nach asiatischem Brauch von brutalen Drohungen und Forderungen begleitet waren. Im Dezember 1800 sandte er einen Vertrauensmann, General Sprengporten, nach Paris. Der russische „Friedensbote“ wurde am Hofe des Ersten Konsuls mit Aufmerksamkeiten überhäuft. Des Lobes für den weisen Zaren war kein Ende. „Wenn Ew. Majestät“, schrieb Bonaparte am 21. Dezember 1800 an den Zaren, „einen Ihr volles Vertrauen genießenden, mit Ihren Wünschen bekannten und mit den nötigen Vollmachten ausgerüsteten Vertreter zu mir senden wollen, werden vierundzwanzig Stunden später das Festland und die Meere Frieden haben. Denn sobald dem Inselreich, dem römischen Kaiser und den anderen Mächten klar geworden sein wird, daß unsere zwei großen Nationen nur noch ein Ziel verfolgen, werden ihnen die Waffen aus den Händen fallen, und unsere ganze Generation wird Ew. Kaiserliche Majestät segnen, daß Sie den Schrecken des Krieges und der Zerklüftung der Parteien ein Ende gemacht haben!“ Die Charaktergröße, der

Edelmut, die Stärke, die Ritterlichkeit des Zaren wurden in den höchsten Tönen gefeiert. Josef Bonaparte wurde angewiesen, bei den Friedensverhandlungen mit Österreich vor allem auf Rußland Rücksicht zu nehmen, denn „der Friede mit Österreich ist nichts im Vergleich mit einem Bündnis, das uns zum Herrn über England machen und im Besitz Ägyptens befestigen wird.“ Bonaparte behauptet sogar in seinen auf St. Helena diktierten Lebenserinnerungen, Zar Paul sei durch die ihm in die Hände gespielten „Joujous“ so vollkommen gewonnen worden, daß er nicht bloß Frieden und Freundschaft mit dem großmütigen Spender angestrebt, sondern selbst dem Konsul geraten habe, sich zum Beherrscher Frankreichs zu machen, da „auf den Thron der Mann gehöre, der am besten zu regieren verstehe“. Aus den Notizen des Grafen Rostopschin, des Günstlings und Ratgebers des Zaren, läßt sich aber ersehen, daß sich Napoleon mit dieser Behauptung einer Täuschung schuldig machte. Zar Paul gefiel sich überhaupt weit mehr in Befehlen und Bedingungen, als in Wünschen oder Ratschlägen, und es bedurfte sicherlich der stärksten Selbstbeherrschung Bonapartes, um trotz des unerträglich selbstherrlichen Tones seines neuen „Freundes“ am Gedanken der entente cordiale der beiden „zur Weltherrschaft berufenen“ Nationen festzuhalten. Während die französische Politik bisher mit der Wiederherstellung Polens geliebäugelt hatte, wurden jetzt alle polnischen Flugschriften, die sich auf die Großmut Frankreichs und die Gemeinsamkeit der abendländischen Kulturinteressen beriefen, unerbittlich unterdrückt. Um den Bund der zwei „hochsinnigsten“ Völker zu ermöglichen, wurde von dem Vertreter der Republik, einer Republik! — das lehrreiche Vorbild für die Staats-

männer von 1891! — jedes Zugeständnis an das monströse System des Zarentums bewilligt, wurde Frankreich nachträglich zum Mitschuldigen an der Teilung Polens gemacht.

In der Frage des Zusammenwirkens der kleineren Seemächte gegen England trieb der Zar selbständige Politik, die sich mit den Wünschen Bonapartes nicht durchweg deckte. Von einem kranken Kopfe wurde ein gesunder Gedanke ausgesonnen, der, wenn das Glück günstig war, die ganze Weltlage umgestalten mußte. Für den Zaren war die Triebfeder ein wahnwitziger Ehrgeiz. Auch England sollte, so war es der Wille des „mächtigsten Herrn der Erde“, Demut lernen. „Es ist mein Wille,“ schrieb Paul an Kolitschef, „daß die Despotin des Meeres gezwungen wird, über ihr Vorgehen Rechenschaft abzulegen und alle meine Forderungen zu befriedigen.“ Zu diesem Zwecke sollte England von allen Seiten eingekreist werden. „Wenn es sich gänzlich isoliert sieht, wird es seine Willkür und seine Überhebung aufgeben.“ „Der Schirmherr der Schwachen!“ Diese Rolle wurde ja fast von allen Beherrschern Rußlands angestrebt, um so aufdringlicher, je selbstherrlicher sie im Innern schalteten und walteten!

Im ersten Revolutionskrieg war die britische Macht siegreich aus allen Kämpfen zur See hervorgegangen; eine französische Flotte gab es nicht mehr. Nun glaubte der Sieger sich alles erlauben zu dürfen, was zur Schädigung des kontinentalen Handels beitragen könnte. Nicht der große Pitt war Urheber oder Anwalt einer so übermütigen Kriegspolitik; König Georg selbst ist dafür verantwortlich zu machen, und die Gegner Pitts bestärkten ihn darin, um die vom Minister begünstigte Emanzipation der irischen Katholiken so lange wie möglich hintanzuhalten. Dänische,



schwedische und russische Schiffe wurden belästigt, und die Beschwerden der Betroffenen wurden abgefertigt mit der Erklärung, es sei nicht Gepflogenheit der englischen Regierung, sich die Auslegung völkerrechtlicher Bestimmungen von fremden Mächten vorschreiben zu lassen.

„Was der einzelne nicht vermag,“ schrieb Zar Paul an König Gustav von Schweden, „wird ein Bund aller beleidigten Völker zustande bringen.“ Gustav ging eifrig auf den russischen Vorschlag ein, weniger temperamentvoll die dänische Regierung. Obwohl die dänische Fregatte Freya, angeblich weil sie Konterbande an Bord hatte, von englischen Kriegsschiffen als gute Prise weggenommen worden war, wollte sich Kronprinz Friedrich, der an Stelle des geisteskranken Königs Christian die Regierung übernommen hatte, gegen das mächtige England nicht auflehnen; erst als er förmlich vor die Wahl zwischen Bruch mit England oder Krieg mit Rußland gestellt wurde, gab er in Petersburg seine Zustimmung zu erkennen. Am 28. August 1800 legte das russische Ministerium den Gesandten von Dänemark, Schweden und Preußen den Entwurf zu einer Erneuerung der bewaffneten Neutralität vom Jahre 1780 vor. Die Beziehung Preußens war, wie Hardenberg sagt, nur ein Akt der Courtoisie, denn Preußen besaß keine Kriegsflotte, und alle Welt wußte, daß der junge König Friedrich Wilhelm III. in Fragen der äußeren Politik jeder entschiedenen Stellungnahme abhold war. Erst gegen Ende des Jahres kam es zu einem festen Abkommen. Rußland, Dänemark und Schweden erklärten, am Grundsatz festzuhalten, daß die Ostsee als geschlossenes Meer und als versperrt für den englischen Handel gelten sollte. Da auf Nachgiebigkeit Englands nicht zu rech-

nen war, sollte im Frühjahr eine gemeinschaftliche Aktion der Verbündeten ins Werk gesetzt werden. Bald darauf wurde ein preußisches Schiff in der Elbmündung von den Engländern weggenommen; nun trat auch das Berliner Kabinett am 18. Dezember dem Bunde der nordischen Mächte bei. Von einer Einladung der Republik Frankreich wurde abgesehen, offenbar damit dem Zaren die Ehre der Leitung des „großen Systems“ ungeschmälert bleibe; General Sprengporten zeigte aber in Paris die Einigung der neutralen Mächte, die in gewissem Sinne als Vorbild der späteren Kontinentalsperre angesehen werden kann, dem Konsul Bonaparte an und erhielt die Versicherung, daß Frankreich sich nicht eher auf Frieden einlassen werde, bis auch England den Grundsatz: Das Meer steht allen offen! anerkannt haben werde.

Fast ganz Europa stand also drohend dem Inselreich gegenüber, und dieses selbst war überdies von heftigen Parteikämpfen heimgesucht. Gerade um die Wende des Jahrhunderts vollzog sich hier unter dem Einfluß der vervollkommenen Wattschen Dampfmaschine ein ungeheurer Umschwung des wirtschaftlichen Lebens. Begünstigt von seinem Kohlenreichtum wurde England, das schon längst als Handelsmacht keinen Nebenbuhler mehr hatte, mit unglaublicher Schnelligkeit auch der erste Industriestaat der Welt. Diese Wandlung hatte den Frieden nötig; weder die festgewurzelte Abneigung gegen Frankreich noch der Widerwille der herrschenden Kreise gegen die Revolution und ihre Ausgeburten konnten das Anwachsen einer Friedenspartei verhindern. Auch Pitt war dem Frieden geneigt, aber er wollte ihn nicht durch Drohungen der Feinde ertrotzen lassen. Die Thronrede, womit am 2. Februar 1801 das erste Unionsparlament eröffnet

wurde, hatte kriegerischen Klang; es wurde als die ernsteste Pflicht Großbritanniens bezeichnet, die Beleidigung zu vergelten, welche ihm schon durch die Existenz des nordischen Bundes angetan sei. Während des Krieges mit Frankreich hatten die Engländer, wo immer sie auf dem Festland kämpften, in Holland, in Belgien, in Spanien den kürzeren gezogen; jetzt sollte eine große Armada von 18 Linienschiffen und vielen leichteren Fahrzeugen wenigstens das Übergewicht Englands zur See glänzend wiederherstellen.

Dagegen suchte Zar Paul den Gegner an einer leichter verwundbaren Stelle zu treffen. Er riet dem preußischen Kabinett, Hannover zu besetzen und die Weser- und Elbemündung zu sperren. Das war ein lockendes Ziel, konnte aber auch eine gefährliche Falle werden. Erst als der Zar mit einem Einfall in Ostpreußen drohte, gab Friedrich Wilhelm, wie der österreichische Geschäftsträger Graf Hudelist versichert, mit Tränen in den Augen seine Zustimmung zum Einmarsch. Am 30. März erließ der König eine Erklärung, daß er sich gegenüber den unerhörten Übergriffen Englands zu Maßregeln der Notwehr genötigt sehe, und anfangs April nahmen preußische Truppen von den dem König von Großbritannien als Kurfürsten von Braunschweig-Lüneburg zuständigen Staaten Besitz. Gleichzeitig wurde aber dieser Einmarsch gegenüber dem Kabinett von St. James als Schutzmaßregel gegen eine Besitzergreifung durch französische Truppen dargestellt.

Nicht der Sieger von Abukir, Nelson, der sich durch eigenmächtiges Vorgehen mit dem Ministerium überworfen hatte, sondern Sir Hyde Parker erhielt den Oberbefehl über die nach der Ostsee entsandte Flotte. Der Admiral faßte seine Aufgabe sehr vorsichtig und bedächtig

auf. Dadurch erhielten die Dänen Zeit, die Befestigung Kopenhagens zu verstärken. Am 30. März erschien die englische Flotte am südlichen Ausgang des Sund. Trotz des Widerstandes seines Vorgesetzten griff der als Vizeadmiral anwesende Nelson dänische Kriegsschiffe an; der Kampf wurde allgemein, und dank der genialen Taktik Nelsons errangen die Engländer einen entschiedenen Sieg. Der Prinzregent von Dänemark erbat sich Waffenstillstand, doch der Versuch, ihn dem nordischen Bunde abspenstig zu machen, mißlang.

Nun sollte sich die englische Armada gegen die Russen wenden, — da kam die Nachricht: Der Anstifter und Führer der Aktion gegen England, Zar Paul, ist aus dem Leben geschieden! Infolge eines Schlagflusses, verkündeten die Zeitungen. Noch in einem Briefe an seinen Bruder Josef vom 16. April gibt Napoleon diese Todesursache an. In Wahrheit war der Zar ermordet worden.

Die Katastrophe ist wohl nicht, wie Napoleon argwöhnte, auf politische Beweggründe zurückzuführen; es handelte sich um persönliche Interessen. Schon in der Jugendzeit Pauls war in seinem Charakter eine merkwürdige Mischung von vortrefflichen und widerwärtigen Eigenschaften zutage getreten, Harmlosigkeit und Gutmütigkeit neben brutaler Rücksichtslosigkeit und tobendem Jähzorn. „Prince adorable, despote implacable!“ sagte Suwarow von ihm. Allmählich gewann der finstere Geist, der Größenwahn seiner zarischen Allmacht, die Oberhand; ein auf die ganze Umgebung sich erstreckendes Mißtrauen verführte ihn zu unglaublichen Gewalttaten. Es war nicht mehr zu bezweifeln, daß man es mit einem geisteskranken Herrscher zu tun habe. Auch die wichtigsten Fragen der auswärtigen Politik wurden nach augen-

blicklichen Launen des Zaren entschieden, das Staatsschiff trieb im Winde auf stürmischer See; es mußte daran gedacht werden, den tollen Kapitän vom Steueruder zu entfernen. Anderswo würde versucht worden sein, die Notlage durch Einsetzung einer Regentschaft auf friedlichem Wege zu beseitigen, in Petersburg ging man nach altem russischen Rezept vor. „C'est notre constitution, le despotisme tempéré par l'assassinat.“ In der Nacht vom 23. auf 24. März 1801 wurde Zar Paul von seinen Gardeoffizieren erdrosselt.

„Das ist die Hand Englands!“ soll Bonaparte wütend ausgerufen haben, als ihm die Nachricht zuing, daß eine Episode, wie sie nur in Rußland möglich, in Rußland nichts Ungewöhnliches war, sein kunstvolles System gesprengt habe. In den Memoiren Napoleons wird zwar nicht einem bestimmten Verdacht Ausdruck gegeben, doch wird aufmerksam gemacht auf die vertraulichen Beziehungen zwischen Lord Whitworth, dem englischen Gesandten in Petersburg, und dem Polizeiminister Grafen Pahlen, dem Oberhaupt der Verschworenen. Nach den von Th. Schiemann veröffentlichten Aufzeichnungen Weljaminsows wäre der Plan zur Ermordung des Zaren tatsächlich von Whitworth oder doch von dessen Kreise ausgegangen. Natürlich ist die Beschuldigung kein Beweis. Vermutlich hat nur die Frage: Cui prodest? dazu verführt.

Denn in der Tat ließ der Thronwechsel in Petersburg die antienglische Liga zusammenbrechen, kaum daß sie geschlossen worden war.

Noch zu Lebzeiten Pauls war der von Bonaparte erbetene Friedensvermittler, Graf Kolitschef, in Paris eingetroffen. Er trat, wie Albert Sorel sagt, „mit der Geheimnistuerei, Unverschämtheit und Eitelkeit“ auf, „wie sie alle russischen

Gesandten bis 1812 an den Tag legten“. Er gebarte sich, als wenn er einen Barbarenhäuptling oder einen Tatarenkhan vor sich hätte, als wenn es eine Gnade wäre, daß er, der Mann von Welt, sich zur Gemeinschaft mit Emporkömmlingen, mit Barfüßlern und Ohnehosen herabgelassen hätte. Die Bedingungen, von denen der Zar seine Zustimmung zum Frieden abhängig machte, waren ausschweifend genug. Er forderte Verzicht auf Malta, das an den Großmeister, also an den Zaren, zurückzugeben wäre, Wiederabtretung Ägyptens an die Pforte, gemeinsame Regelung der deutsch-französischen Grenzen, Schließung der revolutionären Klubs und der Polenvereine in Paris usw. Kolitschef schrieb über seine Beobachtungen in Paris sehr freimütig an seinen Freund Rostopschin, einen ausgesprochenen Gegner einer engeren Verbindung mit Frankreich. Trotz ihres wachsenden Unwillens gaben sich Bonaparte und Talleyrand alle Mühe, das gute Einvernehmen mit den störrischen Russen aufrechtzuerhalten. Auf die Anzeige der Thronbesteigung des neuen Zaren Alexander antwortete Bonaparte am 26. April mit ausschweifenden Schmeicheleien: nach dem erschütternden Verlust des großen Freundes der französischen Nation habe nur die Thronbesteigung des schon jetzt von aller Welt verehrten neuen Zaren Trost gewähren können usw. „Wir sind geneigt, sofort einen Vertrag abzuschließen, der einen definitiven Frieden zwischen unseren beiden Staaten aufrichtet, und wenn Ew. Majestät den Ideen Ihres erhabenen Vaters über die Freiheit und Unabhängigkeit der Meere beipflichten, werden Sie uns bereit finden, noch ein engeres Band zwischen den zwei Nationen zu knüpfen, damit sie ihre Kräfte vereinigen zur Aufrechthaltung der Ruhe und des Glücks der heutigen Generation!“

20\*



Bei aller „freundschaftlichen“ Gesinnung für Rußland war aber Bonaparte nicht gesonnen, auf eine Räumung Ägyptens einzugehen, und als er auch einer anderen Forderung Rußlands zuwider die Wiederherstellung Sardiniens verweigerte und dieses Gebiet mit Frankreich vereinigte, schlug die Stimmung in Petersburg vollends um. Am 20. April ließ Pahlen dem englischen Admiral die Mitteilung zugehen, daß Rußland alle Bedingungen des englischen Kabinetts grundsätzlich anerkenne; durch freundschaftliches Abkommen sollten die strittigen Punkte geregelt werden. Der Nachfolger Pitts, Addington, kam der freundlichen Anregung des Gegners einen Schritt entgegen, indem er die Auslegung zuließ, daß der Begriff Konterbande auf das eigentliche Kriegsgerät und der Begriff der Blockade auf die Fälle wirklicher Küstenabsperzung beschränkt werde. Dafür verzichtete Zar Alexander auf das Großmeistertum des Malteserordens; die Insel Malta, dieses Sperrfort für den Seeweg nach Afrika, blieb in englischem Besitz. Nun folgten dem Beispiel Rußlands auch die übrigen Mächte; sie beeilten sich, die Beschlagnahme der englischen Schiffe aufzuheben und mit England Frieden zu schließen. Der nordische Bund war aufgelöst, der Triumph Englands so vollständig wie möglich. „Großbritannien läßt sich keinen fremden Willen aufdrängen,“ konnte Addington im Parlament erklären, „unsere Seeherrschaft ist unversehrt aus allen Wirren und Gefahren hervorgegangen!“

Tatsächlich blieb der Grundsatz, daß im Seekrieg das Privateigentum nicht nur unter feindlicher, sondern auch unter neutraler Flagge auf keinen Schutz zu zählen habe, geltend bis auf den heutigen Tag. Sooft auf Kongressen die Durchführung humanerer Bestimmun-

gen im Kriege gefordert wurde, immer widersetzte sich England einer Ausdehnung auf den Seekrieg.

„England beherrscht wieder die Meere!“ So verkündete auch jetzt wieder der leitende britische Staatsmann, nachdem das kleine deutsche Auslandsgeschwader durch eine Übermacht englischer und japanischer Dreadnoughts und Kreuzer vernichtet worden war. Lord Churchill sprach nicht weniger übermütig als jene karthagischen Gesandten, die den römischen Senat warnten, er möge es nicht zum Bruche treiben, denn wider den Willen Karthagos dürfe niemand sich auch nur die Hände im Meere waschen!

Ja, woher in aller Welt nimmt England das Recht auf den Anspruch, daß ihm die unbeschränkte Herrschaft des Meeres gebühre, daß sich alle Staaten der Welt die Bevormundung ihrer Wehrkraft, die Beeinträchtigung ihres Handels gefallen lassen müßten? England beklagt sich über den deutschen „Militarismus“. Hat das Deutsche Reich jemals an Frankreich oder Rußland das Ansinnen gestellt: „Ihr dürft eure Heere nur um so und so viel vermehren, einen stärkeren Zuwachs können wir im Interesse unserer Machtstellung nicht dulden! Ihr könnt im Haag Bestimmungen über den Seeverkehr treffen, soviel ihr wollt, doch wir kümmern uns nicht darum, denn in der Politik darf jeder, was er kann!“ „Ein Land,“ sagt Heine, „das längst den Ozean verschluckt hätte, wenn es nicht befürchtete, daß es ihm Übelkeiten im Magen verursachen möchte!“

Es kann nur als ein frommer Wunsch angesehen werden, wenn Deutsche sich in unseren Tagen in ihrem überhitzten Patriotismus der Hoffnung hingeben, daß das Ende des stolzen britischen Weltreiches schon bevorstehe, doch unzweifel-

haft drohen dieser Macht heute noch weit schlimmere Gefahren als vor hundert Jahren. England selbst hat den schwersten Fehler dadurch begangen, daß es um die Hilfe der gelben Rasse nachsuchte und die Inder in den Kampf der Weißen hereinzog. Zu solcher Versündigung an den britischen und europäischen Interessen würde ein Pitt nie die Hand geboten haben. Auch die Neutralen wer-

den sich die Mißachtung ihrer Staatshoheit nicht auf die Dauer gefallen lassen. Und sogar wenn es der britischen Übermacht gelingen könnte, die deutsche Flotte zu überwältigen, — ohne ungeheure Verluste würde der Sieg nicht zu erringen sein, damit würde das Zepter Neptuns kampflos an die Union übergehen! Skylla oder Charybdis! Kommen wird der Tag!

## Die christliche Religion und der Krieg.

Von Otto Ritschl.

Wenn in dieser harten, schweren, großen Zeit irgend etwas über jeden Zweifel erhaben feststeht, so ist es die Tatsache, daß das deutsche Volk den ihm von seinen Feinden aufgedrungenen Krieg mit gutem, reinem Gewissen führt. Deutschland hat ihn nicht ersehnt oder gewünscht. Vielmehr haben unser Kaiser und seine berufenen Berater Jahrzehnte hindurch ihren ganzen Einfluß daran gesetzt, daß es nicht zum blutigen Zusammenstoß mit den uns längst mißgünstigen Nachbarreichen kommen möchte. Bis zur äußersten Grenze der einem großen Volk statthaften Nachgiebigkeit schien uns die deutsche Politik manchmal gegangen zu sein in dem eifrigen Streben, den Frieden zu erhalten. Um so gewaltiger nur schwoll der Übermut unserer Feinde an. Immer listiger und dreister sann sie darauf, das Deutsche Reich zu demütigen, seine Macht zu untergraben, seinen Bestand zu erschüttern. Da endlich ward ihnen Halt geboten. Unser Kaiser, der bis dahin nur den Ehrgeiz gehabt hatte, als Friedensfürst in Gerechtigkeit und Treue seines hohen Amtes zu walten, mußte sein Volk unter die Waffen rufen. Da hat er demütig vor Gott die ungeheure Verantwortung auf sich genommen, die

so unendlich folgenschwere Entscheidung für den Krieg zu treffen. Je angestrenzter er noch bis zuletzt für die Erhaltung des Friedens gearbeitet hatte, um so schwerer wiegt dieser gewaltige Entschluß. Und wir dürfen es zuversichtlich glauben, daß der Kaiser ihn nicht gefaßt hätte, wenn er es nicht mit gutem Gewissen im Bewußtsein einer unausweichlichen Pflicht hätte tun können. Das jubelnde Echo aber, das seinem Rufe in dem ganzen Deutschland so hell und schmetternd entgegenklang, bekundet eine hochgemute, stolze Freude, die auch nur möglich ist, wo ein gutes Gewissen zum Kriegen und Siegen vorhanden ist. Überall, wohin wir blicken und hören, gewahren wir ergreifende Zeugnisse für diese wunderbare Stimmung, die auch durch alle über so viele unter uns hereingebrochene Trauer, Sorge und Not nicht hat gedämpft werden können. Nirgends aber sind bisher Bedenken laut geworden, ob es auch recht sei, Krieg zu führen und so auch diesem Kriege nicht ausgewichen zu sein. Ja es wird wohl den meisten Deutschen geradezu unverständlich sein, daß solche Fragen überhaupt aufgeworfen werden können.

## I.

Und doch ist zu anderen Zeiten die Frage nach der Berechtigung zur Kriegführung und zum Kriegsdienst oft gestellt und da und dort auch immer wieder verneint worden.<sup>1)</sup> Nicht aus Feigheit oder Furcht, sondern aus einer religiösen Überzeugung, deren edelste Vertreter persönlich zu den größten Opfern bis zur willigen Dahingabe ihres Lebens bereit waren. Vor allem haben die alten Christen in den ersten drei Jahrhunderten unserer Zeitrechnung in ihrer großen Mehrzahl die Ansicht gehegt, daß Kriege verwerflich und die Teilnahme daran Todsünde sei. Freilich galt dies Urteil nicht von den Schlachten, die unter Gottes eigener Leitung einst die Richter und Könige des Volkes Israel geschlagen hatten. Erst recht nicht galt es von dem Kriege, in dem, wie man erwartete, am Ende aller Zeiten der wiederkommende Christus den Antichrist besiegen und sein Reich vernichten würde. Aber auch die Zerstörung Jerusalems durch die Römer wurde als ein von Gott selbst verhängtes Strafgericht über das Volk der Juden aufgefaßt. Sieht man jedoch von solchen einer religiösen Deutung direkt unterzogenen Fällen ab, so hielten die alten Christen sonst im allgemeinen die Teilnahme an den Kriegen für unerlaubt, die zu ihrer Zeit die kaiserlichen Heere des römischen Reiches zu bestehen hatten. War es doch durch das göttliche Gesetz, das sie hochhielten und treu zu erfüllen bestrebt waren, schon im Alten Testament verboten, Menschen zu töten. Und auch Christus hatte wie-

1) Genauere Auskunft über die auf den nächsten Seiten behandelten historischen Gegenstände gibt die Schrift von Adolf Harnack: *Militia Christi, die christliche Religion und der Soldatenstand in den ersten drei Jahrhunderten*. Tübingen 1905.

der gesagt: Wer zum Schwert greift, soll durch das Schwert umkommen (Matth. 26, 52). Ja darüber hinaus hatte er geboten, man solle dem Bösen keinen Widerstand leisten, sondern dem, der einen auf die rechte Backe schlägt, auch die andere darbieten (Matth. 5, 39). Daher hielt man jegliches Vergießen von Menschenblut für eine schwere Sünde und verwarf den Krieg ebenso wie die Verhängung und Vollstreckung von Todesurteilen.

Andererseits war vor allem gerade in den römischen Heeren die Pflege heidnischer Religionen und besonders der gotteslästerlichen Kaiserverehrung heimisch. Da hatten alle Soldaten die Pflicht, an den Opfern teilzunehmen, die die Offiziere den Herrschern des Weltreichs darbrachten. Da hatte sich jeder durch den Fahneneid mit Leib und Blut gehorsam und treu dem obersten Kriegsherrn ganz zu eigen zu geben. Da herrschten herkömmlicherweise Gewalttätigkeiten aller Art und mancherlei mit der heidnischen Religion aufs engste verbundene unsittliche Gebräuche. Wie konnten also Christen, die es ernst mit ihrem Glauben und mit ihrer Lebensführung nahmen, die sich als Streiter vielmehr eines anderen, himmlischen, göttlichen Herrn und diesem allein zum Gehorsam verpflichtet wußten, sich zugleich einem fremden Herrn verschreiben, der ihnen Blutvergießen, Götzendienst und damit die Verleugnung des einen, wahren Gottes zur Pflicht machte? Doch nötigte sie ja auch gar nichts dazu. Denn wie heute noch in England, so gab es auch in dem römischen Kaiserreich keine allgemeine Wehrpflicht. Konnte also, von einigen besonderen Ausnahmen abgesehen, jedermann nach freiem Belieben Kriegsdienste nehmen oder nicht, so verstand es sich für alle, die schon Christen



waren, ganz von selbst, daß sie es nicht taten, und auch die Kirche scheint, solange das römische Staatswesen offiziell heidnisch war, ihren Angehörigen die Wahl des Soldatenberufes nicht einmal gestattet zu haben.

Anders jedoch verhielt es sich, wenn römische Berufssoldaten, wie das seit dem 2. Jahrhundert immer häufiger geschah, für das Christentum gewonnen wurden und auch weiterhin im Heeresdienst blieben. Hier war die Kirche nachsichtiger, sie duldete solche bekehrte Kriegsmänner in ihrer Mitte, wenn sie sich nur nach Möglichkeit von allem heidnischen Götzendienst fernhielten. Ja es erfüllte die Christen mit einem gewissen Hochgefühl, daß selbst der Soldatenstand, der seiner ganzen Beschaffenheit nach dem Christentum so völlig entgegengesetzt war, sich der auch in ihn eindringenden wahren Religion so wenig zu erwehren vermochte. Und kirchliche Schriftsteller wußten mit Stolz von der zum großen Teil christlichen Donnerlegion zu berichten, deren Gebet im Quadenkriege unter Marc Aurel ein wohlthätiges Gewitter bewirkt und so den Kaiser und sein Heer vor dem Verschmachten bewahrt habe.

Und es gab auch einleuchtende Gründe, die dafür sprachen, daß christlich gewordene Soldaten einfach in den kaiserlichen Heeren blieben. Ganz allgemein galt die von dem Apostel Paulus aufgestellte Regel: Ein jeder bleibe in dem Berufe, in dem er berufen worden ist. Wie also ein Sklave, wenn er Christ wurde, nach des Apostels eigener Anweisung Sklave zu bleiben hatte, so konnten ein gleiches auch die zu Christen gewordenen Soldaten für sich in Anspruch nehmen (1. Kor. 7, 20 ff.). Hatte doch nicht einmal der strenge Bußprediger Johannes der Täufer, als Kriegsknechte seinen Rat begehrten, ihnen einen Be-

rufswechsel zugemutet, sondern nur von ihnen verlangt: Übt gegen niemand Gewalt und Erpressung, sondern laßt euch an eurem Solde genügen (Luc. 3, 14). Daß es aber auch gottesfürchtige Soldaten geben könne, bewiesen die im Neuen Testament auftretenden Hauptleute, der von Kapernaum (Matth. 8, 5 ff.), der unter Jesu Kreuz (Marc. 15, 39), und Cornelius zu Cäsarea (Apostelgesch. 10, 1 ff.).

Dennoch traten seit dem Ende des 2. Jahrhunderts gerade die einflußreichsten christlichen Lehrer immer bestimmter für die unbedingte Unvereinbarkeit des Kriegsdienstes mit dem Christentum ein, indem sie ganz konsequent aus dem allgemein anerkannten Gedanken des Streitertums Christi folgerten, daß, wer einmal dem himmlischen Herrn gehöre, nicht auch noch die Dienstbarkeit eines andern, völlig fremden Herren auf sich nehmen oder aufrechterhalten dürfe. Als Streiter Christi aber hatten die Christen den Kampf nicht gegen irdische Feinde, sondern gegen die Dämonen, die Heerscharen des Teufels, die Urheber alles Bösen und aller Sünde, zu führen durch Enthaltung von allem, was ihnen den Sieg über diese Mächte in der Welt vereiteln oder schmälern könnte. In den kaiserlichen Heeren dagegen herrschte gerade die Verehrung dieser Dämonen, so daß man lediglich in deren Dienst trat oder darin blieb, wenn man als Christ dem Kriegerstande nicht in jedem Falle entsagte.

Und doch sind es nicht solche Ermahnungen strenger gesinnter christlicher Lehrer gewesen, die zur reinlichen Scheidung der Christenheit und des römischen Militärwesens geführt haben. Vielmehr hat es bis zum Ende des 3. Jahrhunderts in den kaiserlichen Heeren immer auch eine große Anzahl von Christen gegeben. Dann aber kam es gleich

zu Beginn des 4. Jahrhunderts zu der großen Christenverfolgung unter dem Kaiser Diokletian und seinen Mitregenten. Nun erst traten sich, soweit sich die Verfolgung erstreckte, die römischen Heere und das Christentum in ausschließendem Gegensatz gegenüber. Nur freilich blieb es nicht lange dabei. Denn bald schon trat der große weltgeschichtliche Umschwung ein, der eine völlige Änderung aller bisherigen politischen und kirchlichen Verhältnisse mit sich brachte. Der Kaiser Constantin der Große hatte erkannt, welche gewaltige politische Macht sich ihm darbot, wenn er sich auf die schon damals so hervorragende Organisation der christlichen Kirche und auf die in dieser lebendigen Kräfte stützte. So machte er das Kreuz mit den Initialen Christi zum Feldzeichen seiner Truppen und besiegte seine an dem Heidentum festhaltenden Gegner Maxentius und Licinius.

Was aber war die Folge dieser unter dem Kreuzeszeichen errungenen Siege? Die Kriegsmänner des siegreichen Welt Herrschers waren zu Streitern Christi geworden, und die Streiter Christi, soweit sie sich nicht, um auch weiterhin der Welt abgestorben zu bleiben, in Klöster zurückzogen, konnten ihren grundsätzlichen Gehorsam gegen die nach dem Zeugnis des Apostels Paulus von Gott eingesetzte Obrigkeit nun endlich mit freiem Gewissen auch im Kriegsdienst eines Kaisers betätigen, der das christliche Kreuz zum irdischen Siege geführt hatte. Daher schwanden denn auch die alten christlichen Bedenken gegen Krieg und Blutvergießen mehr und mehr dahin. Im Dienste christlicher Kaiser mußten doch auch Christen militärische und andere obrigkeitliche Ämter führen dürfen. So aber wurden nun auch die Grundsätze des Apostels Paulus zu einer Norm, der man ohne Vorbehalte des Ge-

wissens beipflichten konnte: Die Obrigkeit trägt das Schwert nicht umsonst. Sie ist Gottes Dienerin, eine Rächerin zur Strafe über den, der Böses tut. So soll man sich ihr unterwerfen, nicht nur um des Zorngerichts, sondern auch um des Gewissens willen (Röm. 13, 4 ff.).

Die fernere Entwicklung der Auffassungen des Verhältnisses zwischen Christentum und weltlicher Obrigkeit auch nur flüchtig zu verfolgen, würde viel zu weit führen. Wie sehr auch sonst die im Mittelalter ausgebildeten katholischen und die ihr seit der Reformation entgegentretenden protestantischen Anschauungen voneinander verschieden sind, in dem einen Hauptpunkt stimmen sie doch überein: Gerechte Kriege zu führen und an ihnen tätig teilzunehmen, ist auch für Christen nicht verboten<sup>1)</sup>, vielmehr je nach den obwaltenden Umständen geradezu Pflicht oder auch Gottesdienst. Und doch ist die entgegengesetzte Ansicht seit den Zeiten des Kaisers Constantin nicht etwa überhaupt ausgestorben. Daß die durch ihren Klerus unter der Oberhoheit des Papstes repräsentierte Kirche als die Inhaberin des geistlichen Schwerts kein Blut vergießen dürfe, sondern wie die strafrechtliche Ahndung von schweren Verbrechen so auch alle berechnete Kriegführung der irdischen Obrigkeit und ihrem weltlichen Schwerte zu überlassen habe, steht im Katholizismus grundsätzlich fest. Daher bleiben andererseits aber die im Dienste oder unter Billigung der Kirche geführten Kriege und vollstreckten Todesurteile als ein berechtigtes und notwendiges christliches Laienwerk anerkannt.

1) Für die Auffassung der deutschen Reformation kommt insbesondere in Betracht Luthers Schrift von 1526: Ob Kriegsleute auch in seligem Stande sein können (Luthers Werke in Auswahl, herausg. von O. Clemen, Bd. 3, S. 317–351).

Eine keiner Ausnahme unterliegende Verwerfung jedes Blutvergießens finden wir dagegen wieder in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters bei verschiedenen christlichen Sekten, besonders bei den Waldensern und bei den böhmischen Brüdern. Diese hielten die Vorschriften der Bergpredigt Jesu schlechtweg für ein Gesetz, das ohne Abstriche und Abschwächungen für alle Christen unbedingt gültig sei. Wie sie daher alles Schwören und Unwahrheitsreden lediglich als verboten ansahen, so auch wieder jedes Blutvergießen, sei es nun im Kriege oder als Verhängung und Vollstreckung von Todesurteilen. Ja als unter dem Einfluß des schweizerischen Reformators Wilhelm Farel die französischen Waldenser auf einer Synode zu Angrogna 1532 sich der protestantischen Bewegung anschlossen und auf ihre übrigen Besonderheiten, wie die Verwerfung des Eides, verzichteten, behielten sie als unerläßlich wenigstens das Verbot des Kriegsdienstes bei.

Andererseits entstanden in der Reformationszeit aus der in recht verschiedene Zweige zerfallenden Bewegung der Wiedertäufer neue Sekten, die zum Teil auch wieder dieselbe Stellung zu den Fragen nach der Statthaftigkeit des Eides, der Übernahme staatlicher Ämter und des Krieges einnahmen. Das waren insbesondere die Mennoniten und die Socinianer, und ihnen schlossen sich im 17. Jahrhundert die englischen Quäker an. So erklärte Faustus Socinus, der große Theolog und Organisator des Socinianismus<sup>1)</sup>, im Alten Testament zwar habe Gott dem Volke Israel zur Bewahrung des ihm verheißenen und verliehenen irdischen Besitzes auch das Führen

1) Fausti Socini Epistolarium p. 408 bei G. L. Oederus, Catechesis Racoviensis seu liber Socinianorum primarius. Francof. et Lipsiae 1739, p. 466.

von Kriegen gestattet. Unter dem Neuen Testament dagegen habe Gott seinem Volke keinen weltlichen Besitz, sondern nur die Anwartschaft auf den Himmel gegeben. Deshalb aber gelte nun ausschließlich das Gebot, kein Menschenblut zu vergießen, und Christi Vorschrift, auch den Feinden lediglich wohlzutun. Und selbst im äußersten Falle sei die bewaffnete Abwehr feindlicher Invasionen nur gestattet, wenn es dabei ohne Blutvergießen abgehe.

Von praktischem Erfolge jedoch sind alle solche unter Berufung auf Christi Autorität ergangene Proteste gegen Krieg und Blutvergießen niemals gewesen. Es waren doch immer nur kleine Häuflein frommer Menschen, die das religiöse Ideal einer unbedingten Friedfertigkeit geltend machten und dafür nicht selten auch geduldig und in unerschütterlicher Tapferkeit Verfolgung und Tod erlitten, während sie Gleiches mit Gleichem zu vergelten für die schwerste Sünde hielten. Im Laufe der letzten Jahrhunderte aber hat dieser Idealismus eines sektiererischen Christentums immer mehr abgenommen, und er kann unter uns wohl als geradezu ausgestorben gelten. In abgeschwächter Form dagegen tritt für dasselbe Ideal die 1795 schon von Kant<sup>1)</sup> angeregte, dann zuerst von Quäkern 1815 organisierte Friedensbewegung ein, die die Kriege durch internationale Schiedsgerichte zu ersetzen strebte und dafür in Schriften und auf Kongressen zu wirken suchte. Die uns allen bekannten, aber nunmehr so hinfällig gewordenen Hauptleistungen dieser Friedensbewegung liegen vor in den auch in Deutschland viel beachteten Bemühungen des russischen Grafen Leo

1) I. Kant, Zum ewigen Frieden. Ein philosophischer Entwurf 1795. Sämtliche Werke, herausg. von G. Hartenstein, Bd. 6, S. 405—454.



Tolstoi um eine Reform des Christentums im Sinne der fünf Gebote der Bergpredigt, in den Romanen der kürzlich verstorbenen Frau von Suttner, in der Nobelschen Stiftung eines Friedenspreises, in der Haager Friedenskonferenz und in den besonders von deutschen und von englischen Geistlichen in den letzten Jahren unternommenen Verständigungsversuchen. Wieweit in dieser Bewegung von gestern und vorgestern bewußt christliche oder mehr nur humanitäre Einflüsse zur Geltung gekommen sind, ist angesichts des Weltkrieges von heute zu einer müßigen Frage geworden. Denn heute haben wir es allein mit diesem Kriege zu tun, den Deutschland zwar nicht gewollt, ja mit aller Anstrengung zu vermeiden gesucht hat, dem es aber auch nicht ausgewichen ist, als er schließlich unvermeidlich wurde. Im Blick auf diesen Krieg aber tritt nun die Frage vor uns: Wie verhält es sich denn in Wirklichkeit mit dem Urteil der christlichen Religion und Moral über die Berechtigung von Krieg und Kriegsdienst? Haben die großen Konfessionskirchen recht, die die Führung solcher gerechter Kriege, wie des über uns verhängten, zuversichtlich billigen, oder hat das Gewissen von Christen doch vielmehr Grund, sich nach den gegenteiligen Ansichten ehrlicher Sektierer und unbedingter Friedensfreunde zu richten? Die Entscheidung dieser Frage wird für Christen davon abhängen, wie der Urheber und die höchste Autorität ihrer Religion, Jesus Christus selbst, über Kriegsdienst und Kriegführung geurteilt hat.

## II.

Daß Jesus zunächst den Kriegsdienst oder den Soldatenberuf nicht verworfen hat, geht deutlich aus der Erzählung von dem Hauptmann zu Kapernaum (Matth.

8, 5—13; Luc. 7, 1—10) hervor. Indem ihn dieser darum bat, seinen erkrankten Knecht zu heilen, wollte er ihm die Mühe ersparen, sich in sein Haus zu begeben. Und da nun berief er sich auf seine persönlichen Erfahrungen von dem auf das bloße Befehlswort hin eintretenden militärischen Gehorsam und meinte, ebenso würde auch ein von Jesus gesprochenes Wort genügen, um bei seinem Knecht die Geister der Krankheit zu vertreiben. Jesus aber lobte diesen Glauben, der in seiner zuversichtlichen Art durch die militärische Denkweise des Hauptmanns so wesentlich mitbestimmt erscheint, und erklärte, daß er einen solchen Glauben in Israel nirgends gefunden habe. Ohne sich also an den Soldatenstand und die militärische Auffassung des Hauptmanns irgendwie zu stoßen, geschweige denn ihm wohl gar erst noch einen Berufswechsel zuzumuten, verhiess Jesus ihm die Teilnahme an dem Reiche Gottes, die er zugleich dessen vermeintlichen Söhnen absprach. Die kleinliche Gesetzmäßigkeit gewisser späterer Richtungen des Christentums, in der man meinte, den Soldatenberuf als solchen verwerfen zu müssen, lag also Jesus noch völlig fern. Unbefangen stand er den Menschen und der Umwelt, in der sie lebten, gegenüber. Und nicht aufs Äußere blickte er, sondern auf den inneren Gehalt der Personen, deren Gesinnung ihm allein als ausschlaggebend galt. Gehen doch aus der Gesinnung des Herzens die guten und die bösen Taten hervor (Marc. 7, 21 ff.), an denen als Früchten Jesus die Güte oder die Verderbnis des sie tragenden Baumes erkennen lehrte (Matth. 7, 16—20). Im Vergleich damit ist alles übrige äußerlich und unerheblich.

Hat Jesus so aber den Kriegerberuf keineswegs für unvereinbar mit dem von ihm verkündigten Reiche Gottes

gehalten, so könnte er doch vielleicht die Kriegführung selbst, sofern sie notwendig immer auch Blutvergießen mit sich bringt, verworfen haben. Das hat man insbesondere daraus schließen wollen, daß Jesus im Gegensatz zu der pharisäischen Gerechtigkeit mit ihrem Grundsatz: Auge um Auge, Zahn um Zahn, von den Seinigen eine höhere Gerechtigkeit gefordert hat. Als solche aber lehrte er die Liebe kennen, und zwar vor allem, sofern sie sich auch auf die Feinde richtet. Sah er doch das Vorbild einer solchen Liebe in der Vollkommenheit Gottes selbst gegeben (Matth. 5, 38—48). Unter den Erläuterungen dieses Ideals hat nun vor allem Jesu schon vorher einmal erwähntes Gebot immer wieder teils Befremden erregt, teils ehrerbietige Unterwerfung gefunden: Ich aber sage euch, daß ihr dem Bösen nicht widerstehen sollt. Sondern wer dich auf die rechte Backe schlägt, dem biete auch die andere dar. Und wer mit dir rechten und dir den Rock nehmen will, dem laß auch den Mantel. Und wer dich eine Meile zu gehen nötigt, mit dem gehe zwei (Matth. 5, 39 ff.).

Wie sollen wir zu diesen Vorschriften einer die gestellten Zumutungen weit überbietenden Nachgiebigkeit die richtige Stellung finden? Ich meine, die Hauptfrage ist hier die: ob Jesus jene Weisungen schlechtweg und unter allen Umständen als allgemein gültig gemeint oder ob er ihnen einen irgendwie beschränkteren Geltungsbereich zugeacht hat. Um diese Frage zu entscheiden, genügt es nicht, sich einfach nur um eine möglichst treffende Auslegung des überlieferten Wortlauts jener Aussprüche zu bemühen. Sondern zugleich ist vielmehr darauf sorgfältig zu achten, wie sich denn Jesus selbst in seinem eigenen Leben und persönlichen Auftreten verhalten hat, wenn er in ähnliche Lagen

zu handeln kam. Denn es wäre doch nur eine sehr einseitige und darum irreführende Ansicht, wenn man Jesus bloß als einen Gesetzgeber der sittlichen Korrektheit ansehen wollte, dessen Verordnungen durch eine rein äußerliche Erfüllung genügt würde, und nicht vielmehr als ein lebendiges persönliches Vorbild, das eine sinn- und verständnisvolle Nachahmung herausforderte.

Blicken wir also in Jesu Leben selbst hinein, so wird allerdings wohl jeder Leser der Evangelien den tiefsten und nachhaltigsten Eindruck von seinem tapfern und geduldigen Leiden und Sterben und von seiner noch am Kreuz bewährten fürbittenden Liebe zu seinen Peinigern haben. In dieser Haltung hat Jesus in der Tat vorbildlich gezeigt, wie er es gemeint hatte, wenn er dem Bösen nicht Widerstand geleistet, sondern es in Seelengröße und heroischem Martyrium ertragen wissen wollte. Aber diese passive Haltung Jesu ist doch erst seit seinem heißen Gebetsringen im Garten Gethsemane (Matth. 26, 36—39) eingetreten. Mochte er auch zuvor schon seine Jünger wiederholt dahin belehrt haben, daß er in Jerusalem werde leiden und sterben müssen: daß dieses Schicksal unabänderlich von Gott gewollt und auch durch sein inbrünstigstes Beten nicht abwendbar sei, darüber gewann er doch erst zu Gethsemane die endgültige Gewißheit. Wenn dort aber sein Gebet in dem Worte der unbedingten Ergebung sein Ziel und Ende fand: doch nicht, wie ich will, sondern wie du willst, so bedeutete diese Fügsamkeit in den ihm nun völlig zweifellos gewordenen Willen Gottes zugleich den unumstößlichen Entschluß, dem ihm von Gott bestimmten Schicksal keinerlei andersgerichtete Wünsche oder Handlungen entgegenzusetzen, sondern es im vollkommenen Vertrauen auf Gottes Weisheit

und Liebe und in unerschütterlicher Geduld an sich vollziehen zu lassen.

Bevor jedoch Jesus die über den Ausgang seines irdischen Wirkens entscheidende Gebetsstunde zu Gethsemane erlebte, hatte er ganz gewiß auch mit der einmal von ihm angedeuteten Möglichkeit gerechnet, daß sein Vater ihm auf seine Bitte mehr als 12 Legionen Engel zur Hilfe zuschicken werde (Matth. 26, 53). Führte er doch schon lange einen heißen, erbitterten Kampf gegen die Gegner des ihm von seinem Vater anvertrauten Lebenswerks. Und gegen diese Feinde des von ihm verkündigten Gottesreichs hat er sich niemals gescheut, in Angriff und Verteidigung mit rücksichtsloser Aufrichtigkeit und heroischem Bekennermut Gottes Sache zu führen, um sie zum Siege zu bringen. Es ist ein völlig einseitiges Bild von Jesus, wenn man in ihm nur den sanften Dulder anschaut, der als Lamm Gottes am Kreuze sein Leben dahingegeben hat, und sich gegen die Züge von herber Kraft und stürmischer Begeisterung verschließt, die uns in seinem Kampfe gegen die Feinde seiner göttlichen Sache entgegentreten. War er doch auch gegen die Seinigen, die er liebte und in jeder Hinsicht förderte, erbarmungslos streng, wenn er von ihnen verlangte, sie sollten, um Versuchungen zur Sünde vorzubeugen, ihr Auge ausreißen oder ihre Hand und ihren Fuß abhauen (Marc. 9, 43—48), oder wenn er von ihnen forderte, sie sollten Vater und Mutter, Weib und Kind verlassen, ja hassen, um ihm allein nachzufolgen (Matth. 10, 37 f.; Luc. 14, 26), oder wenn er einem gerade erst verwaisten Manne, der sich ihm anschließen und nur noch seinen Vater begraben wollte, das harte Wort entgegenrief: Laß die Toten ihre Toten begraben; gehe du aber hin und verkündige das Reich Gottes (Luc. 9, 60). Um wie viel schrof-

fer noch mußte er da gegen die Widersacher seines heiligen Lebenswerkes mit unnachgiebiger Härte auftreten und vorgehen, gegen jene Pharisäer und Schriftgelehrten, die er mit ihrer kleinlichen, kaltherzigen Gesetzespedanterie dem Volke Gottes die Religion verkümmern und verderben sah. So ruft er denn auch sein Wehe über diese Heuchler, die das Himmelreich vor den Menschen verschließen, um sie aus jeder Gemeinschaft mit Gott zu verstoßen und sie dem ewigen Verderben zu überantworten. Ihr Narren und Blinde, ihr Heuchler, ihr blinden Führer, die ihr Mücken seihet und Kamele verschlingt, ihr Otterngezücht, wie könnt ihr Gutes reden, die ihr doch böse seid (Matth. 23, 13—33; 12, 34). Das sind Scheltreden, wie sie Jesus gegen die Pharisäer und Schriftgelehrten schleuderte. Doch auch vor persönlicher Gewaltübung ist er nicht zurückgeschreckt. Als er mit seinen Jüngern nach Jerusalem kam, ging er in den Tempel. Da machte er nach dem einen Bericht, den wir darüber haben (Joh. 2, 15), aus Stricken eine Geißel. Und nun begann er zu vertreiben, die im Tempel kauften und verkauften, und warf die Tische der Geldwechsler und die Bänke der Taubenkrämer um und ließ niemanden ein Gefäß durch den Tempel tragen und sprach zu ihnen: Steht nicht geschrieben: mein Haus soll ein Bethaus heißen bei allen Völkern? Ihr aber habt eine Mördergrube daraus gemacht (Marc. 11, 15—17).

Hat Jesus auch da eine Liebe geübt, die niemanden schädigt und jedem nur hilft? Hat er nicht vielmehr das Eigentum fremder Menschen, die ihm persönlich niemals etwas zuleide getan hatten, rücksichtslos verstört und verschüttet? Ist er da, ja ist er überhaupt jemals in seinem Kampf gegen die Pharisäer nach seinem eignen Wort in der Bergpredigt



verfahren: Wer seinem Bruder zürnt, der ist des Gerichts schuldig . . . , wer aber sagt: du Narr, der ist des höllischen Feuers schuldig (Matth. 5, 22). Aber mehr noch! Ihm selbst wurde nach dem Bericht bei Johannes (Joh. 18, 22 f.) sogar schon in seiner Leidenszeit bei seinem Verhör vor dem Hohenpriester von dessen Knecht ein Backenstreich gegeben. Hat er da auch die andere Backe zum Schlage dargereicht? Keineswegs! Vielmehr hat er den gewalttätigen Menschen direkt zur Rede gestellt und ihm vorgehalten: Habe ich Böses geredet, so lege darüber dein Zeugnis ab, daß es böse sei; habe ich aber recht geredet, was schlägst du mich?

Kurz, Jesus selbst ist im Kampfe mit seinen Feinden durchaus nicht nach den Regeln seiner Bergpredigt verfahren. Vielmehr ist er seinen Widersachern, bis er sich im Angesicht seines Todes durch Gottes Willen ein anderes Verhalten vorgeschrieben sah, mit unbeugsamer Energie, mit zürnender Strenge, mit vernichtender Schärfe entgegengetreten, ganz wie nur irgendeiner der großen Propheten des Alten Testaments, im Bewußtsein seines göttlichen Berufs voll erhabener Hoheit und persönlicher Macht. Denn auch ihm stand, wie jedem Helden der Weltgeschichte, die große Sache, der er diente, weit über allen Personen und jeder schwächlichen menschlichen Rücksicht auf deren Wohlergehen und Begehen.

Wie aber hat Jesus denn da, so wird nun wohl jeder fragen, die Regeln und Vorschriften seiner Bergpredigt überhaupt geben können? Sollten denn etwa seine Jünger, denen er diese Weisungen gab, anders handeln als er selbst? Oder bedeutet nicht vielmehr die Nachfolge, die er von ihnen forderte, daß sie in ihrem Leben seinem persönlichen Vorbild nacheifern sollten? Ganz gewiß ist

Jesu persönliches Vorbild für das sittliche Verhalten der Seinigen von ungleich entscheidenderem Gewicht als irgendwelche mißverständene Worte, die uns aus seinem Munde überliefert sind. Ein Mißverständnis seiner Bergpredigt aber — das lehrt uns doch wohl die Betrachtung seines eignen Auftretens gegen die Feinde seiner Sache — liegt in jedem Falle vor, wenn man jene Aussprüche vom Backenstreich, von der Unterdrückung alles Zorns und von der Verwerflichkeit jeder Scheltrede als ganz allgemeingültige Gebote meint verstehen zu sollen. Vielmehr kommt es in Jesu Sinne ganz darauf an, mit wem man es jedesmal im Leben zu tun hat, ob mit Brüdern und solchen, die man durch geduldige Nachgiebigkeit etwa zu Brüdern zu gewinnen hoffen darf, oder mit heuchlerischen, herzlosen und kaltsinnigen Feinden des Gottesreichs und der in diesem geltenden höhern Gerechtigkeit der Liebe. Ausdrücklich sagt er ja doch selbst: Wer seinem Bruder zürnt, der ist des Gerichts schuldig. Sowenig aber er sich für seine Person des Gerichts schuldig wußte, wenn er seinen Zorn gegen die Pharisäer und Ihresgleichen nicht feige verbarg, sondern in tapferer Rede ausströmen ließ, so wenig kann er auch gewollt haben, daß eine gute, reine und große Sache gegen ihre Feinde in schwächlicher Duldsamkeit und Nachgiebigkeit nicht sowohl vertreten als preisgegeben werde.

Suchen wir also dem, was Jesus gewollt hat, wirklich gerecht zu werden, so müssen wir unterscheiden einmal zwischen der großen Sache, deren berufener Vertreter er war und auch die Seinigen werden sollten, und den Personen, mit denen er sich im Leben so oder so berührte, und zweitens zwischen dem Verhalten zu Brüdern, mit denen man einträchtig, versöhnlich und nachgiebig

zusammen leben soll, und anderen Menschen, die sich selbst aus diesem Bruderverhältnis ausschließen, indem sie sich der göttlichen Sache oder der in gegenseitiger Liebe sich vollendenden Gemeinschaft des Gottesreiches feindlich und hinderlich entgegenstellen.

Und doch hat Jesus gerade auch wieder Liebe zu den Feinden gefordert und darin die höchste Erweisung der von ihm verkündigten Gerechtigkeit des Gottesreiches kennen gelehrt. Wie vereinigt sich denn nun dieses Ideal mit der von ihm selbst geübten und den Seinigen vorgelebten Streitbarkeit gegen dieselben Feinde, die eben doch vielmehr geliebt werden sollten? Das Gleichnis vom barmherzigen Samariter (Luc. 10, 30—37) zeigt, wie Jesus sich die Liebesübung gegen die Feinde des eignen Volkes dachte. Und auch bei anderen Gelegenheiten schreibt er vor, den Feinden jeder Art wohlzutun, sie zu segnen und ihrer fürbittend vor Gott zu gedenken. Das alles aber schließt sich nicht notwendig aus mit dem tapfern Widerstande, der denselben Personen um einer streitigen großen Sache willen entgegengesetzt werden muß. Vielmehr kann es sich bei der pflichtmäßigen christlichen Feindesliebe allein darum handeln, den Feinden in allen rein menschlichen Angelegenheiten, sobald sie irgendwelcher persönlichen Hilfe, Pflege und Schonung bedürfen, alle solche Liebesdienste ebenso zu leisten, wie wenn wir ihre Nächsten wären. Zugleich bleibt doch auch so das Verhältnis des sachlichen Gegensatzes bestehen, damit zusammen aber auch das von Jesus selbst vorbildlich dargestellte Verfahren eines ehrlichen, tapfern und rücksichtslosen Kampfes gemäß seinem Worte: Fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib töten und die Seele nicht töten können; fürchtet euch aber vielmehr vor dem, der Seele

und Leib verderben kann in die Hölle (Matth. 10, 28).

Sehen wir jedoch von der Tempelreinigung ab, bei der Jesus auch persönlich Gewalt zu üben nicht verschmähte, so war allerdings der von ihm durchgeführte Kampf ein nur mit den geistigen Waffen des Worts und der Rede geführter Streit. Und wenn er selbst von sich gesagt hat: Ich bin nicht gekommen, Frieden zu bringen auf die Erde, sondern das Schwert (Matth. 10, 34), so muß auch hier das Wort Schwert im übertragenen Sinne von den geistigen Waffen verstanden werden, die er führte und die Seinigen führen sollten. Man kann es daher immer noch für fraglich halten, ob sich die in diesem geistigen Kampfe von Jesus beobachteten Regeln ohne weiteres auch auf die mit Blutvergießen verbundenen Kriege zwischen feindlichen Heeren übertragen lassen. Denn in der Tat versagt hier Jesu persönliches Vorbild. Sein Reich war eben doch nicht von dieser Welt, und nicht als irdischer Messias trat er, wie viele es von ihm erwarteten, gegen die Römerherrschaft auf, sondern als der Sohn und Gesandte seines himmlischen Vaters gegen die damalige Hierarchie des jüdischen Volks. Soweit aber auch er von patriotischen Regungen keineswegs frei war, galten sie dem Volke Israel. Aber es war eben doch kein politischer, sondern ein rein religiöser Patriotismus, der ihn erfüllte, wenn er sich zunächst nur zu den verlorenen Schafen vom Hause Israel gesandt wußte (Matth. 15, 24). Und deshalb war er auch imstande, andererseits der tatsächlich bestehenden römischen Obrigkeit Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, wie das vor allem in seinem berühmten Wort geschieht: Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist (Matth. 22, 21). Allerdings konnte Jesus vieles nicht bil-

ligen, was er mit dem weltlichen Herrschertum seiner Zeit verbunden sah. Er warnt seine Jünger (Marc. 10, 42 f.), wenn sie groß werden wollten, sich die irdischen Fürsten zum Muster zu nehmen. Dabei aber hat er doch gerade nicht die kriegerischen Unternehmungen der weltlichen Herrscher im Auge gehabt, sondern diesen vielmehr vorgeworfen, daß sie ihre obrigkeitliche Macht über ihre eignen Untertanen mißbrauchen und diese überdies der brutalen Willkür ihrer hohen Beamten preisgeben. Dagegen hat es Jesus sehr wohl gewußt und es auch ganz unbefangen als selbstverständlich vorausgesetzt, daß Könige zuzeiten auch Krieg miteinander führen. Das lehrten doch allein schon die Kriege Davids, seiner Vorgänger und seiner königlichen Nachfolger, von denen im Alten Testament zu lesen war. So hat es Jesus, wie sich aus einem seiner Gleichnisse ergibt, auch für ebenso klug wie pflichtmäßig angesehen, daß, wenn ein König nach reiflicher Überlegung erkenne, er könne mit 10 000 Mann gegen die 20 000 seines Feindes nicht aufkommen, er diesen rechtzeitig um Frieden bitte (Luc. 14, 31 f.). Daß also zu den Obliegenheiten eines Königs unter Umständen auch das Führen von Kriegen gehört, daran hat Jesus ebensowenig Anstoß genommen wie an dem militärischen Beruf des Hauptmanns von Kapernaum.

Daß jedoch auch Jesu Jünger und Nachfolger irgend einmal in die Lage kommen könnten, sich im Dienste einer weltlichen Obrigkeit an blutigen Kriegen beteiligen zu müssen, das war ein Fall, der bei seinen Lebzeiten überhaupt nicht in Frage kam. Daher finden wir darüber auch nirgends ein Urteil und eine Weissung Jesu. In sachlicher Übereinstimmung mit seinem Worte von dem, was dem Kaiser gebührt, hat dann aber der Apostel Paulus für seine Missionsge-

meinden die Regel aufgestellt, daß auch die Christen überall der bestehenden Obrigkeit, die in jedem Falle von Gott eingesetzt sei, um des Gewissens willen vollen Gehorsam schuldig seien (Röm. 13, 1—7). Mag er aber auch bei seiner Begründung dieser Vorschrift, daß nämlich die Obrigkeit ihr Schwert nicht umsonst, sondern als Gottes Dienerin führe, direkt nur an die ihr zustehende Strafjustiz gedacht haben: aus der Grundanschauung selbst ergibt sich doch auch die fernere Konsequenz, daß die im Dienste des Guten von Gott zur Aufrechterhaltung von Zucht und Sitte eingesetzte Obrigkeit ebenso auch zum Schutze der ihrer Obhut anvertrauten Untertanen gegen die Angriffe von äußeren Feinden berechtigt und verpflichtet ist.

### III.

Wir dürfen es daher nun als das Ergebnis der bisherigen Betrachtungen feststellen, daß Jesus selbst sowohl wie der Apostel Paulus keineswegs alle Kriegführung überhaupt verworfen haben. Daß allerdings das Reich Gottes oder die Sache der christlichen Religion nicht mit kriegerischer Waffengewalt und weltlichen Zwangsmaßnahmen verteidigt oder ausgebreitet werden darf, das ist eine der erhabensten Lehren, die sich zwar nicht aus Auftritten wie der Tempelreinigung, wohl aber aus dem Vorbild von Jesu geduldigem Leiden und Sterben ergibt. Wo es sich jedoch um die höchsten irdischen Güter der Menschheit, insbesondere um die von begehrlchen Feinden bedrohte Existenz von Volk und Vaterland handelt, da hat die von Gott eingesetzte Obrigkeit und auf ihr Geheiß jeder wehrfähige Mann auch nach christlichen Grundsätzen nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht, das Schwert zu ziehen, Blut zu



vergießen und seine ganze Kraft aufzubieten, daß der Sieg errungen werde. Denn unter allen großen Aufgaben des weltlichen Lebens, die Menschenherzen begeistern und menschlichen Willen zur kraftvollen Tat drängen, ist die Verteidigung des Vaterlandes die höchste Sache, deren tapfere und zu jedem Opfer bereite Vertretung jedem Volksgenossen als heilige Pflicht obliegt. Gesetz jedoch, man meinte sich aus sektiererischen Bedenken dieser Pflicht entziehen und nicht etwa bloß die eigne Person, sondern auch den ererbten Bestand der nationalen Gemeinschaft deren Feinden einfach preisgeben zu müssen, um nicht zwar das eigne, wohl aber das Blut mordgieriger Feinde zu schonen, so trüge man nicht allein hochverräterisch zum Untergange des eignen Vaterlandes bei, sondern übe auch Hochverrat an allen höheren religiösen und sittlichen Interessen, deren Pflege auf die Dauer nur in einem äußerlich gesicherten und innerlich wohl geordneten nationalen Staatswesen gedeiht. Und gerade auch die Fortpflanzung der christlichen Religion in unserem Volke bedarf starker und fester Grundlagen, sowie sie teils in einem gesunden Zustande des ehelichen und des Familienlebens, teils in der leistungsfähigen Macht eines staatlichen Gemeinwesens bestehen. Daher müssen aber auch die dazu berufenen staatlichen Organe fortdauernd dazu imstande sein, den Ansturm aller Feinde wirksam abzuwehren, um den in frevelhaftester Weise zerstörten Frieden mit überlegener Waffengewalt und Kriegskunst wiederherzustellen. Und bei allen diesen unserem Kaiser, unserem Heer und unserer Flotte obliegenden Leistungen darf unser ganzes Volk sich, Gott sei Dank, eines reinen, guten Gewissens erfreuen, ohne in der christlichen Religion etwa ein Hindernis dieser seelischen

Verfassung erblicken zu müssen. Und mehr noch! Die christliche Religion, sowie sie unter uns lebendig ist, hilft mit den ihr eigentümlichen Mitteln aufs wirksamste mit zur Lösung dieser schweren und großen Aufgaben. Sie lehrt alles Geschehen in der Welt und so auch diesen Krieg als Fügung des göttlichen Willens auffassen. Fällt, wie Jesus gesagt hat, nicht einmal ein Sperling ohne den Willen Gottes vom Dache, ist darüber weit hinaus auch jedes Menschenschicksal nur eine Auswirkung der göttlichen Vorsehung, der daher das zuversichtliche Vertrauen eines jeden Menschen gebührt, so waltet Gott mit seinem unbesiegliehen Willen auch über den großen Ereignissen der Menschheitsgeschichte, die wir miterleben zu dürfen gewürdigt sind. In allen solchen ungeheuren Kriegen vollzieht sich stets ein göttliches Weltgericht. Unsere Feinde erfahren es in den Niederlagen, die ihnen bisher schon unsere Wehrmacht zugefügt hat, und unsere und unserer Bundesgenossen, so Gott will, den Sieg erzwingenden Heere sind ausgezeichnet, die Strafe an ihnen zu vollstrecken, die Gott über ihren Übermut und ihre Hinterlist verhängt. Dem göttlichen Weltgericht unterliegen aber auch wir alle und unser gesamtes Volk. Wieviel Nichtigkeit, Eitelkeit, Prahlerei, Unterwürfigkeit, Selbstsucht, Genußsucht, Habsucht, Parteisucht ist sofort schon beim Ausbruch des Krieges in sich zusammengebrochen und immer mehr dahingeschwunden! Gebe Gott, daß alles, was sonst noch an solchen Rückständen aus den Flegeljahren des Deutschen Reiches unter uns übrig ist, gründlich vertilgt werde und nicht in anderer Gestalt wieder auflebe!

Wenn aber Strafericht, Verstörung und Vernichtung über Menschen und Völker hereinbricht, so entsteht jedenfalls da, wo man sich dem inneren Ein-

druck solcher gewaltiger Erfahrungen nicht verschleißt, immer auch wieder ein neues, gesunderes, kräftigeres Leben. Die übergroßen Opfer an Blut und Leben, die dieser Krieg von zahllosen Einzelnen und ihren Familien fordert, sind dem Vaterlande nicht vergeblich dargebracht. Am besten wissen das unsere tapferen Krieger selbst, die für Deutschlands Sieg ihre ganze Kraft einsetzen, ihr rotes Blut verspritzen und ihr wertvolles Leben selbstlos und treu dahingeben. So bezeugen sie unmittelbar die Wahrheit des auch wieder von keinem anderen als Jesus ausgesprochenen Grundsatzes, daß, wer sein Leben zu erhalten sucht, es nutzlos verliert, wer es jedoch im Dienste seiner — und wir dürfen hinzufügen, auch jeder anderen großen und heiligen — Sache dahingibt, es vielmehr lebendig und wirkungskräftig erhält (Marc. 8, 35). Selbst gesegnet durch ihren Heldentod fürs Vaterland, stiften unsere gefallenen Krieger und stiftet Gott durch sie reichen Segen denen, die die Sache des Vaterlandes und jedes gute Werk in dessen Interesse auf Erden weiterzuführen und zu vertreten haben. Denen aber, die um liebe Tote klagen, und denen, die von ihren Wunden zwar genesen, aber für den Rest ihres Lebens einen schweren Leibschaden behalten haben, gilt das Wort Jesu: Selig sind, die da Leid tragen, denn sie sollen getröstet werden (Matth. 5, 4), und die Verheißung des Psalms (126, 5 f.): Die mit Tränen säen, werden mit Freuden ernten. Sie gehen hin und weinen und tragen edlen Samen und kommen mit Freuden und bringen ihre Garben.

Endlich aber, welche reichen Früchte edelster Sittlichkeit hat dieser Krieg bereits getragen und bringt sie noch fort-dauernd hervor! Nationale Eintracht, aufrichtiger Friede unter solchen, die sich in Friedenszeiten vielmehr nur bit-

ter zu bekämpfen pflegten, gesteigertes gegenseitiges Verständnis, Gerechtigkeit, Hilfsbereitschaft, Aufopferung, Dienstfertigkeit, kurz eine Fülle von Tugenden, wie sie gerade dem christlichen Ideal der Nächstenliebe entsprechen! So aber erscheint dieser Krieg als der Quell eines neuen gewaltigen Stroms von Menschenliebe. Und auch an der Feindesliebe fehlt es nicht. Davon wissen zahllose verwundete Gefangene dankbar zu berichten. Wir wollen uns aller dieser moralischen Fortschritte nicht rühmen, denn es bleibt noch genug und übergenug zu tun übrig, daß wir nicht erlahmen und treu bis zum Ende ausharren. In jedem Falle aber erweist sich dieser Krieg, der auf den Schlachtfeldern und in den Schützengräben so grausig und vernichtend geführt wird, zugleich doch auch als eine bevorzugte Gelegenheit, die christliche Liebe, und zwar gerade auch als Feindesliebe, sowie sie recht eigentlich am Platze ist, praktisch zu bewähren: wohl-tuend, Schmerzen lindernd, Trost spendend und so mit leiser, linder Hand zarte Fäden einer besseren Verständigung unter vielen Menschen webend, die sich zuvor sei es persönlich fremd, sei es feindlich gegenübergestanden hatten. Darin aber dürfen wir bereits ein Unterpfand des künftigen Friedens erblicken und begrüßen, der an innerer Förderung unseres Volkes, an der Vervollkommnung seiner öffentlichen Organisationen und an einer wesentlichen Besserung seiner auswärtigen Beziehungen fruchtbarer sein wird als der latente Kriegszustand des bewaffneten Friedens, den wir in den letzten Jahrzehnten zu ertragen hatten. Mögen wir einem solchen gehalt-reicheren Frieden durch alle Verluste, Schrecken und Nöte dieses gewaltigsten aller Kriege hindurch entgegengehen mit Gott für Kaiser und Vaterland.

## Englands indische Gefahr.

Von Wilhelm Dibelius.

### I.

Von allen Punkten des englischen Weltreiches, die durch den Krieg in Mitleidenschaft gezogen sind, ist keiner, der die öffentliche Aufmerksamkeit in solchem Grade auf sich zieht, keiner, an den gewisse Strömungen der deutschen öffentlichen Meinung so ausschweifende Hoffnungen knüpfen, wie Indien. Indien ist der Zentralpunkt des englischen Imperiums und seine verwundbarste Stelle. England ist seit Jahrhunderten daran gewöhnt, sein Mutterland durch den Wall des Meeres gegen alle Invasionsmöglichkeiten für gesichert zu halten, aber seine wichtigste Kolonie liegt an einem Punkte, der die Begehrlichkeit großer Militärmächte — Japan, Rußland, dazu kommen Afghanistan und China — seit langer Zeit auf sich lenkt. Und es weiß, daß es diese Kolonie mit militärischen Mitteln nur unvollkommen verteidigen kann. Kein Teil seines Weltreiches bringt ihm so viele Reibungen in der auswärtigen Politik, keiner stellt so viel innere Aufgaben als Indien, wo es Dutzende von Religionen und Konfessionen, Hunderte von Völkern und unendliche Kasten dazu zu beherrschen gilt, wo die Interessen niederster Naturvölker und höchststehender Zivilisationen gegeneinander abzuwägen sind, wo die wirtschaftlichen Bedürfnisse des Mutterlandes und der Kolonie, dazu wirtschaftliche und politische Forderungen anderer Teile des Weltreichs oft ein unübersehbares Durcheinander von Wünschen und Bestrebungen bilden. Aber Indien ist zugleich auch die wichtigste aller Positionen des weitverzweigten Seestaates, die eine von den

vielen, die unbedingt gehalten werden muß, wenn nicht Englands Herrschaft aufs empfindlichste gefährdet werden soll. Nicht nur ist Indien die hohe Schule für die englische Politik, in der der englische Beamte es gelernt hat, mit Problemen fertig zu werden, denen er zu Hause hilflos gegenüberstand, nicht nur ist Indien das Land, in dem der englische Handel fast unumschränkt herrscht, das an Bestellungen für Waren, an Zinsen für englische Kapitalien und an Pensionen für englische Beamte alljährlich Riesensummen nach England schickt, sondern Indien ist auch politisch der Schlußstein des englischen Imperiums, der nicht herausfallen kann, ohne das Ganze in Frage zu stellen. Indische Truppen stützen das englische Weltreich in Hongkong, in Aden am Roten Meer und auf der Halbinsel von Malakka, sie haben im Jahre 1900 die Gesandtschaften in Peking befreit; solange 75 000 Mann englischer Truppen und daneben noch etwa 400 000 Inder Englands asiatische Garnison bilden, ist auch ein japanisches Unternehmen gegen Australien schwer denkbar. Indien ist die große Kaserne, aus der man jederzeit Truppen nach Südafrika, nach Ostasien, nach Ägypten werfen kann. Ohne Indien ist England eine kleine Doppelinsel in Europa, mit Indien ist es ein Land, das an jedem Punkte des Weltalls in kürzester Zeit seine Macht fühlbar werden läßt. Darum hat England in neuester Zeit auch dies Kernwerk seines Reiches mit allen möglichen Schanzen umgeben oder zu umgeben versucht. Es hat zuerst die alte Straße nach Indien am Kap der Guten Hoffnung blockiert (1806, 1814), dann den kürzesten Seeweg durch den



Suezkanal in seine Hand gebracht, Ägypten und den Sudan okkupiert und hat vom Nil aus eine Eisenbahn nach dem Roten Meer vorgeschoben, um in Port Sudan einen Seeweg nach Indien zu haben, der die Verbindung gewährleisten soll, auch für den Fall, daß der Suezkanal in fremde Hände geriete. Den Persischen Golf und das Rote Meer, die beiden Zufahrtsstraßen nach dem Indischen Ozean, beansprucht es als seine Domäne und hat sie mit Aden (1839), Perim (1857), Sokotra (1886) und mannigfachen Verträgen mit den Häuptlingen an der Küste des Persischen Golfes gesichert. Die nach Indien ausschauende Küste Afrikas betrachtet es als Glacis von Indien, hat dort in Ostafrika Fuß gefaßt, dem deutschen Einfluß zum mindesten durch Sansibar den Weg nach Indien verlegt, Mauritius, die Seychellen besetzt und um Madagaskar wenigstens hart gerungen. Das westliche Tor Indiens, die Pässe an den Randgebirgen, durch die seit mehr als tausend Jahren die Eroberer in das Land eingedrungen sind, hat es durch Verträge mit Afghanistan wenigstens gegen Rußland gesichert, und in letzter Zeit tritt immer deutlicher das Bestreben zutage, eine feste Landverbindung zwischen Indien und Ägypten zu schaffen. Beludschistan ist bereits englisch, Südpersien ist es durch den russisch-englischen Vertrag von 1907 im wesentlichen auch geworden, jetzt sucht man die arabische Halbinsel aus der Abhängigkeit von der Türkei zu lösen und arbeitet daher auf den Verfall des Osmanenreichs hin; bei der Bagdadbahn und der Neuorganisation des türkischen Reiches unter deutschem Einfluß ist daher der Gegensatz gegen Deutschland, das für den Bestand der Türkei eintritt, am fühlbarsten geworden. Nach Norden hin hat man — mit sehr zweifelhaftem Erfolg — versucht, Indien in Tibet mit

einem neuen Glacis zu umgeben und hat jedesmal, wenn die Frage nach europäischen Einflußsphären in China auftauchte, stets die an Indien angrenzenden Bezirke, das Tal des Jangtsekiang, als englisches Zukunftsgebiet hingestellt. Mit unendlicher Geduld, mit feinstem diplomatischen Intrigenspiel und mehreren Kriegszügen (gegen Afghanistan 1838—1842, 1878—1880, gegen Birma 1823—1826, 1852, 1885—1886, gegen Tibet 1904) hat England diese Stellung ausgebaut und befestigt, in der richtigen Erkenntnis, daß es im Besitze Indiens allein die Garantie hat, eine Weltmacht zu bleiben.

## II.

Diese indische Stellung Englands ist nun aber in empfindlicher Weise bedroht. So großartig sich auch Indien unter englischer Herrschaft entwickelt hat — der Kolonialhistoriker ist versucht zu sagen: gerade deshalb! —, sind doch starke englandfeindliche Strömungen am Werke, die Englands starke Stellung innerlich auszuhöhlen drohen. Sie finden sich eigentlich in allen Schichten der Bevölkerung, unter den Hindus und unter den Muhammedanern, unter den Anhängern altindischer Ideale wie unter der modernen, europäisierten Jugend des Landes.

Da ist zunächst eine nationalistische Strömung. Alle nichteuropäischen Kulturformen begannen sich um die Wende des 19. und 20. Jahrhunderts gegen den alles nivellierenden Geist des Europäertums zur Wehr zu setzen und Zeichen eigener Lebenskraft zu geben, das Chinesentum, der Islam, selbst das Negerium Afrikas, wenn auch nur in dem Zerrbild der äthiopischen Bewegung, vor allem aber der Hinduismus. Europäische Theosophen wie Frau Blavatsky und Annie Besant haben in der uralten Hin-

dureligion neue Offenbarungen gefunden, europäische Gelehrte widmen ihr Leben der Erforschung indischer Kultur, auch der den Europäern besonders fremdartigen indischen Philosophie. Kein Wunder, daß des Inders Selbstgefühl steigt. Und alles, was im Lande solide, echt und konservativ ist, fühlt sich durch den oberflächlichen europäischen Firnis, den der Engländer um sich herum verbreitet, abgestoßen und wendet sich mit erneuter Energie der einheimischen Religion und Kultur zu oder dem, was er dafür hält. Gerade das Wüteste und Scheußlichste, was der Hinduismus neben vielem Schönen und Tiefen hervorgebracht hat, feiert wieder seine Auferstehung, der politische Mord mit religiösem Firnis, sexuelle Orgien wüstester orientalischer Art u. dgl. Moderne religiöse Reformbewegungen (wie sie in gewissen Abständen immer wieder im Hinduismus auftauchen), wie die Arische Gemeinschaft des Brahmanen Dayanand (1872), nehmen seit Ende des Jahrhunderts einen ausgesprochen englandfeindlichen Zug an, der um so bemerkenswerter ist, als gerade die idealistischsten und tatkräftigsten Elemente des Indertums mehr und mehr auf diese Weise gegen England in die Schranken treten.

Viel gefährlicher als der indische Reaktionär ist allerdings die direkte Schöpfung der englischen Herrschaft, der halbeuropäisierte Inder.

Der Engländer ist stolz darauf, Indien nicht nur wirtschaftlich gehoben, sondern auch mit europäischer Geisteskultur erfüllt zu haben. Er hat seit dem Wirken des Historikers Macaulay in Indien (1835) in steigendem Maße einer Auslese der indischen Bevölkerung die Erziehung der englischen Jugend auf Schulen und Universitäten gegeben, er hat einen Stamm indischer Rechtsan-

wälte, Ärzte und Beamter geschaffen; die Zahl der Inder in den geistig führenden Berufen des Landes ist in stetem Aufsteigen begriffen, aber damit hat der Engländer die neue aufsteigende Bildungsschicht keineswegs in sein Interesse gezogen. Der neue indische Jurist hat den Respekt vor der unbedingten Überlegenheit des Europäers verloren. Er glaubt dasselbe zu können und zu leisten wie jener und sieht darum nicht ein, weshalb nicht der weiße Mann aus Indien weichen und das Land gänzlich dem europäisierten Inder überlassen soll, der dasselbe versteht. Er hat in Europa gesehen, wie zu den niedrigsten Arbeiten, zu denen er selbst sich niemals in Indien herablassen würde, Angehörige der weißen Herrscherrasse verwendet werden, hat gesehen, daß sogar weiße Frauen, denen der Asiate einen fast göttlichen Respekt zollt, den Fußboden scheuern. Die europäische Bildung, die der Engländer seinen kolonialen Schutzbefohlenen gegeben hat, hat den Respekt vor der weißen Rasse unterminiert. Der akademisch gebildete Inder verlangt nun, auch sozial die gleiche Stellung zu genießen wie der Engländer, und sieht sich grausam enttäuscht. Der kleinste englische Fähnrich wird in einen Klub von Kalkutta ohne weiteres aufgenommen, der dem bekanntesten und reichsten farbigen Rechtsanwalt oder Kaufmann erbarmungslos seine Pforten schließt. Diese Zurücksetzung vergißt der Inder nicht. Er hat vage Ideen von Freiheit und Selbstbestimmungsrecht in der englischen Schule aufgenommen; unwillkürlich setzt er nun in allen Reden Miltons, die er als echter Orientale auswendig gelernt hat, statt des englischen Tyrannen König Karl den ihm geläufigeren englischen Beamten seiner Heimatstadt ein. Es ist ein tragisches Dilemma aller Kolonial-

geschichte, daß das europäische Herrschervolk in einem gewissen Stadium kolonialer Entwicklung in seinem eigensten Interesse den Unterworfenen zur Teilnahme an der Verwaltung mit heranziehen muß, daß aber die höhere Bildung, die zu diesem Zwecke nötig ist, die Grundlage aller Kolonisation, den Rassenrespekt, untergräbt. Die nicht angelsächsischen Völker sind mit ihrer Kolonisation noch nicht weit genug gekommen, um das Problem bei sich selbst in vollem Umfange zu spüren, das in diesen Dingen steckt. Die Engländer vollends sind mit ihrem Mangel an Anpassung und ihrer Unterschätzung aller Theorie von allen Völkern am wenigsten geeignet, die Quadratur des Zirkels zu lösen und europäische Bildung auf orientalische Grundlagen und den Respekt des Asiaten vor dem Europäer zu pflanzen. In Indien kommt noch die weitere Schwierigkeit hinzu, daß die Entwicklung viel zu schnell vor sich gegangen ist. Das Land ist völlig außerstande, die große Zahl von Rechtsanwälten und Beamten zu verwerten, die sich auf Grund der Prüfungen zu diesen Berufen drängen. Es kommt weiter hinzu, daß die indischen Universitäten unendlich wenig leisten. In allen orientalischen Bildungsstätten — wenn sie nicht unter sehr energischer dauernder Aufsicht stehen — ist das Lehrziel ein sinnloses Auswendiglernen, nicht das geistige Durchdringen und Verarbeiten des Stoffes. Der indische M. A. ist daher oft nur eine komische Karikatur seines englischen Vorbildes und im praktischen Leben oft völlig unbrauchbar. Und die Zahl der Durchgefallenen ist erschreckend groß; man schätzt die Zahl derer, die ein Abschlußexamen der Universität bestehen, nur auf 8 % derer, die sich zur Immatrikulation melden; es ist so weit gekommen, daß der Titel eines

„Durchgefallenen Magisters“ und dgl. (M. A., B. A. failed) eine besondere „Würde“ bildet, die ihren Inhaber wenigstens aus der Masse derer heraushebt, die nie eine solche Prüfung versucht haben. Lord Curzon, der große Vizekönig, hat 1904, als die Zustände völlig unhaltbar geworden waren, eine große Universitätsreform in die Wege geleitet, da diese aber selbstverständlich die Anforderungen höher schrauben mußte, hat er damit nur allgemeine Empörung erregt. Die jungen Bengalis, die sich selbst zu der höchsten Laufbahn befähigt erachten, mit maßlosen Ansprüchen hervortreten, aber die nötigen Prüfungen nicht bestanden haben, oder trotz der Prüfungen nicht unterkommen, sind ein gefährliches Element geworden, das überall den Haß gegen England predigt; auch in Indien hat sich der hungernde Agitator als der gefährlichste erwiesen.

Dazu kommt als weitere Gefahr die islamische Bewegung. Sie begann mit dem türkisch-griechischen Kriege von 1897, wo zum ersten Male sich die Islammacht der Türkei einem christlichen Staate gegenüber als stärker erwiesen hatte; sie wurde genährt durch den Sturz Abdul Hamids und die maßlose Überschätzung der neuen Türkei in den Augen aller Mohammedaner. In Konstantinopel war ja das scheinbar Unmögliche Wahrheit geworden, ein modernes, europäisches und zugleich ein rechtgläubiges islamisches Land, das zudem die Freundschaft des mächtigen Deutschen Kaisers genoß. Die mohammedanischen Inder sind nun im allgemeinen ein durchaus loyales, englandtreues Element. Sie sind ruhiger, der modernen Kultur gegenüber viel zurückhaltender als die aufgeregten Bengalis und die Hindus überhaupt, und sind von der englischen Regierung daher immer als eine besondere Stütze betrachtet



worden. Um den Mohammedanern gegen die Hindus zu helfen, wurde 1909 der hauptsächlich von ihnen bewohnte Teil der Provinz Bengalen zu einer besonderen Provinz Ostbengalen und Assam erhoben. Die Verlegung der Hauptstadt von Kalkutta nach Delhi in eine wesentlich von Mohammedanern bewohnte Gegend (1912) war ein weiterer Beweis des Vertrauens der Regierung gerade zu diesem Bevölkerungselement. Allerdings kapitulierte England gleichzeitig vor der maßlosen Agitation der Hindus gegen die Teilung Bengalens und brachte dadurch das Blut der Mohammedaner wieder empfindlich in Wallung. All das würde unter normalen Verhältnissen nichts auf sich haben, denn die Streitigkeiten zwischen Hindus und Mohammedanern füllen dauernd einen Teil der indischen Tagesgeschichte aus. Aber in der heutigen Atmosphäre, wo das neu erwachte Selbstbewußtsein des Islam ein wesentlicher Faktor ist, wo andererseits jede Konzession an die Mohammedaner von der neu entstandenen Eingebornenpresse der Hindus und bengalischen Agitatoren ausgebeutet wird, wo die Bildung Indiens gerade so weit vorgeschritten ist, daß die unzufriedenen Elemente angefangen haben, sich der europäischen Agitationsmittel, Presse, Volksversammlung, Kongresse, Streiks und Bomben zu bedienen, beginnen diese Streitigkeiten erhebliche Schwierigkeiten zu schaffen. Es kommt hinzu, daß die indische Regierung es nicht hat durchsetzen können, daß dem dichtbevölkerten Lande die Auswanderung nach Natal und Kanada in gewünschtem Umfange zugestanden wurde, so daß der braune Inder sich noch immer, trotz größter Loyalität, nur seiner Hautfarbe wegen, als Bürger zweiter Klasse im englischen Weltreiche behandelt sieht. Die indische

Opposition beschwert sich — zum großen Teil mit vollstem Recht — darüber, daß die Industrialisierung des Landes durch das egoistische Interesse von Lancashire aufgehalten wird, daß die Ersetzung des englischen Beamten durch den indischen viel zu langsam vorwärtsgesht, daß Indien für imperialistische oder rein englische Interessen erheblich zu zahlen hat. In dieser Atmosphäre allgemeiner Reizbarkeit liefert auch die hochmütige Zurückhaltung des englischen Beamten oder die gelegentliche Brutalität eines rohen Soldaten einen Agitationsstoff, der früher nur geringe Bedeutung haben mochte, jetzt aber von einer zügellosen Presse auf das unglaublichste ausgenutzt und ins Tausendfache übertrieben wird.

Indien ist unruhig, daran kann kein Zweifel sein. Die indische Regierung hat den Verkehr zwischen Indien und dem Persischen Golf gesperrt. Zu einer in das wirtschaftliche Leben so tief einschneidenden Maßregel entschließt man sich nur im Falle einer wirklich dringenden Gefahr. Auch der Verkehr mit dem Roten Meer, also mit Ägypten, ist unterbunden. Die indischen Sikh-Regimenter, die in Frankreich kämpfen, sollen nach neueren Zeitungsnachrichten weniger wegen ihrer Kampftüchtigkeit, als um sie unschädlich zu machen, aus Indien entfernt worden sein — schon einmal, 1857, hat England mit den Sikhs ein ähnliches Experiment glücklich durchgeführt. Der Emir von Afghanistan, Habibullah, der gewisse politische und religiöse Beziehungen zu den Nordwestvölkern Indiens unterhält und der schon lange den Engländern Schwierigkeiten bereitet, soll ein Heer von Hunderttausenden ausgerüstet haben, um Peschawar, die große Grenzfestung im Nordwesten, zu nehmen. Man kann ruhig die Zahlen dieser Nachrichten auf ein Hundertstel und vielleicht

noch mehr verkleinern; was übrig bleibt, ist trotzdem bedeutsam. Habibullah fühlt sich schon lange als der Vertreter der einzigen unabhängigen Islammacht in Asien, und seine Ansprüche gegen England, dazu das echt orientalische Selbstbewußtsein dieses Herrschers, sind im Steigen begriffen. Die gewaltigen Taten unseres Kreuzers Emden, der die indische Küste beschoß und monatelang allen Handel nach Hinterindien lahmlegte, haben weiter sicherlich dem Ansehen des angeblich unbesiegbaren Englands nicht wieder zu heilende Schläge versetzt.

### HL

Die Situation ist für England keineswegs einfach. Aber man soll darum auch nicht übertreiben und nunmehr schon in den Indern die Hilfsvölker Deutschlands in seinem Kriege sehen. Zunächst einmal darf nicht vergessen werden, daß auch gewaltige Interessen in Indien auf das engste an England gekettet sind.

Gewiß hat England Indien niemals den Indern zuliebe regiert. Wo englische und indische Interessen miteinander in Widerstreit gerieten, wie in der Frage der indischen Baumwoll- und anderer Industrien, da hat bisher Indien immer den kürzeren gezogen. Daß Indien für die Reichsverteidigung weit über das Maß seiner Interessen hinaus Opfer bringen muß, ist für englische Begriffe einfach selbstverständlich. Trotzdem aber gehen in dem Koloniallande die Interessen der Herrscher und der Beherrschten sehr lange parallel. Niemand kann leugnen, daß Indien unter englischer Herrschaft materiell einen glänzenden Aufschwung genommen hat. England hat dem einst so unglücklichen Lande den Frieden gegeben, seine Landwirtschaft entschuldet und gehoben, die alten Landplagen, wie Hungersnot und Seuchen, bedeutend einge-

schränkt, Erziehung verbreitet, die Anfänge einer Industrie geschaffen und so Millionen von Menschen wirtschaftlich ins englische Interesse gezogen. Die Loyalitätskundgebungen, die der triumphierende englische Ministerpräsident seinem Lande vorgelegt hat, werden zum größten Teil echt gewesen sein. Auch der indische Nationalkongreß (eine politische Wanderversammlung ohne offiziellen Charakter), bisher der Tummelplatz aller „modernen“, England feindlichen Elemente unter den Hindus, hat seine diesjährige Tagung mit einer feierlichen Ergebnisadresse eröffnet. Sicher hat sich ein Teil der gefährlichsten Agitatoren des indischen Modernismus — freiwillig oder unter energischem Druck, vielleicht sogar unter Zwangsmaßnahmen — von der politischen Bühne zurückgezogen, als es anfang, Ernst zu werden; das war bei dem Charakter der hier in Betracht kommenden Hinduvölker schwerlich anders zu erwarten. Und eines einflußreichen Teils der konservativen Elemente ist England unbedingt sicher, der ganzen zwei Fünftel des Landes, die unter der Herrschaft einheimischer Fürsten stehen. Ihre Territorien sind von europäischer Kultur im wesentlichen noch unberührt geblieben, und damit fehlt in ihnen der ganze gefährliche Gärungsstoff, den das Nebeneinander zweier Kulturen erzeugt. Alle diese orientalischen Radschahs wissen, daß der Geist der Auflehnung, der die europäisierten Inder erfüllt, auch für ihre Herrschaft gefährlich werden muß, wenn England sie nicht stützt. Da England die Fehler, die mit zum Aufstande von 1857 führten, jetzt energisch vermeidet und sich hütet, die Stellung dieser eingeborenen Fürsten zu bedrohen, ja im Gegenteil noch in jüngster Zeit einen neuen Eingebornenstaat geschaffen hat, kann es unbedingt auf ihre

Loyalität rechnen. Daß die weitaus überwiegende Mehrzahl dieser Fürsten darin gewetteifert hat, die Hilfsquellen ihrer Länder der Regierung gegen Deutschland zur Verfügung zu stellen, kann nicht wundernehmen. Ein gewaltiger Faktor, der ganz zu Englands Gunsten in die Wagschale fällt, ist ferner die Zerrissenheit der indischen Bevölkerung. Indien ist ja kein Land mit einem einheitlichen Nationalgefühl. Es ist ein kleiner Kontinent mit 300 Millionen Eingeborenen, d. h. einer Bevölkerung, die größer ist als die des nichtrussischen Europas. Und genau so, wie es kein europäisches Gemeingefühl gegen Amerika gibt, sondern verschiedene europäische Nationen und verschiedene europäische Religionen, die ihrerseits in Konfessionen noch weiter zerspalten sind, ist es auch in Indien. Nur gibt es dort noch viel mehr verschiedene Völker, die religiösen Gegensätze sind ungleich schroffer, die Unterschiede der Bildung und Zivilisation sind ungeheuer groß, vor allem aber ist in dem Lande des Kastenwesens, wo jeder einzelne nur mit einem Bruchteil der übrigen Beziehungen hat, eine einheitliche Aktion zu irgendeinem denkbaren Ziele völlig unmöglich. England wird niemals ganz Indien gegen sich aufstehen sehen, sondern immer nur einen Teil. Man kann mit geringer Übertreibung sagen, daß jede Religion, jedes Volk, jede Kaste, die gegen England aufsteht, dadurch automatisch eine andere Gruppe ins englische Lager treibt.

#### IV.

Damit brauchen die Hoffnungen, die wir auf indische Hilfe setzen können, keineswegs ganz begraben zu sein, sie sollen hier nur auf das richtige Maß zurückgeführt werden. Sollte das gegenwärtige gewaltige Ringen nicht, wie zu

hoffen, mit einer glatten Entscheidung enden, sondern sollte Deutschland gezwungen sein, etwa später zum zweiten Male sich von England seine Anerkennung als Weltmacht erkämpfen zu müssen, so wird sicher die Stimmung Indiens später sehr viel deutschfreundlicher sein als jetzt. Unter allen Umständen bedeutet die Verwendung indischer Truppen auf europäischen Schlachtfeldern einen gewaltigen Schlag gegen das Ansehen Englands. Im Augenblick hat sie vielleicht günstig gewirkt; es hat dem indischen Selbstgefühl geschmeichelt, daß Inder als gleichberechtigte Macht an der Seite der Herrscher kämpfen; aber der Nimbus der Unbesiegbarkeit Englands ist für all die indischen Truppen gründlich zerstört, die jetzt an den englischen Rückwärtsbewegungen teilgenommen haben, für alle, die zusammen mit Engländern in deutsche Gefangenschaft geraten sind. Dies Ergebnis ist ganz zweifellos — leider wird es aber erst nach dem Kriege voll in Wirksamkeit treten. Alles andere gehört ins Gebiet der Möglichkeiten, die wir nur erhoffen, aber nicht prophezeien können. Es würde für uns aber völlig genügen, wenn auch nur ein größerer Lokalaufstand an einem besonders gefährlichen Punkte, im Pandschab, im Gangestal oder in Bengalen ausbräche, wenn nur ein größerer Teil der Mohammedaner oder der Hindus sich empörte. In diesem dichtbevölkerten Lande kann auch ein Lokalaufstand — mehr war auch die Riesenerschütterung von 1857 nicht — so gewaltige Werte vernichten, das Ansehen Englands in der alles verhundertfachenden Phantasie des Orientalen so unheilvoll in Frage stellen, daß England zum Frieden gezwungen sein könnte. Ob diese Möglichkeiten sich zu Wahrscheinlichkeiten und Sicherheiten verdichten, das wird wesentlich abhängen — nicht



vom Heiligen Krieg der Mohammedaner, nicht von bengalischer Unzufriedenheit, nicht von irgendeiner Ursache innerhalb Indiens, sondern von den Erfolgen der deutschen und türkischen Waffen. Sie werden darüber entscheiden, ob die Bewegung, die jetzt ganz Asien durchläuft, ein Strohfeuer bleibt oder sich zu einer Riesenflamme entwickelt, unter der die solideste aller Kolonialherrschaften — denn das ist Englands Weltreich, obgleich Kolonialreich und Mündelsicherheit immer ein Widerspruch sein werden — zusammenbricht. Das Schicksal hat dem deutschen Volke noch nie einen mühelosen Gewinn in den Schoß geworfen. Auf jeden Fall müssen erst wir die größte und schwierigste Arbeit tun; weder Mohammedaner noch Hindus werden uns den Hauptschlag abnehmen; aber wohl ist es denkbar, daß ein großer Sieg von uns in Indien einen Aufstand großen Stils veranlaßt und so eine Niederlage Englands herbeiführt, die wir allein ihm niemals würden beibringen können. Indien kann gewissermaßen die verfolgende Kavallerie werden, die den geschlagenen Gegner vernichtet, aber die Entscheidung in der Schlacht wird es nicht herbeiführen. Das muß uns genügen, denn das ist nicht wenig. Der unruhige Zustand Indiens gibt uns wenigstens die Sicherheit, daß England es nicht völlig wird von Truppen entblößen können; in einem Kriege, bei dem immer mit der Gefahr zu rechnen ist, daß die bloße Quantität schließlich auch die beste Qualität erdrückt, ist dies von nicht geringem Wert.

## V.

Ein für die zukünftige Gestaltung der englischen Vorherrschaft in Indien ungemein wichtiger Faktor, der in Europa meist beharrlich übersehen wird, ist ferner Japan. Genau wie England mit

unerträglicher Rücksichtslosigkeit gegen die Interessen anderer Nationen die halbe Welt als Festungsvorland für Indien beansprucht, fühlt sich Japan als der kommende Herrscher des Großen Ozeans und alles dessen, was es zu seinen Nebenländern zu rechnen beliebt. Es hat zunächst seine Augen auf Australien geworfen, und nicht mit Unrecht. Dies Land ist ein Erdteil und wird von nur 4,8 Millionen Menschen bewohnt, von denen noch zwei Drittel in den beiden kleinen Südoststaaten Neusüdwailes und Viktoria leben; der Rest des Kontinentes, ein Gebiet, größer als Rußland, Österreich-Ungarn und Deutschland zusammen, wird bewohnt von ganzen 1,6 Millionen Menschen, also etwa der Bevölkerung der drei deutschen Hansestädte! Die europäische Einwanderung, die imstande wäre, wenigstens einen für diese Riesenmasse immerhin recht bedeutenden Teil dieser Gebiete wirtschaftlich zu erschließen, wird von einer kurzsichtigen Interessenpolitik der australischen Arbeiterpartei hartnäckig ferngehalten, und farbige Arbeitskräfte für die tropischen Gebiete zuzulassen, gilt vollends als Sakrileg — und doch sind bereits 3,6 % der männlichen Bevölkerung von Queensland Asiaten indischer, chinesischer und japanischer Herkunft. Dies Land ist ein idealer Schauplatz für die Kolonisationsbestrebungen des überbevölkerten 53-Millionenreiches, und es ist charakteristisch für Japans Wünsche, daß es gleich nach Kriegsausbruch trotz aller Proteste der Engländer und ihrer australischen Schützlinge einen Teil der deutschen Inselgruppen der Südsee besetzt hat. Nicht minder aber schweifen Japans Blicke nach Indien. Schon vor dem Kriege wurden Beziehungen zu den nationalistischen Elementen Indiens von japanischer Seite angeknüpft; eine antienglische Zeit-

schrift für Inder erschien in Japan, wenn auch die Regierung mit Rücksicht auf das offizielle Bundesverhältnis zu England jede lärmende Agitation verhinderte. Für den unzufriedenen Inder ist Japan schon lange die eine asiatische Macht, die auf der Höhe der europäischen Bildung steht; ihr Sieg über Rußland hat den Asiaten bewiesen, daß Japan dem alten Europa sogar überlegen ist, und zweifellos wird die Erstürmung der deutschen Festung Tsingtau, auch die Zerstörung des Geschwaders des Admirals Spee — wenn Japan nur in irgendeiner Weise daran beteiligt gewesen sein sollte —, in gleichem Sinne ausgenutzt werden. Sicher ist schon jetzt, daß Japan die Stilllegung der deutschen Schifffahrt mit Indien sofort dazu benutzt hat, einen direkten Handelsverkehr zwischen japanischen und indischen Häfen einzurichten. Sollte es nun zu einer indischen Aufstandsbewegung kommen, so wird das vielleicht Deutschland nützen, ganz sicher aber Japan in viel höherem Maße. Es kann dann England, das mit Hilfe seines Bündnisses — einer *societas leonina*, wie sie die Geschichte nicht oft gesehen hat — den Ausbreitungsdrang Japans niedergehalten und ihm im Frieden zu Portsmouth (1905) die Kriegsentschädigung versagt und es dadurch in schlimmste finanzielle Notlage gebracht hat, die Rechnung präsentieren. Eine Kabelmeldung berichtete zu Anfang des Krieges, daß Japan sich für diesen Fall u. a. die freie Einwanderung in den englischen Kolonien an den Ufern des Großen Ozeans ausbedungen und erhalten habe. Das letztere war zweifellos japanischer Bluff, zeigt aber, in welcher Richtung die japanischen Wünsche schweifen: freie Einwanderung in Australien und Kanada würde die Auslieferung dieser Kolonien an den billigen, bedürf-

nislosen Japaner bedeuten, und da diese Kolonien sich unmöglich freiwillig zum Selbstmord entschließen würden, die Zerschneidung des Bandes, das sie noch an das Mutterland kettet. Und sollte es zu einer Einigung kommen, sollte Japan etwa ein aufständisches Indien unterwerfen, so wäre die Folge — selbst das Unwahrscheinliche angenommen, daß Japan das eroberte Land wieder freigeben würde — eine Niederlage des englischen Ansehens, eine Stärkung des japanischen Einflusses auf Indien, die für die englische Herrschaft über das Land eine Katastrophe voll unheilvollster Zukunftsbedeutung werden müßte. Die letzte Folge müßte auch hier sein, daß Australien wehrlos den japanischen Ausdehnungsbestrebungen offen liegen und Englands Einfluß auch in China einen empfindlichen Schlag erleiden würde, und daß dann aller Wahrscheinlichkeit nach die Vereinigten Staaten gezwungen sein würden, als Vormacht europäischer Kultur den Mongolen ein Halt zuzurufen.

Das sind Zukunftsspekulationen und können vielleicht bloße Spekulationen bleiben, aber sie zeigen uns doch, was auf dem Spiele steht. Die Bombe von Serajewo war kein Ereignis der Balkangeschichte, sondern sie ist ein europäisches Ereignis bereits geworden und ist im Begriff, ein Weltereignis zu werden; ob sie sich dazu entwickeln wird, wird sich in Indien entscheiden. Vorläufig werden an Aisne und Yser die großen europäischen Fragen entschieden, Deutschland ficht um seine Geltung in der Welt, England verteidigt seine napoleonische Tyrannis zur See. Aber die spärlichen Nachrichten von Gärungen in Indien deuten gleichzeitig schon jetzt darauf hin, daß sich in der Welt eine Periode größten weltgeschichtlichen Geschehens vorbereitet,

daß sich die Ereignisse in Europa leicht auswachsen können zu einem der großen Zusammenstöße von Ost und West, wie sie die Welt in den Türkenkriegen, in den Kreuzzügen, in der Zeit Alexanders des Großen und der Zeit von Salamis gesehen hat, zu einem jener Konflikte, bei denen es sich nicht um die Länder oder Reiche handelt, sondern um die Kultur selbst. Was für Probleme dieser Krieg noch eröffnen, was für Fragen er ins Rollen bringen wird — wer will es sagen? Er wird für alle beteiligten Staaten neue innerpolitische Schwierig-

keiten und Aussichten zu ihrer Lösung eröffnen. Aber wichtiger als alles ist doch wohl, daß nicht nur unzivilisierte Senegalschützen Zeugen französischer Niederlagen geworden sind, sondern auch hochstehende Hindus anfangen werden, den Grundsatz ihres ganzen Denkens, die Unbesiegbarkeit des englischen Herrschers, einer Revision zu unterziehen, und daß Japan sich anschickt, in Asien die Herrscherrolle zu spielen, die es nicht ohne einen entscheidenden Konflikt mit europäischen Interessen erlangen kann.

## Der Einfluß des Tripoliskrieges auf die internationale Stellung Italiens.

Von Justus Hashagen.

Als der Tripoliskrieg ausbrach, hatte es zunächst den Anschein, als wenn der Dreibund hierdurch vollends in die Brüche gehen sollte. Besonders Deutschland kam in eine höchst peinliche Lage. Denn es mußte mit ansehen, wie sein italienischer Bundesgenosse kurzerhand seinen türkischen Freund angriff. Da es den Italienern nicht in den Arm fiel, so verscherzte es sich scheinbar die Freundschaft der Türkei. Da aber ein Teil der deutschen Presse das italienische Unternehmen zugleich heftig kritisierte, so wurden auch die Italiener schwer verstimmt.

Besonders die Engländer konnten ihre Schadenfreude über diese für Deutschland offenbar höchst ungünstige Wirkung des Krieges nur schlecht verbergen. Jetzt endlich, erklärten sie frohlockend, habe Italien an den deutschen Zentralmächten dafür Rache genommen, daß sie schon auf dem Berliner Orientkongresse von 1878 den Franzosen *carte blanche* für Tunis gegeben hat-

ten. Der Dreibund werde jetzt endgültig zu Grabe getragen. Eine völlige Umgruppierung der Mächte werde erfolgen, bei der Italien jetzt vollends auf die Seite Frankreichs und damit auf die Seite des von England zur Zertrümmerung der deutschen Zentralmächte gegründeten Dreiverbandes hinübertreten müßte. Erst dann könne auch Frankreich seine Rache nehmen für Sedan. Jedenfalls sei die Isolierung, die Einkreisung Deutschlands durch den Tripoliskrieg nunmehr zum Abschluß und zur Vollendung gekommen.

Das schien der Scharfblick des Hasses zu sein. Die Engländer schienen recht zu haben. Schon die Art der räumlichen Verteilung der italienischen Mobilmachung schien das zu bestätigen. Italien mobilisierte nämlich gegen die Türken das 8.—12. Armeekorps, d. h. Truppen auf Sizilien und an der italienischen Westküste. Es entblößte sich also gegenüber Frankreich, während es zu gleicher Zeit seine Besatzungen an der



österreichisch-ungarischen Grenze und an der adriatischen Küste verstärkte.

Aber für diesmal war der Scharfblick des englischen Hasses doch vorbeigegangen. Es kam vielmehr ganz anders, und zwar gleich auf beiden Seiten. Einmal wurde das Zerwürfnis zwischen Italien und seinen Bundesgenossen nicht annähernd so scharf, wie die Engländer vorausgerechnet hatten. Außerdem förderte aber gerade der Tripoliskrieg eine Anzahl von bemerkenswerten neuen Reibungsflächen zwischen Italien und den Mächten des Dreiverbands zutage, verbesserte damit indirekt Italiens Beziehungen zu den deutschen Zentralmächten und festigte schließlich sogar den Dreibund. Nicht Deutschland und Österreich-Ungarn sind es, die den Italienern während ihres Krieges mit der Türkei greifbare und ernsthafte Schwierigkeiten bereiten, sondern vielmehr gerade England und besonders Frankreich. Da es sich um die Lösung einer wichtigen Frage der allgemeinen Mittelmeerpolitik handelt, so gehen eben wieder einmal die Interessen Italiens und die Interessen der Westmächte, ja des Dreiverbands, völlig auseinander.

Als die Italiener das verbündete Österreich-Ungarn vorher von ihrem Tripolisplane amtlich in Kenntnis setzen, erzielen sie eine durchaus günstige Antwort. Als sie dann freilich bei Prevesa, gegenüber dem alten Actium, ein österreich-ungarisches Torpedoboot fahrlässig beschießen, protestiert Österreich-Ungarn natürlich, aber es erhält sofort die gewünschte Genugtuung; und das ist und bleibt der einzige Zwischenfall zwischen Italien und Österreich-Ungarn während des ganzen langen Krieges. Die habsburgische Monarchie betrachtet das Unternehmen des Bundesgenossen sogar mit einer Art von innerer Befriedigung; denn sie lebt der Hoffnung, die Italiener

möchten durch den Tripoliskrieg von Triest und vom Trento abgelenkt werden. Und diese Hoffnung geht teilweise und zeitweise auch durchaus in Erfüllung. Selbst Irredentisten sprechen von der Notwendigkeit einer Revision des irredentistischen Programms und einer Verständigung mit Österreich-Ungarn über die Mittelmeerpolitik. Die alte Frage „Verso la guerra?“ wird nicht mehr gegen die Monarchie, sondern nur noch gegen die Türkei bejaht.

Während auf die Gestaltung des Verhältnisses zwischen Italien und Österreich-Ungarn zur Zeit des Tripoliskrieges Österreich-Ungarns Rücksichtnahme auf die Türkei kaum stärker einwirkt, spielt die türkische Freundschaft bei Deutschland eine Hauptrolle. In ihr liegt auch wohl der politische Hauptgrund für das anfangs recht unfreundliche Verhalten eines Teiles der deutschen Presse.

Die deutsche Regierung jedoch hat dem Bundesgenossen gegenüber das größte Wohlwollen bekundet und dem nicht nur mit dem Besuche des Staatssekretärs Freiherrn Ludwig von Kiderlen-Wächter in Rom am 20. Januar 1912 einen weithin sichtbaren Ausdruck verliehen, sondern vor allem in der Türkei selbst die für Italien günstigsten Folgerungen daraus gezogen, indem es den natürlich schwer bedrohten, dort ansässigen Italienern und den italienischen Interessen im türkischen Orient den weitestgehenden Schutz angedeihen ließ. Das scheinen die Italiener in ihrem „geheiligten Selbstgefühl“ freilich heute teilweise ganz vergessen zu haben. Und doch haben es die Italiener lediglich der deutschen Diplomatie zu verdanken, wenn die Türken während des mit großer Erbitterung geführten Krieges die italienischen Waren in größerem Umfange nicht boykottierten, obwohl sie den

Warenboykott doch noch während der Bosnischen Annexionskrise von 1908/9 gegen Österreich-Ungarn mit einer gewissen Meisterschaft als höchst peinlich wirkendes Kampfmittel zur Anwendung gebracht hatten — und wenn die Türken noch viel weniger mit Pogromen gegen die in ihrem Machtbereiche wohnenden Italiener vorgehen.

Im allgemeinen hatte Italien also keinen triftigen Grund, sich über das Benehmen seiner Bundesgenossen während des Krieges zu beschweren. Österreich-Ungarn benimmt sich durchaus chevaleresk. Es vergilt wirklich Böses mit Gutem, wenn man sich der italienischen Politik während der Bosnischen Krise erinnert. Das Deutsche Reich kann zwar mit Rücksicht auf die Türkei eine so wohlwollende Haltung nicht annehmen. Aber eine praktisch wirksame Feindseligkeit sucht man auch bei Deutschland vergebens. Die italienische Regierung hat die Loyalität ihrer Bundesgenossen auch durchaus anerkannt. Bald nach Abschluß des Tripoliskrieges, schon mitten während des ersten Balkankrieges, erfolgt am 7. Dezember 1912 die dritte Erneuerung des Dreibundes, 1½ Jahre vor Ablauf des letzten Erneuerungsvertrages von 1902 und offenbar ohne die störenden Reibungen der Jahrhundertwende. Der Tripoliskrieg zerbricht also den Dreibund nicht, sondern er festigt ihn wieder etwas mehr.

Dieser Eindruck verstärkt sich, wenn man ferner sieht, wie der Tripoliskrieg andererseits Italiens freundschaftliche Beziehungen zu den Mächten des Dreiverbandes ungünstig beeinflusst. Am wenigsten den Engländern kann die Angliederung Tripolitaniens und der Kyrenaïka an Italien gleichgültig sein; denn Italien wird dadurch jetzt auch im Westen der Nachbar Ägyptens. Ein Ita-

lien ohne Tripolis wäre für England auf die Dauer viel reizvoller gewesen als ein Italien mit Tripolis. Zwar hatte England noch eher als Frankreich, spätestens schon im Jahre 1890, seine Zustimmung zur Besetzung dieser türkischen Provinz durch die Italiener gegeben. Aber es ist eine billige Sache, dem von jeher mit gönnerhaftem Wohlwollen behandelten italienischen Gefolgsmann der englischen Mittelmeerpolitik die Erlaubnis zu geben, sich etwas anzueignen, was einem gar nicht gehört. Besteht er dann aber auf seinem Schein, so kann ihm das leicht sehr übel genommen werden. Deshalb macht England wenigstens in einer Richtung kurzen Prozeß und schlägt zu Beginn des italienisch-türkischen Krieges noch rasch das östlichste Stück der Kyrenaïka, nämlich den Golf von Solum, zu Ägypten. Diese Annexion verbessert nicht nur die angloägyptische Grenze und schädigt dadurch die neue italienische Kolonie, besonders auch den nächsten Kyrenaïschen Hafen Tobruk, sondern sie verleiht auch Englands strategischer Stellung vorm Suezkanale im weiteren Sinne eine wesentliche Verstärkung. Wenn England auch durch sein sonstiges gehässiges Verhalten gegenüber der Türkei zum Siege Italiens beiträgt, so bedeutet doch die Annexion Solums einen wohlgezielten Hieb gegen Italien, gegen den dieses selbst freilich ebensowenig etwas Ernsthaftes unternehmen kann, wie gegen die früheren und späteren Schläge der englischen Ägyptenpolitik. Die Geschichte der anglo-italienischen Beziehungen im Raume von Malta bis Aden und bis zum Somalilande ist zwar noch wenig durchsichtig. Aber an Reibungen hat es hier nie gefehlt. Noch der abessynische Verständigungsvertrag, den Italien am 3. Dezember 1906 mit den Westmächten abschließt, ist erst nach dreijährigen

mühseligen Verhandlungen zustande gekommen, weil Englands und Italiens Interessen auch im Süden des eigentlichen Ägypten nur schwer vereinbar sind. Es bedarf nicht der näheren Begründung, daß die chronische anglo-italienische Spannung in dem angegebenen Raume, über die man sich durch beiderseitige Schweigsamkeit oder Schönfärberei nicht hinwegtäuschen lassen sollte, durch den Tripoliskrieg und dann weiterhin auch durch die von den Italienern kühnlich aufgerollte Frage nach der Zukunft der Ägäischen Inseln nur verschärft wird, von der Stärkung des islamischen Gedankens, einer von Italien natürlich nicht gewollten, aber für England ungünstigen Nebenwirkung des Krieges, ganz abgesehen. Italiens Entschluß, die Verstärkung der englischen Herrschaft in Ägypten nicht anzuerkennen (Ende Dezember 1914), ist ein sicheres Zeichen dafür, daß die Hochspannung der englischen Ägyptenpolitik leicht zu einem ernsthaften Zerwürfnisse mit Italien führen kann.

Mit keiner Macht des Dreiverbandes ist Italien bei Ausbruch des Krieges so befreundet wie mit Rußland, das schon seit Racconigi (1909) den Tripoliskrieg wie den kommenden Balkankrieg mit Italien gemeinsam vorbereitet hatte. Nicht durch den Dreibund, sondern durch Rußland und durch die Westmächte ist die Annexion diplomatisch ermöglicht worden. Aber selbst Rußlands Freude über den Krieg Italiens gegen den russischen Erbfeind, die Türken, bleibt nicht ganz ungetrübt. Wenn auch sonst in der ganzen Welt zwischen Rußland und Italien kaum eine Reibungsfläche ausfindig gemacht werden kann, abgesehen von der panslawistischen Unterstützung der slawischen Angriffe gegen die Italiener an der ostadriatischen Küste: so hat der Tripolis-

krieg doch auch die scheinbar unerschütterliche Harmonie zwischen Rußland und Italien bereits wieder leise gestört. Die Italiener machen am 18. April 1912 einen Versuch auf die Dardanellen. Wenn nun auch die Dardanellen zwar türkisch sind ebenso wie der Bosphorus, so fühlte sich doch auch Rußland von jeher als vornehmsten Meerengeninteressenten, und es hielt Italiens Vorstoß für einen Eingriff in seine uralten, freilich noch heute der Verwirklichung harrenden „Rechte“. Eine weitere natürliche Grenze der Freundschaft Rußlands für Italien liegt in Italiens Orientplänen, denen der Krieg in der blühenden südländischen Phantasie mächtigen Vor Schub leistet. Wenn sogar schon der italienische Konsul in Jerusalem von den „römischen Adlern“ gesprochen hat, „die einst hier genistet haben“, so muß das russische Ohren befremden.

Noch mehr aber vielleicht französische Ohren. Denn die Franzosen rechnen bestimmt auf eine klare Abgrenzung einer syrischen Interessensphäre Frankreichs, mit der sich die Italiener einfach würden abzufinden haben. Gewiß haben sich die Franzosen schon lange mit dem italienischen Tripolisunternehmen einverstanden erklärt, und zwar gleich in der ersten Zeit nach der glücklich erreichten Wiederaussöhnung zwischen Frankreich und Italien am Ende des vorigen Jahrhunderts. Aber auch die Franzosen sehen mit geteilten Gefühlen zu, als die Italiener die alte historische Frage „Andiamo a Tripoli?“ nach langem Zögern endlich mit einem herzhaften Ja beantworten und nun wirklich nach Tripolis gehen. Überdies ergreifen die Italiener während des Krieges einige Maßnahmen, die bei der lateinischen Schwesternation in Frankreich sogar flammende Entrüstung hervorrufen. Die Italiener fangen nämlich an, Handels-



und Postschiffe der Schwesternation wegen Kriegskonterbande aufzubringen. Das ereignet sich zuerst am 16. Januar 1912 bei dem französischen Postdampfer Carthage auf der Fahrt von Marseille nach Tunis. Am 19. Januar wird die Carthage zwar freigegeben. Aber am selben Tage wird schon wieder ein ähnliches französisches Schiff, die Manouba, von den Italienern aufgebracht. Und was geschah am nächsten Tage, 20. Januar 1912? Kiderlen-Wächter wurde vom Könige von Italien in freundlicher Audienz empfangen. Das war zu viel für die Franzosen. Es kommt zu einem förmlichen diplomatischen Konflikt zwischen den beiden Mittelmeermächten, wie er seit den sog. *Années Troubles* (1881—1898) etwas ganz Unerhörtes war. Raymond Poincaré, damals nur Ministerpräsident, hält am 22. Januar 1912 in der Deputiertenkammer eine Rede gegen Italien. Das Haager Schiedsgericht muß angerufen werden. Wer hätte es in panlatinistischen oder auch nur in den vom französischen Botschafter Camille Barrère arrangierten franzosenfreundlichen Zirkeln Italiens je für möglich gehalten, daß die lateinischen Schwesternationen noch einmal das Haager Schiedsgericht würden bemühen müssen, um den Frieden zwischen ihnen wiederherzustellen! Erst am 5. Mai 1913 wird vom Schiedsgerichte das Urteil gefällt. Obwohl es im wesentlichen zugunsten Italiens lautet, und obwohl der ganze Streit damals schon veraltet war; denn der Tripoliskrieg war inzwischen von seinem größeren Bruder, dem Balkankriege, verschlungen worden: so haben die Italiener doch noch bei der öffentlichen Besprechung des Haager Urteils festgestellt, daß ihnen während des Krieges in völkerrechtlichen und besonders seekriegsrechtlichen Fragen keine neutrale Macht so viel Schwierigkeiten bereitet habe wie

die Franzosen. Wo bleibt da die vielgepriesene *Fratellanza Latina*?

Wie die Engländer im Osten die Bai von Solum von der Kyrenaïka losgerissen haben, so die Franzosen im Südwesten die Oasen von Dschanet und Bilma. Sie liegen im Süden des Fezzanischen Hinterlandes von Tripolis. An ihrer Zugehörigkeit zum türkischen Vilajet Tripolis konnte um so weniger gezweifelt werden, als die Franzosen sie in früheren Verträgen mit Italien selbst anerkannt hatten. Das hinderte aber die Franzosen nicht im mindesten, als die Türken aus jenen Oasen nach Norden zur Verteidigung Tripolitaniens gegen die Italiener abrückten, die Oasen an sich zu nehmen und sich nicht nur über den wohlbegründeten italienischen Protest hinwegzusetzen, sondern auch diese schätzbaren östlichen Außenposten des marokkanisch-algerisch-tunesischen Kolonialreiches zu einer schwunghaften Einfuhr von Kriegskonterbande nach Tripolitaniens zu benutzen. Was die Italiener zur See verhinderten, versuchten die Franzosen mit Erfolg in der Wüste. Weitere Mißhelligkeiten zwischen Frankreich und Italien über die tunesisch-tripolitanische Grenze haben Frankreich auch Anlaß gegeben, seine Anerkennung des vorläufigen Friedens von Ouchy und des endgültigen Friedens von Lausanne (15. und 18. Oktober 1912) hinauszuzögern.

Wenn man sieht, wie die Westmächte mit Erfolg bemüht gewesen sind, noch rasch Stücke von Tripolis loszureißen, ehe es dann auf Nimmerwiedersehen den Italienern anheimfiel, dann möchte man als Beweggrund für den Tripoliskrieg auf italienischer Seite überhaupt ein ganz allgemeines, nur zu berechtigtes Mißtrauen gegen die nordafrikanische Unersättlichkeit dieser Ententebrüder annehmen. Schon 1906 hatten die Eng-

länder von Ägypten aus bis nach Tobruk vordringen wollen.

Man kennt zwar von Italiens Beziehungen zu den Mächten des Dreiverbandes und besonders zu den Westmächten aus der Zeit des Tripoliskrieges nur mehr die Außenseite und auch davon nur Bruchstücke. Der Freund der Zeitgeschichte hat auch hier zunächst die ostensible Geschichte sorgfältig zu erforschen, die in Deutschland übrigens innerhalb und außerhalb der Kreise der Geschichtswissenschaft noch weithin ein ganz unbekanntes Land ist. Wenn jene einzelnen Tatsachen aber auch nur äußere Erscheinungsformen, Symptome sind, so lassen sie sich doch deuten und erlauben Rückschlüsse auf die hinter ihnen arbeitenden politischen Stimmungen und noch mehr auf die ihnen zugrunde liegenden wirklichen Interessenverhältnisse. Derschließlich doch mit Erfolg zu Ende geführte Tripoliskrieg hat die Mittelmeerstellung und auch die

Orientstellung Italiens wesentlich verbessert. Das gibt besonders den Westmächten Anlaß zu lebhafter Beunruhigung. Darin liegt der tiefere Grund für die vielen Reibereien zwischen Italien und den Westmächten während des Tripoliskrieges. Das sind keine Zufälligkeiten, sondern äußere Auswirkungen des tiefer liegenden unausgleichbaren Interessengegensatzes zwischen Italien und dem Dreiverband in allen wichtigeren Fragen der Mittelmeer- und der Orientpolitik.

Der Einfluß des Tripoliskrieges auf die internationale Stellung Italiens kommt natürlich auch in der Entwicklung der italienisch-türkischen Beziehungen seit Ende des Krieges kräftig zum Ausdruck. Doch ist bei der jetzigen Lage der Dinge eine bestimmtere Deutung noch kaum zulässig. Auch sie aber würde für Deutschland und Österreich-Ungarn kaum ungünstig lauten.

## Deutschland und der Heilige Krieg.

Von C. H. Becker.

### I.

Der Anschluß der Türkei an die Zentralmächte ist für viele, auch in Deutschland, eine Überraschung gewesen. Wer mit den Zielen der deutschen Politik vertraut war, hat sich wohl weniger gewundert. Jedenfalls begrüßte man mit großer Freude den neuen Bundesgenossen, der nicht nur als Waffengenosse, sondern auch wegen der durch den Islam gegebenen internationalen Beziehungen eine wertvolle Hilfe versprach. Wie groß der Ärger unserer Gegner über diesen diplomatischen Erfolg Deutschlands war, das ist zwischen den Zeilen der englischen Blaubücher über den Bruch mit der Türkei (Miscellaneous Nr. 13 u.

14, 1914) deutlich zu lesen. Da war es denn zu erwarten, daß sich Gift und Galle der gegnerischen Kritik gerade auch über diese Betätigung der deutschen Politik ergießen werde. Der Gegenstand bot ja Handhaben genug, und bei uns hat sich niemand darüber gewundert, daß die englische Presse das von dem englischen Weißbuch ausgegebene Stichwort, Deutschland trage die Schuld an der panislamischen Agitation, in alle Welt hinausposaunte. Ein zweites Stichwort war: That Germany will fail to manufacture a 'Jehad' (Times vom 2. November).

Beim Feinde findet man so etwas natürlich. Nun aber erscheint aus neu-

traler Feder ein ausführlicher Artikel in der holländischen Zeitschrift „De Gids“ (Januar 1915), der die englischen Unterstellungen programmatisch zugespitzt als Titel einer wissenschaftlichen Abhandlung übernimmt: „Heilige Oorlog made in Germany“. Der Verfasser ist niemand geringeres als Hollands berühmtester Islamforscher Snouck Hurgronje, ein Mann von Weltruf, den zahlreiche persönliche und wissenschaftliche Beziehungen aufs engste mit Deutschland verknüpfen, und der sogar sein Hauptwerk „Mekka“ deutsch geschrieben hat. Wir deutschen Islamforscher hatten ihn, unseren Meister, schlechthin als einen der Unsrigen betrachtet und geglaubt, bei ihm Verständnis für die schwierige Lage Deutschlands voraussetzen zu dürfen, und jedenfalls hat niemand von ihm eine gegen die deutsche Politik gerichtete Schmähschrift wie die vorliegende erwartet, die auf Bestellung von England und Frankreich nicht wirkungsvoller hätte geschrieben werden können.

Mit Witz und Bosheit, mit geschickten Zitaten und persönlichen Verdächtigungen wird hier die deutsche Islampolitik lächerlich gemacht, ja gebrandmarkt, werden die Geschäfte unserer Gegner besorgt und versucht, Mißtrauen gegen unsere Absichten bei der Türkei zu erwecken. Doch unterdrücken wir den persönlichen Schmerz und hüllen wir uns nicht in die Toga sittlicher Entrüstung. Ein Mann vom Range Snouck Hurgronjes darf, auch wo er politisch entgleist, beanspruchen, daß man ihn hört. Hören wir, wie er die Dinge beurteilt, und stellen wir dann in Ruhe unsere Auffassung gegenüber.

Sn. H. beginnt seinen Aufsatz mit der Äußerung eines seiner türkischen Bekannten, der sich zur Glaubensfreiheit bekennt, aber den bestehenden wirt-

schaftlichen und politischen Krieg aller gegen alle als die wahre Hinderung echter Gewissensfreiheit bezeichnet. Dieser ideale Schwärmer wird dann schlechterdings als der Typus des intellektuellen Türken hingestellt. Die offizielle Lehre des altgläubigen Islam sei allerdings ganz anders. Sie kenne den Dihad, den Hl. Krieg, als Mittel der Ausbreitung der islamischen Herrschaft oder als Schutzwehr gegen Angriffe auf das Islamgebiet. Die ganze Lehre sei eine mittelalterliche Verquickung von Politik und Religion. In Verleugnung der geschichtlichen Lehren sei der Traum einer zukünftigen Weltherrschaft des Islam als Ideal der Masse bestehen geblieben. Inzwischen nahm die Entwicklung ihren Lauf; 90% aller Mohammedaner stehen unter europäischer Herrschaft, und die Türkei bestünde nur noch dank der Eifersucht der Großmächte. Überall hätten die Besetzungen islamischen Gebietes durch fortgeschrittene europäische Völker mit wirtschaftlicher Ausbeutung begonnen, der dann allmählich die politische Besitzergreifung gefolgt sei. Obwohl Egoismus und Moral noch nicht völlig zur Harmonie gelangt seien, suche der koloniale Gedanke überall, die Interessen des Herrschers mit denen der Beherrschten in Einklang zu bringen. Auch die mohammedanischen Untertanen europäischer Mächte hätten großen Vorteil davon gehabt, und es gehe ihnen meist besser als ihren Glaubensgenossen in noch selbständigen Staaten. Aber auch in letzteren sei ein Streben nach geistiger Entwicklung erwacht, wie z. B. die jungtürkische Bewegung zeige. Alle höher entwickelten Mohammedaner wiesen die Vermischung von Politik und Religion zurück und schämten sich fast der Anmaßung, die in dem Begriff des Hl. Krieges liegt. Am schwersten sei diese Sinnesänderung der ruhmreichen Mili-



tärmacht der Türkei gefallen. Als 1258 Bagdad in die Hände der Mongolen fiel und das Abbasidenkalifat weggefeigt wurde, ging die islamische Welt nicht aus ihren Fugen, überhaupt habe das Kalifat sein langes Leben hauptsächlich „seiner praktischen Unbedeutendheit“ zu verdanken. Ja, das Kalifat wäre weltlich so bedeutungslos gewesen, daß europäische Schriftsteller es als eine Art geistiger Spitze im Stile des heutigen Papsttums ansehen konnten. Die islamische Menge aber sei trotz allem dem Gedanken treu geblieben, hätte im Kalifen aber keinen Papst, sondern den Beherrscher der Gläubigen verehrt, dem einst die ganze Welt zugehören werde. In der Legende lebe, was in der Wirklichkeit untergegangen sei. Die entstehende Weltmacht der Osmanen griff nach Eroberung Ägyptens, wo die letzten Abbasiden residiert hatten, den Fetisch des Kalifatsgedankens wieder auf, obwohl sehr viele mohammedanische Länder nie unter türkischer Oberhoheit standen, und der türkische Kalif nur in seinen Ländern etwas zu sagen hatte. Da der Sultan jetzt nur noch etwa über 5% der Gläubigen herrscht, sei der Titel eines „Beherrschers der Gläubigen“ eigentlich lächerlich. Doch hätten die Türken gerade im letzten Jahrhundert aus diesem Titel allerlei „kleine Münze“ geschlagen. Der wachsende Verkehr habe die Muslime der ganzen Welt näher aneinander gerückt, und wo immer die Gläubigen zu klagen hätten, sehnten sie sich nach der idealen Kalifenherrschaft, eine Stimmung, die Sultan Abdulhamid im türkischen Interesse auszunutzen suchte, obwohl gerade er der Schrecken seiner eignen Untertanen gewesen sei. Sn. H. hat in früheren Jahren selbst die Helfer Abdulhamids gezeichnet, welche die panislamische Tendenz ihres Herrn für ihre Privatzwecke ausbeuteten. Der Panisla-

mismus sei aber heute nur noch ein Mittel, die dumme Masse mit falschen Idealen aufzuwiegeln, er könne nur lokal schaden, nie aber aufbauend wirken. Aus Unkenntnis hätten europäische Staatsmänner den Panislamismus gestützt, indem sie das Kalifat als Papsttum interpretierten. Besonders England kokettierte mit Rücksicht auf seine indischen Mohammedaner mit seiner Freundschaft für den islamischen „Kirchenfürsten“ zu Konstantinopel. Dort ließe man sich diese Deutung natürlich gern gefallen. So sei durch europäische Mitschuld der Panislamismus als Stimmung — er ist keine Organisation — der Hemmschuh eines wahren Verständnisses zwischen der Kolonialmacht und der mohammedanischen Eingeborenenwelt geworden. Deshalb mußte die Türkische Revolution von allen europäischen Mächten mit Freude begrüßt werden; denn jetzt erstand die Türkei als moderner Rechtsstaat, in dem für Kalifat und Djihad kein Platz mehr war. Höchstens in der Fürsprache für fremde Mohammedaner kam der Panislamismus hinfert in Betracht. Doch die Habsucht der Europäer habe der Türkei nicht die nötige Ruhe gelassen, die Jungtürken mußten im Kompromiß mit den Altgläubigen die Kalifatsidee wieder auffrischen. „Was den damit eng verbundenen Gedanken des Djihad betrifft, so sorgten die europäischen Mächte dafür, daß er nicht vergessen wurde. Die Türkei wird dauernd zum Djihad gezwungen.“ Aber auch den Djihad habe man in Europa völlig mißverstanden. Gewiß sei er ein „heiliger“ Krieg, insofern er für die Altgläubigen eine religiöse Handlung darstelle, aber jeder Krieg der Türkei sei ein Djihad — auch die gegen Rußland und Griechenland und der Balkankrieg seien es gewesen —, und deshalb sei es ein Unsinn, einen türkischen Krieg noch besonders

zum D̄jihad zu stempeln. Das sei alles europäische Macho als Resultat europäischer Unkenntnis. Die Türkei mache das mit, wenn sie Vorteil davon hat, für keinen Muslim der Welt habe es aber einen Sinn, wenn bei einer kriegerischen Unternehmung der Türkei noch außerdem der Heilige Krieg erklärt werde.

Das alles müsse man wissen — so fährt Sn. H. fort —, um die jüngsten Ereignisse in der Türkei zu würdigen. Und nun folgt eine Kritik der deutschen Orientpolitik und der Verkündigung des Heiligen Krieges, wobei sich Sn. H. nicht nur auf die allbekannten Preßberichte, sondern auch auf einige deutsche Broschüren stützt, so besonders auf Grothes „Deutschland, die Türkei und der Islam“ und auf des Schreibers „Deutschland und der Islam“. Grothe ist kein Islamkenner und kein Staatsmann, aber Sn. H. zitiert ihn als Musterbeispiel für die in „leitenden Kreisen“ Deutschlands herrschende Auffassung vom Kalifat und D̄jihad. Ein Erlaß des Gouverneurs von Kamerun, der den Sultan „in Glaubenssachen“ als Oberherrn aller Mohammedaner feiert, die Ansprache des deutschen Botschafters in Konstantinopel bei Erklärung des Krieges durch die Türkei, alle amtlichen Äußerungen atmen nach Sn. H. den gleichen Geist wie die Grothesche Broschüre; die Türken würden unter stillschweigender Voraussetzung der europäischen Auffassung des Kalifats zum fanatischen Glaubenskrieg gedrängt. Nun, die offizielle Türkei sei diesen Weg gegangen, der Scheich ul Islam, als Kreatur der Enver und Talaât, habe ein fünfteiliges Fetwa verfaßt, das die Grundlage des Kriegsmanifestes vom 12. November bilde. Darin werden die sämtlichen 300 Millionen Mohammedaner zum Heiligen Krieg gegen ihre Herren aufgerufen — die Schätzung sei, wie Sn. H. boshaft bemerkt, der

Kaiserrede am Grabe Saladins entnommen; seit 16 Jahren hätten sich also die Muslime offenbar nicht vermehrt. Billige Straßenkundgebungen und Botschatterreden seien der Kriegserklärung gefolgt. Kurz, die ganze Sache sei gut aufgezo-gen gewesen wie eine Offenbachoperette, ohne daß sich die Arrangeure bewußt geworden wären, daß die wahren Gläubigen doch höchstens daraus entnehmen konnten, daß sich Deutschland und Österreich im Kampf gegen ihre eignen Glaubensgenossen der Türkei zur Verfügung gestellt hätten.

Dann wendet sich Sn. H. gegen die Broschüre des Referenten, der für die politische, militärische und kulturelle Wiedergeburt der Türkei eingetreten war und die Entwicklung der deutsch-türkischen Freundschaft skizziert hatte. Diese Beziehungen werden scharf kritisiert. „Von 1888—1908 negierte Deutschland das türkische Volk, da Deutschland keinen Nutzen davon haben konnte.“ Und später kümmerte sich der Kaiser gar nicht mehr um den früher so geliebten Abdulhamid. Deutschland habe hinter Österreich gestanden, als dieses Bulgarien zur Loslösung von der Türkei ermutigte und selbst dann Bosnien annectierte. Auch im Balkankrieg und sonst wäre die deutsche Freundschaft doch recht „latent“ geblieben. Also Deutschland habe eine einseitige Interessenpolitik getrieben. Gewiß könne die Türkei jetzt Vorteile von der deutschen Freundschaft haben, aber das Ende müsse sein, daß die Türkei in allem außer im Namen ein „Deutsches Protektorat“ werde.

Übrigens sei die Reformfähigkeit der Türkei vor dem Krieg in Deutschland sehr bestritten worden. Und nun zitiert Sn. H. einige Äußerungen notorischer Islamhasser, so Prof. Marquart in Berlin, dessen Sachverständnis in Islam-sachen er früher selbst bestritten hat,

22\*

und den bekannten Islamkenner Prof. Martin Hartmann, dessen temperamentvolle Formulierungen er zwar nicht annimmt, aber jetzt mit Freuden verwertet. Dem Schreiber, der sich vorsichtiger auszudrücken pflegt, wird vorgeworfen, er habe sein wissenschaftliches Gewissen dem politischen Fanatismus geopfert und „eine Bekehrung“ erlebt. Wer Sn. H. liest, muß das auch glauben, da nur mit Zitaten gearbeitet wird. Wer aber näher zusieht, wird bemerken, daß Sn. H.'s Hauptbeweis auf einer syntaktisch unmöglichen Interpretation beruht.<sup>1)</sup> Sachlich handelt es sich dabei um die Bedeutung der Kaiserbesuche in Konstantinopel und in Damaskus, die nicht zum Ruhme Deutschlands im Orient beigetragen hätten, weil der Besuch auch nach ausgebliebener Gegenvsitede wiederholt worden wäre. Die Ansprache am Grabe Saladins, des Ungläubigenhasers, wird mit dem gleichen wohlfeilen Spott gegeißelt wie der „geschmacklose“ Kaiserbrunnen in der Hauptstadt. Und von dieser Zeit leiteten die deutschen Autoren die „bewußte deutsche Islampolitik“ her. Die Ausnutzung der Kalifatsidee und der panislamischen Stimmung werde jetzt von den gleichen Leuten empfohlen, die früher die Genesung der Türkei von der Ausschaltung des Kalifatsgedankens abhängig gemacht hatten. Und prophetisch wird

1) Auf wen sich das „aus Unkenntnis“ S. 19 Z. 22 meiner Broschüre „Deutschland und der Islam“ bezieht, brauche ich für Deutsche nicht zu erklären, da die Stelle ganz eindeutig ist. Sn. H. (S. 29) konstruiert daraus meine „Bekehrung“ und meint, ich habe mich selbst der Unkenntnis bezichtigt. Die Sache war aber anders. Die Darlegungen des Fürsten Bülow haben mir bewiesen, daß die deutsche Regierung den Kalifentitel usw. nicht „aus Unkenntnis“ gebrauchte, sondern mit Absicht, worüber unten Näheres gesagt werden wird.

dann angekündigt, daß die Deutschen sich einst dieser Politik schämen würden, die nur mittelalterlichen Glaubenshaß aufrühre und den wahren Interessen der Türkei zuwider sei. Beharre Deutschland bei seiner derzeitigen Islampolitik, so werde es nicht an allerlei Maßregeln fehlen<sup>1)</sup>, die die Islamwelt darüber aufklären, wie diese Politik zu beurteilen sei, und daß der Sultan-Kalif neuerdings in einem Vasallenverhältnis zu Deutschland stehe. Holland hat für seine Kolonien nichts zu befürchten, denn es betreibt im Gegensatz zu der deutschen „Islampolitik“ seine bewährte „Erziehungspolitik“<sup>2)</sup>, der gegenüber Kalifat und Hl. Krieg machtlos sind. Die Ausnutzung des Islam sei eine eigenartige geistige Waffe, die den Stempel *made in Germany* trage. Hoffentlich ziehe Deutschland diese Marke recht bald aus dem Handel zurück. So weit Snouck Hurgronje.

1) England hat es daran nicht fehlen lassen. Die indische Regierung hat eine Proklamation veröffentlicht (die Times vom 6. Nov. gibt den Wortlaut), man hat eine Fülle von Loyalitätsäußerungen extrahiert (Times vom 12. Nov.), besonders der Agha Khan hat der Tendenz der Familientradition folgend sich im anglophilen, antitürkischen Sinn geäußert (Times vom 4. Nov.). Im russischen Solde hat der Mufti des Kaukasus ein Gegenfettwa veröffentlicht, das die Morning Post vom 26. Nov. abdruckt. Auch in Niederländisch Indien hat man, wie Nieuwe Midden-Java und Sumatra-Post vom Anfang Dezember melden, ein geheimes Zirkular über die Frage an die Verwaltungsbehörden erlassen.

2) Opvoedingspolitiek. Ich will auf diesen Gegenstand nicht eingehen, aber man sollte mit diesem Selbstlob doch etwas vorsichtig sein. Gewiß ist Sn. H. einer der Väter dieser einzig richtigen Kolonialpolitik, aber sie ist doch noch in ihren Anfängen, und das internationale Urteil über die holländische Politik, namentlich die frühere, lautet doch ganz anders.



## II.

Lassen wir einmal zunächst die Prämissen unseres Gegners gelten, nehmen wir an, der Heilige Krieg wäre deutsches Fabrikat. Dann hätten wir also „mittelalterlichen Glaubenshaß“ gegen unsere Feinde erregt. Es läuft uns eiskalt über den Rücken. Wir denken an Gefühle, wie sie wohl bei einem Missionstee durch eine Propagandarede für Mohammedanmission ausgelöst werden. Also auch wir sind solche Barbaren! Und plötzlich fällt uns ein, wir sind ja noch viel schrecklichere Barbaren. Statt nach der rechten auch unsere linke Backe darzureichen, wehren wir uns sogar mit Gewehren, Kanonen und anderen Werkzeugen modernster Technik, alle nur dazu bestimmt, unseren Gegnern so viel zu schaden wie nur möglich. Tun wir das etwa aus Grausamkeit oder zum Vergnügen? Wir sind leider nicht im pazifistischen Wunderland Utopia bei Bertha Suttner und Genossen, sondern in der rauen Wirklichkeit im Existenzkampf um unser nationales Dasein gegen eine Welt von Feinden. Und ist der mittelalterliche Glaubenshaß wirklich so viel schlimmer als der organisierte Mord des Krieges, die Aushungerungspolitik des Wirtschaftskampfes und das Meer von Lügen, in dem uns unsere Feinde zu ertränken versuchen? Jedes nicht durch gegenseitige Vereinbarung ausgeschlossene Mittel, den Feind zum Frieden zu zwingen, ist berechtigt und wird unterschiedslos von allen Parteien angewandt. Selbst vor dem Privateigentum und den Naturalisierten hat der Gegner nicht haltgemacht, und wenn es ihm die wundervolle nationale Haltung unserer Sozialdemokratie nicht unmöglich machte, würde er ohne die leisesten Skrupel bei den sozialen Gegensätzen den Hebel ansetzen, uns zu schwächen, wie man bei Österreich auf die verschiedenen Natio-

nalitäten spekuliert hat; denn Schwierigkeiten im eigenen Lande sind oft schlimmer als der Feind vor den Toren. Solche Schwierigkeiten beim Gegner zu erregen, ist ein selbstverständliches Mittel der Kriegsführung, und es ist lächerlich, dabei die religiösen Differenzen für sakrosankt, die nationalen und sozialen aber für vogelfrei zu erklären. Und dabei ist der Panislamismus gar kein rein religiöses Band, sondern ein eminent politisches, allerdings mit religiösem Einschlag.

Wie liegen die Dinge nun wirklich? Als Fachmann ersten Ranges hat Sn.H. natürlich richtig gesehen, daß dieser Heilige Krieg in der Geschichte keine Parallele hat, daß er für die speziellen Bedürfnisse des Moments zurechtgemacht ist. Das weiß auch die deutsche Regierung sowohl wie die deutsche Gelehrtenwelt. Aber soll ein unter Umständen wirksames Mittel, die Gegner zu treffen, deshalb abgelehnt werden, weil die wissenschaftliche Lehre der von Stubengelehrten vor Jahrhunderten verfaßten Rechtsbücher und ihre heutigen Interpreten eine andere Auffassung vom Dihad und Kalifat haben als die gegenwärtige türkische Regierung? Machen wir uns einmal klar, wie diese Auffassung ist.

Als die Jungtürken hochkamen, setzten sie sich aus zwei verschiedenartigen Gruppen zusammen, den islamisch-national gestimmten Militärkreisen und den europäisierten Verbannten meist mit Zivilberuf. Letztere schwärmten natürlich für die Ideale der Französischen Revolution und besaßen die Presse. Die wirkliche Arbeit aber leisteten die Militärkreise, die nicht so utopistisch dachten wie ihre europäisierten Kollegen von der Theorie und die erkannten, daß es ein Ding der Unmöglichkeit ist, ein großes Volk mit ruhmreicher Vergangenheit

plötzlich aller seiner Traditionen und überkommenen ethischen Momente zu berauben und auf eine neumodische und dazu noch aus einem anderen Kulturkreis importierte geistige Basis zu stellen. Ganz unmöglich aber wurde die Durchführung der Utopie des interkonfessionellen Staates, da gerade das Heer der Träger der Reform war und der Geist dieses Heeres mit der religiös islamischen Basis und der glorreichen Erinnerung stand oder fiel. Trotz allem versuchte man in der Begeisterung des ersten Erfolges den modernen Rechtsstaat mit Gleichberechtigung der Nationen und Religionen zu schaffen, und es kann kein Zweifel darüber walten, daß rein theoretisch das Zukunftsideal des türkischen Staates in dieser Richtung liegen mußte. Die Wirklichkeit entscheidet aber oft anders, als die Theoretiker wünschen. Zunächst und am lautesten murrten die orthodoxen Ultras; trotzdem halte ich die Behauptung Sn. H.s für unrichtig, daß die Beibehaltung des Kalifats hauptsächlich im Kompromiß mit diesen Kreisen zustande kam. Es waren wohl besonders die militärischen Jungtürken, die das Volk und die Bedürfnisse der Armee besser verstanden als die Pariser Réfugiés. Trotzdem stellte man christliche Mitbürger ins Heer ein. Bei der ersten Probe mit diesen neuen Mitkämpfern im Balkankrieg machte man aber die erschreckende Beobachtung, daß sie nicht nur völlig versagten, weil sie zum Teil keine militärische Tradition besaßen, zum Teil sogar mit dem Herzen auf der Gegenseite standen, sondern daß durch das Nebeneinander von Christen und Mohammedanern die in einem Heere unerläßliche geistige Einheit verloren ging. Diese Erfahrung drängte natürlich zu einer stärkeren Betonung des islamischen Momentes und zur Ausschaltung der Christen aus der Armee. Dazu kam

noch das Resultat des Balkankrieges. Die Türkei verlor Millionen christlicher Untertanen, eine erhebliche Auswanderung von Mohammedanern aus den verlorenen Provinzen nach Kleinasien setzte ein, kurz, in der verkleinerten Türkei überwog das islamische Element immer entschiedener. Und endlich ein Drittes. Die Nationalitätenfrage ist für die innere Politik der Türkei eine alte Crux. Das Türkentum ist in diesem Agrarstaat nun einmal — trotz allem Handel der christlichen Völker — wirtschaftlich und militärisch das Rückgrat des Staates. Aber diese Basis ist numerisch nicht allzu stark. Was lag da näher, namentlich im militärischen Interesse, als diese Basis durch Heranziehung des anderen wichtigsten Volksteiles der Türkei, der Araber, zu verbreitern. Das ist aber bei den großen Rassegegensätzen zwischen Türken und Arabern nur möglich durch Betonung der beiden gemeinsamen Religion. Kann es bei dieser Sachlage wundernehmen, daß in leitenden türkischen Kreisen der islamische Charakter des türkischen Staates immer mehr zum Zukunftsideal wurde, und daß der alte glorreiche Kalifatsgedanke der historisch gegebene Ausdruck für dieses Ziel war? Die Türkei eine mohammedanische Großmacht, die Andersgläubigen aber als vollberechtigte Bürger anerkannt, der Kalifenstaat also nicht wiederhergestellt im Sinne der Scheria, sondern in einem neumodischen Sinne, der den veränderten Zeitläuften entsprach, dabei ein Kokettieren mit den internationalen Beziehungen des Islam, die Türkei als Fürsprecherin und Förderin der Selbständigkeitsbestrebungen der Mohammedaner unter europäischer Herrschaft — das mochte so etwa der Gedankenkreis führender türkischer Politiker sein.<sup>1)</sup> Der-

1) Wird auch von der englischen Presse durchaus zugestanden.

artige Ideen sind übrigens gar nicht ultramodern, sondern z. B. von ägyptischen Politikern schon vor Jahrzehnten ausgesprochen. Dort war allerdings viel Utopie dabei, auch bei den Türken ist die Verwirklichung noch fern, aber es heißt das Wollen dieser Leute verkennen, wenn man dabei immer nur an die mittelalterliche Kalifatsidee der Scheribücher denkt.

Diese Stimmungen waren im Werden und Wachsen. Da kam der Krieg. Die ungemein schwierige Lage der Türkei ist oft besprochen, die Entscheidung der Türkei zwischen den Mächtegruppen ist bekannt. Ob sie mitkämpfte oder nicht, jetzt wurde ihr Schicksal entschieden. Sie konnte nie wieder eine so günstige Stunde finden, den Traum der islamischen Großmacht an den Faktoren der Wirklichkeit zu erproben. Man hat es in der feindlichen Presse ein Va-banque-Spiel genannt, aber die gleichzeitige Ankündigung, jetzt müsse endlich mit der staatlichen Existenz der Türkei ein Ende gemacht werden<sup>1)</sup>, beweist zur Genüge, daß dies Va-banque-Spiel nichts anderes war als der unvermeidliche Existenzkampf.

Und in diesem Existenzkampf sollte die Türkei auf ihre wichtigste Waffe, auf die Sympathien, die sie als Vormacht des Islam bei den mohammedanischen Untertanen ihrer Gegner besitzt, verzichten, weil dadurch in diesem wilden Kampf aller Leidenschaften auch „mittelalterlicher Glaubenshaß“ aufgeführt werden könnte? Bei dieser Zumutung greift man sich verwundert an den Kopf! Wer hat denn den religiösen Hebel zur Auflösung der Türkei zuerst eingesetzt? Wer hat die Armenier, Sy-

rer, Griechen usw. immer wieder aufgehetzt und die Türkei zu harten Repressalien gezwungen, gegen die man dann die Entrüstung der gesitteten Welt aufrufen konnte? Wer hat noch im Balkankrieg zuerst den religiösen Gedanken ausgespielt? Und da soll der ruhmreiche türkische Staat, dessen Rückgrat von je der Islam war, aus Schwärmerei für die Ideale der Französischen Revolution auf die Kampfmittel verzichten, die ihm die Internationalität des Islam an die Hand gibt, ja die ihm durch die übertriebene Angst seiner Gegner vor diesen Waffen geradezu aufgedrängt werden.

Damit berühren wir einen Punkt, den Sn. H. natürlich kennt, aber in seinem Gedankengang ganz anders verwertet. Der Panislamismus ist in seiner modernen Form ein Kind des Verkehrs und der Presse. In Europa hat man sich falsche Vorstellungen von seiner Bedeutung gemacht. Regierungen und Presse haben Jahrzehnt für Jahrzehnt den Popanz des Heiligen Krieges an die Wand gemalt, die Erfolge Abdulkadirs und des Mahdi von Khartum haben der Europäerwelt ein lebhaftes Gruseln vor der Macht des Islam beigebracht. Gewiß, lokale Schwierigkeiten hat es in vielen Kolonien gegeben, hätte es aber auch ohne den Islam gegeben, jedoch als Ganzes ist die Solidarität des Islam im Sinne einer Organisation immer übertrieben worden, und gerade der Schreiber dieser Zeilen hat bis in seine Kriegsschriften hinein stets zur Nüchternheit gemahnt. Die Regierungen sind nicht immer so nüchtern gewesen. Vor allem England hat — in direktem Gegensatz zu der von Sn. H. beeinflussten holländischen Politik — den Panislamismus gefördert, indem es die Loyalität seiner indischen Mohammedaner durch Betonung seiner traditionellen türkenfreundlichen Politik zu stärken versuchte. Als dann der Bruch

1) Die Times vom 30. Okt. „The Ottoman Empire in Europe will soon be merely a memory“; vom 25. Nov. „... political extinction of the House of Othman ...“ usw.



mit der Türkei kam, wurde dies früher so gepriesene politische Mittel plötzlich kompromittiert, es wandte sich gegen England.<sup>1)</sup> Wie sehr man aber diese früher so geförderte Beziehung zwischen Konstantinopel und Indien fürchtete, geht aus der mit Frankreich gemeinsam betriebenen Verdächtigung der Stellung Deutschlands zum Islam und aus der Art der Behandlung dieser Frage seit Kriegsausbruch mit Deutlichkeit hervor. Nun wird die Politik der Türkei nicht von Scheriagelehrten, sondern von modernen Politikern geleitet, von denen aber z. B. Enver ganz gewiß nicht der Freigeist ist, zu dem ihn Sn. H. gern stempeln möchte — über Talaât bin ich nicht orientiert —. Immerhin sind diese Leute weitsichtig genug, nicht nur mit ihren Kampfesmitteln, sondern auch mit der Bewertung derselben bei ihren Gegnern zu rechnen; denn davon hängt doch ein großer Teil ihrer Wirkung ab. So hat man denn den Heiligen Krieg in Szene gesetzt, wie man sich das in Europa vorgestellt hatte. Diese nach Europa gerichtete Fassade hat Sn. H. vom Standpunkt der Scheria aus mit Recht kritisiert. Aber die moderne Türkei ist bei aller Betonung des Kalifats etwas ganz anderes als der Idealstaat des Gesetzes.

Und trotzdem hat man bei der Erklärung des Djihad in bezug auf den Orient eine gar nicht theatralische, sondern sehr reale und nur aus intimer Kenntnis des Gesetzes erklärbare Absicht gehabt. Gewiß hat Sn. H. recht, daß die feierliche Erklärung des Djihad durch ein Fetwa völlig überflüssig sei, da jeder Krieg der Türkei ein Djihad ist. Aber ganz abgesehen von der im Osmanenreich traditionellen Heranziehung des Scheich ul Islam für Fragen, die der Sultan-Kalif auch ohne

sein Zutun entscheiden könnte, handelt das Fetwa doch auch gar nicht von der Erklärung eines Djihad schlechthin, sondern von der Frage, ob im vorliegenden Falle der Djihad als Gemeinde- oder als Individualpflicht zu fassen sei. Der normale Djihad ist eine Gemeindepflicht, d. h. eine Pflicht, die immer nur einige zu erfüllen brauchen, er steht also auf einer Stufe mit der Pflicht, die Wissenschaft zu pflegen oder einen Kadi einzusetzen. Im Fall des Angriffes aber oder dauernder Bedrückung wird der Djihad zur Individualpflicht, und dieser nicht jedem Gläubigen klare Tatbestand sollte nachdrücklich eingeschärft werden. Damit wurde der gewöhnliche Krieg der Türkei zum „Djihad Akbar“, wie es die türkischen und arabischen Zeitungen nennen, ein auch dem Schreiber neuer Ausdruck<sup>1)</sup>, der aber, wie alles, was das Leben prägt, seine Berechtigung hat, wenn ihn auch die Scheriabücher nicht kennen. Gewiß hat dieser Djihad in der Geschichte seinesgleichen nicht. Es ist eine Europäisierung des Begriffes eingetreten, die sich aus der Tatsache erklärt, daß die heutige Türkei an Haupt und Gliedern nicht mehr der alte Kalifenstaat ist. Ist es nun nicht ein Unrecht, dem Islam immerfort Versteinerung vorzuwerfen, und wenn er sich einmal den Zeitaufgaben anpaßt, sich über Verletzung der Scheriavorschriften aufzuhalten? Und wenn die Türkei in ihrem Existenzkampf sich Deutschland anschließt, müssen dann ihre in ihrem Staatsgedanken liegenden Kampfmittel notwendigerweise *made in Germany* sein?

Mit Geschick und Bosheit sucht Sn. H.

1) Vgl. den Aufsatz des Schreibers in „Das größere Deutschland“ Nr. 28.

1) Vielleicht ist er der persisch-türkischen Derwischsprache entlehnt; dort bedeutet Djihad-i-Akbar den Kampf gegen sich selbst. Vielleicht liegen Beziehungen zum *farḍ 'ain* vor (Vermutung von R. Tschudi).

alle Indizien zusammen, die seine These wahrscheinlich machen. Da spricht der Sultan von den 300 Millionen Mohammedanern. Natürlich sind diese vom deutschen Regisseur souffliert und der Kaiserrede am Grabe Saladins entlehnt, obwohl diese populäre Schätzung früher mangels gesicherter Unterlagen weit verbreitet war und 300 Millionen sich bei einem solchen Aufruf doch besser machen als die 230 Millionen Sn. H.s oder die 201 296 696 Gläubige der jüngsten wissenschaftlichen Schätzung bei Westermann und Zwemer.<sup>1)</sup> Aus der *Times* vom 28. November 1914 geht übrigens einwandfrei hervor, daß diese Zahl von 300 Millionen schon lange vor dem Krieg zu der *fable convenue* der jungtürkischen Politiker gehörte. Auch daß bei den Demonstrationen besagter Kaiserrede gedacht wurde, ist doch nur selbstverständlich, da man keine bessere Empfehlung des neuen Bundesgenossen finden konnte, und daß man die türkischen Politiker daran besonders hätte „erinnern“ müssen, wäre für diese doch ein betrübendes Armutszeugnis. Immerhin wäre das alles, wenn auch tendenziös zusammengesetzt, nicht unmöglich, da sich die türkische Regierung vor der Kriegserklärung mit der deutschen und österreichischen auch über diese Frage verständigt haben dürfte. Für Sn. H. aber sind diese Ereignisse die Probe aufs Exempel, sie bilden den Abschluß einer lange vorbereiteten, zwar gänzlich unbekannten, aber dafür um so verdächtigeren „Islampolitik“ Deutschlands. Hier ist dann der nüchterne Forscher, der Kritischste der Kritischen, der französisch-englischen Hetzarbeit erlegen, die gerade in der Islamfrage schon vor dem Krieg allbekannt war und die dann bei Kriegsausbruch durch die Stellungnahme der Tür-

kei eine Bestätigung ihrer Verdächtigungen zu empfangen schien. Sn. H. ist durch die Gedankengänge der Bérard, Scherif usw. so sehr beeinflusst, daß er dann auch deutsche Schriften nur noch durch die Brille seiner vorgefaßten Meinung zu lesen vermochte und seine Ahnungen in diese hinein interpretieren mußte. Wenn während des Tripolisfeldzuges ein deutscher Gelehrter vor dem Djihad warnt, so ist es für Sn. H. ausgemacht, daß der Sitz dieser Agitation in Berlin ist. Wenn Schreiber und andere von einer durch die Kaiserbesuche inaugurierten „bewußten Islampolitik“ sprechen, so verdolmetscht er das auch wieder auf seine Weise, ohne sich um die in Sperrdruck wiedergegebene Erklärung des Schreibers zu kümmern, der deutlich gesagt hatte: „Unsere amtliche Islampolitik war eben eine Politik des Vermeidens islamischer Empfindlichkeiten und im übrigen Türkenpolitik.“ Alle Großmächte, aber auch Holland, haben eine ebenso „bewußte Islampolitik“, d. h. eine wohlüberlegte Stellung einmal zu dem islamischen Bevölkerungselement ihres Landes oder ihrer Kolonien und zweitens zu den traditionellen Ansprüchen der Türkei als Protektorin auch der fremden Mohammedaner. Sn. H. hat ein ausgezeichnetes Buch über diese „bewußte Islampolitik“ Hollands geschrieben. Holland und Frankreich haben diese internationalen Beziehungen stets mit Schärfe abgelehnt, England hat sie liebevoll gepflegt, Österreich, Bulgarien, Griechenland sich damit abgefunden, Rußland endlich je nach seiner momentanen Stellung zur Hohen Pforte gehandelt. Und Deutschland macht man nun einen Vorwurf daraus, daß es auch seinerseits mit dem Islam rechnet? Da es seiner klugen Politik oder richtiger der natürlichen Gemeinschaft seiner Interessen mit denen der Türkei ein Bündnis

1) The Moslem World IV, 145 ff.

mit der Vormacht des Islam verdankt, wird es sofort für die Gegner verdächtig. Man sah diese Entwicklung seit Jahren kommen, und in der jetzt weltbekannten Methode wurde schon lange vor dem Kriege auf Vorrat gehetzt, um, wenn es wirklich Deutschland glücken sollte, die Sympathie des Islam beim Entscheidungskampf auf seiner Seite zu haben, auf die vorausgesagten infamen Methoden Deutschlands hinweisen zu können. Bei der Stellung des offiziellen „Christentums“ zum Islam gab es hier eine geradezu herrliche Gelegenheit, Deutschland als Feind der Kultur und der Moral zu verlästern.<sup>1)</sup> Diese von Sn. H. offenbar für wissenschaftlich korrekt gehaltenen Ausstreuungen unserer Gegner lassen sich in ihrer ganzen Haltlosigkeit nachweisen. Selbst die jetzt in Zeitungen und Blaubüchern wieder so viel besprochene Rolle der Oppenheim und Prüfer, der deutschen Agents provocateurs par excellence, war in Friedenszeiten doch eine erheblich andere, als die erhitzte Phantasie unserer Gegner sie sich vorstellte oder jedenfalls für praktisch fand, sich vorzustellen.

### III.

Aber nicht nur negativ, auch positiv sei hier kurz dargestellt, was die deutsche Islampolitik denn eigentlich war und welche Methoden sie befolgte. Deutschland interessierte sich für die Türkei zunächst als Betätigungsfeld seiner wirtschaftlichen Interessen. Dann aber sah man in der Türkei eine starke Militärmacht, die im Falle einer

1) In England und Amerika ist das dann auch wirklich geschehen. Um so freudiger sei hier anerkannt, daß z. B. deutsche Missionskreise in der Regel eine sehr verständige Haltung bewiesen; vgl. den Redaktionsartikel in der Dezembernummer der „Allgemeinen Missionszeitschrift“.

möglichen kriegerischen Auseinandersetzung mit England oder Rußland als Nachbar dieser Staaten ein willkommenes Bundesgenosse werden konnte. Die Beziehungen begannen unter Abdulhamid, der, wie bekannt, den islamischen Charakter seines Staates, der das Kalifat in seiner internationalen Geltung mehr betonte als irgendeiner seiner Vorgänger. Die Erfahrungen Englands mit dem Islam (Mutiny, Khartum) lagen vor. In allen Ländern der islamischen Zentralgebiete regten sich Selbstständigkeitsbestrebungen der Mohammedaner gegen ihre englischen, französischen, russischen Herren. Ergab sich denn bei diesem Tatbestand die deutsche Politik nicht von selbst? Zunächst Freundschaft halten mit der Türkei, d. h. doch selbstverständlich mit der jeweiligen Regierung. Dies bedeutete zur Zeit des Absolutismus Freundschaft mit dem Sultan. Es ist kindlich oder es zeugt von bösem Willen, wenn man der deutschen Politik vorwirft, bis 1908 habe sie sich nicht um „das türkische Volk“, danach nicht mehr um den „Freund“ Abdulhamid bekümmert. Wie würde Sn. H. die deutsche Politik kritisieren, wenn sie sich zum Beispiel in ihrem Verkehr mit Holland auf Techtelmechtel mit der Oppositionspartei einließe. Gerade sein Vorwurf beweist, wie sehr wir nach den Regeln des diplomatischen Verkehrs vorgegangen sind, und daß wir die Türkei als fremde Macht und nicht als eingeborenen Malaienstaat behandelt haben, bei dem sich der „befreundete“ Protektor um die innerstaatlichen Verhältnisse kümmert. Militärmissionen widersprechen dem nicht, da auch Griechenland, Argentinien und andere selbständige Staaten diese ebenso suchen wie fremdes Kapital für ihre Eisenbahnbauten. Wessen Freundschaft man gewinnen will, dessen Ansprüche respektiert man, wenn man es mit seinen



Interessen und seiner Ehre vereinen kann. Der wichtigste ideelle Anspruch Abdulhamids, den dann die Jungtürken übernahmen, war aber der Kalifatsgedanke. Also titulierte man den Sultan als Kalifen, also ließ man in Ostafrika für den Sultan-Kalifen das Freitagsgebet halten. Man folgte in beiden Punkten nur dem Beispiel Englands, auch darin, daß man sich als Freund des Islam und der Mohammedaner bekannte und jede Gelegenheit ergriff, diese Freundschaft zu betonen. Das mag manchmal etwas ungeschickt herausgekommen sein, vielleicht hat man sogar an den „päpstlichen“ Charakter des Kalifats geglaubt: jedenfalls hat man es nicht für nötig befunden, die Türkei über die wissenschaftliche Bedeutung des Kalifats zu belehren. Auch kann kein Zweifel darüber bestehen, daß die internationalen Präensionen des Kalifatgedankens, zusammengehalten mit den Selbständigkeitsbestrebungen der fremden Mohammedaner, jedem Bundesgenossen der Türkei eine Waffe, sei es gegen seine eigenen aufsässigen mohammedanischen Untertanen, sei es gegen die großen europäischen Islammächte, in die Hand geben. Unsere Politiker hätten ja mit Blindheit geschlagen sein müssen, wenn sie diesen Zusammenhang nicht gesehen hätten, nachdem ihn England in früherer Zeit ausgenutzt hatte, und Deutschland durch die Polemik seiner Gegner immer wieder darauf gestoßen wurde. Und trotzdem hat ihn Deutschland nicht ausgenutzt, ja es mußte selbst gut Unterrichteten scheinen, daß man ihn überhaupt nicht sähe.<sup>1)</sup> Daß man ihn aber sah, sich jedoch hütete, ihn in Friedenszeiten auszuspielen, das hat Fürst

von Bülow kürzlich ausgesprochen. Man trieb eben eine durchaus anständige Politik, man gefiel sich nur in der Rolle des Islamfreundes und hütete sich sorgfältig, Kolonien mit höherstehenden mohammedanischen Bewohnern zu erwerben; denn dadurch hätte man das Prestige verloren, die einzige Großmacht ohne nach Selbständigkeit drängende Muslime zu sein, und hätte sich vor die gleichen Unbequemlichkeiten gestellt gesehen, mit denen die großen Kolonialmächte des islamischen Zentralgebietes zu tun haben. Alle die lächerlichen Provokationen aber, die uns in Friedenszeiten von der Presse unserer Gegner vorgeworfen sind, die Hetzereien und Agenturen in französischem oder englischem Kolonialgebiet, sind reine Erfindung. Auch nicht ein einziger Fall kann urkundlich nachgewiesen werden. Die Sachlage wurde von unseren Gegnern als ein Damoklesschwert empfunden, und man hätte zu gern gehabt, daß Deutschland sich kompromittierte. Wir wären aber Narren gewesen, wenn wir dadurch unsere große Politik friedlicher Verständigung erschwert hätten. Unsere „bewußte“ Islampolitik bestand also ausschließlich darin, durch Betonung unserer Türkenfreundschaft, durch Anerkennung des internationalen Zusammenhanges des Islam als Freunde der Mohammedaner schlechthin zu erscheinen. Daß man diese Tendenz unserer Politik aber nicht zum Dogma erhob, daß man nicht einmal die freie Meinungsäußerung der Presse und der Öffentlichkeit in diesem Sinne zu beeinflussen versuchte — das beweisen gerade die von Sn. H. angeführten islamfeindlichen Äußerungen. Man ließ die Professoren und Missionare reden, was sie wollten, und man verhinderte nicht, daß der Kolonialkongreß den Islam der Neger für eine gewisse Gefahr

1) Das war natürlich der Sinn meiner von Sn. H. mißverstandenen Ausführungen; vgl. oben Sp. 639 Anm. 1.

erklärte. Für so wichtig hielt man die ganze Sache nicht — da hat man anti-englische Hetzartikel ganz anders zu unterdrücken gewußt —, aber man war nicht blind gegenüber dem Tatbestand.

Und dann kam der Krieg, der Weltkrieg. Da galt es, alle Möglichkeiten, alle Freundschaften auszunutzen. Die Türkei trat an die Seite Deutschlands. Jetzt oder nie konnte sie sich von ihren lästigen Vormündern befreien, die sie ausraubten, statt sie zu reformieren. Ihr wichtigstes Kampfmittel gegen die großen Islammächte war neben ihrem Heer die mit so großer Sorgfalt gepflegte Internationalität des Islam, war der Freiheitsdrang der als „Eingeborne“ behandelten Mohammedaner Ägyptens, Indiens usw. Und da sollte Deutschland, das die Polen gegen Rußland aufrief, mit der Miene sittlicher Entrüstung der Türkei in den Arm fallen, wenn sie Perser, Ägypter, Algerier usw. zur Freiheit aufrief, weil das im Orient nun einmal nur in der Form des Djihad geschehen kann? Weiß Gott, man braucht das Problem nur einmal vom Standpunkt der Wirklichkeit und nicht von dem veralteter Scheriabücher und pazifistischer Verärgerung über den Weltkrieg anzusehen, um zu begreifen, daß dieser Djihad etwas total anderes ist und von vielen, wenn auch nicht allen Beteiligten auch als etwas anderes verstanden wird als ein Religionskrieg. Es sind erwachende Nationalitäten, es ist das Asiatentum, das noch auf die überkommene Formel der gemeinsamen Religion hört, das damit aber bereits ganz andere Begriffe von Freiheit und Selbstbestimmung verbindet. Um so schlimmer, wird Sn. H. einwenden, daß man dann noch auf den „mittelalterlichen Glaubenshaß“ des Djihad spekuliert. Aber gibt es eine andere Formel? Da die Türkei in Mitleidenschaft

gezogen ist, ist der Islam die gegebene Parole. Wenn sich einst Japan und England gegenüberstehen, dann wird es die Parole des reinen Asiatentums sein, die gegen England ertönen wird, und Japan treibt bereits heute überall in Asien eine darauf abzielende Prestigepolitik. Die Türkei aber hat eine historisch überkommene Formel, den Glaubenskrieg, und da soll sie in ihrem Existenzkampf darauf verzichten? Übrigens ist ja nach Sn. H. jeder Krieg der Türkei ein Djihad. Ist es dann ein Verbrechen, wenn sie die fremden Mohammedaner noch besonders daran erinnert?

Ja, aber was kann alles daraus entstehen, wieviel europäische Kulturwerte können zugrunde gehen, die Zeiten der orientalischen Barbarei werden wiederkommen und schreckliche Blutopfer dahingeschlachtet werden! Gewiß, die Aussicht könnte erschrecken und hätte Deutschland veranlassen müssen, die Türkei davon abzuhalten, den nun einmal schon durch ihr Eingreifen Wirklichkeit werdenden Djihad nicht noch besonders als solchen zu proklamieren. Dieser Zumutung ist zweierlei entgegenzuhalten. Einmal: Krieg ist Krieg und kein Sport. In der Notwehr gelten nicht die Gesetze des sonst üblichen Verkehrs. Und hätte wohl England, hätte irgendeine Macht um ein Haar anders gehandelt, wenn es an der Stelle der Türkei oder der Deutschlands gestanden hätte? Und zweitens ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen; auch der durch den Djihad eingebrockte Brei wird nicht so heiß gegessen, wie er gekocht wird. Die Türkei weiß ganz genau, wie es mit dem internationalen Zusammenhang bestellt ist, sie kennt ganz genau die Hemmungen, die in der Psyche der fremden Mohammedaner wie in der Kolonialmacht der beteiligten Großmächte einer zügellosen Entfaltung eines

übrigens auch von der Scheria selbst mißbilligten blutdürstigen Fanatismus im Wege stehen. Gewiß wird die Türkei in den Grenzgebieten, wie jetzt im Kaukasus oder eventuell nach Überschreitung des Suezkanals, darauf rechnen können, daß sich die stammverwandten Religionsgenossen erheben. Das wäre aber auch ohne besondere Verkündigung und Propaganda des „Djihad Akbar“ der Fall gewesen. In allen ferneren Gebieten wird die Proklamation des Sultans wohl als eine Art von Hilferuf empfunden werden, er wird die Gemüter beschäftigen, vielleicht zu lokalen Unruhen führen, aber nirgends zu einem das europäische Kulturwerkernstlich bedrohenden Aufstand — außer in Marokko vielleicht, aber da ist der Kalif nicht beteiligt —, solange die europäischen Kolonialmächte ihrer politischen Autorität den nötigen militärischen Nachdruck zu geben wissen. Das aber ist der eine Hauptzweck der ganzen Sache, und von diesem Standpunkt aus hat Deutschland zweifellos das türkische Vorgehen freudig begrüßt.<sup>1)</sup> England, Frankreich und Rußland werden nervös gemacht, zu einer Zersplitterung ihrer militärischen Kräfte gezwungen, und können ihrer mohammedanischen Truppen im Orient wie auf dem europäischen Kampfplatz nicht absolut sicher sein. Der andere Hauptzweck wurde schon oben berührt; dem Krieg wird im türkisch-arabischen Heer eine geschlossene ideelle Basis gegeben. Die Erklärung des Djihad durch die Türkei

1) Es sei auch noch ausdrücklich angemerkt, daß wir nicht als erste den Krieg in Kolonialgebiete getragen haben. Die Engländer haben z. B. in Kamerun nicht weniger schlimm gehaust, als wie es ein von „mittelalterlichem Glaubenshaß“ aufgepeitschter Mob tun könnte.

hat also eine Reihe von Zwecken, die von Deutschland wie von jeder anderen Kriegsmacht gebilligt werden müssen, und wenn wirklich einmal irgendwo mittelalterliche Barbarei ausgelöst werden sollte, so hätte das bei jeder Kriegsbeteiligung der Türkei ebensogut passieren können, wie wir es jetzt und 1870 bei afrikanischen Hilfstruppen Frankreichs erlebt haben. Wenn man gegen uns mohammedanische Farbige ins Feld führt, wird es uns doch wohl auch erlaubt sein, mit Hilfe unseres Bundesgenossen alles zu tun, um unseren Gegnern die Verwendung solcher Mitkämpfer zu erschweren. Aber es scheint sich ja allmählich zu einer internationalen Sitte auszuwachsen, daß man Deutschland die gleichen Dinge vorwirft, die man bei unseren Gegnern natürlich oder doch verzeihlich findet. Auch Sn. H. ist dieser englisch-französischen Hypnose erlegen.

Oder sollten noch andere Gründe mitsprechen? Die 4—5 Millionen Holländer herrschen über 30—35 Millionen Mohammedaner. Der Hl. Krieg ruft alle Mohammedaner auf, also auch die holländischen wie die italienischen und — die deutschen und österreichischen. Für Sn. H. ist dieser Tatbestand eine Quelle des Hohnes und Spottes. Uns zeigt sie etwas ganz anderes; daß nämlich dieser Djihad cum grano salis zu nehmen ist, daß er neumodische Grenzen und Schranken hat, obwohl auch in der Scheria der Hl. Krieg kein planloses Loschlagen gegen jeden möglichen Gegner ist, sondern die Zielsetzung und Leitung des Kalifen die selbstverständliche Voraussetzung bildet. Italiens Besitzungen sind bei ihrer Lage noch am ehesten einem Reflex des Hl. Krieges ausgesetzt, namentlich da die Gemüter in Tripolis noch nicht ganz zur Ruhe gekommen sind. Deshalb hat sich die Türkei alle Mühe gegeben, Italien zu beruhigen. Die



holländischen Besitzungen liegen so weit vom Schauplatz der Ereignisse ab und haben so wenig türkische Beziehungen, daß man deutscherseits wohl über eine eventuelle Schädigung holländischer Interessen durch den Hl. Krieg völlig beruhigt sein durfte und nicht deswegen der Türkei in den Arm zu fallen brauchte. Nun sind allerdings in der Türkei türkische und arabische Flugblätter erschienen, die sich auch an die Djawas (d.h. Mohammedaner Niederl. Indiens) wenden. Ein solches liegt dem Schreiber vor; da heißt es: „Indien den islamischen Indern, Djawa den islamischen Djawas, Algier den islamischen Algeriern usw.“<sup>1)</sup> Derartige Flugblätter sind der deutschen Regierung gewiß noch viel unangenehmer als der holländischen, die aber nach dem Urteil ihres offiziellen Fachberaters Sn.H. ihrer indischen Mohammedaner völlig sicher ist; denn Deutschland hat gewiß ein Interesse daran, die korrekte Neutralität Hollands nicht durch unnötige Schwierigkeiten zu vergelten. Aber gerade diese Perspektive zeigt, daß der Heilige Krieg wohl von Deutschland als Kampfmittel der Türkei anerkannt und gebilligt worden, aber ganz gewiß nicht *made in Germany* ist.

Sn. H. aber traut alles dem politischen Fanatismus Deutschlands zu, während er sich von der Initiative der Türken wenig zu versprechen scheint. Auch hier übernimmt er nur ein Stichwort unserer Gegner.<sup>2)</sup> Wir haben den Djihad

1) Ein anderes soll sogar in der Druckerei des Tanin erschienen sein. Dieser wehrt sich neuerdings gegen die Anklage der holländischen Presse.

2) German domination of Turkey, Times vom 25. Nov.; A German province, Times vom 31. Okt.; vgl. auch Morning Post vom 2. Dez. usw. usw.

inszeniert, wir werden im Falle eines siegreichen Krieges aus der Türkei ein „deutsches Protektorat“ machen. Die Türkei wird von Sn. H. auf eine Stufe mit Persien, Marokko, Haiderabad oder irgendwelchen afrikanischen Staaten gestellt. Und doch ist die Türkei weitaus der stärkste aller orientalischen Staaten außer Japan. Ein deutsches Protektorat würde sie sich gewiß nicht gefallen lassen, namentlich nicht nach einem siegreichen Krieg, und nach einem nicht-siegreichen hätte Deutschland doch in der Türkei ausgespielt. In jedem Fall könnte sich die Türkei sehr energisch wehren, ganz abgesehen davon, daß ihr zur Zurückdämmung deutscher Herrschergelüste die unbegrenzte Unterstützung der Ententemächte zur Verfügung stünde. Aber Deutschland denkt gar nicht daran; denn das ergibt doch die neueste Geschichte mit Deutlichkeit, daß sich Völker vom Schlag der Türken und Araber auf die Dauer nicht im Stil der Neger „kolonisieren“ lassen. Gott behüte uns vor solchen Kolonialuntertanen! Man sieht ja, wie die anderen sich damit quälen. Diese Völker sind eben zur Selbstbestimmung geboren und werden sich, wenn sie nicht untergehen, auf die Dauer doch durchsetzen, so gut wie Griechen und Bulgaren. Gewiß wird es zum Wohl der Türkei durchgreifender Reformen bedürfen, aber ist da das Protektorat der einzige Weg? Sollte man es nicht einmal mit der Form des Staatenbundes versuchen? Doch das ist Zukunftsmusik. Heute diese Fragen erörtern, heißt nur die Geschäfte unserer Feinde betreiben, und Schlagwörter wie „deutsches Protektorat“ können nur den Zweck haben, die Türkei mißtrauisch gegen uns zu machen. Das aber wäre eine Schädigung für uns wie für sie.

Da Deutschland also ein aufrichtiger Freund der Türkei zu sein behauptet,

wie konnte es — dürfte hier Sn. H. einwenden — dann zugeben, daß ihre leitenden Männer den Djihad entfachten, selbst wenn wir einmal annehmen wollen, daß die Idee echt türkisches Fabrikat war? Die erste und nächste Pflicht der Türkei war die der Selbsterhaltung. Die zwang sie zum Krieg. Jeder Krieg der Türkei ist ein Djihad, sagt Sn. H. selbst. Also wozu dann eigentlich die Aufregung? Nun mit einemmal wird der Popanz der Barbarei des Glaubenskampfes echt europäischer Deszendenz hervorgeholt, während man im gleichen Atem sich über die für Europa zurechtgemachte Inszenierung aufhält und zugleich die Erfolglosigkeit des Aufrufes behauptet.<sup>1)</sup> Die Zukunft der Türkei ist eben einmal der Islamstaat, aber der Islamstaat europäischer Färbung, d. h. mit Gleichberechtigung der christlichen Staatsbürger. Auch andere europäische Staaten haben ein solches religiöses Gepräge (Rußland, Österreich), und es sind

1) Eine ganz ähnliche Inkonsistenz zeigt die Times. Am 31. Okt. schreibt sie: „The supposition that Germany could work against the Allies by cultivating an assiduous Pan-Islamic propaganda is only one more of the many miscalculations of the German government.“ (Vgl. auch die Nummer vom 2. Nov.) Dagegen schreibt sie am 23. Nov. in dem Leitartikel Looking things in the face: „The appearance of Turkey as a combatant has greatly widened the area of the war, and may have consequences still only dimly visible.“ Den Aufruf des Sultans und die fünf Fetwas hat die Times, soweit ich sehe, ihren Lesern vorenthalten. Die Zensur wußte wohl, warum.

doch Großmächte. Das Kalifat im alten Sinn ist endgültig begraben; dem neuen Kalifat gehört die Zukunft, so dunkel sie ist, doch noch hundertmal eher als dem neutralen paritätischen Osmanenstaat, den viele von uns einst erhofft, der aber gerade in seiner Farblosigkeit gleich nach seiner Geburt Schiffbruch erlitten hat. Die historische Beurteilung wird guttun, nicht Theorien in die Entwicklung der Ereignisse hineinzutragen und sie nach diesem Maßstab zu kritisieren, sondern nüchtern dem wirklichen, wenn auch wechselnden Tatbestand ins Auge zu schauen. Lernen wir von der Erfahrung, statt sie meistern zu wollen.

Zum Schluß sei noch eines ausdrücklich hervorgehoben. Alle Islamforscher, ganz besonders die deutschen, verehren in Professor Snouck Hurgronje einen der Begründer ihrer Disziplin. Aber diese Broschüre beweist leider, daß auch die größten neutralen Gelehrten dem politischen Fanatismus, und sei es dem des Pazifisten und Weltverbesserers, ebenso zum Opfer fallen wie die großen und kleinen Wortführer der kriegsführenden Staaten, für die man gerade in Holland meist nur ein mitleidiges Lächeln hat. Holland ist stolz darauf, durch seine Neutralität dazu berufen zu sein, das zerrissene Band des wissenschaftlichen Internationalismus einst wieder knüpfen zu können. Entgleisungen wie der vorliegende Aufsatz Sn. H.s werden diese ideale und zudem echt pazifistische Zukunftsaufgabe Hollands ungemein erschweren.

## Nachrichten und Mitteilungen.

**Die englische Religiosität.** Einige Monate vor Beginn des Krieges ist eine Schrift des Dortmunder Pfarrers Goetz erschienen: „Kirche und Religion in England“, als Ertrag der Erfahrungen, die er in der Verwaltung eines Pfarramtes an einer deutschen Gemeinde in England gesammelt hat. Die religiöse Struktur der Staatskirche ist nach Goetz im wesentlichen bestimmend für die Eigenart aller englischen Frömmigkeit. Die englische Religiosität ist nicht mit Zweifeln belastet, sie ist beherrscht vom Gefühlsmäßigen und von der Stimmung. Stimmungsvoll ist schon der Bau der Kirchen, stimmungsvoll der Verlauf des Gottesdienstes, auf Stimmung berechnet die feierliche Prozession der Geistlichen und der Chormitglieder, die katholisierende Benutzung des Weihrauchs u. ähnl.

Das frappiert zunächst den, der den Engländer in seiner fast gefühllosen und berechnenden Selbstsucht kennt. Für uns ist Frömmigkeit der Ausfluß unsres Wesens, dem Angelsachsen ist die Religion der Gegenpol seines Charakters. Sie bietet ihm, was beim Leben des Alltags ihm fehlt, Uns ist die Religion die Kraft für unsre Arbeit, ihm die Erholung nach der Arbeit.

Kritik hat in solcher Frömmigkeit keinen Raum. Daher mutet uns diese Religiosität oft so altmodisch an, so weltenfern. Sie hat einen stark ausgeprägten alttestamentlich-gesetzlichen Charakter. Das zeigt sich besonders deutlich an der englischen Sonntagsheiligung, die als ehrwürdiges Vätererbe mit der Zähigkeit des englischen Konservatismus festgehalten wird. Die Erkenntnis des Jesuswortes, daß der Sabbat um des Menschen willen gemacht ist, nicht der Mensch um des Sabbats willen, ist dem Engländer noch nicht aufgegangen.

Wirkliche religiöse Bildung ist nur wenig vorhanden. So groß die Verdienste der englischen Wissenschaft um die Textkritik der Bibel oder die Schaffung von Sammel- und Nachschlagewerken ist, in der eigentlich theologischen, religionsphilosophischen und religionsgeschichtlichen Mitarbeit ist sie im Hintertreffen geblieben.

Auch die praktische Frömmigkeit zeigt in England besonders charakteristische Züge. Was für speziell kirchliche wie für allgemein humane Zwecke drüben gesammelt und ge-

geben wird, ist geradezu einzigartig und vorbildlich. Das wird getan aus eingewurzelter Sitte, weil es so guter Ton ist, und in gehorsamer Befolgung des als Gesetz empfundenen Willens Gottes.

Die Dissenters, heute an Zahl den Bischöflichen etwa gleich, sind auch verfassungsmäßig gleichgestellt, haben aber um die innere Anerkennung immer noch zu ringen. Der verborgene Gegensatz zwischen Freikirchen und Staatskirche wird nicht verschwinden, solange die Staatskirche ihren katholisierenden Sakramentsbegriff und die Forderung der bischöflichen Sukzession zwecks Weitergabe der angeblich von den Zeiten der Apostel herrührenden ununterbrochenen Bischofsweihe als Vorbedingung für eine gültige Sakramentsverwaltung aufrecht erhält. Es ist auch die immer zunehmende Veräußerlichung der Frömmigkeit in der anglikanischen Kirche und der formalistische und ritualistische Einfluß der hochkirchlichen Partei gewesen, welcher in Wesley und Whitefield und andren Personen und Richtungen eine starke Reaktion derjenigen Kreise hervorgerufen hat, die nach lebendiger Frömmigkeit verlangten.

Diese geschichtliche Ausprägung englischer Religiosität hatte ich bei der Abfassung meines Aufsatzes im Dezemberheft: „Nation, Kultur, Religion“ im Auge. Es hat mir vollkommen fern gelegen, die dort gerügte pharisäische Art der Engländer oder die „hinterlistige und brutale, aller Kultur, geschweige christlicher Gesittung hohnsprechende Art englischer Kriegführung“ auf den Rest des Katholizismus zurückzuführen, den die Engländer sich bewahrt hätten. Vielmehr habe ich sagen wollen, daß in der Kirche von England sich ein unlebendiger, äußerlicher, in Traditionalismus gefangener Typus katholischen Wesens erhalten hat. Wenn ich frage: „Die ungeheure Lügenkampagne, welche sie (die Engländer) gegen uns eröffnet haben, ist sie gentlemanlike oder christlich?“, so war bei dem Wort „christlich“ meine Absicht, die evangelische und katholische Betrachtung zusammenzufassen. Ich habe in meinem Leben zur Genüge die in der katholischen Kirche wirksame Glaubensmacht kennen gelernt, um davor bewahrt zu sein, ihre Größe und Bedeutung zu unterschätzen. Paul Feine.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Professor Dr. Max Cornicelius, Berlin W 30, Luitpoldstraße 4.  
Druck von B. G. Teubner in Leipzig.



# INTERNATIONALE MONATSSCHRIFT FÜR WISSENSCHAFT KUNST UND TECHNIK

9. JAHRGANG

HEFT 8

15. MÄRZ 1915

## Deutschland und Belgien in Vergangenheit und Gegenwart.

Von Felix Rachfahl.

Als vor einem Jahrhundert die erste große Abrechnung von deutscher Seite mit Frankreich erfolgte, da erinnerte man sich in Deutschland daran, wie sehr sich Frankreich seit dem Ausgange des Mittelalters und soeben erst noch im Zeitalter der Französischen Revolution auf Kosten alten deutschen Gebietes bereichert hatte. Zum Sprecher dieser Empfindungen warf sich der, wenngleich als schwedischer Untertan geborene, so doch kerndeutsche Ernst Moritz Arndt auf. In seinem zum Beginn des Jahres 1813 anonym erschienenen „Aufruf an die Preußen“ erklärte er, ein blutiger Franzosenhaß, den Kindern und Enkeln als Palladium der Freiheit überliefert, müsse künftig an der Schelde, am Vogesus und an den Ardennen Deutschlands Grenzhüter sein. Und einige Monate nachher forderte er in seinem „Geist der Zeit“, nicht eher dürfe der Friede geschlossen werden, als bis alle Menschen deutscher Zunge, die bis nach Elsaß-Lothringen, Luxemburg und Flandern hinein wohnen, wieder zum Reiche gebracht seien.

Die mattherzige Diplomatie der Alliierten konnte sich zu solcher Tat nicht aufraffen. Schon war Napoleon von deutschem Boden vertrieben, da wollte sie ihm noch „Frankreichs natürliche Grenzen“ bewilligen, d. h. alles Land bis Alpen und Rhein, so daß der Elsaß und die südlichen Niederlande, also im we-

sentlichen das heutige Belgien, von der französischen Nordostgrenze umspannt blieben. Verhängnis und Trotz bestimmten den korsischen Imperator, solches Anerbieten zu verschmähen, und für ein Verbrechen gegen die Legitimität hätte man es gehalten, wenn man dem wiederhergestellten Königtum der Bourbonen nicht das Frankreich in seinen alten Grenzen von 1792 und damit den Elsaß zurückgegeben hätte. Solche Milde des Siegers blieb ohne Eindruck auf den Besiegten; wie verzückt starrten dessen Augen auch in den folgenden Jahrzehnten auf den Rhein, freilich vergebens. Frankreich hat den Rhein nicht wiedergewonnen; wohl ist aber nach dem zweiten großen Waffengange zwischen Frankreich und Deutschland im Jahre 1870/71 die eine Hälfte des Arndtschen Programms durchgeführt worden: Elsaß und ein Teil von Lothringen sind von dem verjüngten Deutschland wieder an sich gezogen worden. Und da jetzt Deutsche und Franzosen zum dritten Male den Degen kreuzen, indem Belgien sein Schicksal an das Frankreichs gekettet und dabei verspielt hat, so steigt es in uns als eine Ahnung auf, die schnell zur Wirklichkeit werden kann: wird Arndts ganze Forderung erfüllt werden? Werden Schelde und Ardennen Deutschlands Grenzhüter werden? Werden Luxemburg und Flandern denselben Weg wandern müssen, wie dereinst Elsaß-Lothringen?—

Wir wollen nicht vergessen, daß die Niederlande, deren südlicher Teil Belgien ist, alter deutscher Reichsboden und zum großen Teil auch alter deutscher Volksbesitz sind.

Aus der Zeit Cäsars stammt uns die erste Kunde vom Lande und seinen Bewohnern. Nach der Angabe des großen römischen Feldherrn schied der Rhein in seinem Unterlaufe Germanen und Belgier. Es saßen somit in dem heutigen Königreich Holland in historischer Zeit von jeher Germanen; aber auch die Belgier südlich vom Rheine sind nicht ohne weiteres rein als Kelten anzusprechen. Sie schlossen vielmehr zahlreiche germanische Volkselemente in sich. Es saßen hier ganze kleinere Völkerschaften germanischer Herkunft, und auch die großen belgischen Stämme waren mit Germanen stark vermischt. Die Belgier und die Germanen bis zum Niederrhein wurden schließlich der römischen Herrschaft unterworfen, deren äußerster Grenzpunkt im Norden der „alte Rhein“ mit seiner Mündung westlich vom heutigen Leiden wurde, das Gebiet der rein germanischen Bataver. Die im heutigen Belgien sitzenden unterworfenen keltischen Provinzialen wurden romanisiert. Ihre Sprache wurde ein vulgäres Bastard-Latein voller Gallizismen.

Zum Beginn der Völkerwanderung hatten die Germanen bereits das Stadium der Zersplitterung in aber und aber viele kleine Stämme und Stämmchen überwunden und sich zu großen Völkerbündnissen geeinigt. Von ihnen kommen für das altdeutsche Siedlungsgebiet der späteren Niederlande die Friesen, Sachsen und Franken in Betracht, — die Friesen an der Meeresküste von der Schelde bis zur Weser, verschieden weit ins Land hineinreichend, ihnen im Süden über den Rhein hinüber vorgelagert die Franken, während sich an

diese jenseits der Yssel nach Osten zu die Sachsen anreihen. Aber auch in das belgisch-romanisierte Provinzialland drangen die Franken ein, und zwar im Einvernehmen mit dessen bisherigen Herren, den Römern. Diese waren nicht mehr imstande, aus eigener Kraft ihre Nordgrenze zu schützen; so nahmen sie die Franken von jenseits des Rheins in Bestallung, die gegen die Verpflichtung zu kriegerischen Diensten die Erlaubnis erhielten, auf dem Boden des Römischen Reiches unter eigener Verwaltung, unter eigenen Königen zu leben. So entstanden im vierten und fünften Jahrhundert im heutigen Belgien und Nordfrankreich kleine germanische Stammesstaaten mit Volkskönigen an der Spitze; aber schnell verwandelten sich diese aus Condottieren in Widersacher und Besieger ihrer bisherigen Auftraggeber, der Römer: sie sind „die gefürchteten Feinde der römischen Statthalter, die sich von ihnen und ihren Banden um schweres Geld freikaufen oder ihnen bestimmte Landstrecken zur Regierung oder zur Verteidigung anvertrauen“. Diese „Verteidigung“ lief in Wirklichkeit hinaus auf eine Abtretung des betreffenden Gebietes, und immermehr vergrößerten die fränkischen Kriegskönige auf diese Weise ihren Besitzstand auf Kosten der gallischen Provinz. Einer von ihnen zum Ende des fünften Jahrhunderts war Chlodwig aus dem Geschlechte des Merovech; noch sein Vater, der König Childerich von Doornik, dem alten Turnacum der gallischen Zeit, war *magister militum* der Römer gewesen; die hatten inzwischen ihre Grenze bis zur Somme zurückgezogen, so daß sich das Reich von Tournai vollkommener Unabhängigkeit erfreute. Chlodwig war es dann, der nicht nur die Franken staatlich einigte, sondern auch die fränkische Herrschaft nach Gallien und in das innere Deutsch-

land hinein erstreckte, der also der Schöpfer des großen fränkischen Reiches wurde. In diesem neuen Staatsgebilde vollzog sich nun eine Verschmelzung des siegreichen deutschen und des besiegten gallisch-romanischen Volkselementes. Ihre letzte Folge war die Festlegung der Sprach- und damit der Nationalitätengrenze. Die nördlichen Niederlande, von jeher deutsches Volksgebiet, blieben rein germanisch in Sprache und Rasse; das germanische Element drang aber auch noch weit über den Rhein nach Süden und Westen vor. Lange genug waren die hier angesessenen römischen Provinzialen durch die Einfälle der Germanen bedrängt worden, sie hatten das gefährliche Grenzland daher entweder verlassen, oder sie waren vernichtet und unterjocht worden, und die schwachen Reste ihres Volkstums, die sich hier noch erhalten hatten, waren in dem der Sieger aufgegangen. Belgien wurde germanisiert bis zu einer Linie, die von der Maas in der Mitte zwischen Lüttich und Maastricht in ziemlich gerader Richtung bis etwa zu Dünkirchen läuft, sie schließt von den berühmten Städten der Folgezeit Maastricht, Löwen, Mecheln, Antwerpen, Brüssel, Gent, Brügge, Koostrijk, Ostende, Ypern, Dünkirchen ein. Was südlich von dieser Linie liegt, ist romanisch geblieben; offenbar sind hier die deutschen Volkselemente nicht in so breiter Masse eingedrungen, so daß sie vielmehr hier von den alten Provinzialen völkisch aufgesogen wurden. Immerhin bleibt es bestehen, daß die Einwohnerschaft noch des heutigen Belgiens zur größeren Hälfte ihrer Rassezugehörigkeit nach als germanisch, und zwar als westgermanisch, also als „deutsch“ anzusprechen ist. Jahrhundertlang haben sich Fürsten, Hof, Regierung, höhere Gesellschaft, die literarischen und gelehrten Kreise sowie die Geschäftswelt die

größte Mühe gegeben, dem Lande und Volke von Belgien einen französischen Stempel aufzudrücken, — jedoch umsonst. Der alte germanische Grundcharakter der vlamischen Distrikte hat sich unverändert erhalten; wer in den Straßen Yperns wandert, fühlt, daß hier germanischer Boden ist. Die Verwandtschaft der flandrischen mit unserer norddeutschen Küstenbevölkerung ist unverkennbar und kommt unseren, jetzt hier stehenden Truppen deutlich zum Bewußtsein.

Das von Chlodwig gestiftete, von Carl dem Großen vollendete Frankenreich löste sich nicht lange nach dem Tode des ersten römischen Kaisers aus deutschem Blute auf, und die ursprüngliche Dreiteilung machte bald einer Zweiteilung Platz, indem das lotharingische Zwischenreich zu bestehen aufhörte. Gerade die im alten Belgien gelegenen, später südniederländischen Gegenden kamen dabei zum ostfränkischen, zum Deutschen Reiche. Die Schelde ward fortan die Grenze zwischen Frankreich und Deutschland; auf die nationalen Verhältnisse wurde dabei keine Rücksicht genommen. Die Grafschaft Flandern, insoweit sie westlich von der Schelde lag, mit Gent, Brügge und Ypern als Hauptorten, war in der Folgezeit französisches Lehen, wiewohl nicht französisches Land. Flandern östlich von der Schelde, „Reichsflandern“ mit Aalst (Alost) als Hauptstadt, war deutsches Reichslehen, ebenso die zahlreichen Territorien, mit denen sich das alte Herzogtum Niederlothringen damals bedeckte, von Brabant aus nach Osten und Süden. Die Grafschaften Namur und Hennegau, wiewohl durchaus wallonisch, gehörten zum Deutschen Reiche, nicht minder das Stift Lüttich, welches ein geistliches Fürstentum war; sogar das Bistum Cambrai, jetzt in Frankreich direkt nördlich von Paris ge-



legen, war ein deutsches Reichsstift. Unter den Herrschern aus dem Saliergeschlecht waren die Niederlande einer der wichtigsten Stützpunkte der Kaisermacht; an den niederländischen Fürsten, zumal am treuen Bischof Otbert von Lüttich, fand Heinrich IV. in seinen letzten Kämpfen starke und erfolgreiche Helfer. In der zweiten Hälfte des Mittelalters teilten nun freilich die Niederlande das Schicksal Norddeutschlands im allgemeinen. Seit der Wende vom zwölften zum dreizehnten Jahrhundert ward die kaiserliche Gewalt durch den Kampf mit Papsttum und Territorialitäten gebrochen; sie trat zurück in den Schatten hinter die aufblühende Macht der Landesherren; indem die Reichsgewalt also mehr und mehr aufhörte, Staatsgewalt zu sein, verschob sich der Schwerpunkt des staatlichen Lebens im Reiche in die Territorien, und von ihnen gelangten zur größten Selbständigkeit gerade die, welche auf niederländischem Boden lagen. Waren die Einwirkungen der Reichsgewalt im ganzen Norden Deutschlands zum Ende des Mittelalters gering, zeitweise sogar gleich Null, so galt das erst recht von den im äußersten Nordwesten gelegenen Lehen. Konnte auch an ihrer staatsrechtlichen Zugehörigkeit zum Reiche kein Zweifel bestehen, so nahmen sie doch an dessen Schicksalen kaum noch Anteil, sondern sie lebten ein politisches Sonderdasein für sich. Zwar wurde in Holland noch bis in die Neuzeit hinein das Blutgericht nach der alten Formel „van wegen dem keizer van Rome en dem graave van Holland“ gehegt; aber die oberstrichterliche Gewalt des Kaisers wurde zum Ende des Mittelalters hier nicht mehr respektiert. Niederländische Grafen haben seit dem Ende der Stauferzeit noch mehrfach den Kaiserthron inne gehabt, so Graf Wilhelm von Holland und Graf

Heinrich von Luxemburg, sowie dessen Nachkommen, Karl IV., Wenzel und Sigismund. Aber gerade unter den letzten beiden Kaisern aus dem luxemburgischen Hause begann die Hineinziehung der niederländischen Gebiete in eine fremde Macht- und Herrschaftssphäre. Nach ihnen streckte die neue burgundische Macht, deren Inhaber einer jüngeren Linie des französischen Königshauses der Valois angehörten, ihre begehrtlichen Fangarme aus. Man erkannte im Reiche sehr wohl die drohende Gefahr. Schon dem Könige Wenzel wurde vorgeworfen, durch seine Versäumnisse verliere das Reich „viel Land und Städte“, und es wurde dabei betont, daß unter ihm „Reichsflandern“ (im Osten der Schelde) und Brabant vom Reiche „abgezogen“ wären. Allen Einreden und Drohungen Sigismunds zum Trotz behaupteten sich jedoch die burgundischen Herzöge nicht nur im Besitze von Flandern und Brabant, sondern sie rissen auch noch während seiner Regierung den Hennegau, Holland und Seeland an sich; nicht einmal sein eigenes Stammland, Luxemburg, konnte Sigismund vor ihren Annexionsgelüsten retten. Und daß alle diese Länder Lehen von Kaiser und Reich waren, kümmerte sie nicht; sie verschmähten es, die Belehnung mit den genannten und den übrigen Territorien, die sie sonst noch am Niederrhein erwarben, beim Kaiser nachzusuchen.

Die Erbschaft der burgundischen Herzöge in den Niederlanden traten mit der Heirat zwischen Maximilian I. und Marie, der Tochter Karls des Kühnen, die Habsburger an, die auch von jetzt ab dauernd die deutsche Kaiserwürde innehatten. Mußte daher nicht für die Zukunft der Zusammenhang zwischen dem Reiche und den Niederlanden als gesichert erscheinen? Formell ist nun freilich jetzt die Reichszugehörigkeit der

Niederlande wiederhergestellt worden; faktisch haben jedoch die Habsburger alles getan, um die Niederlande vom Reiche loszulösen. Ihre Gewalt als Reichsoberhaupt war beschränkt durch die zum Reichstage konstituierten Reichsstände; nun kam unter Maximilian dem Ersten die Frage der sogenannten Reichsreform in Fluß; d. h. in Gerichts-, Kriegs- und Steuerverfassung des Reiches sollten Reformen geschaffen werden, durch welche die Reichsgewalt verstärkt, die Leistungsfähigkeit des Reiches erhöht, das Reich wieder mehr zu einer wirklich staatlichen Organisation des deutschen Volkes erhoben werden sollte. Das bedeutet eine Mediatisierung der Einzelstaaten, d. h. der Reichsstände in ihrer Eigenschaft als Territorialgewalten: einer solchen wollten aber die Habsburger ihren eigenen Territorialbestand nicht aussetzen. Wenn sie die neuen Reichslasten auf ihre Erblande erstreckten, verkürzten sie die Steuern, die sie selber daraus zogen. Wenn sie ihre niederländischen Untertanen dem neuen Reichskammergerichte unterwarfen, das sich unter dem vorwiegenden Einflusse der Reichsstände befand, schädigten sie ihre eigene landesfürstliche Justizhoheit. In die ihnen von den burgundischen Herzögen überkommene faktische Souveränität legten sie Bresche, wenn sie die Kompetenz der Reichsgesetzgebung auf die Niederlande ausdehnten. Überall war der Kaiser hinsichtlich der Handhabung der Reichsgewalt verfassungsmäßig gebunden; sollte er sich nun diese Beschränkungen auch für die Regierung seiner Erblande gefallen lassen, indem er hier den ihm oft unbequemen, durch die Fürsten ihm abgedrungenen Reichsbeschlüssen Geltung gewährte? Zumal in religiösen Angelegenheiten hatte das für ihn die größten Bedenken; denn durch immer wieder neue Reichsbe-

schlüsse, zuletzt durch den Augsburger Religionsfrieden von 1555, wurde eine gewisse Duldung für die Augsburgische Konfession für das Reich festgelegt, welche für ihre besonderen Territorien die Habsburger nicht gestatten wollten. Wer konnte diesen endlich dafür bürgen, daß das Kaisertum und die Herrschaft über die Niederlande in der Zukunft stets in denselben Händen liegen würden? Denn das Reich war ein Wahlreich, und wenn ein Kaiser aus anderem Blute kam, so genoß dann der die verstärkte Gewalt, die dem Reichsoberhaupt durch die Reichsreform erteilt worden war, auch in den Habsburgischen Erblanden.

So beschlossen denn die Habsburger, die Beschlüsse der Reichsreform in den Niederlanden nicht durchzuführen. Das tat schon Maximilian I. Auf dem Wormser Reichstage von 1495 wurde eine allgemeine Reichssteuer, der sogenannte gemeine Pfennig, beschlossen; in den Niederlanden kam davon nichts ein. Eben damals wurde ein oberstes Reichskammergericht eingesetzt; es kam nicht in die Lage, auf die Niederlande seine Wirksamkeit zu erstrecken. Sogar die Reichslehnsqualität der niederländischen Besitzungen des Habsburgischen Hauses wurde geleugnet. Karl der Fünfte folgte den Spuren des Großvaters. Der Gipfelpunkt seiner niederländischen Politik ist der berühmte „Augsburgische Vergleich“ vom 26. Juni 1548. Nach der glücklichen Beendigung des Schmalkaldischen Krieges scheinbar in unbeschränkter Machtvollkommenheit in Deutschland schaltend und waltend, diktierte er ihn im Jahre 1548 auf dem Reichstage von Augsburg den Reichsständen; die sämtlichen niederländisch-habsburgischen Gebiete (mit Einschluß von Flandern und Artois, für die er im Frieden von Madrid 1526 die Aufhebung des Lehnverhältnisses von Frankreich erzwungen hatte,

sowie von Geldern, Utrecht und Overysse, die bisher Glieder des niederrheinisch-westfälischen Reichskreises gewesen waren, endlich der Franche-Comté, die, ein altes Reichslehen, aus der burgundischen Erbschaft stammte) sollten als „burgundischer Kreis“ in des Reiches Schutz und Schirm stehen, im Reichstage durch den Herrscher oder seine Bevollmächtigten, in dem Reichskammergericht durch einen Beisitzer vertreten und mit einer geringen Quote an der Reichssteuer beteiligt sein. Wurden sie so dem Namen nach als Reichsbehör erklärt, so wurden sie doch faktisch vom Reiche ganz losgelöst: Kaiser und Reich sollten sie für alle Zeiten als freie und souveräne Fürstentümer und Herrschaften anerkennen, über die sie keine Hoheit und Obrigkeit zu beanspruchen hätten; die Lande sollten durch die Verordnungen, Gesetze und Abschiede des Reiches in keiner Weise verpflichtet oder an sie gebunden, das Reichskammergericht für sie nicht zuständig sein. Ein „burgundischer Kreis“ in solcher Stellung gegenüber dem Reiche, von dem er einen Teil bilden sollte, war ein staatsrechtlicher Widerspruch. In Wahrheit lief der Augsburger Vertrag in seinen positiven Bestimmungen darauf hinaus, daß unter Lösung jeder wirklich staatlichen Vereinigung unter dem Titel einer Schutzherrschaft des Reiches gegen die Einrichtung eines höchst mäßigen Schutzgeldes oder Subsidiums eine Defensiv- und Offensivallianz, also ein nach außen gerichtetes Bundesverhältnis geschaffen wurde, das freilich bei der Ohnmacht des Reiches für die Niederlande von höchst zweifelhaftem Werte war.

Indem noch bei Lebzeiten Karls V., infolge des Verzichtes auf seine Throne und Würden, das Reich und die Niederlande nicht mehr durch Personalunion verbunden blieben, wenngleich immer

noch beide Herrschaftskomplexe dem Gesamthause Habsburg zugehörten, wurde der Augsburger Vertrag sehr schnell von praktischer Bedeutung. Philipp II. hat die Kontributionen an das Reich eingestellt, der Reichsgesetzgebung in den Niederlanden keine Geltung zugestanden, so der höchst wichtigen Reichsmünzordnung 1559, noch weniger in religiösen Dingen. Reichsgesetzlich waren die Reichsstände verpflichtet, andersgläubigen Untertanen den Abzug zu gestatten; das hat Philipp II. nicht getan, sondern für die Niederlande die Befugnis in Anspruch genommen, die Ketzer im Lande zurückzubehalten und mit dem Tode zu bestrafen. Es war dies einer der Gründe, die zum Ausbruche des niederländischen Aufstandes führten. Gern hätten in dessen Verlaufe die Kaiser manchesmal ihre höchste Autorität zugunsten einer Politik der Milde und Versöhnung geltend gemacht; aber da wurde ihnen durch Philipp II. bedeutet, daß sie eine solche für die Niederlande nach dem Augsburger Vertrage nicht besäßen. Damals stand es noch bei Kaiser und Reich, die Niederlande wieder an sich zu ziehen. Denn damals erwachte in den Niederländern, als sie hilfesuchend nach allen Seiten ausspähten, wieder das Gefühl der Zugehörigkeit zum Deutschen Reiche und zur deutschen Nation. Schutzflehend wandten sich Oranien und die niederländischen Protestanten, später die Generalstände des gesamten Landes zu wiederholten Malen an Kaiser und Reich, um deren Fürsprache bei Philipp II. bittend; sie hofften, bei ihnen eine Zuflucht vor den Schreckenstaten der übermächtigen spanischen Tyrannei zu finden; des Kaisers höchste Macht, so meinten sie, würde imstande sein, ihnen den geraubten Frieden wieder zu schenken. Eine wirkliche Macht war freilich das römisch-deutsche



Kaisertum nicht mehr. Es war im sechzehnten Jahrhundert lediglich ein Annex der spanischen Großmacht, und dies Verhältnis blieb bestehen, auch nachdem im Reiche und Österreich Ferdinand I. und seine Nachkommenschaft, in Spanien und dessen Nebenreichen die Karls V. zum Throne gelangt waren. Die Berufung auf den Augsburger Vertrag durch Philipp II. war wirksam genug, um den Kaiser zurückzuseuchen, wenn er einmal Miene machte, sich der Niederlande anzunehmen; überdies tat der Kaiser solches auch nur aus der Besorgnis, daß das spanische Gewaltregiment zum Verluste der Provinzen für das Gesamthaus Habsburg führen könnte, nicht etwa aus Mitleid oder gar aus Sympathie für ihre Sache. Nicht einmal die größeren protestantischen Reichsfürsten unterstützten ihre Glaubensgenossen an der Nordseeküste; sie fürchteten, daß dadurch der religiöse Kampf über den Rhein hinübergetragen, der faule Frieden gebrochen werden würde, der damals in Deutschland zwischen Katholiken und Lutheranern ängstlich behütet wurde. Immerhin haben die nördlichen Niederlande von Deutschland aus großen Vorschub für ihre Rettung und Befreiung empfangen; man darf sagen, daß ohne das Reich ein glücklicher Ausgang des Aufstandes, ja sogar der ganze Aufstand unmöglich gewesen wäre. In den benachbarten Rheingebieten sammelten sich die Emigranten; von hier aus unternahmen sie immer neue Einfälle in die Heimat, um sich die Rückkehr zu erzwingen, geführt von Wilhelm von Oranien; der fand unter den zahlreichen kleinen Fürsten, Grafen und Herren am Rhein immer wieder Freunde, die mit ihm den Ritt ins Brabantische wagten. Die Schlachtfelder von Heiligerlee, von Jemgun und der Mookerheide zeugen dafür, wieviel deutsches Blut für die niederländische Freiheit ge-

flossen ist. An die Bedeutung Emdens und Ostfrieslands für den niederländischen Aufstand mahnt noch jetzt an der großen Kirche daselbst das mit den Wogen kämpfende „Schiffchen Christi“ mit dem Spruche:

„Gods kerk, vervolgd, verdreven,  
„Heeft God hier trost gegeven.“

Hier waren die verstecktesten Schlupfwinkel der Wassergeusen, von denen die endliche Befreiung des Mutterbodens ausging; von hier aus wurden die Niederlande mit Ketzerbibeln und aufrührerischen Schriften überschwemmt. Und vor allem: Die deutsche Nation schenkte der sich jetzt neu bildenden niederländischen Nation jenes „Makkabäergeschlecht“, jene Reihe hochgemuter Helden und scharfblickender Staatsmänner, die berufen waren, an der Spitze des jungen Staatswesens zu stehen und seine Geschicke in Krieg und Frieden drei Jahrhunderte lang zu lenken. Mit Recht klingt dies hindurch durch jenes Lied, das zum Nationalliede des niederländischen Volkes in jenen stürmischen Zeiten wurde, als Wilhelm der Schweiger auf der Höhe seines Glückes stand. Als er 1576 wie ein Triumphator als „Ruward von Brabant“ in Brüssel einzog, das er seit länger als zehn Jahren nicht hatte betreten dürfen, wo Alba seinen Palast dem Boden hatte gleichmachen lassen, da erscholl bei Tag und Nacht in allen Straßen und Gassen der Hauptstadt eben jener Sang, der sich erfüllen sollte, als Oranien wenige Jahre später dem Mordstahle zum Opfer fiel:

Wilhelmus van Nassaue  
bin ich von deutschem Blut,  
dem Vaterland getreue  
bin ich bis in den Tod.

Der Freiheitskampf brachte den nördlichen Niederlanden nicht nur die Abschüttelung des spanischen Joches, sondern auch die Loslösung vom Deutschen

Reiche. Keineswegs lag diese freilich von vornherein in der Absicht der Nordniederländer. Noch bei der Errichtung der Utrechter Union von 1579, also bei dem konstituierenden Akte für die Gründung der neuen Republik, wurde ausdrücklich hervorgehoben, sie werde von den beteiligten Staaten keineswegs geschlossen, um sich dadurch dem Römischen Reiche zu entziehen. Im Jahre 1590 haben die Generalstaaten zum letzten Male anerkannt, daß sie sich als Glieder des Reiches und diesem zugehörig fühlten. Da ihnen aber Kaiser und Reich einen wirksamen Schutz nicht gewährten, und da sie aus eigener Kraft mit den Spaniern fertig wurden, gewöhnten sie sich mehr und mehr daran, sich als eine souveräne und unabhängige Republik zu betrachten, und ihre Machtstellung bewirkte, daß sie als eine solche auch von den übrigen Staaten Europas behandelt wurden. Als der erste Aufschwung niederländischer Größe jedoch vorüber war, als sich das Übergewicht Frankreichs und die Vergrößerungspläne Ludwigs XIV. nach dem Rheine zu fühlbar machten, da konnte man die niederländischen Staatsmänner oft davon sprechen hören, daß sie es für die Niederlande im Falle schwerer Angriffe und äußerster Not als letztes Refugium ansähen, als ein belgischer Kreis zum Reiche zurückzukehren, zu dem sie von alters her gehört hätten, um dadurch den Schutz dieses mächtigen Körpers zu erlangen; sie bedachten dabei freilich nicht, daß das Reich, so mächtig es an sich bei der Kraft hätte sein müssen, die in seinen einzelnen Gliedern steckte, doch als Ganzes bei seiner inneren Verfassung zur Ohnmacht verurteilt war. Lange genug hat sich der Kaiser geweigert, die Generalstaaten anders als „Unser und des heiligen Reiches Getreuen“ anzureden; erst seit der Mitte

des siebzehnten Jahrhunderts bediente er sich der farblosen Titulatur „Unsere sehr lieben Freunde“, seit 1710 des Prädikates „Hochmögende Herren“; formell aber ist durch Kaiser und Reich auf die Zugehörigkeit der Nordniederlande niemals Verzicht geleistet worden, auch nicht, wie fälschlich überall behauptet wird, im Westfälischen Frieden von 1648. Immerhin war der Begriff des „burgundischen Kreises“ faktisch seit dem siebzehnten Jahrhundert auf die südlichen Niederlande beschränkt; in solchem Umfange bestand er bis in das Zeitalter der Französischen Revolution hinein. Bei der Neuordnung der Verhältnisse Europas nach dem Sturze Napoleons sind alle Bande zwischen den ehemaligen Niederlanden und Deutschland zerschnitten worden: jene wurden konstituiert als ein souveränes Königreich, von dem sich freilich schon ein halbes Menschenalter später ein gleichfalls souveränes Belgien abspaltete. Nur Luxemburg wurde als ein durch Personalunion mit den Niederlanden verbundenes Großherzogtum zum Deutschen Bunde geschlagen, aus Rücksicht auf Napoleon III. 1866 jedoch nicht in den Norddeutschen Bund mit hinübergenommen, sondern auf der Londoner Konferenz von 1867 als ein selbstständiges Staatswesen unter Gewährleistung seiner Neutralität durch die Großmächte erklärt. Kaum ein halbes Jahrhundert ist es somit her, daß dieser letzte Rest der Niederlande aufhörte, politisch ein deutsches Land zu sein.

\* \* \*

Deutsche Truppen stehen jetzt auf dem alten Reichsboden Belgiens und in Flandern. Deutsche Kanonen haben die belgische Maaslinie mit den Festungen Lüttich, Huy und Namur erobert, die dazu bestimmt waren, den Einmarsch der Deutschen in Nordfrankreich zu hindern,

die Stütze und die Rückendeckung für eine französische Offensive nach den deutschen Rheinlanden zu bilden; Antwerpen ist gefallen, das die Engländer als ein Einfallstor und eine Operationsbasis auf dem Festlande gegen Deutschland so einzurichten und auszugestalten gedachten, wie ihnen dereinst Calais gegen Frankreich gedient hatte. Ein deutscher Generalgouverneur und deutsche Behörden gebieten jetzt in Brüssel und über das ganze Land bis auf wenige Quadratmeilen. Zur Genüge ist es jetzt offenbar geworden, daß die Neutralität, die wir bei Kriegsausbruch zu verletzen vermeinten, nur eine scheinbare war, daß es geheime Abmachungen und Verabredungen gab, die im Kriegsfall Belgien der Tripleentente zur Verfügung stellten. In Wahrheit hatte dieses sein Schicksal an das Englands und Frankreichs gekettet; es war gegen uns, und indem wir in Belgien eindringen, taten wir nichts anderes, als daß wir ihm mit eiserner Faust die trügerische Maske vom Antlitz rissen. Noch in letzter Stunde schlug es ein aus großmütiger Entschließung ergangenes kaiserliches Friedensangebot in den Wind. Das Land, das ein wesentlicher Bestandteil des alten Deutschen Reiches in den Zeiten seiner Größe und Herrlichkeit war, hat sich gegen das glanzvoll verjüngte neue Deutschland in die politische und militärische Gefolgschaft des französischen Erbfeindes begeben; es hat vergessen, daß es sich seine kriegesischen Lorbeeren dereinst im Kampfe nicht sowohl gegen die Deutschen, wie vielmehr gegen die Franzosen geholt hat. Welchem Feinde galten doch die Sporenschlachten von Koortrijk und Guinegate, welche die belgische Geschichte als ihre kostbarsten Ruhmesblätter verehrt? Gegen wen fochten die Artevelde und Egmont — Namen, bei deren Klänge noch jetzt das

Herz des belgischen Patrioten höher schlagen sollte? Wahrlich, die Enkel haben die Spuren der Ahnen verlassen, und die heutige Politik Belgiens ist nicht die, die seiner Geschichte geziemt, und die (das zeigt der bisherige Verlauf des Krieges) seinem wahren Interesse zustatten kommt.

Aber vergessen wir das nicht, — es ist nur die belgische Politik, gegen die dieser Vorwurf geschleudert werden muß, nicht das belgische Volk, weder in seiner Gesamtheit, noch auch in seiner Mehrheit. Daran dürfen wir festhalten selbst trotz der Greuelszenen und der Franktireurkämpfe beim Ausbruche des Krieges. Sie erklären sich durch die aufgestachelten Instinkte eines zu Ausschreitungen an sich stets bereiten, aufs äußerste verhetzten Pöbels und durch die Hinterhältigkeit einer Regierung, die ihr Volk über ihre wahren Absichten und Ziele im dunkeln ließ, so daß dieses den Einbruch der Deutschen als eine durch nichts gerechtfertigte Vergewaltigung empfinden mußte. Ich bin oft und lange in Belgien gewesen, habe mit einer Reihe der besten Belgier wissenschaftlich und persönlich ein freundschaftliches Verhältnis gepflogen und habe bei ihnen eine stets geneigte, unbegrenzt wohlwollende Förderung meiner Studien und lebenswürdigste menschliche Aufnahme gefunden, wofür meine Dankbarkeit bis zum letzten Atemzuge währen wird. Und niemals habe ich bei diesen Männern auch nur die geringste Spur von Abneigung gegen Deutschland gefunden; in den vielfachen und vertraulichen Gesprächen mit ihnen ist auch nie die Möglichkeit des Gedankens aufgetaucht, daß das belgisch-deutsche Einvernehmen jemals Trübungen erfahren könnte. Artikel 121 der belgischen Verfassung lautet: „Kein fremdes Heer darf im Dienste des Staates verwandt wer-



den, den Staatsboden betreten oder durchziehen außer auf Grund gesetzlicher Ermächtigung.“ Hat das die belgische Regierung beachtet, als sie durch ihre Organe eingehende und bindende Verabredungen treffen ließ, deren Spitze sich gegen Deutschland richtete? Hat das belgische Volk davon auch nur die geringste Ahnung gehabt? War sie nach diesen Vorgängen überhaupt noch imstande, ihre Kammer zusammenzuberufen, um dieser ein Durchmarschgesuch Deutschlands für seine Armee vorzulegen, — eine Möglichkeit, die verfassungsrechtlich sehr wohl bestanden hätte? Wie sich die belgische Regierung an ihrem eigenen Volke versündigt hat, und noch dazu gegen den Wortlaut der eigenen Verfassung, das springt jedermann in die Augen, wenn er die Politik anderer Neutraler, Hollands und der Schweiz, betrachtet.

Als die Lotharingische Erbschaft geteilt wurde, kam das alte Belgien im wesentlichen zum Ostfränkischen Reiche, und fast ein Jahrtausend blieb es bei Deutschland, — einmal dem Namen nach, und dann auch der Sache nach wenigstens insofern, als es in den Kämpfen, welche die großen Mächte Europas gegeneinander führten, in der Regel mit dem Reiche gegen Frankreich stand. Unter dem neuen Königreiche Belgien ist das anders geworden, — durch die Machenschaften einer kleinen einflußreichen Clique, die dabei keineswegs im Interesse, geschweige denn im Sinne des ganzen Volkes, zumal seiner vlämischen Bestandteile, handelte. Kann das neue Deutsche Reich solches auf die Dauer dulden? Der Kampf um das Lotharingische Erbe ist noch einmal entbrannt: bald werden die Lose über sein endliches Schicksal geworfen werden. Wenn die Stunde gekommen ist, da die ehernen Schlünde schweigen, da wollen wir dar-

an denken, daß an Maas und Schelde ein Land liegt, das einst deutscher Reichs- und Volksboden war, das niemals wieder in die Einflußsphäre der französischen Politik geraten darf, auf dem und um das Ströme des edelsten deutschen Blutes geflossen sind. Längs seiner Küste wohnen Menschen germanischer Zunge, bis zum Ärmelmeere zwischen Dünkirchen und Calais, auf flandrischem Gebiete, das französisch wurde, weil es der Sonnenkönig dereinst in den Zeiten der tiefsten Ohnmacht deutschen Wesens, Volkes und Staates an sich reißen konnte. Hier allein ist der Platz, von dem aus der deutsche Aar dem britischen Leoparden die Fänge an den Nacken legen kann, um ihm das abzutrotzen, was dereinst Holland von ihm erringen wollte, was das eigentliche Ziel unseres Krieges gegen England ist und sein muß, — nicht eine Weltherrschaft, wie böswillige Nachrede verleumderisch behauptet, um kurzsichtige Neutrale gegen uns einzunehmen, sondern nichts weiter, als das *mare liberum* im Sinne des Hugo Grotius.

Nicht unsere Art ist es, das Fell des Bären zu teilen, ehe er erlegt ist, und die Landkarte neu zu gestalten, ehe der Tag der Ernte gekommen ist. Aber sollte er einst erscheinen, so muß das deutsche Volk wissen, was es dieser Ernte, die dann unter Dach und Fach gebracht werden muß, beigesellen soll, und es muß im deutschen Lande einmütige Stimmung und fester Wille darüber herrschen, was auf jeden Fall erreicht werden muß. Und hinsichtlich Belgiens ist dann das Mindestmaß billiger Forderung, daß dafür Fürsorge getragen werde, daß nicht wieder eine egoistische und von persönlichem Ehrgeize geleitete Minderheit das Land seinen eigenen Interessen zuwider der französischen Machtsphäre ausliefere oder gar zu

einem dienenden Gliede britischer Seeherrschaftsgelüste herabdrücke. Dem widerstreben Belgiens eigene Bedürfnisse, dessen wirtschaftliches Hinterland in erster Linie Deutschland ist: Antwerpen, von Deutschland durch eine chinesische Mauer getrennt, ist ein ökonomisches Unding; in dauernde Verbindung mit uns gesetzt, kann es zu einer Bedeutung emporblühen, die es zu einer neuen großen deutschen Hansastadt emporhebt. Nicht im alten Sinne staatsrechtlicher Natur braucht diese Angliederung zu sein, nicht förmliche Okkupation oder Annexion, die uns vielleicht eine Quelle steter Ärgernisse werden könnte. Die neue Zeit wird neue Formen und Kategorien verlangen und schaffen, die vor allem Garantien der politischen Zugehörigkeit und Zuverlässigkeit gewähren. Und auch dafür bietet die Geschichte einen Fingerzeig: denn eines muß mindestens errichtet werden, — eine Schutzherrschaft in der Art des Augsburger Vertrages von 1548. Sie wird freilich jetzt eine ganz andere Bedeutung haben wie damals. Sie mag im Innern dem Lande gegenüber dem Reiche eine ähnliche Autonomie lassen, wie damals, nur daß eben im belgischen Interesse selbst den vorgeschrittenen Verhältnissen des Verkehrswesens und Wirtschaftslebens eine entsprechende Rechnung getragen werden muß. Aber was die äußeren Angelegenheiten anbetrifft, so wird sich das Verhältnis umkehren

müssen. Belgien wird nicht mehr Annex einer anderen, dem deutschen Interesse grundsätzlich feindlichen Macht, wie damals von Spanien und zuletzt von Frankreich, sein; sondern es wird ganz und gar mit dem Reich, wie jetzt in Leid, so auch bald in Freud, verbunden sein, und die geringen Verpflichtungen des ehemaligen burgundischen Kreises zum altersschwachen Römischen Reiche Deutscher Nation werden durch moderne Militär- und Marinekonventionen zeitgemäß ersetzt werden müssen. Auch dafür finden wir ein Vorbild in der Geschichte, den sog. „Barrière-Traktat“, durch den im 18. Jahrhundert den Holländern eine Reihe fester Plätze in Belgien zum Schutze gegen Frankreich eingeräumt ward. Diese neue Schutzherrschaft wird nicht mehr bei einem Deutschen Reiche stehen, das kein Staat, sondern ein ohnmächtiges Spottgebilde ist, ein irreguläre aliquod corpus et monstro simile, wie Pufendorf es mit Recht nannte, — vielmehr bei einem neuen stolzen Deutschland, das die Kräfte eines Siebzigmillionenvolkes zu vollkommenster Einheitlichkeit des Handelns und Auftretens in Europa und in der ganzen Welt zusammenfaßt. Wie die Träume des alten Arndt vom einigen deutschen Vaterland und von der Gewinnung des Elsaß zur Wahrheit geworden sind, so auch hoffentlich bald die von der deutschen Grenzhut auf den Ardennen und an der Schelde.

## Zukunftsaufgaben deutscher Kultur.

Von Oskar Walzel.

Unermüdlich mußt du stehn und mäh'n,  
Schnitter, dich entbindet nur der Tod:  
Erst nach einem blutigen Morgenrot  
Darfst du neue Körner in mich sä'n.

So spricht in Gerhart Hauptmanns Kriegsgedicht das deutsche Vaterland zu seinem Sohne. Aus den ersten Tagen des Krieges stammt die strenge Mahnung. Sie könnte auch heute noch jeden Versuch, von künftiger Kultur Deutschlands zu reden, unzeitgemäß und verfrüht erscheinen lassen. Doch nicht nur, weil dieser Krieg sich immer weiter hinauszieht, auch nicht nur, weil der Deutsche sein Schnitteramt unermüdlich zu üben jetzt längst gewohnt ist, darf schon der Körner gedacht werden, die in der Zukunft gesät werden und dem deutschen Lande einst reiche Frucht tragen sollen. Vielmehr gilt es, den rechten Augenblick nicht zu versäumen, in dem das tiefinnerlich erregte, zu höchsten Leistungen bereite deutsche Volk den besten und schönsten Lebensgewinn aus den Ereignissen der Gegenwart ziehen kann: eine reinere und echtere, vor allem echter deutsche Kultur.

Versäumt wurde der rechte Augenblick ebenso nach den Befreiungskriegen wie nach dem Kriege von 1870 und 1871. Die Befreiungskriege fielen in ein Zeitalter, in dem das deutsche Geistesleben so hoch gestiegen war wie nie vorher. Allein unter dem Druck reaktionärer Staatsweisheit gedieh diese Geisteskultur trotz dem mächtigen nationalen Aufschwung der Jahre 1813, 1814 und 1815 nicht zu einer großen und einheitlichen Volkskultur. In Bildungsdünkel und ästhetischem Tee ertrank der große Vorsatz. Der Krieg, aus dem das einheitliche

Deutschland hervorging, fiel vollends in eine Zeit des Tiefstands von Kunst und Literatur. Ihr entsprachen die Lebensgewohnheiten der Gründerzeit, die auf den Krieg folgte. Als dann endlich am Ende der achtziger Jahre neues kräftiges Leben erwachte und neue Formen geistiger und künstlerischer Art sich durchzusetzen begannen, war die deutsche Welt von dem Lebensgefühl der großen Jahre 1870 und 1871 längst abgekommen. Für alle Zeiten wird es merkwürdig bleiben, daß nach dem Wiedererstehen des Deutschen Reichs die erste starke Kulturwelle, die zu neuen Ufern hin strebte, sich unter dem Schlagwort „Naturalismus“ bergen konnte.

Angesichts solcher Tatsachen regt sich heute der Wunsch, den großen seelischen Aufschwung, den dieser Krieg dem deutschen Volk schon geschenkt hat, nach dem Kriege nicht nur zu bewahren, sondern zu steigern, ihn vor allem zur Erreichung des Zieles zu verwerten, das zweimal im Lauf des 19. Jahrhunderts in trüber Ferne sich den Deutschen entzog. Nur wer der großen Aufgabe nachhängt, die sich dem Deutschen da stellt, kann den rechten Weg zwischen zwei Einseitigkeiten finden, die heute auf Schritt und Tritt anzutreffen und beide, so gegensätzlich sie sich gegenüberstehen, für die Höherentwicklung deutschen Brauchs gleich gefährlich sind.

Deutsche Kultur, zunächst die Kultur der Vorkriegszeit, wird vom Ausland und nicht bloß vom feindlichen vielfach angegriffen. Von deutscher Seite erwidert man die Angriffe gern mit Worten stolzer Befriedigung, die nach Selbstlob schmecken. Sie rufen den Anschein wach,



als ob der Deutsche satt und beruhigt keine Wünsche hätte, sich zu höheren Gesittungsmöglichkeiten emporzuschwingen. Das ist ganz undeutsch. Deutsch ist ein rastloses, nie befriedigtes Streben nach aufwärts. Faustisch bemüht, findet der Deutsche nur im Weiterschreiten sein Glück.

Umgekehrt brechen andere, bricht vor allem die deutsche Jugend heute gern den Stab über das deutsche Wesen der Vorkriegszeit. Der gewaltige Aufschwung, den das deutsche Volk gleich nach dem Beginn des Krieges nahm, die überraschende Erfüllung der kühnsten, aber auch der angstvollst gehegten Hoffnungen: all das verschiebt manchem das Bild der Vorkriegszeit. Sie erscheint ihm wie der Inbegriff eigensüchtigen Genußlebens. Und nicht ohne Selbstgerechtigkeit rühmt er, wie herrlich weit der Deutsche es inzwischen gebracht habe. Als ob nicht die vierundvierzig Jahre des neuen Deutschen Reiches einen unentwegten Fortschritt bedeuteten und als ob nicht in den jüngsten Jahrzehnten ein eifriges und unentwegtes Suchen nach deutscher Art und Kunst eingesetzt hätte.

Die überscharfen Beurteiler der Vorkriegszeit können sich auf herbe Worte stützen, die über deutsche Kultur noch vor kurzem gerade von den Besten und Berufensten ausgesprochen worden waren. Es waren echt deutsche, faustisch Unbefriedigte, die ihr Deutschland noch besser, innerlich noch reicher haben wollten. Aus Vaterlandsliebe erinnerten sie an die Aufgaben, die der Deutsche noch zu lösen hat, wenn anders er zu voller Ausprägung seiner Eigenart gelangen soll. Ihre Mahnworte klangen zuweilen so scharf, daß sie den Vorwürfen, die das Ausland jetzt gegen den Deutschen erhebt, bedenklich nahekamen.

Bei diesem Widerstreit der Meinungen einen festen Maßstab zu finden, für das

Erreichte wie für die Forderungen, die noch erfüllt werden wollen, sei an ein Urteil aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts angeknüpft. Die französische Schweizerin, die der Welt Napoleons den hohen Wert des deutschen Wesens enthüllte, sah bei aller Anerkennung sich gedrun-gen, den Deutschen Mangel an nationalem Selbstbewußtsein vorzuwerfen. Am Anfang des Buches über Deutschland erinnert sie, daß die Deutschen zu viel Achtung vor den Fremden und zu wenig nationale Vorurteile hätten. Gewiß sei Selbstbescheidung und Achtung des Mitmenschen ein Vorzug, aber nur im Rahmen der Sittlichkeit des einzelnen. Die Vaterlandsliebe eines Volks muß egoistisch sein, sagt sie. Was hätten die Engländer alles durch ihren Stolz, die Franzosen durch ihre hohe Selbstschätzung, die Spanier durch ihre edle Eitelkeit erreicht! Die Deutschen seien entweder Sachsen oder Bayern oder Preußen oder Österreicher, und der deutsche Charakter, in dem die Kraft des Ganzen wurzeln sollte, weise das gleiche Bild der Zerstückelung wie das deutsche Land.

Ein Zeugnis aus einer Welt, die heute überwunden ist! Vorbei ist die politische Zersplitterung, vorbei der unzureichende nationale Stolz. Und doch ist das und jenes übrig geblieben, was auch jetzt die Worte der Frau von Staël beherzigenswert erscheinen läßt. Haben wir nicht noch immer, hatten wir nicht mindestens unmittelbar vor dem Krieg noch übermäßige Achtung vor ausländischen Lebensbräuchen? Und ist der deutsche Charakter schon etwas so Festumschriebenes und Eindeutiges wie der Charakter der Völker, mit denen Deutschland im Wettbewerb steht? Haben wir schon eine einheitliche und starke deutsche Kultur der Gesellschaft? Ist besonders die eine Seite der Kunst, in der sich ge-

sellschaftliche Kultur am greifbarsten erweist, ist Baukunst und Raumkunst schon zu echtdeutschen Formen gelangt?

Längst überwunden ist, was noch Hebbel dem deutschen Wesen vorzürücken hatte in den Distichen „Deutsche Nationalität im Ausland“:

Bist du ein Brite, so wärst du im Ausland  
als Brite geachtet,  
Bist du Franzose, du wirst als Franzose  
geschätzt,  
Bist du ein Deutscher, so mußt du durch-  
aus in Person dich hervortun,  
Deine Geschichte hat nichts, gar nichts,  
für dich getan,  
Und ich find' es doch schwierig, im bloßen  
Privatkrieg den Völkern  
Abzujagen, was sie nicht von ihnen er-  
zwang!

Vielleicht ist es heute umgekehrt. Gerade weil das Ausland weiß, daß hinter dem einzelnen Deutschen ein mächtiges Deutschland steht, findet das Ausland kein rechtes Verhältnis zu dem Deutschen, den es bis vor kurzem noch leicht zu nehmen gewohnt war. Der einzelne Deutsche gibt allerdings dem Ausländer noch immer zu viel nach. Wie viele Deutsche finden sich noch immer geehrt, wenn man sie für Engländer oder Franzosen hält! Und zwar nicht etwa, weil sie sich dann der Fähigkeit stolz bewußt werden, auch eine fremde Sprache und eine fremde Sitte beherrschen zu können, sondern weil sie lakaienhaft es wie eine Rangerhöhung empfinden. Wird etwa nach dem Kriege die deutsche Modedame es gewiß nicht wieder für hohes Lob halten, wenn man ihr nachsagt, sie sehe aus wie eine Pariserin?

Seit den Zeiten der Frau von Staël und Hebbels ist nicht nur das neue Deutsche Reich und mit ihm die politische Einigung der Deutschen Tatsache geworden. Vielmehr hat in den jüngsten vierundvierzig Jahren das deutsche Volk zu der machtvollen geistigen Schöpfung, die es

längst besaß, auch eine Machtstellung in der Welt errungen. Aus einer europäischen Macht ist Deutschland eine Weltmacht geworden. Außerhalb seiner Grenzen und besonders außerhalb Europas nahm es den Wettkampf auf mit den Völkern, die bis dahin den Markt beherrschten. Die zähe Rücksichtslosigkeit der angelsächsischen Rasse, das Gewinnende und Bestrickende der französischen Umgangsformen galt es zu überwinden, um da sich Raum zu schaffen, wo diese Völker sich seit langem eingenistet hatten. Eine rastlose Arbeitsanspannung im Innern Deutschlands führte, allen Hemmnissen zum Trotz, endlich Erfolg, ja Sieg in diesem friedlichen Wettbewerb herbei. Deutsche Industrie und deutscher Handel leisteten Unvergleichliches. In vier Jahrzehnten errang die deutsche Weltwirtschaft, was von England in einem ganzen Jahrhundert erreicht worden war. Unmittelbar vor dem Krieg stand der deutsche Außenhandel und der Gesamtwert der deutschen Handelsflotte nur noch hinter England zurück. In der Eisen- und Stahlindustrie hatte Deutschland alle Völker dieser Erde überflügelt. Mit einem Gesamtbesitztum von 350 Milliarden war es lediglich hinter Amerika zurückgeblieben.

Die neue, unvergleichlich erfolgreiche technische Kultur Deutschlands wird allerdings heute vom Ausland zur Ursache eines Abstiegs der deutschen Gesamtkultur gestempelt. Und nicht nur das feindliche, eifersüchtige und neidische Ausland verdenkt dem Deutschen, daß er sich nicht mit dem Ruhme eines Träumers und Enthusiasten begnüge. Auch Deutsche klagen den Deutschen von heute an, er spiele den Praktikus, der in allen Sätteln gerecht sei. Ein deutscher Kulturhistoriker, der deutsche Kulturhistoriker möchte man sagen, eifert gegen die neue materielle Kultur Deutschlands am Ende

seines Werks über deutsche Kulturgeschichte und läßt seine Darstellung ausklingen in eine bittere Mahnung. Schattenseiten, ja unmittelbare Schädigungen dieser materiellen Kultur sucht er nachzuweisen. Verpestet werde die Luft durch giftige und widerliche Ausdünstungen; verunreinigt seien Flüsse und Bäche durch Abwässer; Fische und Wasservögel fielen als Opfer. Der Lärm der Maschinen verderbe die Nerven und verleide manchem das ganze Leben. Tod und Verderben bringe der gepriesene Verkehr. Immer kühnere Verbesserungen und Erfindungen, aber keine Rücksicht auf die gefährdeten Menschenleben, immer massenhaftere Ausnutzung des Verkehrs und immer gesteigerte Schnelligkeit, aber gleichzeitig drohende Katastrophen! Welche Opfer fordere die Eisenbahn, das Dampfschiff und selbst die Straßenbahn! Automobile, mit echt moderner Herzhärte rücksichtslos geführt, brächten Unheil den Unbeteiligten wie den Beteiligten. Mit der Gewalt der ausgenutzten Elemente hebe sich die Schwere der Katastrophen.

Sind etwa diese Erscheinungen auf Deutschland beschränkt? Liegt in ihnen ein wesentlicher Zug deutscher Gesittung? Bedenkliche Nebenerscheinungen einer unaufhaltbaren Entwicklung müssen naturgemäß überall da sich einstellen, wo diese Entwicklung im Gange ist. Sollte Deutschland scheu und ängstlich zurücktreten? Dann bliebe nur die Möglichkeit, mit Rousseau in die Natur hinaus- und zu ihr zurückzuziehen. Das aber hieße allen Wettbewerb mit den Kulturnationen aufgeben. Und sagt nicht der Augenblick mit genügender Deutlichkeit, wie wehrlos Deutschland ohne seine materielle Kultur wäre?

Allein der Deutsche war, verwöhnt durch einen langen Frieden, bis vor kurzem weit mehr geneigt, die Seg-

nungen der neuen materiellen Kultur behaglich auszukosten, als aus dieser Kultur sicheren Gewinn für die Weiterentwicklung seines Volks zu ziehen. Der Wohlstand nahm zu. Das äußere Leben konnte immer genußreicher gestaltet werden. Genießender Reichtum ließ sich alle Früchte schmecken, natürlich auch die ausländischen, die ohne viel Mühe für Geld zu beschaffen waren. Man war reich und konnte sich's leisten. Beträchtliche Steuern, die für den Fall kommender Abwehr des Feindes vorsorgen sollten, wurden nicht ohne Widerspruch hingenommen, aber mit spielender Leichtigkeit aufgebracht. Wohl verrieten zarte Mahnungen, daß auch der Baum deutschen Wohllebens nicht in den Himmel zu wachsen bestimmt sei. Die schier unbegrenzte Steigerung der Einnahmen deutscher Eisenbahnen fand gelegentlich eine Unterbrechung, oder es gab sogar Mindereinnahmen. Die Riesenbanken vergrößerten immer wieder ihr Aktienkapital, aber mitunter galt es auch nur auf diesem Weg die Aktien einer Bank zu übernehmen, die für sich allein dem Kampf ums Dasein nicht gewachsen war und der Stützung bedurfte. Das bedeutete kaum eine Stärkung des Ganzen. Schlimmer noch wirkte die Kriegsfurcht des Kapitalismus. Sie brachte den Börsen schwere Einbußen. Ein Krieg im fernen Osten genügte, um dem deutschen Aktienmarkt Verluste von Millionen aufzuerlegen.

Trotzdem ging man von Lebens- und Wirtschaftsgewohnheiten nicht ab, die an amerikanischen Brauch gemahnten. Der Amerikaner neigt zu dem Glauben, Geld könne alte Kultur ersetzen. Geld gestattet ihm, die Kunstschatze der Vergangenheit, die ihm selbst fehlen, in Menge aus Europa nach Amerika zu schleppen. Geld gewährt ihm die Möglichkeit, in gedrängter Fülle die Eindrücke



mitzuerleben, die zum guten Teil den Lebensinhalt von Völkern verschiedenster Himmelsrichtung und gegensätzlicher Bildung darstellen. Vor allem ist der wohlhabende Amerikaner gewohnt, einen Abschnitt des Jahres in Europa zu verbringen, und er meint, auf solche Weise den Bildungsgewinn der Heimat dauernd durch die Gewinne der alten Welt zu bereichern. Amerikanisch ist es, und zwar auch auf deutschem Boden, wahllos und ohne kraftvolle Umprägung Eindruck auf Eindruck hinzunehmen, im Bewußtsein, daß hochgesteigerte Aufnahme schon einen seelischen Fortschritt darstelle. Reiche Bewegung des Daseins, aber keine festen Ziele, ein stetes Auf- und Abwogen der Eindrücke, aber kein formsicheres Gestalten, ein Übermaß an Reizen, die indes keine schlagkräftige Bewegung auslösen: das sind die Kennzeichen einer Entwicklungsstufe, die sich selbst mit dem Wort „Impressionismus“ enge Grenzen zog und die eigene Tatkraft hemmte. Ein Werden war auch da im Gange. Vielgestaltig war dieses Leben. Doch unter solchem Übermaß wechselnder Eindrücke konnte alte, längsterprobte Kultur nur leiden, konnte vollends die neue wichtige Aufgabe nicht gelöst werden, auf deutschem Boden die überkommene hohe geistige Kultur mit der neuen Kultur des Handels und der Industrie zu einem festen und eigentümlichen Ganzen zusammenzuschweißen.

Deutsche Kunst und deutsche Dichtung waren sicherlich bemüht, die schwere Aufgabe zu lösen. Längst drängten sie die wahllose Fülle der Eindrücke zu festeren Gebilden zusammen. Ausdrücklich wiesen ihre Vorkämpfer auf die Notwendigkeit hin, dem Wesen und der Bedeutung der Form wieder gerecht zu werden. Und nicht nur auf dem Feld künstlerischer Gestaltung forderten sie eine deutsche Form. Auch der gesellschaft-

lichen Kultur Deutschlands wollten sie eine Form zuführen, die sie innerhalb eines Teilgebiets der gesellschaftlichen Kultur, nämlich im deutschen geselligen Leben, schmerzlich vermißten. Paul Ernst, ein rastloser Sucher des Weges zur Form, urteilte 1905 herb ab über neueste deutsche Umgangsform. Gewisse Ansätze zu gebildeter Geselligkeit seien in der romantischen Zeit vorhanden gewesen. Seitdem aber, vornehmlich seit den sechziger Jahren, habe sich das deutsche Volk zum immer Übleren entwickelt. Ursache sei die absolute und relative Verarmung großer Teile der vornehmen und gebildeten Gesellschaft und das plötzliche Heraufkommen unterer Schichten, ferner die Bevölkerungsvermehrung, die durch diese Schichten allein bedingt sei. Berlin habe unter solcher Entwicklung am meisten gelitten. Paul Ernst erblickte damals in Berlin die amerikanischste Stadt von ganz Europa.

Ebenso eifrig wie Ernst rief seit langem die Gruppe Stephan Georges nach einer höheren Lebensauffassung und nach vornehmerer Lebensführung. Um 1900 erklärten die „Blätter für die Kunst“: „Daß der Deutsche endlich einmal eine Geste: die deutsche Geste, bekomme — das ist ihm wichtiger als zehn eroberte Provinzen.“ In einer langen Friedenszeit, der das Schreckgespenst des Weltkrieges dräuend vor dem inneren Auge stand, mochten diese Worte wie eine üble Bestätigung des Rückgangs deutscher Tatkraft und deutschen kriegerischen Sinnes wirken und trübe Ahnungen für die Zukunft wecken. Heute wissen wir, daß der Deutsche im Kriege an Tatkraft nicht eingebüßt hat. Und gerade weil der Deutsche heute nicht auf Eroberung neuer Provinzen ausgeht, darf der Wunsch und die Hoffnung jetzt um so entschiedener ausgesprochen werden, daß aus den mächtigen Erschütterungen dieser

Kriegszeit dem Deutschen eine einheitliche deutsche Geste geboren werde.

Im Wege steht solchem Streben eine deutsche Neigung, die schon von dem Turnvater Jahn herb gezeigelt worden ist. Ihm war es weit mehr, als die große Mehrheit vermutet, und weit mehr, als gewisse Schrullen des grundehrlichen Vaterlandsfreundes erwarten lassen, um große und einheitliche deutsche Volksbildung zu tun. Sein „Deutsches Volkstum“ von 1810 hatte freilich noch mit Deutschen zu rechnen, die auch politisch uneinig waren. Wenn es gegen deutsche Landsmannschaftsucht und deutsche Völkleinerei eifert, trifft es auch Schäden deutscher Gesittung und Gesinnung, die seit langem überwunden sind. Heute wie einst indes bleiben folgende Worte in ihrer eifervollen Derbheit noch beherzigenswert: „Wer schon darum allein Menschen ausschließlichen Wert beilegt, weil sie mit gleichem Wasser getauft, mit dem nämlichen Stocke gezüchtet, denselben Kot durchtreten, oder von Jugend auf gleiche Klöße, Fische und Würste mit Salat gegessen, dieselbe Art Schinken und Jütochsen verspeiset oder Pumpernickel, Spickgänse und Mohnstriezel verzehrt; und deshalb nicht verlangt, sondern geradezu fordert, daß jedermann echt kloßicht, wursticht, fischicht, salaticht, schinkicht, jütochicht, pumpernicklicht, spickgänsicht und mohnstriezlicht bleiben soll — liegt am schweren Gebrechen der Landsmannschaftsucht darnieder. Wer indessen von der Verkehrtheit ergriffen war, seine Hufe Land für ein Königreich, seine Erdscholle für ein Volksgebiet anzusehen und die andern Mitvölker und Invölker des Gesamtvolks nebenbuhlerisch anzufeinden, damit nur statt eines Gemeinwesens das Unwesen von Schöppenstädt, Schilda usw. bestehe: — hatte teil an dem Unsinne der Völkleinerei.“

Internationale Monatsschrift

Eine schlimme Schattenseite des deutschen Individualismus tritt da in volles Licht: die Neigung vieler Deutscher, nur in ihrem nächsten Umkreis echtes Deutschtum anzuerkennen, alle übrigen aber für halbe und viertel oder achte Deutsche zu erklären. Wie soll jemals eine einige und einzige deutsche Kultur erstehen, wenn jeder deutsche Stamm bei der Gewohnheit beharrt, in den Bruderstämmen etwas Gegensätzliches, womöglich Minderwertiges zu empfinden?

Gleichwohl handelt es sich nur um einen Mangel, der einem Vorzug anhaftet. Der gleiche deutsche Individualismus, der — mit Jahn zu reden — zur Landsmannschaftsucht und zur Völkleinerei neigt, ist doch auch eine der wichtigsten Stützen deutscher Höherentwicklung. Deutsche Art und Kunst sind groß geworden durch den Reichtum an persönlichen Werten. Goethes Suleika kündigt das stolze und gar nicht bloß westöstliche, sondern echtdeutsche Wort:

Volk und Knecht und Überwinder,  
Sie gestehn zu jeder Zeit:  
Höchstes Glück der Erdenkinder  
Sei nur die Persönlichkeit.

Deutscher Individualismus ist etwas ganz anderes als der Individualismus anderer Völker. Nicht zu reden von dem Grundgegensatz des Franzosen und des Deutschen, französischer Kunst, in der Gesellschaft sein Bestes zur Wirkung zu bringen, und deutscher Innerlichkeit, ist auch der Individualismus des Hellenen und des Römers grundverschieden vom Individualismus des Deutschen.

Dem Franzosen sagt man mit Recht nach, daß ihm geselliges Leben ein Bedürfnis sei. Er will mit der Gesellschaft im Denken und Fühlen übereinstimmen. Schon seine Sprache hat alle Vorzüge, deren es zu raschem, fast nur andeutendem Gedankenaustausch bedarf. Ungeduldig und unwillig lauscht der Franzose

24

dem bedächtigeren Gedankenausdruck der Deutschen, die das wichtigste Wort des Satzes gern an das Ende schieben, und mit einem „J'attends le verbe“ denkt er sehnsüchtig der gesellschaftlich tauglicheren Wortstellung seiner Heimat. Völlig ratlos steht er der Schweigsamkeit des deutschen Alpenbewohners und besonders des Nordwestdeutschen gegenüber, denen das Wort nur mühsam den Zaun der Zähne überspringt.

Vom antiken Individualismus hat man fein und richtig gesagt: der Hellene war zuerst er selbst, dann ein Athener oder Spartaner. Aber seine Persönlichkeit sollte nicht so sehr nach innen als nach außen wirken. Ihre beste Kraft entfaltete sich im Leben des Staates. Der Römer vollends war zuerst Römer, dann Scipio oder Cäsar. Nur beim Deutschen wurzelt der Persönlichkeitsdrang im Innenleben und tritt von da, vorsichtig und nicht immer, ins Außenleben.

Ein guter Kenner deutscher Art und Sitte beobachtet diesen deutschen Persönlichkeitsdrang besonders im religiösen Bewußtsein. Hans Meyer sagt dem Deutschen nach, er sei am liebsten mit seinem Gott allein und ringe sich aus seinen inneren Seelenkämpfen am leichtesten ohne äußeren Einfluß zu religiöser Klarheit und befreiendem Glauben empor. In Frankreich habe auch das Christentum die Gestalt einer gesellschaftlichen Einrichtung und einer sozialen Moral angenommen. Selbst der Fanatismus ist dort mehr soziale und politische Parteileidenschaft als inniger Glaubenseifer. „Dem Deutschen ist die Religion Herzensliebe, dem Franzosen mehr Kopfliebe. Religiosität nennt der Deutsche die Tiefe seines religiösen Herzensbedürfnisses und die Innerlichkeit seines religiösen Gefühls, mag es individuell noch so verschieden ausgeprägt sein. Das ist eine Begriffsfärbung, die der Franzose bezeichnender-

weise gar nicht hat; religiosité bedeutet die fromme Gesinnung schlechthin. So etwas Unklares und Folgewidriges wie die im deutschen Volke so weit verbreitete dogmenlose Religiosität läßt die französische Logik und das französische Prinzip der gesellschaftlichen Sitte und der Nützlichkeit gar nicht zu. Die Gemeinnützigkeit des Handelns als religiöse Moral geht dem Franzosen über die Reinheit des Gemütes und des Willens. Der Deutsche aber stellt den Glauben über die Werke, das Innere über das Äußere.“ Meyer fügt ausdrücklich hinzu, das gelte von dem deutschen Katholiken genau so wie von dem deutschen Protestanten.

Doch gerade seine Innerlichkeit und der Persönlichkeitsdrang, der in ihr wurzelt, machen den Deutschen schier wehrlos gegen fremde Einflüsse. Er tritt ihnen nicht als Deutscher, nicht als Träger und berufener Anwalt einer gesellschaftlich gedachten und gesellschaftlich geeinten Anschauungswelt entgegen, sondern als einzelne, freie Persönlichkeit. Daher findet er sich leicht in die Anschauungen entgegengesetzter Völker hinein. Der Weg von der deutschen Einzelpersönlichkeit zum deutschen Gesamtbewußtsein ist nicht viel kürzer als der zu einer fremden Kulturwelt. Stendhal sagt dem Deutschen nach, er sei, wenn er über die Geschichte Assyriens gerate, Assyrier. Lese er die Abenteuer des Cortez, so sei er Spanier oder Mexikaner. Stendhal nennt darum den Deutschen das Gegenteil des Franzosen. Passe der Franzose sich alles an, so passe der Deutsche sich allem an. Wenn der Deutsche in Nachdenken versinke, dann habe in seinen Augen alle Welt recht. Darum könne er zwanzig Jahre lang über etwas träumen, ohne je zum Entschlusse zu kommen.

Seit der Zeit Stendhals ist der Deutsche tatkräftiger und schlagfertiger geworden.



Doch immer noch ist ihm eine ungewöhnliche Fähigkeit eigen, sich in fremde Seelen einzufühlen. Wieder liegt ein Ruhmestitel deutschen Wesens vor: die ausgebildete Fähigkeit geschichtlichen Denkens. Der Deutsche hat von Herder und von der Romantik gelernt, sich in das Seelenleben weitentlegener Völker und längstvergangerer Zeiten zu versetzen. Mögen vor Herder andere, und zwar Söhne des Auslands, der Bedeutung geschichtlichen Denkens gerecht geworden sein, die höchste Ausbildung fand das geschichtliche Gefühl in Deutschland; in den Leistungen der deutschen geschichtlichen Wissenschaften des 19. Jahrhunderts erstieg es eine unvergleichliche Höhe. Daß indes auch dieser Vorzug eine Gefahr in sich trage, weiß heute der Deutsche selbst ganz gut. Ihm hatte schon Nietzsche zugerufen, daß der geschichtliche Sinn, wenn er ungebündelt walte und alle seine Folgerungen ziehe, zuletzt die Zukunft entwurzele. Eine französische Stimme, die vor dem Kriege ertönte, bestätigt nur Nietzsches Warnungswort.

Mehrfach wurde oben von den Gegensätzen deutscher und ausländischer, besonders französischer Art geredet, immer im Bewußtsein, daß solche Verallgemeinerungen mit Vorsicht zu verwerthen seien. Selten nur stimmen die Beobachtungen verschiedener Völker überein, wenn für die Unterschiede, die zwischen ihnen selbst walten, Formeln gesucht werden. Mit Absicht hielt ich mich an Feststellungen, die ebenso von Deutschen wie von Franzosen herrühren. Treffen beide Parteien überein, so gewinnt die Beobachtung an Wert. Noch glaubhafter wirkt, was ebenso von uns und von den Franzosen zum Kennzeichen deutschen Wesens erhoben wird, wenn der Franzose gesteht, daß an dieser Stelle Deutschland auf das neuere Frankreich gewirkt

und es seinem eigentlichen Wesen entfremdet hat.

Der Pariser Philosoph Renouvier muß mit Bedauern eine solche Wirkung Deutschlands auf Frankreich anerkennen. Er muß zugeben, daß der deutsche geschichtliche Sinn auf einen Teil der Franzosen übergegangen sei. Er nennt darum die Franzosen Cousin, Guizot, Thiers, Thierry, Quinet, Renan, Taine entgleiste Franzosen. Sie denken geschichtlich wie die Deutschen. Sie impfen nach Renouvier ihren Landsleuten den geschichtlichen Fatalismus ein, der den Deutschen eigen sei. Auch sie meinen gleich der deutschen Forscherwelt, daß in der Abfolge der geschichtlichen Vorgänge eine unentzerrbare Notwendigkeit walte. Alle Ereignisse der Vergangenheit, auch Irrtümer und Verbrechen, gewinnen in solcher Auffassung ein inneres Recht. Denn da sie zu notwendigen Folgen ihrer Vorgeschichte und zu notwendigen Voraussetzungen ihrer Nachgeschichte erhoben werden, wird ihnen auch Rechtfertigung zuteil. Solch geschichtlicher Fatalismus untergräbt auch alle freie Bestimmung über die Zukunft. Denn für ihn liegt die Zukunft nicht in des Menschen Hand, sondern bleibt bedingt durch geschichtliche Kausalität, durch einen festen Zusammenhang von Ursache und Wirkung, einen Zusammenhang, gegen den die Menschen nicht aufkommen können. Renouvier hätte billig Nietzsches Wort von der Entwurzelung der Zukunft anführen dürfen. Es konnte ihm beweisen, daß auch den Deutschen die Gefahr eines einseitigen Historismus längst aufgegangen ist. Er selbst spielt gegen den geschichtlichen Fatalismus echt französisch die Vernunft, die „raison“, aus. Gewiß beweist Frankreich im 18. Jahrhundert, wieviel in der Geschichte eines Landes geleistet werden kann, wenn mit einem kühnen Strich alle Überlieferung besei-

tigt und im Sinn der Vernunft oder auch nur des gesunden Menschenverstandes das Staatsleben neu geordnet wird. Stolz blickt Renouvier auf die große Französische Revolution hin. Eine Schöpfung des französischen Rationalismus, erhob sie das Vernunftrecht auf den Schild und wagte, alle geschichtliche Rechtsüberlieferung durch die Erklärung der Menschenrechte zu beseitigen. Rückkehr zu gleich uneingeschränkter Vernunftbetätigung empfiehlt Renouvier den Franzosen. Sie entspreche französischem Wesen weit besser als die scheue Achtung, die der Deutsche vermöge seines Historismus dem Gewordenen entgegenbringe. Sie könne auch Frankreich davor bewahren, Abgetanes und Überwundenes um jeden Preis geschichtlich und zugleich für die Politik der Zukunft zu rechtfertigen. Nur dem Historismus, meint er, sei zuzuschreiben, daß die Kirche im 19. Jahrhundert wieder zu neuer Macht sich erhoben hat.

Schon Heine wußte bald nach seiner Ankunft in Paris der Heimat zu berichten, daß die Franzosen nicht mehr die alten seien, daß sie Eigenheiten deutschen Denkens in sich aufzunehmen begannen. Der Gegensatz echtfranzösischer und echtdeutscher Art ging ihm darüber nicht verloren. Ja, Heines dritter Brief „Über die französische Bühne“ nimmt die Erwägung Renouviers in allem Wesentlichen vorweg und stellt wie Renouvier dem schlagfertigeren Franzosen den geschichtlich belasteten Deutschen gegenüber, der zu raschem Entschluß verdorben sei. Der Franzose denke nur an den Tag, erkenne nur dem Tage die höchste Geltung zu und handhabe ihn daher auch mit erstaunlicher Sicherheit. Der Deutsche hingegen habe nur ein Gestern und ein Morgen, kein Heute, er erinnere sich beständig der Vergangenheit und ahne beständig die Zukunft, wisse aber die Gegenwart nie zu fassen. Heine wäre nicht

Heine, wenn er nicht hinzusetzte: „in der Liebe wie in der Politik“. Er fährt fort: „Mit Verwunderung betrachten die Franzosen uns Deutsche, die wir oft sieben Jahre lang die blauen Augen der Geliebten anflehen, ehe wir es wagen, mit entschlossenem Arm ihre Hüfte zu umschlingen. Sie sehen uns an mit Verwunderung, wenn wir erst die ganze Geschichte der Französischen Revolution samt allen Kommentarien gründlich durchstudieren und die letzten Supplementbände abwarten, ehe wir diese Arbeit ins Deutsche übertragen.“

Gleich Renouvier spielt Heine für die Franzosen als höchsten Trumpf die Französische Revolution aus. Vielleicht mag sie anderen minder nachahmenswert erscheinen und die Nachwirkung der Revolution minder wertvoll. Ohne allen Zweifel hat deutscher geschichtlicher Traditionalismus Ebenbürtiges geschaffen. Wer gegen deutschen Historismus eifert, vergesse ja nicht die reichen Gewinne, die ganz wie von deutschem Individualismus auch von deutschem Historismus gezeitigt worden sind. Dem Persönlichkeitsdrang der Deutschen danken wir die Leistungen unserer Klassiker und unserer Philosophen, danken wir die hohe geistige Kultur vom Ende des achtzehnten und vom Anfang des neunzehnten Jahrhunderts. Deutscher Fähigkeit, sich in die geschichtlichen Bedingungen einzufühlen, entstammt nicht nur die deutsche Geschichtswissenschaft des neunzehnten Jahrhunderts. Sie half auch mit, ein einheitliches Deutsches Reich zu zeitigen.

Schon die Befreiungskriege knüpften bewußt an die deutsche Vergangenheit an. Romantiker, die verehrungsvoll einstiger Größe des deutschen Volkes huldigten, liehen den ruheseligen Deutschen der Zeit Napoleons den Willen und die Kraft zur Abwehr. Sie riefen zum Kampf

auf, indem sie die Deutschen mahnten, sich ihrer Vorfahren würdig zu erweisen. Der Traum eines künftigen großen und einheitlichen Deutschlands beseelte sie.

Als endlich nach vielfachen Hemmnissen und Fehlversuchen 1871 dies einheitliche Deutschland Wirklichkeit wurde, hatte es seine Gestaltung nicht den kühn experimentierenden Vorschlägen der politischen Doktrinäre zu danken, die im Sinne französischer traditionsfreier Vernunftpolitik und nicht unabhängig von unmittelbaren französischen Einwirkungen das Alte völlig beseitigen wollten. Bismarck baute vielmehr das neue Reich aus seinen geschichtlich gewordenen Einheiten auf. Bismarck verband tatkräftige Schlagfertigkeit in einziger Weise mit geschichtlichem Denken und mit Achtung vor dem Gewordenen. Ausgegangen war er von der politischen Schule der Romantik. Sie hatte ihm ihren Historismus eingeflößt, aber er ließ sich nicht durch solchen Historismus die Hände binden. Weil ihm indes geschichtliche Entwicklung und deren innere Notwendigkeit aufgegangen war, wußte er eine mächtige Umwälzung herbeizuführen, ohne von Evolution zu Revolution weiterzugehen. Dieses Kunststück ist den Franzosen seit langem nicht geglückt.

Die deutschen Zeitgenossen der Wiedererrichtung des Deutschen Reiches empfanden echt deutsch das große Ereignis im Sinn einer Wiederkehr der Staufengröße. Ihnen erstand das alte Deutsche Reich Barbarossas zu neuem Leben. Ganz ebenso gefiel sich die alternde Romantik nach 1815 in dem Wahne, sie müsse die rasch vorwärts-eilende Zeit zurückschrauben in die Welt und in das Lebensgefühl der mittelalterlichen deutschen Kaiser und Könige. Die Aufgabe der Kultur Deutschlands wurde nach 1815 und nach 1871 gefaßt im Sinn einer Wiedergewinnung mittelalterlicher

Formen. Dichtung und bildende Kunst, besonders Baukunst, wetteiferten in solchem Streben. Vorbereitet war es zur Genüge. Was Scheffel längst gern getrieben hatte, wurde Alltagsbrauch. Heyse's Gedicht „An Emanuel Geibel“ vom Jahr 1884 gesteht dem Freunde, „der liedesmächtig, stark und zart, zur Urständ' half dem edlen Ekkehard“, billig zu, er habe nicht gehaut, „daß er heraufbeschwor den minn- und meistersinglichen Chor“.

Der Maskentrödel, guter alter Zeit  
Entlehnt, birgt nur moderne Nichtigkeit.  
Da schleift und stelzt ein blöder Mummen-  
schanz,  
Ein Landsknechtminnespiel und „Gowenanz“,

Mit Hei! und Ha! und Phrasenputz verbrämt,  
Der totem Kunstgebrauch sich anbequemt.  
O wie den Herrn, die nichts zu sagen hatten,  
Die fremde Schnörkelrede kam zustatten,  
Und wie der Zeit, die nicht zu eignem Stil  
Den Mut erschwang, die Äfferei gefiel!

Die Butzenscheibenlyrik nahm Heyse ausdrücklich aufs Korn und nicht genug konnte er spotten, wie trefflich sie zum altertümelnden Gerät in Haus und Tracht stehe.

Der Historismus deutscher Bau- und Raumkunst dieser Zeit und seine Überwindung sind bekannt genug und bedürfen keiner näheren Darlegung. Wer bezweifelt noch, daß der Historismus aller dieser Künste in Deutschland längst überholt ist? Daß von der vorwärts eilenden deutschen Kultur längst versucht worden ist, zu eignem Stil den Mut wieder zu erschwingen?

Innerhalb der Baukunst ist man längst von Sempers Brauch abgerückt. Nicht länger sieht man mit ihm durch die kunstgeschichtliche Brille, nicht mehr schlägt man bei einem Bauauftrag im Buch seines kunstgeschichtlichen Wissens nach, erkundet, wie ein solcher Bauauftrag früher am besten behandelt worden ist, und



nimmt ihn dann in Fortbildung des Alten auf. Lange genug hatte sich auch nach der Überwindung der Butzenscheibenlyrik der Architekt begnügt, den ganzen Kursus der Stile durchzuschmarutzen. Hellenische Kunst und Gotik, italienische und deutsche Renaissance, Barock und Rokoko, Empire und Biedermeierstil erlebten eine Wiederholung. Neben echte alte Schöpfungen der Stile verflossener Zeit traten in einer und derselben Stadt Wiederholungsversuche neuester Mache. Neben Maria-Stiegen und dem Stefansdom prangt in Wien die Votivkirche Ferstels, ein peinlich genaues Muster gotischer Formen. Wie lange wird es dauern, bis der Zugereiste, ja der Einheimische nur noch mit Mühe und nach eifrigem Nachschlagen des Reisehandbuchs die alten echten Baudenkmäler von der geschlossenen Reihe ihrer jungen Nachahmungen zu scheiden wissen wird? Das ist wirklich ein schlimmer Triumph deutscher geschichtlicher Gebundenheit.

Als einer der ersten war Cornelius Gurlitt 1888 mit seiner Schrift „Im Bürgerhaus“ für Stil gegen Stile, für Selbstbestimmung gegen geschichtliche Abhängigkeit aufgetreten. Gurlitt verwirft die Kunst der Selbstentäußerung, er verurteilt eine Nachbildung des Alten, die über die Entstehungszeit täuscht. Wer das Alte besitze, der möge sich seines Reichtums freuen. Wer es nachträglich schaffe, sei wie einer, der sich eine Ahnengalerie auf einen Hieb malen lasse. Nicht geschichtlich, sondern sachlich stilvoll solle man schaffen. Stil aber sei innere Zweckmäßigkeit und Wahrheit, der echte Künstler richte seinen Blick nach vorwärts, nicht auf alte Formen.

Gurlitts Aufruf, nicht Stile nachzubilden, sondern einen Stil anzustreben, der dem Zeitbedürfnis entspreche, verdichtete sich bald zu dem Ruf nach einer deutschen Form. Den Weg zu ihr glaubte man

um so sicherer finden zu können, als ja schon am Anfang des 19. Jahrhunderts gleiche Ziele erfolgreich angestrebt worden waren. Ehe die bedingungslose Knechtschaft alter Vorbilder sich durchgesetzt hatte, war ja Schinkel im bewußten Gegensatz zu den geschichtlich gegebenen Formen Schöpfer oder mindestens Wegbereiter einer neuen Baukunst geworden, die den Rhythmus ihrer Linien an das Gebrauchsbedürfnis der Zeit allein anpaßte. Innig freute sich um 1900 ein Geschlecht, dem ängstliche Nachahmung der Gotik zum Überdruß geworden war, der Entwürfe Schinkels vom Anfang des 19. Jahrhunderts, in denen die Gotik brutalisiert worden war und die als neue Formen des religiösen Gefühls sich dargestellt hatten.

Schon ist deutsche Baukunst und Raumkunst auf Schinkels Wegen über den Historismus des 19. Jahrhunderts hinausgewachsen. Erfolgreich fahndet sie nach einem deutschen Stil. Sie läßt sich durch die Warnung nicht schrecken, daß deutsches Wesen der Form überhaupt widerstreite.

Ohne Zweifel ist es urdeutsch, die Form dem Gehalt aufzuopfern. Die Franzosen hätten vermöge ihrer ausgeprägteren Neigung zu betonter, fühlbarer Form die Gefahren, denen deutsches Bilden und Dichten im 19. Jahrhundert ausgesetzt war, leichter gemieden, auch wenn sie von deutschem Historismus noch kräftiger berührt worden wären.

Wie auf deutschem Boden über alle Form etwas Mächtigeres wegflutet, das der Formung widerspricht, bekundet in ergreifenden Worten Wilhelm Dilthey, wo er von den ersten Versuchen deutschen philosophischen Denkens spricht. In der Mystik Meister Eckharts beobachtet er die Lebensverfassung des germanischen Geistes. Eckhart dachte in den philosophischen Formen des Neuplato-

nismus. Aber diese Formen verschwimmen bei ihm in dem unbestimmten Gefühl grenzenloser Kraft, einer quellenden Machtfülle der Natur, eines unbegrenzten Strebens der Person: „Naturmacht, die in Nebeln, Schnee, Stürmen und Gewittern sich formlos ungeheuer manifestiert. In sich zurückgedrängte, gesteigerte Energie des Menschen. Nicht Form, sondern Kraft; nicht begrenzende Anschauung, sondern Wille; nicht Ideal der Grenze, sondern die Unendlichkeit als das Vollkommene.“

Ähnlich hatte schon Wilhelm Scherer den Formwillen des Germanen zu erfassen gesucht. Er setzt den germanischen Dichter in Gegensatz zu Homer, dessen Phantasie wie eine suchende sammelnde Biene über den Blumen der Wirklichkeit schwebt. Dem Germanen sei es um Stärke zu tun, nicht um Fülle und Anschaulichkeit der einzelnen Vorstellung. Er tut immer mehrere Streiche auf den gleichen Fleck, während der Grieche sich mit einem einzigen, aber entscheidenden begnügt. Nicht durch ein bezeichnendes Wort, sondern durch viele sinnverwandte drückt er eine Sache aus. Er erweckt den Anschein, als ringe er rastlos und vergeblich nach dem Ausdruck des übermächtigen Bildes, das er in seinem Innern trägt. Das deutet nach Scherer auf die gleiche Leidenschaftlichkeit des Germanen, die sich anderwärts in Krieg und Gewalttat austobt.

Weiter zurück sendet ein neuerer dänischer Dichter seine Blicke und kündigt von der Sehnsucht des Nordländers nach der Sonne. In überschwenglichen Frühlingshoffnungen schlägt das Herz des Menschen, dem helleuchtendes Sonnenlicht nicht gleich dem Südländer etwas Selbstverständliches und Alltägliches ist. Von Sehnsucht nach der Sonne geht es aufwärts zu Sehnsucht nach der Ferne. Und immer höher hinauf läutert sich diese Sehnsucht, bis sie zu einem Streben über sich selbst hinaus wird. Da soll die letzte

und tiefste Wurzel aufgedrungen werden, aus der das faustische Streben des Deutschen erwächst, die stete Unbefriedigung und das unentwegte Bemühen nach einem Höheren, ein Drang, der aller Formung spottet.

Verwandtes beobachtet Wilhelm Worringer an der Ornamentik der Germanen. Ihr Grundzug ist ununterbrochene Wiederholung, während antike Ornamentik zwar auch wiederholt, aber nur im Gegensinn, im Spiegelbild. Der Germane kennt nicht die Fermaten und Beruhigungsakzente der antiken Ornamentik. Hier Additionscharakter, dort Multiplikationscharakter. Eine unendliche Melodie der Linie ist dem Germanen lieb. Sie hat etwas Betäubendes, sie wirkt wie unendliche körperliche Bewegtheit. Seelische Voraussetzung ist nach Worringer ein unruhiges Drängen, ein Suchen nach Erlösung, das nur durch Rausch zur Befriedigung gedeiht, eine übersinnliche Verzückerung, von Maßlosigkeit erfüllt.

Das scheint aller strengen Formung zu widerstreiten. Allein gerade Worringer erkennt, gestützt auf einsichtige Erwägungen älterer Forschung, auch noch in dem germanischen Künstlergemüt einen ausgesprochenen Formwillen. Dieser Wille zielt nur nicht auf die maßvolle Ruhe der antiken Kunst. Was er schaffen möchte, ist eine Form, die weitab liegt von antikem und auch von romanischem Gestalten, aber es ist doch Form.

Der Nordmensch trennt sich da vom Südmenschen. Muß indes der Deutsche dem Romanen immer wie ein Nordmensch dem Südmenschen gegenüberstehen? Die „Blätter für die Kunst“ schieden einmal den nordischen Maler, der die Dinge in der umgebenden Luft sieht, von dem Südländer, dem sie sich scharf vom Himmel abheben. Der nördliche Mensch habe die Seele des erstarkenden Bürgertums, des Protestantismus, der südliche

die Seele des Aristokratischen und Hel-denhaften, des Katholizismus. Wessen Augen zu sehr auf das eine eingestellt seien, nenne die Farbe des andern thea-tralisch und geschminkt oder schmierig und verwischt. Als Beispiel der südlichen Art aber erscheint der Deutschschweizer Böcklin, als Vertreter der nordischen der Franzose Manet. Sicher hat Böcklin weit mehr Form im Sinne der Antike als Manet. So können im einzelnen Fall die Ver-hältnisse sich umkehren. Oder würde Renouvier den entgleiten, ins Deutsche geratenen Franzosen auch Manet zuge-sellen? Und mit Manet vielleicht noch die ganze französische Malerei des Im-pressionismus, der ja gewiß scharfe Um-grenzung nicht Ideal war, die nicht auf begrenzende Anschauung ausging?

Obendrein hat der Deutsche auf dem langen Wege seiner Entwicklung eine Verschmelzung seines Formwillens mit dem Formwillen der Antike mehrfach versucht, ist er wiederholt bestrebt ge-wesen, sein Ideal der Kraft und der Un-endlichkeit mit dem Ideal der Grenze zu verbinden. Am besten glückte es bisher dem Klassizismus des 18. Jahrhunderts, germanischen Drang nach dem Grenzen-losen durch griechisches Maßhalten zu bändigen und auf solchem Wege zu ge-schlossenen großen Kunstwerken zu ge-langen. Im Gegensatz zu den verwandten Höchstleistungen ausländischer Dichtung lebt sich im deutschen Klassizismus ein Unendlichkeitsgefühl aus, dessen Tiefe und Weite durch Jahrhunderte sich ge-bildet hat, vom germanischen Drang nach übersinnlicher Rauschverzückung zu den Gesichtern der deutschen Mystik und zur Gefühlsweichheit des Pietismus, um von diesem aus in den Klassizismus Klop-stocks, aber auch Goethes überzuströmen. Und dieses Unendlichkeitsgefühl gelangte im Klassizismus Goethes zu strenger Form.

Nur echtdeutscher, immer strebend be-mühter Drang nach Höherem ist Ursache, daß wir nicht bei Goethe stehen geblie-ben sind. Noch zu Goethes Lebzeiten gewann der deutsche Volkscharakter so neue Züge, entdeckte der Deutsche in sich so viel Eigenes, Längstvergessen-es und doch Wesenhaftes, daß er für diesen überraschenden Reichtum neue Formen suchen mußte. Die deutsche Romantik ging voran. Goethe selbst schritt auf ihren Pfaden über die Ideale hinaus, die er auf der Höhe des Klassizismus sich vorgesetzt hatte. Mehr und mehr enthüllte sich die Aufgabe, daß es die neue deutsche Form zu finden gelte. Sie enthüllte sich den Formsuchern der Gegenwart, von denen hier zu melden war. Diese jüngsten Form-sucher verdienen es mit Recht dem 19. Jahrhundert, daß es durch Jahrzehnte hin der hohen Aufgabe kaum gedacht hat oder ihr mindestens nur lässig nach-gegangen ist. Sie wissen auch, daß solche Lässigkeit noch lange nicht ganz über-wunden ist.

Wir besitzen heute kräftige Ansätze zu neuer deutscher Form ebenso im Be-reich der Baukunst und Raumkunst wie in der Dichtung, der Malerei, der Plastik. Gleichwohl stehen noch viele der Welt, die sich da eröffnet und die Großes verspricht, gleichgültig oder gar banausisch-ironisch gegenüber. Sie ahnen wohl nicht das schwere Problem, das hinter diesen Ver-suchen steckt: das Suchen nach einer deutschen Form, das Suchen nach Form in der deutschen Welt, die scheinbar aller Form widerspricht. Gleichgültigkeit und äußere Modesucht ließ es zu, daß in einer Zeit, deren reiche Mittel die deutschen Städte fast überrasch anwachsen ließen, ganze Stadtteile von Stümpfern verpfuscht wurden. Spätere Jahrhunderte, die um das gute Alte herum den weiten Umkreis des schlechten Neuen antreffen werden, dürften kaum an diesen Zeugnissen der



Baukunst erkennen, wieviel ernstes und echtes Streben nach Form in unserer Zeit war.

Allein vielleicht waren sich bis vor kurzem noch die besten und redlichsten der Formsucher nicht über die Frage klar, wie eigentlich das neue deutsche Wesen beschaffen sei, aus dem die neue deutsche Form zu erstehen hat. Darum schwankten auch sie zwischen verschiedenen Möglichkeiten hin und her. Diese schwere Zeit aber schmiedet das deutsche Wesen so hart, hat ihm schon zu so unverkennbaren Kundgebungen verholfen, daß jetzt oder nie sein Mittelpunkt zu bestimmen ist. In diesem Kriege muß deutsches Wesen erkannt, es muß ihm zum Durchbruch verholfen werden. Dann wird der Krieg nicht — wie viele fürchten — ein Kulturzerstörer, sondern mindestens für die Deutschen ein Kulturbringer sein.

Die neue deutsche Kultur, die aus diesem Kriege hervorgehen soll, darf Altererbtes nicht gleichgültig verwerfen. Dem Wert des Persönlichen mag sie gerecht bleiben und Achtung vor dem geschichtlich Gewordenen nicht beiseitesetzen. Nur verfall sie nicht in die gewohnten Fehler! Nicht bleibe künftig dem einzelnen freier Spielraum, sich nach Gutdünken fremder Mode anzupassen und sie den Deutschen wie eine Heilslehre anzupreisen. Aber auch mit entwertetem Alten wollen wir uns nicht belasten, wenn es zu seinen Gunsten nur anzuführen hat, daß es altheimischem Brauche entspreche. Wir be-

nötigen eine deutsche Kultur, in der Raum ist für die geistigen Leistungen der Deutschen wie für die technischen Großtaten der Gegenwart. Sie soll innerlich wahr und innerlich zweckmäßig sein, vor allem aber deutsch: eine Kultur der Jetztzeit und nicht der Vergangenheit, eine Kultur, die uns nicht zu Träumen lockt, sondern wach und schlagfertig macht.

Da winkt wirklich zu neuen Ufern ein neuer Tag. Diesen kommenden Tag heute schon und noch während des Krieges zu rüsten, ist die Aufgabe der Daheimgebliebenen, der Generation also, die vor der Frage steht, ob sie nach dem Kriege überhaupt noch mitzählen will oder nicht. Denn die Jugend, die heute draußen Schlachten schlägt, wird zurückkommen, und dann soll sie den Älteren nicht bakalaureushaft zurufen: „Indessen wir die halbe Welt gewonnen, Was habt ihr denn getan? Genickt, gesonnen, Geträumt, erwogen, Plan und immer Plan!“ Sie soll die ältere Generation an der Arbeit finden, und dieser Arbeit Ziel sei die einheitliche Zukunftskultur der Deutschen. So meint es auch der Dichter, dessen Worte ich zu Anfang angeführt habe. Hauptmann ließ den Deutschen die hoffnungsvollen und hoffnungsfrohen Worte schon zu Beginn des Krieges an das Vaterland richten:

Und dann harrt ein Tag, sonnenstark und frei,  
Wo der Himmel sich uns wieder klärt,  
Deinen Söhnen, neu und treu bewährt.  
Komme, komme, deutscher Völckermai!

## Ruthenen und Kleinrussen.

Von A. Brückner.

Zu den ungezählten Seifenblasen, die im Weltkriege vor naiven Augen aufstiegen und platzten, gehörte auch die Erwartung, daß russische Revolutionäre jetzt mit dem Zarismus abrechnen und daß Kleinrussen endlich dessen Joch abschütteln würden; aber dazu waren jene nicht mehr, diese noch gar nicht vorbereitet. Die Lücken, die nach 1905 der Galgen und Sibirien unter den Revolutionären gerissen hatten, blieben unausgefüllt; die überlebenden Führer waren in theoretischen Haarspaltereien befangen oder gingen in friedlicher, „organischer Arbeit an den Fundamenten“ (im Volke, d. i. an seiner Bildung und Erziehung) auf; einige ließen sich sogar vom nationalen Empfinden in den „heiligen Krieg“ gegen Deutschland für den Zarismus fortreißen; kurz gesagt, der Bankrott der russischen Revolution ist (nur vorläufig?) ein vollständiger, sie liegt machtlos am Boden. Die Kleinrussen wiederum haben in ihrer alten, unbedingten Ergebenheit gegen den Zarismus auch nicht einen Augenblick gewankt und werden dies auch in aller Zukunft nicht.

Erklärlich war ohne weiteres die Illusion in Deutschland betreffs der Revolution; ohne Kenntnis der wahren Sachlage nahm man an, daß 1915 die Vorgänge von 1905 sich wiederholen würden, nur mit größerer Aussicht auf Erfolg. Aber wie konnte das Märchen von einer kommenden kleinrussischen Bewegung entstehen, wo doch in Vergangenheit wie Gegenwart kein Anzeichen davon zu spüren war? Deutschland verwechselte einfach die Ruthenen Österreichs mit den Kleinrussen Rußlands, übertrug durch

bloßes Mißverständnis auf diese, was nur von jenen gelten konnte.

Österreichs Ruthenen (wir behalten diesen landesüblichen Namen, obwohl er nur auf einer zwar alten, aber willkürlichen Fiktion beruht) sind seit Jahren zu nationalem Bewußtsein und Leben voll erwacht, verfolgen ihre nationalen Ziele auf allen sozialen, politischen, kulturellen Gebieten. Gefördert wurden sie dabei von der Regierung, die sich einst in Galizien auf die Ruthenen gegen die Polen zu stützen suchte. Namentlich in den letzten Jahren machten sie geradezu erstaunliche Fortschritte. Ostgalizien, das noch vor wenigen Dezennien polnisch schien, zumal in den Städten und Herrenhöfen, büßte diesen Charakter teilweise ein, nicht nur auf dem flachen Lande. Sogar in einzelnen Kreisen der Aristokratie, die ihren russischen Ursprung seit 3 bis 4 Jahrhunderten völlig vergessen hatte, schien man sich wieder seiner erinnern zu wollen, wie das Beispiel des Grafen Szeptycki, des früheren Polen und heutigen ruthenischen Lemberger Metropolitens zeigen konnte, der wider alles Recht von den Russen gefangen weggeführt wurde, ohne daß Rom mit einem Wörtchen dagegen protestiert hätte.

Geweckt und geschärft war bei den Ruthenen Galiziens das nationale Empfinden an religiösen, sprachlichen, sozialen Gegensätzen: durch die, trotz der Anerkennung des römischen Primates, durchaus selbständige Kirche (sogar mit ihrem besondern, julianischen Festkalender), durch die durchaus verschiedene Sprache, durch den natürlichen Widerstreit der Interessen zwischen dem polnischen Herrn und dem noch unlängst

robotpflichtigen Bauer mit seinem Landhunger und dem Ruf nach Wald und Weide. Ruthenische Schulen, Gymnasien, Lehrkanzeln an der polnischen Universität in Lemberg (als Vorläufer einer selbständigen ruthenischen Universität), eine gelehrte Gesellschaft mit stattlichen Publikationen jeglicher Art, eine rührige Publizistik, zahlreiche Abgeordnetenmandate für Land- und Reichstag, Vertretung im Landesschulrat und Landesausschuß, ein zusammenhängendes Netz von gymnastischen und geselligen Vereinen über das ganze Land, Produktionsgesellschaften mit wachsendem Betriebskapital, finanzielle Unternehmungen für Versicherungswesen u. a., ein Publikum mit stetig wachsender Kaufkraft, eine immer dichtere Schar von Intelligenzen: mit jedem Jahr vergrößerten sich diese Positionen.

Auf dieses glänzende Bild nationalen Gedeihens fiel nur ein schwerer Schatten; die Nation war in sich nicht einig; ein nicht unbeträchtlicher Teil, die „moskwophilen“ Altruthenen, zumal unter Popen und Bauern, verwarf diese Pflege eines besondern Ruthenentums, betrachtete seine religiöse und sprachliche Trennung nur als Abfall vom russischen Muttervolke und trat mehr oder minder offen als die Vorhut der kommenden, unabweislichen Russifizierung des Landes auf. Als der Statthalter von Galizien diese Altruthenen gegen die Jungruthenen auszuspielen zu wollen schien, wurde er sofort von einem Jungruthenen ermordet. Nur der Polenhaß war beiden Richtungen gemeinsam, sonst trennte sie alles; sogar in der Schriftsprache gingen sie ganz auseinander, nicht nur in ihren nationalen Zielen.

Dieses Gedeihen des Ruthenentums, trotz seiner stetigen Klagen über angebliche polnische Unterdrückung, welchen Klagen man nur zu willig in Wien und Berlin das Ohr lieh, war natürlich

nur in dem konstitutionellen Österreich möglich. In dem absolutistischen und streng zentralistischen Rußland, mit seinem systematischen Niedertreten jeglicher nationalen Aspirationen, wurde dies alles gar nicht oder nur in beschränktem Maße zugelassen.

Den „Ruthenen“ Rußlands, d. i. den Kleinrussen (wir behalten absichtlich diesen offiziellen, seit dem 14. Jahrhundert auftauchenden Namen, der nur ausnahmsweise der Bezeichnung „Südrussen“ weicht; die Übertragung des Namens „Ukraine, Ukrainisch“ von den bloßen „Marken“ auf das ganze Volk, ist nur modernste Erfindung) fehlen nun, ganz abgesehen von den Repressalien der zarischen Regierung, alle Grundbedingungen nationalen Empfindens. Namentlich eint sie mit den Russen unlöslich für immer der Glaube, der doch im Osten eine wesentlich höhere Rolle spielt als im Westen. Daran ist sogar Rom trotz aller zeitweiligen oder scheinbaren Erfolge stets gescheitert, hat sich immer wieder von Russen, Bulgaren (bei der noch von Napoleon III. geförderten katholischen Propaganda) usw. hinter das Licht führen lassen; daran ging auch Polen zugrunde.

Als nämlich das orthodoxe Kleinrußland an Polen-Litauen gefallen war, zeigte sich schon im 15. Jahrhundert, wohin das Kleinrussentum naturnotwendig gravitierte, und die Teilung Polens von 1772 war nur der Abschluß eines Prozesses, der genau vor drei Jahrhunderten mit dem massenhaften Abfall kleinrussischer Fürstengeschlechter zu Moskau eingesetzt hatte. Diese Warnung der polnischen Geschichte beherzigte natürlich nicht der kosmopolitische Jesuitenorden und fädelte ein Jahrhundert später das Werk der Glaubensunion Kleinrußlands mit Rom ein, befangen von der Chimäre, daß dies zu einer späteren Wiedergewinnung des ganzen Ostens führen könnte:



der Erfolg war, neben der halb gewaltsamen Erzielung einer Teilunion, für die heute die letzte Stunde geschlagen hat, wieder, ohne daß Rom dagegen auch nur leise protestierte, die Teilung Polens von 1648, der Abfall Kleinrußlands an Rußland, die dem Polenreiche geschlagene Todeswunde, von der es sich nie wieder erholt hat, die sogar dem Tatarenkhan im Handumdrehen jeglichen Respekt vor Polen benahm. Denn 1648 spielten, neben sozialen Forderungen, neben dem persönlichen Ehrgeiz des meist betrunkenen Kosaken „Chmiel“ (nomen—omen), die religiösen Gegensätze die Hauptrolle; ihnen opferten sich die betörten Massen auf, für sie fiel eine Million Menschen; dagegen war von nationalen Interessen keine Rede. Die orthodoxen töteten einfach die unierten Kleinrussen als Verräter, und dabei ist es für immer verblieben; ihre orthodoxe Kirche verbürgt den Russen die unbedingte Ergebenheit der Kleinrussen; die orthodoxe Geistlichkeit bleibt ihre verlässlichste Landespolizei.

In der Sprache fehlt allerdings diese absolute Einheit; trotzdem stehen sich Kleinrussisch und Russisch ungleich näher als Platt und Deutsch. Kleinrussisch, Weißrussisch, Russisch bilden im Gegensatz zu den übrigen slawischen Sprachen ein untrennbares Ganze, sind nur Varietäten eines Ur- oder Altrussisch, obwohl sie teilweise in einzelnen Lauten, meist Vokalen, viel weniger in Formen und Worten auseinandergehen. Vergebens leugnen diese enge Zusammengehörigkeit kleinrussische Forscher in ihrem nationalen Separatismus ab. So werden in der neuesten, sonst nicht genug zu rühmenden „Grammatik der ruthenischen (ukrainischen) Sprache“ (von Smal Stockij und Gartner, Wien 1913, 550 S.) fast vierzig Seiten dem Nachweis gewidmet, „daß zwischen Ruthenisch und Russisch keine nähere Verwandtschaft bestehe als zwi-

schen andern slawischen Sprachen“ (S. 480). Es wird herausgerechnet, daß nur in 55 (lautlichen und formellen) Merkmalen das Ruthenische und Russische im mehr oder minder vollen Gegensatz zu den andern slawischen Sprachen übereinstimmen, dagegen das Ruthenische vom Russischen durch 65 Merkmale geschieden ist. Aber diese Rechnung ist doppelt falsch; einmal sind die Merkmale gezählt und nicht gewogen, d. h. Wesentliches und Unbedeutendes ist auf eine Stufe gestellt; dann sind übergangen die 44 Merkmale, die Klein- und Weißrussisch zur russischen Einheit bringen. Die gegenseitigen Abweichungen im Wortschatz stammen meist nur daher, daß infolge der geschichtlichen Entwicklung das Kleinrussische von Polonismen wimmelt. Zudem verschwinden fürs Auge, auf Grund der einst gemeinsamen kirchenslawischen Orthographie, alle Unterschiede; wohl spricht der Russe арjóť, арѣа (Adler), der Kleinrusse орѣť, wirѣа, aber beide schreiben gleichmäßig орѣť, орѣа. Die Russen haben nun die alte Orthographie beibehalten, die Ruthenen dagegen sie durch eine neue, phonetische, ersetzt und damit die einstige Harmonie zerstört. Wie oft klagte der gelehrteste Altruthene, der greise Domherr Petruszewicz, über diese ruthenische „Phonetik“ als eine bloße Intrige der Polen; nachdem ihr weiterer Plan, Ruthenisch mit lateinischen Buchstaben schreiben zu lassen, mißlungen war, hätte der galizische Landesschulrat die „Phonetik“ gefördert, nur um Ruthenien von Rußland leichter loszureißen.

Diese geringe Abweichung in Schrift und Sprache reicht nun nicht aus, um daraufhin ein nationalpolitisches Empfinden oder gar separatistische Tendenzen aufzubauen. Wohl existiert eine kleinrussisch-ruthenische Literatur, namentlich Belletristik: im Scherz, in einer Parodie der Äneis, ist sie vor 120 Jahren entstan-

den, daraus ist schließlich Ernst geworden. Aber Platt und Provenzalisch haben auch eine nicht unbedeutende moderne Literatur (ganz abgesehen von der glänzenden alten), und doch ist es nicht einmal der Tripleentente, die ja alle kleinen Völkerschaften (natürlich außer den eigenen) vom fremden Joch zu befreien gedenkt, eingefallen, die Plattdeutschen und Provenzalen von Deutschen und Franzosen unabhängig machen zu wollen.

Selbständige historische Traditionen besitzen die Kleinrussen auch nicht; seit dem 14. Jahrhundert sind sie, ein Volk ohne Geschichte, unter polnisch-litauischer Herrschaft verblieben, ihr Adel polonisiert, sie selbst und ihre Popen nur hörige Bauern; neben ihnen wächst langsam in den Marken gegen die Tataren das Kosakentum auf, eine *colluvies gentium* (in den ältesten Kosakenrollen herrschen tatarische Namen). Als schließlich diese Kosaken, bedroht in ihrer Stellung, gegen Polen den Kampf aufnahmen, taten dies ihre Führer nicht im Namen irgendeines nationalen Programms; ohne solches schwankten sie hin und her zwischen Tataren, Russen, Polen und Türken, und als der letzte dieser Führer, Mazepa, sich im Bunde mit den Schweden die Unabhängigkeit erkämpfen wollte, verließ ihn das eigene Volk, das von Rußland nicht abfallen mochte. Dafür brachte ihm die russische Herrschaft auch noch die Leibeigenschaft ein. Und als zum letzten Male die Hajdamaken im Aufstand gegen die polnischen Herren im Lande mordeten und sengten, angestiftet hierzu von den Russen, dann im Stiche gelassen, ist ein knechtisches Volk mit der Peitsche nach altslawischer Tradition zur Ruhe gebracht worden. Längst verweht ist jegliche Spur von den alten Zaporogern, die zähneknirschend das zarische Joch ertrugen, ja lieber ihrer Heimat den Rücken kehrten. Heute ist der Klein-

russe zu jedem Judenpogrom, zu jedem Niederbrennen der Herrenhäuser sofort bereit, aber irgendwelchen nationalpolitischen Aspirationen steht er völlig verständnislos gegenüber. Wohl gibt es in Kiew und der Ukraine gar manche, in der Intelligenz, unter Studenten wie in der städtischen Arbeiterschaft, die sich nicht mit dem Tragen der buntgestickten Hemden und mit dem Singen kleinrussischer Lieder begnügen; wir kennen sogar Publizisten, die vom Auslande her ihre Augen auf Österreich richteten und im Anschluß an die Habsburger von einem kleinrussischen Staate träumen wollten. Aber während in Galizien und der Bukowina die Volksmassen tatsächlich ihren Führern folgen, gibt es bei den Kleinrussen nur Offiziere ohne Soldaten, und kein Weltkrieg wird diese träge Menge aus ihrer nationalen Lethargie zu wecken vermögen, am allerwenigsten gegen das glaubensgleiche und sprachverwandte Rußland. Wäre es noch gegen das katholische Österreich oder gegen die Türkei!

Somit stellen gegenüber den nationalpolitisch geweckten Ruthenen Österreichs die Kleinrussen Rußlands nur eine ethnographische Masse dar, ohne irgendwelche politische Aspirationen. Daran hat nicht einmal die dezennienlange Unterdrückung des kleinrussischen Schrifttums (die heute wieder voll in Kraft getreten ist) etwas zu ändern vermocht. Wohl ist diese ethnographische Masse von den Russen äußerlich und innerlich stark geschieden, im Habitus wie in Temperament und Charakter, in der Tracht wie in Sitten und Leben, wie dies etwa der Fall ist zwischen Süd- und Nordfranzosen, zwischen Nieder- und Oberdeutschen. Noch viel näher liegt ein anderes Beispiel. Zwar zählen die Weißrussen nur ein Drittel soviel Menschen wie die Kleinrussen. Ihre Intelligenz ist noch viel, viel spärlicher gesät als die Kiewer; ihre Literatur noch viel

jünger, unansehnlicher; ihr ganzes Auftreten noch unendlich schüchtern (eine ihrer Monatsschriften trug den bezeichnenden Titel: Auch vor unserm Tor wird einst die Sonne scheinen), aber schließlich steht der Kleinrusse von Wolhynien auf gleicher Stufe mit dem Weißrussen von Mohilew oder Witebsk: beide wissen nichts vom politischen nationalen Leben. Weißrussen zählen fast zehn Millionen, aber zum richtigen Einschätzen des nationalpolitischen Wertes dieser Zahl müßte man sie, falls dies angehe, umkehren, mit den Nullen nach vorn, und nicht gar erheblich anders ist es mit den Kleinrussen. Als im August 1914 einzelne österreichische Abteilungen über die Grenze vorstießen, flohen vor ihnen

die Kleinrussen wie vor Wilden, überfielen anderswo die Schlafenden und schnitten ihnen den Hals ab. So viel zur „politischen Orientierung“ der Kleinrussen.

Natürlich leugnet niemand, daß bloße Ansätze zu einer künftigen politisch-nationalen Selbständigkeit der Kleinrussen, schon kraft ihres ethnographischen Eigencharakters und der dialektischen Varietät ihrer Sprache, gegeben sein könnten, aber diese Ansätze, sollten sie wirkliche Früchte tragen, müßten erst längere Zeit sorgfältig gepflegt werden; da müßte aber vorher Rußland, das dies nie gestatten wird, nicht geschlagen, sondern zerschlagen werden. Ist dies nun möglich oder wahrscheinlich?

## Kriegsfrömmigkeit im Alten Testament.

Von Hermann Gunkel.

Das Wort „Kriegsfrömmigkeit“ wird den modernen Leser vielleicht befremden. Haben Krieg und Frömmigkeit, so wird er fragen, überhaupt etwas miteinander zu tun? Und wirklich wird im Neuen Testamente, allein von der Offenbarung Johannis abgesehen, beides kaum in Beziehung zueinander gesetzt. Man muß, um das zu begreifen, bedenken, daß das Neue Testament aus Kreisen gedrückter Provinzialen hervorgegangen ist, die Kriege weder führen wollten noch konnten: die „Sanftmütigen“ unter den Juden schauen damals schon seit langem nur mit Schauer und Entsetzen auf die blutigen Kämpfe, die in der Welt so oft entbrennen. Daher ist es begreiflich, daß unsere Prediger in diesen Monaten, wo unser Volk in den furchtbarsten der Kriege gerissen ist, von neutestamentlichen Texten absehen und sich lieber zum Alten Testamente wenden. Denn dieses hallt allerdings fast auf je-

dem seiner Blätter von Kriegsgeschrei wider; und hier haben wirklich Krieg und Religion den engsten Bund geschlossen. So erhebt sich für den Forscher gerade in unserer Zeit die Aufgabe, die alttestamentliche Kriegsfrömmigkeit darzustellen. Eine solche Schilderung aber kann in diesen Tagen zugleich einen Wert für das Leben gewinnen: sie kann die Gegenwärtigen warnen, nicht solche Gedanken des Alten Testaments zu wiederholen, die, einst in der Eigenart der antiken Religion begründet, in ihrer weiteren Geschichte dahingefallen sind, aber von solchen zu lernen, denen ewige Dauer innewohnt.

### I.

Krieg und Religion haben in Israel eine so enge Beziehung, weil die älteste Religion dieses Volkes eine Nationalreligion gewesen ist. Auf solcher religiösen Stufe gehört es zu den wesent-



lichen Obliegenheiten des Gottes, daß er sein Volk und dessen nationalen Staat schützt, es mit allen Gütern beschenkt, die ihm zu seinem Dasein nötig sind, in allen Nöten und Gefahren sich seiner annimmt und ihm auch im Kriege als erster der Kämpfer voranzieht. In dieser Weise hat auch das älteste Israel seinen Jahve aufgefaßt: Jahve, Israels Gott, muß ihm auch seine Schlachten schlagen helfen. So redet man ungescheut von „Jahves Schlachtreihen“<sup>1)</sup>, das sind die israelitischen Heerhaufen, und von „Jahves Kriegen“<sup>2)</sup>. Dies aber sind nicht etwa solche Kriege, die zur Ausbreitung der Religion des Gottes geführt werden; denn den Gedanken, mit den Waffen in der Hand die Religion fördern zu wollen, eine Idee, die in der Makkabäerzeit auftaucht und später im Islam eine so große Bedeutung gespielt hat, hat das ältere Israel um so weniger gekannt, als ihm die Hoffnung, auch andere Völker würden seine Religion annehmen, ursprünglich fern lag. Vielmehr sind Jahves Kriege einfach die nationalen Kriege Israels. Daß aber der Volkskrieg eine heilige Sache ist und im Namen Jahves geführt wird, ist ein Gedanke, welcher in ältester Zeit außerordentlich lebendig gewesen ist. Um das zu verstehen, müssen wir uns zunächst vergegenwärtigen, daß Israel von Anfang an ein besonders kriegerisches Volk gewesen ist. Als Kriegslager ist es einst durch die Steppe gezogen; in lange dauernden Kämpfen hat es das Land Kanaan erobert, und seine Nachbarn haben ihm auch späterhin nur selten eine Zeit der Ruhe gegönnt. Aller seiner Feinde aber hat es sich tapfer erwehrt und sich zuzeiten gar eine Herrenstellung in seiner Umgebung errungen, bis schließlich seine kriegerische Kraft und sein bewunderungswürdiger Frei-

heitsdrang von den gewaltigen, ihm weit überlegenen Weltmächten niedergeschlagen worden ist. Sooft sich aber Israels Heerbann zum Feldzug sammelte, wenn das Banner auf den Bergen erscheint, wenn das Lärnhorn erdröhnt und der Kriegsruf im Lande laut wird, dann wacht auch der alte Schlachtengott auf. Wir hören im Richterbuche, daß Israel während dieser Periode in Friedenszeiten geneigt war, sich unter dem Einfluß der unterworfenen Bevölkerung dem Baal zu ergeben, daß es sich aber, sooft es sich zum Kriege erhob, zu Jahve zurückwandte. Die kritische Theologie hat diese Darstellung bisher für ungeschichtlich halten wollen; wir sind anderer Meinung; und jetzt, da wir seit den ersten Tagen dieses Weltkrieges den großen Umschwung im Geiste unseres eigenen Volkes mit Freuden erlebt haben und noch immer weiter gewahren, glauben wir, eine solche Bekehrung erst recht zu verstehen: im Frieden mochte Israel dem fremden Gott und seinen Friedenswerken anheimfallen, in der Bedrängnis erinnert es sich des alten kriegerischen Jahve.

Wie man in modernen christlichen Völkern, ehe man den Kriegszug unternimmt, einen großen Landesbuß- und bettag hält — wir haben es erlebt! —, so pflegte man auch in Israel vor dem Feldzuge mit allerlei Zeremonien „den Krieg“ Jahve an heiliger Stelle zu „weihen“<sup>1)</sup>. Da werden Opfer dargebracht, durch die man seine Gnade zu gewinnen hofft<sup>2)</sup>. Wasser wird vor dem Gotte ausgegossen<sup>3)</sup>. Mit Fasten sucht man Jahve zu bestürmen<sup>4)</sup>. Feierliche Gebete werden gesungen<sup>5)</sup>. Gelübde, von denen

1) Jer. 6, 4; Joel 4, 9; Micha 3, 5.

2) Richter 20, 26; I. Sam. 7, 9; 13, 9 f.; Ps. 20, 4.

3) I. Sam. 7, 6.

4) I. Sam. 7, 6; Richter 20, 26.

5) Beispiele sind Ps. 20, 2—6; 60, 3—7. 11—14.

• 1) I. Sam. 18, 17; 25, 28.

2) I. Sam. 17, 36.

im folgenden noch weiter geredet werden soll, werden ausgesprochen<sup>1)</sup>. Auch die Streiter werden Jahve „geweiht“<sup>2)</sup>: sie lassen sich während der Dauer des Feldzuges das Haar lang wachsen<sup>3)</sup> und haben sich des Umgangs mit Weibern zu enthalten<sup>4)</sup>. Ebenso werden die Waffen (vielleicht durch Ölsalbung)<sup>5)</sup> geheiligt<sup>6)</sup>; sowie alle Geräte, die in das Kriegslager kommen, rein sein müssen<sup>7)</sup>; auch dieses hat als heilig gegolten und ist durch besondere Reinheitsvorschriften vor der Befleckung geschützt<sup>8)</sup>. Ein barbarischer Brauch des hebräischen Altertums ist es, die blutigen Teile eines geschlachteten Tieres oder gar die Stücke eines vom Feinde gemordeten Menschen im Volke umherzusenden: jeder, der davon empfängt, ist zur Heeresfolge heilig verpflichtet<sup>9)</sup>. Dazu erschallen an solchem Tage des Auszuges die Orakel des Gottes<sup>10)</sup>, wie denn Jahves Priester und Propheten auch mit in den Krieg ziehen und in der Stunde der Entscheidung raten und helfen<sup>11)</sup>; nur wenn der Erfolg über allen Zweifel sicher steht, glaubt man kein Orakel mehr nötig zu haben<sup>12)</sup>. Aber nicht nur die „Gottesmänner“, auch Israels Führer selber kann ein Zeichen

Jahves empfangen<sup>1)</sup>. Solchen Bescheiden der Gottheit pflegt das antike Volk fast blind zu folgen; und keinen schlimmeren Beweis dafür, daß Jahve seinem Volke oder dem Könige zürne, kann man sich denken als den, daß der Gott verstummt und das Orakel verweigert<sup>2)</sup>.

Durch solche und andere uns nicht überlieferte Zeremonien ist der Krieg zum heiligen Krieg geworden. Der Feldzug ist eine Feier Jahves, weshalb denn der Krieg nicht selten bei den Propheten mit einem Festtag Jahves verglichen wird: auch hier fallen blutige Opfer, und auch hier gibt es „Geheiligte“<sup>3)</sup>. Und fest überzeugt ist man davon, daß auch im Kriege Jahve nahe ist: Jahve selbst hat sich aufgemacht und zieht mit seinem Heere gegen den Feind<sup>4)</sup>. Ein Banner etwa, mit heiligen Zeichen geschmückt, führte die Kämpfenden an. Derartige Banner oder Feldzeichen besaß jeder israelitische Stamm, woher der Name „Stamm“, d. h. Stab, herrührt. Solchen Gottesstab, so dürfen wir uns vorstellen, mußten die Streiter berühren, wenn sie sich für den heiligen Krieg gelobten: eine Handlung, die man etwa der Zeremonie unseres Fahneneides vergleichen mag. So heißt es in dem altertümlichen Spruche, der dem Wüstenvolk Amalek ewigen Krieg schwört:

„Hand an 'Jahves Banner'“<sup>5)</sup>!

Krieg führt Jahve gegen Amalek immerdar“<sup>6)</sup>!

Oder die uralte „Lade Jahves“, eine Truhe, auf der man den Gott ursprünglich wohl unsichtbar thronend gedacht hat, zog den Scharen voraus und wies

1) Richter 12, 30 f.

2) Jes. 13, 3; Jer. 51, 27. 3) Richter 5, 2.

4) I. Sam. 21, 6 ff. Ob die „Naziräer“ irgend etwas mit dem Kriege zu tun haben, muß ganz fraglich bleiben; Simson jedenfalls ist ursprünglich kein „Naziräer“.

5) Jes. 21, 3; II. Sam. 1, 21.

6) Jer. 22, 7; I. Sam. 21, 6.

7) IV. Mos. 31, 21 ff.

8) V. Mos. 23, 10 ff.

9) I. Sam. 11, 7; Richter 19, 29 ff. Vgl. zu diesem und den anderen Kriegsgebräuchen Fr. Schwally, Semitische Kriegsaltertümer, 1901.

10) Beispiele Ps. 60, 8—10; 20, 7—9; die Situation ist besonders anschaulich geschildert I. Könige 22.

11) I. Sam. 14, 3 ff.; II. Könige 3, 11 ff.

12) I. Sam. 14, 18 f.

1) Richter 7, 13 f.; I. Sam. 14, 8 ff.

2) I. Sam. 14, 37 ff.

3) Jes. 34, 6; 46, 10; Zeph. 1, 7.

4) Ps. 44, 10; 60, 12; 108, 12.

5) nēs jahve; 'Häkchen' bezeichnen Konjekturen.

6) II. Mos. 17, 16.

ihnen den Weg<sup>1)</sup>. Wurde die Lade des Morgens in die Höhe genommen, so sangen die Priester:

„Stehe auf, Jahve, daß deine Feinde zer-  
stieben,  
und deine Hasser vor dir fliehen“<sup>2)</sup>!

Keine größere Schande, als wenn dies hochheilige Symbol Israel entrissen wurde und den Feinden in die Hand fiel<sup>3)</sup>. Doch die Sage erzählt auch, wie Jahve seine göttliche Macht selbst in der Gefangenschaft zu offenbaren vermochte, wie das Standbild des heidnischen Gottes vor Jahves Lade zerschmettert zu Boden stürzte und wie Jahve durch seine schrecklichen Plagen bewirkte, daß der Feind sein Heiligtum in die Heimat zurückziehen lassen, ja, noch mit Weihgeschenken versöhnen mußte<sup>4)</sup>.

Jahves Nähe aber erlebt man, wenn man etwa in den Tagen vor der Schlacht den Sturm in den Wipfeln der Bäume rauschen hört; in solchem Rauschen glaubt man, ein geisterhaftes „Einerschreiten“ zu vernehmen, und ist überzeugt: jetzt zieht der Gott selber in den Lüften seinem Volke zu Hilfe<sup>5)</sup>. Der Deboraschlacht muß ein gewaltiges Unwetter vorausgegangen sein, in dem Israel seines Gottes Herrlichkeit mit Jauchzen erkannte:

„Jahve, als du aus Seir zogst,  
schrittst aus Edoms Gefilde,  
da bebte die Erde, die Himmel troffen,  
die Wolken troffen Wasser,  
Berge wankten vor Jahve,  
vor Jahve, Israels Gott“<sup>6)</sup>!

Selbst die Sterne dort droben, die nach israelitischem Volksglauben den Regen herniedersenden, haben damals für Israel gekämpft

„Vom Himmel her stritten die Sterne,  
stritten von ihren Bahnen mit Siena“<sup>7)</sup>!

1) IV. Mos. 10, 33.

2) IV. Mos. 10, 35.

4) I. Sam. 5, 6.

6) Richter 5, 4 f.

3) I. Sam. 4, 19 ff.

5) II. Sam. 5, 24.

7) Richter 5, 20.

Internationale Monatsschrift

Dann aber, so ist man überzeugt, stürzt sich Jahve mit all seinen Wundern auf das feindliche Heer: das Meer erhebt sich wider sie, so daß sie ertrinken müssen<sup>1)</sup>; gewaltige Hagelsteine läßt der Gott vom Himmel fallen<sup>2)</sup>; oder er geht des Nachts im Lager um und tötet alles mit seiner Pest<sup>3)</sup>; oder er sendet plötzliches Entsetzen, einen „Gottesschrecken“, daß sich die Feinde zur Flucht wenden<sup>4)</sup>. Er läßt sie ein Getöse von Rossen und Wagen hören<sup>5)</sup>, oder er gibt ihrem Führer eine geheime Kunde ein, die ihn in die Heimat zurücktreibt<sup>6)</sup>. In besonders alten Erzählungen und Liedern klingt dabei der Gedanke durch, daß Israel zwar seinen Gegnern an Mitteln der Kultur unterlegen sein mag, daß es aber einen Gott besitzt, der über die Natur gebietet und dadurch alle feindliche Rüstung zuschanden macht. So singt das Miriam-Lied:

„Singet Jahve, denn hoch erhob er sich:  
Roß und Reiter schoß er ins Meer“<sup>7)</sup>.

Und die schöne Erzählung von David und Goliath beschreibt, wie der philistäische Riese von Kopf zu Fuß gepanzert daherschreitet und ihm David nur mit ein paar Kieselsteinen entgegentritt, wie aber dieser den „Namen“ Jahve Zebaoths auf seiner Seite hat und so den furchtbaren Feind überwindet<sup>8)</sup>.

Zugleich aber fühlen die Menschen, die für Jahve streiten, seinen Geist in ihrer Mitte. Die Führer Israels sind von seinem grimmigen Enthusiasmus erweckt<sup>9)</sup>; Schrecken Jahves ist über das

1) II. Mos. 14. 2) Josua 10, 11.

3) II. Könige 19, 35.

4) I. Mos. 35, 5; II. Mos. 23, 27; I. Sam. 14, 15 u. a. Vgl. die Schilderung eines solchen Schreckens Amos 2, 14 ff.

5) II. Könige 7, 6. 6) II. Könige 19, 7.

7) II. Mos. 15, 21.

8) I. Sam. 17.

9) Richter 6, 34; 11, 29; I. Sam. 11, 6.



Volk gefallen, daß es ihnen willig folgt<sup>1)</sup>. Und dann geht es mit dem Schlachtgeschrei (terû'a), das Jahves und des menschlichen Helden Namen zugleich nennen mag, zum Sturm: „für Jahve und Gideon“<sup>2)</sup>. Verflucht aber seien die,

„die Jahve nicht zu Hilfe kamen,  
Jahve zu Hilfe unter den Helden“<sup>3)</sup>,

denn Israels Feinde sind auch „Jahves Feinde“<sup>4)</sup>.

Die Prophetin, die „Mutter in Israel“, singt ihr gewaltiges Lied und bannt damit die Gegner<sup>5)</sup>. Der Gottesmann reckt den Zauberstab zum Himmel empor: solange er ihn zu heben vermag, so lange muß Israel siegen<sup>6)</sup>. So heißt es auch von Josua, daß er die Lanze wider die feindliche Stadt beschwörend emporhob<sup>7)</sup>. Und von Elisa wird erzählt, das er Israel noch vor seinem Tode durch einen Zauber Siege über die Aramäer verschaffte. Er sandte durch des Königs Hand, die er berührte, Pfeile gegen Aram und sprach dazu die beschwörenden Worte:

„Pfeil des Sieges von Jahve,  
Pfeil des Sieges über Aram!“

Sooft der König dann mit dem Köcher auf die Erde stieß, so viel Siege sollte er über die Feinde erringen; und es war nicht Elisas Schuld, daß er den Boden nur dreimal schlug<sup>8)</sup>. Ein andermal ist es der Schall der beim Angriff geblasenen Posaunen, dem eine fast zauberhafte Wirkung beiwohnt: wenn er ertönt, dann stürzen durch Jahves Wunderkraft die Mauern der berannten Stadt<sup>9)</sup>.

1) I. Sam. 11, 7. 2) Richter 7, 20.

3) Richter 5, 23.

4) Richter 5, 31; I. Sam. 30, 26.

5) Richter 5, 7, 12. — Ähnliches in Moab, vgl. die Bileamerzählung.

6) II. Mos. 17, 8 ff. 7) Josua 8, 17.

8) II. Könige 13, 14 ff. — Beispiele aus anderen Völkern bei Fr. Schwally, a. a. O. S. 22 f.

9) Josua 6.

Ja, Israels Glaube hat sogar die himmlischen Gestirne beschworen. Als in der Entscheidungsschlacht von Gibeon die Kanaanäer den Israeliten in der Falle saßen, da erscholl die Stimme im Volke: jetzt nur ein langer Tag, länger als je Tage gewesen sind, und sie müssen uns erliegen! Da sang Israels Führer das Zaubersong:

„Du Sonne, steh still zu Gibeon,  
Du Mond, im Tale Ajalon!“

Und jubelnd fügt der Dichter hinzu:

„Da stand die Sonne, der Mond blieb stehn,  
bis das Volk seine Rache hatte an den Feinden“<sup>1)</sup>.

In diesem Stücke haben wir zugleich eine Probe der Siegeslieder Israels, in denen die Begeisterung für Jahve, den Kriegsgott, auf der Höhe steht. Der Tag, da man den Sieg feiert und die Beute verteilt, ist ein religiöses Fest, nur vergleichbar den schönsten Tagen des Friedens, den Erntefesten: Siegesfest und Erntefest sind Jahves herrlichste Tage:

„sie jauchzen vor dir wie Erntejauchzen,  
wie sie frohlocken, wenn man Beute verteilt“<sup>2)</sup>.

Zwar nennen nicht alle uns erhaltenen israelitischen Siegeslieder Jahves Namen, einige begnügen sich, allein die menschlichen Helden zu feiern<sup>3)</sup>. Aber gerade die schönsten und hinreißendsten Gedichte dieser Gattung preisen zugleich oder allein den Gott und seine Hilfe; so das Lied der Miriam und der Debora, die wir schon erwähnt haben. Und solche religiöse Siegeslieder erschallen durch die ganze Geschichte hindurch; Psalmisten und Propheten haben sie aufs neue angestimmt.

„Jubel und Siegesgeschrei schallt  
in den Zelten der Gerechten:  
Jahves Rechte tut gewaltige Taten!  
Jahves Rechte hebt empor“<sup>4)</sup>!

1) Josua 10, 12 f. 2) Jes. 9, 2.

3) Beispiel I. Sam. 18, 7. 4) Ps. 118, 15 f.

„Niemand ist wie Jeschuruns 'Gott',  
der am Himmel dahinfährt dir zu Hilfe  
und 'zu deinem Beistand' in den Wolken.  
Ein Schutz ist der ewige Gott,  
'ein Entsetzen' die uralten Arme.“  
„Heil dir, Israel! Wer ist wie du,  
ein Volk, siegreich durch Jahve,  
den Schild deiner Hilfe, 'das Schwert' dei-  
nes Beistands!  
Deine Feinde müssen dir schmeicheln,  
du aber schreitest dahin über ihre Höhen“<sup>1)</sup>!

Noch die Makkabäer haben solche  
Siegesfeiern halten dürfen. Wie alt aber  
der Gedanke ist, daß der Sieg durch  
den Gott geschenkt wird, zeigt die Sprache,  
wonach die Worte *jeschu'ā*, *teschu'ā*,  
'ezer, „Hilfe“, zugleich „Sieg“ bedeuten.

Als Denkmal der Hilfe, die man  
durch Jahve erfahren hat, wird bei der  
Siegesfeier etwa ein Stein errichtet und  
dem Gotte geweiht<sup>2)</sup>; der soll ein 'Zeuge'  
sein, „daß Jahve geholfen hat“. Zugleich  
werden aus der Beute die kostbarsten  
Stücke dem Gotte als Weihgeschenk  
dargebracht; so ist Goliaths Schwert im  
Heiligtum aufgehängt worden<sup>3)</sup>, und Gi-  
deon hat aus den goldenen Ringen der  
erschlagenen Midiamiter ein „Ephod“  
angefertigt<sup>4)</sup>.

Diese Überzeugung von der Kriegs-  
hilfe des Gottes schließt es natürlich nicht  
aus, daß man sich zum Kampf mit allen  
weltlichen Mitteln rüstet; vielmehr ist es  
ja gerade die Pflicht der Menschen, dem  
kämpfenden Gotte zu Hilfe zu eilen<sup>5)</sup>.  
Aber begreiflich ist, daß ein enthusia-  
stischer Glaube jede Mitwirkung der  
Menschen übersieht und allein oder fast  
allein auf das Werk des Gottes schaut.  
Es ist, so sagt der fromme Held, „für  
Jahve kein Hindernis, durch viel oder  
durch wenig Hilfe zu schaffen“<sup>6)</sup>. So  
stellt es die Sage dar, daß die Mauern

Jerichos nur durch Gottes Wunder fielen<sup>1)</sup>;  
und am Hofe des Königs von Jerusalem  
singt man:

„Sie sind durch Wagen, sie durch Rosse,  
wir durch unseres Gottes Namen 'stark';  
sie stürzen und fallen,  
wir stehen und richten uns auf“<sup>2)</sup>.

Zugleich ist dem Hebräer von alters  
der Gedanke vertraut, daß der Krieg  
ein Gottesurteil ist, in dem die ge-  
rechte Sache Recht erhält. Auch dies  
lehrt die Sprache, in der *saddiq*, „ge-  
recht“, soviel wie „siegreich“<sup>3)</sup> ist und  
*sedeq*, *sedāqā*, (Gottes) Gerechterklärung,  
zugleich Heil und Sieg bedeutet<sup>4)</sup>. Daher  
betont man vor der Entscheidung die  
Frömmigkeit<sup>5)</sup> und Gerechtigkeit<sup>6)</sup> des  
Fürsten, der „für die Sache der Wahr-  
heit“<sup>7)</sup> streitet, und andererseits die Bos-  
heit und Tücke der Feinde<sup>8)</sup>; es ist auch  
für Israel ein Gemütsbedürfnis, wenn es  
in den Krieg zieht, sich selbst und seinen  
Herrscher zu idealisieren. Hat man aber  
glücklich den Sieg errungen, so erscheint  
es dem israelitischen Dichter erlaubt, es  
laut zu verkünden, daß Jahve dem Für-  
sten „nach der Reinheit seiner Hände  
vergolten hat“<sup>9)</sup>: der Sieger betrachtet  
sich als besser und frömmere als den Be-  
siegten.

Die von uns geschilderten Reste aus  
der alten Zeit Israels gewähren uns einen  
Einblick in eine Religion voll kriege-  
rischen Enthusiasmus. Das Israel der  
Richterzeit hat kaum eine militärische  
Organisation besessen, wie sie uns „Mi-  
litaristen“ für ganz unumgänglich gilt;  
die Begeisterung für den Kriegsgott hat  
diese Lücke ausfüllen müssen. Begreif-  
lich ist auch, daß eine solche Religion

1) V. Mos. 33, 26 f. 29.

2) I. Sam. 7, 12.

3) I. Sam. 21, 10.

4) Richter 8, 24 ff.

5) Richter 5, 23.

6) I. Sam. 14, 6.

1) Josua 6.

2) Ps. 20, 8.

3) Sach. 9, 9.

4) Fr. Schwally, a. a. O., S. 8.

5) Ps. 20, 4.

6) Ps. 72, 4. 12 ff.

7) Ps. 45, 5.

8) Ps. 21, 11.

9) Ps. 18, 21 ff.

25\*

die kriegerische Wut, den lodernden Haß gegen den Feind nicht mildert, sondern erst recht entfesselt. Die Gegner sind ja nicht nur Feinde des Volkes, sondern auch die des Gottes. „Verflucht,“ so heißt es im Buche des Jeremia, vielleicht mit den Worten eines alten Kriegsliedes,

„verflucht, wer Jahves Werk  
lässig tut,  
verflucht, wer seinem Schwert  
das Blut mißgönnt“<sup>1)</sup>.

Die alte Zeit kennt einen schaurigen Brauch, der dem Gotte „gelobt“<sup>2)</sup> wurde, wenn eine Stadt Jahves und Israels Zorn besonders gereizt hatte. Wenn es dann gelungen war, sie zu erobern, wurde an ihr ein entsetzliches Gericht gehalten. Alles Lebendige, Mensch und Tier, ward gemordet und mitsamt allem Erbeuteten und der Stadt selber verbrannt. Die Moabiter, welche diese Sitte gleichfalls kennen und für ihren Gott Kamosch vollziehen, nennen das eine „Augenweide für Kamosch“<sup>3)</sup>, den Israeliten ist es ein „Ganzopfer für Jahve“<sup>4)</sup>. Bedeutsam ist, daß der erste König Israels Saul solchen „Bann“ — so nannte man den Brauch — zu mildern versucht, daß aber der Seher Samuel ihn in leidenschaftlichem Zorne gegen den König behauptet hat und darüber mit ihm zerfallen ist<sup>5)</sup>. Doch hat es auch mildere Formen dieser Sitte gegeben<sup>6)</sup>.

Eine andere Art von Kriegsgelübde, die uns den ganzen furchtbaren Ernst der alten Zeit vor Augen stellt, setzt die Geschichte von Jephta voraus, der von der Schlacht das Erste, was bei seiner siegreichen Wiederkehr aus seinem Hause hervorgehen würde, seinem Gott zum Opfer gelobte. Und der Held hat nicht

gezaudert, als ihm seine Tochter, sein einziges Kind, als erste unter den seinen Sieg feiernden Frauen entgegenkam, das grausige Opfer zu bezahlen<sup>1)</sup>. Mag es auch Sage sein, die davon erzählt; genug, daß man damals dergleichen für möglich gehalten und offenbar gebilligt, ja bewundert hat. Altisraelitisches Herz bleibt fest und dem Gott getreu, auch wenn es sich um die schmerzlichste Gabe handelt!

So begreifen wir selbst dies, daß der König in besonders gefährvoller Lage seinen Erstgeborenen dem Gotte darbrachte. Das hören wir nicht nur von Mesa von Moab<sup>2)</sup>, sondern auch von Ahas und Manasse von Juda<sup>3)</sup>. So furchtbar kann diese Religion in Zeiten der Bedrängnis werden!

Aus alledem ist zu verstehen, daß man sich auch den Volksgott selber als „Kriegsmann“<sup>4)</sup> vorstellt. Andere Götter, so mag das älteste Israel gedacht haben, mögen andere Eigenschaften und Tätigkeiten haben; für unseren Jahve ist es bezeichnend, daß er ein Krieger ist. Sein „Tag“ ist

„ein Tag des Lärmhorns und Schlacht-  
geschreis  
wider die festen Städte,  
wider die hohen Zinnen“<sup>5)</sup>.

Dieser kriegerische Jahve aber wird mit furchtbar-realistischen Zügen geschildert. Da malt man sich aus, wie er sich als ein Kriegsmann rüstet. Er legt Panzer und Schlachtgewand an, er bedeckt das Haupt mit dem Helm<sup>6)</sup>, er nimmt den Schild zur Hand<sup>7)</sup>. Seine Hand greift 'nach dem Bogen'<sup>8)</sup> — die hebräische Sprache legt es nahe, daß man sich einst den Regen-

1) Jer. 48, 10.  
2) IV. Mos. 21, 2. 3) Mesainschrift Z. 12.  
4) V. Mos. 13, 16 ff.  
5) I. Sam. 15.  
6) Vgl. Schwally, a. a. O. S. 29 ff.

1) Richter 11, 30 ff. 2) II. Könige 3, 27.  
3) II. Könige 16, 3; 21, 6.  
4) II. Mos. 15, 3; Ps. 24, 8.  
5) Zeph. 1, 16.  
6) Jes. 59, 17. 7) Ps. 35, 2.  
8) V. Mos. 32, 41.



bogen als Jahves ungeheuren Kriegsbogen gedacht hat. Er „schärft sein blitzendes Schwert“<sup>1)</sup>. Und dann stürmt er auf dem Kriegswagen daher<sup>2)</sup>; seine Pfeile leuchten, und sein Speer erstrahlt<sup>3)</sup>: Gottes Pfeile und Speer sind die Blitze. Dazu erhebt der Gott das fürchterliche Kriegsgeschrei:

„Jahve zieht aus wie ein Held,  
wie ein Kriegsmann weckt er die  
Kampflust,  
erhebt den Schlachtruf, ja, brüllt,  
an den Feinden erzeigt er sich als  
Held“<sup>4)</sup>.

So denkt man sich also auch Jahve als einen entsetzlich-grimmigen, wut-erfüllten, rachedurstigen Kriegsmann; ohne solchen Kampfeswut vermag man sich weder einen menschlichen noch den himmlischen Krieger zu denken.

Und nun geht es in die männermordende Schlacht:

„Meine Pfeile werden trunken von Blut,  
mein Schwert soll Fleisch fressen  
vom Blut Getöteter<sup>5)</sup> und Gefangener,  
vom lockigen Haupt des Feindes“<sup>6)</sup>.

„Deine Rechte, Jahve, du Kraftverherrlicher,  
deine Rechte, Jahve, zerschmettert  
den Feind!

Mit der Fülle deiner Hoheit reißt den  
Gegner du nieder,  
lässest aus deinen Grimm, der verzehrt  
sie wie Stoppeln.“<sup>7)</sup>

„Dann werden ihre Getöteten hingeworfen,  
der Gestank von ihren Leichen steigt  
empor,  
daß die Berge von ihrem Blut zerfließen  
und alle Hügel zergehen“<sup>8)</sup>.

Diese schaurige Kriegsherrlichkeit des Gottes stellt das folgende prachtvolle

1) V. Mos. 32, 41.

2) Hab. 3, 8.

3) Hab. 3, 11.

4) Jes. 42, 13.

5) Das Wort bezeichnet den fallenden oder gefallenen Krieger.

6) V. Mos. 32, 42. 7) II. Mos. 15, 6f.

8) Jes. 34, 4.

Prophetengedicht eindrucksvoll dar. Der Prophet schaut im Gesichte eine gewaltige Gestalt in wunderbar-buntfarbigem Gewand und ist kühn genug, sie anzureden:

„Wer ist's, der von Edom kommt,  
mit bunten Gewändern aus Bosra,  
du da in prangendem Kleid,  
'schreitend' in Fülle der Kraft?“

Und die Erscheinung antwortet in dunkeln Worten:

„Ich bin's, der in Gerechtigkeit 'streitet',  
der Macht hat, zu helfen!“

Und noch einmal Frage und Antwort:

„Warum ist ' ' dein Kleid so rot,  
deine Gewänder wie des Kelter-  
vertreters?“

„Ja, die Kelter trat ich allein,  
von den Völkern stand keines mir bei.  
Ich zertrat sie in meinem Zorn,  
ich zerstampfte sie im Grimm,  
da spritzte an meine Kleider ihr Blut,  
all mein Gewand ward besudelt“<sup>1)</sup>.

Sicherlich eine uns befremdende Figur, dieser Gott, in maßloser Wut, vom Zerreten der Völker mit Blut bespritzt; und doch, welche ungeheure Kraft lag in dem Glauben an einen solchen heldenhaften, zürnenden Rachegott!

In der mitgeteilten Stelle tritt Jahve allein als Kämpfer auf. In anderen wird er als Feldherr gedacht; himmlische Krieger folgen ihm auf Wagen und Rossen in die Schlacht<sup>2)</sup>; auch von dem Hauptmann seines Heeres wird gelegentlich geredet<sup>3)</sup>. Als Jahves Kriegsheer werden die Gestirne vorgestellt<sup>4)</sup>, die daher „das Kriegsheer des Himmels“ heißen. Wenn aber Jahves Auftreten als Kriegsgott beschrieben wird, dann ist ganz gewöhnlich von anderen furchtbaren Wesen oder Erscheinungen die Rede, die den Gott begleiten und offenbar von Urzeit

1) Jes. 63, 1—3.

2) Hab. 3, 8.

3) Josua 5, 13ff.

4) Jes. 40, 26.

her aufs nächste zu ihm gehören. Da hören wir, wie Feuer rings um ihn lodert, daß die Berge wie Wachs zerfließen<sup>1)</sup>, wie Erdbeben und Sturm ihm vorausziehen. So hat Israel schon in der Deborahschlacht seinen Gott erlebt<sup>2)</sup>, so hat Elias nach der Sage Jahve am Horeb geschaut, und so sieht noch Jesaias seinen Gott, wie er sich zum Kriege aufmacht

„mit Donner und Beben und lautem Schall,  
Sturm und Wetter und fressenden Feuers  
Lohe“<sup>3)</sup>.

Der Prophet jauchzt im Geiste in den Sturm der entfesselten Elemente hinein, denn in dem allen fühlt er seinen Gott sich nahe! Kein Zweifel, daß diese Anschauung von Jahves Offenbarung im letzten Grunde auf die Überlieferung von Moses zurückgeht, der seinen Gott in dem furchtbaren Ausbruch des Vulkans Sinai erlebt hat; und auch die Wolken- und Feuersäule, in der Jahve nach der Sage Israel durch die Wüste geführt hat<sup>4)</sup>, ist ursprünglich nichts anderes als die majestätische Wolke des Vulkans.

Niedergelegt aber ist diese Gottesvorstellung in dem Namen „Jahve Zebaoth“, d. h. dem Jahve der Heerscharen, dem Feldherrn Jahve. Das ist ein uralter Beiname Jahves, der einst über dem alten Kriegsheiligtum der Lade genannt war<sup>5)</sup>. Mit diesem Namen ist Israel vorzeiten in Schlacht und Tod gegangen. Zu diesem kriegerischen Namen hat sich der gewaltige und gewalttätige Recke Elias bekannt<sup>6)</sup>. Und die späteren schriftstellerischen Propheten, welche die Vorstellungen des Altertums ihres Volkes um ihrer religiösen Kraft willen neu erweckten und Jahve, den Kriegsgott, aus der

Vergessenheit heraufbeschworen, haben diesen Namen geliebt. Man hat über den Ursprung des Namens lange Erörterungen gepflogen. Uns erscheint es wahrscheinlich, daß die „Heere“ Jahves ursprünglich eben jene furchtbaren Naturerscheinungen sind, die ihn begleiten, Jahves „wütendes Heer“, wie denn gerade von ihnen nicht selten da geredet wird, wo zugleich der Name „Jahve Zebaoth“ fällt<sup>1)</sup>: Sturm, Feuer, Erdbeben, das sind Jahves Streiter! Erst nachträglich hat man dann, weniger mythologisch, den Namen „Jahve Zebaoth“ von den Kriegsscharen Israels abgeleitet<sup>2)</sup>.

Ohne die elementare Wildheit dieses ältesten Glaubens, aber voller großartiger Erhabenheit ist das Gedicht, das man einst gesungen hat, wenn die Lade, vielleicht nach glücklich vollendetem Kriege oder bei einem Jahresfeste, ins Heiligtum einzog. Dann stimmten die Chöre, die mit der Lade vor dem Tempel standen, das Lied an:

„Erhebt, ihre Tore, die Häupter,  
erhebt euch, ihr uralten Pforten,  
denn der König der Ehren zieht ein!“

So gewaltig groß ist die Gestalt des himmlischen Königs, daß selbst die Tempeltore sich aufrecken müssen, damit er hindurchziehen kann. Von drinnen aber kam die Antwort zurück:

„Wer ist der König der Ehren?“

Und wieder sangen die Chöre von draußen:

„Jahve, ein Recke und Held,  
Jahve, ein Held im Streite.“  
„Jahve Zebaoth,  
das ist der König der Ehren“<sup>3)</sup>!

Das Lied kann uns eine Anschauung

1) Z. B. Ps. 97, 3; Micha 1, 4.

2) Richter 5, 4f.

3) Jes. 29, 6. 4) II. Mose 13, 21.

5) I. Sam. 4, 4; II. Sam. 6, 2.

6) I. Könige 19, 14.

1) Jes. 2, 12; 29, 6; 13, 13; I. Könige 19, 14; vgl. meinen Artikel „Zebaoth“ in der Enzyklopädie „Religion in Geschichte und Gegenwart“, Bd. V, Sp. 2183ff.

2) I. Sam. 17, 45. 3) Ps. 24, 7ff.

von der Begeisterung geben, den der Glaube an den heldenhaften, siegreichen König Jahve in Israel erweckt hat.

Freilich nicht nur Begeisterung; gelegentlich auch — was wir vollauf verstehen — Schauer und Grauen. In dieser Stimmung hat man besonders von Jahves „Schwerte“ gesprochen, das man sich fast wie ein selbständiges, dämonisches Wesen vorgestellt hat. Auf dieses entsetzliche Jahve-Schwert, „zum Blitzen gemacht, zum Schlachten ‘geschärft’“<sup>1)</sup>, hat Ezechiel ein phantastisch-schauriges Lied gesungen<sup>2)</sup>. Und anderswo lesen wir:

„Ein Schwert hat Jahve,  
das trieft von Blut,  
das labt sich am Fett,  
vom Blut der Böcke und Lämmer,  
vom Nierenfett der Widder;  
denn ein Opfer hält Jahve in Bosra,  
ein großes Schlachten in ‘Edom’“<sup>3)</sup>.

Am eindrucksvollsten tritt der Schauer vor dem dämonischen, niemals rastenden, unablässig die Völker mordenden Schwert hervor in der folgenden Beschwörung:

„Ha, du Jahve-Schwert,  
wie lange willst du rastlos sein!  
Zurück in die Scheide!  
Werde ruhig und still!“  
„Wie ‘könnt es rasten’,  
hat’s doch Jahve bestellt.  
Nach Askalon, an den Meeresstrand,  
dorthin hat er’s bestellt“<sup>4)</sup>!

An den meisten Stellen der Überlieferung ist es der menschliche Feind, gegen den Jahve mit diesen Schrecken auszieht. Hier und da aber tritt eine mehr mythologische Vorstellung auf, wonach der Gott gegen übermenschliche Wesen streitet. Da berauscht sich Jahves Schwert „im Himmel“<sup>5)</sup>; das „Heer der Höhe“

setzt er gefangen<sup>1)</sup>; gegen die Leviathane, d. h. die bösen Drachen des Meeres, zieht er los<sup>2)</sup>; er kämpft gegen das Krokodil des Nils<sup>3)</sup>. Den Gedanken, daß er in den nationalen Kriegen gegen die Götter der feindlichen Völker streite, hat man im allgemeinen aus Respekt vor Jahve, dem die fremden Götter doch nicht das Wasser reichen, vermieden — ein Anklang ist nur die Sage I. Sam. 5, wo Dagon’s Bild vor der Lade niederfällt; wenn man freilich auch den Gedanken nicht gescheut hat, daß mit dem Sieg über die fremden Völker auch ihre Götter besiegt seien<sup>4)</sup>; König David hat sich ‘Milkoms’ Krone selber aufs Haupt gesetzt<sup>5)</sup>, wie sich denn andererseits auch davon eine dunkle Spur findet, daß Israel bei einer Niederlage den Zorn des fremden Gottes, in dessen Bereich man sich begeben hatte, zu spüren glaubte<sup>6)</sup>.

Es ist die älteste Kriegsreligion Israels, die wir so geschildert haben; denn mögen auch viele der von uns wiedergegebenen Stellen einer späteren Zeit angehören, so darf es doch nicht bezweifelt werden, daß das Bild im ganzen, das ja der Geschlossenheit nicht entbehrt, bereits dem Glauben der älteren Zeit angehört. Doch dies müssen wir, um keine einseitige Vorstellung hervorzurufen, noch hinzufügen, daß solche kriegerischen Stimmungen nur die eine Seite der Religion des alten Israel ausmachen, und zugleich, daß die Wildheit und Furchtbarkeit der Kriegsreligion Israels sich bereits in der älteren Zeit teilweise ermäßigt hat, wenn sie auch freilich bei Gelegenheiten immer wieder hervorgebrochen ist. Aber das Menschenopfer, wie es einst Jephta gebracht hatte, hat sicherlich schon frühe

1) Ez. 21, 20.      2) Ez. 21, 13—22.  
3) Jes. 34, 6; vgl. Jer. 46, 10.  
4) Jer. 47, 6 f.      5) Jes. 34, 5.

1) Jes. 26, 21 f.      2) Jes. 27, 1.  
3) Ez. 29, 32.  
4) Jer. 48, 7, 13; II. Sam. 5, 21.  
5) II. Sam. 12, 30.  
6) II. Könige 3, 27.



in weiten Kreisen als ein Greuel vor Jahve gegolten; und der Bann ist nur in ältester Zeit wirklich vollzogen und später nur noch von Jahves Eiferern gefordert worden<sup>1)</sup>.

## II.

Eine solche Religion setzt als ihren Träger ein Volk voraus, das mit schwächeren oder wenigstens nicht allzusehr überlegenen Feinden zu kämpfen hat und des guten Glaubens leben kann, ihrer aller mit Gottes Hilfe früher oder später Herr zu werden. Das ist denn auch Israels geschichtliche Lage in der älteren Zeit gewesen. Nun aber sollten sich, etwa seit Mitte des achten Jahrhunderts, die politischen Verhältnisse des Volkes entscheidend verändern. Assurs ungeheure Übermacht warf sich auf Syrien und Kanaan: das israelitische Nordreich ging darüber zugrunde, und das südliche Juda mußte, kaum dem Verderben entrinnend, eine drangsalvolle und demütigende Kechtschaft tragen. Aber auch als dieser Koloß zusammenstürzte, geriet Juda nur von einer Sklaverei in die andere und erlag schließlich den Chaldäern. Als dann die Gnade der persischen Könige Juda eine bescheidene Wiederherstellung, wenn auch in der Form eines Kirchenstaates, gewährte, blieb die Kolonie von Jerusalem ein schwächliches Gebilde, zu keiner Gegenwehr fähig, von der Laune der persischen Oberherren abhängig, der Eifersucht feindseliger Nachbarn ausgesetzt. Und die Masse der Juden weilte damals weit zerstreut in fremden Ländern. Israelitische Kriegstüchtigkeit hat noch lange angedauert; aber die Enkel der ehemaligen Streiter Jahves dienten jetzt als Söldner in fremden Heeren: wir wissen jetzt von einer judäischen Militärkolonie im südlichen Ägypten, und noch von den

Ptolemäern sind Soldaten jüdischer Herkunft geschätzt worden<sup>1)</sup>. Noch einmal ist Judas Freiheitsdrang unter den wackeren Makkabäern aufgeflammt, bis auch sie der Entartung verfielen und die Reste jüdischen Gemeinwesens von den Römern zerstört wurden. Von solchen Ausnahmen abgesehen, ist doch der kriegerische Sinn des jüdischen Volkes in jener Periode durch das Elend und die Schmach der Zeit gebrochen worden. Die zu Anfang der griechischen Zeit geschriebene Chronik zeigt uns, wie man damals das Verständnis für das Kriegshandwerk und für Kriegsgeschichte verloren hatte; kann doch die Chronik berichten, wie Judas König seine Siege dadurch davongetragen habe, daß die Sängerchöre ihre frommen Lieder anstimmten: dann müssen sich die Feinde einander selber töten und die Judäer brauchen nur zuzusehen<sup>2)</sup>!

Und was ist nun mit der Kriegsreligion Israels geschehen, als ihr so der Boden, auf dem sie gewachsen war und ohne den sie nicht leben konnte, unter den Füßen fortgezogen wurde? Man kann ohne Übertreibung sagen, daß sie völlig zusammengebrochen ist. Ebendaraus erklärt es sich, daß sie uns, die wir über das hebräische Schrifttum nur durch eine aus der späteren „jüdischen“ Zeit stammende Sammlung, d. h. eben durch das Alte Testament, unterrichtet sind, nur in Resten oder in späteren Nachdichtungen erhalten ist.

Vergegenwärtigen wir uns, um uns das zu verdeutlichen, die Stimmungen der älteren Zeit des „Judentums“! Mit was für begeisterten Hoffnungen, mit welcher todesmutigen Leidenschaft hatte man sich einst in Israel gegen die Assyrier, in Jerusalem gegen die Chaldäer zur Wehr gesetzt! Und enthusiastische Heilspropheten, so hören wir besonders in den

1) I. Könige 20, 31 ff; V. Mos. 20, 15 ff.

1) Aristeebrief 13.

2) II Chron. 20.

Büchern des Jeremias und Ezechiel, hatten den religiösen und politischen Fanatismus noch geschürt! Und nun die entsetzliche, zermalmende Enttäuschung! Jahve hatte das Vertrauen, das man auf ihn setzte, nicht bewährt! Hatte er nicht helfen wollen? Oder hatte er nicht zu helfen vermocht? Hatte er sein Volk gegen das allgewaltige Weltreich und dessen Götter nicht schützen können? „Ach, Herr Jahve, wahrlich betrogen hast du dieses Volk und Jerusalem, als du sprachest: Heil soll euch widerfahren! Und nun geht ihnen das Schwert ans Leben“<sup>1)</sup>. So stöhnten sie einer gegen den andern. Die Harfen, die einst Jahves Jubellieder gespielt hatten, so beschreibt es der Psalm<sup>2)</sup> in poetischem Bilde, hängten sie an die Pappeln an Babels Strömen auf und setzten sich nieder, um zu weinen. Jeder Gedanke an Aufstand gegen das Weltreich war Narrheit geworden. Nur die Klage über die entschwundene Herrlichkeit blieb übrig und die ohnmächtige Wut gegen den verderbenbringenden Weltenherrscher und die schadenfrohen Nachbarn. Nicht ohne Schauer kann man aus den späteren und spätesten Propheten sehen, wie sich das Judentum damals in immer furchtbarerem Haß gegen alle „Heiden“ verzehrt und wie selbst seine Legende immer blutigere Gestalt annimmt.<sup>3)</sup> So starb Israels Kriegsreligion mit seinem Staate dahin. Die Bräuche, die man einst für Jahve zum heiligen Kriege vollzogen hatte, wurden ein Stück Altertum, und selbst seine Kriegslieder wurden jetzt eine schöne Erinnerung, soweit man das Andenken an sie überhaupt noch bewahrte.

Zugleich aber hatte die israelitische Kriegsreligion von einer andern Seite einen tödlichen Schlag erhalten. Der ist

- 1) Jer. 4, 10.    2) Ps. 137, 1f.  
3) Man denke an das Buch Josua.

gekommen aus Israels eigener Mitte, durch die Propheten. Zwar sind diese gewaltigen Männer in hohem Grade kriegerische Naturen. Die lodernde Leidenschaft, mit der sich einst Israels Scharen gegen den Feind gestürzt hatten, hat auch sie erfaßt. Ihr tapferer Sinn entsetzt sich nicht vor all dem Unsagbaren, was ein antiker Krieg mit sich bringt; ja, viele von ihnen haben mit grausamster Deutlichkeit dies Fürchterliche ihrem Volke vor Augen gemalt. Kein Wunder ist, daß sie sich selber wie Jahves Streiter in heiligem Kriege fühlen:

„Ich aber, ich bin voller Kraft,  
von Jahves Geist, von Recht und  
Heldentum“<sup>4)</sup>.

Trotzdem sind gerade sie es gewesen, die Israels alte Kriegsreligion mit der Wurzel ausgerottet haben. Denn sie brachten die wahrhaft entsetzliche, allen bisherigen Glauben des Volkes zerstörende Botschaft, daß Jahve im Lager der Feinde sei! Das furchtbare Volk, das jetzt über euch kommt, Jahve selbst hat es herbeigeführt von den Enden der Erde! Einst hatte es geheißen:

„Geheiligt war Israel Jahve,  
seine Erstlingsernte;  
alle, die davon aßen, mußten es büßen,  
Unheil kam über sie“<sup>1)</sup>!

„Das Volk steht auf wie eine Löwin  
und erhebt sich wie ein Leu;  
nicht legt sich's nieder, bis es Raub verzehrt  
und Blut der Getöteten getrunken“<sup>2)</sup>!

„Jahve, sein Gott, ist mit ihm,  
und Königsjauchzen wird unter ihm  
laut“<sup>3)</sup>.

Jetzt aber heißt es, daß Jahve Assur entsandt hat — gegen Israel!

- 1) Micha 3, 8.  
2) Jer. 2, 3.  
3) IV. Mos. 23, 24.  
4) IV. Mos. 23, 21.

„Gegen eine ruchlose Nation entsandt ich  
ihn,  
gegen das Volk meines Grimms entbot  
ich ihn,  
um Beute zu beuten und Raub zu rauben,  
und es zu zertreten wie Gassenkot“<sup>1)</sup>!

Und die Propheten haben nicht gezau-  
dert, die letzte Folgerung daraus zu ziehen  
und hinzuzufügen: jetzt ist Israels letzte  
Stunde gekommen! Sie haben Israel im  
voraus das Leichenlied gesungen<sup>2)</sup>).

Sie wußten es wohl, daß sie damit der  
patriotischen Religion, wie sie bisher ge-  
golten hatte, das Schwert in das Herz  
stießen. Bisher war Israels natürliches  
Interesse im Kriege und Jahves Sache  
einträchtig miteinander gegangen: Jahve  
segnete Israels Waffen! Diese Propheten  
aber haben sich den Notwendigkeiten  
des Staates gerade in der gefährvollsten  
Zeit verschlossen und den staatsklugen  
Plänen der Politiker nach Kräften Wider-  
stand geleistet. Was war vernünftiger,  
als daß sich Israel gegen den Angriff des  
Weltreiches mit Festungen, Wagen und  
Rossen rüstete? Die Propheten aber woll-  
ten in erhabenem Glauben nur auf Jahves  
Tun sehen und schalten alle weltlichen  
Mittel als Unglauben<sup>3)</sup>! Die Patrioten  
haben in Israel beim Ansturm der Assy-  
rer den Plan erwogen und zuzeiten auch aus-  
geführt, im Bündnis mit den ebenso wie  
Israel von der Weltmacht bedrohten klei-  
nen Völkern der Umgebung und gestützt  
auf die Großmacht Ägypten, dem Feinde  
einen Damm entgegenzusetzen; ähnliches  
ist auch in Juda zur Zeit der Assy-  
rer und dann später der Chaldäer geschehen:  
beide Male sicherlich die einzige Mög-  
lichkeit, der Knechtschaft zu entgehen. Aber  
auch dem sind die Propheten entgegen-  
getreten und haben jede Bündnispolitik

als widergöttlich verurteilt<sup>4)</sup>. Und als  
Ahas den andern Weg einschlug und sich  
Assur rechtzeitig ergab, so hat auch das  
wieder den Zorn des großen Jesaias er-  
regt.<sup>5)</sup> Wahrlich, so werden die Staats-  
lenker jener Zeit geseufzt haben, es ist  
nicht leicht, mit diesen Gottesmännern  
Politik zu machen! Ja, Jeremias hat sogar  
beim Angriffe der Chaldäer und noch im  
belagerten Jerusalem das Volk aufgefor-  
dert, zum Feinde überzugehen<sup>6)</sup>! Und  
wie haben die Propheten die nationalen  
Ansprüche und Hoffnungen, die einst  
durch Jahve selbst gewährleistet waren,  
verhöhnt und verspottet! Kanaan ein  
Land, fließend von Milch und Honig?  
Ja, wenn Acker- und Weinbau völlig auf-  
hört und nur noch Viehzucht und wilder  
Honig in dem verwüsteten Lande ge-  
deihen<sup>7)</sup>! „Unser Lebensodem“<sup>8)</sup>, Jahves  
Gesalbter, der König — durchs Schwert  
muß er fallen<sup>9)</sup>, ja, wie ein Esel wird sein  
Leichnam verscharrt<sup>7)</sup>! Israel so zahlreich  
wie der Sand am Meere<sup>8)</sup>? Einst wird  
ein Knabe es zu zählen vermögen<sup>9)</sup>!

Und woher dieser furchtbare Gegen-  
satz zu der nationalen Religion? Weil  
die Propheten im tiefsten überzeugt wa-  
ren, daß der Untergang, der jetzt über  
Israel kommen wird, eine sittliche Not-  
wendigkeit ist. Israel muß sterben;  
denn ein Volk, so hingegeben aller Sünde,  
so abgewandt von seinem Gott, darf nicht  
länger sein! Jahve vernichtet sein Volk  
um des Frevels willen, weil sein heiliges

1) Hosea 12, 3; 14, 4; Jes. 29, 15; 30, 1 ff.  
12 ff.; 31, 1 ff.; Jer. 2, 16 ff.

2) Jes. 7.

3) Jer. 21, 9; 38, 2. Diese „hochverräteri-  
schen“ Stellen werden von gegenwärtigen  
Erklärern umgedeutet oder als Zusätze ab-  
getan!

4) Jes. 7, 15 ff.

5) Klagel. 4, 20.

6) Amos 7, 11.

7) Jer. 22, 19; 36, 30. 8) Jes. 10, 22.

9) Jes. 10, 19. Das Stück Jes. 10, 16—19  
schildert den Sturz Israels.

1) Jes. 10, 6.

2) Amos 5, 2.

3) Hosea 14, 4; Jes. 2, 7; 30, 16; 22, 8 ff.



Auge keine Sünde sehen kann. So sehr wir Nachgeborenen nun freilich die sittliche Größe, die aus solchen Worten spricht, bewundern, so müssen wir andererseits unbefangen genug sein, um zu erkennen, daß die Propheten ebendamit nicht nur die Axt an die Kriegsreligion ihres Volkes gelegt, sondern auch, daß sie damit zugleich seinen Staaten selbst in der furchtbaren nationalen Krisis, in die sie durch die Weltmacht gerieten, unermesslichen Schaden zugefügt haben. Denn was ist einem kriegsführenden Volke notwendiger als ein gutes Gewissen! Davon wissen auch wir ein Lied zu singen! Indem die Prophetie ihrem Volke dieses zu nehmen bemüht war, schlug sie es und seine Kriegsreligion furchtbarer, als es je Assyrier und Chaldäer hätten schlagen können!

Trotzdem aber haben ebendiese Männer eine neue Kriegsreligion höherer Ordnung hervorgebracht. Denn daß der Krieg eine Offenbarung Jahves, ja, eine der höchsten unter seinen Offenbarungen ist, das war Israel so tief eingepflanzt, daß es auch die Propheten nicht vergessen konnten. Und mehr: die Religion der Propheten hat einen durchaus kriegerischen Charakter; Krieg ist das Element, in dem sie leben! Zu dem Kriegsgott „Jahve Zebaoth“ hat sich ein Jesaias bekannt; Israels Kriegsdichtung hat die Prophetie neu belebt. Aber ihr Kriegsgott Jahve war eine gewaltigere Gestalt als der alte „Gott Israels“, der nur Israels Schlachten schlug, und dessen Sache allzusehr mit der seines Volkes verflochten war. Vielmehr das Weltreich selber ist sein Werkzeug! Assur ist die Axt, mit der er haut, die Säge, die er zieht<sup>1)</sup>. Babel, das Jerusalem zerstört, ist sein Kriegshammer<sup>2)</sup>! Cyrus, mögen es jüdische Ohren noch so widerwillig hören, ist sein

Gesalbter<sup>3)</sup>! Denn Jahve ist viel zu groß, als daß das Heer, das er befiehlt, allein aus Israels Scharen bestünde! Die gewaltigen Heere der Perser, das sind die Helden, die er mustert; das sind die „Heere“ des „Jahve Zebaoth“<sup>2)</sup>.

Diese Wendung in der Religionsgeschichte Israels ist von einer überwältigenden Größe. Was für Männer müssen diese Propheten gewesen sein, die in all dem entsetzlichen Graus, den sie erlebten, und dem furchtbareren, den sie kommen sahen, dennoch das Walten des heiligen Gottes erblickten! Weil er die Sünde seines Volkes strafen muß, darum setzt er die ganze Welt in Brand! Und das vermag er, weil er über die Enden der Erde gebietet! So verstehen wir das wundervolle Schauspiel, das eben in jener Zeit, da Israel als Staat zusammenstürzt, der Gott dieses Volkes im Glauben der Propheten der Kriegsherr der ganzen Welt geworden ist. Wo damals irgend ein Volk gefallen, ein Staat zertrümmert worden ist: die Propheten haben darin Jahves Wirken gesehen<sup>3)</sup>!

Diese neue Verkündigung aber hat der Jahvereligion in allen den folgenden Nöten ewigen Bestand verliehen. Denn als sich nun die Fluten des Verderbens und Elends über das unglückselige Volk ergossen, als der Glaube an den Gott der Kriege Israels furchtbar widerlegt war, da hat der Glaube an den Gott, der sich in allen Kriegen der Welt offenbart, sein Haupt erhoben. Die Botschaft von dem Gott, der den „König der Könige“ gegen sein Volk losläßt, der sich aber in all dem unsäglichen Jammer als der Heilige und als der Weltenkönig erweist, hat eine neue Gemeinde, ein neues Volk Israel um sich gesammelt. So haben diese scheinbar

1) Jes. 10, 14.

2) Jer. 51, 20.

1) Jes. 45, 1.

2) Jes. 13, 4.

3) Vgl. die Kapitel gegen die fremden Völker, z. B. Ez. 25—32.

so antinationalen Propheten ihrem Volke dennoch in der Stunde der höchsten Gefahr den wichtigsten Dienst geleistet und ihm ein weiteres Fortbestehen ermöglicht.

Nun aber hatten sich die Propheten nicht begnügt, nur Israels Untergang zu verkündigen, sondern sie hatten tröstende Verheißungen hinzugefügt. Denn der Mensch, auch der strengste und unerbittlichste, kann nicht von negativen Gedanken leben, und die Religion darf nicht nur drohen und schelten, sondern sie muß auch Vertrauen und Zuversicht pflanzen können. So sind denn auch die Propheten überzeugt, daß die Zeit, da die grausige Weltmacht triumphiert, nicht ewig dauern kann. Denn so sicher es ihnen ist, daß Jahve sie vom Ende der Erde her berufen hat, so weit entfernt sind sie, all das Entsetzliche, was durch sie geschieht, dem Gott auf die Rechnung zu setzen. Nimmermehr! Vielmehr furchtbar hat Assur seinen Beruf überschritten: Jahve wollte nur Züchtigung, Assur aber will Vernichtung<sup>1)</sup>! Darum, wenn Jahve sein Werk vollendet hat am Berge Zion und an Jerusalem, dann muß er sich gegen sein Werkzeug selber wenden<sup>2)</sup>. Man sieht aus solchen Worten, daß auch die größten unter den Propheten, so sehr sie im Kriege der Gegenwart Jahve auf die Seite des Feindes gegen Israel stellten, dennoch die Unnatürlichkeit einer solchen Stellung im stillen empfanden und darum für die Zukunft das Umgekehrte erhofften. Die Stimmung der alten Kriegsreligion, welche die „Heilspropheten“, die politischen Gegner der Propheten, gepflegt haben werden, wonach das feindliche Volk auch Jahves Gegner ist, wacht auch in ihnen wieder auf.

Und ebenso war es ihrem Volke ohne weiteres verständlich, wenn sie diesen Untergang des Weltreiches durch seine Lästerung Jahves begründen. Die Welt-

1) Jes. 10, 7.

2) Jes. 10, 12.

macht trat in Israel mit dem Hochmut des Siegers auf und kannte gegen den überwundenen Gott keine Spur von Achtung. Entsetzlich klangen die Lästerungen Jahves und die von Hoffart trunkenen Reden der Weltüberwinder den Frommen Jahves in die Ohren<sup>1)</sup>:

„Mit der Wagen Menge hab' ich erstiegen  
die Höhe der Berge, des Libanon Haupt;  
schlug ab den Hochwuchs der Zedern,  
die schönsten der Zypressen,  
drang durch bis zum höchsten Ende,  
in den dichtesten Wald“<sup>2)</sup>.

„Durch die Kraft meiner Hand hab' ich's  
vollführt,

durch meine Weisheit, denn ich bin klug.  
Ich 'verrückte' die Grenzen der Völker  
und plünderte ihre Schätze“<sup>3)</sup>.

„Wie man verlassene Eier ausnimmt,  
nahm ich aus die ganze Erde.

Da half kein Flügelschlagen  
und Schnabelsperrn und Gezirp“<sup>4)</sup>.

Herunter in den Staub mit dem Frevler,  
dessen Munde solche frevlerischen Worte  
entfahren! Möge der Gottlose spüren,  
daß er ein Mensch ist, damit Jahve allein  
herrlich sei in der Welt! So haben denn  
die Propheten auch der Weltmacht den  
Sturz verkündet. Noch einmal muß sich  
Jahve als Kriegsgott aufmachen, nunmehr  
aber nicht gegen Israel, sondern wie einst  
in alter Zeit gegen Israels Feind!

„Wie ich's erdacht, so soll's geschehen,  
wie ich's beschlossen, so kommt's zu-  
stande:

Assur zu zerbrechen in meinem Lande,  
auf meinen Bergen will ich ihn zertreten.  
Dann weicht von ihnen mein Joch,  
und seine Last von 'ihrer' Schulter“.

Das ist der Ratschluß, der über die  
Erde beschlossen,  
das ist der Arm, der über die Völ-  
ker ausgereckt.

Denn Jahve hat's beschlossen, wer kann  
es vereiteln?

Sein Arm ist ausgereckt, wer schlägt  
ihn zurück“<sup>5)</sup>?

Solcher Sturz des Weltreiches ist Grund-  
überzeugung der Propheten geworden.

1) Jes. 52, 5. 2) Jes. 37, 24. 3) Jes. 10, 13.

4) Jes. 10, 14. 5) Jes. 14, 24—27.

Besonders gewaltig wird diese Katastrophe in einem der Stücke aus der Zeit des Exils beschrieben, die aus Versehen in das Buch des Jesaias eingestellt worden sind. Da wird in wunderbar-phantastischen Tönen der Untergang des chaldäischen Reiches im voraus gefeiert. Das Lied malt es aus, wie die ganze Erde in Jubel ausbricht, wenn der Zwingherr dahin ist, wie selbst die Zedern des Libanon frohlocken, wenn ihnen jetzt kein Holzfäller mehr naht, wie sogar die Unterwelt, sonst in dumpfem Schweigen dahinträumend, in Aufruhr gerät, wenn der gestürzte Weltkönig in ihr einzieht, und wie die Könige der Urzeit, die dort unten thronen, auffahren seiner Ankunft entgegen<sup>1)</sup>.

Und diese kühnen Geister der Propheten haben auch hierin den Schleier der Zukunft lüften wollen, daß sie es im voraus bestimmten, wie dieser Sturz der Weltmacht geschehen soll. Wo ein Feind des Reiches auftauchte, da haben sie in ihm Jahves Werkzeug begrüßt. Und wo sich keine weltliche Macht zeigte, die dem Weltreiche gewachsen war, da haben sie die mythologischen Bilder der Vorzeit erneuert: möge sich Jahve selber aufmachen mit seinen Schrecknissen, möge er mit Feuer und Erdbeben gegen den Frevler losfahren<sup>2)</sup>, daß das Weltreich fällt ohne Menschenschwert<sup>3)</sup>! So ist auch der uralte Kriegsgott, der mit Blitz und Donner kämpft, ihnen wieder lebendig geworden.

Und auch den Ort wagen sie zu bestimmen, wo Jahve diese letzte Schlacht schlagen wird. Es muß geschehen nicht hinten in weiter Ferne, sondern vor Jerusalem selber! Das Heiligtum Jahves wird der Gottlose antasten, gegen die Gottesstadt wird er die frevelnde Hand erheben! Dann aber zuckt der Blitz vom

Himmel, der ihn darniederstreckt! Mit solcher Weissagung hat Jesaias Jahves Getreue in der Assyrennot getröstet<sup>1)</sup>. Diese Überzeugung hat ihm in jenem Schicksalsjahre 701, da Sanherib ganz Syrien und Palästina zu seinen Füßen sah und nun noch nach dem Besitz von Jerusalem strebte, die innere Kraft gegeben, im voraus ein brausendes Jubellied anzustimmen!

„Es verachtet dich, es spottet dein  
die Jungfrau Tochter Zion!  
Hinter dir her schüttelt das Haupt  
die Tochter Jerusalem!  
Wen hast du gehöhnt und gelästert,  
gegen wen deine Stimme erhoben,  
hoch emporgehoben die Augen?  
Wider den Heiligen Israels!“  
„Weil du denn wider mich tobest  
und deine Hoffart zu meinen Ohren kam,  
so leg ich dir meinen Ring in die Nase  
und meinen Zaum an die Lippen  
und führe dich desselbigen Weges zurück,  
den du gekommen bist“<sup>2)</sup>!

Voraussetzung solcher Weissagungen ist es, daß Jerusalem, Jahves Heiligtum in der Welt, in all den Stürmen dieser Zeit überbleiben muß als Jahves Asyl, als die feste Burg eines „Restes“, aus dem einst ein neues Israel entstehen wird. Diesen Trost hat Jesaias schon in den Nöten des „israelitisch-syrischen“ Krieges verkündet<sup>3)</sup> und sein ganzes Leben hindurch festgehalten. Kein Zweifel, daß solche Gedanken im letzten Grunde der nationalen Religion entstammten: Jahve schützt sein Heiligtum. Es war ein furchtbarer Bruch mit den Überlieferungen der Propheten, als der unerschrockene Jeremias es wagte, auch diesen Satz zu bestreiten: auch Jerusalem wird fallen, wenn ihr euch nicht bekehrt! Dann wird es dem Heiligtum von Zion nicht anders ergehen, als es vor Zeiten dem Jahvetempel von Silo ergangen ist<sup>4)</sup>. Aber auch Jeremias schließt mit Worten des Heils. Jahve kann nicht in Ewigkeit sein Volk befehlen;

1) Jes. 14, 4ff.

2) Jes. 29, 5; 30, 27ff.; 33, 12; Hab. 3, 4ff.; Ez. 38, 22.

3) Jes. 31, 8.

1) Jes. 10, 28ff.; 14, 24ff.; 29, 5f. 2) Jes. 37, 22f. 25. 3) Jes. 7, 8f. 4) Jer. 7, 1–15.



einst wird es sich ihm zuwenden, und dann nimmt er sich wieder seiner an.

Und so mündet alle Prophetie in einer begeisterten Schilderung der seligen Zeit, da Jahve alle die Schäden, die er jetzt seinem Volke durch die Fremden angetan hat, wieder heilt und Israel wieder herrlich wird und groß.

Das sind die Gedanken der neuen höheren Kriegsreligion, welche die Propheten vor ihrem Volke ausgebreitet haben. Verschiedene Gestalt haben sie schon bei ihnen selber, verschiedene Formen konnten sie bei ihren Schülern erhalten: je nach der Geistesart der Männer und nach der Lage der Zeit.

Was sich aber die Gemeinde von alle diesem angeeignet hat, das sehen wir am schönsten aus den frommen Liedern, die im Psalter gesammelt sind und deren Dichter ihr Bestes den Propheten verdanken. Da hören wir wohl die jammernde Klage über die niemals abreißen den Nöte:

„Satt, übersatt ist uns die Seele  
des Spottes 'der Hoffärtigen', des Hoh-  
nes 'der Stolzen'“<sup>1)</sup>!

Aber zugleich auch die unerschütterliche Gewißheit: Jahve sitzt fest auf seinem Throne; es kommt die Stunde, da er sein Regiment vor den Augen aller Völker erweisen wird! Ja, es kommt die Zeit, wo er die Stolzen stürzt und die Demütigen erhöht, wo er Zions „Wendung wendet“, wie er die trocknen Bäche des Mittaglandes mit frischem Wasser füllt<sup>2)</sup>! Und immer wieder zugleich der Gedanke, den sich das menschliche Herz, wenn es auf die Zukunft hofft, nicht rauben läßt: dies Heil ist nahe!

„Fürwahr, nahe ist sein Heil seinen Frommen,  
daß die Herrlichkeit im Lande wohne“<sup>3)</sup>! Und auch die Hoffnung fehlt nicht, die allzu menschlich ist: einst werden die Juden den Spieß umdrehen und die Be-

drücker selber bedrücken! Einst wird sich der Fuß der Frommen baden in der Gottlosen-Blut<sup>1)</sup>! Dann wird zum Schluß der Geschichte noch einmal ein heiliger Krieg geführt werden, und dies Mal gegen die Weltmächte selbst! Dann werden die Gerechten ausziehen.

„Lobpreisungen Gottes in der Kehle,  
zweischneidiges Schwert in der Hand,  
Rache an den Heiden zu nehmen,  
Ahndungen an den Nationen,  
ihre Könige mit Handschellen zu binden,  
ihre Edelen mit eisernen Fußketten,  
an ihnen Gericht zu halten, wie es ge-  
schrieben steht:  
so werden seine Frommen verherrlicht“<sup>2)</sup>.

Diese Zuversicht, die keine Erfahrung brechen kann, ist der Lebensnerv des Judentums geworden. Zwar weiß man es aus den Propheten, daß die Welt nicht besser, sondern schlimmer wird. Einst naht der Tag, von dem sie gesprochen, da die Berge taumeln und die Erde schwankt, da sich das Meer in brausendem Übermut über das Land ergießt, da die Völker tosen und die Reiche wogen. Aber auf diese Nacht des Entsetzens folgt ein neues Morgenrot! Die Gottesstadt erscheint, herrlich verklart mit dem wundervollen Paradiesesstrom! Und nun geschieht der große Umschwung der Weltgeschichte! Mit einem großen Schlage schafft Jahve nach so viel Kriegen den Frieden in der Welt, und nach so viel Weltreichen besteigt er selber den Weltenthron<sup>3)</sup>!

Und so ist das letzte Wort dieser einst so kriegeslustigen und stets so tapferen Religion doch nicht der Krieg, sondern der Friede, der ewige Friede! Vor Zeiten hatte Israel keine größere Offenbarung der furchtbaren Macht Jahves unter den Menschen gekannt als den Krieg. Jetzt aber ist es in einer langen, drangsals-

1) Ps. 58, 11. 2) Ps. 149, 6—9.

3) Nach Ps. 46.

1) Ps. 123, 4. 2) Ps. 126. 3) Ps. 85, 10.

vollen Geschichte alt und und müde geworden; und es hat gelernt, die Werke des Friedens höher zu schätzen als das Wüten des Krieges; auch seine Religion ist milder und sanfter geworden. Und so ertönen mitten in die von Kriegeslärm widerhallende Welt prophetische Stimmen, die ein wunderbar herrliches Ideal verkünden, das auch uns ein fernes, hohes Ziel ist: den ewigen Frieden! Friede zunächst in Israel, wenn der neue König aus dem alten Hause, das frische Reis aus Isais Wurzelstumpf, in Jahves Weisheit regiert, die Geringen mit Gerechtigkeit richtet und den 'Frevler' schlägt mit dem Stabe seines Mundes<sup>1)</sup>; denn — so ist die Überzeugung des Propheten — die Grundlage des inneren Friedens ist die soziale Gerechtigkeit. Friede zugleich für die ganze Welt, wenn die Völker der Welt sich einträchtig sammeln, um dem wahren Gott und seinem Schiedsspruch zu gehorchen.

„Dann schmieden sie ihre Schwerter zu Pflugscharen um, ihre Spieße zu Winzerstangen. Kein Volk erhebt gegen das andere das Schwert,

und sie lernen nicht mehr den Krieg“<sup>2)</sup>!

Das höchste Wort aber findet ein prophetischer Nachkömmling, der in Ägypten im fünften Jahrhundert gelebt hat<sup>3)</sup>. Einst wird es drei Reiche geben, in der Mitte Israel, im Norden Assur, im Süden Ägypten, alle drei vor Jahve in gleicher Gnade und in friedlichem, freundnachbarlichem Verkehr.

„An jenem Tage wird eine Straße führen von Ägypten nach Assur. Dann kommt Assur nach Ägypten, 'und Ägypten zieht nach Assur hinüber'“<sup>4)</sup>.

Die alte Feindschaft zwischen Norden und Süden, die einst die Welt zerfleischt hat, ist dann vorüber; die einst widereinander in unzähligen Kriegen entbrann-

ten Völker verbindet dann eine friedliche Straße! Ja, dieser wahrhaft groß denkende Mann ist bereit, sogar Israels Sonderstellung vor Jahve preiszugeben und sein Volk auch vor Jahve den beiden andern Weltvölkern gleich-, ja, unterzuordnen.

„An jenem Tage wird Israel sein das dritte neben Ägypten und Assur, ein Segen inmitten der Erde, 'die' Jahve Zebaoth segnet“<sup>5)</sup>: Gesegnet mein Volk Ägypten, und du Assur, Werk meiner Hände, und mein Erbe Israel“<sup>1)</sup>.

Die Ehrenprädikate „mein Volk“, „Werk meiner Hände“, „mein Erbe“, die nach der alten nationalen Religion Israel allein zustehen, werden hier gleichmäßig über alle drei Völker verteilt! Gleichberechtigung der Völker und darum Friede auf Erden, das ist der letzte Gedanke der alttestamentlichen Religion. Die Hoffnung, daß Israel einst das Weltreich zufallen werde, dies heiße Begehren des jüdischen Herzens, hat hier keine Stätte mehr. Aber nicht verzichtet hat der Prophet auf den Gedanken vom Königtum des Gottes. Nicht mit Gewalt wird Israel die Völker niederschlagen, aber es wird sie überwinden durch seine Religion. An die Stelle des Ideals einer kriegesischen Weltmacht tritt der Gedanke einer friedlichen Herrschaft des Geistes.

So mögen denn auch die christlichen Völker Europas, wenn der gegenwärtige Weltkrieg — will's Gott — zum Heil unsres Vaterlandes beendet ist, sich aufs neue besinnen, daß es ein höheres Ziel gibt als die gewaltsame Unterdrückung! Und möge unser Volk auch im Siege nicht vergessen, daß es viele Nationen auf Erden gibt, die alle ein Gedanke Gottes sind und ihr eignes Recht haben! Denn wie auf sozialem Gebiet so ist auch auf dem politischen das Ende des Streites die Gerechtigkeit.

1) Jes. 11, 1 ff.

2) Jes. 11, 4.

3) Jes. 19, 16—24.

4) Jes. 19, 23.

1) Jes. 19, 24 f.

## Idealismus und Soldatentum.

Von Johannes Niedner.

Unseren Gegnern verdanken wir die Anregung, über die tiefsten Probleme unseres menschlichen Zusammenlebens nachzudenken. Besonders ist es der Vorwurf des Militarismus, der dazu Veranlassung gibt. „Wider den deutschen Militarismus“, das ist das Feldgeschrei, mit dem die Stimmung der Kulturvölker gegen uns aufgeregt wird. Zuerst war es die Nichtachtung des Rechts, die man in unserem Verhalten zu Belgien sah, dann die angeblichen besonderen Grausamkeiten unserer Soldaten, womit man Stimmung gegen uns machte. Beide Vorwürfe haben ihre selbständige Wirkung wohl ziemlich schnell schon verloren. Beruhte doch der Vorwurf des Rechtsbruchs auf einer konfusen Auffassung vom Wesen der Neutralität, in der man Neutralitätsverletzung und Rechtsverletzung gleichsetzte, ganz abgesehen davon, daß sich dieser Vorwurf nicht zum Feldgeschrei für Staaten eignete, die in der Folge fortgesetzt die Neutralität anderer verletzten; und läßt sich doch auf die Dauer, wenigstens bei den neutralen Staaten, auch die Annahme nicht aufrechterhalten, daß die deutsche Kriegführung grausamer ist als die der Gegner. So hat man denn diese besonderen Vorwürfe ganz geschickt in den allgemeiner gehaltenen des Militarismus überhaupt übergeleitet. Ein Blick in die ausländische Presse zeigt, daß das Feldgeschrei „wider den deutschen Militarismus“ in der Tat recht wirksam ist. Und die Wirkung wird dadurch eher noch erhöht, daß das Wort Militarismus mehrdeutig ist. So kann man mit der Wahl grade dieses Wortes

zugleich das Bestehen einer innerstaatlichen Kontroverse ausnützen; denn Militarismus ist ein Schlagwort, mit dem man auch bei uns im Lande bisweilen ein Übel bezeichnet; hat doch deshalb kürzlich einer unserer leitenden Staatsmänner jenen Vorwurf nur mit dem Bemerken abweisen zu können geglaubt, daß es bei uns keinen Militarismus gebe. Man möchte so gern zugleich Gegensätzlichkeiten bei uns hervorrufen. Auch deshalb ist es angezeigt, auf das Wesentliche des in jenem Vorwurf sich uns bietenden Problems aufmerksam zu machen und die idealen Gesichtspunkte besonders hervorzuheben, unter denen die Frage nach der Berechtigung unseres deutschen Militarismus von uns aus jedem Parteienstreit herausgehoben wird.

Wenn dem deutschen Volk im ganzen der Vorwurf des Militarismus gemacht wird, so kann man damit doch wohl nichts anderes meinen als den Geist, der in unserem Berufssoldatentum steckt, von dem man annimmt, daß er bei uns zum Volksgeist geworden ist, der unser Handeln nach außen hin beherrscht. Und diesen Geist nun bezeichnet man als schlechthin kulturwidrig. Der tiefer zugrunde liegende Gedankengang ist dabei wohl folgender: Aufgabe des Berufssoldatentums ist die Ausübung des Waffenhandwerks. Dessen Besonderheit ist die Gewaltübung. Gewalt aber steht im Widerspruch mit Recht, Moral und Religion; und wo diese gewalttätige Stimmung, die feineres individuelles Leben unterdrückt, vorherrscht, ist keine Erhaltung und kein Fortschritt wahrer Kultur



möglich. Auf diesen Widerspruch von Gewalt und Bildung stellt z. B. alles ab der berühmte französische Philosoph Boutroux. Er führt aus, das Wesen der hellenischen, christlichen und humanen Zivilisation, wie sie vornehmlich von der römischen Rasse vertreten werde, liege in der Betonung des moralischen Elements im menschlichen Leben, im Wesen der deutschen Rasse aber liege das Gewalttätige.

Angesichts der Annahme solchen Widerspruchs zwischen Militarismus und Kultur schlechthin mußte es doch großes Aufsehen erregen, daß die deutschen Professoren einmütig für den Militarismus eintraten. Nicht allerdings bei Leuten wie Boutroux, der bekanntlich kürzlich bemerkt hat, die deutschen Professoren, selbst die Autoritäten in ihrem Fach, seien mit wenigen Ausnahmen in Geschmack, Anschauungen, Sprache und Benehmen doch im Grunde genommen ordinäre rohe Menschen und ihr Eintreten für die Brutalität des Krieges daher nicht verwunderlich. Aber anderwärts ist man ehrlich erstaunt und findet es unbegreiflich, wie wir für den Militarismus eintreten könnten; der Militarismus bleibe, so schreibt ein holländisches Blatt, eine unsagbar trübe, leider nur immer noch für notwendig erachtete Abscheulichkeit, deren man sich schämen müsse. Das Eintreten dafür entspringe einem vormittelalterlichen Geist und sei die Sprache von Jungen, die in den Raufjahren stehen. Wir deutschen Professoren hätten wohl keine Ahnung von dem Eindruck, den unsere Äußerung auf alle westlichen Völker mache. Idealismus und Militarismus erscheinen als unversöhnliche Gegensätze und ein Eintreten der deutschen Professoren, die sich immer noch als die besonderen Vertreter idealer Anschauungen angesehen haben, daher als ganz abwegig. Man verlangt

Internationale Monatsschrift

von uns eine Absage an den kriegerischen Geist.

Wir werden mit dieser Vorhaltung zunächst vor ein Problem gestellt, das sich uns gleich im Anfang des Krieges in seiner praktischen Bedeutung bot: Wie verhält sich der kämpfende Soldat zum rechtlich, moralisch und gar religiös empfindenden Menschen? wobei wir die Stimmung des richtigen Soldaten in Rücksicht ziehen müssen, der nicht, nur gezwungen handelnd, bei jedem Schuß, den er abfeuert, die Empfindung hat, daß er eigentlich ein Unrecht tut, sondern der mit frohem Mut kämpft und dabei wohl gar in eine Stimmung kommen kann, die in etwas der Jagdstimmung ähnlich sein mag. Das Problem liegt in der philosophisch-psychologischen Grundfrage nach der Einheitlichkeit des das menschliche Handeln bestimmenden Gefühls. Die staatssoziale und damit praktische Bedeutung dieser Frage aber wird uns klar, wenn wir beachten, wie sie wiederum den verschiedensten Fragen unseres sozialen Zusammenlebens zugrunde liegt. Wir wissen, wie man Rechtsgefühl mit sog. gesundem Menschenverstand und mit moralischem und religiösem Empfinden, wie man ästhetisches mit moralischem Gefühl bisweilen in Gegensatz, andererseits Zwang mit Recht in Verbindung, mit Moral in Gegensatz zu bringen geneigt ist, und wie solche Auffassung auf die äußere Gestaltung unseres sozialen Lebens einwirkt. Beim Kriegsbeginn hat diese Frage gewiß manch einem in der Stille schwer aufgelegt, und sie trat, besonders betont, in der Frage hervor, ob Geistliche als Frontsoldaten ins Feld rücken dürften. Es ist ein Zeichen für die Schwierigkeit des Problems, daß, obwohl das Problem von je, besonders auch von Luther behandelt war, die Vertretung der größten evangelischen Kirche keine klare Entscheidung

26

find. Der bekannte erste Erlass des Evangelischen Oberkirchenrats, dem sich andere Kirchenbehörden anschlossen, begnügt sich mit der Feststellung, daß die Anschauungen darüber verschieden seien. Die praktische Frage wurde dann schließlich durch das Gefühl entschieden: die Vereinbarkeit wurde unmittelbar empfunden, und man ließ die Geistlichen zum Frontdienst zu. Es ergab sich dabei die interessante Tatsache, daß hier von grundsätzlich dualistischer Weltanschauung aus die Einheitlichkeit des menschlichen Empfindens und von monistischer Seite aus ein dualistischer Gegensatz in der menschlichen Natur betont wurde. Manch einer, der bisher die Unverträglichkeit des Kriegshandwerks mit christlichem Empfinden angenommen hatte, kam jetzt auf Grund der Überzeugung von dessen moralischer Berechtigung dazu, auch die Vereinbarkeit mit dem religiösen Gefühl anzunehmen, weil doch wiederum moralisches und religiöses Gefühl nicht im Gegensatz stehen könne.

Das Problem des Wesens der menschlichen Natur wird auch jetzt gewiß nicht gelöst werden, aber die Erfahrungen des Krieges, die Beobachtungen eben jener Stimmungen und wie sie nach Ausgleich streben, wird uns vielseitige Anregungen geben, die für die Beurteilung praktischer Fragen unseres sozialen Zusammenlebens, wie eben z. B. der Frage nach der Stellung der Geistlichen im Volksleben, von Wert sind. Wir sollten darauf schon während des Kriegs unser Augenmerk richten. Wir werden dann vielleicht auch zu einer tieferen Würdigung der völkerpsychologischen Frage kommen, ob das Erlöschen kriegerischen Geistes in einem Volk unbedingt das Zeichen einer höheren Kulturstufe im ganzen ist, und also einem Vertreter idealistischer Lebensanschauung ein Eintreten für den Militarismus unmöglich sein muß.

Mag man aber auch annehmen, daß der kriegerische Geist schlechthin etwas Minderwertiges, einer niederen Kulturstufe Angehörendes ist, und daß man ihn daher nur aufrechterhalten dürfe, weil die Not dazu zwingt, so verlöre damit doch das Eintreten für den deutschen Militarismus seitens der Vertreter eines reinen Idealismus noch nicht seine Berechtigung, denn die deutsche Einrichtung des Heerwesens ist zugleich eine Friedenseinrichtung, deren Besonderheit darin besteht, daß in ihr berufsmäßig gerade gewisse Ideale gepflegt werden, deren Wahrung für jedes staatliche Vorwärtskommen von Bedeutung ist. Im militärischen Beruf wird vor allem ausgebildet das Verständnis für den moralischen Begriff des kategorischen Imperativs, für soziale Staatsauffassung und für Handeln des Einzelnen nicht um materiellen Gewinn. Diese idealen Gesichtspunkte besonders zu betonen, ist aber gerade angesichts der Entwicklung, die unser deutsches Geistesleben in letzter Zeit genommen hatte, besonders am Plage. Denn das wollen wir doch in der stolzen Freude darüber, daß sie in unserem Volke noch lebendig sind, nicht vergessen: wir waren in Gefahr, sie geringer zu achten.

Der Begriff der eisernen Pflicht konnte leicht verblassen gegenüber einer Lehre, nach der der Einzelne den Inhalt des moralischen Gebots selbst zu bestimmen berechtigt ist. Diese Lehre aber wurde und wird immer gern vom Neurastheniker aufgenommen, der beim Geringerwerden seiner Widerstandskraft sich das Gefühl der Freiheit und Kraft nur erhalten kann, indem er seine Pflichten verringert. Mangel an Übung der Widerstandskraft bringt aber eine Zunahme der Neurasthenie, über die wir in allen Schichten der Bevölkerung so vielfach klagen hörten.

Soziale Staatsauffassung ferner soll freilich nicht allein der Ausgestaltung unseres Staatslebens zugrunde liegen, in einer richtigen Balance zwischen Individualismus und Sozialismus beruht das Gedeihen des menschlichen Zusammenlebens, und richtig ist, daß im Militärwesen individualistische Strebung mehr zurückgedrängt werden muß als im sonstigen bürgerlichen Gemeinwesen. Aber eine stärkere Betonung der sozialen Staatsauffassung ist auch im bürgerlichen Gemeinwesen zu Zeiten angezeigt, in denen sich jene Balance zuungunsten der sozialen Strebungen zu verschieben beginnt, die individualistischen Strebungen mehr Raum gewinnen, als zur Harmonie des Ganzen wünschenswert ist. Und wer wollte leugnen, daß wir nach dieser Richtung hin in einem gefährlichen Fahrwasser waren. Die Notwendigkeit der sog. sozialen Gesetzgebung, in der der Staat den individualistischen Interessen Grenzen setzt, ist in gewissem Sinne nur ein Beweis dafür. Gesteigertes Verständnis für die Notwendigkeit des Zurücktretens individualistischer Strebungen kann uns daher zurzeit dem Ideal eines harmonischen Zusammenlebens nur näher bringen.

Das Handeln um materiellen Gewinn endlich kann man gewiß auch nicht schlechthin für verwerflich halten, müßte man doch dann jede gewerbliche Tätigkeit als minderwertig ansehen, aber zweifellos ist, daß die Beziehung unseres Handelns auf materiellen Gewinn in zwei Fällen gefährlich werden kann. Einmal allgemein dann, wenn Geldgewinn allein deshalb erstrebt wird, um in eine Lebenslage zu kommen, in der Genuß ohne Arbeit möglich ist, wenn also der Genuß statt der fruchtbringenden Arbeit das Ziel des Strebens wird; das ist das Kennzeichen von Zeiten des Verfalls. Sodann aber in allen nicht gewerblichen Berufen.

Wenn hier die einzelne Handlung auf Geldgewinn bezogen wird, so wirkt das immer schädlich, ja vernichtend auf das Gedeihen der Berufstätigkeit. Wer wollte leugnen, daß in beiden Beziehungen die Entwicklung im letzten Menschenalter keine günstige gewesen ist. Die materielle Lebensauffassung ist doch wohl im Wachsen, und in den verschiedensten Berufen, die sog. höheren Berufe, selbst den Professorenberuf nicht ausgenommen, sehen wir, wie die berufliche Tätigkeit durch den Nebengedanken an Geldgewinn oft vergiftet wird. Und glauben wir nicht jetzt gerade bei den Engländern zu bemerken, wie kulturwidrig es wirkt, wenn der Geist eines Volkes dahin gerichtet ist, daß Geldgewinn zum bestimmenden Maßstab seines Handelns wird? Auch hierin liegt wieder ein völkerpsychologisches Problem, für dessen Beurteilung der Verlauf des jetzigen Weltgeschehens von größtem Interesse ist.

Es gibt nun, wie gesagt, keinen Beruf, in dem so wie im Militärberuf gerade jene drei Ideale gewissermaßen in Reinkultur gezüchtet werden: die eiserne Notwendigkeit der Erfüllung nicht selbstgewählter Pflichten; das Aufgehen in einer Gemeinschaft bis zum bereitwilligen Opfern der eignen Person; Ausschluß jeder Möglichkeit, sein Handeln in Beziehung zu materiellem Gewinn zu setzen. Das weiß jeder, der einmal Soldat gewesen ist. Und dadurch, daß durch diesen Beruf alle gesunden erwachsenen Männer hindurchgehen, wird es erreicht, daß sie alle auf jene Ideale aufmerksam und viele gewiß auch von ihrer Notwendigkeit praktisch überzeugt werden, die sonst überhaupt nichts von ihnen gehört oder mangels praktischer Anschauung ihre Bedeutung nicht erkannt hätten. So wirkt unsere Heereseinrichtung zweifellos viel zu sittlicher Hebung unseres Volkes im ganzen. Und es gereicht dem

26\*



gesamten deutschen Volke gewiß nicht zur Unehre und zum Nachteil, wenn es aus dieser auf altpreußischem Boden erwachsenen Einrichtung gelernt hat. Wie aus dem altpreußischen Beamtentum, das manchem auch so starr erschien, dessen

kulturfördernde Arbeit für die preußische Rechts- und Wirtschaftsentwicklung aber längst aufgedeckt ist, so kann man aus unserem Militarismus gerade ideale Gesichtspunkte gewinnen, die dem Volk der Dichter und Denker wohl anstehen.

## Sozialversicherung und Krieg.

Von Fritz Stier-Somlo.

### I.

Schon lange vor dem großen gegenwärtigen Völkerringen war die Frage nach der Bedeutung unsrer sozialen Versicherung in lebhaftem Streit befangen. Von einseitigen Interessentenurteilen, mögen ihre Verteidiger zuweilen auch über große wirtschaftliche Macht und sozialen oder amtlichen Einfluß verfügen, muß eine wissenschaftliche Betrachtung absehen, gleichviel, ob es sich um überschwengliches Lob oder schwärzesten Tadel handelt. Richtig bewertete, praktische Erfahrungen oder Hilfsmittel der Statistik, Beobachtungen des wirtschaftlichen Lebens, insbesondere der durch die öffentliche Versicherung betroffenen Kreise aber auch der Unternehmer und der gesamten Volkswirtschaft, Untersuchung der vielseitigen Wirkungen der Versicherung im einzelnen — dies allein führt zu einer gerechten Abwägung der Vorzüge und Nachteile. Erst in den letzten Jahren war eine heftige literarische Fehde entbrannt, die trotz einer gewissen Einseitigkeit sozialpolitischer Schriftsteller zu einem Ausgleich der Ansichten auf mittlerer Linie zu führen verspricht. Einigkeit besteht über die großen finanziellen Leistungen der Kranken-, Unfall-, Invaliden-, Hinterbliebenen- und Angestellten-Versicherung. Es wird an Entschädigungen in den erstgenannten vier Zweigen jetzt über 2 Millionen Mark täglich aus-

gezahlt. Von 1885 bis 1912 haben die Krankenkassen in 105,4 Millionen Erkrankungsfällen Hilfe geleistet und über 5,18 Milliarden Mark an Krankheitskosten aufgewendet. Die Berufsgenossenschaften gewährten in dem gleichen Zeitraum 2,1 Milliarden Mark für Entschädigungen an Unfallverletzte usw. und rund 176 Millionen Mark an Heilverfahrenskosten. Dazu kamen noch rund 25 Millionen Mark zur Unfallverhütung. Besonders bedeutungsvoll wurden die Wohlfahrtsbestrebungen der Landesversicherungsanstalten. Diese haben bis 1912 an Renten 2,3 Milliarden Mark gezahlt. Ihre umfassende Heilfürsorge erfordert gegenwärtig einen jährlichen Aufwand von über 26 Millionen Mark. In Lungenheilstätten finden jährlich über 50 000 Tuberkulose Aufnahme, rund 175 Millionen Mark haben sie von 1897 bis Ende 1913 für die Tuberkulosebekämpfung hingegeben. Auch ihre großen Kapitalbestände, z. Zt. rund 2 Milliarden Mark, sind zur Wohlfahrt und Gesundheit des Volkes verwendet worden. Bis Ende 1913 hatten die Landesversicherungsanstalten zur Förderung der allgemeinen Wohlfahrtspflege 562 Millionen Mark ausgegeben, daneben waren für den Wohnungsbau noch 482,6 Millionen Mark zur Verfügung gestellt worden.<sup>1)</sup> Nicht verkannt wird aber auch

1) Kaufmann, Die Arbeiterfürsorge eine Quelle deutscher Kriegsbereitschaft, Monatsblätter für Arbeiterversicherung 1914, S. 131.

die mittelbare Wirkung auf die Arbeiterschaft: Verbesserung ihrer wirtschaftlichen Lage, ihr zweifelloser Aufstieg, Steigerung des Wohlstandes überhaupt, dargetan an der Einkommens- und Konsumstatistik, an der Vermehrung der Sparkasseneinlagen, Erhöhung der sozialen Wertung der Arbeiterschaft durch die Einräumung von Rechtsansprüchen an Stelle von Almosen und durch die Gewährung einer in allen Ländern der Welt in diesem Umfang unbekannten Selbstverwaltung, die eine Teilnahme nicht nur an dem Vollzuge, sondern auch an der Rechtsprechung gesetzlich verbürgt. Leicht erkennbar ist auch der erzieherische Wert der Gesamteinrichtung, die jeden auf das Bedenken kommender Ereignisse hinweist und dadurch eine auf die Zukunft gerichtete, über das Gegenwartsinteresse weit hinaus strebende Geistesverfassung ermöglicht. Durch eben jene Selbstverwaltung wird aber nicht nur das Verantwortlichkeitsgefühl gesteigert, sondern auch der Sinn für objektive Abwägung, gerechtere Beurteilung aller Verwaltung, Verständnis für sachliche Schwierigkeiten geweckt, dazu aber noch die Verbindung des Einzelinteresses mit einer staatlich geschaffenen und in ihrer Wirksamkeit gesicherten Einrichtung hergestellt. So ist hier der Übergangspunkt zum allgemein politischen Element gegeben.

Diesen Lichtseiten stehen gegenüber eine teilweise Verschiebung der Produktion aus dem Fabrikbetrieb in das Hausgewerbe, gewisse bedauernswerte Erscheinungen ethischer Art, wie Neigung zur Simulation, Rentensucht und Rentenhysterie. Die Annahme freilich, die Arbeiterversicherung lähme die Selbstverantwortung, konnte nicht erwiesen werden, sie ist vielmehr widerlegt durch die zahlreichen Fälle der freiwilligen Selbstversicherung, die Gründung von Genossenschafts- und Gewerkschaftskas-

sen, die Verbreitung der Volksversicherung, durch die erhöhte Sparsamkeit, Selbstbeherrschung und Vorsicht. Bedenklich ist dagegen eine vielfach zu starke Belastung der kleineren und mittleren Arbeitgeber, besonders in der Unfallversicherung, während man die tragkräftigeren Schultern von Handel und Industrie nicht in unangemessener Weise beschwert finden kann, zumal die Aufwendungen der Arbeitgeber durch unmittelbare Gegenleistungen und mittelbare Vorteile wohl ausgeglichen erscheinen. Sie sind in weitem Umfange von der Haftpflicht frei, sparen Gehälter und Privat-Fürsorgekosten. Die soziale Versicherung fördert einen höheren Lebensstand der Arbeiter und Angestellten in materieller, intellektueller, hygienischer und sozialer Beziehung, der wieder mit der höheren Kauf- und Verzehrkraft den einheimischen Absatzmarkt für Landwirtschaft und Industrie wesentlich stützt. Die Selbstverwaltung innerhalb der sozialen Versicherung bietet Anlaß zur Milderung der durch den Kampf zwischen Kapital und Arbeit naturnotwendig verursachten Reibungen; das Zusammenarbeiten pflegt zur Verständigung und zu einer versöhnenden Grundstimmung zu führen. Durch die Zusammenfassung in den Berufsgenossenschaften der Unfallversicherung ist aber auch der „Korpsgeist der Arbeitgeber“ gestärkt worden, der auf mancherlei Gebieten, besonders auch auf dem der Tarifgemeinschaften, von großer Bedeutung ist.

Die Entlastung des öffentlichen Haushalts durch die Sozialversicherung zeigt sich immer mehr in der Verminderung der Armenpflegekosten. Die Gesamtheit der steuerbaren Bevölkerung ist freilich stark durch die Arbeiterversicherung belastet. Aber das wichtigste ist doch, daß sie dem grundlegendsten Wert des Volkskörpers, „dem organischen Nationalkapi-

tal, der Gesundheit des ganzen Volkes, seiner wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit, seiner Wehrkraft und der Gesundung des Nachwuchses“ dient. Sie ist keine bloße Belastung, sondern auch eine Verbesserung der Produktion, „die biotechnische Sicherung der Gemeinschaft, sie ist integrierender Bestandteil der gesamten Nationalwirtschaft“. <sup>1)</sup>

Die hiermit betonte Bedeutung der Sozialversicherung für die Volksgesundheit und für die Wehrkraft kann gar nicht überschätzt werden. Die Zweige der Sozialversicherung üben, obwohl dies nicht bei allen von vornherein die gesetzliche Absicht war, schon eine vorbeugende Tätigkeit, ein schadenverhütendes Wirken aus, das man ohne nationale Überhebung als beispiellos in der Weltgeschichte bezeichnen kann. Der Kernpunkt der Leistungen besteht dann aber in der möglichst frühzeitigen und sachdienlichen ärztlichen Einwirkung zwecks Beseitigung oder Milderung der körperlichen Leiden und Herstellung der Arbeitsfähigkeit. An der Abnahme der Sterblichkeit in Deutschland und der Erhöhung des durchschnittlichen Lebensalters ist die Sozialversicherung wesentlich beteiligt; die Erfolge in der Bekämpfung der Volkskrankheiten, besonders der Lungentuberkulose, sind mit auf ihre Wirksamkeit zurückzuführen. Die zahlreichen persönlichen Berührungen mit den Ärzten erwecken und stärken in weiten Bevölkerungsschichten die Einsicht in eine möglichst zweckentsprechende Lebensweise, was sich in der Art der Nahrungszubereitung und -aufnahme, Stellung zur Alkoholfrage, Kinderpflege und Wohnungsauswahl geltend macht.

1) Friedrich Zahn, Die Wirkung der deutschen Sozialversicherung, 1915, S. 95. In dieser Festschrift für Lujo Brentano ist auch das ganze, heute für diese Fragen noch wichtige Schrifttum vorzüglich zusammengefaßt und bereichert.

Gesundheit, Kraft, Ertüchtigung, Widerstandsfähigkeit gegen Krankheit und Invalidität sind auch die Unterlagen für ein erhöhtes Lebensgefühl, das sich erfahrungsgemäß in verbesserten Leistungen wirtschaftlichen, insbesondere industriellen Kennzeichens umsetzt, indes die dadurch gebotene höhere Lebenshaltung auch den Sinn vermehrt für allgemeine Kulturgüter und den Wunsch erweckt, an der Welt des Geistes und der Kunstübung genießend teilzunehmen. Diese Gesamtwirkungen geben aber auch die Handhaben zur Beurteilung der Frage, wie weit die Sozialversicherung (unterstützt durch den Arbeiterschutz) für die Wehrkraft Bedeutung besitzt. Je höher die Gefahr ist, daß die Bevölkerung durch die immer stärkere Abwendung von der landwirtschaftlichen und Hinwendung zur industriellen Arbeit eine Verminderung ihrer körperlichen und seelischen Widerstandskraft erleidet und jedenfalls in der Aufeinanderfolge der Geschlechter verkümmern könnte, desto wichtiger die volkshygienische Arbeit durch das Reich, den Staat, die Gemeinden und die Versicherungsträger auf dem Gebiete der Sozialversicherung, weil offensichtlich hierdurch auch die Militärtauglichkeit beeinflußt wird. Wehrfähig kann nur ein gesundes, starkes, lebenbejahendes, gut geschultes, wirtschaftlich ausreichend versorgtes Volk im Vollbesitz normaler ethischer Vorstellungen und seelischer Antriebe sein.

## II.

Während schon im Frieden die Beziehungen der Sozialversicherung zur Wehrkraft der Nation derart klar in das Bewußtsein treten, so noch mehr im Kriege. Dieselbe Opferbereitschaft, die zur Selbstversicherung, zur freiwilligen Erweiterung der Leistungen insbesondere auf dem Gebiete der Krankenversicherung, zu



zahllosen ehrenamtlichen Betätigungen geführt hat, findet Gelegenheit, sich im Weltkriege an großen Aufgaben unerschöpflich zu bewähren. Ein durch die Sozialversicherung hygienisch gehobenes, in seiner Lebenskraft erhöhtes, in seinem Sittlichkeitsbewußtsein gestärktes Volk ist es, das unsere Siege erkämpft. Es wäre töricht, den großen bestimmenden Anteil zu übersehen, den Religion und Schulbildung, gewiß nicht zuletzt militärische Erziehung an den Erfolgen der deutschen Waffen besitzt. Es gibt eine Fülle von tiefliegenden Ursachen, die zur Erklärung dienen für Mut und Ausdauer trotz allen Erschwernissen der Natur und der feindlichen Kraft, die sich den unsern entgegensetzt; aber lange wird die Geschichte die todesverachtende Kühnheit, das Verantwortlichkeitsgefühl, die Kameradschaft und Treue, die mit Ritterlichkeit gepaarte Güte unserer Soldaten lebendig bewahren. Es ist aber gewiß von unschätzbarem Werte, daß die Sozialversicherung uns „eine widerstandsfähigere, im eigenen Schutze der Gesundheit besser geschulte und in ihrer Gesamtlage weit über das Daseinsmindestmaß erhobene Arbeiterschaft“ geschaffen hat. Die Zahl und die Kraft, die Kriegsbegeisterung und die Siegeszuversicht der gegen die Feinde Hinausgezogenen ist ohne die Sozialversicherung nicht denkbar. Der vaterländische Geist, den wir überall mit Stolz seit dem Kriegsbeginn wahrgenommen haben, hat einen seiner wichtigsten Gründe in der Tatsache, daß die deutschen Massen sehr wohl wissen, Reich und Staat sorgen für sie zu allen Zeiten mit bester Absicht und im Riesenmaßstabe. Die Einheit des nationalen Bewußtseins, unmöglich ohne die zusammenhaltende Kraft und Empfindung auch der arbeitenden Bevölkerung mit wirtschaftlich und sozial besser gestellten Ständen, ist seelisch bedingt von der über vier Jahrzehnte währenden ge-

meinsamen Arbeit der Versicherten und Unternehmer in Verwaltung und Rechtsprechung der Sozialversicherung. Die „zwei Nationen“, nämlich die der wirtschaftlich Selbständigen und die der Unselbständigen, von denen Beaconsfield schrieb, waren in Deutschland bei Kriegsausbruch und seither nicht zu finden, weil der trennende Riß immer mehr verringert wurde durch das Verständnis dafür, daß Interessengegensätze bis zu einem gewissen Grade sachlich begründet, zu einem sehr weitgehenden aber ausgleichbar sind. Vor allen Dingen ist das, was man jetzt eine Stärkung der demokratischen Richtung nennt, und was sich in der gemeinsamen Tragung der das Vaterland bedrohenden Gefahr, in weitgehender Opferbereitschaft und in einer Verwischung der Unterschiede zwischen reich und arm, hoch und niedrig zeigt, wohl vorbereitet durch das System der Sozialversicherung, in dem viele Millionen von Staatsbürgern auf Gedeih und Verderb an das Schicksal des Deutschen Reiches unlösbar gekettet sind. Auch dessen muß man eingedenk bleiben, wie das im Kriege dankenswerte Verhalten der im Frieden früher staatsfeindlichen Partei nicht zuletzt durch die Segnungen der Arbeiterversicherung beeinflußt worden ist.

Auch die der Sozialversicherung vorgehaltenen Nachteile erscheinen jetzt vielfach in einem andern Lichte. Wenn sich industrielle Kreise gegen eine zu starke Inanspruchnahme der Unternehmer gewehrt hatten, so werden sie jetzt erkennen, daß die ungeheuren Werte der deutschen Volkswirtschaft, die landwirtschaftlichen, kaufmännischen, die industriellen erst recht, gegen die mächtigen Feinde nicht hätten geschützt werden können ohne die großen durch die Sozialversicherung auf eine höhere Stufe des Menschentums erhobenen Massen.

## III.

Während des Krieges haben sich die Träger der Sozialversicherung, soweit dies rechtlich und tatsächlich möglich war, in den Dienst der Verteidigung Deutschlands gestellt. Die Landesversicherungsanstalten machten Gebrauch von der Bestimmung des § 1274 der Reichsversicherungsordnung, wonach sie mit Genehmigung des Reichsversicherungsamtes Mittel aufwenden können, um allgemeine Maßnahmen zur Verhütung des Eintritts vorzeitiger Invalidität oder zur Hebung von gesundheitlichen Verhältnissen der Bevölkerung zu fördern oder durchzuführen. Sie stellten nun bis zu 5 v. H. ihres rund 2 Milliarden betragenden Vermögens zur Verfügung. Auf ihren Antrag sind sie ferner vom Reichsversicherungsamt ermächtigt worden, durch Lombardierung ihrer Werte 150 bis 200 Millionen Mark flüssig zu machen, um sie für Zwecke der Kriegsfürsorge als Darlehen zu erleichterten Bedingungen an bedrängte Gemeinden, Kreise usw. zu geben. Das Zusammenwirken mit dem Roten Kreuz in der Kriegswohlfahrtspflege stellte an sie große finanzielle Forderungen, die bereitwilligst erfüllt wurden. Zur Zeichnung der Kriegsanleihe wurden durch Lombardierung von Wertpapieren, Verwertung von Hypotheken usw. bedeutende Mittel beschafft. Zu diesem Zwecke verwandten auch die Berufsgenossenschaften Teile ihrer Rücklagen, sodann verzichteten sie auf die Herabsetzung und Aufhebung von Renten auf die Dauer von zunächst drei Monaten, erleichterten die Zahlung von Verletztenrenten der im Felde stehenden Rentempfänger zu Händen ihrer Angehörigen. Gewisse Streitigkeiten sollen bis auf weiteres ruhen, die Überwachung der Unfallverhütungsvorschriften dagegen möglichst aufrechterhalten werden; ver-

hängte Strafen sind möglichst niederzuschlagen, unvermeidliche Verhängung neuer mit Nachsicht zu üben. Die Fürsorge für die Angehörigen der durch den Kriegsdienst behinderten genossenschaftlichen Angestellten ist wohlwollend zu regeln. Sowohl die Träger der Unfall- wie der Invalidenversicherung haben Krankenhäuser, Heilstätten, Genesungsheime für die Unterbringung von Verwundeten zur Verfügung gestellt. Die Angestelltenversicherung konnte für Kriegsaufgaben nach den geltenden Rechtsvorschriften nicht herangezogen werden, während die Krankenkassen, im wesentlichen ohne nennenswertes Vermögen, ihre finanziellen Mittel zur Deckung der in hohem Maße an sie herantretenden Ansprüche dringend benötigten.

Damit hängen gesetzliche Maßnahmen vom 4. August 1914 zusammen, die getroffen worden sind zur Sicherung der Leistungsfähigkeit der Krankenkassen und zur Erhaltung der Anwartschaften aus der Krankenversicherung. In jener Beziehung galt es, die Gewährnisse auf die sogenannten Regelleistungen zu beschränken, also auf Krankenhilfe, Wochenlohn und Sterbegeld, daher die Mehrleistungen für die Regel auszuschließen. In letzter Hinsicht sollte den Teilnehmern an Kriegs-, Sanitäts- und ähnlichen Diensten die freiwillige Weiterversicherung (§ 313 RVO.) erleichtert und sie sollten geschützt werden gegen den Verlust einer für die Leistungen erforderlichen Wartezeit. Diese Maßregeln mögen mit Rücksicht auf die wirtschaftliche Lage der Krankenkassen wenigstens teilweise notwendig oder nützlich gewesen sein. Jedenfalls zeigten sie, daß die Krankenkassen weder für die Kriegsaufgaben in besonderem Maße verwertbar waren, noch auch ohne besondere Reichshilfe in einer alle berechtigten Ansprüche befriedigenden Weise

wirksam bleiben konnten. Es hat sich herausgestellt, daß die Versicherungspflicht für die Kriegsteilnehmer nur bei einer recht künstlichen Anwendung der Rechtsgrundsätze über eine „Beurlaubung im Beschäftigungsverhältnis“ aufrechtzuerhalten war. Die für die freiwillige Weiterversicherung geschaffenen Erleichterungen erwiesen sich auch nicht als ausreichend. Selbst die Regelleistungen der Krankenhilfe, des Wocheneldes und Sterbegeldes sind vielfach gefährdet gewesen. Die Leistungsfähigkeit der Krankenkassen erschien durch die Anwendung der die Zahlung von Krankengeld und Sterbegeld für die Friedenszeit regelnden Bestimmungen gefährdet. Die infolgedessen hierfür gemachten Aufwendungen entziehen den Krankenkassen Mittel für Aufgaben, die gerade während der Kriegszeit von besonderer Bedeutung sind, hauptsächlich auf dem Gebiete der Familienhilfe und der sogenannten Mutterschaftsversicherung. Die Kassen erfüllen mit rein finanziellen und Naturalleistungen Aufgaben, die Sache des Reiches sind.<sup>1)</sup> Durch freiwillige Hilfstätigkeit der Kreise, Gemeinden, Armenverbände, Landesversicherungsanstalten sucht man den Mißständen zu steuern, aber schließlich hat, wenigstens für die Wochenhilfe, das Reich selbst mit eigenen Mitteln nach Maßgabe der Bundesratsbeschlüsse vom 3. Dezember 1914 und 28. Januar 1915 eingreifen müssen.

Wenn daher gerade die Krankenversicherung infolge ihrer eigenartigen Organisation in dieser Kriegszeit nicht alle

1) Den eingehenden Beweis hierfür habe ich geführt in meiner Abhandlung: „Die Krankenversicherung während des Krieges und das Eingreifen des Reiches auch in Friedenszeiten“, in der Zeitschrift für die gesamte Versicherungswissenschaft, Märzheft 1915, S. 173–199.

Hoffnungen erfüllte, so ist es doch vom nationalen deutschen Standpunkte aus nicht so sehr wichtig, daß die Kassen diesen Zeiten nicht ganz gewachsen waren. Maßgebend ist nur, daß alle Anforderungen schließlich durch das Dazwischentreten des Reiches erfüllt wurden; nur die organisatorische Stelle hat teilweise und auch nur in bezug auf die Krankenversicherung gewechselt, während die Leistungen schließlich auf die Höhe des Notwendigen gelangt sind. An der Bewährung aller Zweige der Sozialversicherung des Deutschen Reiches kann daher nicht der mindeste Zweifel bestehen.

#### IV.

Immerhin wird sich der Krieg auch hier als Lehrmeister erweisen. Wenn die Berufsgenossenschaften und Landesversicherungsanstalten auf „alle Beteiligte wirtschaftlich schädigenden oder verstimmenden Maßnahmen, wie die Minderung oder Entziehung der Renten, die Verhängung von Ordnungsstrafen usw.“, einstweilen verzichtet haben (Kaufmann a. a. O. S. 113), so wird man sich fragen müssen, ob nicht auch in Zukunft unsympathische Nebenerscheinungen der Organisation vermieden werden könnten. Eine der wichtigsten Fragen aber wird es sein, zu prüfen, ob nicht zunächst die Lasten der Krankenversicherung überhaupt auf Rechnung des Reiches unter gleichzeitiger Einführung einer entsprechenden Reichssteuer übernommen werden müssen, eine Frage, die von mir unbedingt bejaht wird. An der Krankenversicherung nehmen heute schon unmittelbar und mittelbar gut zwei Drittel des ganzen deutschen Volkes teil. Die örtliche Gliederung in Krankenkassen darf nicht vergessen machen, daß die Volksgesundheit, deren Erhaltung und Förderung nicht zuletzt durch die Krankenversicherung bewirkt wird, eine solche



lokale Begrenzung nicht verträgt. Schon wegen der Freizügigkeit der Arbeiter und Angestellten sind die gesundheitlichen Verhältnisse der benachbarten Ortschaften und vor allem der Stand der Hygiene im ganzen Reiche von allgemein staatlicher Bedeutung. Der Wert eines gesunden, kräftigen Menschenschlages und der Fürsorge für eine tatenfrohe, die Mühen des Erwerbslebens gut ertragende Volksschicht, die Herabminderung der Sterblichkeit, die Erhöhung des durchschnittlichen Lebensalters, die Ertüchtigung der Männer und gebärfähigen Frauen geht nicht nur die einzelnen Kassen, sie geht das ganze Deutsche Reich an. Auch das schadenverhütende Wirken in der Krankenversicherung, die Anstaltspflege, die Wochenhilfe überhaupt kann heute nicht mehr vom engen Gesichtspunkt einer einzelnen Kasse, auch nicht eines Kassenverbandes betrachtet werden. Dasselbe gilt für die viel erörterte erzieherische Bedeutung der Sozialversicherung, von der man mit Recht als von der sozialpolitischen Schule der Nation gesprochen hat.

Das ganze Reich und nicht nur die einzelne Kasse berührt die politische Wirkung der Krankenversicherung. Sie stellt den volkstümlichsten Zweig der Sozialversicherung dar; ihr Versagen in Kriegs- aber auch in ernsten Friedenszeiten müßte eine unerwünschte Rückwirkung auf die großen Massen und ihre Staatsfreundlichkeit haben. Außerdem liegt bei der Verwaltung der Krankenkassen in der ehrenamtlichen Tätigkeit ein unüberschätzbares Element sozialen Friedens. Eine nicht leistungsfähige Krankenversicherung würde auch politisch verhängnisvoll sein, während eine solche, die jederzeit auf der Höhe der berechtigten Ansprüche bleibt, ein wertvolles Bindemittel ist zwischen den verschiedenen Ständen der Nation.

Ganz besonders ist die Bedeutung der Familienhilfe und der Mutterschaftsfürsorge in diesem Kriege hervorgetreten, so daß ein Ausbau der vorhandenen Einrichtungen unerläßlich erscheint. Nicht minder ist die Einsichtigen längst selbstverständliche Notwendigkeit einer Blüte der Landwirtschaft durch die Erfahrungen des Krieges in alle Hirne und Herzen gedrungen. Obwohl nun durch Einbeziehung der landwirtschaftlichen Arbeiter in die Krankenversicherung durch die Reichsversicherungsordnung bis dahin unbefriedigenden Zuständen entgegenzuarbeiten versucht worden ist, können wir hierin nur einen erfreulichen Ansatz zu einer weit reicheren Ausgestaltung sehen. Die Angehörigen der Landwirtschaft, Arbeiter wie Kleinunternehmer, bedürfen einer viel umfassenderen, alle Erfindungen und Einrichtungen der modernen Ärztekunst in den Dienst stellenden Fürsorge. Die bisherige Beschränkung der Selbstverwaltung, die vielfache Zurücksetzung gegenüber den gewerblichen Arbeitern muß beseitigt werden.

Über den noch so erheblichen Einzelfragen materieller und organisatorischer Art stehen wichtige Aufgaben, die nach wiedererlangtem Frieden auch auf dem Boden der Sozialversicherung unser harren. Wir haben bei der Schaffung der Sozialversicherung, auch nicht in ihrer neuesten Gestalt, in der Reichsversicherungsordnung und in dem Angestelltenversicherungsgesetz, an den Krieg gedacht. Wir finden nur eine einzige Bestimmung, die vom Kriege handelt, nämlich von der Anrechnung der Kriegszeit als Beitragswochen in der Invalidenversicherung (§§ 1281, 1393 RVO.). Wir müssen uns fürderhin auch für andere als Friedenszeiten einrichten. Das gilt aber nicht nur von gewissermaßen ordnungschaffenden Regelungen minderen Ranges, vielmehr müssen wir daran den-

ken, die Frage der Leistungen und Beiträge, hiernach die der Wohltatgewährung und der Ausgaben auch für ungewöhnliche Zeiten und Bedürfnisse zu lösen. Dabei wird sich eines der Probleme, das der Belastung des Unternehmertums mit den Kosten, insbesondere bei der Unfallversicherung, neu aufrollen. Deutsche Gründlichkeit, Gewissenhaftigkeit und Genauigkeit schlägt zuweilen in Pedanterie, Buchstabenklauberei und Formalismus um. Es erhalten solche Mängel auf einem so eminent politischen und sozialen Gebiete wie dem der Arbeiterversicherung eine besondere Tragweite. Auch in dieser Richtung wird unsere Arbeit einsetzen müssen. Die erhebenden Ereignisse der nationalen Einigkeit, die Vereinigung aller Berufs- und Geburts-

stände in diesen stürmischen Zeiten können nicht ohne Einwirkung bleiben auf die Ausgestaltung der Selbstverwaltung, auf die Lockerung der strengen aufsichtsbehördlichen Einmischung und auf das Verhalten von Unternehmern und Arbeitern, die sich zu förderlicher Arbeit zusammenfinden müssen.

Groß sind die Segnungen der Sozialversicherung. Die schwere Belastungsprobe des Krieges hat sie gut bestanden. Doch heißt es auch hier wie auf allen Gebieten in Deutschland: Vorwärts und empor! Das nach dem Krieg in jeder Beziehung größere Deutschland wird nicht säumen, auch fernerhin in der Sozialversicherung allen Staaten der Welt zuvor Führer und Schöpfer zu sein.

## Nachrichten und Mitteilungen.

**Wirtschafts- und Verkehrsverhältnisse Persiens.** Die Nachricht, daß die türkischen Truppen, unterstützt von persischen Kontingenten, beständig in Persien vorrücken, um das Land vom russischen Joch zu befreien, hat das Interesse auch Deutschlands erneut auf das Wirtschaftsleben dieses Reiches hingelenkt. Die Ereignisse nach der Abdankung Mohamed Ali Schahs, die end- und ergebnislosen Verhandlungen im persischen Parlament, die Ohnmacht der persischen Regierung gegenüber den russischen Forderungen, hatten damals wohl fast allgemein die Meinung aufkommen lassen, daß Persien aus eigener Kraft sich nicht mehr emporheben könne, daß es vielmehr auf fremde Hilfe angewiesen sei, und da diese nicht ohne knebelnde Bedingungen geleistet werde, so erschien es nur noch als eine Frage der Zeit und der besonderen Umstände in der Politik der Weltwirtschaft, wann endlich die papierne Selbständigkeit des Sonnenlandes dem Untergange geweiht würde.

Diese Entwicklung wäre für ein Land mit großer geschichtlicher Vergangenheit immerhin bedauerlich gewesen, um so mehr als Persien offenbar die Fähigkeit besitzt, einem großen wirtschaftlichen Aufschwunge entgegenzugehen. Daß viele Vorbedingun-

gen dazu schon erfüllt sind, beweisen die Ziffern über den Außenhandel, die Angaben der amtlichen Zollstatistik usw., die Eisenbahnprojekte für Persien, die zum Teil in das Stadium der Verwirklichung treten u. a. m.; dazu kommt, daß die inneren Wirren, die Unsicherheit der Straßen und des Besitzes allmählich aufhören und der Wohlstand und die Kaufkraft des Landes mehr und mehr wachsen.

Es gibt nur wenige Teile der Erde, deren Blüte und Niedergang von der abwechselnden Verlegung der internationalen Handelswege so abhängig gewesen ist wie Persien. Noch im 16. und 17. Jahrhundert ging ein großer Teil des Handelsverkehrs zwischen Indien und China und der Mittelmeerküste auf dem Karawanenwege durch Persien. Damals war Ispahan die Hauptstadt, und die Sefawiden, die dort residierten, zählten zu den glanzvollsten Dynastien des Orients. Es war die letzte große Zeit, die Persien durchmachte. Im 18. Jahrhundert brachte der Feldzug Nadir Schahs nach Indien mit seiner ungeheuren Silberbeute, von der das Münzwesen Persiens bis auf den heutigen Tag gezehrt hat, noch einen vorübergehenden Aufschwung, aber dann begann der Verfall. Seit die englische Herrschaft in Ostindien

besteht, verödeten die Landwege durch das westliche Asien mehr und mehr. Das Wirtschaftsleben Persiens war in neuerer Zeit naturgemäß ein sehr schwaches und die auswärtigen Handelsbeziehungen des Landes infolgedessen gering. Dazu kam, daß die beiden unmittelbaren Grenznachbarn, Rußland vom Kaukasus und von Turkestan, England von Indien her, in bedeutend günstiger Lage waren, um Beziehungen mit dem Lande anzuknüpfen, als die Wettbewerbsstaaten.

Die diplomatische Fehde, die Rußland und England in Persien vor einer Reihe von Jahren geführt haben, ist noch in Erinnerung; sie wurde damit beendet, daß die beiden Länder sich durch den Vertrag vom 31. Aug. 1907 in den Zankapfel teilten, indem Rußland sich den nördlichen, England den südlichen Teil als Interessensphäre vorbehielt. Schon damals war klar, daß die beiden Staaten ihr möglichstes tun würden, um Persien in Abhängigkeit von sich zu bringen. Rußland war dabei insofern besser gestellt, als ihm die reichste Provinz Aserbeidschan mit der Hauptstadt Täbris, dem größten Handelsmittelpunkte Persiens, sowie die gleichfalls wohlhabende Landschaft Urmia angengrenzt ist.<sup>1)</sup> Da sich Rußland überdies das Recht des Eisenbahnbaues gesichert hatte, so beherrscht es das persische Reich wirtschaftlich zum größten Teil, was auch in der Handelsstatistik deutlich zum Ausdruck kommt, denn während England und Britisch-Indien einen Handelsverkehr von rund 210 Millionen Kran (Kran = 81 Pfennig) mit Persien hatten, war Rußland mit rund 630 Millionen Kran daran beteiligt.

Bei der wirtschaftlichen Erschließung des Landes wird man naturgemäß an die Charaktereigentümlichkeiten seiner Bewohner anknüpfen müssen, um Erfolge zu erringen. Was die physische Voraussetzung des Landes für seine wirtschaftliche Entfaltung be-

1) Am 14. Nov. 1914 wurde aus Kopenhagen der Abschluß eines türkisch-persischen Abkommens nach einer Meldung der „Nowoje Wremja“ berichtet. Danach trete „Persien an die Türkei Teile des Gebietes von Urmia an der russischen Grenze ab. Persien erhält dafür eine Geldentschädigung sowie Waffen, Munition und Geschütze.“ Vgl. darüber den Aufsatz von Prof. C. F. Lehmann-Haupt in der Sonntagsbeilage Nr. 48 zur Voss. Ztg. „Urmia und das jüngste persisch-türkische Abkommen“.

trifft, so stößt man in Persien auf die denkbar größten Schwierigkeiten; es fehlt an Verkehrsmitteln, die die weiten entlegenen Teile des Landes — Persien hat eine Ausdehnung von 1645000 qkm, ist also über dreimal so groß als Deutschland — miteinander verbinden. Von den Ländern des näheren Orients ist Persien in bezug auf Transportmittel wohl am rückständigsten. Von hohen Randgebirgen umschlossen, erstreckt es sich über den westlichen größeren Teil des iranischen Hochlandes. Seine Nachbarn sind im Westen die asiatische Türkei mit Armenien und Mesopotamien, im Norden Rußland mit seinem transkaukasischen und transkaspischen Besitz, im Osten das afghanische Gebirgsland wie die ihm südlich vorgelagerten Ebenen Belutschistans, die zu Britisch-Indien gehören, im Süden der Persische Golf. Das Kaspische Meer im Norden scheidet — als russisches Binnenmeer — für den Verkehr mit anderen Nationen gänzlich aus; ebenso hat Rußland zwei wichtige Landzugänge vom Norden her sich allein dienstbar gemacht infolge der den Waren anderer Länder auferlegten Transitzölle. Vor einigen Jahren hat Rußland auf der Strecke Djulfa-Täbris einen Automobillastwagenverkehr eingerichtet, so daß Täbris jetzt eng an das russische Eisenbahnnetz Tiflis-Eriwan-Djulfa angeschlossen ist. Von Askabad, ganz nahe der Eisenbahnlinie Krasnowodska-Buchara, hat sich Rußland durch Anlegung einer Chaussee nach Meschhed auch nach dem östlichen Persien Zugang verschafft. Ferner planen die Russen die Anlegung einer Verkehrsstraße vom Kaspischen Meere nach der Hauptstadt Teheran (Enseli-Kaswin-Teheran 320 km) und von Astara in südwestlicher Richtung nach Aserbeidschan. Um in das Innere des Landes und möglichst an den Persischen Golf zu gelangen, haben sie eine 260 km lange Chaussee von Kaswin nach Hamadan gelegt. Somit hat sich Rußland auf natürliche Weise die Herrschaft über die wichtigsten Verkehrswege Nordpersiens gesichert.

Anders, und zwar ungünstiger, liegen die Verkehrsbeziehungen Englands mit Persien. Auf dem Landwege ist es für England fast unmöglich, nach dem Innern Persiens zu gelangen. Die großen Entfernungen von der westlichsten Eisenbahnstation Indiens, Nuschki, nach Meschhed, Kerman und Jesd, der auf diesen durch Wüstenstriche geleg-



ten Verkehrsstraßen herrschende Wassermangel und die Beutegier der Turkmenen und Belutschen, machen es dem englischen Handel unmöglich, sich auf dem Landwege nach den Hauptplätzen Eingang zu verschaffen. Einzig und allein steht ihm eine Zufuhrstraße vom Persischen Golf über Bender-Abas nach Ispahan zur Verfügung. Alle die genannten Verkehrswege kommen nur in ganz geringem Maße für die deutschen Handelsinteressen in Betracht. Es sind nur zwei Wege durch die asiatische Türkei möglich: der eine führt über Trapezunt-Erserum-Täbris, der andere über Basra-Bagdad-Kermanschah nach Persien hinein. Auf diesen Wegen hätte deutscher Unternehmungsgeist die Möglichkeit, mit Rußland und England in wirksamen und gewinnbringenden Wettbewerb zu treten. Da die Karawanenwege zu zeitraubend und kostspielig sind, muß zu dem Ausbau eines Eisenbahnnetzes geschritten werden. Die hauptsächlich in Frage kommende Strecke wäre die an die Basra-Bagdad-Bahn anschließende, von Südwest nach Nordost durchgehende Verbindung nach Teheran. Dem Bau dieser 1200 km langen Linie würden keine unüberwindlichen Schwierigkeiten entgegenstehen, ebenso würden sich die Kosten der Bauausführung nicht übermäßig hoch stellen, wenn man folgende Linienführung für die Bahn annehmen würde: Die Bahn würde in Bagdad ihren Ausgangspunkt haben und über Bakuba bis Chanekin rund 265 m steigend, in bequemem Lauf die östliche babylonische Ebene durchqueren. Sie berührt mit dieser Strecke in der Nähe des Dialaflusses und seiner Kanäle fruchtbare Weizen-, Gersten-, Sesam- und Reisfelder. Hinter Chanekin beginnt von Kassr-i-Schirin für die Bahn der Aufstieg zum Hochland, vorbei an festungsartigen Bergreihen bis Kerind. Wenige Kilometer vor Kerind erreicht sie den höchsten Punkt (etwa 1900 m), den sie zu überwinden hat. Auf der Strecke Kassr-i-Schirin bis Kerind würde die Technik die größten Triumphe feiern. Von Kerind geht die Bahn bis Harranabad (etwa 1450 m) hinab und steigt dann wieder über Mahidescht-Kermanschah-Kengawa und Dauletabad nach Sultanabad (etwa 1770 m), über Kum (880 m) nach Teheran (1130 m). Diese Linie bietet keine besonderen technischen Schwierigkeiten. Um das nordwestlich Sultanabad liegende Hamadan mit seinen weitläufigen

reichbewohnten fruchtbaren Landstrichen an die Bahn anzuschließen, wäre es am besten, von Sultanabad aus an dem Ausläufer des Aelwändgebirges herum eine Zweigbahn nach Hamadan zu leiten. Von dem südwestlich Hamadan liegenden Kermanschah aus eine Bahn abzuzweigen, verbietet sich wegen der damit verbundenen hohen Kosten, die sich bei einer Übersteigung der hochgelegenen Übergänge des Aelwändgebirges ergeben würden. Die in Rede stehende Bahn würde sich nicht nur durch die Beförderung von Ein- und Ausfuhrartikeln ertragreich gestalten, sondern auch mit einem lebhaften Personenverkehr rechnen können, da sie u. a. von den nach Mesopotamien zu den Heiligengräbern von Kerbela und Nedschef ziehenden Pilgerscharen benutzt werden würde.

Die zweite Eisenbahnlinie müßte in Trapezunt ihren Anfang nehmen und über Erserum-Choi-Täbris nach Kaswin und Teheran führen. Für den Bau dieser Strecke sprechen nicht nur deutsche wirtschaftliche Interessen, sondern auch türkisch-militärische. Vom wirtschaftlichen Standpunkte aus wäre es natürlich zu vermeiden, daß die Bahn nach den russischen Vorschlägen über Eriwan, also über russisches Gebiet, geführt würde, da Rußland damit nur den Zweck verfolgt, sich des deutschen Wettbewerbes durch die hohen Transitzölle zu erwehren.

Beide Eisenbahnlinien haben den Vorteil, daß sie direkt von Deutschland aus bedient werden können. Und zwar übernimmt die Hamburg-Amerika-Linie die Zufuhr zum Persischen Golf von Buschir aus, und die Deutsche Levante-Linie die Zufuhr durch das Schwarze Meer nach Trapezunt. Im Anschluß an diese beiden nach Teheran führenden Linien wäre es nötig, zunächst eine Fortführung der Bahn von Teheran über Semnan - Schahrud - Sebsewar nach Meschhed zu bauen, um dadurch auch im nordöstlichen Persien für Deutschland weitere Absatzgebiete zu erschließen, die bisher nur Rußland vorbehalten waren.

Deutschlands politischer Einfluß in Persien war bisher verhältnismäßig gering, und es mußte der bewährten Tüchtigkeit des deutschen Kaufmanns und Fabrikanten vorbehalten bleiben, dort mehr und mehr festen Fuß zu fassen, soweit dies ohne politische Unterstützung möglich war. Nach der persischen Handelsstatistik für das Jahr

1912/13 hat die deutsche Ausfuhr nach Persien bedeutend zugenommen und ist von 16,6 auf 21,4 Millionen Kran gestiegen. Dagegen war die deutsche Einfuhr aus Persien von rund 5 auf 3 Millionen Kran gesunken. Dieser Rückgang war vor allem der schlechten Ernte in Arabistan und der infolgedessen verminderten Ausfuhr der Erzeugnisse zuzuschreiben. Der deutsche Gesamthandel mit Persien wies mit 34 361 252 Kran (gegen 21 531 451 Kran im Jahre vorher) eine Steigerung von mehr als 14% auf. Deutschland wird im Gesamthandel nur von Rußland, England und der Türkei übertroffen und hat mithin auch in dem hier in Rede stehenden Zeitraume seine Stellung als vierte Handelsmacht in Persien behauptet. Bemerkenswert ist die außerordentliche Zunahme der russischen Einfuhr nach Persien, die von 267 797 875 Kran auf 328 890 042 Kran, also um 22%, gestiegen war; von der gesamten Einfuhr nach Persien entfielen auf Rußland über 7%. Dies könnte vielleicht als Beweisgrund den russischen Stimmen entgegengehalten werden, die den Postpaketverkehr nach Persien als eine drohende Gefahr für den russischen Handel ansehen. Die Zunahme des russischen Einfuhrhandels erstreckte sich auf fast alle Gebiete; insbesondere haben Rohstoffe und Petroleum eine große Steigerung erfahren. Der russische Gesamthandel nach Persien betrug 629 857 900 Kran gegen 552 077 671 Kran im Jahre vorher, er weist also eine Vermehrung um fast 11% auf. Von dem Gesamthandel mit Persien entfielen auf Rußland über 62%, auf Deutschland dagegen noch nicht 3%.

Den Verkehr Deutschlands mit Persien seinem wirklichen Werte nach zu ermitteln, ist außerordentlich schwer; das gleiche trifft bekanntlich für den Handel Deutschlands mit Marokko, China und noch einigen anderen Ländern zu. Zunächst gelangen viele deutsche Waren nicht über deutsche, sondern über holländische und belgische Häfen zur Ausfuhr, und in der Handelsstatistik der Empfangsländer werden sie nicht nach ihren ursprünglichen Häfen, sondern nach den Verschiffungshäfen registriert. Ferner beziehen fremdländische Exporteure, die ihrerseits Verbindungen nach den genannten Ländern unterhalten, nicht selten deutsche Waren, weil sie diese billiger einkaufen können und größeren Vorteil von ihrem Absatz haben. Die Bedeutung dieser bei-

den Faktoren zu ermitteln, die eigentlich zugunsten des deutschen Kontos gebucht werden müßten, ist nicht möglich; könnte man sie feststellen, so würde der deutsch-persische Handel wahrscheinlich erheblich höhere Ziffern verzeichnen, als es jetzt nach der Statistik der Fall ist.

Persien hat ohne Zweifel eine Zukunft, und wenn auch weite Strecken des Landes infolge mangelnder Bewässerungen heute unfruchtbar sind, so können sie doch bei rationellen Meliorationen wieder in fruchtbares Kulturland, das sie einst gewesen sind, verwandelt werden. Ein großer Teil Persiens ist aber heute noch außerordentlich fruchtbar, und auch in den wirtschaftlichen Eigenschaften des persischen Volkes steckt ein tüchtiger Kern. Die wenigen Europäer, die bisher in Persien Geschäfte betrieben, haben es vielfach darauf abgesehen, die Eingeborenen zu übervorteilen, so daß die Perser selbst eine große Freude darüber empfinden, eine entsprechende Vergeltung an dem Europäer zu üben, und daß sie diese Intelligenz als den Ausdruck geschäftlicher Tüchtigkeit betrachten. Geschäftliche Befähigung und großer Erwerbsinn gehen dem Perser nicht ab, sondern sind geradezu als seine Haupttalente zu bezeichnen, und in diesem Sinne haben fremde Reisende das Land oft mit Amerika verglichen. Einen solchen Erwerbsinn richtig zu zügeln und zu lenken, wäre für eine kolonisierende Nation in Persien eine der wichtigsten Aufgaben.

Übrigens fehlt es auf dem weiten Gebiete Persiens teilweise an einer genügend starken Bevölkerung; diese dürfte nicht viel mehr als 10 bis 11 Millionen Wesen betragen, so daß Persien 18 mal schwächer bevölkert ist als Deutschland. Es kommt hinzu, daß ein nicht unbeträchtlicher Teil der Bevölkerung — mindestens  $2\frac{1}{2}$ —3 Millionen — Nomaden bilden, auf die kein wirtschaftlicher Verlaß ist. Einer der wunden Punkte des Landes ist das oft hervorgehobene Fehlen von großen Flüssen und sonstigen Gewässern, ferner das Austrocknen der nicht zahlreichen Wasserläufe im Hochsommer. Eine planmäßige Kanalisation des Landes, das Aufsaugen von Gebirgswässern ist daher eine der ersten wirtschaftlichen Aufgaben. Seit langer Zeit hat man mit der Abholzung der Wälder, namentlich am Kaspischen Meere, aber auch im Innern des Landes einen wirtschaftlich

sehr bedenklichen Raubbau betrieben und dadurch die an sich schon geringen Wassermengen noch bedeutend vermindert. Infolgedessen ist Persien heutzutage auf eine starke Holzeinfuhr angewiesen, da die Aufforstung nicht mit dem Fällen der Wälder gleichen Schritt gehalten hat.

Was die industriellen Hilfsquellen Persiens und ihre wirtschaftliche Ausbeutung betrifft, so ist zunächst die Türkisenindustrie beachtenswert, die namentlich im Osten des Landes in primitiver Weise betrieben wird. Die vor einigen Jahren erschlossenen Naphthaquellen, die reichen Persern gehörten, werden von einer englischen Gesellschaft ausgebeutet; das Aktienkapital der englisch-persischen Gesellschaft ist bekanntlich vor einiger Zeit von der englischen Marineverwaltung erworben. Persien birgt auch sonst große Mineralschätze, die indes noch nicht genügend erforscht sind; immerhin ist festgestellt worden, daß die Gebiete im Nordwesten des Landes reich an Eisen, Blei und Kupfer sind und daß in der östlichen Fortsetzung dieses Hochlandes sich ergiebige Kohlenlager finden, die, obwohl primitiv ausgebeutet, doch die Hauptstadt versorgen. Wegen des Mangels an geeigneten Beförderungsmöglichkeiten haben die in der Nähe von Teheran vorhandenen größeren Kohlenlager gegenwärtig noch keine nennenswerte Bedeutung. Erwähnt sei noch die allerdings nicht sehr umfangreiche Silberindustrie Persiens. Die oft gerühmte persische Teppichindustrie wird in ihrer Bedeutung in Europa gewöhnlich stark überschätzt: die jährliche Ausfuhr von Teppichen dürfte kaum 20 Millionen Mark an Wert übersteigen; was bei uns als persischer Teppich gilt, ist in Wirklichkeit meistens kaukasischen oder transkaukasischen Ursprungs. In den letzten Jahren ist die Teppichindustrie mächtig gefördert worden durch die Deutsch-Persische Teppich-Aktiengesellschaft, die in Täbris ein blühendes Zweigunternehmen unterhält sowie ausgeheunte Spinnerei-, Färberei-, Wäscherei- und Webereianlagen.

Was die Handelsbeziehungen Persiens mit Deutschland des näheren angeht, so führt Persien aus Deutschland hauptsächlich folgende Waren ein: Zündhölzer, Zucker in Broten, Puderzucker, Drogen, Schmiedeeisen in Barren, Platten usw., Eisenblech, Eisenwaren, feine Silberarbeiten, baumwollene Gewebe, reinwollene Gewebe, Leder-

waren, Indigo, Kermez. Umgekehrt gingen von Persien nach Deutschland: Getreide, Nüsse, Mandeln, Pistazien, Rosinen, Drogen, Gummi, rohe Baumwolle, rohe Wolle und wollene Teppiche.

Wie schon oben ausgeführt wurde, gehen direkt nur wenige Waren aus Deutschland nach Persien, und es wird somit nur ein geringer Teil der deutschen Ausfuhr statistisch erfaßt. Indirekt sind die deutschen Waren mitenthaltend in der über Konstantinopel gehenden Ausfuhr, in der russischen Ausfuhr, die vom Norden das Land betritt, und in der englischen Ausfuhr vom Persischen Golf her. Dem deutschen Handel ist ein starkes Hindernis in den Weg gelegt durch den Transitverkehr via Rußland und dadurch, daß Rußland nur Pakete bis zu 5 kg zollfrei durch sein Gebiet hindurchläßt. Deutschlands Handel nach Persien kann daher mit dem russischen und englischen Handel auf die Dauer nur erfolgreich in Wettbewerb treten, wenn die in Betracht kommenden Eisenbahnen ausgeführt werden.

Die europäische Bevölkerung Persiens setzt sich gegenwärtig zum größten Teil aus Russen zusammen, die besonders in Täbris Handel treiben, ferner aus einer größeren Zahl von Armeniern und Juden; Engländer findet man nur im Süden am Persischen Golf als Kaufleute. Deutsche leben auch nur vereinzelt im Lande des Schahs als Ärzte, Apotheker und Kaufleute. Im Süden hat die Hamburg-Amerika-Linie, die schon seit einer Reihe von Jahren eine Schifffahrtslinie zum Golf eröffnet hat, eine Agentur eingerichtet und einem großen Hamburger Kaufmannshause übertragen. Durch die Vergrößerung dieses Betriebes ist in den letzten Jahren eine Anzahl junger Deutscher dorthin gekommen. Später hat auch die Deutsche Levante-Linie und die Compagnie Allemande Mossig et Schuene-mann in Berlin und Täbris einen gemeinsamen Durchgangsverkehr in Persien eingerichtet. Das größte Interesse beanspruchen die West- und Süddistrikte Persiens, die den Hauptreichtum des Landes bilden werden, wenn sie erst einmal systematisch erforscht und erschlossen sind. Die Naphthalager in Mesopotamien und in den türkischen Grenzgebieten ziehen sich nämlich bis weit über die Grenze in das Land hinein; die Gegend um den Karunfluß scheint der Mittelpunkt des Naphthagebietes zu sein. Hier könnte also beispielsweise fremde



Tätigkeit trotz des starken englischen Einflusses ein lohnendes Arbeitsfeld finden und dem Lande durch die Ausfuhr der Erzeugnisse eine reiche Hilfsquelle erschließen, während eine fachmännische Ausbeutung der Eisen- und Kohlenlager den Bedarf des Landes decken und Fabrikanlagen aller Art zu ersprießlichen Unternehmungen ausgestalten ließe.

Deutschland verfolgt in Persien keine politischen Zwecke, aber es will und muß die Freiheit haben, seine wirtschaftlichen Interessen dort nach Möglichkeit zu vertreten. Das kann durch den Handel geschehen, und dazu ist der Anfang — wenn auch erst in bescheidenem Maße — gemacht worden; es kann aber auch durch die Betätigung auf industriellem Gebiete geschehen, und da liegen vielleicht die besseren Aussichten. Wie bisher, werden voraussichtlich auch in Zukunft England und Rußland ihren politischen und wirtschaftlichen Einfluß aufrechtzuerhalten und zu stärken suchen — teils im Einvernehmen miteinander, teils eifersüchtig übereinander wachend. Ihnen dürfte sich, nicht zum Nachteil Deutschlands, die Türkei in stärkerer Stellung als bisher hinzugesellen.

Ob dem Perserreiche demnächst endlich die Ruhe, die ihm zu seiner Entwicklung sehr not tut, beschieden sein wird, steht dahin; es ist zu hoffen, daß die bevorstehenden politischen Umwälzungen in Persien mit einem wirtschaftlichen Aufschwunge und einer Entwicklung der Handels- und Verkehrsbeziehungen des Landes Hand in Hand gehen werden. Von dem Ausbau der Bagdadbahn wird zunächst eine wesentliche Belebung des deutschen Handels mit Persien zu erwarten sein, und im übrigen wird es Deutschlands Handel und Industrie im Verein mit der Bankwelt nicht an den erforderlichen Anstrengungen fehlen lassen, um zu ihrem Teil Persien wirtschaftlich zu durchdringen. Jedenfalls ist Persien ein

Land, das verdient, mehr gewürdigt zu werden als bisher. Dr. Kreuzkam.

Literatur: Dr. H. Grothe: „Zur Natur und Wirtschaft in Vorderasien“, I. Persien; Frankfurt a. M. 1910. Derselbe: „Persiens Handel und die Beteiligung der europäischen Mächte“, in Nummer 225 u. 227 der Frkf. Ztg. vom 16. u. 18. August 1910. Derselbe: „Persien u. seine Zugangswege“, in Nr. 883 d. Kölnischen Ztg. vom 15. August 1910. — Dr. Paul Rohrbach: „Deutschland und Persien“, in der Zeitschrift für Handelswissenschaft u. Handelspraxis vom Sept. 1911. Derselbe: „Persien u. die deutschen Interessen“, „Die Hilfe“ Nr. 1 vom 5. Jan. 1911.

„Der Krieg und die deutsche Musik.“ Herr Geheimrat Kretzschmar ermächtigt die Redaktion zu der Erklärung, daß seiner Kritik einer Äußerung des Vorsitzenden des Allgemeinen Deutschen Musikvereins (4. Kriegsheft der Internat. Monatsschrift, Sp. 241) die Form ihrer Publikation in der Neuen Freien Presse zugrunde liegt, in der sie nicht nur seine, sondern auch die ihm lebhaft ausgesprochene Entrüstung von Kombattanten aus dem Kriege 1870/71 erregt hat. Aus dieser Form war nicht zu ersehen, was Dr. Fr. Rösch in der Allg. Musikzeitung Nr. 4, 22. Jan. 1915, S. 40 f. nachweist, daß die Äußerung, einem privaten Brief ohne Wissen des Briefschreibers entnommen, „wesentlich verkürzt und aus dem Zusammenhang gerissen“ und hierdurch stark entstellt war. —

Die Sp. 232 desselben Aufsatzes angeführten Zahlen über die gegenseitige Honorarverrechnung der Société des auteurs und der Gesellschaft Deutscher Tonsetzer sind einem Artikel C. Kaempfs in der „Tonkunst“ Nr. 27, 20. Sept. 1914, entnommen, wie Herr Geheimrat Kretzschmar gegenüber einer Richtigstellung der Genossenschaft Deutscher Tonsetzer (25029,65:31216,16) in der Allg. Musikzeitung Nr. 1, 1. Jan. 1915, S. 6 erklärt hat.

# INTERNATIONALE MONATSSCHRIFT FÜR WISSENSCHAFT KUNST UND TECHNIK

9. JAHRGANG

HEFT 9

1. APRIL 1915

## Bismarck, die deutsche Politik und der Krieg.

Von Otto Hintze.

In der ungeheuren Krisis dieser Tage fehlt uns die Stimmung zu einem Versuch, in ruhiger Sammlung zu überdenken, was der gewaltige Mann, der heute vor hundert Jahren das Licht der Welt erblickte, seinem Volk und Vaterland gewesen ist, was er gewollt und gewirkt hat, und wie sein Werk in dem großen historischen Zusammenhang der Schicksale unseres Volkes zu bewerten ist. Immer wieder zieht die stürmisch bewegte Gegenwart unsere Gedanken auf sich; unwillkürlich stellen wir auch die wohlvertraute Gestalt unseres Nationalhelden in ihre Probleme und Verwicklungen hinein, und dringender als sonst schon erhebt sich am heutigen Gedenktage die Frage: Wie verhält sich das, was wir in dieser großen Schicksalsstunde der Welt kämpfend, sorgend, hoffend erleben, zu dem, was dieser getreue Eckart unseres Volkes in seinem Wirken und Wollen, in seinen Gedanken und Sorgen, in seinen Wünschen und Warnungen gleichsam als ein Vermächtnis an die Zukunft hinterlassen hat? Wandeln wir weiter auf der Bahn, die er gebrochen hat? Ist sein Geist mit uns in diesem furchtbaren Daseinskampfe, der uns von den Gegnern aufgezwungen worden ist?

Es ist keine Frage, daß Bismarcks vornehmstes Bestreben in der Zeit von 1871 bis 1890 darauf gerichtet gewesen ist, die Gefahr einer großen Koalition feindlicher Mächte gegen Deutschland,

wie sie uns heute betroffen hat, abzuwenden. Diese Gefahr entsprang aus seinem großen Lebenswerke selbst, der Erhebung Deutschlands zu Einheit und Macht. Man kann es nicht stark genug betonen: Die große Verschiebung in den europäischen Machtverhältnissen, die durch die Begründung des Reiches hervorgebracht wurde, hat eine Summe von Widerständen erweckt, die als eine der vornehmsten Ursachen des gegenwärtigen Krieges zu betrachten sind. Keine von den großen Mächten Europas hat diese Stärkung der ehemals so ohnmächtigen Mitte des Erdteils mit günstigen Augen angesehen. Frankreich in seiner unversöhnlichen Rachsucht wurde der Herd für alle feindseligen Anschläge gegen Deutschland; Österreich-Ungarn verharrete noch jahrelang in begreiflicher mißtrauischer Abneigung; das schicksalsverwandte Italien, das im Bunde mit Preußen seine Einheit vollendet hatte, 1870 aber nur durch die Schnelligkeit der deutschen Siege abgehalten worden war, sich an dem Kampfe gegen den Bundesgenossen von 1866 zu beteiligen, neigte mehr zu dem besiegten Frankreich als zu dem siegreichen Deutschland; ebenso England, das während des Krieges eine sehr wenig wohlwollende Neutralität beobachtet hatte und in dem politischen Zusammenschluß des großen Hinterlandes der Nord- und Ostseeküsten eine Gefahr oder wenigstens eine Schwierig-

keit für die unbedingte Aufrechterhaltung seiner See- und Handelsherrschaft vorausahnte; selbst Rußland, das bei den Kämpfen von 1864, 1866, 1870 Preußen als Rückendeckung gedient hatte, empfand sehr bald einen steigenden Verdruß darüber, daß der dienstwillige Freund, den es gewonnen zu haben glaubte, den Anspruch erhob, seine politische Haltung nicht nach den russischen Wünschen, sondern nach den eigenen Staatsinteressen einzurichten; der beginnende russische Panslawismus und Nationalismus wirkte dabei ebenso mit wie die dünnkelhafte Eifersucht Gortschakoffs. Bismarcks Sorge galt damals allerdings einer anderen Koalition als der jetzt gegen uns ins Leben getretenen. Vor seiner staatsmännischen Phantasie erhob sich das Schreckgespenst einer Verbindung derselben Mächte, die im Siebenjährigen Kriege Preußen bedroht hatten: Frankreich, Österreich, Rußland; und wie ein Alpdruck hat diese Sorge auf ihm gelastet. Sein Ziel war die Erhaltung des Friedens, natürlich unter der Voraussetzung, daß das Ansehen und die Machtstellung des Reiches gewahrt blieb. Er erklärte, daß Deutschland saturiert sei, und er wollte, daß sich Europa an die Existenz und Wirksamkeit des neuen, verstärkten Machtfaktors allmählich gewöhnen sollte. Ihm schwebte dabei eine Gruppierung der Mächte vor, die auf dem Einvernehmen der drei monarchischen Ostmächte und auf der Isolierung des gefährlichen französischen Gegners beruhte. Das stärkste Hindernis einer derartigen Gruppierung war der russische Panslawismus, der 1876 eine feindselige Wendung gegen Österreich annahm. Es war der Anfang einer fortschreitenden Entfremdung zwischen Deutschland und Rußland, daß Bismarck 1876 erklärte,

Deutschland werde eine völlige Niederwerfung Österreichs durch Rußland nicht ruhig mit ansehen können. Rußland verständigte sich darauf mit Österreich; und das Wetter zog, wie Bismarck sich ausdrückte, von den Karpathen nach dem Balkan ab: Rußland begann den Krieg gegen die Türkei. Auf dem Berliner Kongreß erhielt dann die Freundschaft der Kabinette von Petersburg und Berlin vollends einen sehr gefährlichen Stoß. Die Rolle des „ehrlichen Maklers“, die Bismarck damals zwischen der Türkei und ihrem Beschützer England einerseits, Rußland andererseits spielte, entsprach nicht den Wünschen Rußlands, das jetzt einen Gegendienst für seine Haltung von 1864—70 erwartete; um sich Rußlands Freundschaft zu erhalten, hätte Bismarck das ganze Gewicht der deutschen Autorität zu dessen Gunsten in die Wagschale werfen müssen, auf die Gefahr hin, in eine drückende Abhängigkeit von dem übermächtig gewordenen Nachbar und zugleich in ein schiefes Verhältnis zu den anderen Mächten, namentlich England und Österreich, zu geraten. Die auf Familienverbindung und dynastischer Tradition beruhende Freundschaft zwischen den beiden Herrschern verhütete damals noch einen Bruch, aber die in der russischen Presse und Diplomatie zutage tretende Feindseligkeit gegen Deutschland war doch so groß, daß Bismarck auf Deckung bedacht sein mußte: er schloß 1879 das Bündnis mit Österreich, das jede der beiden vertragsschließenden Mächte für den Fall, daß eine von ihnen durch Rußland angegriffen würde, zur Hilfeleistung mit allen Streitkräften verpflichtete. So wurde die Verbindung mit dem alten Gegner verwirklicht, die Bismarck schon bei dem Friedensschlusse von 1866 als eine Forderung der Zukunft vorgeschwebt hatte.



Sie beruht darauf, daß beide Mächte gegenüber der wachsenden und um sich greifenden Macht Rußlands aufeinander angewiesen sind. Sie ist der Eckstein der deutschen Politik geblieben bis in die Gegenwart hinein. Um zugleich auch eine Deckung gegen Frankreich zu haben, nahm Bismarck einige Jahre darauf die Gelegenheit wahr, Italien, das durch die Wegnahme von Tunis durch Frankreich (1881) in seinen Mittelmeerinteressen schwer verletzt war, zum Anschluß an das Bündnis mit Österreich zu bewegen, das sich dadurch zum Dreibund erweiterte (1883). Die Freundschaft mit Österreich bedeutete aber für Bismarck keineswegs Abwendung von Rußland. Er war vielmehr in dieser ganzen Zeit auf das ernstlichste bestrebt, die guten Beziehungen zu Rußland wiederherzustellen und zu erhalten, und dabei kam ihm die Spannung zugute, die zwischen Rußland und England bestand und die neuerdings durch die russischen Ausdehnungsbestrebungen in Zentralasien noch erheblich verschärft worden war. Rußland brauchte eine Deckung gegen England oder wenigstens die Sicherheit, daß Deutschland bei einem Konflikt der beiden Mächte nicht auf die Seite des Gegners träte; und andererseits war es für Bismarck von großem Wert, in Rußland auch fernerhin eine Rückendeckung gegen französische Angriffsgelüste zu haben; ein gutes Verhältnis zu Rußland erschien ihm geradezu als notwendige Ergänzung des Bündnisses mit Österreich für den Zweck der Erhaltung des Friedens: er konnte, auf diese Kombination gestützt, nicht bloß hoffen, Rußland von einem Angriff auf Österreich abzuhalten, sondern auch die Balkanpolitik Österreichs so weit in Schranken zu halten, daß ein Konflikt mit Rußland vermieden wurde. Aus solchen Erwägungen heraus brachte

Bismarck 1884 den von ihm so genannten „Rückversicherungsvertrag“ mit Rußland zustande, der für den Fall, daß Deutschland von einer anderen Macht angegriffen würde, eine wohlwollende Neutralität Rußlands sicherte. Damit war das föderative System der deutschen Politik, wie es ihm vorgeschwebt hatte, im wesentlichen zum Abschluß gebracht: ein gutes Einvernehmen der drei monarchischen Ostmächte war angebahnt, Frankreich war isoliert, ebenso auch England. Das Deutsche Reich nahm eine Stellung ein, die niemanden bedrohte, die aber auch alle feindseligen Gelüste der Gegner in Schranken hielt.

Bismarck hat auf den russischen Rückversicherungsvertrag den größten Wert gelegt; allein er mußte erleben, daß gerade in diesem Punkte sein politisches System ins Wanken geriet. Die Unruhen in Bulgarien, die 1885 ausbrachen und zu einem Kriege mit Serbien, schließlich zur Vertreibung des Fürsten Alexander von Battenberg führten, vor allem die Einsetzung des Prinzen Ferdinand von Kurburg-Kohary zum Fürsten in Bulgarien 1887 brachten eine scharfe Spannung zwischen Rußland und Österreich hervor, und der durch gefälschte Briefe genährte Argwohn des russischen Kaisers, als ob die deutsche Diplomatie bei diesen Balkanwirren die Hand im Spiel habe, vergifteten auch das Verhältnis zwischen Rußland und Deutschland aufs neue. Zugleich erreichte in Frankreich die durch den Namen des Generals Boulanger bezeichnete chauvinistische Bewegung ihren Höhepunkt: ein Krieg gegen Deutschland im Bunde mit Rußland wurde die Losung der Patrioten. Und von Rußland her antwortete die nationalistische und panslawistische Presse mit Ausbrüchen des Hasses gegen Deutschland, mit Sympathiekundgebun-

27\*

gen für Frankreich. Ein russisch-französisches Bündnis wurde hüben und drüben zur Hoffnung und Forderung der nationalistischen Kreise. In der russischen Presse kam das Schlagwort auf, daß der Weg nach Konstantinopel über Berlin führe; man schwärmte davon, wie dies alte Ziel der russischen Wünsche durch Kämpfe am Rhein und an der Oder erreicht werden könne.

Es ist dem erfahrenen Lotsen, der das deutsche Staatsschiff führte, noch einmal gelungen, die Gefahr dieses Sturmes zu beschwören. Damals hat er von der Tribüne des Reichstags das unvergeßliche Wort gesprochen: „Wir Deutsche fürchten Gott und sonst nichts in der Welt.“ Es gelang ihm, den Kaiser Alexander III. bei seiner Durchreise durch Berlin im November 1887 von der Unehtheit jener Briefe und von der Zuverlässigkeit der deutschen Freundschaft zu überzeugen. Der Rückversicherungsvertrag wurde auf weitere drei Jahre verlängert; die Veröffentlichung des österreichischen Bündnisses (1888) klärte die Lage, beseitigte Mißtrauen und kühlte die kriegerische Hitze der Gegner ab. Aber das Verhältnis zwischen Deutschland und Rußland hatte die feste Grundlage früherer Zeiten verloren. Diese Grundlage hatte namentlich in zwei Stücken bestanden: einmal in der dynastischen Tradition freundschaftlicher und vertrauensvoller Beziehungen und dann in der beiderseitigen Überzeugung davon, daß zwischen beiden Staaten keine Reibungsflächen vorhanden waren, an denen sich ein ernster Interessenkonflikt hätte entzünden können. Die dynastische Tradition war nun aber in Alexander III. weit weniger lebendig als in seinem 1881 ermordeten Vater; der Einfluß seiner dänischen Gemahlin wirkte eher in der entgegengesetzten Richtung, und auch die nationalisti-

schen und panslawistischen Stimmen der öffentlichen Meinung, die immer feindseliger gegen das Deutschtum wurde, fanden bei ihm weit eher Eingang als bei seinem Vorgänger. Mit dem ehrwürdigen Kaiser Wilhelm ging 1888 der treueste Hüter der alten Freundschaft dahin, der als Schwager des Kaisers Nikolaus I., als Oheim Alexanders II. noch immer die verwandtschaftlichen Gefühle zwischen den beiden Herrscherhäusern lebendig erhalten hatte; und wenn sein Nachfolger Wilhelm II. auch die Mahnung, die ihm sein kaiserlicher Großvater noch auf dem Totenbett gegeben hatte, die guten Beziehungen zu Rußland aufrechtzuerhalten, in einem pietätvollen Herzen bewahrte, so erwies sich doch Alexander III. gegenüber die Fortsetzung des alten Verhältnisses als schwierig, namentlich seit Bismarck, der sich des besonderen Vertrauens der russischen Herrscher erfreute, nicht mehr die Geschäfte führte. Die nationalistische Presse in Rußland aber ließ sich nicht mehr von der Meinung abbringen, daß es vornehmlich Deutschland sei, das den Russen den Weg nach Konstantinopel versperrte, und daß man in Frankreich den natürlichen Verbündeten Rußlands zu sehen habe. Unter diesen Umständen hat Bismarcks Nachfolger, Graf Caprivi, im Sommer 1890 Abstand davon genommen, den ablaufenden Rückversicherungsvertrag mit Rußland zu erneuern, obwohl Rußland bei seinem gespannten Verhältnis zu England dazu wohl Neigung besessen hätte. Er legte einem solchen Verträge keinen besonderen Wert bei, weil er sah, daß trotz seines Bestehens die russische Regierung nichts getan hatte, um die feindselige Strömung gegen Deutschland in der Presse einzudämmen; er glaubte gute Beziehungen auch ohne eine solche Verpflichtung aufrechterhalten zu können, und vor

allem fürchtete er, daß das Fortbestehen dieser geheimen Verabredung mit Rußland dem Verhältnis zwischen Deutschland und Österreich-Ungarn schädlich werden könne. Die Maschinerie der Bismarckschen Bündnispolitik erschien ihm zu kompliziert, als daß er sich zutraute, sie ohne Gefahr handhaben zu können; die vertrauensvollen Beziehungen zu den Dreibundsgenossen, namentlich zu Österreich-Ungarn, galten ihm so viel; daß er die russische Rückversicherung lieber aufgab, als jene zu gefährden.

Diese Politik seines Nachfolgers hat Bismarck bekanntlich aufs bitterste getadelt; und die, welche in seinem Sinne kritisierten, was nach seinem Abgang geschehen ist, haben darin den Anfang eines Herabgleitens von der Höhe der Machtstellung erblicken wollen, die das Reich zu den Zeiten Bismarcks einnahm. Allerdings ist durch jene Politik das Streben nach gegenseitiger Annäherung in Frankreich und Rußland zum Durchbruch gebracht worden; und nachdem die Verbindung hergestellt war, von der Kronstadt und Toulon Zeugnis gaben, war es für Deutschland schwer, wenn nicht unmöglich, das alte Verhältnis zu Rußland wiederherzustellen, wenn auch die persönlichen Beziehungen der Herrscher seit der Thronbesteigung Nikolaus' II. wieder Wärme und Herzlichkeit zu gewinnen schienen und von deutscher Seite nichts verabsäumt wurde, was dazu dienen konnte, der russischen Staatsleitung Vertrauen einzuflößen. Aber man wird doch fragen dürfen, ob diese Verbindung zwischen Frankreich und Rußland sich auf die Dauer hätte verhüten lassen und ob sie an und für sich eine Gefahr für das Reich bedeutete. Das Bedürfnis einer Verbindung mit Rußland war für Frankreich in seiner Isolierung sehr stark; es war bereit, große Opfer

dafür zu bringen; und andererseits bestand in Rußland ein Geldbedürfnis, das nicht in Deutschland, sondern nur in Frankreich befriedigt werden konnte. Die dynastischen Freundschaftsbande zwischen Rußland und Preußen mußten mit der Zeit immer lockerer werden, die Strömungen im Volke, die auf eine Abwendung Rußlands von Deutschland, auf eine Verbindung mit Frankreich hindehrten, wurden immer stärker und einflußreicher. Hätte Bismarck das Ruder noch länger in den Händen behalten, so wäre es ihm durch das Einsetzen seiner Persönlichkeit wohl noch gelungen, das Verhältnis ein paar Jahre hindurch im alten Geleise zu halten; aber daß es ohne ihn dem Druck der veränderten Lage standgehalten hätte, ist kaum wahrscheinlich. Die Gefahr bei der Veränderung konnte einmal in den französischen Kriegsgelüsten und andererseits in der österreichischen Balkanpolitik erblickt werden. Aber den Möglichkeiten, die darin lagen, können wir heute die Wirklichkeit einer zwanzigjährigen politischen Erfahrung entgegenstellen. Es hat doch immerhin zwanzig Jahre gedauert, bis die Hoffnungen, die das revanchelüsterne Frankreich auf das russische Bündnis gesetzt hatte, sich erfüllten, und in dieser Zeit konnte es häufig scheinen, als ob der Zweibund, nicht anders als der Dreibund, nur zur Verteidigung und zur Erhaltung des Friedens bestimmt sei, und als ob die französischen Milliarden nur dazu dienen sollten, die Volkswirtschaft und die sozialen Reformen in Rußland zu befördern. Es zeigte sich, daß gute Beziehungen zwischen Deutschland und Rußland auch ohne jenen Vertrag und trotz des französischen Bündnisses wohl möglich waren; erst die Umkehr der russischen Politik seit der Niederlage gegen Japan hat die politische Lage in gefähr-



licher Weise verändert. Österreich aber, dessen Ansprüche hinsichtlich der Unterstützung seiner Balkanpolitik für Bismarck einen Gegenstand der Sorge gebildet hatten, ist auch bei der neuen Konstellation nicht über die Grenzen hinausgegangen, die für Deutschland durch das eigene Interesse gezogen waren. Die Einverleibung Bosniens im Jahre 1908 ging zwar formell über den Rahmen der Abmachungen von 1878 hinaus, aber sie veränderte die tatsächlichen Besitzverhältnisse auf der Balkanhalbinsel nicht, und die zugleich erfolgte Aufgabe des Sandschaks Novibazar bewies, daß es nicht auf eine weitere Ausdehnung der österreichischen Machtsphäre abgesehen war. Bei der Umwälzung in der Türkei und gegenüber der dadurch gesteigerten großserbischen Agitation entsprach der Schritt so unleugbar den Lebensnotwendigkeiten der habsburgischen Monarchie, daß man in Deutschland keinen Moment zögerte, ihn mit Entschiedenheit und Nachdruck zu unterstützen. Fürst Bülow hat damals im Reichstag ein Bismarcksches Wort zitiert, das die Übereinstimmung dieses Verhaltens mit den Ideen und Grundsätzen des ersten Reichskanzlers beweisen sollte; es ist einer Rede vom 6. Februar 1888 entnommen und lautet: „Ein Staat wie Österreich-Ungarn wird dadurch, daß man ihn im Stiche läßt, entfremdet und wird geneigt werden, dem die Hand zu bieten, der seinerseits der Gegner eines unzuverlässigen Freundes gewesen ist.“ Nicht in den österreichischen Balkanbestrebungen lag die Gefahr, die den Frieden Europas bedrohte, sondern in der Neuorientierung der russischen Ausdehnungspolitik nach dem japanischen Kriege. Bis 1906 war kein Umstand förderlicher für die Erhaltung des Friedens in Europa gewesen, als der, daß Rußland seit den achtziger Jahren den Schwerpunkt seiner Ausdeh-

nungsbestrebungen nach Mittel- und Ostasien verlegt hatte; als ihm aber dort durch den erfolgreichen Widerstand Japans und durch die Verbindung Englands mit Japan der Weg verlegt war, da wandte es seine Front wieder gegen den Westen und griff die Balkanfrage von neuem an, jetzt im Einverständnis mit England. Der Expansionsdrang Rußlands nach dieser Seite hin aber bedrohte nicht bloß die Türkei, sondern auch Österreich-Ungarn mit Vernichtung, und das ist ja im letzten Grunde die Ursache zu dem gegenwärtigen Kriege geworden. Serbien spielte nur die Rolle des „Agent provocateur“ für Rußland. Indem wir in der serbischen Frage nach dem Mord von Serajewo die Sache Österreichs zu der unsrigen machten, nahmen wir unser eigenes Interesse wahr und handelten abermals im Sinne der Bismarckschen Politik, wie sie in den „Gedanken und Erinnerungen“, mitten unter sorgenvollen Erwägungen und Warnungen hinsichtlich der österreichischen Balkanpolitik zum Ausdruck kommt in dem Satze: „Die Erhaltung der österreichisch-ungarischen Monarchie als einer unabhängigen, starken Großmacht ist für Deutschland ein Bedürfnis des Gleichgewichts in Europa, für das der Friede des Landes bei eintretender Notwendigkeit mit gutem Gewissen eingesetzt werden kann.“ (II, 253.)

Unser Interesse an der Erhaltung der Türkei ist heute zweifellos stärker, als es zu Bismarcks Zeiten war. Bismarck betrachtete sie kaum als einen aktiven Faktor im Staatensystem; er sah ihren Zusammenbruch als wahrscheinlich an und meinte, daß Rußland und Österreich sich über die Erbschaft verständigen müßten. Ein erhebliches deutsches Interesse schien ihm dabei nicht mit im Spiel zu sein; bekannt ist ja sein Wort,

daß der Streit um die Balkanfragen die Knochen eines pommerschen Grenadiers nicht wert sei. Dagegen nahm er an, daß England auch in Zukunft als Hauptgegner Rußlands in der orientalischen Frage auftreten werde, und es erschien ihm als keine ungünstige Konstellation, wenn etwa Rußland ein Protektorat über die Türkei erstrebte oder gewönne und den Verschluß der Meerengen in seine Hand brächte. Er meinte, daß Österreich das ruhig geschehen lassen solle, vorausgesetzt natürlich, daß seine eigenen Wünsche nicht unberücksichtigt blieben; und er war dabei wohl von der Auffassung beherrscht, daß durch die chronische Spannung, die dann zwischen Rußland und den Mittelmeermächten England und Frankreich eintreten würde, der Druck, den Rußland nach Westen ausübte, sehr abgeschwächt und die Lage Deutschlands in wünschenswerter Weise gestärkt werden könnte. An eine Verbindung der beiden alten Gegner in der orientalischen Frage hat er noch nicht gedacht; auch hier hat die Umwendung der russischen Politik nach dem japanischen Kriege eine ganz neue Lage geschaffen. Zugleich aber sind unsere wirtschaftlichen Interessen in der Türkei gewaltig gewachsen. Unsere Ausfuhr dorthin hat sich in den letzten 25 Jahren verzehnfacht. Die asiatische Türkei ist geradezu der wichtigste und ausdehnungsfähigste außereuropäische Absatzmarkt für unsere Industrie geworden und verspricht auch, uns in Zukunft mit wichtigen Rohstoffen, wie Baumwolle, zu versorgen. Diese Handelsverbindung ist um so wertvoller, als sie durch die englische Flotte nicht abgeschnitten werden kann, und der Bau der anatolischen und der Bagdadbahn stellt eine gute Überlandverbindung von der Nordsee bis zum Persischen Golf in Aussicht, die größtenteils unter deutscher Kontrolle

stehen würde. Die überschwenglichen imperialistischen Träume, die sich daran gehängt haben, übrigens meist nur in der Phantasie unserer Gegner, sind natürlich Luftschlösser ohne politische Bedeutung und auch ohne politischen Wert; aber diese wirtschaftlichen Vorteile und Aussichten sind etwas Wirkliches und Wertvolles und rechtfertigen es zusammen mit der verwandelten politischen Lage, daß wir bestrebt gewesen sind, die Türkei selbst wirtschaftlich, militärisch und politisch zu kräftigen.

Die Entwicklung Deutschlands zur Weltmacht, mit der auch diese levantischen Probleme zusammenhängen, hat sich ja in der Hauptsache erst seit dem Ende der Bismarckschen Ära vollzogen und hat unsere Politik vielfach vor ganz neue Aufgaben gestellt. Unser Eintritt in die Weltpolitik ist mehr Schicksal als freie Wahl gewesen; wir mußten vorwärts, wenn wir nicht zurückbleiben wollten. Kaum hatten wir uns den nationalen Großstaat erkämpft, die normale Daseinsform der Mächte im europäischen Staatensystem, da verwandelte sich dieses in das neue Weltstaatensystem, und uns fiel die schwere Aufgabe zu, uns den neuen Verhältnissen anzupassen. Das Deutsche Reich von heute ist etwas anderes geworden, als das von 1871 gewesen war. Seine Grenzen in Europa sind gleich geblieben; aber innerhalb dieser Grenzen lebten 1871 nur 40,8 Millionen Menschen, und heute leben darin nahezu 70 Millionen. Das bedeutet eine Verdichtung der Bevölkerung, die eine starke Zunahme der Industrie und der industriellen Ausfuhr zur Voraussetzung hat. Unsere Ausfuhr hat sich seit den siebziger Jahren verdreifacht; unser Gesamt-handel, der 1873 6 bis 7 Milliarden Mark ausmachte, beträgt heute über 22 Milliarden; unser Volkseinkommen ist al-

lein seit 1895 von 23,5 auf 43 Milliarden, unser Volksvermögen von 200 auf über 300 Milliarden gestiegen.

Durch diese gewaltige Entwicklung unserer Wirtschaftsmacht sind wir zu einem unbequemen Mitbewerber Englands auf dem Weltmarkt geworden, und die Konsequenz dieses Verhältnisses war die Notwendigkeit zum Bau einer starken Kriegsflotte, die natürlich die Rivalität noch bedeutend steigerte. Das ist der andere Punkt, in dem unsere gegenwärtige politische Lage sich auffällig von der der Bismarckschen Zeit unterscheidet. In Bismarcks Berechnungen kam England noch nicht als Gegner in Betracht; es hatte vielmehr die Bedeutung eines Gegengewichts gegen Rußland und Frankreich. An die Möglichkeit einer Verbindung dieser drei Mächte gegen Deutschland hat er wohl kaum jemals gedacht. Die kontinentale, europäische Konstellation der Mächte beherrschte in der Hauptsache noch seine Vorstellungen; aber die Notwendigkeit einer Weltpolitik, die über den europäischen Rahmen hinausging, hat er doch auch empfunden: was wir von Kolonien besitzen, geht ja doch in der Hauptsache auf ihn zurück. Es ist eine falsche Auffassung, die in den neuesten englischen und amerikanischen Darstellungen der deutschen Politik sich geltend macht, als habe Bismarck nach 1871 die günstige Gelegenheit, ein großes Kolonialreich für Deutschland zu erwerben, versäumt, weil er sich zu heftig in den Kampf gegen die inneren Feinde, Ultramontane und Sozialdemokraten, verhasst habe. Es war doch mehr die Unsicherheit der auswärtigen Lage als die Last der inneren Schwierigkeiten, was zunächst noch von der überseeischen Ausdehnung abhielt; erst nachdem der Dreibund mit dem Rückversicherungsvertrag zustande gebracht und damit

England wie Frankreich isoliert waren, war die Möglichkeit zum Erwerb von Kolonien geboten; und sie ist von Bismarck damals auch sofort benutzt worden (1884). Aber es war sein Grundsatz, daß der überseeische Handel vorangehen müsse; der Staat mit seinem Schutz sollte folgen. Er wollte die Kolonialpolitik den Wirtschaftsinteressen dienstbar machen; es war keine eigentliche Machterweiterung, die er erstrebte; die Verhältnisse lagen ja auch nicht mehr so, daß die Begründung eines großen Weltreichs noch ohne erhebliche Schwierigkeiten und Kämpfe möglich gewesen wäre. Diesen Grundzug der Bismarckschen Ära, der aus der gesamten Weltlage sich erklärt, hat unsere Weltpolitik bis 1914 beibehalten. Wir haben in erster Linie für unsere Ausfuhrinteressen gesorgt und mehr nach Sicherung der offenen Tür für unseren Handel, als nach Landerwerb gestrebt. Wir haben allerdings den Globus abgetastet nach offenen Stellen, wo wir Stützpunkte für unsere überseeischen Interessen oder vielleicht auch Siedlungs-, Absatz- und Rohstoffgebiete gewinnen konnten; aber wo wir auf den ernsthaften Widerstand einer großen Macht trafen, da haben wir von der Verfolgung solcher Pläne Abstand genommen. Wir wollten keine Kolonialerwerbungen um den Preis eines großen Krieges. Die Weltpolitik blieb der kontinentalen Heimatpolitik untergeordnet, oder vielmehr, sie nahm Rücksicht auf die eminenten Schwierigkeiten unserer kontinentalen Stellung. Ob wir dabei in Maß und Tempo, in Ton und Gebärde immer das Richtige getroffen haben, mag dahingestellt sein. Bismarck hat die Politik seiner Nachfolger zum Teil mit herber Kritik begleitet; aber der friedliche, vorwiegend wirtschaftliche Grundzug unserer Weltpolitik charakterisiert sie dennoch als eine Fortsetzung der



Richtung, die seinerzeit Bismarck eingeschlagen hatte. Das Hauptziel, Schritt zu halten mit den führenden Mächten in der Welt, liegt durchaus in der Verlängerung der Bismarckschen Politik; und der militärische Hintergrund einer starken, wenn auch durchaus defensiven Flottenrüstung verstand sich von selbst für einen Staat, der mit den anderen Weltmächten auf einer Linie stehen und in seinen wirtschaftlichen Lebensinteressen nicht lediglich von dem guten oder bösen Willen Englands abhängen wollte. Und über der Flotte ist das Heer nicht vernachlässigt worden, das zeigt der rühmliche Verlauf des Krieges ja deutlich genug. Eine maßvolle, aber furchtlose Politik mit dem Ziel, einen ehrenvollen Platz unter den führenden Mächten zu behaupten, und mit einer starken Land- und Seemacht im Hintergrunde — das ist doch wohl im großen und ganzen in Übereinstimmung mit dem, was Bismarck wollte und eingeleitet hat, mögen auch die Methoden im einzelnen nicht immer nach seinem Sinn gewesen sein. Vielleicht, daß eine so unvergleichliche Staatskunst wie die seine uns günstigere Bedingungen für den großen Weltkampf verschafft haben würde, in den wir verwickelt sind, aber erspart geblieben wäre er uns wohl in keinem Falle. Und die Art, wie wir ihn führen, würde auch den Begründer deutscher

Größe mit Stolz und Freude erfüllen. Es ist ganz so gekommen, wie er es sich gedacht hat: Ganz Deutschland von der Memel bis zum Bodensee ist aufgebrannt wie eine Pulvermine und starrte von Gewehren; der Furor Teutonicus des angegriffenen, in seinem friedlichen Dasein bedrohten Volkes bewies, daß der Kaiser die rechte Stunde abgewartet hatte, es zu den Waffen zu rufen. Niemals, seit es ein deutsches Volk gibt, ist es mit solcher Kraft, Einmütigkeit und Zucht zu kriegerischer Heerfahrt aufgestanden; niemals vielleicht in der ganzen Weltgeschichte ist von einem Heere so viel gefordert und geleistet worden wie in diesem Kriege. Und mit dem Heer, dem Volk in Waffen, ist das arbeitende Volk in der Heimat einig in dem unerschütterlichen Willen, durchzuhalten bis zum ehrenvollen Frieden. Das Reich, das 1866 und 1870 geschmiedet worden ist, hält zusammen; Germania sitzt im Sattel und reitet. Der große Reichsbaumeister, dessen Andenken wir heute feiern, könnte mit Befriedigung auf sein Werk blicken; wir aber können in dem schweren Kampfe, den wir durchzukämpfen haben, getrost von der Überzeugung uns durchdringen lassen, daß wir sein Werk fortführen und daß sein Geist und seine Kraft auch in uns heute lebendig ist.

## Die italienischen Kolonien.

Von P. D. Fischer.

Seiner Seegeltung durch den politischen Verfall verlustig, hat Italien lange Zeit die Raubzüge der nordafrikanischen Korsaren wehrlos zu erdulden gehabt. Während noch heute an Toren und Mauern dalmatinischer, griechischer und kleinasiatischer Küsten- und Inselstädte der Markuslöwe an Venedigs einstige Weltstellung im Mittelmeer erinnert, ist Italien bei der Verteilung der neuen Welt leer ausgegangen; die Entdeckung von Amerika, die Großtat eines Italieners, fiel mit dem Beginn der Fremdherrschaft über den größten Teil von Italien zusammen, die das Land auf Jahrhunderte zum Spielball des Auslandes machen und das hochbegabte Volk zu unfruchtbarem staatlosem Treiben verdammen sollte.

Wie der Ausbau einer nationalen Seemacht eine der ersten Aufgaben gewesen ist, welche Italien nach seiner staatlichen Wiedererstehung klar erkannt und mit Einsetzung seiner vollen Kraft zu lösen gesucht hat, so haben die Italiener, sobald sie wieder Herren ihrer Geschicke geworden waren, die Erwerbung von Kolonialbesitz ins Auge gefaßt und mit schweren Opfern durchgeführt. Der Schauplatz ihrer kolonialen Tätigkeit ist, abgesehen von einem an sich unbedeutenden und bisher nicht weiter verfolgten Versuch, gleich anderen Mächten auch in China festen Fuß zu fassen, ausschließlich Afrika geblieben. Gleich uns zu spät in den Wettbewerb der anderen Nationen eingetreten, haben sich die Italiener gleich uns im Anfang mit Teilen des schwarzen Erdteils begnügen müssen, die wegen der Ungunst ihrer kli-

matischen Verhältnisse und ihrer Lage anderen Völkern nicht begehrenswert genug erschienen waren, und sie haben gleich uns in den Anfängen ihrer kolonialen Tätigkeit schwere Hindernisse zu überwinden und hartes Lehrgeld zu zahlen gehabt. Ohne die Wechselfälle dieser Entwicklung im einzelnen näher darzulegen, soll im nachstehenden auf Grund neuerer Publikationen über den Kolonialbesitz Italiens eine Übersicht der wichtigsten Daten, des jetzigen Bestandes und der sich daraus ergebenden Aufgaben versucht werden.

Die Anfänge der ältesten italienischen Kolonie Erythräa an der Westküste des Roten Meeres knüpfen an die Eröffnung des Suezkanals an. Unmittelbar nach der Erschließung des durch ihn geschaffenen neuen Seeweges nach Ostasien ermächtigte die italienische Regierung 1869 die bekannte Reedereigesellschaft Rubattino, von einigen Häuptlingen im Süden der Westküste des Roten Meeres das Gebiet von Assab nahe der Babel-Mandeb-Straße zu erwerben, das in dem folgenden Jahrzehnt durch Abschluß von Verträgen mit den angrenzenden kleinen Gewalthabern erweitert und 1882 vom Staat zur Errichtung einer italienischen Kolonie übernommen wurde. Die Proteste der Türkei und Ägyptens, das bisher die Oberhoheit auch an diesem Teil der Westküste beansprucht hatte, blieben unbeachtet; vielmehr benutzten die Italiener die schweren Verwicklungen, in welche Ägypten durch den Ausbruch des Mahdiaufstandes im Sudan geriet, um 1885 Massaua, den bedeutendsten Hafen der Westküste, zu besetzen und ihr Gebiet landeinwärts bis in die Aus-

läufer des abessinischen Hochlandes zu erweitern. Später folgten weitere Erwerbungen bis in die an den Sudan angrenzende Niederung des Barkaflusses; zeitweise wurde sogar das von der ägyptischen Garnison verlassene wichtige Kassala im oberen Nilland dem Mahdi und seinen Derwischen abgenommen. Die auf diese Weise okkupierten Gebiete wurden am 1. Januar 1900 zu einer Kolonie unter dem Namen Erythräa zusammengefaßt.

Schon mit dem Eintritt in das Hochland waren die Italiener mit den Abessiniern in Berührung getreten; sie hatten alsbald gesucht, sich mit den angrenzenden Vizekönigen von Tigre und von Schoa sowie mit ihrem Oberherrn, dem Negus Negesti von Abessinien, zu verständigen. Dies Bestreben war auch nach dem schweren Zwischenfall von Dogali, wo am 26. Januar 1887 die 500 Mann starke Kolonne des Oberstleutnants de Cristoforis nach rühmlicher Gegenwehr den weit überlegenen Massen des Ras Alula erlag, fortgesetzt worden, indem namentlich mit dem bedeutendsten dieser Machthaber, Menelik von Schoa, engere Beziehungen angeknüpft wurden. Als Menelik nach dem Tode des Negus Johannes sich zum König von Abessinien aufwarf, kam es zum Abschluß des die beiderseitigen Grenzen festlegenden Friedens- und Handelsvertrages von 1889. Indessen der Friede war nicht von langer Dauer. Der Versuch der Italiener, die Zwistigkeiten zwischen dem neuen Negus und seinen Vizekönigen zu ihrem Vorteil auszunutzen, führte zwar zeitweise zu einem Vorstoß des italienischen Machtbereichs nach Süden, zog aber bald die vereinigte Streitmacht von ganz Abessinien auf die Kolonie. Im Dezember 1895 erlag die Kolonne des Majors Toselli bei Amba Aladschi den Scharen des Ras Makonnen, und als Ge-

neral Barattieri im Frühjahr darauf zum Ersatz der in einzelnen Befestigungen zurückgelassenen Garnisonen mit verstärkten Streitkräften aufs neue nach Süden vordrang, wurde er von Menelik am 1. März 1896 in den schwierigen Engpässen von Adua unvermutet mit weit aus überlegenen Streitkräften — etwa 100 000 gegen 18 000 Mann — angegriffen und aufs Haupt geschlagen; er ließ nahezu die Hälfte seiner Truppen auf dem Schlachtfelde und mehrere tausend Gefangene in den Händen des Feindes zurück und sah sich zum schleunigen Rückzug gezwungen.

Diese schwere Niederlage, die in Italien einen Sturm des Unwillens hervorrief und zum Rücktritt des Kabinetts Crispi führte, hat der Ausdehnungspolitik, die von den Italienern bis dahin mit Erfolg eingehalten war, ein Ende gesetzt. Wenngleich man einigen Trost darin fand, daß bei Adua tapfer gekämpft worden war — die Generale Dabormida und Arimondi waren an der Spitze ihrer Brigaden den Heldentod gestorben —, und daß die ausdauernde Verteidigung der schwachen Verschanzungen von Makalle durch den Major Galliano gegen die gewaltige Übermacht der Feinde als eine glänzende militärische Leistung allgemeine Anerkennung gefunden hatte, so empfanden die Italiener doch keine Neigung zu einem neuen Waffengang mit den Abessiniern. Crispis Nachfolger Rudini beeilte sich vielmehr, mit dem Negus Frieden zu schließen, wobei ein nicht geringer Teil der erlangten Gebietserweiterungen wieder aufgegeben werden mußte. An Stelle der bisherigen militärischen Gouverneure trat im Jahre 1897 zum erstenmal ein Zivilist, der Deputierte Ferdinand Martini, an die Spitze der Kolonie. Seitdem ist es zu neuen Zusammenstößen mit Abessinien nicht gekommen; es ist



vielmehr, wie Gouverneur Martini in dem nach Abschluß seiner zehnjährigen Tätigkeit erstatteten umfangreichen Bericht<sup>1)</sup> versichert, seit 15 Jahren kein Flintenschuß mehr abgefeuert worden.

Das Areal von Erythräa, wie es zuletzt durch den Vertrag von 1900 zur Festsetzung der Grenze gegen Abessinien unter teilweiser Einholung der Verluste von 1897 festgestellt worden ist, umfaßt außer dem etwa 500 km langen Küstenstrich am Roten Meer, der sich von Assab im Süden bis zum Vorgebirge Casar im Norden in einer Breite von zwischen 30 und 50 km hinreckt, und den dieser langen Küste vorgelagerten kleinen Inselgruppen, unter denen der Archipel von Daalak der verhältnismäßig erheblichste ist, einen Teil der Ausläufer des abessinischen Hochlandes, das mit Ketten bis zur Höhe von 2—3000 m dem größeren Teil der Küste parallel verläuft, sowie endlich einen Teil der westlichen Abdachungen dieses Hochlandes nach den Flußniederungen der Nebenströme des oberen Nil. Die Gesamtfläche wird von den Italienern selbst<sup>2)</sup> auf 112 609 qkm, also etwas weniger als die Hälfte des Areals des Königreichs, angegeben. Als Bevölkerung wurden 1905 275 000 Eingeborene und 4000 Europäer oder diesen Gleichgestellte ermittelt, darunter 2333 Italiener.

Wenn die Küste von Erythräa im allgemeinen einen nicht viel tröstlicheren Anblick gewährt als der noch breitere Gürtel der Sandzone, die unser südwestafrikanisches Schutzgebiet vom Orange-

fluß bis zum Kunene gegen den Atlantischen Ozean abschneidet, und wenn sie von Kennern Afrikas zu den heißesten Strichen der ganzen Erde gerechnet wird, so enthält das Hinterland in den Abhängen und Tälern des gebirgigen Teils wie in der von Hügeln durchzogenen Abdachung gegen die Nilniederung nicht unbedeutende Partien eines kulturfähigen und nach seinen klimatischen Verhältnissen auch für Weiße bewohnbaren Bodens. Freilich wird es nicht leicht sein, die eingeborene Bevölkerung, die an sich spärlich ist, dem Nomadentum, dem sie sich unter dem Druck der voritalienischen Machthaber und der andauernden Bedrohung von Plünderung, Verwüstung und Fortschleppung in die Sklaverei durch die Razzias ihrer abessinischen und sudanesischen Nachbarn fast ausschließlich hingegeben hatte, allmählich durch feste Ansiedlungen und Gewöhnung an höhere Kulturstufen zu entziehen. Anfänge hierzu sind, namentlich seit Herstellung des Friedens mit den Abessiniern, und seitdem die Mahdiplage durch die Herrschaft der Engländer über Ägypten wesentlich gemildert worden ist, nach verschiedenen Richtungen hin gemacht worden. Der Bericht von Martini weist auf die Fortschritte hin, die der Weizenbau auf den anbaufähigen Teilen des Gebirgslandes gemacht hat; sie haben bereits dazu geführt, daß ein Teil der Weizenproduktion nach Italien ausgeführt werden kann. Er hebt ferner hervor, daß besonders in den Niederungen des Barkatales sich weite, für Baumwollenzucht geeignete Strecken befinden, und kommt nach den Ergebnissen, die dort von der Gesellschaft für Baumwollenzucht und anderen italienischen Unternehmern bereits erzielt worden sind, zu dem Schluß, daß Italien in seiner erythräischen Kolonie bei Aufwendung der erforderlichen

1) Relazione sulla Colonia Eritrea per gli esercizi 1902—1907, Roma 1913, vol. I 263: da quindici anni non s'è più sparato un fucile . . .

2) Z. B. in dem Aufsatz des Oberstleutnants Ademollo über die Kolonien Erythräa und Somaliland, in vol. II des Jubiläumswerkes Cinquanta anni di Storia italiana. Milano 1911.

Kapitalkraft einen Hauptlieferer des für seine Baumwollenindustrie erforderlichen Rohstoffes gewinnen kann.

Einstweilen besteht der größte Reichtum der Kolonie in ihrem Viehstand, der bei der Zählung von 1905 auf rund 47 000 Kamele, 30 000 Pferde, Maultiere und Esel, 275 000 Rinder<sup>1)</sup>, 383 000 Schafe und 352 000 Ziegen ermittelt wurde. Diesen Viehstand vor der Einschleppung von Seuchen zu schützen und seine Bestände durch Einführung frischen Blutes aufzubessern, bildet eine mit Eifer und Erfolg aufgenommene Fürsorge der italienischen Verwaltung.

Sie hat sich der Gesundheitspflege auch sonst mit großem Eifer angenommen. Eine der ersten Amtshandlungen des Gouverneurs Martini war die Verlegung des Amtssitzes der Zentralverwaltung aus dem heißen und ungesunden Hafenort Massaua in den in der Luftlinie nicht weit entfernten, aber über 2000 m höher gelegenen Ort Asmara, der sich seitdem zu einer behaglichen und gesunden Residenz entwickelt hat. Durch Herstellung einer Eisenbahn zwischen Asmara und Massaua ist für die nötige enge Fühlung mit der Küste gesorgt worden. Für die Verlängerung dieser Bahn über Cheren nach Agordat sind die Vorarbeiten im Gange. In Agordat würde die Bahn bereits die Barkaniederung erreichen und damit der künftige Anschluß an das sudanesisches Bahnnetz im oberen Niltal vorbereitet sein. Inzwischen hat die Kolonialverwaltung eine wesentliche Erleichterung der Verbindungen zwischen den einzelnen Teilen des Landes, insbesondere den Sitzen der nachgeordneten Verwaltungsorgane, Garnisonplätzen usw., durch

Schaffung eines umfangreichen Wegenetzes von Fahrstraßen und Karawanenwegen durchgeführt. Der Bericht des Gouverneurs hebt mit berechtigter Genugtuung den Anteil der bewaffneten Macht der Kolonie an diesem Friedenswerk hervor, in welchem eine wichtige Voraussetzung und Vorbereitung jeder weiteren zivilisatorischen Tätigkeit zu erblicken ist.

Eine fernere Voraussetzung dieser Tätigkeit, die Herstellung von Sicherheit und Ordnung in allen Teilen der Kolonie, ist dem Bericht zufolge in überraschendem Maße erreicht worden. Zur Aufrechterhaltung der Ordnung hat sich die in der Kolonie vorhandene bewaffnete Macht auch nach der wesentlichen Verringerung, denen ihr Bestand nach Einstellung der Kriegstätigkeit wiederholt unterworfen worden ist, als vollkommen ausreichend erwiesen. Sie besteht zurzeit aus 1 Kompagnie Carabinieri (teils Italienern, teils Eingeborenen), 3 Kompagnien italienischer Jäger, 4 Bataillonen mit 19 Kompagnien Eingeborener, 1 Schwadron Jäger zu Pferde, 1 Batterie und 1 Kompagnie eingeborener Artilleristen. Außerdem werden etwa 700 bewaffnete Polizisten zur Verfügung der Bezirkschefs unterhalten. Unter diesen Truppen bewähren sich die Carabinieri auch unter den schwierigen Verhältnissen des Kolonialdienstes als ihren mannigfaltigen Aufgaben vollauf gewachsen. Der Bericht hebt hervor, daß mehrere Bataillone der erythräischen Eingeborenen bei der Eroberung von Tripolitaniien ohne Nachteil für die Kolonie verwendet werden konnten.

Dies Ergebnis spricht dafür, daß es den Italienern gelungen ist, sich das Vertrauen der eingeborenen Bevölkerung zu erwerben. Hierzu hat in erster Linie die Schonung ihrer berechtigten Besonderheiten wirksam beigetragen, namentlich

1) Ademollo gibt die Zahl der Rinder für 1910 auf 430 000 Köpfe an und bemerkt, daß diese Zahl im Wachsen begriffen sei.

die ihrer religiösen und ihrer Stammeseigenarten; keine leichte Aufgabe gegenüber den verwickelten Verhältnissen, zu denen sich die italienischen Beamten und Offiziere Stellung zu nehmen genötigt sahen. Denn unter den Eingeborenen besteht nicht nur eine wahre Musterkarte an Verschiedenheiten der Abstammung und der Sprache, sondern diese Verschiedenheiten durchkreuzen sich vielfach mit der Verschiedenheit der Religionen, und wiederum haben sich innerhalb der Hauptreligionen, des Islam, dem mehr als die Hälfte, und des koptischen Christentums, dem mehr als ein Drittel der Bevölkerung angehören, Besonderheiten entwickelt, welche die behutsamste Schonung beanspruchen und welche auch in der Ausgestaltung des bürgerlichen Rechts und der Rechtspflege zum Ausdruck gelangt sind.

Die materiellen Ergebnisse der Tätigkeit in Erythräa sind bisher, namentlich im Verhältnis zu den dort aufgewendeten Kosten, nicht erheblich. Die Erwartung, daß sich auf den hochgelegenen, gesunden Teilen des anbaufähigen Bodens Ansiedlungen italienischer Landwirte begründen würden, hat sich bisher nur in geringem Maße erfüllt. Der im Jahre 1891 unter Leitung des um die italienische Landwirtschaft hochverdienten Senators Leop. Franchetti gemachte Versuch, Bauern aus dem Mutterlande nach der Kolonie zu verpflanzen, hat aufgegeben werden müssen, da die Leute zum größten Teil Erythräa wieder verließen. Von den beim Zensus von 1905 in der Kolonie als anwesend ermittelten Italienern waren nur 62 im Ackerbau tätig. Hier bietet sich für weitere Ansiedlungen von Landwirten aus Italien ein umfangreiches Arbeitsfeld, namentlich für die an harte Landarbeit unter ähnlichen klimatischen Verhältnissen gewohnten Auswanderer aus den

südlichen Provinzen der Halbinsel. Auch Ansiedlungs- und Pflanzungsgesellschaften, wie sie für die wirtschaftliche Erschließung der deutschen Kolonien in großer Zahl tätig sind, würden in Erythräa am Platze sein, wenn sich das für Unternehmungen dieser Art unerläßliche Kapital fände.

Mangel an Kapital ist es auch, der die Ausbeutung der in Erythräa vorhandenen Mineralien bisher nur geringe Fortschritte machen läßt. Im Altertum wurden die das Rote Meer westlich umgebenden Bergzüge als reich an edlen Metallen betrachtet; auch jetzt noch werden in Ägypten mehrere Goldminen bearbeitet. Gold ist in Erythräa an mehreren Stellen nachgewiesen worden, und seit 1890 bestrebt sich die zunächst als Studiengesellschaft mit einem Kapital von 2 Millionen Lire begründete Società Eritrea per le miniere d'oro, die in der Nähe von Asmara vorhandenen goldhaltigen Quarzadern aufzuschließen und auszubeuten. Die unter den Beilagen des Martinischen Berichts abgedruckten Jahresberichte der Gesellschaft sowie das gleichfalls abgedruckte Gutachten des Bergingenieurs Novarese stellen außer Zweifel, daß es sich um ein Vorkommen von beträchtlicher Ausdehnung und abbauwürdigem Gehalt handelt; sie geben aber auch ein Bild von den Schwierigkeiten, mit denen der Abbau hinsichtlich der Beschaffung des erforderlichen Wassers, der Kosten des Brennmaterials für den Maschinenbetrieb und der Arbeiterverhältnisse verknüpft ist. Die Gesellschaft, die sich vor einigen Jahren genötigt gesehen hat, ihr Grundkapital durch Herabsetzung der ausgegebenen Aktien auf 1 Million zu vermindern und demnächst durch Ausgabe von neuen Aktien wieder auf 2 Millionen zu erhöhen, ist bisher außerstande gewesen, das für den wirklichen Betrieb



vorgesehene weitere Kapital von 8 Millionen Lire zusammenzubringen.

Zu den Ausfuhrartikeln der Kolonie gehören die Ergebnisse der Perlen- und Perlmutterfischerei, die seit alten Zeiten im Kanal von Massaua und der ihm vorgelagerten Inselgruppe von Dalaak betrieben wird. Es sind Versuche im Gange, den Ertrag dieser Fischerei, der allmählich zurückgegangen war, durch besseren Schutz der vorhandenen Austernbänke und durch Anlage von neuen zu heben. Zu einem wichtigen Ausfuhrartikel haben sich neuerdings die Fruchtkerne der in der Kolonie zahlreich wachsenden Dumpalme entwickelt, seit in ihnen ein Ersatz für das einer amerikanischen Palme entstammende, zur Fabrikation von Knöpfen benutzte sog. vegetabilische Elfenbein erkannt worden ist. Der Wert dieser Ausfuhr wird gegenwärtig auf über 1 Million Lire beziffert.

Die Kosten der Kolonie sind anfangs starkem Wechsel ausgesetzt gewesen. Sie werden für die Jahre 1885—1891 auf rund 114 Millionen Lire, wovon 109 Millionen zu Lasten des Kriegs- und des Marineministeriums, angegeben. Seit 1894 wird ein eigener Kolonialetat aufgestellt, zu dem zunächst ein bestimmter Zuschuß des Mutterlandes gesetzlich festgelegt worden war. Durch den unglücklichen Krieg von 1895/96 wurde diese Aufstellung völlig über den Haufen geworfen; der Krieg allein verursachte Ausgaben von 140 Millionen Lire. Unter der Verwaltung des Gouverneurs Martini ist es gelungen, den Zuschuß des Mutterlandes allmählich auf etwas über 5 Millionen herabzusetzen, wovon die Kosten für das Militär gedeckt wurden, während die anderen Ausgaben aus den eigenen Einnahmen der Kolonie (Steuern, Zölle usw.) bestritten werden konnten. Infolge des Eisenbahnbaues ist

der Zuschuß des Mutterlandes wieder in die Höhe gegangen; er wird für das Jahr 1912/13 auf 10,8 Millionen Lire angegeben.

\* \* \*

Die zweite italienische Kolonie befindet sich an den Küsten des Somalilandes, jener Halbinsel, welche, nördlich von den Wellen des Meerbusens von Aden, östlich von denen des Indischen Ozeans bespült, gleich einem Horn sich vom Festland des afrikanischen Kontinents ablöst und deren Spitze, das Kap Guardafui, den östlichsten Punkt von Afrika bildet. Von der Mündung des Juba, nahe dem Äquator, zieht sich die Somaliküste bis zum Kap Guardafui zwölf volle Breitengrade nordostwärts; diese ungeheuere Strecke ist fast ungliedert und eintönig, da nördlich vom Juba keiner der dem Hochlande entspringenden Flüsse die Dünenkette zu durchbrechen und das Meer zu erreichen vermag. Etwas mannigfaltiger gestaltet ist die Somaliküste am Busen von Aden, weil die Höhenzüge des Innern hier in mannigfachen Abstufungen dem Meere nähertreten und durch vorgeschobene Spitzen und Ausläufer allerlei Einbuchtungen geschaffen haben. Gegen Westen wird das Somaliland, einer der unbekanntesten Teile von Afrika, von den südlichen Ausläufern der Gebirge Abessinians begrenzt. Sein Inneres ist überwiegend ebenes Steppenland, in welchem sich, namentlich am Juba und am Wedi Schebeli, weite anbaufähige Niederungen befinden. Bei seinem Reichtum an Wild, Elefanten, Flußpferden, Nashörnern, Löwen, Giraffen und kleinen Wiederkäuern aller Art, galt das Somaliland für einen Jagdgrund allerersten Ranges, dessen Besuch für Jagdlustige wie für Forschungsreisende bei der Wildheit

seiner Bewohner allerdings mit Gefahr verbunden war.

Benadir, der südlichste Teil der Ostküste, wurde früher zu den Besitzungen des Sultans von Zanzibar gerechnet. Seit dem Jahre 1885 suchte Italien mit Sultan Said Bargasch Fühlung zu nehmen und sich eine Einflußsphäre an der Somaliküste zu verschaffen. Den Einwirkungen des italienischen Konsuls in Zanzibar gelang es, einzelne der eingeborenen Machthaber im Norden der Halbinsel zur Anerkennung des italienischen Protektorats zu bestimmen und demnächst auch in Benadir festen Fuß zu fassen. Sultan Said Bargasch trat 1892 die Verwaltung der Hafenorte in Benadir auf 25 Jahre an Italien gegen Zahlung eines jährlichen Kanons ab. Anfangs wurde diese Verwaltung einer dazu von der italienischen Regierung begründeten Privatgesellschaft übertragen; da sich hierbei jedoch Übelstände herausstellten, so wurde diese Gesellschaft 1905 aufgelöst, der Sultan von Zanzibar gegen Zahlung einer Entschädigung zur Abtretung aller seiner Rechte in Benadir bewogen und Benadir unter dem Namen Somalia Italiana meridionale als direkte Kolonie eingerichtet und einem Gouverneur mit dem Sitze in dem wichtigsten Hafenplatz Mogdischu unterstellt. Diesem Gouverneur wurde auch die Obergewalt über die Sultane im nördlichen Somaliland übertragen, die das italienische Protektorat anerkannt hatten.

Weder von dem Umfang des italienischen Somalilands, noch von seinen wirtschaftlichen Verhältnissen und Aussichten ist es leicht, sich eine einigermaßen zutreffende Vorstellung zu machen. In dem Bericht, welchen der seit 1910 als Gouverneur fungierende Senator de Martino über das erste Triennium seiner Tätigkeit an den Kolonial-

minister erstattet hat<sup>1)</sup>, befinden sich über den Umfang der Kolonie folgende Angaben:

Umfang der Kolonie im Mai 1910 . . . . .	30000 qkm
Neuerwerbungen bis März 1912 . . . . .	25000 „
Weiter in Aussicht genommene Erwerbungen . . . . .	80000 „
Einflußzone, in der die Stammhäuptlinge vom Gouverneur bestellt und besoldet werden . . . . .	17000 „
Einflußzone, in der dies noch nicht geschieht . . . . .	37000 „
Gesamtgebiet der Kolonien . . . . .	189000 qkm
Umfang der Protektorate . . . . .	168000 „
Italien. Somaliland insgesamt . . . . .	357000 qkm

Wenn diese große Ziffer noch dadurch unterstrichen wird, daß ihr der Gesamtumfang des Königreichs Italien mit 286682 qkm gegenübergestellt wird, so leuchtet einerseits ein, daß dabei erhebliche Zukunftsmusik mit im Spiele ist, und andererseits, daß die Komponenten jener gewaltigen Umfangszahl auch nicht annähernd auf so sicheren Unterlagen beruhen, wie das topographisch festgestellte Areal des Mutterlandes. Über die Bevölkerung der Kolonie enthält weder der Bericht des Gouverneurs, noch der vorhin erwähnte Aufsatz von Adamello irgendwelche Zahlenangaben. Sie wird im Statemans Yearbook von 1914 für das gesamte Gebiet einschließlich der Protektorate auf ungefähr 400000 geschätzt und besteht überwiegend aus Somalistämmen, die ursprünglich aus Arabien eingewandert sein sollen, bis auf die Bewohner der Küstenplätze und einiger Wohnorte im Innern fast ausschließlich aus Nomaden, deren Raublust und Wildheit ihnen bis in die neueste Zeit einen üblen Ruf verschafft hatte. Mancher der italienischen Forscher, deren Reisen die Festsetzung Italiens an der Somaliküste vorbereitet

1) La Somalia italiana nei tre anni del mio governo, Roma 1912.

haben, ist ihnen zum Opfer gefallen. Im Dezember 1896 wurde der Kapitän Cecchi, der damalige Regierungsvertreter, auf einer Expedition zur näheren Erforschung des Schebeligeiets in der Nähe von Mogdischu mit seiner ganzen Karawane niedergemacht. Noch 1907 erlitt der italienische Resident in Lugh am oberen Laufe des Juba mit einer Abteilung eingeborener Truppen das gleiche Schicksal bei Abwehr der Razzia einer abessinischen Raubschar. Gouverneur de Martino hebt im Eingange seines Berichts hervor, daß im April 1910, bei Antritt seines Amts, die gesamte Kolonie, die sich damals auf das Gebiet zwischen der Meeresküste und dem Weddi Schebeli sowie auf einen schmalen Niederungstreifen von der Mündung des Juba aufwärts bis Lugh beschränkte, sich im Kriegszustande befunden habe. „Noch rauchten die Hütten, die bei unserer Besitzergreifung und auf den Raubzügen der Derwische niedergebrannt worden waren . . .; nirgends, selbst nicht in den ruhigsten Teilen der Küste zwischen Mogdischu und Brava konnte man sich ohne bewaffnete Begleitung bewegen.“ „Jetzt“, fährt der Bericht fort, „haben wir von den Eingeborenen nichts mehr zu befürchten; wir können das dichte Buschwerk wie die weiten Steppen allein oder in Begleitung eines Askaren, und auch dies mehr der Bequemlichkeit als der Sicherheit wegen, durchwandern. Innerhalb des von uns effektiv besetzten Gebietes gibt es in der Kolonie keinen Punkt, wo sich unsere Tätigkeit nicht friedlich und ruhig entwickeln kann.“

Sicher ein bemerkenswertes Ergebnis, um so mehr, als es in so kurzer Zeit und ohne besonderen Aufwand von Zwangsmitteln erreicht worden ist. Die dem Gouverneur für das weite Gebiet zu Gebote stehenden Streitkräfte beschränken sich, abgesehen von der zeit-

weiligen Anwesenheit italienischer Kriegsschiffe, auf 9 Kompagnien Infanterie, zu je 4 Zenturien, 1 Kompagnie Artillerie mit 4 Gebirgskanonen, 1 berittenes Karawanendetachement und 1 Zenturie als Gouverneurswache, Depot und Rekrutenstation in Mogdischu, insgesamt 3500 Mann, sämtlich, bis auf eine aus Erythräern bestehende Kompagnie, arabische Söldner aus Yemen und Hadramaut, und sämtlich von etwa 70 italienischen Offizieren geführt.

Die wirtschaftlichen Möglichkeiten der Kolonie sind vorwiegend landwirtschaftlicher Natur. Der Viehstand bildet in dem größten Teil des Somalilands den wertvollsten Besitz der eingeborenen Bevölkerung. Er besteht aus Kamele, Rindern, Schafen und Ziegen, wie versichert wird, in großer Zahl und guter Beschaffenheit. Ein Teil des überschüssigen Viehes wird nach Zanzibar ausgeführt; dorthin und weiter nach Arabien wird auch die in der Kolonie hergestellte Butter abgesetzt, soweit sie nicht zur Nahrung der Eingeborenen dient. Der Ackerbau wurde bisher wesentlich nur in den fruchtbaren Flußniederungen betrieben; es werden hauptsächlich Durra, Mais, Bohnen und verschiedene Gemüse gebaut. Große Hoffnungen werden auch hier auf die Baumwollenzucht gesetzt. Sie war bei den Eingeborenen bereits seit alten Zeiten heimisch; jetzt sind umfassende Versuche im Gange, durch Einführung für die jeweilige Bodenbeschaffenheit geeigneten Samens, durch besseren Anbau und sachgemäßere Behandlung der Pflanzen und der Erzeugnisse einen besseren Baumwollenstapel zu erzielen. Der Bericht des Gouverneurs druckt eine Reihe von Zeugnissen italienischer, englischer und französischer Fabrikanten ab, die sich über die Eigenschaften der in der Kolonie erzeugten Baumwolle



sehr günstig aussprechen, und erwähnt verschiedene Unternehmungen, welche sich mit der Anlage von Baumwollplantagen in größerem Umfange zu beschäftigen vorhaben. Freilich wird auch hier die Zurückhaltung des heimischen Kapitals als hemmend empfunden.

Abgesehen von der Beschaffung der für wirksame Hebung der Kolonie unerläßlichen Kapitalien, bildet die Beschaffung von Verbindungen eine weitere Voraussetzung für nachhaltige wirtschaftliche Fortschritte. In letzterer Hinsicht ist es im Somaliland bisher nicht sonderlich gut bestellt. Bei der enormen Ausdehnung der Küsten von mehr als 2000 km kommen hier in erster Linie die Wasserverbindungen in Frage. Für sie fehlt es an genügenden Landungsplätzen und an ausreichenden Schutzvorrichtungen. Bisher ist nur in Brava, zwischen der Jubamündung und Mogdischu, die Herstellung eines Hafens in Angriff genommen worden. Leuchttürme, die vor der italienischen Besitzergreifung nirgends vorhanden waren, sind seitdem an einigen Punkten errichtet und in Betrieb genommen worden; aber der wichtigste fehlt. Als Schreiber dieses im Februar 1902 nach Ostasien fuhr, wurde ihm, angesichts des Kaps Guardafui, von den Schiffsoffizieren des Norddeutschen Lloyd-Dampfers gesagt, daß die Italiener die Absicht hätten, auf diesem Kap einen Leuchtturm zu erbauen. Die Lage des Kaps, sein abschreckender Anblick, ja sein bloßer Name — Guardafui soll Garda a voi, hütet euch, bedeuten — ließen diese Absicht zur Minderung der der Schifffahrt hier drohenden Gefahren als sehr löblich erkennen; allein es ist seitdem bei der Absicht geblieben. Es wird ferner bitter darüber geklagt, daß die Schiffe der italienischen Gesellschaften, denen der Dampfschiffdienst zwischen Italien und dem Somaliland

obliegt, an Tonnengehalt, Beschaffenheit und Schnelligkeit weit hinter denen der deutschen und englischen Ostafrikanien zurückbleiben. Auch wird die Flußschifffahrt auf dem Juba, von seiner Mündung aufwärts bis Lugh, die von einer italienisch-belgischen Gesellschaft auf Verlangen der Kolonialverwaltung betrieben wird, als recht verbesserungsbedürftig bezeichnet. Die Landverbindungen beschränkten sich früher auf einige Karawanenwege. Diese sind inzwischen vermehrt und durch Brunnen und andere Anlagen verbessert worden. Außerdem sind von der Verwaltung einige Fahrstraßen hergestellt worden, auf denen nunmehr ein regelmäßiger Automobildienst unterhalten wird.

Die Einnahmen der Kolonie an Steuern, Zöllen usw. sind nur gering; das Budget, dessen Ausgaben für 1912 bis 1913 auf rund 6½ Millionen Lire, davon 3,7 Millionen für die Zivilverwaltung und 2,8 Millionen für das Militär, angegeben werden, wird im wesentlichen durch Zuschüsse des Mutterlandes aufrechterhalten, welche sich in dem genannten Jahr auf 5,8 Millionen Lire beliefen.

\* \* \*

Während Frankreich im Westen, England im Osten immer stärkere Stellungen an der Südküste des Mittelmeeres einnahmen, sah sich Italien mit wachsender Verstimmung von jedem Besitz an diesen ihm gegenüber liegenden Gestaden ausgeschlossen. Wesentlich mit Rücksicht auf Frankreich hatte die italienische Regierung im Jahre 1878 den ihr während des Berliner Kongresses erteilten Rat, Tunis zu besetzen, nicht befolgen zu dürfen geglaubt. Um so schmerzlicher war die Überraschung und Enttäuschung der Italiener, als Frankreich kurz darauf seinerseits Be-

schlag auf Tunis legte und sich dort, ohne die mindeste Rücksicht auf Italien zu nehmen, dauernd einrichtete. Auch die unleugbar bedeutenden wirtschaftlichen Fortschritte, die von den Franzosen seitdem in Tunesien erzielt worden sind, haben bei den Italienern bittere Gefühle erweckt, da die Verbesserungen im Anbau Tunesiens wesentlich durch die Arme der dort weilenden italienischen Arbeiter erzielt worden sind. Ganz besonders empfindlich aber mußte es die Italiener berühren, als die Franzosen dazu übergingen, den Hafen von Biserta beim Kap Blanc, der Nordspitze Afrikas, zu einem mächtigen Kriegshafen umzuwandeln. Von Sizilien können die gegenüberliegenden Vorgebirge von Nordtunesien an hellen Tagen mit bloßen Augen gesichtet werden; die Anlage und der Ausbau eines mächtigen als Hauptstützpunkt für die französische Kriegsflotte geplanten Waffenplatzes in so unmittelbarer Nähe von Italien konnte von den Italienern nicht anders als eine Gefährdung ihrer Stellung im Mittelmeer, ja als Bedrohung ihrer Sicherheit aufgefaßt werden. Es schien, als sollten sich die Tage erneuern, in denen die Nachbarschaft des seemächtigen Karthago, dessen Trümmer von Biserta nicht weit abliegen, dem aufstrebenden Römerreich die schwersten Gefahren bereitete. „Tunesien im Besitz Frankreichs“, schrieb schon 1862 Theobald Fischer, der beste Kenner der Mittelmeerländer, „bedeutet einen Eingriff in den von der Natur vorgezeichneten Wirtschafts- und Machtbereich, eine unerträgliche Bedrohung Italiens<sup>1)</sup>.“

1) Wiedergedruckt in seinen Mittelmeerbildern. Leipzig und Berlin 1906, S. 294. Damals fügte er hinzu: „Die Schaffung und die Dauer des Dreibundes hat ihre Wurzeln in Tunesien.“

Durch Englands und Frankreichs Vorgehen hatte sich die Stellung von Italien im Mittelmeer seit seiner Wiedererstehung auf das empfindlichste verschoben und verschlechtert. England, bereits durch Gibraltar und Malta im Besitz von zwei der wichtigsten militärischen Stützpunkte, hatte sein Mittelmeergebiet durch die Einnahme von Cypern, 1878, vor allem aber durch die Okkupation von Ägypten, in stärkstem Maße vermehrt. Jedermann weiß, wie unter der Leitung von Männern wie Lord Cromer und Lord Kitchener Ägypten wirtschaftlich zu neuer Blüte gelangt, gleichzeitig aber zu einem der festesten Bollwerke der englischen Welt Herrschaft umgewandelt worden ist. — Frankreich hatte sein Kolonialreich seit 1870 mit anhaltender zielbewußter Arbeit in Asien und Afrika mächtig erweitert. Während seine Kolonien sich bis dahin, abgesehen von Algier, auf geringe Reste des ehemaligen Besitzes in Ostindien und Amerika sowie auf Anfänge neuer Erwerbungen in Ost- und Westafrika beschränkt hatten, hatte das französische Kolonialreich, nach England und Rußland das größte der Welt, sich auf etwa das Zwanzigfache des Areals des Mutterlandes mit mehr als 40 Millionen Einwohnern ausgedehnt. Als Frankreich sich anschickte, seinem großen nordafrikanischen Besitz auch noch Marokko anzugliedern, da schienen den Italienern die letzte Stunde gekommen zu sein, um auch ihrerseits in Nordafrika festen Fuß zu fassen. Während der Konferenz von Algesiras sind durch geheime Verständigung mit Frankreich und England die diplomatischen Grundlagen für die Okkupation von Tripolitanien gewonnen worden. Die Vorbereitungen dazu, insbesondere die Erforschung des Landes unter dem Mantel verschiedenartiger wissenschaftlicher

Expeditionen, hatten schon viel früher begonnen; sie haben das Material zu den Heften geliefert, welche den Offizieren der im Herbst 1911 nach Tripolis ausrückenden Truppen vom italienischen Generalstab als Leitfaden für ihr Verhalten mitgegeben wurden. So plötzlich der Ausbruch des Krieges damals erfolgte, so war es doch ein Irrtum, wenn ein Teil der ausländischen Presse anfänglich nur ein vom Zaun gebrochenes Abenteuer darin erblicken wollte, während es sich in Wirklichkeit um ein sorgfältig erwogenes, langer Hand vorbereitetes Unternehmen handelte.

In Italien hat man, so völlig unerwartet auch dort der Ausbruch des Krieges für den allergrößten Teil der Bevölkerung erfolgte, die Bedeutung der Sachlage fast ausnahmslos richtig erfaßt und gewürdigt. Wer damals in Italien war, hat die Begeisterungstürme miterlebt, welche die Mobilmachung der nach Tripolis befehligten Truppen auslöste; er hat vor Augen gehabt, wie einmütig das ganze Land den Entschluß seiner Regierung billigte, und wie der von einigen Ultras der sozialdemokratischen Partei unternommene Versuch, gegen diesen Entschluß durch Inszenesetzung eines Generalstreiks zu demonstrieren, unter allgemeinem Unwillen und Gelächter kläglich im Sande verlief.

Der schnelle und glatte Verlauf der Mobilmachung, die rasche Überführung der aufgebotenen bedeutenden Truppenmacht nach Tripolitanien, die unter tätiger Mitwirkung der Marine prompt vollzogene Besetzung der tripolitani- schen Hafenplätze haben damals in Italien weitgehende Erwartungen hinsichtlich der baldigen Beendigung des Feldzuges erweckt. Diese Erwartungen sind bekanntlich nicht in Erfüllung gegangen. Nach Überwindung der anfäng-

lichen Betäubung ermannte sich die türkische Garnison trotz ihrer geringen Zahl zu tapferem, zähem Widerstande, dessen Nachhaltigkeit durch die Beteiligung eines Teils der eingeborenen Bevölkerung, der Unterstützung der fanatischen Senussisekte und den Zustrom der von ihnen aufgeregten Beduinens- stämme des Fessan und der Libyschen Wüste noch bedeutend verstärkt wurde. Es hat eines langen und schwierigen Winterfeldzuges, namhafter Nachschübe an Truppen und sehr beträchtlicher Opfer an Mannschaften und Mitteln bedurft, um die Besitzergreifung auch im Innern des Landes durchzuführen. Selbst nachdem die Türkei unter dem Druck des inzwischen ausgebrochenen Balkankrieges sich genötigt gesehen hatte, Tripolitanien im Frieden von Ouchy, 1912, an Italien abzutreten, hat es noch weiterer Anstrengungen bedurft, um die Pazifizierung zu vollenden, und es haben von den Italienern noch bis in die neueste Zeit vereinzelte Überfälle und örtliche Aufstände mit Waffengewalt unterdrückt werden müssen. Ob die Besitzergreifung sich auf die dem türkischen Gouvernement Tripolis zugehörigen Landschaften im Süden des tripolitani- schen Hochlandes, auf Fessan und die türkisch gewesenen Oasen der Sahara und der Libyschen Wüste mit erstreckt hat, ist aus dem vorliegenden Material nicht zu ersehen.

Der Umfang der nunmehrigen italienischen Kolonie Tripolitanien wird auf 1034 000 qkm mit etwa 1 Million Einwohnern angegeben. Die Kolonie umfaßt Landschaften, die im Altertum der Sitz hochentwickelter phönizischer, griechischer und römischer Kultur gewesen sind. Griechische Ansiedlungen sind namentlich in dem östlichsten, an Ägypten angrenzenden Landesteil tätig gewesen, der heute Barka heißt, früher nach der



bedeutendsten Griechenstadt Kyrene den Namen Kyrenaika, auch wohl Pentapolis nach der Zahl der griechischen Niederlassungen geführt und sich Jahrhunderte hindurch auch noch über den Verfall des römischen Weltreiches hinaus, dem dies Gebiet mit Kreta als eine besondere Provinz angehörte, einer hohen Blüte erfreut hat. Die Flotte von Kyrene hat der von Karthago die Spitze zu bieten vermocht. Gegenwärtig besitzt Barka infolge nachteiliger Veränderungen der Küstenbildung keinen Seehafen; die Bedeutung der größeren Küstenplätze Benghasi und Derna, beides früher Ausgangspunkte für den Karawanenverkehr der Oasen in der Libyschen Wüste, ist wegen fortschreitender Verschlechterung der Schifffahrt nur gering. Besser mit Häfen versehen ist der an dem tiefeinschneidenden Meerbusen der Großen Syrte gelegene Teil der Kolonie. Hier hatten sich die Phönizier angesiedelt; von ihren drei Städten, denen der Name Tripolis entstammt, hatte sich Groß-Leptis, an einem wohlbewässerten, fruchtbaren Küstenstrich gelegen und mit gutem Hafen versehen, zur bedeutendsten Stadt des Landes entwickelt. Sie war in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung eine der größten und prächtigsten Städte des Römischen Reichs, jedoch ihre Blüte sank mit der Roms; der künstlich geschaffene Hafen versandete. An die Stelle von Leptis ist dann die zweite der Dreistädte, Oea, mit dem nunmehr ihr allein beigelegten Namen Tripolis getreten, das ebenfalls eine wasserreiche Ebene hinter sich hat und ebenso günstige Verbindungen mit dem Hinterlande besitzt, zugleich aber durch eine von der Natur geschaffene leicht zu verbessernde Reede den einzigen, auch größeren Schiffen schutzbietenden Hafen zwischen Alexandrien und dem Tu-

nesischen Golf darstellt. Zu Zeiten der Römer hat der westliche Teil von Tripolitanien einen Teil der Provinz Afrika gebildet. Septimius Severus, der erste Afrikaner unter den römischen Kaisern, war aus Groß-Leptis gebürtig; er hat für sein Heimatsland stets ein lebhaftes Interesse betätigt und durch Straßenanlagen und Garnisonen für bessere Verbindungen zwischen der Küste und den Oasen des Hinterlandes sowie für deren Sicherheit gesorgt. Man begegnet in Tripolitanien noch jetzt seinem Namen mehrfach an den römischen Inschriften und Denkmälern.

Ob Tripolitanien einschließlich Barka jemals an der Blüte teilgenommen hat, zu der sich die eigentliche Provinz Afrika, d. i. Tunesien, auch im Innern unter der Römerherrschaft entwickelt hatte? Nach der natürlichen Beschaffenheit des Bodens möchte man geneigt sein, es zu bezweifeln. Denn zu allen Zeiten muß der Mangel an Wasser, der, abgesehen von einzelnen Oasen, dem gesamten Gebiete den Charakter eines trockenen Landes aufprägt, einem intensiven Ackerbau bedeutende Schwierigkeiten bereitet haben. Die Anstalten zu künstlicher Bewässerung, die man im Altertum geschaffen hatte, sind später verfallen, namentlich seitdem im 16. Jahrhundert das Land unter türkische Botmäßigkeit gekommen war. Vollends seitdem 1835 die Türkei Tripolitanien als ein eigenes Wilajet eingerichtet hatte, ist für die Wohlfahrt und den Anbau des Landes so gut wie nichts geschehen. Die türkischen Beamten pflegten Tripolitanien als Strafversetzung anzusehen und gaben sich vor allem Mühe, ihren dortigen Aufenthalt möglichst abzukürzen. Theobald Fischer hatte in seinem 1882 geschriebenen Aufsatz über die nordafrikanischen Küstenländer das anbaufähige Land von Barka auf etwa

das Areal von Württemberg geschätzt und trotz der wachsenden Verödung unter türkischem Druck als imstande bezeichnet, reiche Ernten an Weizen, Öl und Wein hervorzubringen und mindestens das Vierfache der damaligen Bevölkerung, die er auf eine Viertelmillion bezifferte, zu ernähren. In Tripolis hatte er trotz der ungünstigen Verhältnisse im Süden und der trostlosen Zustände des Türkenreichs fortschreitende Entwicklung der Stadt und des Hinterlandes wahrgenommen, das unter geordneter Verwaltung statt der etwa zwei Drittel Millionen Menschen mehrere Millionen zu ernähren vermöchte.<sup>1)</sup> In seiner etwas später erschienenen Beschreibung von Tripolitaniens meinte L. H. Grothe<sup>2)</sup>, daß Tripolitaniens und Barka ein Deutschland an Größe übertreffendes anbaufähiges Gebiet enthielten, auf dem sich vielerlei Kulturen der gemäßigten und subtropischen Zone mit Erfolg treiben ließen, wenn nur für ausreichende Bewässerung gesorgt würde. Getreidebau, Gartenkultur, Obst, Gemüse- und Blumenzucht würden alsdann in weiten Strichen sowohl an der Küste als an den Bergstufen des Innern günstigen Boden finden.

Unmittelbar nach der Errichtung der italienischen Kolonie sind die Anbauverhältnisse des westlichen Tripolitaniens, also ausschließlich Barkas, einer Untersuchung durch zwei Kommissionen unterzogen worden, von denen die eine durch den Kolonialminister unter dem Vorsitz des Professors Parona, Geologen der Universität Turin, berufen worden war, um den nördlichen, zwischen der Küste und dem Hochland im Innern gelegenen, überwiegend ebenen Teil des Landes hinsichtlich seiner An-

baufähigkeit zu studieren. Gleichzeitig war von der italienischen Gesellschaft für das Studium von Libyen auf Anregung und unter dem Vorsitz des Senators Leopold Franchetti eine zweite Kommission eingesetzt worden, um das Hochland im Innern, den bis an den Rand der Wüste reichenden Gebel, zu dem gleichen Zwecke zu erforschen. Beide Kommissionen haben sich im Frühjahr 1913 nach Tripolitaniens begeben, um ihre Mission zu erfüllen, und von beiden liegt der Bericht darüber in zwei umfangreichen, mit Abbildungen und Karten ausgestatteten Werken<sup>1)</sup> vor, in denen die Topographie, die Geologie und die Wasserverhältnisse der untersuchten Landesteile, ihre Flora und Fauna, die jetzigen Bebauungsarten, die Bodenverteilung, die Lage der eingeborenen, Landwirtschaft treibenden Bevölkerung von den dafür zuständigen Mitgliedern der Kommissionen in Einzelabhandlungen lichtvoll und eingehend dargelegt und die sozialen und wirtschaftlichen Bedingungen und Möglichkeiten einer Kolonisation durch italienische Unternehmer sorgfältig erwogen werden. Beide Berichte stimmen darin überein, daß sie das untersuchte Gebiet, und zwar das Hochland wie den ebenen Küstenstrich, eines stärkeren Anbaues für fähig erachten, als er zurzeit vorhanden ist; dieser Anbau werde sich indes bei der geringen Menge des vorhandenen oder durch Brunnen, Stauwerke und andere ähnliche Anlagen zu beschaffenden Wassers voraussichtlich überwiegend auf Trockenkultur zu beschränken haben. In der Ebene wird es möglich sein, das jetzt als Garten-

1) Mittelmeerbilder, S. 283 ff.

2) Tripolitaniens, Landschaftsbilder und Völkertypen. Leipzig 1898.

1) 1. La Tripolitania settentrionale. Relazione a S. E. il prof. P. Bertolini, Ministro delle Colonie. II. vol. Roma 1913. 2. La Missione Franchetti in Tripolitania (il Gebel). Firenze-Milano, Frat. Treves 1914.

land und zu intensivem Anbau benutzte Terrain durch sorgfältigere Verwendung des vorhandenen oder zu erschließenden Wassers etwa um 30000 ha zu vergrößern. Der Berichterstatter der ersten Kommission gelangt hiernach zu dem Schluß, daß das von ihr untersuchte Gebiet zum großen Teil zur landwirtschaftlichen Benutzung und demgemäß zu verschiedenen, ihrem Charakter sich anpassenden Formen der Kolonisierung geeignet sei. Senator Franchetti hält die Frage, ob sich der anbaufähige Teil des von der zweiten Kommission untersuchten Hochlandes zur Kolonisierung eigne, für verfrüht; er rät von jedem Versuch nach dieser Richtung bis dahin abzusehen, daß genauere und längere Beobachtungen über das Klima, die Wassermenge und die Eigenschaften des Bodens und seine Verteilung vorliegen. Doch gewähren schon die jetzigen Ergebnisse so viel Anhalt, daß sie den Kostenaufwand und die Arbeit für umfassende Versuche rechtfertigen. Mit derartigen Versuchen wird in Tripolitani, sagt er, der Kampf mit der Erde zu beginnen haben. „Sie ist nicht, wie der Boden des größten Teils von Italien und wie auf dem erythräischen Hochland, die Freundin des Menschen, bereit, ihn für die Pflege und die Sorgfalt zu belohnen, die ihre Beschaffenheit erfordert. Sie ist ein zäher Gegner und zu Rückfällen fähig, sobald sie der Überwachung und dem Zwange nicht mehr unterliegt. Ihr gegenüber ist hartnäckige und andauernde Arbeit nicht genügend, wenn letztere nicht planmäßig und auf Grund eines geduldigen, methodischen Studiums vorgeht.“<sup>1)</sup> Gegenüber den weitgehenden Hoffnungen, die in Tripolitani das Zukunftsland kleiner Bauernwirtschaften durch italie-

nische Ansiedler erblickten, spricht Franchetti seine Überzeugung dahin aus, daß die Anlage kleiner landwirtschaftlicher Betriebe in Tripolitani weniger leicht, schwieriger und kostspieliger als im größten Teil von Italien und auf dem erythräischen Hochlande sein und mindestens die doppelte oder dreifache Fläche zu umfassen haben werde als ein von einer Familie bebautes Grundstück in Italien oder auf dem Hochland von Erythräa.

Über die Möglichkeit eines Zusammenarbeitens italienischer und eingeborener Landwirte behält sich Senator Franchetti vorsichtig vor, ein Urteil abzugeben. Jedes Eingreifen, ja selbst eine nähere Untersuchung der verwickelten Besitzverhältnisse, das Feststellen des Eigentums, der Pächter und sonstigen Bewirtschaftungsarten würde zweifellos das Mißtrauen der eingeborenen Bevölkerung erregen. Ihr muß vor allen Dingen die Überzeugung beigebracht werden, daß die neuen Herren des Landes gewillt sind, ihre Eigenart zu achten und sie mit Gerechtigkeit zu behandeln.

Die Kolonie Tripolitani besteht aus zwei Gouvernements; das westliche umfaßt das eigentliche Tripolitani mit dem Sitz in Tripolis, das östliche die Kyrenaika mit dem Sitz in Benghasi. Über die Zahl der Bevölkerung liegen sichere Angaben noch nicht vor. Eine kurz vor der Besitzergreifung vorgenommene Zählung, die sich jedoch nur auf das eigentliche Tripolitani erstreckte, hatte 523000 Köpfe ergeben. Wieviel Bewohner auf die Kyrenaika und auf Fessan zu rechnen sind, ist ungewiß. Früher wurde die Gesamtbevölkerung des türkischen Besitzes auf eine Million geschätzt. Nicht minder unbestimmt ist die Verteilung der Bevölkerung auf die verschiedenen Ras-

1) La Missione Franchetti, p. 47.



sen, in die sie zerfällt. Neben den Berbern, den Abkömmlingen der Urbewohner des Landes, kommen die Araber als der lange herrschende Stamm in Betracht; dazu ein anscheinend nicht unbedeutender Einschub von Negern; in den Küstenstädten zahlreiche Juden.

An der Spitze jedes Gouvernements steht ein General, der zugleich das Kommando über die innerhalb des Gouvernements weilenden Streitkräfte zu Land und zu Wasser führt. Die türkische Einteilung des Landes scheint einstweilen beibehalten zu sein; die Verwaltung der Bezirke wird von Residenten geführt, meist Offizieren, denen die erforderlichen Organe an Verwaltungsbeamten, Technikern beigegeben sind. Die Rechtsprechung über die Eingeborenen wird nach muselmännischem Recht durch eingeborene Richter in den hergebrachten Formen ausgeübt; ihre Sprüche unterliegen jedoch der Berufung an italienische Gerichtshöfe.

Welche Fülle von Aufgaben, gegenüber der grenzenlosen Vernachlässigung des Landes durch die Türken, sich den Italienern aufdrängen, wenn sie Tripolitanien einer höheren Kulturstufe zuführen wollen, leuchtet ohne weiteres ein, ebenso, daß diese Aufgaben nicht ohne Aufwand andauernder, hingebender Arbeit, ferner nicht ohne sehr bedeutende Kosten und vor allem nicht im Handumdrehen zu lösen sind. Jetzt, wo die Pazifikation des weiten Gebietes kaum vollendet ist, wo seine Grenzen nach Osten gegen Ägypten, nach Westen gegen Tunesien und nach Süden gegen die Wüste noch nicht feststehen, wäre es verfrüht, ein Urteil über das bisher Geleistete abzugeben. Daß die führenden Männer in Italien sich der Größe der vorliegenden Aufgaben klar bewußt sind, erhellt u. a. aus den goldenen Worten, die Senator Franchetti

in dem einleitenden Abschnitte seines Berichts bezüglich der Anforderungen ausspricht, welche an die in der Kolonie tätigen Beamten zu stellen sind. „Sie müssen, neben großer, nicht auf die Amtsstunden beschränkter Liebe für ihre Arbeit, Geistesgegenwart, Takt, physische Kraft, um der Sonnenhitze, den Anstrengungen und gelegentlichem Übermaß an Arbeit widerstehen zu können, persönlichen Mut und geistige Elastizität sowie die Fähigkeit besitzen, sich neuen, unvorhergesehenen Umständen anzupassen. Ein in Italien recht guter Beamter kann in der Kolonie mittelmäßig sein und umgekehrt. Denn in Italien sieht er die Sache hauptsächlich aus den Akten; in der Kolonie hat er mit den Sachen und Menschen unmittelbar zu tun; der Geist der Initiative, der in Italien von ihm nicht verlangt wird, ist in der Kolonie ein wesentliches Erfordernis. In Italien muß er die Überlieferung — sei es Gesetz, Reglement oder Rechtsprechung — kennen, in der Kolonie muß er sie erst bilden.“ —

Unter dem Titel *The New Tripoli* hat Miß Ethel Braun die Eindrücke ihres mehrmonatlichen Aufenthalts im Herbst 1913 in einem lesenswerten Buch<sup>1)</sup> zusammengefaßt, das sich über die Fortschritte der Italiener in ihrer nordafrikanischen Kolonie im allgemeinen durchaus befriedigend ausspricht. Sie hebt die beachtenswerten Ergebnisse der von den Italienern überhaupt erst eingeführten Gesundheitspflege hervor. Die granulösen Augenentzündungen, die in den Baracken und den Schulen der Eingeborenen heimisch waren, sind kräftig bekämpft und bereits bedeutend eingeschränkt worden. Gegen die unter den Eingeborenen in verschiedenen Formen

1) *The new Tripoli and what I saw in the hinterland, with 58 illustrations.* London 1914, T. Fischer Unwin.

herrschenden syphilitischen Krankheiten ist mit glänzendem Erfolg Salvarsan angewendet worden. Die bösen Ausschläge, die unter den Arabern durch Schmutz und Vernachlässigung weit verbreitet waren, sind infolge hygienischer Verbesserungen so gut wie verschwunden. Andere Verbesserungen des Gesundheitszustandes sind auf Rechnung der verbesserten Wasserverhältnisse zu setzen.

Die Wasserversorgung, speziell der Stadt Tripolis, hat eine der ersten Arbeiten des von den Italienern eingesetzten Baudepartements gebildet. Die in türkischer Zeit vorhandene, arg vernachlässigte Wasserleitung wurde alsbald ausgebessert und gereinigt sowie durch Erbauung einer neuen ausgiebigen Leitung ergänzt, die täglich 2000 Kubikmeter Wasser liefert. Gleichzeitig wurde eine durchgreifende Verbesserung der städtischen Kanalisation in Angriff genommen. Ebenso energisch ist mit der Straßenreinigung und mit Herstellung neuer, notwendiger Straßenzüge, mit Erweiterung des Hafens, mit Errichtung der nötigsten öffentlichen Gebäude vorgegangen worden. Der Plan für die Erweiterung der Stadt sieht die Errichtung eines modernen Viertels für die im raschen Wachsen begriffene europäische Bevölkerung vor, läßt indes den Charakter der Altstadt unberührt, deren überraschend malerischer Anblick von Reisenden wie Nachtigall, Th. Fischer u. a. stets gerühmt worden ist. Miß Braun drückt die Hoffnung aus, daß Tripolis, dank diesen wesentlichen Verbesserungen und Verschönerungen sowie bei seinem durchaus gesunden Klima sich bald zu einem erfreulichen Winteraufenthalt entwickeln werde.

Für die Beherrschung wie für die Verwaltung des Landes war es eines

der ersten Dinge, für Verbindungen zu sorgen. Italien war mit Tripolitanien früher lediglich durch ein Kabel über Malta verbunden. Im Jahre 1912 sind zur Herstellung direkter Verbindungen zwei neue Kabel von Syrakus nach Tripolis und nach Benghasi gelegt worden. Der Anfang eines Eisenbahnnetzes, das Tripolis mit der Umgebung und mit einem Teil des Hinterlandes verbindet, ist in Errichtung begriffen; die Strecken nach Tajura, Abin Zara, Zanzur und Azizia sind im Betrieb. Die Hauptlinie nach Azizia wird nach Gharian, einem Hauptort des Hochlandes, weitergebaut. Als Zuführungswege und zur Verbindung der noch nicht an die Bahn angeschlossenen Residentensitze sind Fahrstraßen angelegt worden, auf denen ein regelmäßiger Automobildienst betrieben wird. Die Fahrstraße nach Gharian, die sich zum Teil unter Befolgung des alten Karawanenwegs zu den Oasen in Fessan an den steilen Abhängen des Gebel bis über 700 m in kühnen Windungen hinaufzieht, ist von einem Alpenjägerbataillon erbaut worden. Hierbei wurde von den Soldaten eine Inschrift entdeckt, die den Kaiser Septimius Severus als Erbauer einer von ihm befohlenen Römerstraße feiert. Unmittelbar daneben ist eine Tafel zu Ehren der Alpenjäger angebracht. An dieser Stelle ist das neue Italien sinnfällig auf den Spuren des alten gewandelt.

Was die Besitzergreifung von Tripolitanien bisher gekostet hat, ist schwer festzustellen. Die dem Parlament vorgelegte Rechnung über die eigentlichen Kriegskosten schloß mit über eine Milliarde Lire ab. Ob darin die Kosten für die Wiederherstellung des Kriegsmaterials, namentlich der Marine, einbegriffen sind, ist nicht ersichtlich. Ebenso wenig läßt sich übersehen, was die nach der Besitzergreifung vorgenommenen

Schritte zur Verbesserung der Gesundheitspflege, Straßen, Eisenbahnen usw. bisher gekostet haben und zu ihrer Durchführung weiter kosten werden. Am allerwenigsten läßt sich auch nur annähernd schätzen, was die Erschließung des Landes behufs Ansiedlung italienischer Kolonisten kosten würde. Nur das ist schon jetzt klar, daß das Ziel nicht ohne Aufwand sehr bedeutender Mittel zu erreichen sein wird. Italien wird an seiner neuen Kolonie auf lange Zeit hin eine Quelle sehr erheblicher Ausgaben besitzen.

Andererseits ist klar, daß Tripolitanien, abgesehen von den politischen Gründen, die seinen Besitz in den Augen der Italiener zu einer für die Aufrechterhaltung ihrer Stellung im Mittelmeer unabweisbaren Notwendigkeit machen, auch wirtschaftlich von hohem Wert für das Mutterland ist. Tripolis ist seit ältesten Zeiten der Ausgangs- und Endpunkt der Karawanenwege, auf

denen sich der Verkehr zwischen dem Innern von Afrika nach dem Mittelmeer und den Gegengestaden von Europa vollzieht. Ghadamas, Ghat, Murzuk, Kufa u. a. aus den Reisen der Afrikaforscher uns geläufige Namen von Stationen dieser Wege liegen in dem vormals türkischen, nunmehr an Italien übergegangenen Gebiet am Nordrand der Sahara, d. h. schon in der Wüste selbst. In den Händen einer zivilisierten Nation und unter geordneter Verwaltung werden diese Wege ihre alte Frequenz wiedergewinnen; Tripolitanien wird, im Besitz der kürzesten Straße nach dem Sudan, an Bedeutung im internationalen Handel gleich nach Ägypten kommen. Wenn dem Plan einer Saharabahn dereinst nähergetreten wird, so wird ihr günstigster Ausgangspunkt, nach der von Theobald Fischer<sup>1)</sup> schon 1882 ausgesprochenen Ansicht, unbedingt Tripolis sein!

1) Mittelmeerbilder, S. 280.

## Politische Kultur und öffentliche Meinung.

### Ein Beitrag zur Vorgeschichte der englischen Kriegserklärung.

Von Friedrich Meinecke.

#### I.

Der jetzige Weltkrieg ist ein ganzer Komplex mehrerer gleichzeitig geführter Kriege. Es ist kein bloßer Zufall, daß sie gleichzeitig geführt werden; die verschiedenen Ursachen und Anlässe greifen allenthalben ineinander über. Aber jede der miteinander verwickelten Streitfragen führt und führt zugleich ihr besonderes Leben für sich und will auch in ihren Ursachen und ihren Werten besonders gewürdigt werden. Das übermächtige politische Bedürfnis des Augenblicks zwingt wohl dazu, den Komplex dieser

Fragen sich zu vereinfachen und sie anzusehen wie die Teile einer einzigen ungeheuer ausgedehnten Schlachtlinie. Das Hauptinteresse, für das wir kämpfen, wird dann zur Dominante für die Urteile, die wir über Wert oder Unwert, Recht oder Unrecht, Vorteil oder Nachteil in allen übrigen miteinander jetzt auszukämpfenden Fragen fällen. Aber man muß doch einmal darauf aufmerksam machen, daß dadurch bedenkliche Fehlerquellen sowohl für das politische wie für das wissenschaftliche Urteil entstehen. Die jetzt zusammen ausgefochtenen Fragen können sich auch einmal wieder



trennen; der Gewinn, den diese oder jene uns heute zu bieten scheint, kann sich morgen in einen schweren Verlust verwandeln, und der Feind von heute kann übermorgen unser Freund oder wenigstens doch der Förderer unserer Interessen werden. Unsere innere Einstellung gegen Japan z. B. ist heute, wo es die Interessen Rußlands, Englands und Amerikas in China bedroht und unsere Gegner in Verlegenheit bringt, schon merklich anders als in den Augustwochen, wo es uns sein unverschämtes Ultimatum sandte. Ist es etwa ausgeschlossen, daß wir noch einmal eine gewisse Interessengemeinschaft mit Japan erleben? Wenn es geschehen sollte, wollen wir uns davor hüten, heute ein cruzifige und morgen ein Hosanna zu rufen, sondern mit kühlem Kopfe und offenem Auge dem japanischen Probleme von allen Seiten beizukommen versuchen. Die politische und die historische Forderung stimmen darin überein: den Moment zwar kräftig zu ergreifen, aber zugleich über dem Momente frei zu schweben und sich von allen Befangenheiten frei zu halten, in die man gerät, wenn man nur an Nutzen oder Schaden des Augenblicks denkt. Das Ideal wäre eine Vereinigung dessen, was höchste Aktivität und höchste Kontemplation zu leisten vermögen. Das würde man dann „politische Kultur“ im eigentlichen Sinne nennen können.

Sollte es nicht dem Deutschen künftig vielleicht besser liegen, hiernach zu handeln, als unserem Hauptgegner, dem Engländer? Die Elemente dazu sind heute anscheinend bei uns reicher vorhanden als in England. Unsere Wissenschaft kann, ohne sich zu überschätzen, ihrer universalen Empfänglichkeit, ihrer methodischen Strenge und zum mindesten ihres Wunsches, nationale Vorurteile zu überwinden, sich rühmen. Unser praktisches Leben aber vereinigt dieselbe methodische Gründlichkeit mit Energie und Entschlos-

senheit. Dazwischen liegt freilich eine breite Sphäre der öffentlichen Meinung mit einem noch recht unerzogenen, triebartigen Fühlen und Denken, innerhalb deren zumal die Beurteilung machtpolitischer Fragen ähnlich auf und nieder schwanken kann wie ein steuerloses Schiff bei Wind und Wellen. Immerhin aber gibt es bei uns eine weit verbreitete ritterliche Empfindungsweise, die man als eine propädeutische Vorstufe zu leidenschaftsloser Sachlichkeit ansehen darf. Auch unser Durchschnittsdenken ist nicht selten imstande, den Motiven des Gegners dann gerecht zu werden, wenn sie einen anständigen und ehrenhaften Kern enthalten. Der gemeine Mann bei uns versteht, daß der belgische Soldat sich tapfer wehrte gegen uns. Er grollt selbst dem Franzosen nicht, der zur Wiedereroberung Elsaß-Lothringens das Schwert ergriffen hat, und bleibt innerlich ganz ruhig bei den wilden Ausbrüchen seiner Wut.

Aus der unverdorbenen Wurzel dieser ritterlichen Empfindung, die mitten im heißen Kampfe den Gegner zu grüßen vermag, kann mit der Zeit durch politische Erfahrung und Erziehung auch jene politische Kultur bei uns sich heraus entwickeln, die wir als Ideal vor Augen haben. Mit ihr ausgerüstet könnten wir dann unseren letzten und höchsten Sieg über England erringen.

Bisher erschien freilich Vielen von uns England als das Land der höchsten politischen Kultur. Wir gehören nicht zu denen, die jetzt mit einem Male alle Götter verbrennen wollen, die sie vor dem Kriege angebetet haben. Das englische Staatsleben und der politische Geist des Engländer hat seine großen und bewunderungswerten Züge, die uns jetzt wohl verdunkelt erscheinen, aber die darum nicht aus der historischen Welt verschwunden sind. Aber durch diesen Krieg sind

gewisse Verfallserscheinungen an den Tag getreten, die zu der alten Vorstellung von der politischen Erbweisheit des Engländer nicht mehr recht passen. Was wir im Sinne haben, steht im engen Zusammenhange mit dem, was wir im Eingang sagten.

Gerade der Engländer neigt von jeher dazu, „Dominanten“ der verschiedenen, miteinander verflochtenen Interessen sich zu bilden und mit massivem Instinkte seinem jeweiligen Hauptinteresse alle übrigen Dinge praktisch und theoretisch unterzuordnen. Als vor 1846 gegen die englischen Kornzölle gekämpft wurde, schrien die Gegner vom Morgen bis zum Abend: „Nieder mit den Kornzöllen“ und rannten stiermäßig gegen sie an, ohne nach rechts und links zu sehen. Eine ungeheure Stoßkraft des politischen Willens wird dadurch entwickelt, freilich auch eine ungeheure Einseitigkeit, die über alle Neben- und Seiteninteressen rücksichtslos hinwegstürmt. Nur dasjenige erscheint dann noch als wichtig, als richtig und als wahr, was dem augenblicklichen Hauptzwecke dient. Wahr ist dann das, was mir nützt. Man wird sich erinnern, daß gerade auf angelsächsischem Boden, in Nordamerika, jene utilitarische Lehre vom Wahrheitsbegriff ausgebildet worden ist, die man den Pragmatismus nennt. Die Engländer haben sie praktisch vorgelebt.

Sie leben sie auch heute mit erstaunlicher Energie uns vor und glauben, wie es doch scheint, ganz ernsthaft an viele der Lügen, die sie als Waffen gegen uns in die Welt versenden. All ihr Denken, Wollen und Handeln ist jetzt stiermäßig auf den einen Gedanken konzentriert: „Nieder mit Deutschland“. Um das zu erreichen, wird Rußland, der bisher von ihnen verabscheute Hort des Despotismus, mit einem Male in einen Hort politischer Freiheit und Menschlichkeit umgedeutet, wird ihm der Weg nach Kon-

stantinopel geöffnet, wird den Japanern die Pforte Chinas geöffnet, die man jetzt freilich schon mit Angst geöffnet sieht. Voran aber versucht man, Deutschland wirtschaftlich und geistig in Grund und Boden zu trampeln. Die völlige Umwertung der Werte, die sich unsere Kultur jetzt jenseits des Kanals gefallen lassen muß, gehört zu den lustigsten, freilich vielleicht auch traurigsten Erscheinungen dieses Krieges. *The fallen idol* nennt die Times vom 8. Januar 1915 die deutsche Kultur, die nach der Auffassung der breiten Massen in Deutschland doch nur *the universal rule of the drill-sergeant* bedeute. Die Leistungen Goethes und Kants stünden ja noch hoch da, aber das moderne Deutschland habe relativ wenig schöpferische Geister hervorgebracht. Darauf meldet sich ein paar Tage später, am 8. Januar, Clifford Allbutt aus Cambridge in der Times und fragt: Ist denn Goethes Lehre und Beispiel so fern von dem, was heute deutsche Art ist? Goethes Leben war *a life of enlightened, deliberate and colossal self-development* und werde, nachgeahmt von kleineren Menschen, zur megalomania. In Goethe seien die Wurzeln des Deutschlands des 20. Jahrhunderts, Goethe habe seine Mutter in ihren letzten 10 Jahren nie besucht! — Ein anderes Beispiel. Professor Cramb, der inzwischen verstorbene Historiker am Queens College zu London, hat in seinen 1913 gehaltenen Vorlesungen über Deutschland und England sein Volk auf den bevorstehenden größten Entscheidungskampf seiner Geschichte, den Krieg gegen Deutschland, vorzubereiten gesucht und dabei den berühmten „Tip“ ausgegeben, der jetzt von der ganzen angelsächsischen Welt nachgeleiert wird, daß Treitschke, Niebsche und Bernhardi die Exponenten des modernen deutschen Geistes seien. Dieser Tip war zwar nicht richtig, aber wurde, obgleich Treitschke

in England bis dahin fast ganz unbekannt war, als überaus wahr und treffend erklärt, weil er als überaus nützlich erschien. Immerhin fühlte man nun doch das Bedürfnis, sich über Treitschke etwas genauer zu orientieren, und so entsteht jetzt in England und Nordamerika eine ganze Treitschke-Kriegsliteratur, voran das bis-sige Buch McCabe's „*Treitschke and the great war*“ und das ruhigere, eine Art von Anthologie aus Treitschke bietende von Davis „*The political thought of Heinrich von Treitschke*“. Dem Crambschen Tip aber ist es passiert, daß er, um nützlicher gemacht zu werden, noch etwas umgebogen wurde und dadurch noch unrichtiger wurde, als er schon war. Cramb, dessen Vorlesungen trotz vieler historischer Verzerrungen Geist und Schwung zeigen, stand dem nach seiner Meinung von Treitschke repräsentierten neudeutschen Geiste, obgleich er in ihm den großen und niederkämpfenden Feind seines Volkes sah, innerlich durchaus nicht gehässig gegenüber. Er sah im deutschen Gegner *grandeur of soul*, er ehrte in ihm das gemeinsame germanische Blut und schloß seine Betrachtungen mit dem Aufblicke auf Odin, die mächtige Gottheit der Teutonen, der über den Wolken thronend ernst und freundlich auf den gewaltigen Helden- und Existenzkampf seiner Lieblingskinder, der Engländer und der Deutschen, herabschauen werde. Diese Vorstellung, daß ein gemeinsames edles Blut in den Adern beider Gegner fließe, kann der Engländer, nun der Krieg entbrannt ist und schwarz-, gelb- und braunhäutige Krieger dem einen der Odinsenkel helfen, anscheinend nicht mehr vertragen. Die Geschichte muß helfen, die Wahrheit dessen, was nützlich ist, zu beweisen, und Ramsay Muir, Historiker an der Universität Manchester, und andere unterziehen sich flugs der Aufgabe, ihre Landsleute über ihre Ver-

wandtschaft mit uns zu beruhigen. Die Engländer, erklären sie, gehören gar nicht zu den Germanen, gehören vielmehr zu der von Rom aus zivilisierten Völkerwelt. Heute aber handle es sich um den Kampf der ganzen nichtdeutschen gegen die deutsche Welt, „den Kampf der Ehre gegen Unehre, der gesetzlichen Freiheit gegen die Tyrannei der brutalen Gewalt, der Moralität der Zivilisation gegen die Moralität des Dschungels“ (Muir, *Britains case against Germany*, S. 194).

Solche Töne erklingen in England, soweit wir sehen, erst nach Ausbruch des Krieges. Der Haß, den man uns vorher entgegnet, hatte einen Beisatz von ehrlicher Achtung, und man hatte noch nicht das Bedürfnis, das ganze geschichtliche Bild des deutschen Volkes und der deutschen Kultur mit giftigen Farben zu übermalen. Auch bei uns schlug der Haß gegen England nach seiner Kriegserklärung gegen uns zu lichterloher Flamme empor, und manch wildes und geschmackloses Wort fiel in unseren Reihen. Aber so weit gingen wir doch nicht und wollen und dürfen wir auch nicht gehen, unser ganzes Geschichtsbild von England nunmehr umzustülpen und unsere geschichtliche Erkenntnis in den Dienst der momentanen politischen Leidenschaft zu stellen. Die Autonomie der Kultur und der Wissenschaft soll nicht leiden, auch wenn wir unseren Kampf um Existenz und Macht mit unerbittlicher Energie führen. Wir wollen keinen Kulturkampf und keinen „Religionskrieg“ — auch diese Hyperbel hat man sich drüben geleistet — aus ihm machen. Uns graut vor dem Abgrunde, den die Engländer jetzt zwischen uns und der übrigen Welt zu schaufeln sich bemühen, denn er ist das Grab der Wahrheit. Was soll daraus werden, wenn dieser Krieg vorübergezogen sein wird? Die Engländer haben sich selbst mit diesem Abgrunde eine Grube gegraben,



denn sie schädigen damit die Bedingungen des künftigen Zusammenlebens der Völker in der Welt. Hier sehen wir jenes Verfallssymptom in der politischen Kultur Englands, von dem wir oben sprachen. Wenn in früheren Zeiten der Engländer seinen politischen Willen in leidenschaftliche Formeln von robuster Einseitigkeit zusammenpreßte, tat er es mit einem gewissen gesunden Instinkte. War der Zweck erreicht oder erwies er sich als unerreichbar, so ließ die Leidenschaft sogleich nach, das Schreien und Trampeln hörte auf, und der Kampf hinterließ keine vergifteten Wunden. Der Riesenkampf Englands gegen Frankreich im Zeitalter der Revolution und Napoleons hat, wie hoch auch die Wogen in ihm gingen, das innere Verhältnis der Nationen und den Austausch ihrer Kulturgüter nicht dauernd geschädigt. Die Agitation der Chartisten und das Sturmrennen der Antikornzolliga, selbst der Kampf um Home Rule, soweit er innerhalb des englischen Volkes geführt wurde, hat das soziale Leben Englands nicht dauernd verwüstet. An diesem common sense, den wir bisher an ihm bewundert haben, läßt es der Engländer heute fehlen. Hätte er noch die politische Kultur seiner großen Zeit, so müßte er sich sagen, daß der Wandel der Dinge ganz sicher noch einmal andere Koalitionen, als die heute sich gegenüberstehenden, heraufführen wird. Rußland ist und bleibt für Englands asiatische Interessen ein säkularer Gegner, und Japan und Nordamerika können es werden. Die Hochflut der Weltgegnerschaften, die heute gegen uns angeht, kann in künftigen Jahrzehnten gegen England emporwellen. Weitsichtige Staatsmänner pflegen sich schon im Kriege zu fragen, ob der Gegner, den sie augenblicklich bekämpfen müssen, nicht noch einmal bündnisfähig werden könnte. Wahre Machtpolitik ist elastisch und flüssig und

hütet sich, dauernd sich festzulegen auf eine Gegnerschaft und den momentanen Krieg zu einem ewigen Kriege zwischen Ormuzd und Ahriman zu machen. Das England aber, das ein Volk von 65 Millionen auszuhungern versucht wie einen belagerten Stamm von Kannibalen, und es bis auf den Grund der Seele beleidigt durch seine ehrabschneiderischen Praktiken, wird in Menschengedenken nicht bündnisfähig für Deutschland sein, wird immer und überall auf unseren Zorn und unsere Verachtung stoßen. Haß und Rache, sagt Bismarck, sind die schlechtesten Ratgeber in der Politik. Sie sollen unsere Ratgeber nie sein, aber wir sehen, daß sie augenblicklich Englands Ratgeber sind. Sollte England sich doch noch einmal entschließen, sie zu entlassen, so werden wir die Selbstzucht üben müssen, die neue Lage der Dinge anzuerkennen und die uns dargebotene Hand zu ergreifen, wenn es ohne Schädigung unserer nationalen Ehre geschehen kann. Aber es sieht nicht danach aus, daß es noch einmal geschehen könne.

„Denn die Bande sind zerrissen,  
Das Vertrauen ist verletzt.“

## II.

Es gibt in der jüngsten Entwicklung der öffentlichen Meinung in Deutschland und England ein sehr lehrreiches Beispiel dafür, wie die unbefangene politische Beurteilung eines Problems geschädigt und verdunkelt werden kann durch die Dominanz eines Hauptinteresses und wie selbst die schon gewonnene bessere Erkenntnis verloren gehen kann im Sturmwinde neuer politischer Leidenschaften. Als Österreich-Ungarn am 23. Juli mit den schweren Forderungen seiner Note an Serbien herantrat, ging ein Zucken und Beben durch die ganze politische Welt. Jeder mußte sich die Frage vorlegen, ob die furchtbare Härte dieser Forderungen, die

ein souveräner Staat an den anderen stellte, berechtigt war, ob sie politischer Notwehr oder aggressiven Gelüsten entsprang, ob hier ein Akt gesunder und vernünftiger oder überreizter und leichtfertiger Machtpolitik vorlag. Es war gewissermaßen eine Schulaufgabe für historisch-politische Urteilsfähigkeit, die hier gestellt wurde. Die bestehenden Allianzen und Interessengemeinschaften konnten und durften bei der Beantwortung dieser Frage nicht vergessen werden. Jedes Volk hatte sich zu fragen, ob es vom Standpunkte des eigenen Nutzens oder Schadens aus das Vorgehen Österreichs zu begrüßen habe oder nicht. Aber jeder politisch Denkende mußte zugleich imstande sein, das österreichisch-serbische Problem in seiner eigenen Farbe, in seinem eigenen individuellen Charakter zu sehen und die Staatsnotwendigkeiten abzuwägen, die Österreich für seinen ungewöhnlichen Schritt anführte. Jede dieser beiden Betrachtungsweisen war zunächst rein für sich durchzuführen; erst aus der Vergleichung ihrer Ergebnisse konnte ein reifes und umfassendes Urteil über die ganze Frage gewonnen werden.

In Deutschland wie in England haben damals die Wagschalen der öffentlichen Meinung gezittert und geschwankt, wie Instrumente einer Erdbebenwarte. Die Frankfurter Zeitung bemerkte in ihrem Abendblatte vom 24. Juli: Ob das Mittel der österreichischen Note das rechte sei, sei nicht über allem Zweifel erhaben. Man werde dem serbischen Minister Paschitsch jetzt Glauben schenken, daß Österreich den Krieg wolle und nur auf eine Gelegenheit dazu gewartet habe. Aber schon einige Tage vor der österreichischen Note hatte sie eine tiefer greifende Bemerkung gemacht. Es werde, schrieb sie im Abendblatt vom 20. Juli, für die Wiener Regierung nicht leicht sein, Forderungen zu formulieren, deren Er-

füllung ihr eine bessere Garantie gegen neue Feindseligkeiten gebe, als die Unterwerfung Serbiens von 1909 ihr gegeben habe. Wenigstens könne man sich „schwer vorstellen, wodurch ein Staat gegen eine Politik, die aus Gesinnungen entspringt, geschützt werden kann“. Dieser Satz enthielt den fruchtbaren Kern zu einer ganz objektiven Auffassung des Problems. Der Schreiber, der nichts weniger als blind österreichisch gesinnt war und dringend die Vermeidung eines gewaltsamen Konfliktes wünschte, erkannte doch dabei, wie notwendig, aber auch wie schwierig, ja eigentlich unmöglich es war, mit gewöhnlichen Mitteln Österreich vor der großserbischen Propaganda zu schützen. Der großserbische Gedanke war so tief eingedrungen in alle Poren des serbischen Staates, daß eine friedliche Genugtuung, wie sie ein souveräner Staat dem anderen in solchen Fällen zumuten oder bieten kann, nicht mehr ausreichte, um Österreich in Zukunft sicher zu stellen gegen die Unterwühlung seiner südslawischen Lande. Die Frankfurter Zeitung hoffte damals zwar am 20. Juli, im Widerspruche zu ihrer tief skeptischen und pessimistischen Erkenntnis, daß Serbien, um das Verbrechen seiner Untertanen zu sühnen, freiwillig tun werde, was es aus Pflicht schon tun mußte. Diese Hoffnung schlug fehl, mußte fehlschlagen, weil der serbische Staat auf der abschüssigen Bahn, die er beschritten, nicht mehr einzuhalten vermochte. Es war bereits seit Jahren ein moralischer Kriegszustand zwischen Serbien und Österreich, — nur das Schwert konnte ihn entscheiden. Das war die *dira necessitas*, die Österreichs Handlungsweise bestimmte. Seine Note war nichts anderes als eine verhüllte Kriegserklärung, die den offenen Krieg zur raschen Folge haben mußte. Serbien hätte nur in dem einen Falle nachgeben und unter das von Österreich aufgerich-

tete Joch gehen können, wenn ihm Rußland seine Unterstützung entzogen hätte. Aber um den Zusammenhang in seinen letzten Wurzeln zu ergreifen, muß man gleich hinzufügen, daß es seine ganze großserbische Wühlarbeit nur begonnen hatte, weil es von vornherein der russischen Billigung sicher war. So war Rußland von Anfang bis zu Ende mitverantwortlich für diesen Konflikt. Die scheinbar aggressive Waffe der österreichischen Note war nur die Waffe einer unabweislichen Notwehr.

Diesen Zusammenhang in seiner ganzen Schärfe und Unerbittlichkeit zu erkennen, ist uns in Deutschland nicht ganz leicht geworden, weil wir alle seine kriegerischen Konsequenzen nicht wünschten. Aber im großen und ganzen hat die öffentliche Meinung in Deutschland doch gleich die Schuld Serbiens und das Notwehrrecht Österreichs anerkannt. Nur die Sozialdemokratie auf der einen, und einige alldeutsche Organe auf der anderen Seite hatten anfangs das Mißtrauen, daß Österreich ehrgeizige Sonderzwecke verfolge, für die wir uns nicht mißbrauchen lassen sollten. Diese Stimmen sind seitdem verstummt. Die große Dominante unseres Existenzkampfes hat sie übertönt. Aber wir dürfen uns nach strenger und immer wiederholter Prüfung sagen, daß diese Dominante im vorliegenden Falle nicht zur Fehlerquelle wurde, daß unsere Auffassung von der tragischen Unvermeidlichkeit des österreichisch-serbischen Konfliktes und von der Mitverantwortung Rußlands auf ruhiger und sachlicher Würdigung der hüben und drüben wirkenden Staatskräfte und Staatsinteressen beruht. Auch ein Serbe oder Russe könnte ihren kausalen Inhalt akzeptieren und ihm nur ein anderes Werturteil geben. Aus der „unterirdischen Wühlarbeit“ könnte er eine „heilige nationale Mission“ oder etwas Ähnliches machen. Aber leugnen

dürfte er nicht, daß Österreich seinen staatlichen Besitzstand gegen sie zu verteidigen alle Veranlassung hatte.

Es ist nun höchst interessant, daß auch in England diese Zwangslage und Selbsterhaltungspflicht Österreichs anfangs von einem Teile der öffentlichen Meinung ziemlich weitgehend gewürdigt worden ist. Man konnte es tun, weil man sich noch nicht blindlings auf den Gegensatz gegen Deutschland eingestellt hatte, weil das Auge noch leidlich frei war, um auch das Wesen der russischen Politik zu erkennen. Man hat allen Anlaß, an diese freieren und unbefangeneren Auffassungen nachdrücklich zu erinnern und festzustellen, daß es einst ein besser informiertes England gab, mit dem wir uns über die unmittelbaren Ursachen dieses Weltkrieges und über die Mittel, den österreichisch-serbischen Konflikt zu lokalisieren, recht wohl hätten verständigen können. Dieses Einst liegt nur acht Monate zurück und ist nun durch einen Abgrund von Leidenschaft und Verblendung von heute geschieden. Die große Dominante des englisch-deutschen Weltkampfes hat es verschlungen. Aber die Geschichte wird es nicht vergessen, und der *fable convenue*, die unsere Gegner heute über den Ursprung des Weltkrieges verbreiten, die Stimmen entgegenhalten, in denen die Wahrheit noch nicht vergewaltigt worden ist durch den Nutzen, den die Leidenschaft begehrt.

Wir lassen sie nunmehr folgen, zu- meist nach den Wiedergaben der Frankfurter Zeitung und, soweit erreichbar, auch aus englischen und französischen Zeitungsnummern.

Die Frankfurter Zeitung brachte im 2. Morgenblatt vom 25. Juli folgende englische Preßstimmen: Aus London, 24. Juli.

Westminster Gazette:

„Wenn die in der österreichischen Note enthaltenen Anschuldigungen substantiiert



werden können, glauben wir nicht, daß die russische Regierung einen sehr erheblichen Einspruch erheben dürfte, daß Serbien genötigt sein wird, Österreich-Ungarn eine Genugtuung zu geben.“

**Pall Mall Gazette:**

„Die österreichisch-ungarische Note an Serbien zeichnet sich durch die Verbindung von Festigkeit mit Zurückhaltung aus. Es ist unleugbar, daß Belgrad die Pflanzschule der Verschwörung gegen die Ruhe des Nachbarstaates ist. Es ist die Pflicht der serbischen Regierung, sich nicht nur selbst von solchen Machenschaften fernzuhalten, sondern ihnen auch den Schutz ihrer Jurisdiktion zu verweigern. Österreich ist berechtigt, die strikte Erfüllung dieser Verpflichtungen zu fordern, und wir erwarten, daß die Antwort auf seine Aufforderung auf seiten der Regierenden Serbiens die ehrliche Bereitschaft zeigen wird, das Land von dieser Anklage zu reinigen.“

Aus dem Abendblatt der Frankfurter Zeitung 25. Juli: London 25. Juli.

**Daily Chronicle sagt:**

„Die österreichische Note ist tragisch, aber kaum tragischer, als die begründete Selbstverteidigung der Doppelmonarchie erfordert. Die serbischen Agitatoren und Komitatschis haben mit Zustimmung der gesamten regierenden Klasse in Bosnien etwa dieselbe Campagne gegen Österreich-Ungarn geführt, die alle Balkanvölker bis 1912 in Mazedonien gegen die Türkei führten. Aber die Türkei war notorisch ein 'kranker Mann', und von der Großmacht Österreich-Ungarn muß man Widerstand gegen ein solches Verfahren erwarten. Österreich könne etwas Derartiges von einem Nachbarstaate nicht dulden, ohne seine Würde und seine Existenz zu gefährden. Seine Forderungen seien außerdem von der Versicherung begleitet, daß es auf keinen Fall die Integrität des serbischen Territoriums beeinträchtigen wolle. Wenn die politische Existenz Serbiens auf dem Spiele stünde, so würde Rußland sicher in den Krieg gehen, aber das Blatt glaubt, daß Rußland diese Frage nicht in diesem Lichte sehen würde. Serbien habe eine schlechte Sache, und Rußland noch viel weniger als die anderen Mächte der Tripleentente könnte seinen Standpunkt vertreten. Rußland täte am besten, Serbien zum Nachgeben zu ra-

Internationale Monatsschrift

ten, während es über die österreichischen Verpflichtungen wacht, das Land nicht zu annektieren. Wenn die Mächte der Tripleentente darüber hinaus eingriffen, so müßten sie die Fehler von 1909 vermeiden, wodurch sie Serbien die Hoffnung erweckten, mehr zu erreichen, als es erreichen konnte, und wodurch der Krieg unnötig hinausgezogen wurde.“

**Die Daily News sagt:**

„Österreichs Forderungen enthalten nichts, was wirklich unerträglich wäre. Seine Entzweiung sei natürlich und nicht ungerecht, und Serbien täte am besten, sich prompt zu unterwerfen. Verhandlungen könnten später erfolgen.“

**Der Daily Telegraph sagt:**

„Keine der Großmächte, auch nicht Rußland, wollen in diesem Augenblicke Krieg, und daher wünscht keine ein Opfer für einen brandstifterischen Staat zu bringen, der nicht nur unentschuldbaren Verbrechen Vorschub geleistet habe, sondern auch eine beständige Bedrohung für den territorialen status quo im Oriente sei.“

Die Frankfurter Zeitung im 1. Morgenblatt vom 27. Juli: Privattelegr. London 26. Juli:

Der konservative Journalist Garvin schreibt im Observer:

„Wir erkennen an, daß Rußland die Zerstörung Serbiens nicht dulden kann, aber es soll auch keiner einen Finger aufheben, um Serbien in seiner Hartnäckigkeit zu ermutigen oder ihm das volle Maß sofortiger Bestrafung zu ersparen. Der serbische Größenwahn ist seit den Balkankriegen bis zum 'gefährlichsten Grade' erhitzt worden. Die Okkupierung der bulgarischen Teile Mazedoniens und die Verfolgung der bulgarischen Kirchen und Schulen machen den Anspruch auf Bosnien lächerlich. Belgrad war ein Treibhaus von Träumen und Komplotten, die unmittelbar gegen die Existenz der Habsburger Monarchie gerichtet waren. Die direkte Folge dieser moralischen Atmosphäre war der Doppelmord in Sarajewo ...“

**Der Observer sagt weiter:**

„Die Pflicht Englands, was immer sie letzten Endes sein möge, heißt zunächst Vermitteln! Vermitteln! Vermitteln! Wir müssen Rußland helfen, Garantien gegen

die Vernichtung des unabhängigen Serbiens zu finden, ohne die Rettung dieses schuldigen Staates vor ausreichender und denkwürdiger Bestrafung anzustreben.“

Le Journal 28. Juli bringt aus dem Standard folgende Äußerung:

„Ce n'est pas notre affaire de sauver la Serbie des conséquences dues à ses intrigues et à son ambition. Elle a provoqué l'Autriche au delà de toute endurance par l'agitation agressive qu'elle a entretenue parmi les sujets de sa voisine et elle doit payer pour la faute qu'elle a commise.“

Si l'Angleterre dans la Triple-Entente, et l'Allemagne, dans la Triple-Alliance, peuvent travailler d'accord en vue de la paix, leur influence devrait être suffisante pour restreindre les membres de l'un ou l'autre groupe, dont le caractère pourrait être moins conciliant.“

In der Frankfurter Zeitung, 1. Morgenblatt vom 9. August veröffentlicht ein Leser den Brief eines konservativen Engländer's an ihn aus London, 30. Juli:

„Ich bin froh bei dem Gedanken, daß weder England noch Deutschland den Krieg wünschen, und ich fühle, daß unsere beiden Länder sich bis zum äußersten bemüht haben, einen Konflikt zu verhindern. Sicherlich wird die Nachwelt die größte Schuld Rußland zuschreiben, und viele Leute hier — mit welchen ich übereinstimme — sind sehr, sehr traurig, daß unsere Bündnispflichten uns zwingen könnten, an der Seite jenes Landes zu kämpfen.“

In der Times vom 1. August ist ein Schreiben Norman Angells an die Times vom 31. Juli abgedruckt:

„The object and effect of our entering into this war would be to ensure the victory of Russia and her Slavonic allies. Will a dominant Slavonic federation of say, 200000000 autocratically governed people, with a rudimentary civilization but heavily equipped for military aggression, be a less dangerous factor in Europe than a dominant Germany of 65000000 highly civilized and mainly given to the arts of trade and commerce.“ ...

(Norman Angell glaubt, daß seine Überzeugung die der überwältigenden Mehrheit des englischen Volks sei.)

Le Petit Parisien 2. August (Aus London 1. August):

„Pour le Daily chronicle l'Angleterre n'est pas engagée à appuyer la double Alliance en cas de guerre. Ce journal se refuse à croire que la diplomatie anglaise veuille aider la Russie à établir sa suprématie militaire en Europe.“

Le Daily News écrit:

„Ceux qui parlent de notre honneur et d'un équilibre sacré nous invitent à commettre une folie. Le Journal insiste pour que le gouvernement anglais proclame immédiatement sa neutralité.“

Im Abendblatt vom 8. August brachte sodann die Frankfurter Zeitung folgende Zusammenstellung englischer Preßstimmen aus den Tagen unmittelbar vor dem Kriegausbruch und bemerkte dazu mit Recht:

„Man wird diese englischen Äußerungen, die noch in der nüchternen Stimmung geschrieben sind, die inzwischen wohl vom Kriegstaumel überholt sein wird, als Dokumente zur spätern unparteiischen Wertung der Ereignisse und Menschen zur Kenntnis nehmen.“ (Wir geben hier nur die für unser Thema bezeichnendsten wieder.)

Die konservative Pall Mall Gazette erklärt zunächst, England könne Frankreich nicht im Stiche lassen, obwohl es durch keinen Vertrag gebunden sei; die Welt müsse wissen, daß ein Wort Englands so viel wert sei wie ein geschriebenes Bündnis:

„Aber wir wenden uns ebenso nachdrücklich gegen jede Neigung zu Überhebung oder Böswilligkeit gegen die Mächte, gegen die wir unglücklicherweise uns selber werden stellen müssen. Wir haben immer und immer wieder die grundsätzliche Berechtigung der österreichischen Beschwerden gegen Serbien anerkannt. Wenn Österreich dadurch in die häßliche Stellung eines scheinbaren Friedensstörers hineingedrängt wird, wenn sein gerechter Anspruch auf Sicherheit es mit den tiefen und alten Gefühlen des russischen Volkes in Widerspruch gesetzt hat, so steht es nicht uns zu, darüber zu richten. Gern erfahren wir, daß die Sympathie, die wir und andere Österreich entgegenbrachten, das Herz der Bevölkerung Wiens ergriffen hat.“

Es bleibt Deutschland. Es hat in den letzten Jahren Zeiten gegeben, in denen die beiden Nationen einander mit Mißgunst und Mißtrauen beobachteten. Eine grausame Fügung des Schicksals scheint sie einander in dem Augenblicke gegenüberzustellen, da der böse Wille nachgelassen zu haben schien. Aber auch hier können wir nur die höchste Achtung empfinden, weil Deutschland seinem Wort und Verträge treu bleibt. Wir glauben, daß Kaiser Wilhelm und seine Ratgeber inständig für den Frieden gearbeitet haben. Wenn, wie es nur allzu wahrscheinlich ist, ihre Bemühungen von Kräften, die sich menschlicher Leitung entziehen, lahmgelegt wurden, weshalb sollten wir gegen sie ein Wort der Verbitterung äußern? Wir tun das nicht. Wenn wir schweren Herzens, aber starken und entschlossenen Sinns das Schwert ziehen müssen, werden wir kämpfen wie Gentlemen, die einen ritterlichen Gegner achten und ehren und von ihm ebenso geehrt und geachtet werden. Wenn es zum Kriege kommt, so wird es, soweit das britische Volk in Frage kommt, ein Krieg ohne Haß sein, ein Krieg, der auf den Ruf der Pflicht ausgefochten wird, um die Ehre und Sicherheit der Nation.“

Daily Graphic schreibt:

„Wir gestehen, daß wir Rußlands Vorgehen angesichts der Wiederaufnahme von Verhandlungen mit Österreich nicht verstehen können. Diese Verhandlungen sind kaum aufgenommen worden, ohne daß beide Seiten noch eine Aussicht auf Verständigung erblickten; wenn das aber der Fall ist, wozu die Mobilmachung, die weit über die Grenzen der notwendigen Vorsichtsmaßnahme hinausgeht und tatsächlich darauf berechnet ist, die Bemühungen der Diplomaten, und wären sie noch so aussichtsreich, zuschanden zu machen?“

Aus den ersten Augusttagen muß ein englisches Flugblatt stammen, das dem Berliner Tageblatt vom 9. August zufolge in Tausenden von Exemplaren in den Straßen Londons verbreitet wurde:

„Engländer, tut eure Pflicht und haltet euer Land fern von einem schmachlichen und unsinnigen Krieg. Eine kleine, aber mächtige Clique will euch in diesen Krieg treiben. Ihr müßt diese

Verschwörung vernichten, oder es wird zu spät sein. Fragt euch selbst: warum sollen wir in den Krieg ziehen? Die Cliquenpartei sagt: wir müssen das Gleichgewicht der Kräfte aufrechterhalten; wenn Deutschland Holland oder Belgien annektiert, wird es so mächtig sein, daß es auch uns bedroht. Aber diese Cliquenpartei sagt euch nicht die Wahrheit. Es ist vielmehr Tatsache, daß, wenn wir an der Seite Frankreichs und Rußlands kämpfen, das Gleichgewicht der Mächte gestört werden würde wie nie zuvor. Wir würden Rußland zu der gewaltigsten militärischen Macht auf dem Kontinent machen, und ihr wißt, was für eine Macht Rußland ist. Es ist eure Pflicht, das Land vor dem Verderben zu retten. Handelt, bevor es zu spät ist.“ Der Aufruf ist im Namen der Neutrality League erlassen und von einer Reihe bekannter Engländer und Engländerinnen unterzeichnet.

Die Engländer werden, wenn man ihnen diese Stimmen heute vorhält, erwidern, daß wir selbst sie zum Schweigen gebracht hätten durch die Schuld, die wir durch die Verletzung der belgischen Neutralität auf uns geladen haben. Wir antworten darauf mit der Bitte, Nr. 123 des englischen Blaubuchs noch einmal recht genau lesen zu wollen. Als Lichnowsky am 1. August fragte, ob England sich zur Neutralität verpflichten wolle, wenn Deutschland verspräche, die belgische Neutralität nicht zu verletzen, antwortete Grey mit einem Nein und verweigerte überhaupt, Bedingungen anzugeben, unter denen England neutral bleiben würde. Grey war an diesem Tage schon zum Kriege fest entschlossen, und wir wissen, daß er von vornherein durch seine Haltung Rußland und Frankreich ermutigt hat, es zum Äußersten zu treiben. Hätte Grey auf die Stimmen derjenigen seiner Landsleute gehört, die wir wiedergeben, so würde der Weltkrieg nicht ausgebrochen sein. Er hörte lieber auf die Stimmen derjenigen, die nach der Gelegenheit lechzten, im Bunde mit Rußland und

29\*



Frankreich Deutschland niederzuwerfen. Es ist überflüssig, auch sie hier wiederzugeben, denn sie führen noch heute das Wort. Aber auf ein Zeugnis aus den Reihen dieser Kriegspartei muß man die Aufmerksamkeit lenken, weil es noch vor der Veröffentlichung der österreichischen Note geschrieben ist und sich also nicht darauf berufen könnte, daß sich Österreich durch die Härte dieser Note ins Unrecht gesetzt habe. Das Abendblatt der Frankfurter Zeitung vom 23. Juli brachte einen Auszug aus einem Artikel der Times folgenden Inhalts: die Hauptverantwortung für die Unruhe der österreichisch-serbischen Preßkampagne sei bei Wien. Der Besuch Poincarés in Petersburg könne da als „Mahnung“ und als Antwort auf den Gedanken betrachtet werden, daß der Konflikt zwischen Österreich und Serbien lokalisiert werden könne. Heute sei Rußlands militärische Stellung ganz anders als 1909. — Mit anderen Worten: Österreich hüte sich, Serbien zur strengen Rechenschaft zu ziehen, denn hinter Serbien steht der Dreiverband und wird das Schwert für Serbien ziehen. Das war der Standpunkt einer grundsätzlichen Feindschaft gegen Österreich und Deutschland, der dann triumphiert hat.

Wir schließen unsere Zusammenstellung mit dem Wiederabdruck der Erklärung englischer Gelehrter, die in der Times vom 1. August 1914 erschien und die wir damals in Deutschland inmitten der sich zusammenballenden Sturmwol-

ken als einen Hoffnungsstrahl begrüßten. Daß die Unterzeichner sich damals für den Fall, daß ihr Protest von der Regierung überhört würde, zum Schweigen verpflichteten, verstehen wir. Aber daß sie und die ihnen Gleichgesinnten auch zu der Verwüstung aller Kulturbeziehungen zwischen England und uns, deren sich ihre Landsleute schuldig gemacht haben, schweigen, das können wir nicht mehr als eine Pflicht ihres Patriotismus gelten lassen. Oder sind uns ihre Äußerungen nur nicht zu Ohren gekommen? Wir wünschten, daß dem so sei.

We regard Germany as a nation leading the way in the Arts and Sciences, and we have all learnt and are learning from German scholars. War upon her in the interest of Servia and Russia will be a sin against civilization. If by reason of honourable obligations we be unhappily involved in war, patriotism might still our mouths, but at this juncture we consider ourselves justified in protesting against being drawn into the struggle with a nation so near akin to our own, and with whom we have so much in common.

The signatories are: — C. G. Browne, Professor of Arabic, Cambridge; F. C. Burkitt, Norrisian Professor of Divinity, Cambridge; J. Estlin Carpenter, Principal, Manchester College, Oxford; F. J. Foakes-Jackson, Fellow of Jesus College, Cambridge; H. Latimer Jackson, Rector of Little Canfield, Essex; Kirsopp Lake, Professor, Leden and Harvard; W. M. Ramsay, Professor Emeritus, Aberdeen University; W. P. Scobie, Principal, Mansfield College, Oxford; J. J. Thomson, Cavendish Professor of Experimental Physics, Cambridge.

## Der Revanchegedanke in der französischen Literatur.

Von Hanns Heiss.

Éternel souvenir! Guerre!  
Guerre! Revanche!  
V. Hugo.

### I.

In Daudets «Contes du lundi» steht die seltsame, halb lächerliche, halb rührende Geschichte vom Ende des Obersten Jouve. Der Oberst Jouve, ein Veteran aus dem ersten Kaiserreich, mietet mit seiner Enkelin nach Ausbruch des 70er Krieges eine Wohnung in der Avenue der Champs-Élysées in Paris, um seinerzeit die Rückkehr der französischen Truppen, deren Sieg er als selbstverständlich voraussetzt, schön vom Balkon aus genießen zu können. Als die Nachricht von der Schlacht bei Weißenburg kommt, rührt ihn der Schlag; er wird auf einer Seite gelähmt. Bei seinem hohen Alter würde ihm jede weitere Aufregung Todesgefahr bringen. So entschließen sich seine Enkelin und der behandelnde Arzt, ihn zu täuschen, ihm Siege zu erfinden. Eine Lüge zieht die andere nach sich. Während die Deutschen in Frankreich vorrücken und ihren Ring um Paris legen, geht es im Krankenzimmer des Obersten gerade umgekehrt: drei französische Armeen rücken in Deutschland vor, erobern Mainz, belagern Berlin. Der Tag kommt, an dem Paris kapitulieren muß. Der alte Herr belauscht seine Enkelin und den Arzt, die leise von dem bevorstehenden Truppeneinmarsch reden. Er kann sich natürlich nichts anderes denken, als daß die Franzosen im Triumph zurückkehren. Heimlich erhebt er sich am anderen Morgen, wirft sich mit dem letzten Aufgebot seiner Kräfte in Uniform, stülpt den Kü-

rassierhelm aufs Haupt und tritt hinaus auf den Balkon. Er ist verwundert, die Straßen so öde und leer zu finden, ohne jubelnde Menschen, die Häuser mit geschlossenen Läden, ohne festlichen Fah-nenschmuck. Jenseits des Arc de triomphe sieht er dunkle Massen anmarschieren. Sie kommen näher und näher. Pickelhauben zeichnen sich ab. Vier Ulanen sprengen voran. *Aux armes! Les Prussiens!* Mit einem Schrei sinkt der Oberst Jouve tot zu Boden.

So unwahrscheinlich diese Geschichte klingt, sie erhält etwas Wahrheit und tieferen Sinn, wenn man sie symbolisch faßt und auf Frankreich deutet. Frankreich hat während des ganzen 70er Krieges nicht an seine Niederlage glauben wollen. Es hat sich selbst belogen und sich gerne belügen lassen. Es hat bis in die allerletzte Stunde hinein auf einen plötzlichen Umschwung, auf eine Wendung zum Guten gehofft. Auf einen Umschwung durch das Eingreifen europäischer Mächte, durch das Eingreifen Nordamerikas, durch die Wiedergeburt der Nation und Erfolge der eigenen Heere, von denen immer wieder verheißungsvolle Nachrichten kamen, die immer wieder, trotz aller Enttäuschungen inbrünstige Gläubige fanden — auf einen Umschwung gleichviel wodurch und woher, und brächte ihn ein Wunder, ein Eingreifen des Himmels. So unfassbar, so unmöglich erschien der Gedanke einer Niederlage. Und als es dann nach Friedensschluß galt, sich wohl oder übel in die harte Wirklichkeit zu schicken, da stand von vornherein fest, daß die neue Lage

unerträglich wäre und nicht dauern dürfte. Frankreich konnte nicht der besiegte, gedemütigte, verstümmelte Staat bleiben, während drüben jenseits der Grenze ein stolzer Feind sich seines Sieges und seiner Beute rühmte. Diesem Feind mußte bewiesen werden, daß niemand sich ungestraft an Frankreich vergreift.

Also Rache, *la revanche!* Die beste Rache wäre natürlich ein zweiter Krieg. Aber daran ist für den Augenblick noch nicht zu denken. Frankreich braucht Sammlung, Erholung, Kräftigung. Bis dahin heißt es sich gedulden, die Rachegeier auf Umwegen befriedigen. Solange die Revanche nicht durch die Tat möglich ist, will man sich wenigstens die Illusion verschaffen, sie in der Phantasie genießen. Was das Schwert noch nicht vermag, das kann die Feder. Der Rachegeanke kann sich in der Literatur austoben, ehe er vernichtend über Deutschlands Fluren und Städte hinbraust. Gambettas Wort: nie davon sprechen, immer daran denken, wird in der ersten Hälfte in sein Gegenteil verkehrt. Große und kleine Schriftsteller, berühmte und unberühmte, betrachten es als nationale Aufgabe, dem französischen Volke den Rachegeanken einzuhämmern. Sie wollen trösten, über die lange Zeit des Wartens hinwegtäuschen, zur Geduld mahnen, als Jahr um Jahr verstreicht, ohne die Revanche zu bringen. Wollen aber auch schüren, nicht bloß den Schmerz über die erlittene Niederlage betäuben, sondern zugleich dafür sorgen, daß die Erinnerung an sie und die Sehnsucht nach Vergeltung nicht einschläft.

Es ist interessant zu verfolgen, wie die französische Literatur dabei verfahren ist, welche Illusionen und Erfindungen sie bietet. Ich glaube, drei große Gruppen von verschiedenen literarischen Ausprägungen des Rachegeankens lassen sich erkennen:

1. man befriedigt seine Rachegeier, indem man sich ein sehr geschmeicheltes Bild vom vergangenen Krieg ausmalt; indem man sich sagt, daß man eigentlich und zum mindesten moralisch gar nicht der Besiegte ist und daß man sich jedenfalls schon während des Kriegs an den Siegern empfindlich gerächt hat. Man schwelgt in einer Art retrospektiver Revanche.

2. indem man sich ausmalt, daß der Sieg eigentlich Deutschland wenig oder gar nichts genützt hat, daß die Deutschen nach wie vor tief unter den Franzosen stehen, minderwertig sind, ja daß sie im Grundschlimmer daran sind als vorher, da sie an allerhand schweren Folgen des Kriegs zu tragen haben und einer Zukunft voll Unglück entgegengehen. Man schwelgt in der Vorstellung von dem Fluch, der dem deutschen Sieg anhaftet.

3. indem man sich ausmalt, daß einmal über kurz oder lang der Tag der ausgleichenden Gerechtigkeit kommen muß, der den Franzosen so oder so, durch friedliche Verständigung oder mit den Waffen in der Hand, zu ihrem guten Recht verhelfen wird. Das ist dann Ausprägung des Revanchegedankens im engsten und strengsten Sinne des Wortes.<sup>1)</sup>

## II.

Wir finden also eine erste Ausprägung des Revanchegedankens in literarischen Darstellungen des 70er Krieges, in der Lyrik, die an ihn anknüpft, in den epi-

1) Eine Reihe von Revancheerzählungen bespricht mit ausführlichen Inhaltsangaben der Aufsatz von E. Koschwig, „Die französische Novellistik und Romanliteratur über den Krieg von 1870—1871“ (Zeitschrift für franz. Sprache u. Lit. Bd. XV 1893). Ebenso eine noch im Druck befindliche, sehr eingehende Bonner Dissertation von Dr. L. Teven „Der Deutsche im französischen Roman seit 1870“, die wie Koschwig auch die obskuren Machwerke heranzieht.



schen und dramatischen Gestaltungen einzelner Kriegsepisoden oder irgendwelcher Geschichten mit dem Krieg als Hintergrund. Sie sind alle, fast ohne Ausnahme, darauf zugestutzt, das demütigende Gefühl der erlittenen Niederlage abzuschwächen. Sie wimmeln von den während des Kriegs und nach dem Krieg entstandenen Märchen, die zum Teil ja auch in die historische, wenigstens in die populärhistorische Fachliteratur übergegangen sind und die man so gerne wiederholt, weil sie der verletzten Eitelkeit so wohl tun. Man erzählt sich, wie der Krieg begonnen hat: durch einen heimtückischen Überfall, der das ahnungslose Frankreich unvorbereitet im tiefsten Frieden überraschte. Erzählt sich von dem zahllosen Heer von Spionen, mit denen Preußen lange vor Kriegsausbruch Frankreich überschwemmt hatte. Erzählt sich von der barbarischen Kriegsführung der Deutschen, die mit unmenschlicher Grausamkeit, mit Betrug und Verrat arbeitete. Und man erzählt sich vor allem Wunderdinge von der ungeheuren deutschen Übermacht, die wie die berühmte russische Dampfwalze von heute, nur mit mehr Erfolg, über die Grenzen rollte, die zehn, zwanzig, dreißig Mann gegen einen einzigen Franzosen aufbot, so daß ihr auch die überlegenste Tüchtigkeit und Tapferkeit nicht widerstehen konnte. Es formt sich allmählich eine glorreiche Legende vom Krieg, *une légende glorieuse* — das Wort stammt von dem Obersten H. de Ponchalon, der in seinen «Souvenirs de guerre» (1892) es für nötig hielt, gegen solche Fälschung Einspruch zu erheben —, eine Legende, die die Tatsachen so lange verdreht, bis aus der Niederlage zunächst eine unbedeutende Schlappe, dann beinahe etwas wie ein Sieg geworden ist und Frankreichs Waffenruhm als Phönix in verjüngtem Glanz aus der Asche himmelwärts emporsteigt.

Sehr bezeichnend ist, welchen Widerhall 1892 Zolas «La débâcle» fand. Obwohl der Roman alles eher als deutschfreundlich ist, obwohl er die deutsche Kriegsführung und eine Reihe von deutschen Soldaten- und Offizierstypen meistens in der herkömmlichen französischen Schablone brandmarkt oder lächerlich macht, fiel man in Frankreich doch mit leidenschaftlicher patriotischer Entrüstung über das Buch her, als wäre es die schlimmste Schmähung der französischen Armee und Nation. Und das nur deshalb, weil Zola die französische Niederlage nicht zu beschönigen, nicht durch geschickte Taschenspielerkunststückchen wegzuzaubern versucht.

Wenn schimpfen, laut, grob und unflätig schimpfen Trost bereiten kann, so spendet ihn die französische Kriegsliteratur verschwenderisch. Die Lyriker geben den Ton durch Haßgesänge an; Erzähler und Dramatiker folgen ihnen, um auszumalen, wie dieser Krieg verlaufen ist und was für Scheusale die Deutschen sind. Frankreich hat seine Schmach abzuwaschen, du aber Preußen die deine, deinen Ruhm: *ton espèce de victoire!* — ruft Victor Hugo in einem «Le lendemain de Sedan» überschriebenen Gedicht. Leitmotiv wird der Gedanke: Deutschland hat sich durch seinen Sieg besudelt, sich selbst für immer aus der zivilisierten Menschheit ausgemerzt. V. Hugo, Banville, Coppée, Déroulède und wieviel andere noch stoßen mit verschiedener Kunstbegabung, aber der gleichen Lungenkraft in dieses Horn. Sogar ein Dichter wie Leconte de Lisle, der es sonst liebte, vornehm-verächtlich über dem Tageslärm zu schweben, schleudert aus seiner olympischen Höhe Blitze gegen die frechen Eindringlinge («Le sacre de Paris») — gegen die Vandalenhorden mit dem blonden Fell, die Frankreichs heilige Erde durch den Geifer ihrer Mäuler entweihen.

Das Lied von den Hunnen und Vandalen kennen wir ja zur Genüge, da wir es heute Tag für Tag hören. Der Text hat sich seit 1870 kaum verändert. Abstoßendes Äußere, Unsauberkeit, Gestank (*l'odeur prussienne*), Heuchelei, Gefräßigkeit, Trunksucht, viehische Roheit und Verworfenheit, die in sinnlosen Blutgemetzeln, Mordbrennereien, Räubereien, Plünderungen wahre Orgien feiert: das waren damals schon die hervorstechenden Eigenschaften unserer Heere, wie sie es heute noch zu sein scheinen. An der Fülle von Anekdoten, in denen diese Züge veranschaulicht werden, ist nur das eine zu verwundern, daß das Spiel auf die Dauer nicht langweilig wurde und ermüdete. Das läßt darauf schließen, welchen Genuß es Schriftstellern und Lesern bereitet haben mag.

Noch mehr Genuß bereitet es, noch angenehmer kitzelt es die Rachegier, wenn man sich vorstellt, wie die Deutschen trotz ihrer angeblichen Siege im Grund erbärmliche Feiglinge sind, besonders auch die verdammten Ulanen, die vor jedem französischen Kepi, vor jeder Freischärlerbluse angstsclotternd die Flucht ergreifen, sobald sie nicht geschlossen in Regimentern auftreten können. Man setzt sich hin und besingt oder erdichtet Einzelsiege von Franzosen über Deutsche, Heldentaten, die man mit einem großen Aufwand von Einbildungskraft und gerührtem Pathos verherrlicht und deren Verherrlichung um so beliebter wird, als das Thema sich auf die mannigfachste Art abwandeln läßt. Die Stufenleiter geht von dem Sieg, der einfach in einem Abschlachten eines deutschen Feindes besteht, bis hinauf zu dem moralischen Sieg, den ein Franzose durch seine Selbstverleugnung, durch sein besseres Herz, seinen edleren Charakter über den gemeinen Gegner davonträgt. Die beiden Endpunkte der Stufenleiter bezeichnen

Novellen wie A. Daudets «Le Prussien de Bélisaire» und Fr. Coppées «La veillée».

Der Pariser Schreinermeister Bélisaire sucht am Tage nach dem Waffenstillstand sein in der Umgebung von Paris liegendes Gartenhäuschen auf. Er findet die Hütte ausgeraubt, im Keller aber einen preußischen Soldaten, der drohend und fluchend auf ihn zukommt. Er schlägt ihn mit seinem Hobelbankhalter nieder und wirft den Leichnam später in der Nacht in die Seine. Der Zorn, den er über die Zerstörung seines Eigentums und all die Verwüstung ringsumher empfand, ist gekühlt. Bélisaire hat seine kleine Privatrevanche genommen. Daneben die Verserzählung von Coppée, die mehr für empfindsame Gemüter bestimmt ist: Eine junge adelige Dame, Irène de Grandfief, *noble et pure enfant*, wie der Verfasser sie nennt, nimmt in ihrem Schloß einen schwerverwundeten bayerischen Offizier auf. Da er nur gerettet werden kann, wenn er die Nacht aufs sorgfältigste gepflegt wird, verspricht sie dem Arzt, selbst an seinem Bett zu wachen. Der Fremde beichtet ihr, daß er in Metz einen Franzosen getötet hat, und zwar von hinten, heimlich im Dunkel anschleichend. Sterbend hat der Franzose ihm ein Medaillon anvertraut, mit der Bitte, es seiner Braut in Frankreich zu bringen. Irène erkennt das Wappen ihres Bräutigams Roger, und es ist leicht sich auszudenken, welch furchtbare Seelenkämpfe nun ihr Inneres aufwühlen, wie mächtig sie die Versuchung lockt, ihren Bräutigam zu rächen, indem sie den Mörder sterben läßt. Aber ihre Güte, ihr Edelmut siegt, und als der Arzt am anderen Morgen erscheint, findet er den Bayern gerettet und Irène mit weißem Haar, das die Qualen der einen Nacht gebleicht haben. Daudet verherrlicht rohe Energie und Körperkraft, Coppée seelische Kraft. Die Art des Sieges ist verschieden. Aber der Besiegte ist da wie dort der Deutsche, und

auf diesen Sieg und seine Verherrlichung kam es den Dichtern an.

Zwischen dem einen und dem anderen Endpunkt liegt eine Menge von Möglichkeiten. Féval erzählt die Geschichte von dem französischen Pfarrer, einem ehemaligen Offizier, der eine deutsche Truppe gefangen nehmen läßt, die seine Kirche geschändet hat. Da der deutsche Offizier sich bei dieser Gelegenheit bekehrt, gesellt sich zum kriegerischen auch noch ein moralischer Erfolg.<sup>1)</sup> Maupassant erzählt die Geschichte von der Prostituierten, die bei einem Zechgelage einen preußischen Leutnant tötet, dessen brutale Zerstörungswut und grausame Frechheit sie nicht mehr mit ansehen kann.<sup>2)</sup> Oder die Geschichte von der Frau, die, von einem Preußen angesteckt, Rache nimmt, indem sie seine Kameraden der Reihe nach verseucht. Nach dem Kriege, aber noch während der Okkupationszeit spielt eine Duellgeschichte Maupassants<sup>3)</sup>: Ein dicker, ängstlicher, sehr friedliebender Pariser Kaufmann, Herr Dubuis, reist in die Schweiz, um Frau und Tochter zu treffen. Auf einer kleinen Station steigt ein preußischer Offizier in das Wagenabteil, wo noch zwei Engländer sitzen. Der Offizier platzt vor Übermut, renommiert, wieviel Franzosen er getötet, wieviel Gefangene er gemacht und bei den Ohren genommen hat, verhöhnt Frankreich ebenso plump wie prahlerisch. Von Herrn Dubuis, der sich stumm hinter die Zeitung verschanzt, verlangt er, er solle ihm auf der nächsten Station gegen Trinkgeld Tabak holen. Der flüchtet in ein anderes Abteil, der Preuße folgt ihm, will ihm den Schnurrbart abschneiden, um damit seine Pfeife zu stopfen, zerzt schon an den Haaren. Da packt ihn Herr Dubuis, wirft ihn auf die Bank,

schlägt ihm mit der Faust ins Gesicht, bis es blutet. Der Offizier fordert Genugtuung mit der Pistole. In Straßburg, wo der Zug hält, findet ein Duell nach allen Regeln statt, und Herr Dubuis, der noch nie eine Pistole in der Hand hatte, schießt den Gegner über den Haufen. Er und die zwei Engländer, die ihm sekundierten, laufen zurück zum Bahnhof, erreichen gerade noch einen abgehenden Zug, und ein begeistertes Hip-Hip-Hurrah der Engländer feiert den Sieg des Franzosen, in dem die Roheit des Deutschen plötzlich eine Löwennatur erweckt hat.

Ungemein beliebt sind Geschichten von der Entlarvung eines Spions, der standrechtlich erschossen oder schnell gelyncht wird. Den Hauptanteil an den französischen Heldentaten haben Freischärler, die die unglaublichsten Proben von Schlaueit, Entschlossenheit und Tollkühnheit ablegen, auch immer mit dem unglaublichsten Erfolg, und zwar Männer wie Frauen und Kinder bis hinab zu dem elfjährigen Buben. Was wir im Herbst von dem belgischen Pfadfinder lasen, der so und so viel Ulanen erschossen und gefangen hat, wird durch Anekdoten aus dem 70er Krieg noch weit übertrumpft. Und man findet solche Anekdoten nicht etwa bloß in Bänkelsängerliedern, Vorstadtmelodramen oder Kolportageromanen verwertet, wo sie ja kaum überraschen. Richepin zum Beispiel gibt in den «Morts bizarres» zwei, die der wildesten Groschenheftliteratur durchaus ebenbürtig sind.<sup>1)</sup> In A. Daudets «Robert Helmont» (1874) macht der Bauer Goudeloup, nur mit einer Baumschere bewaffnet, Jagd auf die Preußen in den Wäldern um Paris. Keine Woche vergeht, ohne daß man Soldatenleichen entdeckt, alle mit derselben schrecklichen Schnittwunde im Nacken.

1) «Le curé colonel.»

2) «Mademoiselle Fifi.»

3) «Un duel.»

1) «La uhlane» und «Le chassepot du petit Jésus.»



Und Daudets Helmont fühlt wohl ein leises Grauen, aber doch Bewunderung vor diesem Mann, der nicht in die Armee eintreten will, sondern es vorzieht, für sich allein einen Kleinkrieg zu kämpfen: *Je suis un paysan, moi, un malheureux paysan qui se venge!* Bei Maupassant wächst der alte Bauer Milon, der genau so dummpfiffig, habgierig, geizig und gemein ist, wie Maupassants Bauern zu sein pflegen, vor dem deutschen Kriegsgericht zum patriotischen Helden. Ja, er hat deutsche Ulanen getötet, sechzehn sogar; aber er bereut es nicht; das war gerechte Rache für die Requisitionen, für seinen Vater, den die Deutschen unter Napoleon I. getötet haben, für seinen Sohn, der im jetzigen Krieg gefallen ist. Und ehe er gepackt und füsiliert wird, spuckt er dem deutschen Obersten zweimal mitten ins Gesicht.<sup>1)</sup>

Kaum weniger Genugtuung macht es, deutsche Männer oder Frauen in Französinen und Franzosen verliebt zu zeigen und sie durch ihre Verliebtheit zu erniedrigen. In einer anonymen Sammlung steht die Novelle von der Diakonissin<sup>2)</sup>: Eine deutsche Adelige hat 1866 ihren Bräutigam, einen preußischen Offizier, verloren und gelobt, sich nie zu verheiraten; 1870 kommt sie als Krankenpflegerin nach Metz und wird im Handumdrehen die Geliebte eines verwundeten französischen Hauptmanns, der mit ihr verächtlich nach dem Herrenrecht des Eroberers verfährt. Ein anderer Verfasser (Ch. Laurent) schildert in einem Roman «L'amour en Prusse», wie ein französischer Kriegsgefangener in Deutschland deutsche Frauen erobert und auch die Liebe der Witwe eines bei Wörth gefallenen deutschen Oberstleutnants gewinnt. Oder es sind französische Frauen,

die deutsche Männer verliebt machen und an der Nase herumführen, wie die Kammerzofe Antoinette den jungen Dragoneroffizier in einer Novelle Halévys.<sup>1)</sup> Und da diese Zofe zugleich die Rolle ihrer Herrin spielt, sich als Hausfrau und Baronin ausgibt und da alle deutschen Offiziere sich von ihrem Spiel täuschen lassen, sich aus Achtung vor der vermeintlichen Baronin sogar anständig zu benehmen versuchen, so erringt sie nicht bloß einen Sieg in der Liebe, sondern noch einen zweiten, den französischer Anmut und französischen Witzes über deutsche Beschränktheit, der auch sonst an genug anderen Beispielen dargetan und verherrlicht wird.

### III.

Alle diese kleinen Erfolge, die man mit so großem Behagen erdichtet, sind gleichsam Vorschüsse auf die kommende ernste Revanche. Daudet kannte seine Landsleute, als er sagte: *En France tout le monde est un peu de Tarascon.* Man braucht nur mit etwas Phantasie begabt zu sein, und man sieht in dem Freischärler, der einem einsamen Wachtposten die Gurgel abschneidet, schon die Verheißung des Maréchal de France, der in der Zukunft einmal an der Spitze seiner Truppen zwischen stolzen Trikoloren in Berlin einreiten wird. Und man sieht in der Dirne, die einen betrunkenen Preußen tötet, fast eine Jungfrau von Orléans, die ihr Vaterland, wenn nicht befreit, so doch an den Unterdrückern rächt. Und ebenso nimmt Rache für Sedan, Paris und Frankfurt der junge Franzose, der später nach dem Krieg als Sprachlehrer oder Hofmeister in Deutschland Herzen bricht, und die junge Französin, die durch ihren angeborenen Lieb-

1) «Le père Milon.»

2) «Allemandes» 1886. Vgl. Koschwitz, S. 149.

1) «Antoinette.»

reiz, durch ihren natürlichen Chic die Erbfeindinnen so in Schatten stellt, daß sie vor Neid gelb werden. Denn das Thema von solchen Siegen läßt sich auch über den Krieg hinaus weiterspinnen, und das geschieht in der zweiten Gruppe von Revancheliteratur, die ich unterscheiden möchte.

Der Krieg ist vorbei. Jetzt erhebt sich die Frage: hat er Deutschland wesentlichen Nutzen gebracht? Wenn die Antwort „Nein“ lautet, haben die Franzosen allen Grund zu jubeln. Und dafür, daß sie verneinend ausfällt, sorgt der Patriotismus der französischen Schriftsteller, die sich um die Wette bemühen, vom Fluch des deutschen Sieges zu fabulieren. Das geschieht zum Teil in so naiver Weise, daß man kaum weiß, wo der Scherz aufhört und der Ernst anfängt. In der Phantasie mancher Verfasser empören sich sogar die leblosen Dinge und üben Rache. Da hat zum Beispiel<sup>1)</sup> ein deutscher Offizier in Frankreich eine Uhr mit Spielwerk gestohlen, die ihn zu Hause mit raffiniert grausam-ironisch gewählten Melodien quält und verfolgt, bis er vor Ärger an einem Blutsturz stirbt. Den Vogel auf diesem Gebiet schießt A. Daudet ab (*«La pendule de Bougival»*), der immer gerne seine Plauderkunst aufbot, um den deutschen Siegern eins auszuwischen. Eine französische Stutzuhr, eine von den Millionen, die die deutschen Soldaten bekanntlich in Frankreich gestohlen haben, kommt zu einem Antiquitätenhändler nach München. Von dem kauft sie der Konservator der Pinakothek, der berühmte Professor von Schwanthaler. Und der Einfluß der leichtsinnigen, leichtlebigen französischen Uhr zersetzt in kurzer Zeit den ernstesten, sittenstrengen, deutschen Haushalt. Frau von Schwanthaler und ihre drei mageren Töchter werden

übermütig, geben große Essen, maskierte Bälle, auf denen sie mit nackten Armen und hochgeschürzten Röckchen erscheinen. Ganz plötzlich ist die Familie in einen Wirbelwind kostspieliger Genußsucht geraten, der sie schließlich nach Amerika hinüberweht, wohin sie die schönsten Tizians aus der Pinakothek mitgehen lassen. Und nicht bloß die Familie Schwanthaler, sondern München überhaupt wird von dem Wirbelwind erfaßt: ein Skandal jagt den andern, eine Äbtissin läßt sich von einem Bariton entführen, der Dekan der Akademie der Wissenschaften heiratet eine Tänzerin usw. Das ist natürlich als humoristische Phantasie gedacht. Aber sicher steckt in Daudets Meinung ein ernster Kern darunter, und Daudet ist nicht der einzige, der satirisch oder nichtsatirisch, symbolisch oder unverhüllt die Zersetzung und Demoralisierung Deutschlands als Folge seines Sieges ausmalt, den Fluch der französischen Milliarden, Deutschlands Untergang in Schlemmerei und Sybaritentum, in einem Materialismus ödester Art.

Noch andere ernste Gefahren sind dem deutschen Volk aus seinem Sieg erwachsen. 1870/71 haben die Preußen nicht bloß Frankreich, sondern auch Deutschland niedergeworfen, das nun wehrlos der preußischen Knute ausgeliefert ist. Armes Deutschland der Dichter und Denker, ruft man mit mitleidiger Wehmut. Wir stoßen hier auf die bekannte Lieblingsvorstellung der Franzosen, die auch heute wieder in der feindlichen und neutralen Presse eine außerordentliche Rolle spielt: die Unterscheidung zwischen einem doppelten Deutschland, dem alten Deutschland Goethes, Schillers, Kants, Beethovens, *l'Allemagne de la pensée* (wie das Schlagwort lautet), und dem neuen preußischen Deutschland, *l'Allemagne de la*

1) P. Véron, *«L'horloge à musique»*.

*force*, in dem der Militarismus, die rohe Gewalt, eine unsittliche Staatsidee und Politik allmählich alle Kulturwerte der Vergangenheit zerstören und das deutsche Volk zu einer Herde von Prassern, Maschinen und Sklaven herabdrücken. Zu einem Volk von Sklaven, das erst aufstehen und sein Joch abschütteln muß, dem noch die schweren inneren Umwälzungen bevorstehen, die Frankreich mit seiner großen Revolution schon überwunden hat. Man malt die drohende Revolution an die Wand, die Empörung der bis aufs Blut gepeinigten Bayern, Württemberger, Sachsen, Hannoveraner gegen Preußen (auch dies bekanntlich eine Lieblingsvorstellung der Franzosen); man genießt die Hoffnung, daß die Revanche aus Deutschland selbst kommt, das nach dem Zerfall des kurzlebigen Reichs durch alle Schrecken eines Bürgerkrieges schreiten wird.

Prophetisch ist der Gang der Dinge angekündigt in George Sands «Journal d'un voyageur pendant la guerre» (1871), wo in einer Mondscheinnacht sogar ein uralter Opferstein zu reden anhebt, um die deutschen Soldaten, die um ihn gelagert plaudern, vor der Cäsarenherrschaft zu warnen. Besonders Dichter von ausgeprägt republikanischer und demokratischer Gesinnung verweilen gerne dabei, das deutsche Volk elend in Ketten schmachtend zu zeigen. V. Hugo zum Beispiel wird nicht müde, in Versen zu wiederholen und zu variieren, was er kraftvoll mit seinem wuchtigen Pathos auf der Tribüne der Assemblée nationale am 1. März 1871 über den Rhein hinübergesprochen hatte: *Il y aura désormais en Europe deux nations qui seront redoutables; l'une parce qu'elle sera victorieuse, l'autre parce qu'elle sera vaincue. De ces deux nations, l'une, la victorieuse, l'Allemagne aura l'empire, le joug soldatesque, l'abrutissement de la caserne*

*... le sabre fait sceptre, la parole muselée, la pensée garottée, la conscience agenouillée ... L'autre, la vaincue, aura la lumière. Elle aura la liberté, elle aura la république ... Et pendant que la nation victorieuse, l'Allemagne, baissera le front sous son lourd casque de horde, esclave, elle, la vaincue sublime, la France, elle aura sur la tête sa couronne de peuple souverain ... De ces deux nations, l'une triomphante et sujette, l'autre vaincue et souveraine, laquelle faut-il plaindre? Toutes les deux. Permis à l'Allemagne de se trouver heureuse et d'être fière avec deux provinces de plus et la liberté de moins. Mais nous, nous la plaignons!*

Muß man noch fragen, wem das schönere Los ward? Die Deutschen sind zu bedauern. Je länger man darüber nachdenkt, desto schärfer prägt sich die Erkenntnis ein, daß der Sieg für sie fast ein nationales Unglück bedeutet hat. Als Volk betrachtet, haben sie Greuel gesät und Gefahren geerntet. Als Menschen jeder für sich betrachtet, sind sie dieselben geblieben, die sie vorher waren, minderwertig, immer noch tief unter den Franzosen stehend, die ein gütiger Gott mit allen Gaben der Natur beschenkt hat. Man stellt, um die Überlegenheit der Franzosen zu veranschaulichen, Vergleiche an, mit mehr oder weniger Kunst eingekleidete Vergleiche zwischen dem deutschen jungen Mädchen und dem französischen jungen Mädchen, zwischen dem deutschen Offizier und dem französischen, dem deutschen Industriellen und dem französischen, dem deutschen Edelmann und dem französischen, dem deutschen Gelehrten und dem französischen usw. — es ist wohl kein wichtiger Stand, keine wichtige soziale Schicht vergessen in dieser Parallelenliteratur, die als handelnde Personen Deutsche und Franzosen einander gegenüber vorführt und die da-



bei gerne als Rahmen ihrer Handlung deutsches Leben, deutsches Land und deutsche Städte wählt. Auch hier gibt es wieder wie in der Kriegsliteratur reiche Abstufungen.

Primitive Schriftsteller, die für anspruchslose Leser schreiben, können den bequemsten Weg einschlagen, indem sie einfach die Schablonen der Kriegsliteratur noch einmal abklatschen, deutsche Sitten, deutsche Menschen plump karrikieren und ihre Lächerlichkeit oder Schlechtigkeit durch daneben gehaltene Idealgestalten von Franzosen grell unterstreichen. Hanebüchen, aber bei weitem nicht das verwegenste auf diesem Gebiet ist zum Beispiel, was sich Jules Verne in seinem phantastischen Roman «Les cinq cents millions de la Bégum» (1879) leistet. Dem französischen Arzt Dr. Sarrasin fällt unverhofft eine halbe Milliarde als Erbschaft zu. Sofort hat er nur den einen Gedanken, daß das Geld ihm anvertraut ist, damit er es zum Heil der Menschheit verwende. Er will eine hygienische Musterstadt gründen, die starke, gesunde Geschlechter heranziehen soll, und entwickelt seinen Plan vor einem internationalen Hygienikerkongreß, dessen Mitglieder über so viel Uneigennützigkeit, die ihm als Franzosen selbstverständliche Pflicht scheint, fast auf dem Kopf stehen. Ein deutscher Gelehrter, ein Jenenser Privatdozent, behauptet auch Anrecht auf die Erbschaft zu haben. Großmütig, wie er ist, tritt ihm der Dr. Sarrasin die Hälfte ab. Mit den beiden Teilen schafft jeder in Amerika ein Werk nach seinem Geist und seinem Herzen. Einander benachbart erheben sich Sarrasins France-Ville, die *cité du bien-être*, und drohend, lärmend, den Himmel schwärzend, Rauch und Feuer aus hundert Essen speiend die Stahlstadt, wo Herr Schultze, Welteroberungsabsichten im vertierten Busen, bei der unvermeidlichen Maß Bier und den

ebenso unvermeidlichen Würsten auf Sauerkraut, seinen Verstand und sein Wissen anstrengt, um mit Hilfe eines Heeres von Beamten und Arbeitern Mordmaschinen von unerhörter Gewalt zu erzeugen. Es gelingt ihm der Bau einer riesenhaften Stahlkanone, die zehn Meilen weit schießt und deren Geschöß beim Platzen flüssige Kohlensäure entwickelt, so daß im Umkreis von dreißig Metern alles Leben ersticken und erfrieren muß. France-Ville soll das erste Opfer werden, und Herr Schultze schwelgt schon in der wollüstigen Vorstellung der hunderttausend Franzosenleichen, der hunderttausend Träumer mit den keltischen Ideen von Güte und Menschenbeglückung, die er vernichten wird, um bald darauf das ganze französische Volk zu vertilgen, das ihm ungefähr so verhaßt ist wie dem Satan das Licht. Aber France-Ville wird gerettet; gegen Herrn Schultze, den ein unendlich edler und kluger, treu französisch gesinnter Elsässer übertölpelt hat, kehrt sich seine eigene höllische Erfindung, und die Stahlstadt, den Mittelpunkt der Mordgier, verwandelt der Dr. Sarrasin als Erbe in einen blühenden Mittelpunkt wohlthätiger, segenspendender Industrien.

Je gebildeter und anspruchsvoller aber der Leser ist, desto wirksamer werden solche Vergleiche zwischen Deutschen und Franzosen gerade dann werden, wenn der Schriftsteller den Anschein großer Unparteilichkeit zu wahren weiß, wenn er die Kunst versteht, so leise und unauffällig zu karrikieren, daß man die Verzerrung kaum bemerkt. Wenn die Deutschen nicht von vornherein als Tiere oder Ungeheuer geschildert werden, sondern als Menschen ähnlich wie die Franzosen, wenn der Schriftsteller die etwas abgedroschenen Geschichten von ihrer Schmutzigkeit, Völlerei, Roheit, Verblödung usw. verschmäh, wenn er zugibt

und sogar betont, daß es auch unter den deutschen Frauen wackere, gütige, kluge, anmutige gibt, daß auch unter den deutschen Männern tüchtige, ehrenhafte, gescheite zu finden sind, dann werden die Mängel, die ein Vergleich mit den Franzosen an ihnen aufdeckt, nur um so fühlbarer in die Augen springen. Die Schlußfolgerung bleibt dieselbe wie in der Literatur von größerem Kaliber; nur ist sie natürlicher, diskreter herbeigeführt und überzeugt deshalb besser: die Deutschen mögen sich innerhalb gewisser Grenzen durch gewisse Eigenschaften auszeichnen; aber sie sind doch minderwertige Barbaren; am Franzosen gemessen fehlt ihnen zuviel, Herzenstakt, gesellschaftliche Kultur, ästhetische Kultur, intellektuelle Kultur — kurz, so ziemlich alles, was ein verfeinertes Kulturvolk ausmacht.

Will man ein Beispiel für diese Spielarten der Revanchebefriedigung nennen, hat man die Qual der Wahl. Schön vereinigt kann man sie in einem Roman treffen, der leider auch bei uns viel mehr beachtet und diskutiert wurde, als er verdient hätte, der literarisch nicht höheren Wert hat als dokumentarisch, in M. Prévosts «Monsieur et Madame Moloch» (1906). Er bringt die übliche Gegenüberstellung deutscher und französischer Typen, einen zum Verlieben entzückenden französischen Backfisch, der deutscher Pedanterie und preußischer Polizeistrenge herzerfreuende Schnippchen schlägt, den interessanten jungen Franzosen, der so unwiderstehlich ist, daß sich ihm eine leibhaftige deutsche Fürstin an den Hals wirft, und der sich kein Blatt vor den Mund nimmt, wenn es gilt, dem verpreußten Fürsten seine Meinung zu sagen. Um das sympathische Geschwisterpaar herum gruppieren sich die lächerlichen, hölzernen, aufgeblasenen Menschen, die den kleinen thüringischen Hof und die kleine Residenzstadt bevölkern.

Der Roman bringt auch neben abstoßend brutalen Typen des neuen, preußischen Deutschland rührende Typen des alten, untergehenden, den Professor Zimmermann und seine Frau, und der deutsche Professor Zimmermann verurteilt selbst, schärfer als es irgendein Franzose tun könnte, das neue Deutschland, das er haßt und verachtet und das jeder Leser mithassen und mitverachten muß, weil es unerträglich wäre, dort zu atmen. Das Buch öffnet Ausblicke in eine trübe Zukunft Deutschlands: entweder kommt eine Befreiung durch Revolution, oder das neue Deutschland erwürgt vollends das alte und treibt durch seine hochmütige Verblendung, durch seinen rücksichtslos aggressiven Ausdehnungsdrang einem Krieg entgegen, in dem die zivilisierte Welt sich auf die Seite Frankreichs stellen wird, um den Störenfried niederzuschlagen.

Die eindringlichsten Wirkungen werden dem dankbaren Thema vom Fluch des deutschen Sieges abzugewinnen sein, wenn man die Minderwertigkeit der Deutschen da aufzeigt, wo deutscher und französischer Vaterlandsgedanke, deutsche und französische Kultur unmittelbar in Wettbewerb treten: im Kampf um die Seele der annektierten Lande. Die französischen Novellen, Romane, Dramen, Gedichte, die sich mit Elsaß-Lothringen beschäftigen, sind zahllos, sie machen einen sehr ansehnlichen Teil der Revancheliteratur aus und wahrscheinlich den Teil, in dem die Vergeltungssehnsucht sich am leidenschaftlichsten und in der gehässigsten Form äußert, da man hier immer von neuem in der nie verarbeiteten, brennenden Wunde wühlt. Dabei läßt sich eine ganz interessante Wandlung beobachten. In der ersten Zeit nach dem Krieg verfährt man im allgemeinen auf recht rohe, wenig raffinierte Weise, begnügt sich, grelle Licht- und Schatten-

effekte zu schaffen. Wütendes Schimpfen überwiegt. Man malt die tyrannische Willkürherrschaft der Eroberer, selbstverständlich in den schwärzesten Farben und durchaus im Stil der Kriegerslegende, dann die Martern der Unterdrückten, die heldenhaft treu als geknebelte Dulder nach Westen schauen, ob nicht bald die roten Hosen einfallen, um sie von ihrem Joch zu befreien. So gehen im allgemeinen Erckmann-Chatrains in ihren kürzeren und längeren Erzählungen vor, und Schriften dieses Schlags sind bis in die Gegenwart herauf erschienen, die alle von vorneherein eines beträchtlichen Markterfolges sicher sein durften.

Mittlerweile verstrichen aber Jahrzehnte, die an Elsaß-Lothringen doch nicht ohne jede Spur vorübergingen; eine junge Generation wuchs heran, die die französische Vergangenheit der Heimat und den Krieg nur mehr vom Hörensagen kannte. Ihr Verhältnis zum deutschen Reich und zu den Germanisierungsversuchen bot den Schriftstellern veränderte Anblicke des alten Problems und gab ihnen Gelegenheit, die moralische Niederlage der Deutschen noch vernichtender hinzustellen. Daß die Elsässer und Lothringer von vor 1870 in ihrer Anhänglichkeit an Frankreich nicht weichen, ist nach französischer Auffassung selbstverständlich und bedeutet daher keinen besonderen Erfolg. Ein ungleich größerer Erfolg ist es, wenn junge Elsässer und Lothringer, die deutsche Schulen besucht haben, die mit Deutschland vertraut sind, die auch seine Vorzüge wissen und schätzen, sich trotzdem oder vielmehr gerade deshalb für Frankreich entscheiden, nicht bloß weil sie es gefühlsmäßig als ihr eigentliches Vaterland betrachten, sondern vernunftmäßig aus freier Wahl, weil sie sich überzeugt haben, daß es das bessere, höher stehende Land ist. Als typisch für diese Art der Fragestel-

lung muß man einen Roman von R. Bazin nennen, dem es spielend gelang, durch patriotische Gesinnungstüchtigkeit über seine literarische Armseligkeit hinwegzutäuschen, der 1901 bei seinem Erscheinen lebhafteste Zustimmung und Begeisterung weckte, und der auch dramatisiert, seitdem als vorbildliche Leistung oft nachgeahmt wurde.

Der Roman heißt «Les Oberlé» und zwingt, wie das auch vor ihm gerne geschah, den deutsch-französischen Konflikt in den Rahmen einer Familiengeschichte. Drei Generationen der Oberlés leben nebeneinander: der alte gelähmte Großvater Philippe, dessen Sohn Joseph und Josephs Sohn und Tochter. Philippe Oberlé ist ein unentwegter Protestler und eingefleischter Deutschenhasser, den schon der Anblick eines Deutschen in Wut versetzt. Joseph Oberlé, der das ererbte Holzsägewerk leitet, hat sich dagegen im Laufe der Zeit mit der Annexion abgefunden, halb aus Kleinmut, da es ihm an Vertrauen auf den Sieg Frankreichs fehlt, halb aus Eigennutz, weil die Aussöhnung mit den deutschen Herren seinen Geschäften zugute kommt. Die Kämpfe, die er selbst mit sich und seinem Vater ausgefochten hat, will er seinen Kindern ersparen und läßt beide (sehr zum Kummer seiner französisch gesinnten Frau) als Deutsche erziehen, sendet sie nach Altdeutschland auf die Schule und ins Pensionat. Bei der oberflächlicheren Tochter glückt das Experiment: sie paßt sich an, sie möchte sogar (schrecklichste Entartung für eine Elsässerin!) einen preußischen Offizier heiraten, der sie liebt und den sie wiederliebt. Beim Sohn glückt das Experiment nicht: Jean Oberlé kehrt, nachdem er in München, Bonn, Heidelberg, Berlin studiert und seine Referendarprüfung abgelegt hat, nach Hause zurück, zwar nicht vom fanatischen Deutschenhaß seines



Großvaters erfüllt, aber seelisch durch und durch antideutsch, mitten in deutscher Umgebung zum Franzosen geworden. Er stellt sich als Einjähriger bei einem Husarenregiment in Straßburg mit dem Vorsatz zu desertieren und führt ihn auch sofort aus. Der Roman endet, wie so viele andere Werke der Literatur über Elsaß-Lothringen, mit der Fahnenflucht des Helden, der damit Frankreich den stärksten Beweis seiner Treue geben will.

Jean Oberlé sagt seinem Onkel einmal: *Je ne déteste pas les Allemands... Je les admire même, car ils ont des côtés admirables... seulement, plus je les ai connus, plus je me suis senti autre, d'une autre race, d'une catégorie d'idéal où ils n'entrent pas, et que je trouve supérieure. — Je les ai jugés par comparaison... Ils nous sont inférieurs.* Und diese Worte, die ohnehin jedem Franzosen so süß klingen, klingen doppelt süß aus dem Munde Jeans; denn wenn er nach solcher Erziehung, nach so langem Aufenthalt in Deutschland und trotz des Einflusses seines Vaters ein solches Urteil fällt, muß es wahr sein. Es ist überflüssig, daß Jeans Onkel das Kompliment für Frankreich noch eigens unterstreicht, indem er an anderer Stelle zu seinem desertierenden Neffen spricht: *Faut-il qu'une nation soit belle, mon petit, pour qu'après trente ans elle fasse lever des amours comme le tien! Où est le peuple qu'on regretterait de la sorte? Oh la race bénie qui parle encore en toi!* Das ganze Buch ist so auf entzückte Verherrlichung Frankreichs gestimmt. Was Bazin beabsichtigt, ist viel weniger eine Erörterung des gewiß ernsten und manchmal tragischen Zwiespalts, der in der Seele eines Elsässers oder Lothringers auftauchen kann, als einfach vor aller Welt zu verkünden: Deutschland ist unfähig, sich geistig, moralisch anzueignen, was es einst durch rohe Kraft

mit den Waffen an sich gerissen hat; alle Anstrengungen haben nur seine Schwäche und Ohnmacht dargetan; Frankreich ist, wie das immer in einem Wettkampf zwischen den beiden Völkern eintreten wird, der Sieger geblieben.

Zu ähnlichem Schluß, nur auf anderen Wegen, gelangen die Romane von M. Barrès, die literarisch ungleich wertvoller sind als Bazins sehr sentimental und romanhaft vorgetragene Geschichte. In «Colette Baudouche» (1909) nimmt er das naheliegende Romeo- und Julia-Motiv auf, das vor ihm schon viele Franzosen zur Darstellung des Ringens um Elsaß-Lothringen benutzt haben. Ein junger Lehramtskandidat aus Königsberg kommt nach Metz und verliebt sich dort in die Enkelin seiner Hauswirtin. Er ist ein braver, durch und durch anständiger Mensch, auch nicht dumm, zum mindesten intelligent genug, um die Überlegenheit der französisch-lothringischen Kultur zu empfinden, und geschmackvoll genug, um ihrer Anziehung zu erliegen. Die häßlichen Kanten, die ihm als Deutschen anhaften, würden sich wahrscheinlich mit der Zeit abschleifen lassen. Er hat so guten Willen, solche Sehnsucht, sich anzupassen und zu lernen, sein Barbarentum auszuziehen. Colette achtet ihn, liebt ihn sogar, weil diese Sehnsucht in ihm steckt und ihn adelt. Aber darüber, daß er ein Deutscher ist, kann sie trotz allem nicht wegsehen. Nach langem Zaudern erkennt sie, daß sie durch ihr Jawort sich und Frankreich erniedrigen würde. Sie schlägt die Hand des Dr. Asmus aus, um weiter ihr Leben mit kleinen Näharbeiten zu fristen und voraussichtlich einsam, traurig als alte Jungfer zu welken. Colette wird zum Symbol Lothringens, und der Roman klingt in die ungeduldige Frage aus, wie lange Frankreich noch die aufopfernde lothringische Treue, die auf die Dauer doch erlahmen muß, von

ferne nur mit seiner Sympathie verfolgen will, ohne sich zu rühren, ohne endlich einmal zur Tat zu schreiten.

In einem zweiten Buch von Barrès, das zur selben Reihe «Les bastions de l'Est» gehört, in «Au service de l'Allemagne» (1905) steht ein elsässischer Mediziner, ein geistiger Bruder Colettes, vor der harten Wahl, entweder wie Jean Oberlé zu desertieren oder sein halbes Jahr unter der deutschen Fahne abzu-dienen. Er dient, und Barrès gibt ihm recht. Denn Barrès hat darüber eine grundsätzlich andere Auffassung als Bazin, mit dem er sich in einem Nachwort auseinandersetzt. Sein Rat an die Elsässer und Lothringer lautet: *préférer la France et servir l'Allemagne*. Er ist gegen jede Desertion, nicht bloß die militärische. Seit Jahrhunderten wogt am Rhein und am Vogesenrand der Kampf zwischen germanischer und romanischer Rasse, zwischen der *brutalité germanique* und der *spiritualité latine*, ein Kampf, in dem der 70er Krieg nur eine verschwindende Episode, keine Entscheidung bedeutet. Wer auf dem angestammten Boden in seinem Tagwerk ausharrt, wer sich mutig der vorübergehenden Fremdherrschaft unterwirft, aber zugleich bedacht ist, seine nationale Eigenart unversehrt zu bewahren, der hilft mit an Frankreichs endgültigem Sieg. Auf doppelte Weise: einmal, indem er den Barbaren vor Augen führt, wie wenig Frankreich moralisch durch die Schlappe von 1870 verloren hat, *ce que la France garde de supériorité malgré son échec militaire*; und dann, indem er es möglich macht, den Spieß umzudrehen, auf die Germanisierungsversuche zu antworten durch die Romanisierung der Eindringlinge, die dank der höheren Werkkraft romanischen Wesens glücken wird.

Dem jungen Elsässer (er heißt Ehrmann) bekommen die sechs Monate preu-

Internationale Monatsschrift

bischer Uniform trotz anfänglicher Gewissenspein ganz ausgezeichnet. Ehrmanns Schicksale im Regiment, die er selbst erzählt, sind eine ununterbrochene Kette von Siegen. Er betrachtet die Dienstzeit von vornherein als ein Duell mit der deutschen Kaserne, in dem er Frankreich-Elsaß zu rächen hat. *Tout cela est chétif, monsieur, je le sais* (sagt er). *Je préférerais, comme fit mon grand-père, le soldat de la grande armée, entrer dans Berlin victorieusement, mais tout ce que l'on peut exiger d'un homme, c'est qu'il se batte le mieux sur le terrain où le pose sa destinée.* Um den Deutschen zu imponieren, muß er ein Muster-soldat werden: er wird einer. Die Offiziere staunen ihn widerstrebend an. Die alt-deutschen Kameraden sind eifersüchtig auf ihn. Seine elegante Geschmeidigkeit sticht ab von ihrer elefantenhaften Schwerfälligkeit. Während sie sich in der Reitbahn vor dem Major blamieren, springt er mit natürlicher Leichtigkeit aufs Pferd. Spielend bewältigt er den Parademarsch. Bei einer Besichtigung rettet er durch kühne Initiative die Situation, die sein Leutnant verfahren hat. Er demütigt einen rohen Militärarzt, der einen erkrankten pommerschen Soldaten um die Invalidenrente betrügen möchte, und entlockt dem Pommern gerührte Dankestränen. Auch sonst häuft er glühende Kohlen aufs Haupt der Erbfeinde. Als er eines Tages Unteroffiziere betrunken mit Weibern überrascht, denunziert er sie nicht, wie das ein Deutscher getan hätte, sondern warnt sie und behandelt sogar heimlich den einen, damit er seine Geschlechtskrankheit nicht im Lazarett zu melden braucht. Und als am Tage der Entlassung das kleine Kind des Feldwebels stirbt, schickt Ehrmann einen Kranz zur grenzenlosen Verwunderung der übrigen Ein-jährigen, die jetzt, da sie frei sind, keinen Anlaß zu solcher Aufmerksamkeit mehr

30

sehen. Dafür hat er aber auch die Genugtuung, daß der Feldwebel ihm bekentt: *Vous êtes vraiment un grand cœur . . . On doit le dire, les Français ont plus d'humanité que les autres.* Hoheitsvoll und unnahbar, wie er eingetreten ist, jeder Zoll ein verkleideter Prinz aus dem Märchen verläßt er die Kaserne, eingehüllt in den Nimbus, mit dem ihn seine *supériorité française* umstrahlt.

Das Motiv der Privatrevanche, die ein einzelner Franzose einstweilen als Vorschuß nimmt, ist hier besonders scharf herausgearbeitet, der Gegensatz zwischen dem glänzenden Gallier und den plumpen oder schlechten Teutonen mit einer Absichtlichkeit betont, die vor keinem noch so läppischen Einfall zurückschreckt. Daß diese Albernheiten und Aufschneideereien in dem Roman eines klugen und feinen Künstlers stehen, vertieft ihre unfreiwillige Komik für den ausländischen Leser. Der Erfolg, den das Buch in Frankreich hatte, beweist aber, wie ungemein wohl Ehrmanns Siege der nationalen Eitelkeit taten, und wie bescheiden, wenn es sein muß, sich in seinen Ansprüchen auch ein Volk beschränken kann, das sich gerne als das geistreichste der Welt preisen hört.

Die Schlußfolgerung aus all der reichen Literatur, die sich mit Deutschland, deutschen Menschen, deutschen Verhältnissen und mit dem Kampf um Elsaß-Lothringen beschäftigt, ist immer die: nicht *vae victis* muß es heißen, sondern *vae victoribus*, wie Déroulède sehr bezeichnend ein heftiges Gedicht überschrieben hat, in dem er den Zerfall und die Zerschmetterung Deutschlands weissagt. Für den Franzosen geht daraus das beruhigende Gefühl hervor, daß Deutschland am Rand eines Abgrundes wandelt. Entweder hat sich an ihm die böse Tat schon gerächt, die Revanche ist schon vollzogen. Oder

soweit sie noch nicht vollzogen ist, reift sie unaufhaltsam heran. Der Tag kann nicht mehr ferne sein, der sie bringt.

#### IV.

Der Tag der Revanche muß kommen! Damit rühren wir an die Revancheliteratur im engsten Sinn des Wortes, die sich nicht mehr mit Surrogaten für die eigentliche Revanche begnügen, sondern in der Hoffnung auf diese Revanche selbst schwelgen will. Der Ruf nach Vergeltung ist in der französischen Literatur seit dem letzten Kriege nie verstummt. Aber er erschallt nicht immer gleich stark, weniger stark, wenn ein Ereignis wie die Fasnachts-Angelegenheit die Aufmerksamkeit von den Vogesen ablenkt, stärker, wenn besondere Anlässe dazu aufzumuntern scheinen: zum Beispiel der Abmarsch der deutschen Okkupationsarmee oder der Tod eines Franzosen, auf den man große Erwartungen gesetzt hat, wie des Admirals Courbet, oder der Aufstieg eines anderen wie des Generals Boulanger, oder ein Fall wie der Dreyfussprozeß, oder Reibungen zwischen Deutschland und Frankreich wie der Schnäbele- oder der Marokkokonflikt, oder bestimmte Vorkommnisse in Deutschland wie 1888 der zweimalige Thronwechsel und dann die Entlassung Bismarcks. Das Schwanken zwischen anschwellender und abschwelender Bewegung je nach der Tagesstimmung ist in der Literatur ziemlich fühlbar. Aber es hat mehr Interesse zu verfolgen, wie der Ruf nach Rache begründet wird, und vor allem, wie man sich die künftige Revanche und ihre Früchte vorstellt.

Als Motiv reicht an sich ja die Tatsache hin, daß man besiegt worden ist, zwei Provinzen und ein paar Milliarden verloren hat. Der Anblick eines besiegten und gedemütigten Frankreich ist unerträglich. Um jeden Preis muß das bedrohte



Prestige wieder hergestellt, der Flecken von dem Jahrhunderte alten Waffenruhm abgewaschen werden. Die verwundete Eitelkeit drängt mindestens ebenso heftig zur Rache wie der Schmerz um die Provinzen und Milliarden. Wie V. Hugo es einmal 1872 sehr energisch und lapidar ausgedrückt hat («Après les revers»):

Et la paix n'est la paix qu'après qu'on a vaincu.

Daneben schuldet Frankreich es den jenseits der Grenze in grausamer Fremdherrschaft schmach tenden Brüdern und Schwestern, alles zu versuchen, um sie zu befreien. Die terra irredenta muß erlöst werden. Und es gilt weiter, nicht bloß Elsaß-Lothringen zu erlösen, sondern Europa und die ganze Menschheit. Frankreich muß Vergeltung fordern, um die ungeheure Gefahr einer preußisch-deutschen Hegemonie zu beseitigen. Es hat (auch dies eine Formel, die im heutigen Krieg zu besonderen Ehren gekommen ist) seine Säkularmission als Feind aller Rückständigkeit und lichtscheuen Finsternis, als Führer der Zivilisation und des Fortschrittes zu erfüllen. Wie es wiederum V. Hugo so energisch und lapidar als möglich ausgedrückt hat («Alsace et Lorraine»):

Le monde a besoin d'un flambeau, qui le mène  
Et vous vous appelez ténèbres . . . !

Die Revanche ist also eine heilige Pflicht. Sie nicht zu fordern, Preußen-Deutschland unbestraft zu lassen, wäre ein Verbrechen gegen Frankreichs Ehre, gegen die Treue Elsaß-Lothringens, gegen die Gemeinschaft der Kulturvölker. Aber wie soll sie durchgeführt werden? Man darf sich nicht nach einigen sehr lauten Schreiern vorstellen, ganz Frankreich hätte sich drei- und vierzig Jahre lang nach einem zweiten Krieg gesehnt. Die Wünsche und Meinungen gehen erheblich auseinander, kriegsgerische Stimmungen tauchen wohl auf, flauen aber immer wieder ab, und auch

die Literatur offenbart deutlich, daß man in Frankreich die Revanche nicht unbedingt allein von einer Auseinandersetzung mit den Waffen erwartet, als Ergebnis eines Friedens, den nach mörderischen Schlachten die siegreiche Armee in Berlin diktiert.

Unter denen, die nach Rache rufen, sind auch überzeugte Pazifisten, so Frankreichs größter Dichter V. Hugo. V. Hugo denkt gewiß auch an den Krieg und, obwohl er ihn grundsätzlich als Überrest einer barbarischen Zeit verabscheut, würde in seinen Augen der Zweck (die Revanche) ausnahmsweise das verwerfliche Mittel heiligen, um so mehr als dieser Krieg wahrscheinlich der letzte wäre. Aber er denkt sich die Revanche doch ebenso gerne in anderer Form. In ihm sind die optimistischen Träume des 18. Jahrhunderts von der Perfektibilität der Menschheit, von Menschheitsverbrüderung und Menschheitsbeglückung wach. Frankreich hat das Kaisertum gestürzt, ist Republik geworden und steht an der Schwelle eines goldenen Zeitalters, in dem die Ideale Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, Wahrheit, Gerechtigkeit sich endlich verwirklichen sollen. Die Übeltäter sind die Monarchen, Napoleon und die deutschen Bundesfürsten, ein Bismarck, nicht die Völker. Und wenn sich Deutschland erst erhebt und seine Tyrannen verjagt, dann werden die beiden großen Nationen einander über den Rhein die Hand reichen und sich weder die Rheingrenze noch Elsaß-Lothringen streitig machen. Denn dann erglänzt in herrlicher Morgenröte der Tag der Vereinigten Staaten von Europa, wo jeder kleinliche Hader, jede Eifersucht der Könige und despotischer Regierungen in der Arbeit für die höchsten Kulturideale verschwinden wird. Frankreich wird nicht bloß Elsaß-Lothringen zurücknehmen, sondern Deutschland überhaupt erobern, es friedlich mit

30\*

seinem Geist des Lichtes durchdringen, die arme *grande nation noire*, die plötzlich sehen lernen und, von Blindheit und Haß genesen, stark und frei geworden, ihren Befreier dankbar segnen wird:

L'Allemagne de tant de meurtres inondée,  
Sera la prisonnière auguste de l'idée,  
Car on est d'autant plus captif qu'on est vainqueur;

Elle ne pourra pas rendre à la nuit son cœur;  
L'allemand ne pourra s'évader de son âme  
Dont nous aurons changé la lumière et la flamme

Et se reconnaîtra français, en frémissant  
De baiser nos pieds, lui qui buvait notre sang.<sup>1)</sup>

Andere wieder erhoffen sich die Erfüllung der Revanchesehnsucht gleichfalls von friedlicher Verständigung, aber ohne sie mit den V. Hugo so teuren sozialistisch-pazifistischen Utopien zu verquicken. Warum sollte Deutschland nicht sein Unrecht erkennen und bereuen, freiwillig den Frankfurter Vertrag ein wenig korrigieren und die geraubten Provinzen herausgeben, das edle, großmütige, hochherzige Deutschland mit seiner erhabenen Vergangenheit? Und hier hört man mit einemmal süße, einschmeichelnde Töne der Freundschaft und Bewunderung, ähnlich den Tönen, die der Fuchs Lafontaines redet, da es ihn nach dem Käsestück im Schnabel des Raben gelüstet. Hier wird natürlich auch sehr eifrig der Gegensatz zwischen dem alten und dem neuen Deutschland ausgespielt. Man zeigt Deutsche, die selbst die Annexion als Diebstahl beurteilen und entrüstet dagegen protestieren, wie in Prévosts «Moloch» der Professor Zimmermann, und Männer von seiner Auffassung würden sich genug finden, wenn die preußische Gewaltherrschaft sie nicht knebelte.

Eine merkwürdige Äußerung von Revanchegedanken friedlicher Art haben wir

1) «A qui la victoire définitive?»

in einem Gedicht, das Coppée am 21. März 1888 an Kaiser Friedrich richtete, «A l'empereur Frédéric III». Es klingt von französischem Standpunkt aus nicht ungeschickt, von deutschem Standpunkt aus manchmal recht taktlos. Coppée entbietet dem todkranken Kaiser ehrfürchtigen Gruß und die Versicherung, daß auch die Franzosen Mitleid mit dem tragischen Schicksal dessen haben, der einmal der Sieger von Sedan war. Der alte Kaiser ist nicht mehr, *le dur soldat, le légendaire conquérant*; könnte jetzt nicht aufrichtiger Friede werden? Und Coppée versenkt sich in die Vision: der Frankfurter Vertrag durch ein Machtwort des Kaisers zerrissen, Straßburg und Metz Frankreich wiedergegeben, östlich und westlich vom Rhein die Waffen niedergelegt, und heiße, dankbare Gebete, die im erlösten Elsaß-Lothringen für Friedrich auf zum ewigen Richter steigen.

Solche Träume von friedlicher Übereinkunft, sogar von Verbrüderung der beiden feindlichen Völker stehen nicht ganz vereinzelt da, aber sie sind doch selten. Man lauscht lieber der Kriegstrompete als der Friedensschalmei. Nicht bloß fanatische Hetzer wie Déroulède oder Barrès, auch ein Hugo und wer sonst noch für den Frieden schwärmt, verkünden als ultima ratio populi die Revanche durch den Krieg. Gerade Hugo, der hierin wie überall der beredte Dolmetscher nationaler Empfindungen ist, fiebert in der Erwartung dieses Krieges, den er trotz seines Alters noch zu erleben hoffte. Die Gedichte, die er in «La corde d'airain» und in «L'année terrible» gesammelt hat, sprühen von leidenschaftlichem Zorn, von unbändiger Rachegier und Kampflust. Es läßt sich ahnen, wie aufpeitschend und anfeuernd etwa Verse wie die folgenden in den 70er Jahren gewirkt haben müssen, wenn sie ein Schauspieler von der Bühne aus in die erregte Menge rief:

Non, nous n'oublierons pas! Lorraine, Alsace,  
ô villes,

O chers français, pays sacrés, soyez tranquilles,  
Nous ne tarderons point. Le glaive est prêt déjà  
Que Judith pâle au flanc d'Holopherne plonge.  
Éternel souvenir! Guerre! Guerre! Revanche!

Oder:

Nous reprendrons nos droits, nos terres, nos  
provinces;

Et le vent qu'il fera ce jour-là, rois et princes,  
Allez le demander au moulin de Valmy!  
Oh, je le vois, ce jour splendide! on a dormi,  
On s'éveille; la France est là, redevenue  
Déesse, et son front rit, et son épée est nue;  
Cette fumée en fuite au loin, c'est l'ennemi.<sup>1)</sup>

Diese Revanchedichtung muß notwendig an Monotonie leiden, sie kann nicht so bunt an Einfällen sein wie die Dichtung, die sich an rückschauender Revanche oder an Träumen vom Fluch des deutschen Sieges berauscht. Man mag sie wilder oder zahmer machen, mit mehr oder weniger Schmähungen gegen den Feind salzen, sie allegorisch oder historisch einkleiden, indem man aus der Vergangenheit irgendeinen Rächer seines Volkes heraufbeschwört und in ihm Frankreichs Sehnsucht verkörpert, einen Helden aus der Zeit der Bedrückung Israels zum Beispiel oder, was am nächsten lag, die Jungfrau von Orléans — es dreht sich doch immer alles um dasselbe Thema, zu dem sich keine sehr mannigfachen Variationen erfinden lassen: Ruf nach Rache und prophetischer Hinweis auf den Tag, der sie erfüllen wird.

Coppée wählt einmal als Symbol der Haltung Frankreichs den Löwen von Belfort, der den Ansturm von hundert Schakalen abschüttelte und nun in sich gekauert ein großes Beispiel von stummer Geduld gibt, der aber brüllend aufspringen würde, wenn je im Volk der heilige Haß schwände. Oder er zeigt den elsässischen Soldaten, der nachts an einer

1) «Alsace-et-Lorraine» und Gedicht XXV in Buch V von «Toute la lyre».

alten Kanone vor dem Invalidendom Wache hält und von Heimweh und Schmerz überwältigt, an der Revanche verzweifelnd, weint, bis die Kanone selbst spricht, ihn durch Verheißung des siegreichen Krieges zu trösten. V. Hugo zeigt in einer Frühlingslandschaft eine Frau, die sich über das lyrisch-sentimentale Werben ihres Geliebten erzürnt: als ob jetzt Liebe ein Idyll sein und an etwas anderes denken dürfte als an das vaterländische Ziel:

Je ne veux d'un baiser que s'il crée un  
vengeur!

Daudet läßt drei Raben (es sind der Deutsche Kaiser und die Kaiser von Österreich und Rußland) aasgierig auf einem Schlachtfeld lauern, wo ein schwerwundeter französischer Soldat in Ohnmacht liegt. Schon verteilen sie die Beute, der eine will sein Herz fressen, der andere seine Augen, der dritte seine Zunge. Und da der Soldat sich immer noch nicht rührt, wagen sie sich an ihn. Der Frechste hackt ihn in den Finger. Da aber erwacht der Soldat, richtet sich auf, und krächzend entfliehen die Raben nach Norden. Oder Daudet erzählt die Anekdote vom wackeren Pfarrer von Chemillé, der einen flegelhaften Karrenführer niederhaut, nachdem er vorher Gott gebeten hat, sich in den Faustkampf nicht einzumengen, dem Gegner nicht zu helfen. Und den tieferen Sinn der Anekdote verrät das Stoßgebet am Schluß (wenn Daudet geahnt hätte, daß er nach einem berühmten deutschen Muster betet!): *Bon Dieu de Chemillé, les Français te prient. Tu sais ce que ces gens de là-bas nous ont fait... Maintenant l'heure de la revanche est venue... Pour la prendre, nous n'avons besoin de toi ni de personne, ayant cette fois de bons canons, des boutons à tous les guêtres et le droit de notre côté. Reste donc là bien tranquille à regarder notre*



*bataille et ne sois ni pour ni contre. L'affaire de ces gueux sera vite réglée. Ainsi soit-il!*<sup>1)</sup>

Angenehme Abwechslung in dies Einerlei bringen ein paar Revanche-Zukunftsbilder, die dem trägen Gang der Dinge vorgeifen. Es wäre ja wunderbar, wenn unter den Landsleuten J. Vernes niemand genug Einbildungskraft besessen hätte, um die kommende Revanche nicht bloß im allgemeinen vorauszusagen, sondern auch bis ins Detail hinein auszumalen. Aus der Reihe solcher Revanche-Phantasien sei der Roman von Denay und Tassin «La revanche fantastique» (1873) und besonders das aus dem Anfang der 90er Jahre stammende sechsbändige Romanwerk des französischen Majors Driant hervorgehoben «La guerre de demain», das seinerzeit viel Aufsehen auch außerhalb Frankreichs erregte und das man heute trotz seiner entsetzlichen Länge und Langweiligkeit in manchen Kapiteln mit einer gewissen Spannung liest, weil sich Vergleiche mit unserem Krieg aufdrängen. Selbstverständlich beginnen alle Revanchephantasien damit, daß Deutschland heimtückisch Frankreich überfällt, und endigen mit der vernichtenden Niederlage der Deutschen. Wie diese Grundidee ausgesponnen ist, das wirkt oft belustigend, ohne daß die Verfasser es wollten.

Der Roman von Denay und Tassin (er ist als Schreckenstraum Bismarcks gedacht) verlegt den Krieg ins Jahr 1883 und zeigt Frankreich in ebenso schlimmer Not wie 1870. Paris ist umzingelt, eine neue Katastrophe scheint unabwendbar. Retter aus der Not wird der Erfinder einer lenkbaren Flugmaschine, die durch Bombenwürfe unter den Feinden heillose

Verwirrung und Verwüstung anrichtet. Als der unheimliche Riesenvogel einher-schwebt, zittert sogar Moltke und gesteht: Wir sind verloren! Berge von deutschen Leichen bedecken das Land, auf dem die Überlebenden in zerrütteter Flucht dahinstürmen. Der deutsche Kronprinz will sich töten, Moltke erschießt sich verzweifelt. Die Franzosen treten den Siegesmarsch durch Deutschland an. In Berlin bricht die Revolution aus. Den effektvollen Schluß bildet eine Parade auf dem Champ de Mars in Paris, die der Präsident der französischen Republik und an seiner Seite der Präsident der deutschen Republik neben Präsidenten anderer Republiken abnehmen. An ihnen defilieren vorbei mit der kaiserlichen Familie an der Spitze die deutschen Bundesfürsten, Könige, Kurfürsten, Markgrafen, Pfalzgrafen usw., die dann eins der Wunderluftschiffe besteigen müssen, das sie auf eine ferne Insel in die Verbannung tragen soll.

Ein sehr tätiges und erfolgreiches lenkbares Luftschiff begegnet auch in Driants Romanwerk, dessen einer Teil in der Widmung an das 4. Zuavenregiment den bezeichnenden Satz enthält: *Pour tromper l'attente, je l'ai rêvée, cette guerre sainte où nous vaincrons*. Aber im allgemeinen verdanken die Franzosen ihren Sieg weniger dieser Erfindung als der Tüchtigkeit der Offiziere und Truppen, die auf den Krieg hervorragend vorbereitet sind. Die Mittel des Sieges sind also weniger phantastisch. Es kam dem militärischen Verfasser und Patrioten vor allem darauf an, Vertrauen in der Armee zu wecken, dem Publikum das beruhigende Gefühl einzuflößen, daß am Tag der Revanche anders als im Unglücksjahr 1870 alles prächtig klappen werde. Sein Buch ist eine begeisterte Verherrlichung der französischen Armee und zugleich eine lehrhafte Vorlesung über mo-

[1] Coppée, «Au lion de Belfort» und «Le canon» — V. Hugo, Gedicht XXXV in Buch VI von «Toute la lyre» — Daudet, «Les trois corbeaux» und «Le bon dieu de Chemillé» im Anhang zu «Robert Helmont».

dermes Heerwesen, ein Gemisch von trockenen technischen Einzelheiten und sehr sentimentalem und schwülstigem Pathos.

Wäre der Roman kürzer und von den ermüdenden lehrhaften Abschweifungen entlastet, so hätte er ein Lieblingsbuch der Menge in Frankreich werden müssen. Denn er enthält alles, was ein revanchedurstiges Herz begehren kann. Man meint, in den Bilderbögen von Épinay zu blättern, genau so ungeschickt gezeichnet, so grell koloriert, aber naiv chauvinistisch ist Driants Literatur. Der Leser hat reichlich Gelegenheit, sich über die Greuel der Deutschen zu entrüsten, er sieht sie sengen und morden, Dörfer in Brand stecken, mit Explosionskugeln schießen, Punkte, die von der Rotenkreuzfahne beschützt sind, mit Fleiß zum Ziel nehmen. Er sieht ihre Spione in verschiedenen Masken an der Arbeit, einen als Arzt, einen als Abbé, einen als elsässischen Überläufer, sogar Offiziere, die sich nicht schämen, so ehrlos zu handeln, wie ein französischer Offizier nie handeln würde. Aber er sieht sie auch entlarvt und fürchterlich bestraft. Er sieht die Übermacht der Deutschen, die wieder dicht wie ein Heuschreckenschwarm einfallen. Ab und zu darf er ein klein wenig für sein Vaterland zittern, gerade genug, um nachher doppelt froh aufzuatmen. Denn die Deutschen schießen so schlecht, und ihr Gerät von Krupp ist so erbärmlich. Und dann sind die Franzosen so unüberwindlich, einer kühner und heldenhafter als der andere, die Soldaten wie die Offiziere. Und würdig reihen sich ihnen die Freischärler an, die die Regierung sofort zum Kampf aufgerufen hat: *Déroulède*, der mit seiner Truppe eine ganze feindliche Brigade vernichtet, der Vater *Dodu*, der mit einer Handvoll gleichgesinnter Bauern in zehn Tagen zweihundertvierundsechzig preußische Soldaten und neun Offiziere

zur Strecke bringt, den lothringischen Landpfarrer im Silberhaar nicht zu vergessen, der nach einigem Schwanken sich auch ein Gewehr ausbittet und unter die Preußen hineinpfieft.

Der Tod des Fortkommandanten *Randal*, der von der Trikolore bedeckt, mit pathetischen Reden auf den Lippen seine Seele aushaucht, das Zusammentreffen der Luftschiffer mit den russischen Bundesbrüdern in den Karpathen, die eben die österreichisch-ungarische Armee auf Haupt geschlagen haben, die Seeschlacht vor Kiel, wo die deutsche Flotte von der französisch-dänischen in die Flucht gejagt oder zerstört wird, die Eroberung von Straßburg, wo unbeschreiblicher Jubel den Einmarsch der Franzosen begrüßt, der Einmarsch in Frankfurt, wo ihnen von Bürgermeister und Bürgerschaft ein nicht weniger enthusiastischer Empfang bereitet wird, der Vormarsch in Deutschland, wo die unterdrückten Bundesstaaten sich gegen Preußen empören — es wimmelt so von erquickenden Szenen, daß der Leser aus einer angenehmen Aufregung in die andere taumelt.

Zwei Szenen springen besonders hervor. Bei Neufchâteau findet eine Riesenschlacht statt, in der nach tagelangem blutigem Ringen die verräterisch eingedrungenen deutschen Heere besiegt und an die Grenze zurückgeworfen werden. Gebrochen reitet in der Nacht der Deutsche Kaiser von der Höhe, auf der er den Kampf beobachtet hat, ihm zur Seite sein böser Dämon *Bismarck*, den er wieder in Gnaden aufgenommen hatte. Dann folgt die letzte entscheidende Schlacht vor den Toren von Berlin, in der der Kaiser, da sein Spiel verloren ist, den Soldatentod sucht, eine verzweifelte Attacke reitet und von einem französischen Degen durchbohrt, unter seinen Kriegern fällt. Ein elsässischer Unteroffizier hat ihn getötet, der Finger Gottes! Wenn *Driant* von

Wilhelm II. spricht, klingt wie in seinen Schilderungen der deutschen Heere manchmal etwas wie widerstrebende Bewunderung oder doch Achtung an. Aber wo er anerkennt, tut er es nur, um die Schwierigkeit und Unvergleichlichkeit der französischen Leistung recht deutlich zu machen. Sein Romanwerk bietet eine Reinzucht französischer Eitelkeit, eine Reinzucht des prahlerischen, dünkelfhaft aufgeblähten Patriotismus, wie ihn in Frankreich weite Kreise zur Schau zu tragen lieben.

### V.

Das sind (soweit sich in raschem Überblick ein Begriff davon geben läßt) die Stimmungen, Gefühle, Wünsche, Hoffnungen und Illusionen, die in der Revancheliteratur zum Ausdruck kommen. Im deutschen Leser müssen sie heute, da die französische Sehnsucht nach einem neuen Waffengang mit unserem Volk sich verwirklicht hat, Empfindungen eigener Art auslösen.

Wir brauchen nicht zu verkennen, wieviel Pathos die Haltung Frankreichs, aus der Ferne betrachtet, hat: ein Volk jahrzehntelang in Spannung, von seinen Führern zur Geduld ermahnt und zur Ungeduld angefeuert, immer zum Sprung geduckt in Erwartung des einen Tages. Betrachtet man aber die Literatur, die diese Erwartung verewigen soll, so mischt sich in die erste Empfindung sofort eine andere sehr peinliche: Beschämung darüber, daß ein altes edles Kulturvolk sich in seiner Rachsucht nicht mehr Würde und Größe zu bewahren weiß. Ich will gar nicht von den schlimmsten Entgleisungen der Revancheliteratur reden, von den wahrhaft gassenbübischen Anpöbelungen und den unsäglich abgeschmackten Albernheiten, an denen sie überreich ist und die dem Witz ihrer Schöpfer wenig

Ehre machen. Ihr Niveau steht überhaupt sehr tief. Männlicher Haß ist nur selten aus ihr zu hören. Selten hört man aus ihr den festen, selbstsicheren Ton des Mannes, der Unglück hatte, von einem mächtigen Gegner besiegt wurde und sich auf seine Kraft vertrauend wiederum zum Kampf vorbereitet, um sich noch einmal zu messen. Was vorherrscht, ist ein wüstes Schimpfen, Kreischen, Kläffen, Begeifern, Bespucken, ein hysterischer Veitstanz, unter dessen Wut sich verlogenes Prahlsentum, innere Unruhe, mangelnde Zuversicht, heimliche Angst verbirgt. Daß es nicht bloß obskure Zeilenschreiber oder brave, hirnverbrannte Dichterlinge wie Déroulède sind, sondern die besten Schriftsteller unserer Zeit, die sich in den kindischsten Erfindungen gefallen, die eifrig und oft am lautesten und am giftgeschwollensten mitkläffen, das nimmt der peinlichen Empfindung nichts von ihrer Peinlichkeit. Im Gegenteil!

Nur meine ich, darf man sich über diesen Veitstanz auch nicht zu sehr entrüsten. Wir Deutschen, die wir vor 1870 als Nation vom Schicksal nie verwöhnt wurden, haben Mühe, uns in den Seelenzustand eines von Natur aus sehr leicht erregbaren, sehr impulsiven und von jeher krankhaft eitlen Volkes hineinzudenken, dem seine glorreiche Vergangenheit in den Kopf gestiegen ist und das nun plötzlich ein Sedan, ein Frankfurt erleben muß. Das schmerzliche Erlebnis wird noch schmerzlicher dadurch, daß ein Nachbar es bereitet hat, auf den man seit Jahrhunderten hochmütig herabblickte, den man manchmal rauh, manchmal gnädig bemutternd behandelte, den man sich aber immer als ein minderwertiges, harmloses, ungefährliches Wesen vorstellte. Ein Nachbar, den man nie gefürchtet hatte, an dessen Niederlage bei Kriegsbeginn kaum jemand und vor Kriegsschluß nur wenige zweifelten, ja den viele Franzosen



V. Hugo zum Beispiel, schon im voraus bemitleideten, so gewiß schien ihnen der französische Sieg. Fremde Völker sehen sich gegenseitig nur durch die Brille einer aus Verallgemeinerungen und Fehlschlüssen geborenen Legende. Die Legende, die über Deutschland in Umlauf war, stammte noch aus dem XVIII. Jahrhundert und war von der französischen Romantik weiter gesponnen worden: Deutschland das Land der weltabgewandten Träumer. Zu ihr stand die Wirklichkeit des Krieges in ebenso schroffem Widerspruch wie zur Legende, die Frankreich sich von Frankreich selbst gebildet hat: das erste Volk der Erde, alle in allen Dingen überlegend, unvergleichlich, sieghaft, unüberwindlich. Die Enttäuschung war zu jäh, zu niederschmetternd. Ein innerer Riß blieb zurück.

Es gibt Geisteskrankheiten, bei denen die Patienten sich durchaus normal und vernünftig benehmen, solange nicht eine bestimmte Idee in Frage kommt; dann aber verlieren sie das Gleichgewicht und toben. So das französische Volk seit 1871, sobald es an seine Ostgrenze denkt. Dieses Toben und die Art, wie es sich literarisch äußert, hat Merkwürdigkeiten, die den Psychologen, vielleicht mehr noch den Psychiater interessieren müssen. Wir anderen könnten uns begnügen, über solche Revancheliteratur zu lächeln, nur die Komik des Schauspiels zu genießen, wenn sie nicht (und das ist der Ernst davon) mit geholfen hätte, die unversöhnliche, wahnwitzig gehässige Stimmung gegen Deutschland wach zu erhalten und zu schüren, die heute im Vernichtungskampf gegen uns die Waffen vergiftet.

## Die Wandlung des deutschen Weltgefühls durch den Krieg.

Von Walter Norden.

Schlagen wir einen Atlas auf, und fragen wir uns, welche Art kartographischer Darstellung der Erdoberfläche am besten das Weltempfinden des Deutschen vor dem Kriege zum Ausdruck bringt. Da werden wir zunächst bei den physikalischen Übersichten verweilen. Wie hier Tiefland und Bergland ohne Rücksicht auf politische Grenzen unmerklich je ineinander übergehen, wie die Flüsse durch mehrere Staaten hindurch ihren Lauf nehmen: so bieten diese Karten ein Abbild des weiträumigen Weltgefühls, das dem Deutschen eigen war. Auch eine Weltverkehrskarte erscheint angemessen, um dieses Gefühl zu charakterisieren: mit dem dichten Netz von Eisenbahnlinien, das auf ihr

die Kontinente durchzieht und mit den breiten Bändern von Schiffahrts- und Kabellinien, die hier die Meere und Ozeane umspannen. So schweifte der Blick des Deutschen hinaus über die vaterländischen Grenzen, wie er denn vielfach das Ausland genauer kannte als die Heimat.

Und ähnlich war sein Menschheitsgefühl. Rassen-, Religions-, Sprach- und ähnliche, weitere Gemeinschaften darstellenden Karten werden uns davon ein richtigeres Bild geben als politische. Außerdem fühlte sich noch fast ein jeder, je nach seinen Lebensverhältnissen, mit Arbeitern, Gelehrten, Gebildeten und anderen Schichten aller Länder mehr oder weniger eng verknüpft. Ja, es zog

den Deutschen oft zu dem Fremden hin, weil dieser ein Fremder war, und er vernachlässigte wohl über solchem Verkehr, besonders im Auslande, den mit seinen Landsleuten, was dann so leicht zum völligen Aufgehen in fremden Gemeinwesen führte.

Dazu kommt ein anderes. Es war nicht damit getan, daß der Deutsche gleichsam über Volk und Staat hinweg-sah. Sein Blick reichte auf der anderen Seite nicht bis an die Grenzen dieser Gemeinschaften heran, sondern sein Horizont fiel mit den Grenzen und Schranken engerer Kreise zusammen. In dieser Beziehung würden, um bei unserer kartographischen Symbolik zu bleiben, etwa die Schattierungen eines der deutschen Bundesstaaten, einer Landschaft, des Herrschaftsgebietes einer Reichspartei den wesentlichen Gesichts- und Interessenkreis dieses oder jenes Deutschen vor dem Kriege versinnbildlichen. In ähnlicher Weise verschränkten auch wirtschaftliche, berufliche und andere Sonderinteressen seinen Blick.

Eine solche unter- und überationale Augen- und Interesseneinstellung nun mochte zu anderen Zeiten naturgemäß gewesen sein, etwa im Mittelalter, wo der Mensch einerseits in kleineren Kreisen, andererseits in großen überationalen Gemeinschaften, wie vor allem in den religiösen, seine festesten Wurzeln hatte. So fühlen sich noch heute die Bekenner des Islam über Stammes- und Staatengrenzen hinweg verbunden, so sehr, daß sie sich, gleichwie einst die abendländische Christenheit die Kreuzzüge unternahm, auf den Ruf ihres geistlichen Oberhauptes zur Bekämpfung der ihrer Kulturgemeinschaft feindlichen europäischen Mächte unter dem grünen Banner des Propheten zusammengeschart haben. Sonst aber steht die Kulturwelt heute im Zeichen des

nationalen Staates als derjenigen Gemeinschaft, die ihrerseits über die stärksten Mittel zur Zusammenschweißung der ihr angehörigen Glieder verfügt. Denn der nationale Staat enthält in sich das Volk, das durch gemeinsame Sprache, Sitte, Lebensauffassung, Kultur eine Einheit darstellt, und er ist als Staat die zwingende Zusammenfassung dieses Volkes zur Erfüllung von Zwecken der Gesamtheit, des Gemeinwohls. Wie erklärt es sich dann aber, daß bis zum Ausbruch des Krieges Staat und Volk in dem Weltbilde des Deutschen nicht den ihnen, ihrem Wesen und Wert nach, gebührenden Platz einnahmen? Dadurch, daß er sich in der langen Friedenszeit daran gewöhnt hatte, die Existenz seines, in Wirklichkeit nur zu jungen, nationalen Staates als etwas Selbstverständliches hinzunehmen, als etwas ein für allemal Gegebenes. Er erschien ihm als eine unerschütterliche Basis, von der aus der einzelne sich, sei es in kleineren Kreisen, oder auch in weiteren überationalen Beziehungen ausleben konnte.

Da kam der Krieg. Feinde ringsum bedrohten Deutschlands Existenz. Und wie der Einzelmensch angesichts des Todes zu den tiefsten Einsichten in den Wert des Lebens gelangt, so überkam angesichts der tödlichen Bedrohung eines ganzen Volkes alle seine Glieder die überwältigende Offenbarung von dem unvergleichlichen, einzigartigen Werte der Volks- und Staatsgemeinschaft. Minderwertig, ja zum Teil nichtig erschienen jetzt neben ihr alle jene anderen Beziehungen: kleinlich und beschränkt, soweit sie innerhalb und unterhalb des Staates bestanden hatten, haltlos und in der Luft schwebend, sofern sie über die Volksgrenzen hinausgegriffen hatten. Unter dem ungeheueren Druck von außen her wurde man

plötzlich inne, wie eng man zusammengehörte. Nicht bloß in einem Dritten, in einem Interesse, in einer Idee wußte man sich verbunden, wie bei der Mitgliedschaft in jenen anderen menschlichen Vereinigungen, sondern man fühlte sich schlechthin wesenseins mit seinen Volksgenossen. Eine innere Stimme sagte es allen: wir sind Deutsche, wir sind eins in der Totalität unserer Individualwesenheiten. In manchem Händedruck, ausgetauscht zwischen Unbekannten auf der Straße, in manchem wehmütigen Abschiedsblick, der hinüber- und herüberging zwischen ausziehenden Kriegern und Zurückbleibenden, kam dieses Gefühl des Einsseins rein zum Ausdruck, als etwas Ruhendes gleichsam. Aber freilich, wie es ausgelöst war durch die von allen Seiten drohende Gefahr des Vaterlandes, so setzte es sich sogleich um in einen verzehrenden Drang, sich dem Ganzen zu opfern, in eine fast physisch-schmerzhaft Sehnsucht, sich ganz hinzugeben für die große Sache. Und bald zeugten ungezählte Taten selbstlosen Sichdarbringens aller Art für die Macht des wiedererwachten vaterländischen Gedankens. Legion war die Zahl der Kriegsfreiwilligen, die, ohne daß der Staat sie rief, das Schwert zu seiner Verteidigung ergriffen.

Der Staat — auch diesen lernte der Deutsche jetzt erst recht eigentlich seinem Wesen nach kennen und seinem Werte nach schätzen. Bisher hatte er in ihm eine Zusammenfassung der Volkskräfte für eine Fülle von Einzelzwecken gesehen, die sich nur schwer miteinander in Einklang bringen zu lassen schienen. Besonders mangelte es im Volke an lebendigem Gefühl für die überragende Bedeutung des nationalen Wehrzwecks in seinem Verhältnis zu den übrigen Staatszwecken, für die Not-

wendigkeit der steten Vermehrung der Wehrkraft. Man war, wenn man überhaupt politisierte, zu sehr mit den innerstaatlichen Problemen beschäftigt, das Dasein des Staates betrachtete man, durch die lange Friedensperiode verwöhnt, als etwas Selbstverständliches, Unwiderrufliches. Bis plötzlich drei der mächtigsten Weltvölker diesem Staate ans Leben wollten. Da erkannte, ja erlebte man die Grundbedingungen staatlichen Daseins in der Welt, die Tatsache nämlich, daß der Staat umgeben ist von einem Kreise ihm feindseliger Wesen gleicher Art wie er selber. Man sah ein, daß es nur scheinbar in den sogenannten friedlichen Zeiten anders gewesen war: der Ausbruch des Krieges lehrte vielmehr, daß auch vorher die „latente Feindseligkeit“ der Grundcharakter des Verhältnisses der Staaten zueinander gewesen war. Damit war jener lässigen Anschauung, nach der der Staat gewissermaßen die stabile Grundlage abgab für das Leben seiner Bürger, ein für allemal der Boden entzogen. Erwies sich doch vielmehr die Stellung des Staates in der Welt als eine durchaus labile, schwankende. Nicht unverrückbar wie Ackerstücke, so erkannte man, lagen die Staaten nebeneinander, sondern, wie unter Eisschollen, gab es unter ihnen ein beständiges Drängen, Schieben und Stoßen. Dann aber mußte sich das Verhältnis zwischen dem einzelnen und dem Staate genau umkehren: aus einem Mittel für die vielgestaltigen Zwecke des Individuums und der kleineren Interessenkreise wurde der Staat zum Selbstzweck. Mächtig reckte er sich empor als ein höheres Wesen, das alle Kräfte der ihm Angehörigen in Anspruch nahm, damit Er sein Leben fristen könne, sein Dasein behaupten könne im Kampfe mit Lebewesen von seiner Art. Alles das, was in Friedens-



zeiten das Objekt leidenschaftlicher Auseinandersetzungen der Parteien gebildet hatte: Verfassung, Wirtschaftsleben, Erziehung, soziale Wohlfahrt usw. — als ob das lauter Selbstzwecke gewesen wären —, das trat nun in eine ganz neue Beleuchtung, in das Licht nämlich von Lebensbedingungen des Staates, die sich jetzt bewähren mußten. Man lernte einsehen, weshalb sich alle wahrhaft fruchtbare politische Tätigkeit stets in erster Linie nach den Bedürfnissen der auswärtigen Politik richten muß, da diese die eigentliche Lebensluft des Staates bildet. Und man gewann von hier aus ein ganz neues innerliches Verhältnis zur preußisch-deutschen Geschichte. Fast mit Entdeckerfreude fand man in ihr die Staatsgesinnung wieder, zu der man selber soeben durch den Donnerruf des Schicksals aufs neue erweckt worden war, und man stärkte und stählte den neubelebten Geist der Pflichttreue und Opferfreudigkeit durch die innere Berührung mit dem Genius der Ahnen, mit den Heroen der vaterländischen Geschichte. So findet denn auch die hundertjährige Wiederkehr von Bismarcks Geburtstag ein in der Not der Stunde zum vollen Verständnis des Lebenswerkes seines größten Staatsmannes herangereiftes Geschlecht vor.

Indem so der deutsche Mensch durch den Krieg die richtige Stellung zu seinem Staate, zum Staate überhaupt gewann, eroberte er sich auch ein wurzelechtes Weltgefühl. Zwischen sich und der Welt wird er in Zukunft als bergenden Hort wissen seinen Staat und die lebenspendende Gemeinschaft seiner Volksgenossen. Jenen zu stützen, in diese seine Kräfte überfließen zu lassen, wird er fürderhin als seine Hauptlebensaufgabe betrachten.

Aber mit alledem ist das Staatserle-

ben, das der Krieg für den Deutschen zeitigte, noch nicht erschöpft. Gewiß, in erster Linie lehrte uns der feindliche Angriff unseren Staat als kostbares Instrument der nationalen Selbstbehauptung kennen. Indem wir jedoch unsererseits den Krieg tief hinein in Feindesland trugen, wurde uns die weitere politische Offenbarung zuteil, daß auch Machterweiterung über seine Grenzen hinaus einen Zweck des Staates zu bilden vermag. Im Gegensatz zu den feindlichen Mächten, die seit langem eine Revision der europäischen Karte zu unseren Ungunsten als ihr Lebensinteresse betrachteten, hatten wir uns daran gewöhnt, unsere staatliche Entwicklung in Europa als abgeschlossen zu betrachten. Heute ist uns der, uns noch gestern so fern liegende Gedanke einer unmittelbaren Gebietserweiterung unseres Staates über seine Grenzen hinaus ein ganz vertrauter. Wir wurden inne, daß das Lebewesen höherer Art, als das wir den Staat erfassen lernten, mit anderen Lebewesen nicht nur das Bedürfnis der Erhaltung, sondern auch des natürlichen Wachstums teilt. Nicht freilich so, als ob sich die Ausdehnung unseres staatlichen Machtbereichs nun ausschließlich in Form von Gebietsannexionen vollziehen müßte. Viel wichtiger noch erscheint die weltpolitische Perspektive, die unsere Waffen-gemeinschaft mit unseren Bundesgenossen: mit Österreich-Ungarn und der Türkei uns eröffnet. Ist sie doch auf diese Weise eine Welt für sich geworden, in deren Mitte, an deren Spitze Deutschland der Welt seiner Feinde widersteht. Und es ist keine Frage, daß das Deutsche Reich auch in Zukunft nur im Rahmen einer solchen weltpolitischen Gemeinschaft dem ungeheueren Druck ihm feindlicher anderer Weltmächte ein Gegengewicht zu bieten vermögen

wird.<sup>1)</sup> Zugleich wäre damit eine weite, den alten oder neuen überseeischen Kolonialbesitz an Bedeutung überragende, Sphäre für die Betätigung deutschen Unternehmungsgeistes sowie für die Ausbreitung deutscher Kultur und Volkskraft ausgeschieden und vorbehalten. Schon heute besitzt der Deutsche volles Verständnis auch für eine derartige, weit über seinen engeren Staat hinausgreifende, diesen selber erst recht eigentlich gegen zukünftige Erschütterungen

1) Vortrefflich ausgeführt wird dieser Gedanke von Friedrich Lenz, „Die politischen Voraussetzungen des modernen Krieges“, Deutsche Rundschau, Januar, Februar 1915.

sicherstellende weltpolitische Konstellation. Sie ist es, die er, nächst seinem eigenen Staat und Volk, mit dem neuen Weltgefühl in erster Linie umfaßt, erst jenseits ihrer liegt ihm die übrige Welt und Menschheit. Daß ihm aber der Sinn für diese abhandeln komme, ist bei einem Volke nicht zu besorgen, das sich seiner nationalen Einheit und Eigenart im 18. Jahrhundert zuerst bewußt geworden ist vermittels einer eigenartig-tiefen Erfassung wahren und echten Menschenwesens, wie sie seinen großen Geistesheroen gelang, bei dem also das Nationalgefühl in der Humanität wurzelt.

## Nachrichten und Mitteilungen.

**Das höhere Schulwesen Englands.**<sup>1)</sup> Kühlere Beobachter müssen sich in unseren Tagen wundern, daß die unmäßige Überschätzung englischer Kultur in einem großen Teile unserer Tagespresse im Handumdrehen einer ebenso unmäßigen Unterschätzung Platz gemacht hat; ferner, daß man noch selten versucht hat, die zweifellosen Beweise von krasser Unkenntnis deutscher Verhältnisse, deutscher Kultur, wie sie auch in den gebildeten Kreisen Englands zutage tritt, den unverkennbaren Tiefstand einzelner Wissenszweige, wie er jetzt durch behinderte Einfuhr wichtiger Produkte ans Licht gekommen ist, den mangelnden Idealismus besonders gebildeter Schichten, wie bei der Rekrutierung Englands offenbar wurde, psychologisch zu erklären, d. h. aus der Art des englischen höheren Schulwesens. Nur wenige haben auch nur eine oberfläch-

liche Kenntnis dieser Verhältnisse, aber schon das Vorwiegen der sportlichen Betätigung hat viele veranlaßt, ohne weiteres die englischen Jungen um ihre „bessere“ Erziehung zu beneiden.

Das Ideal des gebildeten und begüterten Engländers ist die Public school, ursprünglich nur in Winchester College, Eton College, Rugby School und Harrow School vertreten; ihrem Muster sind die späteren Schulen nachgebildet. In Eton und Harrow kommt der Sohn jährlich auf 4000—5000 M.; kein Wunder, bezieht doch der Direktor von Harrow einen Jahresgehalt von 120000 M., von Eton gar 160000 M. In welchem Abstand dazu stehen die Gehälter der Lehrer! Ihr Durchschnittsgehalt beträgt 2400 M., ihr Durchschnittshöchstgehalt 4000—5000 M. Eine Familie zu gründen ist den meisten versagt; unter den 63 Lehrern in Eton waren 1912 nur 14 verheiratet.

Nach dem Worte W. Irvings: „The Englishman values everything, whether useful or ornamental, by what it costs“ ist auch der Lehrer entsprechend eingeschätzt. Aber dafür ist auch die wissenschaftliche Befähigung der Lehrer nicht unbedingte Voraussetzung. Nach dem Bericht des Board of Education von 1910/11 haben an 100 Schulen nur 50% der mathematischen Lehrer mathematische Studien gemacht, und von diesen 50% waren nach ihren eigenen An-

1) Quellen: W. H. Wells, English Education (München-Berlin 1910), Leclerc M., L'Éducation des classes moyennes et dirigeantes en Angleterre (Paris 1908<sup>6</sup>); Capitaine W., Das Schulwesen in Großbritannien (Progr. Eschweiler 1909); Findlay, J. J., Zur Entwicklung des höheren Schulwesens Englands (Diss., Leipzig 1894); Riemann, K., Ein halbes Jahr an höheren Schulen Englands (Die neueren Spr. 1914).

gaben nur 40% bis zur höheren Mathematik gekommen! Ein bei uns ganz unmögliches Lehrermaterial.

Education ist das Ziel der höheren Schulen, nicht Wissen, oder, wie Oscar Wilde übertreibend sagt: „If a man is a gentleman, he knows quite enough.“

Die Ergebnislosigkeit des Schulunterrichts hinsichtlich des erzielten Wissens wird von englischen Lehrern selbst ganz offen zugestanden, aber nicht im mindesten bedauert. Was hat der Junge davon, heißt es, wenn er eine große Menge Dinge weiß, die er schnell wieder vergißt und im praktischen Leben nicht braucht? Der nackte Utilitätsstandpunkt auch in Unterrichtsfragen! Daß dabei namentlich der gebildete deutsche Konkurrent den wissenschaftlichen Engländer zurückdrängen mußte, sieht man nicht ein.

Worin bestehen nun die Gründe dieser offen zugestandenen Inferiorität? Zunächst in den Motiven, welche zum höheren Schulbesuch führen. Sehr viele Eltern senden die Jungen nur ein Jahr auf eine Public School „unter Aufbietung aller ihnen zur Verfügung stehenden Mittel, hauptsächlich, damit sie dort möglichst viele Bekanntschaften machen und Beziehungen mit Söhnen reicher und einflußreicher Eltern anknüpfen sollen, die ihnen später im Leben nützlich sein können“ (Baumeister). Eine Umfrage 1908 ergab: Von je 62 Knaben trieben 6 höhere Studien. Nur 8 vollendeten den 4jährigen Kurs (12—16 Jahren); nur 10 blieben 3 Jahre, 13 2 Jahre, 17 1 Jahr. Dem entspricht auch die Äußerung des Franzosen Leclerc: „Wie soll der 'tutor' junge Schlingel, deren Väter so große Angst vor der Überanstrengung ihrer Söhne haben, zum Arbeiten bringen! Der Lehrer läßt seine Zöglinge ungefähr tun, was ihnen beliebt. Man muß Pensionären, die einen jährlichen Reingewinn von etwa 2000 Frs. abwerfen, vieles hingehen lassen... Es ist eine bekannte Tatsache, daß die Lehrer von Eton weder die Unfähigen noch die unverbesserlich Trägen abstoßen. Man hat das Niveau der Studien sinken lassen. Fast alle diese Söhne aus reichen Familien wissen, daß sie es nicht nötig haben zu arbeiten, und sie arbeiten daher nicht.“ Das ist der Fluch der Privatschulen, auf die der Staat als solcher keinen bestimmten Einfluß ausübt. Wir sehen ähnliches in manchen unserer höheren Mädchen-

schulen, wo auch das „Versitzen“ der Jahre die Hauptrolle spielt, das Lernen Nebensache bleibt. Daß auch bei Knabenschulen derlei private Tätigkeit von mancher Seite sehr befürwortet wurde, ist kein Geheimnis.

Aber am meisten schadet dem höheren Schulwesen der ganze Unterrichtsbetrieb.

Vielleicht der berufenste Kenner englischen Schulwesens, M. Sadler, sagt: „Our system fails to make the best of the average boy.“ Die Begabtesten werden von den tutors aufs eifrigste gefördert, sie bilden für die betr. Schule eine besondere Reklame — daher ihre besondere Bevorzugung. Um den Durchschnitt kümmert man sich nicht. Methodische Fragen, Verbesserung der Didaktik, pädagogische Geschicklichkeit kommen nicht in Betracht. „Wer etwas bei uns lernen will, kann das ohne methodischen Unterricht, und gedrillt wird bei uns nicht,“ so hörte Riemann Lehrer und Direktoren sprechen. Dem entspricht die rückständige Strafweise. Neben Schularrest und Auswendiglernen spielt vor allem das seitensweise geistlose Abschreiben die Hauptrolle; als Verschärfung kommt hinzu die Abschrift mit der linken Hand(!), z. B. Reihen seltener geographischer Namen oder chinesischer Wörter. Außerdem tritt der Stock häufig in Tätigkeit. Unter Assistenz von zwei kleineren und einem größeren Schüler vollzieht der Direktor in eigener Person die körperliche Züchtigung. Selbst die höchsten Kreise in England sind überzeugt, „daß die Prügelstrafe mit radikalem Erfolg das Ehrgefühl des Betroffenen wachrüttelt“. Wir sind bekanntlich anderer Ansicht.

Am mißlichsten ist die Darbietung des Stoffes. Geordnete Lehrpläne gibt es nicht; jeder Lehrer behandelt seinen Stoff nach Gutdünken; für manche Fächer gibt es keine Lehrbücher; sind solche benützt, werden zumeist — sogar in der Grammatik — einzelne Abschnitte ohne Plan, je nach Gelegenheit durchgenommen. Ein Heranziehen der ganzen Klasse beim Unterricht, eine allgemeine Aufmerksamkeit der Schüler ist nirgends der Fall. Neuer Stoff wird nicht vorklärt, sondern zum Lernen aufgegeben; der Lehrer beschränkt seine Tätigkeit auf das Abhören. Kein Schüler steht auf, wenn der Lehrer oder der Direktor das Zimmer betritt, auch nicht beim Antworten. Während der Lehrer spricht oder sich mit einem Schüler beschäftigt, zeichnen die anderen, lesen, schneiden Pa-



pier, reden miteinander, ohne zurechtgewiesen zu werden. Findlay äußert sich darüber sehr schonend: „Greift der Direktor fehl, ist er entweder selbst zu mild von Charakter, oder wählt er Hilfslehrer, die der Disziplin nicht gewachsen sind — was wird aus der Schule werden? Aus meiner persönlichen Erfahrung kenne ich Zustände, die bis zu den letzten Jahren in gewissen Schulen bestanden haben und die zweifellos noch in vielen Schulen existieren, die der deutsche Lehrer für unglaublich halten würde; ich schweige jedoch davon, weil ich nicht durch die Erzählung dieser Tatsachen mein Vaterland in den Augen des Fremden herabsetzen will.“ Und Riemann muß aus eigener Erfahrung bestätigen: „Die Interesslosigkeit der Schüler am Unterricht ist wirklich erschreckend, und das Wissen, besonders in den oberen Klassen, unter jedem deutschen Maßstab.“

Das Verhalten der Schüler ist eben rein passiv. So sagt vom Sprachunterricht Riemann: „Die meisten dieser neusprachlichen Lehrer reden und lesen die ganze Stunde, die Schüler bleiben fast nur passiv, keine glatte Übersetzung, kein glattes Vorlesen, geschweige denn einige zusammenhängend gesprochene Sätze werden verlangt; der Lehrer fällt bei jeder kleinen Stockung verbessernd ein, ohne daß der Schüler wiederholt, jedes schwierige Wort beim Lesen oder Übersetzen überläßt der Schüler so seinem Lehrer“. Auch in der Geschichte wird nicht wie bei uns ein zusammenhängender Unterricht der eignen oder fremden Geschichte gegeben, um die Fähigkeit zu eignem Urteil und kausalem Denken zu entwickeln, um die Schüler mit dem inneren Zusammenhang des Völkerlebens, mit den Ursachen und Wirkungen der Tatsachen bekannt zu machen, um fremde und eigene Verhältnisse zu vergleichen, um die Gegenwart aus der Vergangenheit verstehen zu lehren —, sondern einzelne, untereinander gar nicht zusammenhängende Querschnitte werden herausgenommen. So „dozierte“ ein Lehrer (der englischen Geschichte) im 1. term die angelsächsische Zeit, im 2. term die Stuartperiode; der Direktor behandelte im 1. term, Dienstags: die Reformation in Deutschland und England, Freitags: Friedrich der Große; im 2. term, Dienstags: die Französische Revolution, Freitags: die Kreuzzüge und das Papsttum. So wird der geschichtsphilosophische Vortrag der Universität vor-

weggenommen, und die Schüler erfahren niemals den Zusammenhang der Welt- und Nationalgeschichte, außer durch eigene Lektüre. Ein weiteres Hindernis für gedeihliche Unterrichtserfolge bildet der Sport. Wohin die übermäßige Betonung der Körperpflege führt, können uns die englischen Schulen in erschreckender Weise zeigen. Die Eltern sehen in erster Linie darauf, daß die betr. Schule große Fußball- und Kricketfelder, Schießhallen, asphaltierte Tennisplätze, Hallenschwimmbäder u. ä. hat. Die öffentlichen Schulwettkämpfe bilden das wichtigste Ereignis des Jahres: weite Kreise verfolgen sie mit Spannung, die Zeitungen berichten in vielen Spalten darüber. Das schwarze Brett der Schüler ist stets bedeckt mit Sportanzeigen, die Zeitungen werden hauptsächlich wegen der Sporttelegramme gelesen, die Tischgespräche behandeln fast nur Sport. Daß dabei das Studium erheblich leidet, muß sogar Wells, sonst ein begeisterter Verehrer des Schulsports, zugestehen.

Ein viel zitiertes Schlagwort ist noch besonders hervorzuheben: daß der englische Schüler seinen Lehrer nicht betrügt, wie es bei uns bei Probearbeiten so oft beklagt wird (Abschreiben u. ä.). Gewiß, das wird von allen Beobachtern übereinstimmend betont. Aber man vergißt dabei, daß die meisten Schüler es gar nicht nötig haben, sich bessere Noten oder marks zu verdienen. Bei dem ganzen Unterrichtsbetrieb sind bessere marks nur ein Sportvorteil; ein Nachteil hinsichtlich der Versetzung (oder gar Berechtigung) wie bei uns erwächst niemandem; daher ist auch „die Disziplin bei schriftlichen Arbeiten ebenso nachlässig wie beim sonstigen Unterricht“ (Riemann); es handelt sich ja nur um einen sportlichen Rekord, bei dem die Mitspieler selbst für Gleichheit der Bedingungen sorgen. Ein wirklich geschickter Lehrer kann auch bei uns — namentlich in unteren und mittleren Klassen — einen Wettbewerb im Können und Wissen herbeiführen.

Andrerseits erreichen die Knaben in England, die „eine wissenschaftliche Universitäts-erziehung wünschen, das erforderliche positive Wissen meistens nur durch den allerverwerflichsten Examendrill“ (Riemann); für die meistbegehrten Examina, das Londoner Matrikulationsexamen und die Offiziersprüfung, werden die betreffenden Schüler besonders eingepaukt.

Wenn wir die englischen Schulverhält-

nisse unbefangen betrachten, wie sie sind, so müssen wir dem Urteil Viscount Haldanes beipflichten, daß wir einen gewaltigen Vorsprung in unsrer Schulorganisation haben. Deutschland ist tatsächlich „das klassische Land der Schulen und Kasernen“, was Victor Cousin von Preußen gerühmt haben soll. Wie die Kasernen unser Volk zur bewundernswerten Wehr herangebildet haben, das sieht das Ausland teils mit unverhohlener Achtung, teils mit verbissenem Ingrim.

Und wenn Oskar Peschel 1866 sagte, der preußische Schulmeister habe die Schlacht bei Sadowa gewonnen, so gilt das jetzt vom deutschen Schulmeister in noch höherem Grade. Während in England die „gebilde-

ten“ Kreise ihren Sport weiterpflegen, ohne der Werbetrommel Kitcheners zu folgen, haben sich bei uns Tausende von Ober- und Unterprimanern zu der schimmernden Wehr gedrängt, haben Hunderte von dem Landsturm erwachsenen Lehrern sich in den Dienst des Vaterlandes gestellt, ganz abgesehen von den wehrpflichtigen Lehrern, die sich schon zu Hunderten das Eiserne Kreuz verdienten. Und unsere Disziplin, unsere Organisation, unsere Verwertung aller technischen Errungenschaften entspringt nicht zuletzt dem Geiste unsrer Schule.

München.      Eduard Stemplinger.

---

Für die Schriftleitung verantwortlich: Professor Dr. Max Cornicelius, Berlin W 30, Luitpoldstraße 4  
Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

# INTERNATIONALE MONATSSCHRIFT FÜR WISSENSCHAFT KUNST UND TECHNIK

9. JAHRGANG

HEFT 10

1. MAI 1915

## Orient und Okzident.

Vortrag, gehalten in Potsdam, 13. April 1915.

Von Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff.

Wir leben jetzt so sehr der Gegenwart, dem Augenblicke, wie wir es kaum für möglich gehalten hätten. Mit leidenschaftlicher Spannung horchen wir auf jede neue Kunde, und schwerlich wird jemand behaupten, daß er sich niemals von einem leeren Gerüchte hätte täuschen lassen. Wir leben auch der Zukunft; unsere Zuversicht kann sich nur dadurch aufrecht halten, daß sie sich Wunschbilder zukünftigen friedlichen Glückes erschafft. Wir wissen, daß der Moment Ereignisse bringen kann, die über alles, was uns teuer ist, nicht nur für jetzt entscheiden, sondern in unabsehbare Zukunft fortwirken. Wir wissen, daß jetzt Weltgeschichte gemacht wird. Da verbleicht die Vergangenheit; selbst was uns vor Jahresfrist noch groß vorkam, wie der Krieg von 1870, schrumpft zusammen, verblaßt und scheint in die Nebel der Vergessenheit zu versinken: unser Auge aber ist dem Kommenden zugewandt. Und doch muß den Nachdenklichen gerade die weltgeschichtliche Bedeutung der Gegenwart dazu führen, rückschauend die Geschichte zu betrachten, aus deren großen Zügen er, wenn überhaupt, allein Schlüsse auf die kommende Weltentwicklung machen darf.

Wer nicht von dreitausend Jahren  
sich weiß Rechenschaft zu geben,  
bleib' im Dunkeln unerfahren,  
mag von Tag zu Tage leben.

Dies Goethesche Wort vor Augen, halte ich es nicht für unzeitgemäß, Ihnen eine weltgeschichtliche Betrachtung vorzuführen.

Wann ist die Menschheit so weit gekommen, den Gedanken einer Weltgeschichte zu fassen, zu begreifen, daß nicht blinder Zufall die Ereignisse von Tag zu Tage aneinanderreihet, sondern Sinn und Zusammenhang in ihnen ist und Ursache und Wirkung weiter reichen als für die nächste zeitliche Berührung? Das ist erst geschehen, als Europa in der Weltgeschichte eine Rolle zu spielen beginnt, obwohl Asien schon seit Jahrtausenden über den vegetativen Zustand hinaus war, in dem die afrikanischen Völker immer stehen geblieben sind, und das Gedächtnis der Vergangenheit bewahrte. Auch hier ist das Griechentum entscheidend, in dem die Fähigkeit zu wissenschaftlichem Denken sich mit der Fähigkeit zu beobachten und zu kombinieren vereinigt. Sie hatten das an der Naturwissenschaft gelernt und von dieser aus zu philosophieren begonnen. Damit sie auch die Geschichte von allgemeinem Gesichtspunkte aus betrachteten, mußten freilich große politische Erfahrungen hinzukommen. Die Bedeutung der Geschichte, die sie erlebten, offenbarte ihnen den weltgeschichtlichen Zusammenhang auch in der Vergangenheit.

Es ist Herodot, der um dieser allgemeinen Gedanken willen den Namen eines Vaters der Geschichte verdient. Ihm stellt sich die Geschichte, soweit er sie rückschauend übersieht, als ein dauernder Kampf zwischen Asien und Europa,



Orient und Okzident dar. Er hatte im Orient ein ungeheures Reich vor Augen, als dessen Untertan er noch selbst geboren war. Er hatte es bereist und stand unter dem Eindrucke der alten überreichen Kultur von Babylon und Memphis, verkannte auch nicht, wie vieles die Griechen ihr verdankten. Aber als Kind hatte er erlebt, daß Asiens Macht, die schon die nördliche Balkanhalbinsel in ihren Besitz gebracht hatte, von den europäischen Hellenen zurückgeworfen ward und die Herrschaft über die asiatischen Hellenen verlor. Nun war ein attisches Reich erstanden, und Herodot und seine Zeit glaubten an seine Überlegenheit, weil sie in dem Gegensatze zwischen Asien und Europa den Gegensatz von Knechtschaft und Freiheit sahen. Es war auch nicht seine besondere Einsicht, die den Herodot vor seinen Zeitgenossen ausgezeichnet hätte; er gab vielmehr die verbreitete Empfindung wieder, die den Gegensatz der Gegenwart in die alten epischen Überlieferungen naiv hineintrug. Wahrhaft geistreich aber war ein Arzt seiner Zeit, der in dem Festlandsklima Asiens den Grund des physischen und psychischen Unterschiedes der Asiaten von den Europäern fand.

Hundert Jahre nach Herodot machte sich Alexander zum Herrn Asiens und erbte den Anspruch auf die Weltherrschaft von den Persern. Seine Absicht war die Versöhnung des Gegensatzes; er wollte die Perser am Regimente der Welt innerhalb seines Reiches teilnehmen lassen. Wir besitzen noch ein Gedicht, das, trotzdem daß Alexanders Nachfolger diese Politik aufgegeben hatten, die durch ihn erreichte Auflösung des Gegensatzes verherrlichen will, der bis dahin die Weltgeschichte beherrscht hätte. Dann verklingen die herodoteischen Gedanken.

An ihre Stelle tritt eine Anschauung, die aus dem Oriente stammt. Dort hatte

sich schon in nebelhafter Vorzeit ein Reich gebildet, das viele verschiedene Stämme und Völker der Freiheit und Selbständigkeit so sehr entwöhnt hatte, daß sie nie wieder mehr als Untertanen geworden sind, so oft auch das Herrenvolk wechselte. Schon die Könige Babylons hatten sich einen Titel gegeben, der auf Weltherrschaft deutete. Ihre Nachfolger erbten mit der Würde den Anreiz, die Welt zu erobern, und manche Assyrier und erst recht die großen Perserkönige haben dazu den energischen Versuch gemacht. Von ihnen übernahm Alexander die Herrschaft und war gesonnen, die Welt wirklich zu erobern. Wenn sein Reich auch mit seinem Tode die Einheit verlor, so änderte das nichts daran, daß nun die Makedonen oder Griechen das Herrenvolk waren, berechtigt die Welt zu beherrschen. Danach richtete sich die Anschauung von einer Weltgeschichte. Sie erschien als eine Folge von weltbeherrschenden Völkern, Assyriern (die mit den Babyloniern zusammengeworfen wurden), Medern, Persern, Griechen. Als diese von den Römern abgelöst wurden, paßte das ganz zu dem Schema, und nie ist die Herrschaft eines Volkes über die Welt der Verwirklichung so nahe gekommen, wie unter den römischen Kaisern. Das hat ungeheure Folgen gehabt bis auf diesen Tag. Denn das Christentum hat die Forderung, die Religion der Welt werden zu sollen, ja nur darum erhoben, weil die Menschheit sich bereits als Einheit zu fühlen gelernt hatte; mit dem Anspruch auf alleinige Wahrheit war das noch nicht notwendig gegeben, und in der alten Christenheit hat man sogar von vier Völkern, Barbaren, Juden, Griechen und Christen geredet. Damals glaubte man das Ende der Welt nahe, also keineswegs an die Bekehrung der Menschheit. Das änderte sich, als die Welt trotz allen Prophezeiungen fortbestand. In Rom aber ward

die Kirche selbst eine Weltmacht, Erbin der Cäsaren. Am Weihnachtsfeste 800 verlieh sie dem Frankenkönige Karl die Kaiserwürde und damit Anrecht auf eine weltliche Weltherrschaft unter ihr. In der Form hat das heilige römische Reich diesen Anspruch nicht aufgegeben, und als es sich in nichts auflöste, hat Napoleon, der tatsächlich die Bahnen Alexanders und Cäsars beschritt, seinen Sohn, der legitimer Weltherrscher werden sollte, König von Rom genannt. In der Phantasie unserer Feinde soll nun unser Kaiser von gleichen Plänen träumen.

Nicht minder stark ist die Nachwirkung jener griechisch-orientalischen Geschichtskonstruktion von der Abfolge der weltbeherrschenden Völker auf die allgemeine Vorstellung. Assyrier, Meder, Perser, Griechen, Römer, Deutsche: so habe ich als Knabe Weltgeschichte gelernt; vermutlich lernten sie die englischen Knaben ebenso, nur daß da die Briten für die Deutschen eintraten. Es mußte so kommen, weil die Grundlage der Weltgeschichte aus dem Altertum überliefert war und auf ihr weitergebaut ward. Das maßgebende Buch, maßgebend auch für die Menge der Lehrenden und Lernenden, die es nie gesehen hatten und gar von seiner Existenz nichts wußten, war die Chronik des heiligen Hieronymus, eine Übersetzung aus dem Griechischen des Eusebius, des ersten und letzten wirklichen Gelehrten, den die alte Kirche hervorgebracht hat. Für ihn war jene Abfolge der Reiche besonders auch darum maßgebend, weil er sie in einem Buche wiederfand, das noch in die jüdische Bibel geraten war, also für Offenbarung galt, das seltsame Buch Daniel, in Wahrheit eine politische Tendenzschrift, verfaßt um das Jahr 168 v. Chr., bestimmt, die Juden in ihrem Aufstande gegen König Antiochos aufzustacheln. Daher hat der Verfasser die Maske eines

alten Propheten aufgesetzt und konnte demnach über die Vergangenheit lauter erfüllte Orakel geben. Seine Unwissenheit war stark; aber die großen Züge, die Folge der Reiche, entnahm er der herrschenden griechischen Konstruktion. Jüdisch sind erst die Zukunftsbilder. Die Juden besaßen ja aus der Zeit ihrer nationalen Selbständigkeit eine geschichtliche Überlieferung von allerhöchstem Werte, eine Lokalchronik. Aber die Selbständigkeit hatten sie seit Jahrhunderten verloren, eine kirchliche Organisation war an ihre Stelle getreten, und die Hoffnung auf Herstellung der nationalen Freiheit erschien daher immer unter der Form, daß der Gott von Jerusalem, der ja ein Lokalgott war, über die andern Götter siegen sollte. So sind die Zukunftsbilder immer eschatologisch, Bilder eines Weltendes, auch wenn sie ganz konkrete irdische Hoffnungen im Auge haben. Eben darum lassen sich die Prophezeiungen des Daniel und der Johannesapokalypse bequem in jede Zukunft schieben. Kein Zweifel, daß gegenwärtig naive Gemüter in den altjüdischen Phantasmen Aufklärung über den Weltkrieg und seine Folgen suchen und dann auch finden.

Das wird uns nicht berücken; aber in einer Umbildung kann die Idee des Weltreiches immer noch die Menschen blenden; wir müssen alle auf der Hut sein, daß sie uns nicht verführe. Nur zu oft wird die Weltgeschichte gezwungen auszusagen, daß die Völker sich als Träger der Weltkultur ablösen. Man spricht denen eine Zukunft ab, die bereits einmal eine Führerrolle gespielt haben, und erwartet sie von den anderen. Man läßt sich dadurch nicht beirren, daß die Kelten ihren Herrschaftstag unwiederbringlich verpaßt haben, Italiker und Italiener aber dasselbe Volk sind und doch nicht nur einen gehabt haben. Vor allem: den Orient rechnet man nicht mit; die Be-

trachtung ist ganz einseitig europäisch orientiert. Dabei lehrt doch die Kultur Europas unwidersprechlich, mindestens seit es Romanen und Germanen nebeneinander gibt, daß ihre Kraft auf dem Zusammenwirken vieler selbständiger Völker beruht, die einander ergänzen. Die Tyrannis jedes einzelnen von ihnen müßte notwendig das Absterben der Kultur zur Folge haben, ganz wie sie im römischen Weltreich abgestorben ist. Wenn wir darauf hoffen, daß der Tag der Deutschen angebrochen sei, so sehen darin nur kurzsichtige und engherzige Chauvinisten die Verdrängung der andern: wir schätzen unser Volk höher ein und trauen ihm zu, daß es den Weltfrieden sichern soll, damit die Volksindividualitäten sich nebeneinander frei entfalten können zum Heile aller.

Ich habe diese Gedankenreihe eigentlich darum vorgeführt, weil ich im Gegensatz zu ihr auf die echt hellenische Vorstellung von dem Kampfe zwischen Orient und Okzident zurückgreifen will. Der alte Herodot kann die Genugtuung haben, daß wir den Kampf zwischen Asien und Europa noch weiter hinauf verfolgen können als er. Durch die Entdeckungen des letzten Menschenalters ist immer klarer hervorgetreten, daß bis zur Mitte des zweiten vorchristlichen Jahrtausends der Orient das Übergewicht hatte. Mindestens die Küsten und Inseln des Ägäischen Meeres und der Süden der Balkanhalbinsel war von einem kleinasiatischen Volke in Besitz genommen, und dessen Kultur drang, doch wohl auf eigenen Schiffen, noch sehr viel weiter westlich, vielleicht auch seine Einwanderung. Wir nennen dies Volk Karer oder Chetiter, die in engerem Sinne nur selbständige Teile davon sind, wenn es überhaupt zutrifft, daß sie zusammengehören. Diese Chetiter sind zwar selbst in ihrer kleinasiatischen Heimat von Semiten und In-

dogermanen völlig aufgesogen, aber aus den Monumenten können wir uns doch eine Vorstellung von ihren Besonderheiten machen und dürfen hoffen, daß die Entzifferung ihrer Schrift sie uns einmal so weit bekannt machen wird wie die alten Bewohner Mesopotamiens. Sie besaßen nämlich eine Schrift, vielleicht mehrere Arten, verschieden von den uralten Schriftzeichen der Ägypter und Babylonier. Falls wir durch die Schrift einmal die Sprache kennen lernen, wird sich vermutlich herausstellen, daß nicht wenige Lehnwörter der verschollenen Sprache im Griechischen und auch Semitischen dauern, mittelbar bis auf diesen Tag: von dem Worte Kammer gilt das zum Beispiel, ich denke auch vom Worte Wein. Es dauert auch anderes. Der Doppeladler in den Wappen von Österreich und Rußland ist ein Symbol, das in der Kunst der Chetiter begegnet; niemand weiß, was es bedeutet. Kaum läßt sich bezweifeln, daß sie es gewesen sind, die Weinstock, Ölbaum und Feige nach Europa gebracht haben, also die Früchte, auf denen der spezifische Charakter des südeuropäischen Lebens beruht, und die in weit höherem Grade als der Ackerbau seßhaftes friedliches Leben zur Voraussetzung haben.

Seit der Mitte des zweiten Jahrtausends beginnt der Rückschlag. Die Indogermanen, Hellenen und Italiker, besetzen die Halbinseln, in denen sie selbst sich später eingeboren glaubten. Nach Kleinasien wandern die Phryger ein, die in den Armeniern dauern; um das Jahr 1000 dringen auch die Griechen zu den asiatischen Küsten hinüber. Die Einwanderung der Arier, die dann zu Persern und Indern geworden sind, muß schon früher erfolgt sein; sie ging nicht über den Bosporus, sondern durch die Tore Asiens zwischen Kaukasus und Kaspiischem Meere, in der Landschaft, die nach



einem Satrapen Alexanders noch heute Atropatene, Aserbeidschan heißt; von dort waren die Russen jetzt in Persien eingedrungen und sind eben aus Täbris vertrieben.

Die Indogermanen standen bei ihrer Einwanderung auf keiner höheren Kulturstufe als fünfzehnhundert Jahre später die Kimbern, waren also ganz auf die Befruchtung durch die Bevölkerung angewiesen, die sie unterwarfen, aufsogen oder ausrotteten. Die Erinnerung an die ältere Kultur dauert im Epos, aber der Rassenunterschied ist so ziemlich vergessen. Sehr bezeichnend, daß die Einwanderer noch nicht fähig waren, die Schrift zu übernehmen. Das haben sie erst mit den phönikischen Buchstaben getan, nicht so gar viel später, als diese erfunden wurden (gegen Ende des zweiten Jahrtausends), und sie haben sie sofort durch die Verwendung von Vokalzeichen zu der Vollkommenheit gebracht, in der sie nun von allen Europäern angewandt werden, leider wieder in verschiedene Abarten gespalten. Es wird wohl gut sein, darauf hinzuweisen, daß die Erfindung der Schrift das große aber auch einzige Verdienst der Phönikier um die Weltkultur ist. Ihre Fahrten in die Nord- oder Ostsee, Erfindung des Glases oder der Münze und was Halbbildung und Dilettantismus ihnen sonst immer noch nachrühmen, ist längst von der Wissenschaft erledigt.

In den wenigen Jahrhunderten, die zwischen der Übernahme der Schrift und der universalen Wissenschaft des Aristoteles liegen, haben die Hellenen das Europäertum geschaffen, das sich dem asiatischen Wesen überlegen fühlen darf. Alexander erhob es zur Herrschaft. Es folgte eine Periode, in der sich unter europäischer Herrschaft Orient und Okzident durchdringen und mischen; langsam aber stetig erhält der Orient das Übergewicht,

erst auf seinem eignen Boden, dann westwärts vordringend. Zwar die Kraft, die politische Freiheit zurückzugewinnen, haben nur die indogermanischen Völker. Die Inder waren gar nicht wirklich unterworfen; sie lassen wir bei Seite. Die Iranier aber rafften sich auf, als der Plan Alexanders aufgegeben war, sie an der Regierung teilnehmen zu lassen. Nach 80 Jahren haben sie einen neuen Staat gegründet, nach weiteren 100 Jahren gehört ihnen sogar das Zweistromland. Was ihnen die Kraft gab, war ihre Religion, die zugleich national war und doch eine der Religionen, wie sie nur Asien hervorgebracht hat, gegründet auf die Offenbarung in einem geheiligten Buche, also mit dem Anspruche auf absolute, allverbindliche Wahrheit. Zu dem Hellenentume, dessen religiöse Entwicklung in der Philosophie gipfelte, also auf die individuelle Freiheit und die Autarkie der menschlichen Vernunft und des menschlichen Willens hinstrebte, und demgemäß die Religion in Verbindung mit der Wissenschaft hielt, steht die Sinnesart der Asiaten und ihrer Religion in einem Gegensatz, der sich nie ganz überbrücken läßt. Die Wissenschaft ist dem Orientalen nie vollkommen aufgegangen; die Religion des Orients dagegen mußte die Seelen der vielen gewinnen, die es nicht vermögen, sich einen individuellen Glauben selbst zu erarbeiten. Die hellenische Duldung, die Anerkennung auch der fremden Götter leistete dem Vorschub, zumal der Respekt der Griechen vor der älteren Kultur von Babylonien und Ägypten hinzukam und sich unberechtigt auf die dortige Priesterweisheit übertrug. Und die alt-hellenischen Kulte verloren, losgelöst von dem Boden, der sie erzeugt hatte, ihre Kraft. Wir sehen die griechischen Kolonisten in den ägyptischen Dörfern ruhig den Ortsgöttern huldigen, und schon

frühe Gräber in Alexandrien zeigen die Übernahme ägyptischer Vorstellungen. Isis und Osiris finden auch auf altem hellenischen Boden Verehrung. Ein Hauptplatz des Welthandels wie Delos füllt sich mit den Altären von Göttern aus aller Welt. Ähnliches zeigt sich in höheren Regionen. Der Gründer der stoischen Philosophie ist ein hellenisierter Semit; er bringt in das Hellenentum den seinem Wesen feindlichen Determinismus; zugleich verliert die Philosophie den Zusammenhang mit der Naturforschung, aus der sie doch hervorgegangen war. Auf der Sternwarte von Babylon hatten die Priester seit Jahrhunderten den Himmel beobachtet; jetzt gesellten sich ihnen griechische Astronomen und nutzten die wertvollen Überlieferungen. Von hier aus ist der letzte große Versuch unternommen, das heliozentrische System zur Anerkennung zu bringen. Aber er scheiterte; dagegen nur zu bereitwillige Aufnahme fand die chaldäische Astrologie. In ein System scheint sie zuerst in Ägypten gebracht zu sein, bezeichnenderweise so, daß der Name eines uralten Königs Nechepso vorgeschoben ward, der diese Offenbarung den Menschen mitgeteilt hätte. Die Astrologie wirkt dadurch so entsittlichend, daß sie dem Menschen die Verantwortung für sein Handeln durch den nacktesten Determinismus nimmt und ihm zugleich die Möglichkeit vortäuscht, die Zukunft zu erkennen. Sie ist immer ein recht orientalisches Gewächs geblieben, wenn sie auch Wallenstein und manche Großen seiner Zeit betörte. Am türkischen und chinesischen Hofe (denn bis dorthin ist die Weisheit Nechepsos gedrungen) ist der Astrolog bis in die Gegenwart eine einflußreiche Person geblieben. In Konstantinopel hörte ich vor 10 Jahren, daß Abdul Hamid auf die Warnungen des Astrologen hin verbot, ein fertig gebautes Haus, ich dachte für die von

Deutschen geleitete medizinische Schule, in Gebrauch zu nehmen. Wir wollen aber nicht vergessen: wir nennen die Wochentage nach den Planetengöttern; die Kirche des Westens hat das geduldet, weil hier die Astrologie ungefährlich war: die des Ostens hat die Namen der Wochentage geändert. Wenn wir nun sehen, daß die ernsthaftesten hellenistischen Forscher im 2. Jahrhundert v. Chr. der Astrologie nicht widerstehen, so ist das ein erschreckendes Zeichen für das Eindringen des orientalischen Geistes. Das läßt sich auch in dem letzten wirklich alle Reiche des Geistes und der Natur umspannenden Systeme aufzeigen, das der syrische Grieche Poseidonios zur Zeit Ciceros aufrichtete, namentlich in der ganz persönlichen Fassung der weltbeherrschenden Gottheit und in der Inbrunst der persönlichen Hingebung des Menschen an diesen einigen Gott, allerdings dem edelsten Kerne der asiatischen Religiosität.

Ich beschränke mich auf diese eine, wichtigste Seite des Kulturlebens: könnte ich Ihnen den Grabbau der Fürsten von Kommagene vorführen, den Humann und Puchstein auf dem Nemrud Dagh im nördlichen Syrien entdeckt haben, seine Skulpturen und Inschriften, oder die Gedichte aus dem Serapisheiligtum von Delos und dem Isistempe von Andros oder die Epigramme des Meleagros aus Gadara in Palästina, so würde sich dasselbe Bild von andern Seiten ergeben. Vollends in Ägypten zeigen zahlreiche Dokumente das Erstarken des nationalen Elementes.<sup>1</sup> Aber alles hat noch griechische Formen, und wie sehr selbst das durch seine nationale Religion gestärkte Judentum der griechischen Einwirkung unterlag, zeigt der Teil seiner Literatur, der eben darum aus der jüdischen Bibel ausgeschlossen ist; einzelnes, wie eben der Daniel, aber auch der sog. Prediger Salomo, hat sich dort eingeschlichen.

Paulus hat trotz seiner pharisäischen Erziehung nur die griechische Bibel in den Händen und im Kopfe gehabt.

Kaiser Augustus hat dies griechisch-orientalische Wesen zurückgedämmt, aber doch nur für den Teil des Reiches, der lateinisch sprach. Auch das Griechentum seiner Zeit besann sich auf sich selbst und suchte das Fremde auszuschneiden, kam aber über Äußerliches nicht weit hinaus. Und alles hielt nicht vor. Hadrian gibt die wichtigsten Grundzüge der augusteischen Nationalpolitik auf. Da flutet das Orientalische auch in den Westen hinüber. Das gilt von der Einwanderung freier und noch mehr unfreier Orientalen in Rom und nicht nur da; im Rhonetale und weiter in Gallien findet man sie. Doch verfolge ich wieder nur den Einbruch der Götter und der Religionen. In dem römischen Heere an der Grenze gegen Germanien hat der Iuppiter Dolichenus viel Verehrung gefunden: er ist ein altchettischer Gott. S. Maria sopra Minerva steht neben einem riesigen Heiligtum der ägyptischen Götter, eines der syrischen ist jüngst in Trastevere entdeckt. Wenn die Leiche eines konsekrierten Kaisers verbrannt wird, wird ein Adler aus dem Scheiterhaufen freigelassen, und er trägt die Seele gen Himmel: das ist syrischer Brauch und Glaube. Die severische Dynastie führt geradezu zu einer syrischen Herrschaft. Ein Fetisch aus Emesa zog unter seinem Priester Elagabal auf dem Kapitol ein. Aurelian baute dem Sol invictus einen Riesentempel; seinen Festtag hat die christliche Kirche als Weihnachtsfest übernommen. Dieser Sonnenkult ist wirklich zu einer Religion geworden, die auch für philosophisch Gebildete galt, also sich mit griechischen Gedanken durchsetzt hatte, so daß sie es gewesen ist, mit der Kaiser Julian den Glauben der Väter, Homer und Platon aufrechtzuhalten wähnte. Der per-

sische Mithras mit seinen Mysterien hat zwar eine Gemeinde von Geweihten der verschiedenen Grade fast in allen Provinzen gewonnen; aber es ist Übertreibung, wenn man wohl hört, daß diese allzu barbarische Religion die Erbschaft des Hellenen- und Römertums hätte antreten können. Nur in der hellenischen Umschmelzung des Judentums, wie sie die christliche Kirche vollzogen hatte, lebten von allem anderen abgesehen die sittlichen Kräfte, deren alle die anderen Erlösungsreligionen entbehrten. Orientalisierung bringt es freilich auch; hat es doch das heilige Buch der Juden übernommen. Constantin besiegelt sie, indem er das Zentrum des Reiches nach seiner Stadt an den Bosphorus verlegt und die orientalische Despotie mit allen ihren äußeren Insignien durchführt, die er von dem König der Könige, dem persischen Schah, übernimmt. Die Scheidung in Ost- und Westrom war dabei doch schon entschieden, die Vereinigung beider Hälften nur noch für Episoden möglich. Diese Scheidung hat die Grenzen zwischen Asien und Europa auf anderthalb Jahrtausende verrückt. Europa umfaßt nur den lateinischen Westen. Ich weiß nicht, ob heute, jedenfalls vor 40 Jahren rechnete sich der Grieche nicht zu Europa, und der muhammedanische Bosniake tat es erst recht nicht. Sehr zu beherzigen ist, daß der Schnitt durch die Christenheit geht, und demgemäß durch die slavische Rasse. Daraus ist zu lernen, daß weder Rasse noch Religion allein entscheiden. Die Ostslaven, die ihr orthodoxes Christentum von Konstantinopel erhalten haben, sind damit nach der asiatischen oder doch halbasiatischen Seite hinübergezogen. Diese Kirche hat zwar in Verbindung mit dem halb unbewußten Stolz auf die hellenische Kultur sich als eine ungemein starke erhaltende Kraft erwiesen, und so hat Konstantinopel den Arabern stand-



gehalten; allein wie die orthodoxe Lehre seit den Tagen Justinians dieselbe geblieben ist, hat sie weder zu Hause noch bei den bekehrten Slaven, den slavisierten Bulgaren und den Dakoromanen geistiges Leben oder Kultur zu erzeugen gewußt. Von da her muß man die Kirche Roms ansehen, um die mächtige geistige Triebkraft zu würdigen, die von den Tagen Augustins ab bis heute in ihr ist; sie hat dem Okzident das wenn auch verkümmerte Erbe der hellenischen Kultur erhalten und auch die Fähigkeit geweckt, den Zugang zu dem echten Hellenentum zu finden.

Freilich, damit Europas geistige und politische Freiheit nicht von der orientalischen Despotie erwürgt und von den Dünsten orientalischer Mystik nicht erstickt würde, dazu war es nötig, daß ein frisches Volk aus dem Norden auf die Bühne der Geschichte hervorkam. Die Germanen wirken auf Ostrom nur zerstörend, als Vorläufer der Slaven und Bulgaren. Nur auf romanisiertem Boden und dann im Anschluß an das, was dort erhalten war, bildet sich durch die Germanen das neue Europa. Es hat seine Stärke darin, daß eine Anzahl romanischer und germanischer Volksindividualitäten nebeneinander erstehen, zusammengehalten durch die übergeordnete römische Kirche, also auch durch einen gemeinsamen Schatz von Sitten, Rechtsanschauungen, Idealen, auch von Vorurteilen. Es ist eine Welt, voll von aufstrebender Kraft, selbstbewußt und selbstzufrieden; sie ist sich dessen nicht bewußt, aber sie muß doch eine ganz ähnliche und auch ähnlich lange Zeit der inneren Entwicklung durchmachen wie die Hellenen von ihrer Einwanderung bis zur Entfaltung ihres eigentlichen Wesens, zur Reife für die individuelle Freiheit, auch in der Segung des Lebenszieles: wir nennen diese Epoche für das neuere Europa Renaissance.

Ganz entsprechend dem, wie Europa

sich auf sich selbst besinnt, indem es die Germanen in das Feld führt, hat das der Orient getan, indem das vom Hellenismus und Römertum unberührte Arabien den Propheten erzeugte, der den Semiten zugleich eine Religion und einen Staat schuf, der ihrem innersten Wesen voll entspricht. Rasch schlagen sich die Gebiete des orientalischen Reiches, auch die Indogermanen Persiens, auf diese Seite; das Christentum hat zu viel Europäisches aufgenommen, als daß es sich auf semitischem Boden halten könnte. Ägypten, Nordafrika, Spanien, selbst Sizilien werden gewonnen, Frankreich erwehrt sich des Einbruchs nur mit Anstrengung. Das Mittelmeer wird arabisch. Der Orient scheint seine Revanche für die lange Knechtschaft zu nehmen. Wieder ist offene Feindschaft zwischen Osten und Westen. Das französische Volksepos verherrlicht die Kämpfe, aber anders als Homer mit dem Bewußtsein des inneren Gegensatzes, den die Religionen sinnfällig machen. Er ist wohl auch ein Motiv der Kreuzzüge, aber doch nicht das entscheidende. Wie dürfte man die Kontinuität verkennen, in der die Züge wider Syrien und Jerusalem, bald auch wider das christliche Konstantinopel zu den Zügen der Normannen nach Sizilien und eben auch nach Konstantinopel stehen, Züge, die ihrerseits in den Wikingerfahrten der Nordgermanen ihre Vorbereitung haben. Politisch ist die bleibende Wirkung der Kreuzzüge nur die Schwächung der byzantinischen Macht, am Ende der Verlust der Balkanhalbinsel an die Asiaten. Der Gewinn liegt lediglich in der Berührung des Westens mit der höheren orientalischen Kultur. Die Wahrheit muß der europäischen Überhebung dieses Zugeständnis abringen. Wie sollte man irgendeine Stadt des Westens mit Damaskus und Bagdad, mit Kairo und Sevilla vergleichen? Wel-

cher Strom von Wissen, Kunstfertigkeit und Anregung zu freiem Denken strömt aus dem arabischen Spanien, durch die Juden vermittelt, in die romanischen Lande? Wie überstrahlt die maurische Architektur Siziliens alle anderen Bauwerke Siziliens als die althellenischen Reste? Ja selbst in Ephesos und Milet halten die seldschuckischen Moscheen die Vergleichung mit den Tempeln der Römerzeit aus, die Reste der byzantinischen Kirchen wahrlich nicht. Kein Wunder, daß ein Mann von der freien Bildung des Kaisers Friedrich II. sich zu den Arabern hingezogen fühlt. Es ist wunderbar, wie in dem Syrien, das sich dem Islam ergibt, die griechische Wissenschaft sehr viel stärker und fruchtbarer gepflegt wird als in der christlichen Zeit vorher, wie die arabische Medizin sogar Fortschritte über die griechische macht, die Arithmetik auch, schon durch die Übernahme und Vertreibung des indischen Zeichens der Null. Aber auch die Philosophie kann sich, wie die Kenner der persischen Poesie versichern, dort viel freier entfalten und die neuplatonische Mystik pflegen als in Byzanz oder gar unter den Ketzern des Westens. Die Welt nimmt sich schon anders aus, wenn man Byzanz und den Orient wie sie waren mit in die Betrachtung zieht, als wenn man sie so ansieht, wie sie der Masse der Okzidentalern erschienen.

Wohl brachten die Reitervölker, die immer wieder aus dem fernen Zentralasien vorbrachen, zunächst Verwüstung; der Zug Timurs schlug tiefe Wunden, die niemals verheilt sind. Aber der Islam hat seine Werbekraft nicht eingebüßt; er hat die Seldschucken und die Osmanen bald gezähmt. Schon als Eroberer von Konstantinopel sind die osmanischen Fürsten keine Barbaren mehr. Die Umwandlung in eine Moschee hat dem Parthenon weniger geschadet als die in eine christliche Kirche, und wir besitzen die

Platten des Ostfrieses in wunderbarer Erhaltung, weil die Türken sie sorgsam beiseite gestellt hatten. Das geschah unter Sultan Muhammed II., der sich den Gentile Bellini vom Rate Venedigs schicken ließ, sein Porträt zu malen. Aller Rassenhochmut kann daran nichts ändern, daß auch der Volksstamm, der seit dem Hunneneinbruch so oft Verwüstung über die Lande gebracht hat, sich der Zivilisation erschließt. Die Ungarn sind längst in die europäische Völkerfamilie aufgenommen, die Türken in die orientalische. Das kriegerische Reitervolk hat sich in friedliche Bauern verwandelt, und an einem türkischen Dorfe heimelt uns schon die Freude an Bäumen und Blumen an. In Griechenland pflegen Zypressenhaine an verschwundene türkische Friedhöfe zu mahnen. Die Tulpe ist eine Blume, die von den Türken mitgebracht ist. Auch an den reinlichen und wohlgepflegten Kindern auf ihren Dorfplätzen kann man seine Freude haben; nur sind sie nicht zahlreich. Die schonende Behandlung der Tiere steht in wohlthuendem Gegensatz zu der Tierquälerei der christlichen Südländer.

Zur Zeit ihres Vordringens waren die Türken allerdings der Schrecken der Länder und Meere, wie ihre stammverwandten Vorläufer, Hunnen, Avaren, Ungarn, Tataren. Sie sind die letzte Sturzwelle, die aus Mittelasien nach Europa herübergeschlagen ist. Der Rückschlag beginnt mit der vergeblichen Belagerung Wiens und der Schlacht von Lepanto. Ich brauche die einzelnen Stationen nicht aufzuzählen. Seit den Tagen Katharinas von Rußland erscheint ihre Vertreibung aus Europa nur als eine Frage der Zeit; das Jahr 1913 hat sie auf die Umgegend der Propontis beschränkt. Die Donauländer und die Balkanhalbinsel sind in den europäischen Kulturkreis zurückgekehrt, zu dem sie ihrer Natur nach gehören.

Aber auch nach dem eigentlichen Orient streckt Europa seine Hände aus. Der Islam und seine Welt gilt für gezeichnet mit dem Zeichen des Todes. Es scheint sich nur noch zu fragen, wer das Reich Alexanders in Besitz nehmen soll. Schon ist Nordafrika unter fremder Herrschaft, Persien unter Rußland und England verteilt, und die gegen uns verbündeten Feinde verfügen präsumptiv auch über die türkischen und semitischen Lande. Entspricht ihre Erwerbung nicht dem Laufe, den die Vergangenheit für die Zukunft Asiens weist? Ohne Zweifel haben auch unter uns sehr viele diese Prognose geteilt. Und dennoch hat unser Reich sich den Türken eng verbunden, und nicht nur den Türken, sondern dem Islam, der noch immer die Kraft der orientalischen Religion besitzt, die Gläubigen über die politischen Schranken hinweg zusammenzuschließen. Ist das nicht eine Verbindung, unnatürlich und aussichtslos zugleich? Eben darum habe ich die Tatsachen der Weltgeschichte angeführt. Sehen wir nun zu, was sie lehren.

Da sei zuerst ein großes Fragezeichen gesetzt. Mittelasien wird freilich kein neues Volk mehr entsenden, das mit barbarischer Urkraft den Orient überrennen könnte und mühsam von Europa zurückgeworfen würde. Dafür ist Japan zu bedrohlicher Macht gewachsen; das zahllose Volk der Chinesen, der Träger einer alten eigenen, den Europäern in vielem ebenbürtigen Kultur, geht wie auch immer einer politischen Neugestaltung entgegen. Dem Traume einer europäischen Herrschaft über unseren Planeten dürfte ein Ende gemacht sein. In welcher Weise diese Neubildungen auf das übrige Asien, die buddhistische und islamische Welt, einwirken werden, ist nicht abzusehen. Unter diesem Vorbehalte also wollen wir auf das Verhältnis von Orient und Okzident zurückschauen.

Die Geschichte lehrt, daß der Orient sich nicht europäisieren läßt. Das ist wider die Natur, ganz ebenso wie die Orientalisierung Europas. Auf eine Weile kann gewiß eine Unterjochung erreicht werden; aber die elementare Kraft der bodenständigen Art wird wieder durchbrechen. Körper lassen sich zwingen; Seelen sind unüberwindlich. So ist denn auch die friedliche Durchdringung mit europäischem Wesen wider die Natur. Der Orientale, der seine eingeborne Art verleugnet und den Europäer spielen will, wird ein höchst unerfreuliches Bastardwesen. Aber ein anderer Weg steht offen: die Anerkennung der fremden Art in ihrer Daseinsberechtigung. Wir werden dem Orient nur redlich helfen, wenn wir ihm helfen, Orient zu sein und zu bleiben. Daß er unserer Art gefährlich würde, damit hat es ja gute Wege. Zum Orient gehört vor allen Dingen seine Religion, der Islam. Wir werden nach ihm kein Verlangen tragen, aber wir müssen ihn respektieren, ja noch mehr, wir müssen ihn achten und ihm selbst überlassen, ob und wie er sich fortbilden kann und mag. Wir müssen ihn auch in Afrika respektieren, schon aus Politik, richtiger, weil wir nicht verlangen dürfen, daß allen Bäumen gleiche Rinde wachse.

Wir wollen wahrhaftig den Stolz auf unser Europäertum hochhalten, das Hellenenerbe, die staatliche und individuelle Freiheit des Bürgers und des Menschen, die Freiheit und die Verantwortlichkeit für das eigene Denken und Handeln; aber wir sollen auch hier wieder mit Vater Goethe anerkennen und bekennen:

Gottes ist der Orient,  
Gottes ist der Okzident.  
Nord- und südliches Gelände  
ruht im Frieden seiner Hände.  
Er, der einzige Gerechte  
will für jedermann das Rechte.  
Sei von seinen hundert Namen  
dieser hochgelobet. Amen.



## Die geographischen Grundlagen des Deutschen Reichs.

Von Erich v. Drygalski.

Die geographischen Grundlagen der Staatenbildung, also der Einfluß der Landesnatur auf die Entwicklung der Völker, ist von den Forschern aller Zeiten und aller Länder gerne behandelt worden. K. Ritter hatte dafür eine Formel gefunden, indem er die Kulturfähigkeit der Erdräume mit der Meeresnähe ihrer verschiedenen Teile und mit der Gliederung ihrer Küsten in Beziehung setzte. Je größer die Küstenlänge eines Landes im Verhältnis zu seinem Flächeninhalt ist, je größer also die Zugänglichkeit vom Meere, desto größer sollte auch die kulturelle Entwicklungsfähigkeit sein. Spätere Forscher, wie J. G. Kohl, F. v. Richthofen, A. Hettner, O. Schlüter, A. P. Brigham u. a., gingen darüber hinaus und betrachteten neben dem Einfluß der Länderumrisse auch den ihrer Plastik, also der Höhen und Tiefen auf die Geschichte der Völker, und Friedrich Ratzel schuf in seiner Anthropogeographie<sup>1)</sup> nicht nur den Namen für diese Forschungsreihen, sondern auch den Versuch, sie zu einem System zusammenzufassen.

Man darf jedoch die Bedingtheit der Staaten durch die Natur ihrer Länder nicht zu hoch veranschlagen. Niemand wird freilich in Abrede stellen, daß die Größe des britischen Reiches auf der Inselnatur seines Stammlandes beruht, und daß Japan heute aus dem gleichen Grunde erstarkt; niemand wird auch verkennen, daß die Vereinigten Staaten von Amerika ihre erstaun-

liche Entwicklung den weiten gleichartigen Räumen verdanken, über welche sie sich zwischen zwei Gebirgen und zwischen zwei Meeren schnell und freilich nicht überall gleich, doch meist von der Natur hoch begünstigt, zu entfalten vermögen. Italiens Größe beruht auf seiner geographischen Lage in der Mitte des Mittelländischen Meeres, so gefährdet es dabei auch ist, wie die des alten Rom, und ebenso wurzelt die Entwicklung des Deutschen Reiches nach innen wie nach außen in den Formen und in der Natur seines Bodens. Natürlich erscheinen die Bedingtheiten aber in manchen Einzelheiten weniger scharf als in den großen Zügen, weil der freie Wille der Völker und jedes Menschen die Einzelheiten der Landesnatur leichter überwinden und durchbrechen kann, als ihre Summe, doch wird man auch die Einzeleinflüsse immer verfolgen können, wenn man sie sucht.

Die geographischen Eigenschaften, welche die Entwicklung des Deutschen Reiches bestimmen, sind die von Zentraleuropa, und so bedarf es zunächst einer kurzen Erörterung dieses Begriffes. Er ist nicht ganz einfach und auch nicht scharf zu umgrenzen.

Man kann in unserem Erdteil mit Sicherheit nur ein Süd- und ein Nord-Europa unterscheiden; jenes ist von geologisch jungen hohen Erdalten durchzogen, also ein frisches Gebirgsland mit seiner ganzen Formenfülle, dieses von alten, abgetragenen und eingeebneten, auch zerbrochenen und teilweise zur Tiefe gesunkenen Gebirgstellen, also ein sogenanntes Schollenland mit Plateaus und mit Becken oder mit niedri-

1) F. Ratzel, Anthropogeographie, Stuttgart 1882 u. 1891.

gen, abgerundeten Bergzügen und breiten Tälern.

Die Falten und Ketten des Südens erscheinen in den Pyrenäen, dann am höchsten in den Alpen, in den balkanischen Gebirgen und in den Appenninen, die sich über Sizilien und den nordafrikanischen Atlas zur Straße von Gibraltar herumschmiegen und erst jenseits derselben in der spanischen Sierra Nevada und auf den Balearen verlaufen. Wesentlich Spanien, Italien, die Balkanländer, dann die Schweiz und Österreich-Ungarn sind von diesen Gebirgen durchzogen und umfaßt. Sie ordnen sich zu einem großen Kranz, in dem sich die genannten Staaten gruppieren, jeder wieder von Teilen oder inneren Verästelungen des Kranzes beherrscht. Und im Inneren des Kranzes liegt das Mittelländische Meer als ein großes Einbruchsfeld, sowie die ungarische Ebene, ein früheres Meer, als ein kleineres. In beiden sind die Zweige des Kranzes, die sich dorthin wanden, zur Tiefe gesunken und nun vom Meer bzw. von den Ablagerungen eines noch nicht lange verschwundenen Meeres bedeckt. Diese südeuropäischen Räume haben auch alle ein ähnliches Klima, trockene Sommer und feuchte Winter, bedingt durch das Mittelmeer und seine Beziehungen zum umgebenden Land; sie haben auch ähnliche Pflanzentypen und damit ähnliche Grundlagen für die Entwicklung der Kultur und der Staaten.

Außerhalb nördlich von diesen Gebirgen liegt der zweite Teil Europas, das nordeuropäische Schollenland, mit ganz anderen Zügen. In geologisch alten Zeiten sind auch hier einst hohe Gebirge gewesen. Man spricht von einem variszischen Gebirge, das dem heutigen Alpenbogen nahezu parallel war und ihn von den zentralfranzösischen Gebieten westlich der Rhone her

über die rheinischen Gebirge zwischen Basel und Cöln, dann über die sächsisch-thüringischen Hochländer und die schlesischen Sudeten bis zu den Karpathen umkränzte. Man nennt auch ein altes armorikanisches Gebirge, das die Bretagne und Südwestengland durchzog, und ein kaledonisches, das sich von Wales und Schottland über die norwegischen Lofoten bis Spitzbergen erstreckte. Das variszische Gebirge entstand als ein Kettenzug, wozu die Alpen viel später, im Tertiär, wurden und was sie heute noch sind, schon in dem jüngsten Teil der alten Steinkohlenzeit, und die beiden anderen noch früher, im Devon und Silur. Und das große Rußland, Finnland und Schweden wird von noch älteren und darum schon gänzlich abgetragenen Gebirgen eingenommen, die bei der Abtragung zugleich mit den dabei entstandenen Fels-trümmern bedeckt und eingeebnet wurden, so daß sie heute als gewaltig weite Steppenflächen erscheinen.

Die Unterschiede der Formen innerhalb Nordeuropas liegen sonach in dem Betrage, in welchen frühere Kettengebirge eingeebnet sind, je nach ihrem geologischen Alter und damit der Dauer der auf sie von außen einwirkenden verwitternden und abtragenden Kräfte. Nordeuropa hat deshalb nur noch Rumpfgebirge und Rumpfflächen verschiedenen Grades, doch alle in scharfem Gegensatz zu der Formenfülle der jungen Gebirge von Südeuropa. Auch ist der Norden durch diese hochragenden Ketten des Südens von dem Mittelmeerklima abgesperrt und hat deshalb nicht mehr den Wechsel von trockenen Sommern und feuchten Wintern, sondern er hat Regen zu allen Jahreszeiten und eine allmähliche Wärmeabnahme von Süden nach Norden mit zunehmender geographischer Breite, so-

wie von Westen nach Osten mit zunehmendem Abstand vom Meer, beides von einer ebenso allmählichen Verarmung des Pflanzenlebens und der kulturellen Entwicklung gefolgt.

In diesem Nordeuropa liegt das Deutsche Reich als ein großer Ausschnitt aus seinem Zentrum und so im wesentlichen das, was man Zentraleuropa nennen kann. Es hat alle jene Züge, die ich von Nordeuropa nannte, und ist denen des Südens fremd, die in Italien ihren Höhepunkt haben. Deutschland beginnt an dem Gebirgskranz des Südens und reicht nach Norden bis dahin, wo einige Schollen so weit zur Tiefe gesunken sind, daß sie heute vom Meer überspült werden, also bis zur Nord- und zur Ostsee. Dadurch grenzt Deutschland mit England an das gleiche Meer, das eigentlich nur ein großer Busen des Atlantischen Ozeans ist. Deutschland liegt an dem inneren Teil dieses Busens, England an seinem Ausgang, dieses deshalb näher und günstiger zum atlantischen Weltverkehr. So hat Deutschland im Norden wie im Süden eine gewisse natürliche Grenze, nicht aber im Osten und Westen, wo seine Volks- und Staaten-Grenzen ohne einen natürlichen Anhalt verlaufen. Deshalb hat gegen Rußland und gegen Frankreich nur die Geschichte die Grenzen gezogen, bald hier und bald dort, doch heute für das Reich in beiden Fällen nahezu an der gleichen Stelle, wo die Grenzen einst für das deutsche Volkstum gelegen hatten, als für Nordeuropa die Geschichte begann.

Nach dem Obigen ist es müßig, über den Begriff Zentraleuropa noch im einzelnen zu streiten, wenigstens über seine Begrenzung nach Osten und Westen, während man ihm, wie bei Deutschland, im Süden die Alpen und Karpathen und im Norden die Ost- und Nordsee

als Grenze setzen kann. Man darf Zentraleuropa im Osten und im Westen an den Reichsgrenzen oder diesseits oder jenseits derselben endigen lassen und wird für manche Linien, die vorgeschlagen sind, auch gute Gründe anführen können, die in der Natur des Landes liegen, doch eine Einigung auf bestimmte Linien gibt es hier nicht. Der Charakter von Zentraleuropa setzt sich freilich auch noch nördlich von Ost- und Nordsee fort, doch kann man es immerhin an diesen Meeren endigen lassen, weil sie den Zusammenhang der Länder diesseits und jenseits unterbrechen. Eine ähnliche Unterbrechung gibt es aber im Osten oder Westen nicht. Das Deutsche Reich hat alle Eigenschaften von Zentraleuropa, doch auch alle nicht für sich allein, da sie sich ohne Unterbrechung noch jenseits seiner Ost- und seiner West-Grenze finden.

Unter diesen Eigenschaften, den geographischen Grundlagen des Deutschen Reiches, treten nun wesentlich drei hervor: eine große, tief gelegene, allmählich in die Nord- und die Ostsee absinkende Scholle im Norden, eine kleinere, höher gelegene zwischen Alpen und Donau im Süden, und drittens zwischen beiden ein Zug von kleinen Schollenstücken, die bald hoch und bald tief liegen, in vielfachem Wechsel, also von Plateaus und von Becken, kurz das, was man die deutschen Mittelgebirge nennt, wenn man sie einzeln faßt, oder das variszische Gebirge, wenn man auf ihren alten unbestreitbaren Zusammenhang Wert legt.

Die Form und der Charakter der beiden erstgenannten Teile Deutschlands sind ähnlich. Beide ruhen auf festen Felsen, wie die Geologie es nachgewiesen hat, doch liegen diese meistens in der Tiefe. Es sind versunkene Bruchstücke des variszischen



Schollengebirges. Die Senkung der Felsen des südlichen Stücks war geringer, denn hier liegen sie heute noch in Höhen um 500 m über dem Meer, während sie im nördlichen meistens unter dem Meeresspiegel liegen. Wie die beiden Schollenstücke im einzelnen aussehen, ob sie einheitlich sanken oder in kleine Stücke zerbrochen sind, die verschieden stark sanken, wissen wir wenig, können aber aus manchen Beobachtungen, z. B. bei Bohrungen schließen, daß das letztere der Fall ist. An die heutige Oberfläche treten aber die Felsen beider Schollen nur noch in kleinen Gebieten heraus; sonst sind sie von jungen Schuttmassen bedeckt und verhüllt.

Diese jungen Bildungen (und darin liegt eine weitere Ähnlichkeit zwischen dem Norden und dem Süden Deutschlands) entstammen in beiden Fällen der Eiszeit und sind Gletscherschutt. Im Süden drangen einst die Gletscher der Alpen bis in die Gegend von München ins Alpenvorland hinaus und luden hier ihren Moränenschutt ab in Hügelzügen, wie sie z. B. den Ammer- und den Starnberger See, sowie die Becken von Salzburg und Rosenheim umkränzen. Und nördlich von diesen Hügeln breiteten die den alten Gletschern entströmenden Schmelzwasser noch große Schotterdecken aus, die heute als ebene und zum Teil vermoorte Gebiete erscheinen, wie die schiefe Ebene von München bis Dachau und Erding, die sich von den alten Isar- und Innmoränen langsam zur Donau senkt. Diesen Gegenden entspricht im Norden Deutschlands der Höhenzug, welcher die Ostsee von der jüti-schen Halbinsel her bis in die Ostseeprovinzen Rußlands hinein umgibt, ein gewaltiger Moränenkranz der alten skandinavischen Gletscher, welche in der Eiszeit die Ostsee durchmaßen, und

südlich von ihm die großen Sand-, Sumpf- und Moor-Ebenen der preußischen Provinzen Posen, Brandenburg, Sachsen und Hannover.

Aber nicht nur die Formen der beiden Zonen im Norden und im Süden Deutschlands sind einander ähnlich, sondern auch die Zusammensetzung und der Wert ihrer Böden. Denn beide haben verwitterten und zerdrückten Schutt, also eine bunte Mischung vieler verschiedenartiger Gesteine, wie sie in den Gebirgen nebeneinander vorkommen, und diese zerkleinert und zerrieben, wie es der Transport durch die Gletscher aus den Gebirgen her mit sich bringt; beide haben also einen reichhaltigen und durch die Zerkleinerung gut aufgeschlossenen Boden, ein wertvolles Ackerland. Die beiden größten deutschen Bundesstaaten, Preußen und Bayern, haben hierin ihre Stärke und mit ihnen das Reich; und es ist auch kein Zufall, sondern ebenfalls geographisch begründet, daß sie die größten sind, weil sie die weitesten Ebenen haben, über welche ihre Entwicklung auf der Grundlage des Ackerbaus sich entfalten konnte.

Anders nun wie der Norden an der Ost- und der Nordsee und der Süden zwischen Alpen und Donau ist das Zwischengebiet, also die mittlere Zone Deutschlands und Zentraleuropas. Die Felsen, welche in den ersten beiden zur Tiefe sanken und dann von Gletscherschutt überdeckt wurden, liegen hier zutage, bald in Höhen, die an 1000 m heran- und stellenweise darüber herausragen, das ist dann ein Mittelgebirge wie Schwarzwald und Vogesen oder Harz und Sudeten, um nur einige zu nennen, bald dazwischen tiefer, das ist dann ein Becken wie die Rheinebene zwischen Basel und Bingen, oder das Thüringer Becken zwischen dem

Harz und dem Thüringer Wald. In den Mittelgebirgen treten die festen Gesteine des alten variszischen Zuges zutage, doch abgetragen und eingeebnet, also in gerundeten Kuppen oder in Plateaus. In den Becken liegen die alten Felsen tiefer und sind von den Sedimenten jüngerer Meere, doch noch lange vor der Eiszeit, überlagert und planiert. In beiden Fällen herrschen deshalb runde oder ebene Formen, doch hier und dort verschiedene Höhen; die höheren, weniger gesunkenen Teile erscheinen von den tieferen aus gesehen als Gebirge, doch schwindet dieser Eindruck, wenn man ihre Höhen selbst erreicht und dort die weiten Plateaus und hohen Verebnungen sieht.

Nur zweierlei bringt in diese Einförmigkeit etwas Abwechslung hinein, nämlich die verschiedene Härte der Gesteine und die Vulkane. Je härter das Gestein ist, desto mehr hielt es der Verwitterung und Abtragung stand. Also ragen die harten Gesteine jetzt über die weichen empor, da beide gleich lange Zeit abgetragen wurden, wie die Taunusquarzite im Rheinischen Schiefergebirge bei Homburg von der Höhe oder die Granite im Brocken und Ramberg des Harz oder die Porphyrkuppen in Thüringen oder die Basaltstöcke im sächsischen Erzgebirge. Die weichen Gesteine bilden jetzt die ebenen Hochflächen und die harten die Rücken und Kuppen darin. Vor allem sind aber an den Spalten und Rissen, an welchen die einzelnen Schollen sich aneinander verschoben und absanken, vulkanische Gesteine emporgequollen und bilden nun die Kuppen der Rhön und des Siebengebirges oder die Decken- und Deckenstücke des Erzgebirges oder, wo es nicht zu Magmaflüssen, sondern nur zu vulkanischen Eruptionen und Explosionen kam, die Kegel der Eifel und die Kraterseen dazwischen.

Die Mittelgebirge sind natürlich auch wirtschaftlich anders als die Schuttländer des Nordens und Südens. Schon ihre größere Höhe schließt ja zum Teil den Ackerbau aus, der auf diesen die Hauptsache ist, und ebenso der Mangel an dem stark zersetzten Lockerboden, also das Überwiegen anstehender harter Gesteine. Letzteres gilt nicht nur für die Plateaus und Kuppen, sondern zum Teil auch für die Becken dazwischen, z. B. wo der viel verbreitete bunte Sandstein liegt, wie im hessischen Bergland zwischen dem Rheinischen Schiefergebirge und dem Thüringer Wald. Dichte Waldungen treten dann an die Stelle der Ackerflächen, wie im Spessart oder im Thüringer und Bayerischen Wald, bisweilen auch nur ödes Weideland, wie auf den Höhen des Rheinischen Schiefergebirges. Vor allem ist die Mittelgebirgszone aber die Heimat des Bergbaus, da die alten variszischen Gesteine nicht nur von Spalten durchsetzt sind, an denen ihre Teile absanken oder auf denen vulkanisches Mangan aufquoll, sondern auch von Erzgängen, die sich aus den wässerigen Lösungen ausschieden, die vorher in den Spalten zirkulierten. Und in den Becken zwischen den Gebirgen enthält der Boden mächtige Salzlager, die Ausscheidungen aus früheren Meeren, welche einst über diesen gesunkenen Schollen standen, wie bei Staßfurt oder im Thüringer Becken und in vielen Teilen Hannovers nördlich und westlich vom Harz.

Die andere Wirtschaft bedingt natürlich auch eine andere staatliche Entwicklung. Die Becken und die Plateaustücke laden zur Isolierung und zum Sonderdasein ein. Es fehlt an den weiten gleichartigen Flächen, die im Norden und im Süden die Bildung größerer Staaten begünstigt haben. Deshalb ist die Mittelgebirgszone Deutschlands die

Heimat der Kleinstaaten, deren jeder in seinem Bezirk eine besondere Grundlage seines Daseins und eine daraus folgende Entwicklung hat, wie die sächsisch-thüringischen Staaten mit ihren Kleinindustrien, die in der Abgeschlossenheit dieser kleinen Länder erblühten, oder Württemberg durch seinen Gewerbereichtum oder Anhalt durch seine Salze oder Lippe und Waldeck durch ihre Mineralquellen und Bäder. Wo Eisen und Kohle auftritt, ist es bei der Kleinentwicklung nicht geblieben, sondern zu den gewaltigen Industrien des Rheinlandes, Westfalens, Sachsens und Oberschlesiens gekommen, deren Erzeugnisse heute über die ganze Welt verbreitet sind.

Wie in der Einleitung schon gesagt ist, würde es aber zu weit gehen, für die Entwicklung eines jeden deutschen Bundesstaates eine besondere geographische Grundlage zu suchen. Das kann man nicht, denn der Ackerbaustaat Preußen nimmt ja durch seine Besitzungen in den Mittelgebirgen in hervorragendem Maße auch an Industrie und Bergbau teil, und die kleinen Flachlandstaaten Oldenburg und die beiden Mecklenburg an den Ackerkulturen Preußens. Es sollte nur gesagt werden, daß die Dreiteilung Deutschlands und darin besonders die Mittelgebirgszone mit ihren vielen abgeschlossenen Becken und Bergzügen zur Entwicklung von isolierten Kulturbezirken und damit Einzelstaaten einladet, und daß es kein Zufall ist, wenn sie in Deutschland die meisten Kleinstaaten hat, während der einzige deutsche Großstaat, Preußen, auf den weiten Flächen des Nordens erwuchs, und der zweite Staat, Bayern, auf den nächst großen und den preußischen gleichartigen Flächen des Südens. Im übrigen ist es bekannt genug, daß weder Preußen

noch Bayern noch die kleinen Staaten eine einzige geographische Grundlage ihrer Entwicklung haben; nur hat jeder im großen und ganzen in einer seine besondere Stärke. Sonst greifen sie alle physisch und wirtschaftlich ineinander über und nehmen auch an der Entwicklung des anderen teil.

Und diese Teilnahme und gegenseitige Befruchtung hat von Stufe zu Stufe zur Gründung des Deutschen Reiches geführt, indem sich die Staaten für die Sonderaufgaben ihrer Länder frei und dabei der gemeinsamen Aufgaben voll bewußt zusammengeschlossen haben. Die Mittelgebirge sind eben nicht ein Wall, der den Süden vom Norden, der Bayern von Preußen absperrt, sondern sie sind von Becken und Senken durchzogen, welche beide eigenartig verbinden, und vor allem auch von Strömen durchschnitten, welche diese Verbindung vollenden. Rhein und Elbe, Oder und Weichsel durchheilen ja das ganze deutsche Land vom Gebirgswall Südeuropas bis zur Nord- und Ostsee. Die drei Zonen Deutschlands ziehen von Westen nach Osten, doch die großen Ströme von Süden nach Norden, also quer durch jene hindurch, und erschließen dazu mit ihren vielen Nebenflüssen bis zu einem bestimmten Grade fast jeden einzelnen Teil zu dem anderen hin und damit zum Ganzen, wie Einigungsbänder zwischen Süden und Mitte und Norden.

Deshalb war die Gründung des Reiches nicht nur ein historischer Vorgang, sondern eine geographische Notwendigkeit, und als es dazu gekommen war, da wiesen die Ströme dem geeinten Reich den Weg auf das Meer. Denn die durch das Reich erleichterte Beziehung der einzelnen Staaten zueinander ließ nun in allen Kultur und Wohlstand erstarken und erzeugte damit den



Trieb, die Erzeugnisse der Arbeit auch weiterhin zu verbreiten, also zur Entwicklung nach außen im Schutze des Reiches. Das richtete sich freilich auch nach Westen und Osten, also über die Landgrenzen hin, soweit es möglich war und die Wege sich boten, doch die natürlichen Wege und besten Straßen, die großen Ströme, führten zum Meer. Sicher ist dieser Trieb im Norden Deutschlands entstanden und zunächst am stärksten gewesen, nicht nur in Preußen, sondern vor allem auch in der alten Hansa und in ihren heutigen Erben, in Lübeck, Hamburg und Bremen, doch hat auch der deutsche Süden an dem Zuge zum Meer einen bedeutsamen Anteil, wie jeder erfahren kann, der in fremden Erdteilen lebt. Auch die Erziehung zum Meer ist naturgemäß vor allem an der Küste erfolgt, wo die Bevölkerung vom Meere lebt, doch an der Nutzung des Meeres haben heute alle deutschen Stämme ihren gewichtigen Anteil.

Und dem Zuge zum Meer, der aus dem Emporblühen der Staaten im Reich und aus den Erfolgen ihrer kulturellen Arbeit entstand, ist die Ausbreitung des deutschen Handels, die Gründung der Kolonien und die Entwicklung der Marine gefolgt, doch auch diese letztere nicht, um andere zu bedrohen, sondern um die nach außen überquellenden und im Ausland tätigen Kräfte in ihrem Kulturwerk zu stützen. Es ist ja die Aufgabe eines jeden Staates und gehört zu dem Begriff des Staatswesens von seinen ersten Anfängen an, daß sich die Stammesgenossen nicht nur zu gemeinsamer Arbeit, son-

dern auch zum Schutze dieser Arbeit zusammentun. Denn es ist ein alter Satz, daß jeder Fortschritt seine Gegner findet, und dieses um so mehr, je dichter die Menschen wohnen, weil es dann immer dazu kommt, daß der eine verliert, wo der andere gewinnt. Die Gegner erwachsen sowohl innen wie außen, weil weder die Individuen noch die Staaten immer alle zugleich und in gleichem Maße fortschreiten können. Das lehrt uns die Geschichte, und das ist aus der verschiedenen geographischen Beschaffenheit der Länder auch verständlich.

Darum darf sich aber doch niemand in seiner Tätigkeit aufhalten lassen, wenn sie nur nicht rein egoistischer Art ist, sondern dem Fortschritt der Menschheit dient, dem wir alle zustreben sollen. Ob und wie weit das bei jedem der Fall ist, müssen freilich andere beurteilen, weil das eigene Urteil nicht frei ist. Doch wenn die Erfolge des einen auch von anderen aufgenommen und verwendet werden, dann hat man ein Zeichen dafür, auf dem Wege des Fortschritts zu sein und nicht nur auf dem des eigenen Interesses. Und dieses ist bei Deutschland der Fall, denn die Erfolge seiner Arbeit werden von anderen geschätzt und benutzt, nicht durchweg, aber doch von vielen und in vielen Dingen. Darum durften und mußten die Deutschen fortschreiten, wie es die geographischen Grundlagen des Landes geboten haben und immer gebieten werden, solange dieses Land und solange die Menschen darauf bestehen.

## Oliver Cromwell der Bahnbrecher der religiösen Toleranz.

Von Friedrich Wiegand.

Thomas Carlyle ist der erste gewesen, der es unternommen hat, die weltgeschichtliche Bedeutung und den Charakter Oliver Cromwells in das rechte Licht zu rücken. Für England ist ihm dies in der Hauptsache gelungen, aber außerhalb Englands hat das Urteil über den wundersamen widerspruchsvollen Mann noch lange geschwankt. Nicht ohne guten Grund. Vor einem Republikaner, der seinem Könige den Kopf abschlägt, haben die Royalisten einen begreiflichen Abscheu; der Diktator, der an der Spitze des Heeres das Parlament auseinanderjagt, stößt die Liberalen vor den Kopf. Über einen Staatsmann, der sich für das Werkzeug Gottes hält und unaufhörlich Bibelworte im Munde führt, zucken die Freigeister die Achseln; der zielbewußte Vertreter der Gleichberechtigung aller theologischen Meinungen und Parteien bleibt den Orthodoxen stets innerlich fremd. Die Katholiken müssen einen Feldherrn tödlich hassen, der die Papisten zu Tausenden erschoss oder deportierte; die Protestanten nicht minder an einem Glaubensgenossen irre werden, der das geschichtlich gewordene Kirchentum in jeder Form, alles, was Überlieferung, Bekenntnis, Verfassung, Gottesdienst heißt, verächtlich beiseite warf. Und doch verdankt diesem Lordprotektor das heutige England mit seiner Seemacht zugleich seine Weltstellung, und die Kirchengeschichte verehrt in Cromwell eins der großen religiösen Genies aller Zeiten, der einer der vornehmsten Forderungen der reformatorischen Bewegung, dem Gedanken der religiösen

Toleranz, klar und furchtlos zur Wirklichkeit verhalf.

Als der Sohn eines frommen Gutsbesitzers ist Oliver Cromwell in der kleinen Stadt Huntingdon herangewachsen. Alles, was ihn umgab, war puritanisch, und diese puritanischen Jugendeindrücke in Elternhaus und Schule haben auch sein religiöses Leben ausschließlich geformt. Seine Seele nahm von Kindheit an die Richtung auf den Lebensernst, auf das ewige Heil. Schon mit 21 Jahren trat er in die Ehe. Sein Gutshaus stand allen Unterdrückten und Notleidenden, zumal den um ihres Glaubens willen verfolgten Predigern offen. Die Tagesarbeit der Hausgenossen war getragen von der regelmäßigen Andacht, von Gebet und Lesen in der Heiligen Schrift. Die Bibel, seit zwei Menschenaltern das große Geschichtsbuch des englischen Volkes, aus dem es mit heißem Eifer sittliche Kraft und geistige Belehrung schöpfte, bot auch dem Denken und Empfinden Cromwells die es bestimmende Richtung. Nicht Wohltätigkeit, nicht Kirchenbauen kann des Christen ausschließliche Lebensnahrung sein. Sie findet er nur dort, wo fern von der feierlichen Auffälligkeit des bischöflichen Gottesdienstes der fromme Puritaner in einfacher Bibelstunde das Gotteswort den Seinigen erklärt. Das Bibelwort verbreiten ist darum vornehmste Christenpflicht, seine Wirkung hemmen hingegen die schwerste Versündigung.

Hinter Cromwell liegt bereits seine Bekehrung. „Du weißt ja, was für ein Leben ich führte. Ich lebte in der Fin-

sternis und liebte sie und haßte das Licht. Ja wahrlich, ich haßte das Göttliche, und doch übte Gott an mir Barmherzigkeit.“ Kein Seelenkenner wird diese stürmischen Worte Cromwells auf eine besonders schlimme Vergangenheit deuten wollen. Sie entsprechen nur der Stimmung des leidenschaftlichen Frommen, dem die Zeit seiner Unbekehrtheit, da ihm die Macht der Sünde noch nicht deutlich zum Bewußtsein gekommen war, in den schwärzesten Farben erscheint. Während er umgekehrt in der durch Gottes Gnade hell gewordenen Gegenwart den Mut hat auszurufen: „Jetzt ist keine Verdammnis mehr in mir.“

Es steckt etwas Heldenhaftes in diesem Du auf Du. Cromwell ist zwar Gottes unendlicher Schuldner, aber dank Gottes Gnade doch mit ihm eins und in Frieden. Und dieser neue Zustand macht es ihm zur Pflicht, für Gott zu arbeiten, zu leiden und sich ihm gegenüber in jedem Augenblick verantwortlich zu wissen.

Dies war 1638. An den Zeichen der Zeit empfand Cromwell unbewußt, daß er schon in Bälde das Wort werde zur Tat machen müssen.

Der Konflikt Carls I. mit den Schotten sah ihn als Vertreter von Cambridge erst in das kurze, dann in das lange Parlament eintreten. Vom Jahre 1640 bis zu seinem Tode blieb Cromwell eine öffentliche Persönlichkeit, auf die sich in steigendem Maße alle Blicke richteten. Er war gewohnt, das Leben streng und verantwortungsvoll zu nehmen. So konnte die ritterliche Erscheinung des Königs wohl vorübergehend auch auf ihn einen sehr starken Eindruck machen; aber sehr rasch mußte er sich auch in die grausige Notwendigkeit versetzt fühlen, in Carl I. die Verkörperung der Unwahrhaftigkeit und Ge-

walttätigkeit tödlich zu verabscheuen und in ihm einen Fürsten zu sehen, von dessen Verstocktheit ein gutes und sicheres Regiment nicht mehr zu erwarten sei.

Rasch wächst sich der parlamentarische Neuling zum Parteiführer, der Parlamentarier und Gutsbesitzer zum Organisator der Truppen aus. Noch lange handelt er freilich nur als einer unter vielen, als Reiteroberst und Regimentskommandeur, der Vorgesetzte über sich hat; aber sein umsichtiges und schnelles Handeln schiebt ihn doch bald in die vorderste Reihe und verschafft ihm ein außerordentliches moralisches Ansehen. Peinlich genau führt er die militärischen Befehle aus; scharf tritt er jeder Nachlässigkeit entgegen. Für selbstsüchtige Wünsche hat er nicht das geringste Verständnis; seine Gedanken gehen immer auf das große Ganze. Handelt es sich um das Vaterland, so kennt er keine Rücksicht. Daß er ein Mann von eisernem Willen ist, eine geschlossene Persönlichkeit, die nur Gott und der Gesamtheit dient, dies sichert ihm seinen Einfluß. Weil er für sich selbst nichts braucht und nichts will, nicht einmal vom Staate ein Pferd, denn solch ein Pferd wäre ihm ein Druck, solange er es hätte, so sieht er sich berechtigt, auch von allen anderen jedes Opfer zu verlangen, von Privaten, von Gemeinden und ganzen Grafschaften wie vom Parlamente. Vor allem liegt ihm der gute Zustand des Heeres am Herzen. Wer für England kämpft, muß auch haben, was er zum Leben braucht. Fehlt es den Truppen am Solde, so ist Entmutigung die unausbleibliche Folge. Es war für den tief eingewurzelten Partikularismus bezeichnend, daß jede Grafschaft die von ihr gestellten und unterhaltenen Truppen nur in der eigenen Gegend verwen-



det wissen wollte. Cromwell ruft das nationale Bewußtsein wach: „Rettet man auf diese Weise ein Königreich?“

Das Eigenartige in Cromwell bleibt aber immer die tiefgewurzelte, sein ganzes Dasein beherrschende Religiosität. In allem, was er tat und erreichte, sah er nur Gottes Walten. „Es gefiel Gott, die Wagschale auf unsere Seite zu neigen.“ „Durch Gottes Vorsehung wurde der Feind alsbald auseinander gesprengt.“ „Den Ruhm dieses Rückzuges verdanken wir Gott wie alles übrige.“ „Es war eine gute Vorsehung Gottes, daß unsere Infanterie in Spalding war.“ Solche Sätze lassen sich verzehnfachen; sie machen den Stil von Cromwells Depeschen aus, den er dann auch auf den Empfänger überträgt. „Der Herr gebe euch ein, was ihr tun sollt.“ Und eine solche in öffentlichen Schriftstücken bekundete Frömmigkeit war wahrlich keine Heuchelei, obwohl sie zweihundert Jahre hindurch Cromwell diesen Vorwurf eingetragen hat. Sie könnte es wohl sein, wenn sie sich nur in jenen für die Öffentlichkeit bestimmten Briefen fände. Aber diese Redewendungen häufen sich, ja sie beherrschen den Brief, wenn Cromwell an seine Vertrauten, an Familienglieder und Freunde schreibt. Gerade hier, wo er sich gibt, wie er wirklich ist, strömt sein Gottvertrauen frei nach allen Seiten hin aus. Und dieses Gottvertrauen hat ihn auch nicht in den besonders ernstesten Augenblicken seines Lebens verlassen. Niemals tritt deutlicher hervor, daß sich Cromwell nur als willenloses Werkzeug in Gottes Hand fühlt, als beim Königsprozeß.

Am 20. November 1648 übergab die Südarmee dem Hause der Gemeinen eine Remonstranz, die den Prozeß gegen den König verlangte. Auch die Nordarmee, bei der Cromwell stand,

stimmte zu, wenngleich ihr das Vorgehen verfrüht schien. Der König war auf der Insel Wight im Schutze des Oberst Hammond, eines nahen Freundes Cromwells. Hammond sieht mit Entsetzen den Augenblick heranrücken, da er den König, dessen Schicksal im Falles eines Prozesses nicht zweifelhaft sein konnte, der Armee ausliefern muß. Seine grenzenlose Gewissensnot schütet er in einem Briefe an Cromwell aus, den dieser sofort herzlich, aber sehr bestimmt beantwortet.

Bestritt Hammond der kleinen Militärpartei das Recht, selbst auf noch so gute Gründe hin das Parlament zu vergewaltigen — denn das Parlament ist jetzt die Obrigkeit, der gegenüber Paulus im Neuen Testament aktiven wie passiven Widerstand verbietet —, so vermag Cromwell solchen Erwägungen nicht Raum zu geben. Für ihn entscheiden nur Gottes Taten und Gottes Stimme. „Wir durften Zeuge einiger herrlicher Beweise der Vorsehung Gottes sein. Er war mitten unter uns, und im Lichte seines Angesichtes haben wir gesiegt.“ Indem Gott die Armee zum Siege führte, hat er zugleich deutlich zu verstehen gegeben, daß er keine Wiederherstellung der früheren unhaltbaren Zustände, sondern eine Vernichtung der Schuldigen wünscht. Im Erfolge sieht Cromwell den Ausdruck des göttlichen Willens. In seinen Taten spricht Gott zu uns im Großen wie im Kleinen; denn auch daß gerade Hammond Gouverneur der den König beherbergenden Insel Wight sein muß, erscheint als deutlicher Fingerzeig der Vorsehung. Drum gilt es, gegen alle übrigen Eindrücke die Augen zu verschließen und die Ohren zu verstopfen und allein auf die Stimme Gottes zu lauschen. In hoher biblischer Sprache vorgetragen klingt dies alles sehr geist-

lich und christlich, und doch hört man leise auch den Rationalismus hindurch. Denn ist wirklich jeder Erfolg von Gott gewollt? Und kann man Gottes Stimme immer sicher von unseren unbewußten Wünschen und Überlegungen trennen? Auch bei Cromwell läßt sich eine starke Unterströmung beobachten, die nicht von Gott, sondern aus der eigenen Gedankenwelt stammt. Ihm selbst natürlich unbewußt. Denn immer wieder sind es nur die Wege der Vorsehung, die ihm so untereinander zusammenhängend, so klar und unverhüllt scheinen, daß er sich ihnen nicht entziehen kann und nicht entziehen will. Hier liegt seine Kraft, hier seine Sicherheit, und dieses Gefühl, in jedem Augenblicke von Gottes Wille, von Gottes Geist, von Gottes Stimme, von Gottes Licht erfüllt und geleitet zu sein, umschreibt zugleich seine religiöse Welt.

Schon die Siege von Grantham und Gainsborough hatten ein für allemal die Überlegenheit der Cromwellschen Armee über die des Königs erwiesen. Die Wucht eines Cromwellschen Reiterangriffes war unwiderstehlich, das taktische Geschick des Führers stand außer Zweifel. Dahinter aber empfand jeder Mann noch ein drittes, die religiöse Leidenschaft auch bei Offizieren und Mannschaften. Cromwells starkes Gottvertrauen beherrscht in gleicher Weise seine Soldaten. Er kann überhaupt nur rechtschaffene und gottesfürchtige Leute in seinen Regimentern gebrauchen. Auf dieser Forderung besteht er unbedingt. Und wenn er einen Offizier oder Unteroffizier dem Parlamente für eine Auszeichnung vorschlägt, so hebt er jedesmal neben der Tapferkeit oder dem Adel der Gesinnung noch die Gottesfurcht des Betreffenden hervor. Beides fällt für ihn zusammen: der fromme

Offizier ist zugleich der tapfere, ist der brauchbare Offizier.

Man ist heute versucht, über eine solche Auffassung zu lächeln. Und in der Tat ist es nur möglich, sich seine Leute auf ihre sittlich-religiösen Eigenschaften hin auszusuchen, wenn es sich um bescheidene Truppenmassen handelt, um zehn-, zwölftausend Mann, mit denen Cromwell seine Schlachten schlug. Innerhalb dieser Beschränkung aber hat Cromwell sein Ziel erreicht. Zur selben Zeit, als sich Deutschland unter der verwilderten Soldateska des großen Krieges verblutete, hat er über eine Armee verfügt, die das Heer Gustav Adolfs in seiner besten Zeit weit übertraf. Es waren freie, nachdenkliche Männer, von denen jeder einzelne bei aller Unterordnung unter den Gesamtwillen doch genau überlegte, für welche staatlichen und religiösen Güter er kämpfte. Die Gottesdienste waren in dieser Truppe für jeden ein Lebensbedürfnis. Hier predigte, wen das Herz dazu trieb, Offizier und Gemeiner, ein Zustand, der die Eifersucht der Landesgeistlichkeit nicht wenig erregte. Die Taschenbibel im Tornister geht es Psalmen singend dem Feinde entgegen, und Psalmen und Gebete machen auch am Abend der Schlacht die Siegesfeier aus.

Frühe schon wird der Vorwurf laut, Cromwell habe Wiedertäufer in seinem Heere. Und er selbst stellt diese Tatsache keineswegs in Abrede. „Richtig, der Mann ist ein Wiedertäufer; aber ist er deshalb für den öffentlichen Dienst unbrauchbar?“ „Meine Leute, wenn man sie gleich Wiedertäufer schimpft, sind ehrlich und gottesfürchtig und so ferne von jedem unrechtmäßigen Vorgehen wie nur irgendwer in ganz England.“ Es wimmelte sogar unter Cromwells Soldaten nicht nur von Wiedertäufern,

sondern von Sektierern und Separatisten jeder Art. Dies eben war das Neue, war das kirchengeschichtlich Bedeutsame.

Cromwells Armee war ganz auf demokratischer Grundlage aufgebaut. Er schätzte den Adel, er war selbst ein Gentleman, ein behäbiger Gutsbesitzer; aber für die heilige Sache der Freiheit bevorzugte er die einfachen Leute; ihnen gab er die Kommandos. „Ich hätte lieber einen einfachen derben Hauptmann, der weiß, wofür er ficht, als einen eurer sogenannten Gentlemen, der sonst nichts ist.“

Und nicht minder demokratisch war der religiöse Zuschnitt des Heeres. Auch auf kirchlichem Gebiete hielt Cromwell von Ahnen und Traditionen nicht viel. Er nahm die Leute von der Landstraße jeglichen Bekenntnisses, wenn sie nur gottesfürchtig waren. Hier wird zum ersten Male in der christlichen und auch zum ersten Male in der protestantischen Welt nicht nach der Zugehörigkeit zu einer bestimmten Gruppe oder kirchlichen Partei gefragt. Die dogmatische Gebundenheit ist gefallen; das Ausschlaggebende sind Gottesfurcht und Sittlichkeit. Cromwells unüberwindliche Armee bildete den Tummelplatz aller derer, die außerhalb der Grenzen eines offiziellen Kirchentumes standen. Diese „Heiligen“ waren nach jeder Seite hin auch „Independenten“. Der doppelte Name kennzeichnet sie aufs beste. Sie haben ihr persönliches Verhältnis zu Gott, verwerfen aber im übrigen jede Bindung ihres religiösen Lebens durch eine kirchliche Ordnung oder Verfassung.

Nur sehr schwer hat sich der geschichtliche Sinn der kirchlichen Kreise in diese regellosen Gebilde gefunden. Wie alle Traditionellen, so fürchteten auch sie, daß ein wenig Freiheit, ein

wenig Recht und Toleranz unrettbar zu Anarchie und Gottlosigkeit führen müsse. Um so mehr suchten und fanden die Independenten in Cromwell ihren natürlichen Beschützer; er hat denn auch ihre Forderung mit Kraft und Mut durchgedrückt. Für seine prächtigen Truppen, denen das Plündern bei Todesstrafe untersagt ist, fordert er immer wieder als einzigen Siegespreis die Gewissensfreiheit. Bei Naseby hatte der König seine letzte Schlacht verloren; die anfängliche Ungunst hatten Cromwells Eisenseiten rasch in einen entscheidenden Sieg umgewandelt. Es war eine große Tat, über die Cromwell mit Triumph an das Parlament berichtet: „Ich hoffe, dieses Ereignis macht alle Beteiligten dankbar und demütig. Wer sein Leben für die Freiheit seines Landes einsetzt, der darf auf Gott vertrauen, daß er ihm zur Gewissensfreiheit helfen wird.“

Eine neue Geistesmacht war im englischen Protestantismus emporgestiegen; sie hatte ihr schlagendes Herz im Lager Cromwells. Wo Cromwells Fahnen wehten, da verkündigten sie zugleich die ersten großen Siege der religiösen Toleranz.

Im Jahre 1643 war ein Schutz- und Trutzbündnis zwischen dem englischen Parlamente und den Schotten zustande gekommen, ein von aller Welt mit Spannung verfolgtes Ereignis. Denn dieser Covenant isolierte unrettbar den König und seine Anhänger. Die Schotten stellten eine Armee. Dagegen ließ sich England bereit finden, die presbyterianische Kirchenverfassung anzunehmen, verstand sich also zu einer Umgestaltung seiner kirchlichen Verhältnisse nach schottischem Vorbilde. Dem vom Papismus befreiten Lande glaubten die Schotten jetzt erst die rechte evangelische Form zu geben. Par-



lament und Geistlichkeit, jeder Beamte und jeder Offizier sollten diesen Covenant beschwören.

Cromwell hat mit dem Eide gezögert. Was lag ihm an einer bestimmten kirchlichen Verfassung, was an Übereinstimmung im Kultus? Was sollte er den überwundenen Episkopalismus mit der vielleicht noch schlimmeren Tyrannei kalvinistischer Prediger vertauschen? Seine Independenten wuchsen sich immer mehr zu einem selbständigen Bestandteile innerhalb des Revolutionsheeres aus. Sie waren nicht willens, sich von den Presbyterianern Dinge vorschreiben zu lassen, die ihrem religiösen Empfinden fernlagen.

Trotzdem führten gerade in London diese Presbyterianer das große Wort. Sie versagten anderen evangelischen Christen die Gleichberechtigung und verschlossen damit, wie Cromwell meint, die Augen gegen so viel Licht und so viele Zeugen der göttlichen Vorsehung. Sie kannten seine und der Seinigen Verdienste um England sehr wohl und waren trotzdem beschränkt und verwegen genug, an eine Auflösung der Cromwellschen Regimenter zu denken. Man verbreitete in Parlamentskreisen die albernsten Gerüchte über die Independenten und gab vor, London am Bußtage vor ihnen schützen zu müssen, daß sie den Presbyterianern nicht die Hälse abschnitten. „Das sind doch nette Streiche, mit denen man Gottes spottet“, schreibt Cromwell entrüstet. Es blieb ihm schließlich nichts anderes übrig, als London zu besetzen. Nur so schien die Gewissensfreiheit für die nächste Zukunft gesichert. Mochten sich die übrigen ein presbyterianisches Kirchentum schaffen — Cromwell hinderte sie nicht daran —, wenn nur jeder gute Bürger, der einen frommen und friedlichen Wandel führte und dem das

Wohl des Staates am Herzen lag, für sich in religiösen Dingen Freiheit und Schutz fand.

Noch einmal hat dann der schottische Krieg diese Errungenschaften in Frage gestellt. Denn die Schotten brachen 1648 in England in der ausgesprochenen Absicht ein, die presbyterianische Kirchenverfassung doch noch in England durchzudrücken. Cromwell war sich der Gefahr bewußt. Er hat den Sieg bei Preston als eine göttliche Errettung seiner Heiligen gepriesen und alle Kraft daran gesetzt, die Niederlage der Schotten zu einer völligen Vernichtung zu steigern. Nur so stand zu hoffen, daß alsdann auch im englischen Parlamente die Gegner der Independenten verstummen würden. Aber selbst in dieser schlimmsten Lage vergißt Cromwell keinen Augenblick, daß die feindlichen Presbyterianer zugleich seine Brüder sind. „Unsere Brüder in Schottland, eifrige Presbyterianer, waren unsere ärgsten Feinde. Gott hat uns gerechtfertigt in ihren Augen.“ „War es nicht der Mühe wert, anständig zu sein und Liebe zu üben? Das haben wir getan. Und wir haben damit eine größere Tat vollbracht, als wenn wir Edinburg zerstört und geplündert hätten.“ Dies also einem Feinde gegenüber, der im Falle eines Sieges mit der Gewissensfreiheit ebenso aufgeräumt hätte wie zuvor mit der bischöflichen Verfassung. Es gibt für Cromwells reifes und tiefes Christentum keinen klareren Ausdruck als dieses Maßhalten gegenüber der fanatischen Unnachgiebigkeit der kalvinistischen Schotten.

Selbstloser Gemeinsinn, opferfrohe Vaterlandsliebe und religiöse Weitherzigkeit finden sich damals nur in den Reihen der Independenten. Und man muß es Cromwell ohne weiteres glauben, wenn er an seinen Freund

Hammond schreibt: „Ich habe darum gebetet und auf den Tag geharrt, da ich verständnisvolle Einigkeit bei allen Gläubigen finden würde, bei Schotten, Engländern, Juden, Heiden, Presbyterianern, Independenten, Wiedertäufern und allen anderen.“

Wohlgemerkt, alle sind mit eingeschlossen, sogar die Juden, deren Rückkehr nach England Cromwell begünstigte, sogar die Heiden, nur nicht die Katholiken. Dem Toleranzgedanken sind die weitesten Grenzen gesteckt, und doch findet er hier scheinbar eine Schranke.

Die englische Revolution hatte ihren Grund ebensowohl in den absolutistischen Ansprüchen des Königs wie in den katholisierenden Neigungen seiner Freunde gehabt.

Die Masse mittelalterlicher Bestandteile in Verfassung und Kultus, welche die Stürme des 16. Jahrhunderts überdauert und sich in das 17. Jahrhundert hinübergerettet hatten, gaben der Kirche von England, äußerlich wenigstens, noch immer ein katholisches Gepräge. Ja, diese Bestandteile schienen geradezu nach Ergänzung, Verstärkung und Abrundung zu verlangen. So bildete sich eine romanisierende Richtung heraus, deren Haupt Erzbischof Laud von Canterbury war. Laud machte geradezu den Eindruck eines römisch empfindenden Theologen. Die Lehre ist ihm minder wichtig, von einer besonderen Wertschätzung der Schrift hört man wenig. Um so höher steht für ihn die mystische Kraft des Sakramentes, und den Zeremonien legt er eine prinzipielle Bedeutung bei. Vor allem aber betont er die bischöfliche Verfassung als Selbstzweck, als etwas der Kirche Wesentliches. Lauds ganzes Streben ging auf geschlossene Einheit und äußere Uniformität. Er hat natürlich

niemals an so etwas wie an einen Übertritt zum Katholizismus gedacht. Aber nur eine einheitliche Kirche schien ihm die sichere Stütze für ein unumschränktes Königtum zu sein. Und hierin begegnete er sich mit den Gedanken des Königs. Niemand stand Carl I. näher, vertrat zielbewußter seine Politik als Laud. So verschmolz die politische Frage überall mit der religiösen, und der Kampf des Parlamentes richtete sich ebensowohl gegen den uniformierenden Erzbischof wie gegen den absolutistischen König. Auch Laud mußte für die Freiheit Englands fallen.

Wer aber schon im Anglikanismus die große politische Gefahr für England sah, dem mußte der Katholizismus erst recht als der nationale Gegner schlechthin erscheinen. Auf ihn Rücksicht zu nehmen, ihn ohne weiteres in den Toleranzgedanken mit einzubegreifen, wäre nicht nur für Cromwell und seine militärischen Freunde, wäre damals für halb England ein unvollziehbarer Gedanke gewesen. Cromwells Verhalten gegenüber den Katholiken ist denn auch ein zielbewußter Krieg mit allen auf die Vernichtung des Gegners abzielenden Greueln gewesen. Und doch nicht eigentlich ein Religionskrieg, sondern so gut wie ausschließlich ein Kampf um Englands Freiheit und Eigenart. Denn beidem widerspricht nach Cromwells Erfahrung der Katholik. Er dient einem fremden Herrn und einem fremden Gesetz. „Noch kurz vor dem Protektorat“, so klagt Cromwell, „hatten die Katholiken ein Konsistorium auf dem Kontinent, das alle Angelegenheiten ordnete, vom Erzbischof bis hinunter zu allen Untergebenen.“ Und nie zuvor waren die Jesuiten in solchen Mengen nach England geströmt als in den letzten Jahren. Es schien klar, hier griff eine andere Hand in die

englische Landesverwaltung hinüber. Die natürlichen Agenten des ausländischen Papstes aber waren die katholischen Priester. Darum trifft sie vor allem Cromwells Mißtrauen. Und je mehr sich diese Kleriker zu Führern, zumal der irischen Empörung, auswuchsen, um so bestimmter glaubte er sich zu ihrer Unschädlichmachung verpflichtet.

Cromwells viel besprochene Grausamkeit gegen die Katholiken gehört daher nur dem irischen Feldzuge 1649 an. Dieser aber war nichts anderes als eine verspätete Strafexpedition für die sogenannte irische Bartholomäusnacht vom Jahre 1641.

Die zweideutige Haltung des Königs hatte es damals nicht zu einer Bestrafung der Iren kommen lassen. Aber die Rache war nur aufgeschoben; acht Jahre später hat sie Cromwell bewußt ins Werk gesetzt, nicht gegen friedliche katholische Mitbürger, sondern gegen gesetzlose Rebellen.

Cromwell hatte die Disziplin seines Heeres fest in der Hand. Die irische Bevölkerung war vor allen Ausschreitungen sicher. Sorgfältig schützte Cromwell den Verkehr in Stadt und Land. Freiheit der Person, Erhaltung des Besitzes wird allen gewährleistet, sofern sie nicht zu den Waffen greifen, sondern sich ruhig verhalten. Der Strafzug galt nur der gegnerischen Armee. Jedesmal erging an die Festung oder an den Heeresteil die Aufforderung zur Übergabe. Cromwell wollte durchaus kein unnützes Blut vergießen. Wurde die Übergabe abgelehnt, was vom militärischen Standpunkt aus immer geschehen mußte, so versagte er beim Sturm allerdings den Pardon. Priester wurden gehenkt, Offiziere unrettbar erschossen, die Mannschaften dezimiert, der Rest in die junge Kolonie Barbados

verschickt. Ganz planmäßig wurde in dieser Weise gleich im Anfang bei der Erstürmung von Tredah verfahren. Nur ein einziger Leutnant entkam. Die Maßregel sollte abschreckend wirken. „Wahrscheinlich wird dieser Schreck machen, daß durch die Güte Gottes viel Blutvergießen verhütet wird“, berichtete Cromwell. Also kein blindes Draufloswüten, sondern ein Opfer von Tausenden, um Zehntausende zu retten. Darum so schaurig das Mittel, so ruhig trotzdem das Gewissen Cromwells. „Ich habe die feste Überzeugung, daß dies alles ein gerechtes Gericht Gottes über diese barbarischen Schufte ist, die ihre Hände mit so viel unschuldigem Blute befleckt haben, damit in Zukunft solches Blutvergießen verhütet wird. Dies ist die Rechtfertigung für ein derartiges Vorgehen, das einem sonst Reue und Gewissensbisse verursachen müßte.“

Cromwell hat die katholische Keltinsel ein für allemal an das protestantische England angeschlossen und einer höheren Kultur zuzuführen gesucht. Wo Wüstenei geherrscht hatte, legte er durch neue Landverteilungen und die Ansiedlung puritanischer Soldaten den Grund zu einer besseren Zukunft Irlands.

Und doch täuschte sich natürlich Cromwell über seine Milde. Denn hatten die Iren keinen Protestantismus im Lande dulden wollen, so duldeten er jetzt in dem von ihm besetzten Norden und Osten Irlands keinen Katholizismus. Er gewährte im weitesten Maße Gewissensfreiheit. „Ich mische mich nicht in Gewissensangelegenheiten anderer.“ Aber für Kultusfreiheit war er nicht zu haben. „Wenn ihr unter Gewissensfreiheit die Freiheit, Messe zu lesen, versteht, so halte ich es für das beste, ganz offen zu sein und euch zu sagen, daß, wo das Parlament von



England Herr ist, dies nicht gestattet wird.“ Somit blieb also auch unter dem Toleranzgedanken Cromwells zahlreichen irischen Katholiken nichts anderes übrig als Verzicht auf die kultische Betätigung ihrer Religion oder Auswanderung binnen drei Monaten.

Und auch die ruhigeren Jahre unter dem Protektorat haben daran nicht allzuviel geändert. Auf der Höhe seiner staatsmännischen Erfolge ist Cromwell mit Mazarin in Verbindung getreten; er kommt dem Kardinal mit ausgesuchter Höflichkeit entgegen; er trägt kein Bedenken, mit dem katholischen Frankreich unter Ludwig XIV. ein Bündnis zu schließen; ja, er erwartet von Ludwig XIV. ein tatkräftiges Eintreten für die vom Herzog von Savoyen blutig unterdrückten Waldenser. Dies alles spricht nicht für eine grundsätzliche Verwerfung der Katholiken. Kann doch Cromwell mit gutem Gewissen Mazarin versichern: „Ich glaube, daß Eure Eminenz, was die Katholiken anbetrifft, unter meiner Regierung weniger Anlaß haben, über Vergewaltigung der Gewissen zu klagen als unter dem Parlament; denn ich habe manche, ja viele geschont und Unterschiede gemacht. Und ich habe vor, sobald ich verschiedenes, das mich jetzt bedrückt, erledigt habe, weitere Schritte zu tun und hierin mein Versprechen Eurer Eminenz gegenüber zu erfüllen.“

In der Tat darf man sich das England der fünfziger Jahre bei weitem nicht so katholikenleer vorstellen, wie etwa zur selben Zeit der Kirchenstaat, Spanien, Österreich oder Bayern protestantenleer waren und es noch weit über ein Jahrhundert geblieben sind. Im Süden und Westen von Irland hatte sich die katholische Bevölkerung in der alten Stärke behauptet. Und in London stand jedenfalls die Kapelle der fran-

zösischen Gesandtschaft jedem fremden und einheimischen Katholiken offen. Es gab Tage, an denen man über dreitausend Personen im Gottesdienste zählte, und niemand dachte daran, den Priestern ihr Amt zu erschweren. Der Sturm war also immerhin einem freundlichen Sonnenschein der Gnade gewichen.

Aber eben auch bloß der Gnade. Denn dies alles gründete sich nur auf eine Erlaubnis, die jeden Tag widerrufen werden konnte. Eine gesetzliche Sicherheit fehlte; darüber läßt Cromwell Mazarin nicht im Zweifel. „Ich darf, soll ich sagen, ich kann im jetzigen Augenblick und beim derzeitigen Stand der Dinge Eurem Gesuch um Toleranz nicht entsprechen.“

Die Hinderung lag nach wie vor in den politischen Verhältnissen. Spanien wurde nicht müde, im Bunde mit den Stuarts auf eine Wiederherstellung der alten, unhaltbar gewordenen Verhältnisse hinzuarbeiten. Beide Verbündete stützten sich aber auf die englischen Katholiken. Royalisten und Papisten war dasselbe, und mit beiden deckte sich der Begriff Hochverräter. Im selben Maße, als Cromwell zum Schutze der englischen Freiheit gegen Spanien rüstete, mußte er den englischen Katholiken auf die Finger sehen. Er durfte ihnen wohl Milde zeigen, aber er durfte ihnen noch nicht alle Rechte einräumen. Er sah im Katholizismus den auswärtigen Feind. Er fand, daß Spanien genau mit der Beschreibung übereinstimmte, die das Neue Testament vom Reiche des Antichrists gibt. „Wer gegen Spanien kämpft, steht daher für eine ganze Schar solcher ein, die Gottes Eigentum sind.“ Wo aber die Gegensätze noch so scharf waren, da mußten selbstverständlich alle Gedanken an Toleranz verstummen.

Die unbedingte Gewissensfreiheit fand

ihre Schranke an dem Fortbestand und dem Wohle des Staates.

Mit Spannung hatte Cromwell auch die Bewegung der Leveller verfolgt. Es waren die Schwarmgeister unter den Heiligen, die in wilder Überstürzung und unter Berufung auf Gott, Natur und Vernunft alle und jede äußere Form der religiösen Betätigung ablehnten und zugleich dem staatlichen und gesellschaftlichen Leben den Boden zu entziehen drohten. Der Besitz sei unchristlich, so lehrten sie, und von Gesetzen dürfe nur das alttestamentliche gelten. Anträge im Parlament auf Bedrohung der Freiheit von Person und Eigentum und Meutereien im Heere zeigten nur allzu deutlich, wessen Geistes diese neuen Heiligen waren. Cromwells geliebte Armee fing an, sich ihm zu entfremden. Die Sprache frommer Leidenschaft, die er sie einst gelehrt hatte, richtete sich gegen ihn selbst; die freie Meinungsäußerung, die er großgezogen, trotzte jetzt ihm, dem Protektor. Er schien im Vergleiche zu den alten gemeinsamen Idealen kalt und mattherzig. Die Phantasten wollten nicht, daß ein Cromwell sie regiere, nur Jesus Christus sollte ihr Herr sein. Als dessen heilige Gemeinde hofften sie erst wirklich frei zu werden. So hören denn die Anschläge gegen Cromwell und seine Regierung nicht mehr auf. Daß gerade die alten Offiziere der Bewegung zufielen, gab ihr die besondere Schärfe.

Natürlich mußte Cromwell im selben Maße, als diese schwärmerischen Gruppen sich auf die Seite seiner politischen Gegner schlugen, auch auf ihre

Unterdrückung bedacht sein. Er ist wenngleich freundlich, so doch mit fester Hand gegen ihre Unklarheiten vorgegangen. Die Verfassungsurkunde des Protektorats schließt neben den Papisten auch solche, die unter dem Namen des Christentums ausschweifende Lehren vortragen und befolgen, als Staatsfeinde von der Gewissens- und Kultusfreiheit aus.

Haben solche Mißverhältnisse in nächster Nähe Cromwell nicht alles erreichen lassen, was seinem hohen Sinne vorschwebte, und ihn gezwungen, mit der Unvollkommenheit alles Planens zu rechnen, so ist er doch niemals an seinem Toleranzgedanken irre geworden, hat sich vielmehr mit aller Kraft immer wieder auf ihn besonnen. Auch der Westfälische Friede hat um dieselbe Zeit die Schroffheit kirchlicher Gegensätze zu mildern gewußt und ungezählten Tausenden das Glück gebracht, ihres Glaubens unangefochten leben zu dürfen. Und doch stellte er nur eine halbe Arbeit dar. Indem er den Entsch eid über die Konfession in den Willen des jeweiligen Landesherrn legte, machte er zaghaft vor der Zufälligkeit einer äußerlichen Abgrenzung halt. Nur Cromwell besaß damals den Mut, Geistliches geistlich zu nehmen. Indem er allen religiösen Bekenntnissen grundsätzlich die Grenzen Englands öffnete, hat er der Neuzeit die Wege gewiesen. Religion ist nicht Sache des Staates oder der mächtigsten Partei in ihm, sondern sie ist das heiligste Recht jedes einzelnen. in dessen freier Betätigung ihn zu hindern einem Verbrechen gleichkommt.

## Krieg und Bakteriologie.

Von A. von Wassermann.

Der Krieg als Inbegriff aller Schrecknisse wird seit alters her bei sämtlichen Völkern, welcher Religion sie angehören mögen, als eine Prüfung seitens der Vorseeung betrachtet. Dieses Wort „Prüfung“ bedeutet aber in unserer Sprache nicht nur die Auflage eines harten Schicksales, sondern es umschließt noch einen von uns allen in unserer Jugend gefürchteten Vorgang, bei welchem der Pegelstand unserer Leistungsfähigkeit auf beruflichem Gebiete festgestellt wurde. Und auch in dieser Hinsicht trifft das Wort Prüfung im Zusammenhang mit dem Kriege das Richtige. Der Krieg war und ist der gewaltigste, wenn auch der gewalttätigste Lehrmeister der Völker. Er allein holt aus einem Volke alles, was es neben seinen ethischen Eigenschaften an Kräften und Fähigkeiten in Wissenschaft, Technik, Industrie und Handel während seines Daseins aufgespeichert hat, heraus. Der Krieg ist der Prüfungstermin für ein Volk; ganz besonders, wenn es sich um einen Kampf handelt, wie ihn das deutsche Volk gegenwärtig zu bestehen hat. Unter den heute in den Dienst des Krieges gerufenen Wissenschaften befindet sich eine junge Disziplin, die in der langen Friedensperiode, deren wir uns erfreuen konnten, erst entstand, die von Robert Koch geschaffene methodische Bakteriologie. Sie legt in diesen schicksalsentscheidenden Tagen, die wir durchleben, ihr erstes großes Weltexamen ab. Daß gerade sie unter allen Wissenschaften im Kriege eine so hervorragende Stellung einnimmt, ist auch dem Laien sofort verständlich. Sind doch seit alters her Krieg und Pest die beiden stets ne-

beneinander galoppierenden düsteren apokalyptischen Reiter! In der Tat kennt die Weltgeschichte bisher keinen größeren Krieg, in dessen Gefolge nicht verheerende Seuchen aufgetreten wären, die von Krieger- und Bürgersmann sogar mehr gefürchtet waren als der wehr- und waffentragende Feind. Und das mit Recht. Lehren uns doch die Geschichte und die Verlustlisten der früheren Kriege, daß die Anzahl der an Infektionskrankheiten gestorbenen Heeresangehörigen und daneben noch insbesondere diejenige der Bevölkerung die infolge Wunden Erlegenen an Zahl weitaus überragt. Aus dem Mittelalter haben wir ja zahlreiche Beispiele, daß Seuchen ganze Expeditions- und Belagerungsheere vernichteten und so deren Tätigkeit ein Ende bereiteten. Noch im Jahre 1870 hatten wir in unserem im Vergleich zur heutigen Heeresgröße bescheiden zu nennenden Heere allein über 70 000 Fälle von Unterleibstypus, und daß der *genius epidemicus* nicht milder geworden ist, sondern nur durch die richtig angewandte wissenschaftliche Seuchenbekämpfung in Schranken gehalten werden kann, das beweist für die neueste Zeit das Schicksal des bulgarischen Heeres im letzten Balkanfeldzug vor Tschaldalscha. Dort brach die Cholera unter den Truppen in solchem Grade aus, daß in erster Linie hierdurch dem Siegeslauf dieses tapferen Volkes Einhalt geboten wurde. Denn neben dem eigentlichen zahlenmäßigen Verluste kommt bei Seuchenausbrüchen als besonders gefährlich für die Truppe noch die niederdrückende moralische Wirkung des unsichtbaren Würgengels hin-



zu. Aus alledem ersehen wir also, daß die Bakteriologie bezugsweise die auf ihrer Grundlage von Robert Koch geschaffene rationelle wissenschaftliche Seuchenbekämpfung heute als eine unentbehrliche Kriegshilfswissenschaft zu bezeichnen ist. Das hat die Verwaltung unseres Militärsanitätswesens vom ersten Augenblick an erkannt. Bei jeder Gelegenheit habe ich aus dem Munde meines verstorbenen großen Lehrers, der selbst bis zu seinem Tode als Sanitäts-offizier der Armee angehörte, den Dank vernehmen können, den er der Militärsanitätsverwaltung für das verständnisvolle Eingehen auf seine Ideen und für deren Förderung schuldete. Wohl kaum auf einem anderen Gebiete der medizinischen Wissenschaften bestanden bereits im Frieden so zahlreiche persönliche und wissenschaftliche Beziehungen mit dem Heere wie auf demjenigen der Bakteriologie. Und ganz besonders dem jetzigen Chef des Feldsanitätswesens, Exzellenz v. Schjerning, und seinen treuen Mitarbeitern in der Verwaltung des Militärsanitätswesens muß das deutsche Volk und das deutsche Heer dankbar sein für die großartige, weitvoraussehende Organisation auf dem Gebiete der Seuchenbekämpfung im Felde. Zahlreiche jüngere Sanitäts-offiziere wurden schon im Frieden an die wissenschaftlichen bakteriologischen Institute kommandiert, um sich mit den Erfordernissen für schwere Tage vertraut zu machen. Keine Gelegenheit, die sich im Frieden anlässlich von Seuchenausbrüchen bot, wurde vorübergehen gelassen, ohne dabei Sanitäts-offiziere in der Seuchenbekämpfung praktisch zu üben. Alle Erfahrungen in Wissenschaft und Praxis wurden für das Heer nutzbar gemacht, jede für die Armee wichtige Fragestellung wurde durch wissenschaftlich ausgezeichnete Sanitäts-offiziere in

den Laboratorien der Kaiser-Wilhelm-Akademie für das militärärztliche Bildungswesen ausgeprüft und für den Heeresgebrauch ausgearbeitet, die nötigen Materialien in größter Menge bereitgestellt, so daß die hygienische Mobilmachung — wenn dieser Ausdruck erlaubt ist — unter der Leitung von Schjerning musterhaft verlief. Um sich einen Begriff zu machen, was das bedeutet und auf welche Gebiete sich die Fürsorge und Seuchenbekämpfung in dem heutigen Weltkriege erstrecken muß, genügt der Satz, daß es angesichts des gegen uns aufgetretenen Völkergemisches kaum eine bössartige Seuche gibt, gegen die wir nicht gewaffnet sein müssen. Von allen Gegnern, Russen, Belgiern, Franzosen droht der bei ihnen noch endemische Unterleibstypus, sowie Ruhrgefahr, von den Russen außerdem noch die Cholera, das Fleckfieber, die Pest, das Rückfallfieber, von den schwarzen Truppen und den Indern Protozoen- und andere in den Tropen vorkommende Krankheiten; daneben müssen wir mit dem gehäuften Auftreten von Genickstarre rechnen, ganz zu schweigen von den Pocken, die ich infolge der Schutzpockenimpfung als heute zu vernachlässigenden Faktor betrachten möchte. — Heute haben wir über acht Monate Krieg, während dessen wir in der heißen und kalten Jahreszeit Millionen Soldaten im Felde stehen gehabt haben. Und wie ist in dieser Zeit die Prüfung der Bakteriologie ausgefallen? Wir behaupten nicht zu viel, wenn wir auf diese Fragen nur das eine Wort „glänzend“ sagen! Wohl haben sich — und das macht das Prüfungsergebnis noch beweisender — überall die Köpfe der gefürchteten Hydra drohend gezeigt, zum Beweise, daß sie auch heute noch lebt, aber nur durch unsere Wissenschaft verhindert wurde,

ihren alles verschlingenden Rachen zu öffnen. Wohl zeigten sich Fälle von Typhus, von Ruhr, von Genickstarre, von Cholera, von Fleckfieber und anderem mehr, aber weder die Bevölkerung, noch auch die Armee kamen auch nur zum Bewußtsein, daß es diese fürchterlichen Feinde ihrer Gesundheit noch gibt; denn schon beim Auftreten der ersten Fälle war die Gefahr beseitigt. Und in diesem Wort „der ersten Fälle“ liegt das Geheimnis des großen Erfolges der Kochschen Ideen und ihrer Organisation durch das Feldsanitätswesen. Die bakteriologische Diagnostik, d. h. die zweifelsfreie exakte Feststellung des ersten Seuchenfalles und seine Unschädlichmachung, also das Austreten der ersten Funken, ehe es zur Feuersbrunst kommen kann, sichert dem Heere die Freiheit von Seuchen, die Freiheit der Bewegung in jedes, auch das verseuchteste Gebiet, und die Freiheit von jeder Besorgnis. Ohne weiteres ist verständlich, daß es zu diesem Zwecke nötig war, die Bakteriologie im wahrsten Sinne des Wortes zu mobilisieren, d. h. beweglich zu machen. Und so ist heute unser Heer, angefangen vom Heimatsgebiete, durch die Etappe und die Stäbe der höheren Kommandos bis vorn in die Schützengräben hinein, nach strengst wissenschaftlichen Grundsätzen bakteriologisch überwacht. Allenthalben sind bakteriologische Untersuchungsstellen errichtet, oder es sind derartige Vorkehrungen getroffen, daß auf freiem Felde, im Schützengraben, in einem Unterstande, ein modern ausgerüstetes bakteriologisches Laboratorium sofort aufgeschlagen werden kann, so daß nur die Meldung von einem infektionsverdächtigen Falle einzulaufen braucht, um sofort Gewißheit und damit das für die Beseitigung der Gefahr entscheidende Handeln zu schaffen. Freilich ist ein Schematisieren auf

diesem Gebiete nicht möglich, sondern jeder Bakteriologe im Felde muß unter den für die obwaltenden Umstände angemessenen Verhältnissen arbeiten und die Verantwortung tragen. Sind doch die Übertragungswege und damit die anzuordnenden Maßregeln für die verschiedenen Seuchen ganz verschieden zu beurteilen! Ein Cholerafall erfordert ganz andere Maßnahmen wie gewisse Ruhrfälle; die Übertragungsart des Unterleibstyphus ist eine ganz andere wie die des Flecktyphus; letzterer wird ausschließlich durch blutsaugendes Ungeziefer, die Kleiderläuse, übertragen, während für den Unterleibstyphus hauptsächlich die Infektion mit Gegenständen, die mit den Abgängen eines Typhuskranken beziehungsweise Typhusbazillenträgers infiziert sind, in Frage kommt. Schon daraus ersieht man, welch umfassender Apparat an Trinkwasserbereitern, Desinfektionsapparaten, Einrichtungen zur Vernichtung von Ungeziefer an Körper und Kleidern neben den eigentlichen Laboratorien dem Bakteriologen im Felde bei der Seuchenbekämpfung zur Verfügung stehen muß. Häufig kommt er dabei in die Lage, bei schlechten Wegen und rasch den Ort wechselnden Truppenbewegungen sich die für seine hygienischen Maßnahmen nötigen Einrichtungen mit den primitivsten Mitteln zu improvisieren. Für die individuelle, schöpferische Betätigung, aber auch die innere persönliche Befriedigung bei den erzielten Erfolgen ist also dem Bakteriologen im Felde genügend Gelegenheit gegeben. Welchen Stolz und Freude bereitet es, wenn es gelungen ist, einen Ort, in dessen Zivilbevölkerung besonders viele Typhusfälle vorkamen, und dessen Belegung deshalb trotz der militärischen Wichtigkeit gefährlich oder sogar unmöglich schien, so zu assanieren, daß nun trotz der Be-

setzung keine Erkrankungen unter unseren Truppen vorkommen! Freilich erfordert die Assanierung heute ganz andere Maßnahmen als früher. Wo früher nutzlose Räucherungen und Absperrungsmaßregeln Platz griffen, da arbeiten wir heute zielbewußt auf Grundlage der Kochschen Erkenntnis, daß allein der mit den Infektionserregern behaftete lebende Mensch die Quelle für die Weiterverbreitung jeder Infektionskrankheit ist. Wir wissen aber weiter, daß die Verbreitung der Infektionskeime unter den Menschen viel ausgedehnter ist, als man früher annahm. Nicht nur allein die sichtbar Kranken sind Träger dieser Feinde der menschlichen Gesundheit, sondern fast stets finden sich in ihrer Umgebung Leute, die gleichfalls die betreffenden Infektionserreger in sich bergen und mit ihren Ausscheidungen an die Umgebung abgeben, ohne daß sie selbst mangels der nötigen Disposition sichtbar erkrankt sind. Dies sind die sogenannten Keimträger, die in epidemiologischer Hinsicht noch wichtiger und gefährlicher sind als die eigentlich Kranken. Denn erstere, bei denen kein äußeres Krankheitssymptom auf irgendwelche von ihnen drohende Gefahr hindeutet, gehen frei herum und können daher zur Quelle unendlich vieler neuer Ansteckungen bei solchen Leuten werden, die nicht über diese mangelnde Disposition verfügen. Daher sind wir genötigt, beim Auftreten von Infektionskrankheiten nicht nur allein die Kranken, sondern in weitem Umfange auch die mit ihnen in Berührung gekommenen scheinbar ganz Gesunden bakteriologisch auf die Anwesenheit der betreffenden Infektionserreger zu untersuchen. Diese Keimträger müssen nun ebenso lange isoliert werden wie die Kranken selbst, d. h. bis sie wieder von den Infektionserregern frei geworden sind. So

kommt es, daß mitunter bei dem Auftreten nur einiger weniger Infektionsfälle oft viele Hunderte, ja Tausende von bakteriologischen Untersuchungen angestellt werden müssen, um den betreffenden Herd im ganzen Umfange sofort zu erkennen und unschädlich machen zu können. Zur Erreichung dieses letzteren Zieles bedarf nun der Hygieniker wieder Sammelstellen, wo die ansteckungsverdächtigen Keimträger gesammelt werden, sogenannte Keimträgerstationen, ferner solcher, in denen die Leute, bei welchen Infektionserreger festgestellt werden, bis zu ihrem Freiwerden von denselben isoliert werden, und in erster Linie natürlich eigene Seuchenlazarette für die wirklich an Seuchen Erkrankten. Alle diese unter Umständen ungemein umfangreichen Anlagen müssen mit bakteriologischen Laboratorien ausgestattet sein.

Die Bakteriologie hat uns aber vor allem auch über die feineren Vorgänge Aufschluß gegeben, welche beim Eindringen von Infektionserregern in den menschlichen Organismus Platz greifen. Sie hat uns gelehrt, daß beim Überstehen einer Infektionskrankheit Stoffe im Blut auftreten, welche gegenüber der betreffenden Infektion Schutz gewähren. Durch Experimente in unseren Laboratorien ist es uns geglückt, diese Schutzstoffe im Blute nun auch künstlich durch Einspritzen geeigneter Bakterienpräparate in ungefährlicher Weise zu erzielen. So ist man dazu gelangt, gegen eine Reihe der wichtigsten Kriegsseuchen Schutzimpfungsstoffe herzustellen, und wir haben in dem jetzigen Feldzuge, von dieser Erkenntnis ausgehend, die Schutzimpfung gegen Typhus und Cholera im weitesten Maße durchgeführt. Dieselbe hat sich, soweit wir bisher beurteilen können, vortrefflich bewährt. Auch diese Maßnahme erforderte und erfordert noch



weiter selbstredend einen ungemein großen Aufwand an Arbeit und Sorgfalt, wenn man bedenkt, welche Mengen von Impfstoffen hergestellt werden mußten, um unsere Millionenheere in zweckentsprechender und durchaus ungefährlicher Weise zu impfen. So sehen wir denn, wie die Bakteriologie als wissen-

schaftlicher Schutzgeist über unseren Heeren wacht, um sie mit Erfolg vor dem Würgengel der früheren Kriege zu bewahren, ohne dabei durch ihre Maßnahmen, wie dies früher bei den üblichen Isolierungen, Quarantänen usw. geschah, die Durchführung der militärischen Aufgaben zu erschweren.

## „Petrograd“.

Von O. Schrader.

Kurz nach Ausbruch des Krieges wurde der deutsche Name der russischen Hauptstadt Sankt-Petersburg, d. h. „Stadt des heiligen Peter“ in das slawische „Petrograd“ umgewandelt; denn *grad* oder *gorod* bedeutet in den slawischen Sprachen soviel wie unser „Burg“, das früher, wie z. B. in Magdeburg, Insterburg, auch den Sinn von Stadt hatte. Im Anschluß hieran erschien am 24. August r. St. in dem führenden Blatte der russischen Kriegspartei, der Nowoje Wremja, aus der Feder eines der gelesensten und gewandtesten russischen Schriftsteller namens Menschikow ein Aufsatz, in dem es heißt: „Petrograd statt Petersburg — eine Kleinigkeit, aber eine höchst bedeutende und erfreuliche, das Kennzeichen des Umschwungs innerhalb eines 200jährigen Prozesses, einer Verkündigung unseres großen Siegs, der herrlicher ist als alle kriegerischen Erfolge... Die Petersburger Periode unserer Geschichte ist aus. Die von Petrograd beginnt. Wohlan, möge sie eine Epoche der Befreiung des russischen Volkes nicht nur von der politischen Vergewaltigung der Deutschen, sondern auch von dem kulturgeschichtlichen Joch sein, das sie uns auferlegt haben.“

Somit ist also der Name „Petrograd“ das flammende Signal für eine Bewegung geworden, die Herz und Sinne der Russen

zurzeit in demselben Maße gefangen hält als das Interesse für die kriegerischen Vorgänge in Ostpreußen, Polen und Galizien, eine Bewegung, für die sie einen ganz neuen Namen, *raznĕmĕčenie*, erfunden haben, „Ent-deutschung“; denn *raz* heißt im Russischen „auseinander“, und *Nĕmec* ist der Deutsche. Es soll also alles, was irgendwie und irgendwo in Rußland deutsch ist, aus Rußland entfernt werden.

\* \* \*

Im Jahre 1480 war es dem Großfürsten von Moskau, Iwan III. Wassiljewitsch, gelungen, die Knechtschaft der Tataren, das Joch der Goldenen Horde endgültig abzuschütteln, das 2 $\frac{1}{2}$  Jahrhundert auf Rußland gelegen, die Spuren einer früheren, zugleich mit dem Christentum von Byzanz herübergekommenen Kultur zurückgedrängt und seinen Einfluß bis auf den heutigen Tag in die staatlichen und wirtschaftlichen, in die gesellschaftlichen und sittlichen Zustände Rußlands gegraben hat. In den Organismus des russischen Volkes, das schon früher bei seiner erfolgreichen Ausbreitung über Nord-Ost-Europa und Sibirien mit noch heute teilweise daselbst vorhandenen finnischen Urvölkern sich zu vermischen begonnen hatte, war — gefährlich für die Russen selbst ebenso wie für die Welt — ein

dritter Bestandteil, das Blut häßlicher, schlitzäugiger, raubgieriger Tataren eingedrungen.

Will man sich ein Bild davon machen, in welcher kulturellen Verfassung die Russen aus diesem slawisch-finnisch-tatarischen Vermischungsprozeß hervorgegangen waren, so muß man die italienischen, französischen, englischen, deutschen Berichte über das erste Auftreten russischer Gesandten an den westeuropäischen Fürstenhöfen lesen, das mit dem Anfang des XVII. Jahrhunderts einsetzte. „Bei Tische“, heißt es an der einen Stelle, „scheuen sie sich gar nicht, die Bissen aus dem Munde zu nehmen und in die Schüssel zurückzulegen; auch gibt es noch viel andere Schweinereien“ (*sporchezze*). „Der König von Dänemark“, lautet ein anderer Bericht, „hat gesagt: Kommen noch einmal russische Gesandte zu uns, so werde ich sie im Schweinestall wohnen lassen, weil da, wo sie gewohnt haben, vor Schmutz niemand wohnen kann.“ Während der Mahlzeit grunzten und brummt sie. Mit den ihnen vom Zaren mitgegebenen Waren trieben sie Trödelhandel. Jedermann wurde von ihnen angebettelt. Branntwein wurde in ungeheuren Quantitäten vertrunken. Prügeleien, Diebstahl, Raub, Entführung, Notzucht waren an der Tagesordnung. Kurzum, es waren, wie es ausdrücklich heißt, *mezzo bestie*, „Halbtier“, diese Vertreter einer angehenden europäischen Großmacht.

Solchen Zuständen gegenüber ist es das unvergängliche Verdienst der russischen Herrscher von den letzten Ruriks an, mit wachsender Deutlichkeit es erkannt zu haben, daß Rußland, wenn es in Europa nicht nur ein tatarischer Vorposten sein wollte, einer Veredlung seiner Kultur durch Anlehnung an den europäischen Westen bedurfte.

Schon im Jahre 1549, also noch unter Iwan IV., wurde ein aus Goslar gebür-

Internationale Monatsschrift

tiger Mann namens Hans Schlütte nach Deutschland geschickt, dem es gelang, 123 Personen, Ärzte und Apotheker, Theologen und Rechtsgelehrte, Architekten und Zimmerleute, Bergleute und Steinmetzen, Brunnenmeister, Glockengießer, Goldschmiede, Waffenschmiede, Panzermacher, Glaser, Papiermacher, Uhrmacher usw. für Rußland anzuwerben. Im Jahre 1631, also unter dem ersten Kaiser aus dem Hause der Románows, erhielt ein gewisser Oberst Lesley den Auftrag, in Schweden, Dänemark, England, Holland und Deutschland nicht weniger als 5000 Personen für die russischen Dienste zu dinge. So sehr überwiegen aber die Deutschen an Zahl und Bedeutung die übrigen Fremden, daß der alte russische Name für die Deutschen, den wir schon kennen lernten, *Němcy*, zu einem Sammelnamen für alle Fremden wurde, und man auch von englischen oder französischen *Němcy* sprach. Ihren Höhepunkt erreichte diese Bewegung in Peter dem Großen, der zur Durchführung seines Reformwerkes in der vor den Toren Moskaus gelegenen „deutschen Vorstadt“ deutsche Bildung in Strömen aufnahm, und nun auch durch die Gründung Sankt-Petersburgs droben am Meere, wo er, wie er selbst sagte, seinen Russen ein Fenster nach Europa durchschlagen wollte, dem unter deutscher Führung erfolgenden Vorgang der „Europäisierung Rußlands“ einen weithin leuchtenden Stempel aufdrückte.

Vom XVII. Jahrhundert an findet denn auch eine völlige Durchdringung des russischen Wortschatzes mit deutschen Kulturwörtern statt, eine Erscheinung, die in Ansätzen zwar schon in viel früherer Zeit nachweisbar, jetzt erst zu ihrer vollen Entfaltung kam und dem Sprach- und Kulturforscher anzeigt, in welchen Strömen und Richtungen sich der Segen deutscher Kultur über Rußland ergossen hat. Handel

33

und Wandel, das Postwesen, fast sämtliche Gewerbe, das des Zimmermanns, Tischlers, Schneiders, Schusters, Malers, Bergmanns, Jägers, der Feuerwehr, das Landheer, die Tracht, das Erziehungswesen, das höfische Zeremoniell usw. wimmeln geradezu von deutschen Wörtern, welche die Russen als unbewußte Lobpreisung deutschen Einflusses täglich und stündlich im Munde führen. Wie erstaunt wird z. B. der deutsche Handelsmann sein, daß die berühmte Messe von Nishni-Nowgorod auch im Russischen *jármarka*, „Jahrmarkt“, die Wage *vága*, der Buchhalter *buchgálter* heißt, oder der deutsche Schlosser, daß auch sein russischer Kollege sich *slésar'* nennt, oder der Bergmann, daß man auch hier Wörter wie *šáchtsa*, „Schacht“, *štúfa*, „Stufe“ (Erzstufe), *šíchtsa*, „Schicht“ hat, oder der Jäger (russisch *éger'*) über Ausdrücke wie *patrontáš*, „Patronentasche“, *jagdtáš*, „Jagdtasche“, *vald'sněp*, „Waldschnepfe“ verfügt. Der Unteroffizier heißt im Russischen *unteroficér* oder bloß *únter*, der Feldwebel *feldfébel'*, der Wachtmeister *wáxmistr* und die Reithosen *rejthúzy*. Kaum ein einziges französisches Wort ist demgegenüber in die Volkssprache übergegangen und die französische Bildung immer nur der glänzende Firnis einer dünnen Oberschicht der Bevölkerung gewesen.

Und von wie vielem wäre noch zu berichten, wenn man die Geschichte der deutsch-russischen Beziehungen ausführlicher und bis zu Ende erzählen wollte. An der Wiege der Petersburger Akademie der Wissenschaften, die zuerst das Samenkorn wissenschaftlicher Betrachtung in dieses wilde Erdreich senkte, haben die Deutschen Leibniz und Wolf gestanden. Deutsche wie der Westfale Ostermann unter Peter dem Großen oder der Esthländer Sievers unter Katharina II. und zahllose andere Balten

haben in Staats- und Heerwesen ihrem neuen Vaterlande treue und hervorragende Dienste geleistet; ihre Namen in Kindern und Kindeskindern blicken uns jetzt aus den russischen Verlustlisten wehmütig an. Die Ackerbaukolonien Katharinas II. sind deutsch, den Aufschwung ganzer Erwerbszweige, wie z. B. den der Flachindustrie verdankt Rußland Deutschen wie Ludwig Knoop, ebenso die Kolonisation Polens, Wolhyniens, Podoliens, Bessarabiens, der Krim noch unter Alexander II. usw. Statt hierauf näher einzugehen, wende ich mich noch einmal der glänzenden Gestalt Peters des Großen zu.

Wer in Sankt-Petersburg auf dem herrlichen Boulevard des östlichen Newaufers lustwandelt, stößt auf dem Petersplatz auf ein bemerkenswertes Denkmal dieses Fürsten, das Werk natürlich eines Fremden, eines französischen Künstlers. Auf feurigem Roß ist der Kaiser einen mächtigen Granitblock emporgesprengt. Der Newa zugewendet, weist er mit der Rechten stolz auf den Schauplatz seiner Taten. Hoch auf bäumt sich das edle Pferd; denn unter ihm windet sich zerschlagen, nicht erschlagen eine zischende Schlange. Was bedeutet die Bestie? Die Erklärung ist nicht schwer. Es ist der Widerstand des verstockten Altrussentums, der gegen das Reformwerk des Kaisers und vor allem gegen seine Schätzung des Auslands und der Deutschen sich erhob. Es ist die Finsternis gegenüber dem durch das geöffnete Fenster Peters hereinflutenden Licht. Es ist mit einem Wort „Petrograd“ gegenüber Sankt-Petersburg.

\* \* \*

Tatsächlich ist die Erscheinung der „Entdeutschung“ Rußlands, die uns jetzt erschreckt, dem Wesen der Sache nach nichts Neues, und immer haben seit Peter, ja schon vor Peter die beiden



Strömungen einer Fremdenverehrung und einer Fremdenverwünschung miteinander gewechselt, bis endlich die letztere, mit der immer wachsenden Bedeutung der deutschen Kulturträger, ausschließlich gegen diese gerichtet, in dem Adel, in der Gesellschaft und zuletzt bei den Regierenden selbst die Oberhand gewonnen hat. Diese Entwicklung ist durch die seit den 30er Jahren des vorigen Jahrhunderts deutlicher hervortretende und zuletzt den gegenwärtigen Weltkrieg entzündende Bewegung des Panslawismus auf das mächtigste gefördert worden. Ein geistreicher Russe hat einmal als charakteristischste Eigenschaft seiner Landsleute „ein Genie der Nachahmung“ bezeichnet. Wir werden uns daher nicht allzusehr über die seltsame und eines gewissen grimmigen Humors nicht entbehrende Tatsache wundern, daß selbst der Panslawismus, diese scheinbar russischste aller russischen Ideen, nicht von einem Russen herrührt, und in mehr als einem Sinne — *made in Germany* ist.

Im Oktober 1817 bezog ein böhmischer Kandidat der evangelischen Theologie, Johann Kollár, die Universität in Jena, der lieblichen Saalestadt. Hier durch die Vorlesungen eingeführt in die Denk- und Dichtungsweise der romantischen Schule, die den Blick in die Ferne der Zeiten und die Tiefe der Völker lenkte, hier auf seinen Wanderungen nach den freundlichen Dörfern der Umgegend, die mit ihren slawischen Namen wie Kunitz, Cospeda, Wölnitz an einstige bis zur Saale reichende Siedelungen jetzt untergegangener Slawenstämme erinnerten, hier träumte er den Traum von einer verklungenen slawischen Herrlichkeit, und es kam ihm der Gedanke, wie zusammenhanglos doch jetzt die slawischen Völker wohnten, sie, die einstmals, ganz wie die Germanen und Romanen eine vorhistorische Sprach- und Volksgemeinschaft gebildet hatten.

Und zu dem allen noch von dem Pfeile der Liebe getroffen, dichtete der von hohem dichterischen Schwung beseelte Jüngling, ein glühender Bewunderer Goethes und Herders, einen Sonettenkranz, *Slawy dcera* benannt, d. h. „Tochter der Slawa“. Slawa ist in dieser Dichtung die Mutter aller Slawen, die schwer bekümmert über die Trennung ihrer Kinder, sich von den Göttern eine Tochter wünscht, die alle Frauenreize der einzelnen slawischen Völker, der Serbin Anmut, der Polin sanfte Flötenklänge, der Slowakin Herzlichkeit, der Russin Herrschbegierde usw. in sich vereinigen soll. Die Götter tun ihr den Gefallen, und die Tochter der Slawa wird erschaffen. Natürlich ist sie die Geliebte des Dichters. Und wer war ihr Urbild in der Wirklichkeit des Lebens? Keine Polin und keine Serbin und keine Russin, sondern ein gutes deutsches Pfarrerstöchterlein aus Lobeda bei Jena mit dem nicht sehr slawisch klingenden Namen Friederike Schmidt. Später hat sie der Dichter ganz ehrsam zu seiner evangelischen Pfarrerin in Pest gemacht. Vorläufig aber begleitete sie ihn nur als Idealgestalt auf den weiteren Pfaden seiner Poesie, die alle dem einen Ziele zustreben:

„Wo immer die slawische Sprache gehört wird:

Frohlockt, o Brüder, ihr und ich,  
Küssen wir uns dabei insgesamt,  
Seht, da ist unser Vaterland: Allslawien.“

Aber das Reich, das der böhmische Dichter gründen wollte, sollte — und das ist nun für das Folgende sehr wichtig — nicht von dieser Welt sein. Nur eine geistige Gemeinschaft müsse, wie er in einer späteren Prosaschrift „Über die literarische Wechselseitigkeit der Slawen“ (1837) ausführt, zwischen den einzelnen slawischen Völkern angestrebt werden, aber keine politische. „Diese Wechselseitigkeit“, heißt es ausdrücklich, „ist den weltlichen Obrigkeiten und Landesherrn

nicht gefährlich, indem sie die Grenzen und Länder, die Abhängigkeit von diesem oder andern Monarchen und andere dergleichen politischen Umstände in Ruhe läßt... Sie ist ein stilles, unschuldiges Schäflein, das zwar zu einer großen Herde gehört, aber auf einer besondern Wiese weidet.“

Dichtung und Prosaschrift fanden bei dem Charakter des Zeitgeistes, dem sie entstammten, ungeheure Verbreitung. So kamen sie auch nach Rußland, und hier war es, wo „das unschuldige Schäflein“ sich in einen reißenden Wolf verwandelte. Die Leute, die dies Kunststück fertig brachten, nannten sich „Slawjanophilen“, d. h. „Slawenfreunde“, also mit einem scheinbar durchaus harmlosen Namen. Welcher Sinn aber ist im Laufe der Zeit in dieses Wort hineingetragen worden? Wir wollen den Russen kein Unrecht tun. Wenden wir uns daher an ihre eignen Sprachquellen und schlagen wir das größte und beste der vollendet vorliegenden russischen Lexika auf, das „Erklärende Wörterbuch der gegenwärtigen großrussischen Sprache von Wladimir Dahl, 3. Auflage, Ausgabe der Hoflieferanten Seiner Kaiserlichen Majestät, Petersburg und Moskau 1903—1907“. Hier steht es schwarz auf weiß: „Slawjanophile ist ein Mann, der im Namen der Einheit des Slawentums die andern Slawen mit Gewalt zu Russen machen will.“ Es gibt also gar keinen Panslawismus, es gibt nur einen Panrussismus, und nicht „Erlösung und Befreiung“ will der den Slawen des Westens und Südens bringen, wie es so schön im Manifest des Großfürsten Nikolajewitsch hieß, sondern „im Namen der Einheit des Slawentums will er die andern mit Gewalt zu Russen machen“. Und wem es dennoch anders scheint, der blicke auf die Bewohner der Ukraine, denen die Russen alles, Freiheit, Sprache, Literatur und schließlich

auch den Namen gestohlen haben; denn die Bezeichnung Russe kommt ursprünglich den Kleinrussen zu.

Und ganz natürlich war es, daß dieser sogenannte Panslawismus sich immer deutlicher zum eigentlichen Herd des Deutschenhasses entwickelte; denn indem er das, was er den slawischen Brüdern und in seinen höchsten Aspirationen dem ganzen „faulen Westen“, wie ihn der Slawjanophile Aksakow nannte, bieten zu können vermeinte, aus den Abgründen des Altrussentums hervorholte, mußte demgegenüber alles Deutsche, das das Unzulängliche des Gebotenen durch sich selbst bewies, höchst hassens- und vertilgungswert erscheinen. Einst antwortete ein Doktorand, der eine Dissertation „Über den Glauben als Überzeugung nach der orthodoxen Lehre“ vorgelegt hatte, auf die Frage seines Opponenten, warum er die deutsche Wissenschaft nicht herangezogen habe, mit Stolz: „Ich bin ein Slawjanophile“. Früher wurde diese Äußerung unter den russischen Studenten als geflügeltes Wort für Fälle der Ausflucht bei unverschämter Unwissenheit gebraucht. Heute wird sie alles Ernstes verteidigt, und wieder fabelt man davon, wie das christliche Rußland mit seinen „selbständigen“, d. h. von keiner Wissenschaft angekränkelten Ideen der ganzen übrigen Welt den Weg zu Gott weisen werde. Deswegen angeblich muß auch der Halbmond von der Hagia Sophia in Konstantinopel schwinden.

Und als nun gar in den Julitagen des Jahres 1914 der Panslawismus am Ziele zu sein glaubte, aber gegen ihn das deutsche Schwert sich dem österreichischen Bundesgenossen zur Seite stellte, und auch der vom deutschen Einfluß gestärkte Türke zeigte, daß er vorläufig keineswegs auf Konstantinopel und die Dardanellen verzichten wolle, da folgten Orgien des Deutschenhasses, von denen wir uns aus

der Lesung der russischen Blätter, die während des Kriegs durch die neutralen Länder zu uns gedrungen sind, eine vermutlich immer noch schwache Vorstellung machen können.

Kein Deutsch soll auf Markt und Straßen, auf der Post, den Banken und im Wirtshaus bei hoher Strafe mehr gesprochen werden. Die deutschen Zeitungen in Petersburg, Moskau, Dorpat, Riga usw. haben zu erscheinen aufgehört oder sollen es tun. Deutsche Schulen und Vereine werden geschlossen. Nicht einmal Visitenkarten dürfen mehr deutsch gedruckt werden. Das Deutsch soll als obligatorischer Gegenstand aus den Gymnasien entfernt werden. Ja, selbst in den lutherischen Kirchen, fordert man, soll nicht mehr deutsch gepredigt werden. Durch einen Erlaß des Ministers der sogenannten Volksaufklärung wird der Ausschluß der Deutschen aus allen gelehrten Gesellschaften, von allen Kongressen, aufklärenden und wohltätigen Einrichtungen verfügt, wogegen nur, zu ihrer Ehre sei's gesagt, die Petersburger Akademie der Wissenschaften sich aufzuheben scheint. Würdenträger mit deutschen Namen erhalten dafür vom Zaren russische. Selbst dem lieblichen deutschen Weihnachtsbaum wird der Krieg erklärt, obwohl die Sitte sich in Rußland bereits so eingebürgert hat, daß *jělka*, „Tannenbaum“, die Liebesgaben bezeichnet, die den Truppen, wie bei uns, an die Front geschickt werden.

Deutscher Handel und Industrie sollen mit Stumpf und Stiel ausgerottet werden. Überall entstehen Handels- und Gewerbevereine mit der ausgesprochenen Absicht, das ökonomische Leben Rußlands vom „deutschen Joche“ zu befreien, und gierig stehn die Vertreter englischer und französischer Firmen herum und erwarten die Beute für sich. Der Zoll auf die deutschen Waren soll um 100% erhöht wer-

den, was zwar nicht für jetzt, aber für die Zeit der Friedensverhandlungen große Bedeutung habe. Das Vermögen zahlreicher deutscher, namentlich elektrotechnischer und pharmazeutischer Gesellschaften, z. B. der elektrischen Straßenbahnen und der Aktiengesellschaft Siemens & Halske in Kiew, wurde bereits sequestriert. Das Landeigentum der deutschen Kolonisten soll in ungeheurer Ausdehnung innerhalb einer bestimmten Frist zwangsweise von ihnen verkauft und vielleicht vom Staate selbst angekauft werden, der dafür aber kein Geld gibt, sintemal er keins hat, sondern so und so vielprozentige Papiere, deren Kurs freilich — was schadet's den Deutschen? — schnell sinken wird. Auch sollte kein Deutscher mehr in die russische Untertanenschaft aufgenommen werden, da sie mit ihrer Möglichkeit der doppelten Untertänigkeit zu viel Unfug treiben. Alle oder gewisse deutsche Patente und Privilegien, wofür schon ein Gesetzesentwurf vorzuliegen scheint, sollen zugunsten der Russen annulliert werden; denn nur so könne man sich, namentlich auf chemischem und elektrotechnischem Gebiet, vor der deutschen „Vergewaltigung“ schützen. Gegen diese soll auch gemeinsam von den Landständen eine riesige Fabrik landwirtschaftlicher Maschinen errichtet werden.

Die deutsche Einwanderung in Polen, behaupten sie, sei von dem preußischen Generalstab dirigiert, befestigte Plätze schon im Frieden angelegt, die Stellungen für die 42-cm-Geschütze schon vor Jahren ausgesucht worden.

Bald sind wir ekelhafte Schaben, bald gefräßige Heuschrecken, bald klebrige Spinnen. „Die Schande Deutschlands oder die Kulturbestien“ lautet der Titel eines vieraktigen Dramas. Im Mittelpunkt des Hasses steht in nicht zu beschreibender Weise die Person unseres Kaisers.



Es ist auf seinem Gipfel! Es fehlt nur noch eine Bartholomäusnacht oder, um bei dem Landesüblichen zu bleiben, ein Pogrom, zu dem die straflos gebliebene Plünderung der deutschen Läden in Moskau schon den Anfang gemacht hat.

\* \* \*

Was wird nun werden? Die Sache sieht schlimm aus, doppelt schlimm, wenn man bedenkt, daß hier der Sieg unserer Kanonen nur teilweise Wandel schaffen könnte. Es sieht schlimm aus und wäre auch sehr schlimm, wenn, nun wenn eben Rußland nicht Rußland, und die Russen nicht die Russen wären.

Um dies zu verstehen, ist es notwendig, einen Blick in die Seele dieses merkwürdigen Volkes zu tun.

Das russische Sprichwort teilt die Bevölkerung des Landes ein in solche, die pflügen, und in solche, die nicht pflügen, aber Brot essen, das ist wie 5 : 1 bei einer Gesamtzahl von gegen 170 Millionen Einwohner. Der Bauer, *mužik* oder *krest'janin*, d. h. Mann oder Christ schlechthin, ist daher der eigentliche Träger der Gesellschaft.

Nehmen wir ihn, wie er aus der Hand der Natur hervorgegangen ist, so kann niemandem die Analogie verborgen bleiben, die zwischen der Beschaffenheit seines Landes und der seiner Temperamente herrscht. Beide werden durch Extreme und durch das unvermittelte Nebeneinander dieser Extreme gekennzeichnet. Wie der kälteste Winter und der heißeste Sommer in der Natur, so liegen in der Brust des Bauern Haß und Liebe, Furcht und Hoffnung, Trauer und Freude dicht nebeneinander und wechseln miteinander jäh und plötzlich. Er kann gutmütig und unbeschreiblich zärtlich, aber auch — und oft gerade gegen die Seinen — roh und raffiniert grausam sein. Er kann wochenlang in seinem Schafpelz auf dem Ofen

schlafen, er kann aber auch wochenlang im Schweiß seines Angesichts arbeiten. Er kann wochenlang fasten und darben, empfindet aber auch mindestens einmal monatlich das unabweisliche Bedürfnis, alle Schranken frommer Scheu zu durchbrechen und, wofür die unübersetzbaren Ausdrücke *kutit'*, eigentlich „zechen“, und *gulját'*, eigentlich „spazierengehn“ lauten, über alle Stränge zu hauen. Es fehlt mit einem Wort jedes Gleichmaß in seiner Persönlichkeit, der dafür von der Natur andere Vorzüge verliehen wurden, und wer, der den reiz- und lebensvollen Tänzen des Volkes zuschaut, wer, der den Melodien seiner Lieder, jener rührenden und schwermütigen Weisen lauscht, die namentlich auch im Kirchengesang hervortreten, könnte leugnen, daß diesen Menschen das Erbteil einer nicht geringen künstlerischen Beanlagung gegeben ward? Auch ein gewisser gesunder Menschenverstand ist, wie z. B. aus den russischen Sprichwörtern hervorgeht, ihnen eigen.

Außer durch die Naturanlage, wird aber der Charakter der Völker auch durch die geschichtlichen Ereignisse bedingt, die auf sie eingewirkt haben. In erster Linie ist hier für die Russen auf die wiederholten Perioden einer entwürdigenden Knechtschaft hinzuweisen, denen sie, wie wir schon sahen, in früheren Jahrhunderten von seiten orientalischer, türkischer und mongolischer Völkerschaften unterworfen waren. Ihnen ist jener Mangel männlicher Würde in Wort und Gebärden zuzuschreiben, der uns bei dem russischen Bauer oft abstößt und sich im Hinfallen auf die Knie, im Schlagen des Erdbodens mit dem Schädel, im Küssen des Fußbodens usw. Höheren gegenüber äußert.

Nicht minder entmündigend, namentlich in wirtschaftlicher Beziehung, hat auf den russischen Nationalcharakter eine an-

dere Knechtschaft, die unter dem einheimischen Usurpator, gewirkt, die Aufhebung der Freizügigkeit der Bauern, d. h. die Einführung der Leibeigenschaft unter Feodor I. Iwanowitsch († 1598), so entmündigend, daß ihre Aufhebung unter Alexander II. an vielen Stellen schädlich war, und der Bauer selbst sich nach ihr, ja nach der mit ihr eng verbundenen körperlichen Züchtigung, wie nach einer Rettung vor sich selbst zurücksehnte. Und endlich noch eine Hauptsache: Der russische Bauer und das russische Dorf, abseits gelegen von dem großen Kulturstrom, der vom Süden und Westen sich über Mitteleuropa ergoß, sind in vieler Beziehung auf der Kulturstufe der Urzeit der Völker unseres Stammes stehen geblieben. Das russische Dorf ist eine Fundstätte höchsten Altertums, insofern das Entzücken des Forschers. Z. B.: Jene lockere Verbindung des Bauern mit seiner Scholle, die Leichtigkeit seiner Auswanderung, der „Nomadentrieb“, der hungrige Schrei nach mehr Land, sie waren überall gesehen und gehört, wo primitive Menschen mit primitiven Werkzeugen und Methoden den Acker bebaut haben. 15 Desjatinen, d. h. etwas mehr als 15 Hektare, das steht, wie die Bauern glauben, schon in der Heiligen Schrift, gebühren jeder Seele: „Einst wird ein Zar kommen und Land geben.“ In dieser unersättlichen Landgier des russischen Bauern, der bei intensiverer Wirtschaft nicht mehr als 1½ Hektare pro Kopf brauchte, liegt in letzter Linie der Schlüssel zu Rußlands Politik, zum heutigen Kriege.

Und bei diesem Tiefstand der Kultur, der sich in 70 % männlichen und über 90 % weiblichen Analphabeten ausspricht, fehlen jene beiden Hebel der Gesittung, die wir — Gott sei es gedankt — im Westen besitzen, der Dorfschulmeister und der Pfarrer. Der erstere ist erst vor

kurzem in gewissen Teilen Rußlands zu einer einigermaßen gedeihlichen Wirksamkeit gekommen, und der letztere? Du lieber Gott, er ist noch immer der unwisende, arme und schmierige Pope wie vor Hunderten von Jahren, keine Licht und Leben spendende sittliche Persönlichkeit, nur der Bewahrer und Beaufsichtiger der heiligen Bräuche, der Fasten, Kreuzschlagungen und Verbeugungen, die zusammen mit dem Glauben an Hexen und Zauberer, an Wald- und Wassergeister, an Nixen und Kobolde, an Werwölfe und Vampire, an die Heiligkeit der Verrückten usw. den wirklichen Glauben des Volkes ausmachen.

Die geschilderten Eigenschaften des russischen Bauern kehren nun, wie natürlich, auch bei den übrigen Millionen, die nicht pflügen, aber Brot essen, wieder, dem Kaufmann, dem Handwerker, dem Tschinownik, Soldaten, Adel, hier mehr oder weniger umgestaltet durch den deutschen Einfluß, dort mehr oder weniger überkleistert durch französischen Firnis. Tatarische Instinkte, z. B. jenes periodenweis auftretende *gul-ját* „über die Stränge hauen“, brechen dabei immer wieder durch, wie man es denn in den feudalsten Restaurants Moskaus immer wieder erleben kann, daß eine Gesellschaft von scheinbar feinen Herren und Damen am Schlusse eines Zechgelages alles, Geschirr, Spiegel, selbst kostbare Flügel zertrümmern oder in ekelhafter Weise beschmutzen. Wir denken dabei an unser armes, nun glücklich befreites Ostpreußen.

Alles in allem sind die russische und deutsche Natur zu verschieden, als daß auf eine tiefer gehende Sympathie beiderseits gerechnet werden könnte. Dies gilt auch hinsichtlich der von westlicher Bildung wirklich durchdrungenen, zum Spott von den anderen *Zapadniki* oder Westleute genannten Russen. Ich habe

unter ihnen viele gute Freunde gehabt, denen und deren Gastfreundschaft, dem Glanzpunkt des russischen Lebens, ich viel verdanke; aber ich habe doch immer den Eindruck gehabt, daß ein wirkliches Verständnis für deutsches Wesen nur selten auch hier vorhanden war.

Will man das meiste von dem, was den Russen an uns mißfällt, zusammen sehen, so lese man etwa in dem interessanten Roman von Gontscharow „Ob-lomow“, was eine russische Dame hinsichtlich ihres deutschen Mannes sagt: „Sie fürchtete,“ heißt es hier, „daß ihr Sohn auch ein solcher ‚Staatsbürger‘ wie der Herr Papa werden könnte“. Auf die ganze deutsche Nation schaute sie wie auf eine Schar patentierter Spießbürger und liebte die Unhöflichkeit, die Selbstständigkeit und den Hochmut nicht, mit denen die Deutschen ihre in einem Jahrtausend erarbeiteten Bürgerrechte, wie die Kuh ihre Hörner, zur Schau tragen. Nach ihrer Ansicht lebte im deutschen Volke kein einziger Gentleman. Sie nahm im deutschen Volkscharakter keine Weichheit, Zartheit, Nachsicht wahr, kurz nichts von dem, was das Leben unter der Sonne so angenehm macht, das, womit man irgendein Gesetz umgehen, die allgemeine Gewohnheit durchbrechen kann, sich nicht dem Reglement zu fügen braucht. Nein, diese Grobiane stürzen sich so auf das, was sie sich in den Kopf gesetzt haben, als ob sie mit der Stirne durch die Wand wollten.“

Auch weisen die Russen im Gegensatz zu der *širókaja natúra*, der großherzigen Naturanlage, der sie sich selbst rühmen, und die, wenn man nur nicht von Politik spricht, ein Ferienleben in Rußland sehr angenehm gestalten kann, gern auf eine gewisse knausrige Sparsamkeit der Deutschen hin. Einstmals führte ich einen russischen Bekannten nach der Bibliothek meiner früheren Hei-

mat. An der Tür befand sich ein kleines Blech, auf das man die angerauchte Zigarre einstweilen ablegt. Der Russe stutzte und fragte, was das sei. Ich erklärte, und mit einer mir unvergeßlichen, höchst komischen Mischung von Mitleid und Bewunderung sagte er: „Otto Berngardowitsch, ihr Deutschen seid fürwahr ein ‚wirtschaftliches‘ Volk.“

Wenn die guten Damen und Herren dabei nur bedächten, daß das, was sie uns zum Vorwurf machen, aufs engste mit dem zusammenhängt, was unsere Erfolge in der Welt und besonders in Rußland bedingt, mit Eigenschaften, die sie im Interesse ihres Vaterlandes so dringend brauchten, und die sie nun leider so durchaus nicht besitzen.

Einer ihrer ausgezeichnetsten Sittenschilderer, Gogol, der Dichter der „Toten Seelen“, hat einmal gesagt: „Es fehlt dem Russen vor allem die Kraft des Willens, die Kühnheit und Stetigkeit. Man möchte wohl, aber man kann nicht“, und in der Tat ist eine gewisse moralische Schlaffheit, russ. *slábość*, eine der größten nationalen Untugenden der Russen. „Entschuldigen Sie“, *náša slábość* „wir sind so schwach“, hört man immer wieder von Leuten, die etwas versäumt haben.

Wie der Bauer, ist auch der Bürger ruckweis bald faul, bald fleißig. Hunderterlei wird angefangen, Hunderterlei wieder aufgegeben. Kein Ziel wird scharf aufgestellt und mit Ausdauer angestrebt. Über die hierdurch erlittenen Enttäuschungen hilft ihm eine unglaubliche Sorglosigkeit hinweg. „Auf drei Pfähle“, sagt er mit einer ihm eignen gewissen lebenswürdigen Selbstironie, „stützt sich der Russe: ‚Möglicherweise‘, ‚Unbesorgt‘, ‚Jrgendwie‘.“ *Sud' bá*, ‚Schicksal‘, d. h. da ist nichts weiter zu machen, ist sein drittes Wort.

Auch ungenau, unzuverlässig und unpünktlich ist der Durchschnittsrusse, und



mit der Redensart: *sej čas — čerez čas*, d. h. „In dieser Stunde, sogleich bedeutet bei uns so viel wie lange nach einer Stunde“ verspottet er sich wiederum selbst.

Dazu in körperlicher Beziehung infolge des ungeheuren Teegenusses und des unsinnigen Nachtlebens in den Städten ewig nervös, von unregelmäßiger Verdauung und mit Migräne behaftet, ist er für alle Berufe nicht geeignet, die eine besondere Genauigkeit, innere Disziplin und Stetigkeit fordern, z. B. für den des Apothekers, Uhrmachers, Lokomotivführers, Bäckers usw. Merkwürdig ist, daß auch sämtliche Kapellmeister, russ. *kapel'mějster*, und zwar sogar beim Militär, und bis auf den heutigen Tag Deutsche oder Österreicher sind. Warum, ist mir nicht recht klar, da es, wie wir sahen, auch den Russen an musikalischen Talenten nicht fehlt. Es muß eben doch wohl eine sehr schwere Sache sein, eine Kapelle im Zaume zu halten. Und auch da, wo es aufs Ganze geht, versagt der Russe infolge seines durchaus mangelnden Organisationstalents gänzlich. Das heißt: er ist voll schnell gefaßter heroischer Pläne und Gedanken, aber völlig fern liegt ihm, diese vorsichtig und bedächtig vorzubereiten und mit Energie durchzuführen. Er fängt, möchte man sagen, alles von hinten an. Ein Ukas des Zaren, und, so bildet er sich ein, die Sache ist getan.

Ein klassisches Beispiel hierfür bildet die gegenwärtige Antialkoholbewegung. Seit Jahrhunderten hat jeder Reisende, mochte er nun Deutscher, Engländer oder Franzose sein, sich über die viehische Trunkenheit der Russen entsetzt. Sie haben ein richtiges Barometer für die verschiedenen Grade dieses Lasters sich ausgedacht: Wer bloß „Teufelchen“ sieht, das ist *ničevó*, das macht nichts, wer „die grüne Schlange“ erblickt, das ist schon

schlimmer, aber wem gar „die blutigen Jungen“ oder „der weiße Elefant“ erscheinen, hol's der Teufel, mit dem ist Mathäi am letzten. Unvergeßlich ist mir ein Sonntagsspaziergang nach den Sperlingsbergen bei Moskau, auf denen am 14. September 1812 Napoleon stand. Der Weg war umsäumt von Gruppen am Boden liegender Trunkener, neben ihnen ihre Frauen, die mit einer Flut von Schimpf- und Kosenamen, wie sie nur eine russische Phantasie erfinden kann, den Ehemann zum Nachhauseweg zu überreden suchten.

Und nun mit einem Schlage: Nüchternheit! Der Befehl des Zaren. Die Branntweinläden geschlossen, selbst Bier und Wein verboten! Und so steht's wörtlich zu lesen: „Seht her, ihr Völker der Erde, selbst du, feindliches Deutschland, sieh her, und ihr werdet erkennen, daß nicht nur die Sonne in Rußland aufgeht, sondern auch vieles andere Gute und Schöne hier geboren wird.“

Und hinter den Kulissen? Hinter den Potëmkinschen Dörfern? Da fallen die Leute auf Markt und Straßen um, weil sie sich mit Eau-de-Cologne vergiftet haben; für 30 Rubel auf einmal hatte ein biederer Handwerksmann getrunken. Da verbietet der Stadthauptmann von Petersburg bei hoher Strafe den Verkauf dieses ungewöhnlichen Getränks und dazu den von Lackfirnis und denaturiertem Spiritus und fragt bei dem Medizinalkollegium nach einer gesetzlichen Handhabe, um auch den in der Politur enthaltenen Spiritus zu denaturieren. Da vermerkt ein russischer Offizier in seinem von den Österreichern gefundenen Tagebuch: „6. November Weinkeller geplündert, 9. Rotte betrunken“ und vom 16.: „Die Soldaten wanken, es riecht nach Wein und Spiritus.“ Oder ein russischer Militärarzt klagt umgekehrt über schwere Erkrankungen infolge der plötzlichen

Branntweinentziehung, und ein russischer Soldat macht den zeitgemäßen Witz: „Die Deutschen *pjut i bjut*, d. h. sie trinken und schlagen uns, wir aber fasten und werden geschlagen, und die Nowoje Wremja selbst seufzt und klagt: „Ach, es wird nicht gehn! Nach dem Kriege wird das Saufen wieder los gehn und die Kinderzeugungen in der Trunkenheit, die die Frucht im Mutterleib vergiftet.“

Und wie hier, so bricht auch sonst gelegentlich durch die Nacht der Raserei ein Lichtstrahl der Selbsterkenntnis. „Wie könnt ihr hoffen“, fragt eine andere Zeitung, „durch Gewaltmaßregeln den deutschen Handelseinfluß zu brechen? An die Stelle der Deutschen würden die Franzosen, Engländer, Schweden, Belgier treten, und wieder würdet ihr über Vergewaltigung schreien.“ Oder in der Sitzung einer Handels- und Industrievereinigung ruft ein Redner: „An der deutschen Vergewaltigung wer trägt die Schuld? Unsere Unwissenheit, unsere Armut, die Grundlosigkeit unserer Wege und die Unfähigkeit, uns zu organisieren.“

\* \* \*

Wenn man nun dies alles bedenkt, so kommt man zu dem Schluß, daß Rußland auf absehbare Zeiten hin der Fremden nicht entbehren kann, und zwar gerade infolge des gegenwärtigen Krieges. Man kann den Russen nicht zum Vorwurf machen, daß sie ihre Gebildeten und ihren Adel weniger als den gemeinen Mann dem feindlichen Feuer aussetzen; aber die ungeheuren Verluste innerhalb der höheren Gesellschaftsklassen müssen sich in Rußland bei seiner geringen Kulturhöhe nach dem Kriege unendlich mehr als in den anderen kriegführenden Staaten bemerkbar machen. Rußland, mag es siegen oder unterliegen, wird ein ungeheures Stück auf dem Wege der Zivilisation zurückgeschleudert werden.

Also es wird der Fremden doppelt bedürfen. Und wer sollte denn die Deutschen aus ihrer durch Geschichte, geographische Lage und Verdienste wohlbegründeten Stellung in Rußland verdrängen? Etwa die Engländer? Hören wir, was gerade ein Engländer, und zwar einer der ersten Kenner Rußlands, Sir Wallace, noch im Jahre 1912 über das Verhältnis des deutschen und englischen Kaufmanns zu diesem Lande urteilt. „Ich glaube“, sagt er in seinem Buche über Rußland, „daß die deutschen Kaufleute, die in der Regel eine viel bessere kaufmännische Bildung haben, und mit ihrem Adoptivvaterland viel besser bekannt sind, schließlich ihre englischen Nebenbuhler ganz und gar vertreiben werden.“ Ebenso unwahrscheinlich ist eine Verdrängung der deutschen durch die englische Industrie, um so mehr als auf vielen ihrer Gebiete, z. B. in der Herstellung optischer Gläser, der für die Textilindustrie unentbehrlichen Anilinfarbe, auf dem Gebiete der Elektrotechnik usw. die Engländer selbst von den Deutschen abhängig sind. Ja, ich möchte glauben, daß der Deutsche bis jetzt seine Arbeit nur halb getan hat, und daß jeder, der es mit Rußland wohl meint, wünschen müßte, daß der deutsche Einfluß noch weiter geht, und nicht, wie bisher, vor dem russischen Dorfe halt macht. Jetzt sieht der russische Bauer — ich folge wiederum den Worten des Engländers — „auf die deutschen Ackerbaukolonisten wie auf Geschöpfe einer fremden Welt, wie auf wunderbar listen- und erfindungsreiche Wesen, die von der Vorsehung mit besonderen Eigenschaften begabt sind, die der gewöhnliche, orthodoxe Bauer nicht besitzt“, und deren Häuser und Methoden, Geräte und Lebensweise nachzuahmen ihm gar nicht in den Sinn kommt. Was könnte hier durch den germanischen Einfluß alles zur Lösung der

wichtigsten Frage Rußlands, der Agrarfrage geschehen!

Also wir können getrost und noch dazu mit gutem Gewissen der drohenden „Ent-deutschung“ Rußlands entgegensehen. Wie auch immer die Würfel des Krieges fallen, und solange die Verhältnisse stärker als die Menschen sind, kann und wird sie nicht geschehen. Wiederum wird auch hier die Zeit kommen, wo es heißen wird: *Germans to the front*, die Zeit, wo Herr Menschikow sich der Worte erinnern wird, die er noch am 11. Januar 1906 in sein Blatt schrieb: „Die Deutschen bringen als Einlage in unseren Nationalschatz eine Reihe gewichtiger Werte: die deutsche Ausdauer, Ernsthaftigkeit, Gründlichkeit und Ehrlichkeit — Eigenschaften, an denen sich bei echt russischen Leuten oft ein lächerlicher Mangel findet.“

Große Schädigungen freilich sind dem Wohlstand und den Rechten der Deutschen schon in den verflossenen Monaten des Krieges zugefügt worden. Es wird Sache der auf der Grundlage des endgültigen Sieges stattfindenden Friedensverhandlungen sein, volle Entschädigung und *Restitutio in integrum* herbeizuführen. Möchte es gleichzeitig unseren Staatsmännern gelingen, dem deutsch-russischen Handel und Wandel neue Bahnen zu eröffnen.

Nachdem die russische Sturmflut sich an dem eisernen Damm der deutschen und österreichischen Heere endgültig und auf Nimmerwiederkehr gebrochen haben, nachdem der panslawistische Gedanke allseits als völkergeschichtlich wahnsinnig und menschlich verbrecherisch erkannt worden sein wird, wird, so hoffen wir, für Rußland die von Männern wie dem Grafen Witte längst geforderte Friedensperiode folgen, in der es aufhören wird, immer und immer wieder Hunderttausende seiner besten Söhne auf eine

ruhmlose Schlachtbank zu führen, um dafür mit Herz und Sinnen an seinem inneren Aufbau und der Versöhnung seiner Nationalitäten zu arbeiten. Wenn aber das Reich durch den, wie es scheint, von ihm unzertrennlichen Landhunger dennoch wieder in die Ferne getrieben wird, so möge das brausende Meer, jetzt vom Westen und Süden her zurückgeschlagen, wie in den erfolgreichen ersten Anfängen seiner Geschichte, wiederum dem fernen Osten zubranden, ein Weg, auf den noch kurz vor dem Krieg Fürst Grigorij Trubetzkoi, General Kuropatkin und andere erneut ihre Landsleute hingewiesen haben. Dort trifft es auf Völker, denen eine gewisse Kultur zu bringen seine Kräfte ausreichen und auf Interessen, denen Gutes zu wünschen wir keinen Anlaß haben. Für Frieden und Krieg aber wird es auf den deutschen Einfluß angewiesen sein.

Als die slawischen Völker zuerst zu staatlichem Dasein erwachten, war der erste Schrei des zum Licht geborenen Kindes der nach germanischer „Ordnung“. Schon im Jahre 862 schickten, nach den russischen Annalen, die slawischen Stämme nordwärts zu den germanischen Warägern und sprachen: „Unser Land ist groß und reich; aber wir haben keine Ordnung bei uns. Kommt zu uns, Fürsten zu sein.“ Dieser Schrei nach germanischer „Ordnung“ ist in einer mehr als 1000jährigen Geschichte aus den Höhen und Tiefen des russischen Volkes immer aufs neue erklingen. Er wird sich auch in Zukunft nicht ersticken lassen. Mit Deutschland wird Rußland eine europäische Großmacht bleiben, ohne Deutschland wieder zu einem halb-tatarischen Moskowien herabsinken. „Die Staaten werden durch dieselben Kräfte erhalten, durch die sie begründet wurden.“ Rußland hat die Wahl: Hier Sankt-Petersburg, dort „Petrograd“.



## Die Steilfeuergeschütze der Belagerungsartillerie.

Von Karl Bahn.

Steilfeuergeschütze nennt man im Gegensatz zu den Flachbahngeschützen solche, die durch ihre Einrichtungen befähigt sind, im Bogen zu schießen, während von den Flachbahngeschützen eine möglichst gestreckte Flugbahn verlangt wird. Diese erfordert große Mündungsgeschwindigkeit des Geschosses und dazu große Geschützladungen und lange Rohre — also Kanonenrohre. Wegen ihrer großen Mündungsgeschwindigkeit und ihrer geringen Rohrerhöhung sind Kanonen vorzüglich geeignet gegen aufrechte Ziele, weil im Verhältnis zur Schußweite die Höhen- und Seitenabweichungen der Geschosse nur gering sind, die Trefffähigkeit also gut ist. Gegen wagerechte Ziele sind sie weniger geeignet, weil die Längenabweichung zu groß und der Auftreffwinkel der Geschosse auf das wagerechte Ziel in den Hauptkampferfernungen zu klein ist. Ein Geschöß, das unter einem geringeren Winkel als  $30^\circ$  ein sehr widerstandsfähiges Ziel trifft, dringt nicht ein, sondern gleitet ab. Je größer der Auftreffwinkel ist, desto mehr wird die Durchschlagskraft des Geschosses ausgenutzt. Zum Beschießen wagerechter Ziele bedarf man danach Geschütze mit möglichst gekrümmter Flugbahn, also Steilfeuergeschütze. Eine gekrümmte Flugbahn kommt im Gegensatz zur gestreckten zustande durch kleine Mündungsgeschwindigkeit, kleine Ladungen und hohe Richtungswinkel. Kleine Ladungen gebrauchen nur kurze Rohre. Um auch auf kurzen Entfernungen große Rohrerhöhungen anwenden zu können, haben die Steilfeuergeschütze bis zu 7 verschiedenen große Ladungen, die auch verschiede-

dene Mündungsgeschwindigkeiten geben. Mit gleicher Ladung kann die gleiche Schußweite durch zwei verschiedene Rohrerhöhungen erreicht werden, von denen die eine über, die andere unter  $45^\circ$  liegt. Erstere gibt die gekrümmtere letztere die weniger gekrümmte Flugbahn und demgemäß den größeren oder kleineren Auftreffwinkel. So schießt die 28-cm-Haubitze L/12 mit 12,8 kg Ladung sowohl mit  $21^\circ 21''$ , wie auch mit  $64^\circ 27''$  Rohrerhöhung auf 8,4 km Entfernung. Erstere gibt einen Auftreffwinkel von nur  $27^\circ 31'$ , letztere aber von  $72^\circ 26'$ . Diese Veränderlichkeit von Ladung und Rohrerhöhung gibt die Möglichkeit, für jede Entfernung diejenige Verbindung beider zu wählen, die für die Bekämpfung des Zieles die vorteilhafteste ist.

Der Kampf gegen Festungen und Sperrforts bietet dem Artilleristen wagerechte Ziele in Menge. Die Stadt selbst, die einzelnen Forts und in ihnen die Eindeckungen aus Beton und Panzerkuppeln sind solche Ziele. Deshalb bedarf gerade die Belagerungsartillerie vieler Steilfeuergeschütze. Die Widerstandsfähigkeit dieser Ziele ist verschiedenen. Gegen Dächer und Mauern in der Stadt ist eine geringere Durchschlagskraft erforderlich als gegen Betoneindeckungen und Panzerkuppeln. Deshalb bedarf man Steilfeuergeschütze von verschiedener Arbeitsleistung. Das Arbeitsvermögen eines Geschosses setzt sich zusammen aus seinem Gewicht und seiner Auftreffgeschwindigkeit. Letztere ist die einflußreichere, weil die Arbeitsleistung im quadratischen Verhältnis mit der Auftreffgeschwindigkeit wächst. Bei

den Steilfeuergeschützen ist nach dem oben Erläuterten die Mündungsgeschwindigkeit, also auch die Auftreffgeschwindigkeit durch die kleinen Ladungen und kurzen Rohre nur sehr gering. Die Schiffs- und Küstenkanonen L/50 z. B. geben eine Anfangsgeschwindigkeit von 940 m in der Sekunde. Dagegen haben die Geschosse

1. der schweren Feldhaubitze (15 cm) nur 326 Sekundenmeter,
2. des 21-cm-Mörser nur 308 Sekundenmeter,
3. der 28-cm-Haubitze L/12 nur 340 Sekundenmeter,

Über die Geschwindigkeit von 340 Sekundenmetern ist auch bei den größeren Kalibern nicht oder nur wenig hinausgegangen. Der Luftwiderstand verringert die Geschwindigkeit sehr erheblich, bei einer 28-cm-Haubitze auf 4 km Entfernung um etwa 100 m. Jedenfalls ist die Auftreffgeschwindigkeit durch den Luftwiderstand immer wesentlich geringer als die Anfangsgeschwindigkeit. Wenn nun die letztere bei Steilfeuergeschützen aus den bekannt gegebenen Gründen so stark beschränkt ist, bleibt nur übrig, das Geschossgewicht zu vermehren, um größere Durchschlagskraft der Geschosse zu erhalten. Dazu bieten sich zwei Wege: die Länge oder den Durchmesser zu vergrößern. Erstere ist aus ballistischen Gründen auf etwa vier Kaliber begrenzt, so daß nur die Vergrößerung des Geschossdurchmessers oder, was dasselbe ist, des Kalibers des Rohres übrigbleibt. Darin liegt der Hauptgrund, weshalb die Belagerungsartillerie Steilfeuergeschütze so großen Kalibers bedarf; eines Kalibers, das die Schiffs- und Küstenkanonen bisher noch nicht erreicht haben. Durch die Kalibervergrößerung werden bedeutende Zunahmen an Gewicht und

Mündungsarbeitsleistung der Geschosse erreicht. So hat

1. die schwere Feldhaubitze ein Geschossgewicht von 40 kg und eine Mündungsarbeitsleistung von 217 mt,
2. der 21-cm-Mörser ein Geschossgewicht von 119 kg und eine Mündungsarbeitsleistung von 575 mt,
3. die 28-cm-Haubitze L/12 ein Geschossgewicht von 340 kg und eine Mündungsarbeitsleistung von 2003 mt.

Die größeren Kaliber haben eine ihrem Geschossdurchmesser entsprechende größere Mündungsarbeitsleistung, wenn gleiche Anfangsgeschwindigkeit und Geschosähnlichkeit vorausgesetzt wird. Daraus erhellt, welche Vermehrung an Geschossgewicht und Durchschlagskraft durch Vergrößerung des Kalibers zu erreichen ist.

Der deutsche Generalstab hat vor kurzem durch die Presse bekannt gegeben, er habe die Abbildungen von der Wirkung der 42-cm-„Mörser“ vor Lüttich veröffentlichen lassen und damit das Vorhandensein der Mörser nachgewiesen. Andere Abbildungen und Abmessungen der Geschütze seien nicht bekannt gegeben, und beruhten daher alle Mitteilungen auf Vermutungen und seien durchweg irrig. Nun sind tatsächlich in den Zeitungsberichten Angaben gemacht worden, die von jedem Sachverständigen sofort als unrichtig erkannt werden mußten. So ist behauptet worden, die 42-cm-Geschütze seien keine Mörser oder Haubitzen, sondern Kanonen von 21 m Länge, deren Geschützladungen 750 kg und deren größte Schußweite 44 km betrügen. Von letzterer würden aber aus Trefffähigkeitsgründen nur höchstens 20 km ausgenützt. Nach dem oben Gesagten ist es unzweifelhaft, daß die in den Photographien dargestellte Wirkung nur von Steilfeuergeschützen

hervorgebracht sein kann. Außerdem bezeichnet der Generalstab selbst die Geschütze als „Mörser“. Es handelt sich also unter allen Umständen um ein kurzes Rohr mit kleiner Ladung und demgemäß um kleine Anfangsgeschwindigkeit. Ein 42-cm-Rohr von 21 m Länge ist aber 50 Kaliber lang, gehört demnach zu den längsten Rohren, die zurzeit gefertigt werden, und würde dem Geschöß eine Anfangsgeschwindigkeit von 940 m geben. Aber selbst für diese große Geschwindigkeit wäre die Ladung von 750 kg viel zu groß.

Um die Frage zu beantworten, wie lang nun das Rohr sei, und ob es ein Mörser oder eine Haubitze sei, muß darauf hingewiesen werden, daß keine einzige andere Angabe bekannt ist als der Seelendurchmesser von 42 cm. Zur Festlegung von Maßen und Gewichten ist man deshalb auf Schlüsse nach vorhandenen Steilfeuergeschützen angewiesen. Die auf solcher Grundlage berechneten Zahlen könnten nur Anspruch darauf machen, daß sie nach den Verhältnissen der bisher bekannt gewordenen größten Kruppschen Haubitze der Belagerungsartillerie, der 28-cm-L/12, so sein könnten. Da zurzeit sichere Angaben noch nicht gemacht werden dürfen, so ist es zweckmäßig, alle mutmaßlichen Berechnungen zu unterlassen.

Danach ist auch die Frage, ob die 42-cm „Mörser“ oder „Haubitzen“ sind, müßig. Diese Unterscheidung hat zurzeit ihre Berechtigung eingebüßt. Sie stammt noch aus der Zeit der glatten Geschütze, bei denen Rohre mit etwa  $2\frac{1}{2}$  Kaliber Seelenlänge „Mörser“, mit etwa 6—8 Kaliber Seelenlänge „Haubitzen“ und etwa 11—12 Kaliber „kurze Kanonen“ genannt wurden. Gezogene Steilfeuergeschütze von nur  $2\frac{1}{2}$  Kaliber Seelenlänge gibt es nicht und kann es nicht geben. Danach müßte die Bezeichnung „Mörser“ für ge-

zogene Steilfeuergeschütze gänzlich ausscheiden. Die Kruppsche Fabrik nennt auch alle ihre Steilfeuergeschütze, obwohl ihre Seelenlänge zwischen 10 bis 16 Kaliber schwankt, „Haubitzen“. Mörser kennt sie nicht mehr. Die deutsche Artillerie nennt nur noch ihr 21-cm-Steilfeuergeschütz „Mörser“, obwohl auch dessen Seele jetzt 10 Kaliber lang ist. Das beruht noch auf altem Herkommen. Dieser Mörser, der 1870 gerade bei Ausbruch des Krieges fertig wurde und seine Feuertaufe vor Straßburg und Paris empfing, war bestimmt, die glatten Mörser zu ersetzen, und die Seele jener ersten Konstruktion war auch nur 6 Kaliber lang. Die Bezeichnung ist dann trotz aller Wandlungen der Konstruktion beibehalten worden, vielleicht mit Rücksicht auf die Lafettierung. Auch das neue österreichische 30,5-cm-Steilfeuergeschütz wird „Mörser“ genannt, obwohl es sogar 14 Kaliber lang ist. Ein einheitliches Kennzeichen für Mörser und Haubitzen der gezogenen Steilfeuergeschütze gibt es jetzt nicht mehr, und die Benennung ist in das Belieben des Konstrukteurs gestellt. Da der Generalstab diese Geschütze als Mörser bezeichnet, vielleicht wegen Übereinstimmung der Rohrlänge mit dem 21-cm-Mörser, so muß an dieser Bezeichnung festgehalten werden. Der Name sagt dem Artilleristen nichts mehr, nur die Seelenlänge, weil von ihr auf die Mündungsgeschwindigkeit geschlossen werden kann. Gleiche Seelenlänge gibt annähernd gleiche Anfangsgeschwindigkeit. So haben die Kruppschen 28-cm-, 30,5-cm- und 35-cm-Küstenhaubitzen L/16 alle 415 Sekundenmeter Anfangsgeschwindigkeit, die Kruppschen 28-cm-Haubitze L/12 der Belagerungsartillerie aber nur 340 m, der 21-cm-Mörser L/10 nur 308 m. Setzt man voraus, daß die 42-cm-Haubitze 12 oder 10 Kaliber lang ist, so ist die



Seele aber nur 5,04 oder 4,20, nicht 21 m lang.

Innerhalb dieser Grenzen muß sich auch die Anfangsgeschwindigkeit der 42-cm-Mörser bewegen, je nachdem dieselben 10 oder 12 Kaliber lang sind.

Die Wirkung der Granaten beruht nicht allein auf ihrer Durchschlagskraft. Diese ist eigentlich nur Mittel zu dem Zweck, die Sprengladung sicher dorthin zu bringen, wo sie wirken soll, in das Innere des Zieles. Ausschlaggebend ist die Größe der Sprengkraft. Das Geschöß ist dabei lediglich die sehr widerstandsfähige Hülle für die Sprengladung. Die Größe der Sprengwirkung hängt von der Menge des Sprengstoffes und seiner Sprengkraft ab. Um möglichst viel Raum zur Unterbringung großer Sprengladungen zu gewinnen, wird die Wandstärke der Granaten nur gerade so groß gemacht, wie erforderlich ist, damit das Geschöß beim Auftreffen auf widerstandsfähige Ziele nicht zerschellt. Nach Angabe Krupps beträgt die Sprengladung der Panzergranaten 10%, der Minengranaten 20% des Geschößgewichtes. Das würde also für die Minengranaten ein Sprengladungsgewicht ergeben von:

8 kg bei der schweren Feldhaubitze (15 cm),

24 kg bei dem 21-cm-Mörser,

68 kg bei der 28-cm-Haubitze,

78 kg bei einer Kruppschen 30,5-cm-Haubitze.

Das Sprengladungsgewicht der Panzergranaten beträgt nur die Hälfte, also 34 bzw. 39 kg bei der 28-cm- und einer Kruppschen 30,5-cm-Haubitze.

Trotz der großen Kaliber mit ihren großen Sprengladungen würden die ungeheueren Wirkungen der Beschießungen in diesem Kriege nicht erzielt worden sein, wenn nicht die Sprengstoff-

technik in den letzten 50 Jahren allgemein und gerade besonders auf dem Gebiete der Granatfüllungen so ungeheure Fortschritte gemacht hätte. Nicht jeder Sprengstoff, der im Bergwerk oder im Steinbruch mit großem Vorteil verwendet wird, ist zur Granatfüllung geeignet, weil für diese besondere Bedingungen erfüllt sein müssen, namentlich die unbedingte Sicherheit gegen Stoß. 1870 wurden noch alle Granaten ohne Ausnahme mit Schwarzpulver gefüllt, demselben Pulver, das als Geschützladung verwendet wurde. Seine Wirkung als Mine war völlig ungenügend. Ende der 80er Jahre wurden die Granaten mit gepreßter Schießbaumwolle gefüllt, die schon erheblich mehr leistete als Schwarzpulver. Nach dem Aufkommen der Sprengel'schen Sprengstoffe — der nitrierten Kohlenwasserstoffe — wurde die Pikrinsäure in fast allen Militärstaaten eingeführt, allerdings unter verschiedenen Namen. In Frankreich hieß sie „Melinit“, in Österreich „Ekrahit“, in England „Lyddit“, in Japan „Schimose“ und in Deutschland — „Geschößfüllung“. Pikrinsäure ist nitrierte Karbolsäure und übertrifft die Schießbaumwolle an Wirkung sehr bedeutend. Sie bedarf einer sehr kräftigen Entzündung, wenn sie ihre volle Kraft entwickeln soll. Fehlt diese aus irgendeinem Grunde, so gibt es eine nur unvollkommene Zersetzung, die sich durch gelbe Sprengwolken kenntlich macht. Nach Einführung der Pikrinsäure sind dauernd Versuche mit neuen wirksameren Sprengstoffen gemacht worden, u. a. auch mit Trinitrotoluol. Krupp nennt seine Granatfüllung „Trottyl“. Ob dies oder jenes die Granatfüllung der deutschen Granaten, insbesondere der 42-cm-Granaten ist, ist nicht bekannt, da über Art und Zusammensetzung der Sprengstoffe für die Heeresverwaltungen strengstes Geheimnis ge-

wahrt wird. Der Name tut auch nichts zur Sache, um so weniger, weil er nie auf die ausschlaggebende Zusammensetzung und den chemischen Vorgang bei der Verbrennung schließen läßt. Die veröffentlichten Bilder über die unglaublichen Zerstörungen im Forts Loucin von Lüttich geben genügend Zeugnis von der außerordentlichen Sprengkraft. Die Beschreibung der Wirkung eines Volltreffers in einem Antwerpener Fort nach den Angaben eines Berichterstatters der Frankfurter Zeitung ist vielleicht geeignet, die Vorstellung von der Leistung der 42-cm-Geschosse zu vervollständigen. „Die Granate war auf der Erddeckung unmittelbar vor einem Panzerturm aufgeschlagen, hatte die 7 m dicke Erddecke sowie eine Betonschicht von 2,2 m durchschlagen, den Panzerturm in der Höhe der Maschinerie getroffen, war quer durch denselben durchgegangen und hatte hinter ihm ein großes Loch gerissen, in dem man ein ganz gewaltiges Stück des Geschosses liegen sah. Durch die Gewalt der Explosion dieses einen Schusses war die Betondecke bis zu den nächsten Türmen infolge der plötzlich auftretenden seitlichen Verschiebung gerissen.“ Eine so weit gehende und umfangreiche Zerstörung durch ein einzelnes Geschöß ist aber nur dann möglich, wenn die Sprengladung erst dann wirkt, wenn das Geschöß die ganze ihm innewohnende Durchschlagskraft verbraucht hat. Die Sprengladung eines Geschosses wird durch den Zünder entzündet; bei den Minen- und Panzergranaten durch einen Aufschlagszünder (Az). Darunter versteht man einen Zünder, der durch den Aufschlag des Geschosses in Tätigkeit gesetzt wird. Diese Zünder beruhen auf dem Gesetz von dem Beharrungsvermögen der Körper. Im Zünder, der fest mit dem Geschöß verschraubt ist, ruht lose der

Schlagbolzen, der je nach der Einrichtung des Zünders die Zündnadel oder das Zündhütchen trägt. Während des Geschößfluges hat der Schlagbolzen dieselbe Geschwindigkeit wie das Geschöß und der Zünder. Wird diese aber plötzlich in merklichem Maße vermindert, so fliegt der Schlagbolzen vor, weil er seine Geschwindigkeit beibehält. Dadurch wird das Zündhütchen angestochen, und der Zünder tritt in Tätigkeit. Bei empfindlichen Zündern soll unter Umständen die Geschwindigkeitsverminderung genügt haben, die entsteht, wenn das Geschöß durch ein grobes Segel geht. Daraus folgt, daß die Aufschlagszünder wirken, sobald das Geschöß das Ziel nur berührt, also Augenblickszünder sind. Würde nun der Feuerstrahl unmittelbar auf die Sprengladung übertragen werden, so würde das Geschöß sofort bei Berührung mit dem Ziel springen, also oberirdisch wirken. Eine Ausnutzung des Arbeitsvermögens wäre dann nicht möglich. Oberirdische Sprengwirkung ist erforderlich und wünschenswert gegen lebende Ziele. Gegen tote, namentlich gegen widerstandsfähige tote Ziele muß die Entzündung verzögert werden, bis das Arbeitsvermögen völlig verbraucht ist. Um dies zu erreichen, wird der Feuerstrahl des Zündhütchens erst über einen Verzögerungssatz umgeleitet. In einfachster Form sind dies Röhrchen, die mit Pulversatz vollgepreßt sind. Diese müssen erst abbrennen, ehe der Feuerstrahl die Sprengladung erreichen kann. Die Zeitdauer der Verzögerung hängt von der Länge und der Stärke der Pressung des Pulversatzes ab. Man hat deren von  $\frac{1}{10}$  oder  $\frac{1}{4}$  Sekunde. Es liegt aber auf der Hand, daß diese feststehende Verzögerung für alle Fälle, namentlich beim Beschießen von Panzerzielen, nicht genügen kann. Hier treten dann die Kruppschen Kugelsicherungs-

zünder mit selbsttätiger Verzögerung je nach der Widerstandsfähigkeit des getroffenen Zieles ein. Für den Fall, daß bei Zündern mit Verzögerung Augenblickszündung gewünscht wird, ist an den Zündern eine von außen zu stellende Ausschaltung angebracht. Durch alle diese notwendigen Einrichtungen ist ein moderner Zünder ein kleines Kunstwerk für sich. Gewöhnlich sitzen die Zünder in der Geschößspitze — Kopfzünder. Bei Panzergranaten sind sie dort nicht zu gebrauchen, weil die Geschößspitze der vollen Festigkeit und Härte des Stahles bedarf zum Eindringen in Panzerdecken. Panzergranaten haben deshalb Bodenzünder.

Das Gewicht einer Maschine ist abhängig von ihrer Arbeitsleistung; je größer letztere, desto schwerer die Maschine. Dies gilt selbstverständlich auch für die Geschütze. Je größer die Mündungsarbeitsleistung des Geschosses ist, desto schwerer muß das Rohr sein, wenn

die Rohre ein und demselben Geschützsystern angehören und nach denselben Konstruktionsgrundsätzen gebaut sind. Das Verdienst und die Kunst des Konstrukteurs liegt darin, mit einem möglichst geringen Gewicht für jede Metertonne Arbeitsleistung auszukommen. Die Kruppsche Fabrik gebraucht bei ihren unbedingt gesetzmäßig entwickelten Schiffs- und Küstengeschützen 2,74 kg auf eine Metertonne Mündungsarbeitsleistung, während Armstrong etwa 4 kg gebraucht. Bei den so sehr viel kürzeren Haubitzenrohren ist mit diesem Gewicht nicht auszukommen. Die 28-cm-Haubitze der Belagerungsartillerie ist mit rund 3,1 kg für jede Metertonne konstruiert. Auf dieser Grundlage könnte das Gewicht des 42-cm-Mörserrohres berechnet werden. Für die Steilfeuergeschütze bis 28 cm einschließlich ergibt sich das Verhältnis von Mündungsarbeitsleistung, Rohr- und Lafettengewicht usw. wie folgt:

	Mündungs- arbeitsleistung	Rohrgewicht	Lafetten- gewicht	Gewicht des Geschützes in Feuerstellung
	mt	kg	kg	kg
1. 15-cm-Haubitze . . . . .	188	820	1330	2150
2. 21-cm-Mörser . . . . .	575	3000	1920	4920
3. 28-cm-Haubitze . . . . .	2003	6130	7545	13675

Rohr- und Lafettengewicht der deutschen schweren Feldhaubitze (15 cm) dürfen nicht veröffentlicht werden. Deshalb sind an deren Stelle die Gewichte der Kruppschen 15-cm-Haubitze L/14 gesetzt. Bei der Ähnlichkeit der Verhältnisse beider Geschütze können die gegebenen Zahlen von den wirklichen nicht sehr abweichen.

Die vorstehende Zusammenstellung zeigt, in wieviel höherem Maße die Gewichte steigen als die Mündungsarbeitsleistung. Sie sind durch die Vergrößerung des Kalibers zu solcher Höhe angewachsen, daß besondere Vorrichtungen für die Fortschaffung und

Aufstellung der schweren Steilfeuergeschütze erforderlich sind. Früher wurden alle Belagerungsgeschütze zum Schießen auf hölzerne Bettungen gestellt, die beim Batteriebau sorgfältig gestreckt wurden. Das Holz dazu mußte mit den Geschützen aus der Heimat mit herangeführt werden. Zwei Erfindungen der Neuzeit haben diese mühselige und zeitraubende Arbeit bei den meisten Geschützen entbehrlich gemacht. Es sind dies der Rohrrücklauf und die Radgürtel.

Bei den Rohrrücklaufgeschützen läuft nach dem Schuß nicht mehr wie früher die Lafette mit dem Rohr auf der Bettung zurück, sondern das Rohr allein



gleitet auf den Gleitschienen der feststehenden Lafette zurück. Diese letztere wird dazu durch gebremste Räder und einen Sporn unter dem Lafettenschwanz festgehalten. Mit der Schwere der Rohre nimmt dieser Sporn andere Gestalt an und wird entsprechend schwerer. Der Bettungssporn der 28-cm-Haubitze wiegt schon 860 kg. Zwischen dem beweglichen Rohr und der feststehenden Lafette ist die Bremse zur Begrenzung des Rohrrücklaufes und der Vorholer zum Wiedervorbringen des Rohres in die Feuerstellung eingeschaltet. Erstere ist allemal eine Flüssigkeitsbremse. Meist ist ihre Zylinderwand mit Zügen versehen, durch die beim Rücklauf die Flüssigkeit — Glyzerin — durchgedrückt wird. Die Bremse tritt durch den Rücklauf des Rohres in Tätigkeit und zehrt das Rücklaufsarbeitsvermögen des Rohres auf. Die Vorholer sind bei den kleineren Kalibern, also der 15-cm-Haubitze, meist Federvorholer, bei den größeren aber Druckluftvorholer. Durch den Rücklauf des Rohres wird die Feder gespannt oder die Luft zusammengedrückt. Nach Beendigung des Rücklaufes entlasten sich beide durch Vorschieben des Rohres. Die mannigfachen großen Vorteile des Rohrrücklaufes hier auseinanderzusetzen, würde zu weit führen. Es genügt für jetzt, darauf hinzuweisen, daß das Feststehen der Lafette, die die Unterlage für das zurücklaufende Rohr bildet, jede Bettung für Haubitzen, die aus Lafetten mit Fahrrädern schießen, entbehrlich macht. Die Kruppsche 28-cm-Haubitze L/12 schießt nach allem, was darüber bekannt geworden ist, ohne Bettung vom gewachsenen Boden aus. Der österreichische 30,5-cm-Mörser benutzt, obwohl er ein Rohrrücklaufgeschütz ist, eine Bettung, denn die Batterie führt Bettungswagen mit sich. Von den hier in Rede stehenden Geschützen ist der

21-cm-Mörser das einzige, das kein Rohrrücklaufgeschütz ist, weil es zu einer Zeit hergestellt ist, wo der Rohrrücklauf auf so schwere Belagerungsgeschütze noch nicht übertragen war. Deshalb feuert der 21-cm-Mörser noch von einer Holzbettung. Es ist indessen nicht ausgeschlossen, daß ein Teil der jetzt in großer Menge tätigen 21-cm-Mörser neuerer Konstruktion nach dem Rohrrücklaufprinzip ist. Die größere Menge wird aber kein Rohrrücklaufgeschütz sein.

Eine notwendige Ergänzung des Rohrrücklaufes für das Feuern vom gewachsenen Boden sind die Radgürtel, die das Einsinken der Räder unter der großen Last selbst in günstigen Boden verhindern. Es ist dabei zu berücksichtigen, daß die Last der 28-cm-Haubitze über 13,5 t, d. s. 270 Zentner, beträgt, die sich auf 3 Stützpunkte, die beiden Räder und den Bettungssporn, verteilt, wovon die ersteren den größeren Teil tragen.

Die Radgürtel bestehen aus einem inneren Gürtel, an dessen Gelenke die Holzschuhe des Außengürtels angehängt sind. Der innere Gürtel wird von Stahlgliedern mit U-förmigem Querschnitt, der äußere aus Holzschuhen gebildet, die mit Stahlblech bekleidet sind. Die Holzschuhe haben eine solche Breite, daß sie beim Schießen, besonders in Verbindung mit untergelegten Rohrmatten, wie eine Bettung wirken. Innen- und Außengürtel überbrücken beim Fahren ihre Stöße wechselseitig, so daß das Arbeiten des Radgürtels dem fortschreitenden Unterlegen von Bohlenstücken von der zweibis dreifachen Holzschuhlänge unter die Räder gleichkommt. Das Einsinken der Räder in weichem Boden wird durch die Gürtel verhindert und das Fahren außerordentlich erleichtert. Anlegen und Abnehmen der Radgürtel ist schnell und leicht ausführbar. Ein Radgürtelpaar für die beiden Lafettenräder der 28-cm-Hau-

bitze wiegt 1165 kg, und je zwei Paar verlangen zu ihrer Fortschaffung einen eigenen Wagen.

In der vorstehenden Kennzeichnung der Radgürtel sind schon die Vorteile hervorgehoben, die sie auch beim Fahren leisten. Sie gestatten, recht bedeutende Gewichte über Gelände zu fahren, die früher nicht benutzbar waren. Die schwere Feldhaubitze — 15-cm — wird trotz des Gewichtes von etwa 2150 kg mit eingelegtem Rohr fortbewegt; bei allen schwereren Kalibern muß aber das Rohr aus der Lafette genommen und auf einem besonderen Rohrwagen fortgeschafft werden, weil Rohr und Lafette zusammen zu schwer sind. Natürlich ist das Umladen des Rohres umständlich und zeitraubend und verzögert die Feuerbereitschaft des Geschützes. Deshalb ist es ein besonderer Vorzug der schweren Feldhaubitze, daß die Gewichte von Rohr und Lafette in solchen Grenzen gehalten sind, daß das Umladen nicht nötig ist. Die französische 15,5-cm-R-Haubitze genießt diesen Vorteil nicht. Das Umladen der schweren Rohre ist durch den Rohrrücklauf sehr vereinfacht und erleichtert worden. Das Rohr der Lafettenrücklaufgeschütze muß aus dem Schildzapfenlager gehoben und dann auf den Rohrwagen niedergelegt werden, wozu für schwere Rohre ein starkes Hebezeug mitgeführt werden muß. Rohrrücklaufrohre haben keine Schildzapfen, denn sie gleiten mit Klauen auf den Schienen der Lafetten zurück. Der Rohrwagen hat die gleichen Schienen und wird zum Umladen des Rohres so an die Lafette herangeschoben und an ihr befestigt, daß seine Gleitschienen die Fortsetzung der Lafettengleitschienen sind. Nach Lösung der Verbindung zwischen Rohr und Bremse wird das Rohr vermittle eines Rollenzuges schnell und leicht überführt. Durch die Rohrwagen wird eine

gute Fahrbarkeit und Beweglichkeit erreicht. Der beladene Rohrwagen der 28-cm-Haubitze L/12 wiegt rund 9 t oder 180 Zentner, das Lafettenfahrzeug ohne Rohr fast 8 t oder 160 Zentner.

Die Gewichte der großen Kaliber sind trotzdem noch so bedeutend, daß sie mit Pferden nicht fortbewegt werden können. Nur die Fahrzeuge der 15-cm-Haubitz- und der 21-cm-Mörserbatterie sind noch mit Pferden bespannt, und zwar mit Pferden schweren Schlages. Alle schwereren Geschütze werden durch mechanischen Zug bewegt. Dazu können benutzt werden: Lastkraftwagen, Straßenlokomotiven u. a.

Zum Schluß muß noch etwas über die Kosten eines Schusses aus der 42-cm-Haubitze gesagt werden, weil darüber verschiedene, ohne weiteres nicht verständliche und zum Teil übertriebene Angaben gemacht werden. Man spricht von 31 500 und sogar 48 000 M. für jeden Schuß. Diese Angaben sind vollständig willkürlich, da weder die Preise der Munition, von der natürlich die Stahlgeschosse am teuersten sind, noch die von Rohr und Lafette, Rohrwagen usw. bekannt sind. Sie können überhaupt nur ernsthaft besprochen werden, wenn in ihnen die Kosten für die Abnutzung von Rohr und Lafette durch den Schuß anteilsweise enthalten sein sollen, denn das Geschöß mit Sprengladung und Zünder und die Kartuschhülse mit Geschützladung und Zündhütchen kosten auch nicht annähernd so viel. Um aber den Anteil der Tilgungskosten für Rohr und Lafette berechnen zu können, muß neben dem Preis beider auch deren Lebensdauer bekannt sein, was nicht der Fall ist. Gerade über die Lebensdauer des Rohres sind viele Irrtümer verbreitet. Insbesondere ist es nicht einwandfrei, daß die Abnutzung des Rohres im Verhältnis zur Reibung

des Geschosses im Rohre stehen soll. Wäre dies richtig, so müßten die Haubitzen- und Mörserrohre die kürzeste Lebensdauer haben, weil in ihnen infolge des großen und schnell ansteigenden Dralles der Züge die Reibung der Geschosse am größten ist. Aber gerade das Umgekehrte ist der Fall; die langen Kanonenrohre nutzen sich schneller ab als die Haubitzen- und Mörserrohre. Nicht die Reibung des Geschosses im Rohr ist die Veranlassung, sondern die Ausbrennung des Stahles im Ladungsraum und am Übergangskegel. In all diesen Rohren wird Nitroglyzerinpulver verbrannt, dessen Verbrennungswärme etwa  $2800^{\circ}\text{C}$ , also höher als die Schmelztemperatur des Stahles von  $13\text{ bis }1400^{\circ}\text{C}$ , ist. Der Stahl wird durch die Hitze angegriffen. Dazu kommt noch, daß Stichflammen der Ladung zwischen Seelenwand und Geschosboden mit großer Schnelligkeit und Gewalt eindringen und rein mechanisch wirken. Ist durch diese gemeinsame Arbeit erst ein Angriffspunkt durch Zerstörung der spiegelglatten Stahloberfläche geschaffen, so werden in kurzer Zeit tiefe Rillen in den Stahl gefressen, die alle mit der Seelenachse gleichlaufen. Diese Rillen werden mit der Zeit so tief, daß man den Finger hineinlegen kann. Dadurch leidet im Laufe der Zeit die Trefffähigkeit des Rohres, und dies führt zu dessen Unbrauchbarkeit. Dadurch und nicht etwa durch Springen werden die Rohre unbrauchbar. Es liegt nun auf der Hand, daß die Ausbrennungen in Kanonenrohren mit großer Ladung schneller auftreten und zunehmen als in Haubitzen- und Mörserrohren mit kleinen Ladungen, und zwar nimmt

auch bei Kanonen die Lebensdauer ab mit der Zunahme des Kalibers. Einzelne Feldkanonenrohre waren noch nach 6000 Schuß brauchbar, für die schweren Kanonenrohre werden durchschnittlich 100 Schuß angenommen. Die neuen englischen Schiffsgeschütze von 34 und 38 cm sollen sogar nur 80, die Kruppschen dagegen 250 aushalten. Die Haubitzen haben eine wesentlich längere Lebensdauer und werden den Krieg schon überdauern.

Die Erzählung, daß die Kruppsche Fabrik bei Ausbruch des Krieges diese Haubitzen als willkommenes Geschenk der deutschen Heeresverwaltung dargebracht haben soll, ist ein Märchen. Dieses Geschütz ist gerade so entstanden wie alle übrigen deutschen Geschütze. Die Größe der notwendigen Durchschlagskraft war aus der Stärke der Panzerbefestigungen bekannt, ebenso die Größe der Schußweite. Daraus sind diese Rohre in gemeinsamer Arbeit der zuständigen Behörden der Heeresverwaltung und der Kruppschen Fabrik entstanden, von ersteren geprüft und von letzterer gefertigt. Die Mannschaften der Fußartillerie-Schießschule oder vielleicht Versuchskompanie der Artillerie-Prüfungs-Kommission sind daran ausgebildet und bedienen es jetzt.

Dieser Hergang ändert nichts an dem großen Verdienst der Kruppschen Fabrik, sich in jahrhundertlanger Arbeit zu solcher Höhe entwickelt zu haben, daß sie solche Leistungen wie selbstverständlich hervorzubringen vermag. Dieses Hand-in-Hand-Arbeiten der Behörden mit der Privatfabrik hat wie bisher so auch in diesem Falle herrliche Früchte dem Vaterlande gezeitigt.



## Deutschland und der Heilige Krieg.

### I. Erwiderung.

Von C. Snouck Hurgronje.

In einem unter obigem Titel im diesjährigen Februarheft dieser Zeitschrift erschienenen Aufsatz nimmt Prof. C. H. Becker Stellung gegen meinen holländischen Artikel über denselben Gegenstand. Handelte es sich dabei bloß um Meinungsverschiedenheit, so würde ich zunächst dazu schweigen; ich weiß, daß und warum es mir augenblicklich nicht gelingen würde, B. zu überzeugen, und an der Erhaltung der Freundschaft, die mich seit vielen Jahren mit ihm verbindet, liegt mir zuviel, als daß ich durch eine nutzlose Fortsetzung der Diskussion die vorhandene Verstimmung vermehren möchte. Ich will nur einige Mißverständnisse zu beseitigen suchen, deren Fortbestehen sowohl die Fragestellung als unser persönliches Verhältnis trüben würde.

In meinem Artikel habe ich durch Mißverständnis des Satzbaus einen Ausdruck Beckers in seiner Broschüre „Deutschland und der Islam“ unrichtig so gedeutet, als hätte Becker seine frühere Beurteilung der offiziell-deutschen Betonung des türkischen Kalifats als einen Fehler auf seine damalige Unkenntnis zurückgeführt. B. hatte tatsächlich gesagt, er habe jene Betonung früher als einen Fehler aus Unkenntnis beurteilt, sei aber jetzt durch die Darlegung des Fürsten von Bülow eines Besseren belehrt worden. Sobald man mich auf diesen Irrtum aufmerksam gemacht hat, habe ich mich beeilt, denselben in der Vorrede zur zweiten Ausgabe meines „Nederland en de Islam“ zu berichtigen, und zwar ohne den Eindruck der Berichtigung durch irgendeine An-

merkung über ihren Mangel an sachlicher Bedeutung zu schwächen. Wenn nun aber B. seinen Lesern, die meinen Artikel wohl meistens nur aus B.s Wiedergabe kennen, die Sache so darstellt, als bildete dieser mißverständene Satz „den Hauptbeweis“, aus welchem ich B.s „Bekehrung“ konstruiert hätte, und als hätte ich ihm auf so nichtigem Grund vorgeworfen, er habe sein wissenschaftliches Gewissen dem politischen Fanatismus geopfert, so muß ich gegen diese ganze Reihe von sachlichen Mißverständnissen doch wenigstens ebenso energisch protestieren, wie es B. gegen meine wesentlich formelle Mißdeutung tut. Zunächst bleibt es trotz der Berichtigung meiner Interpretation wahr, daß B. seine Beurteilung jener offiziellen Äußerung in letzter Zeit geändert hat. Und für die stattgefundene Modifizierung von Beckers Bewertung der Ideen des Kalifats und des Djihad habe ich aus B.s früheren Schriften zwei andere nicht zu mißdeutende Belege angeführt — ich hätte dieselben leicht vermehren können —, über welche B. in seiner Wiedergabe meines Artikels hinweggeglitten ist. Bei einem Islamkenner wie Becker stellen sich selbstverständlich einer solchen von politischen Motiven der Gegenwart inspirierten Sinnesänderung wissenschaftliche Skrupeln entgegen, und das gereicht ihm zu Ehren. Darauf habe ich hingewiesen, und daraus macht nun B.s Interpretation, ich werfe ihm vor, er habe dem politischen Fanatismus sein wissenschaftliches Gewissen geopfert!

Ich müßte die Grenzen einer Erwiderung überschreiten, wollte ich alle Fälle

aufzählen, wo B., sei es durch Gereiztheit, sei es durch Mangel an Vertrautheit mit der holländischen Sprache, meine Äußerungen unrichtig wiedergibt. Während des jüngsten Krieges zwischen Italien und der Türkei brachte „Das Freie Wort“, Jahrg. II, Nr. 16, einen Artikel M. Hartmanns, eine scharfe Warnung gegen gewisse panislamistische Agitatoren, welche durch Verbreitung von gedruckten Kundgebungen für die Verkündigung eines allgemeinen Dihad Stimmung zu machen suchten. Hartmann bezeichnete diese Eiferer als „die Macher in Berlin“ und zitierte einen Artikel der Vossischen Zeitung, in welchem es hieß, dieselben hätten in einem Hause in Berlin W. ihre Konferenz abgehalten. In meinem Referat aus Hartmanns Aufsatz habe ich auch diese, übrigens ziemlich gleichgültige, Angabe reproduziert. Das heißt nun in B.s Wiedergabe: „Wenn während des Tripolisfeldzuges ein deutscher Gelehrter vor dem Dihad warnt, so ist es für Sn. H. ausgemacht, daß der Sitz der Agitation in Berlin ist.“ Und dieses von B. völlig mißverständene Referat ist nun sein Hauptbeweis dafür, „daß er (Sn. H.) dann auch deutsche Schriften nur noch durch die Brille seiner vorgefaßten Meinung zu lesen vermochte und seine Ahnungen in diese hineininterpretieren mußte“.

In kindlicher oder böswilliger Weise hätte ich nach B.s Darstellung der deutschen Islam- oder Türkenpolitik vorgeworfen, daß sie mit der jeweiligen türkischen Regierung Freundschaft gehalten habe. Einen solchen Vorwurf habe ich aber gar nicht ausgesprochen. Meine Bedenken richteten sich gegen die vielen deutschen Schriftsteller, welche neuerdings unermüdlich betonen, nur in Deutschland hätten der von anderen Völkern und Regierungen verkannte Islam und die von anderen Seiten in un-

gerechter Weise unterschätzten Türken die richtige Würdigung gefunden. Gegen dieses unberechtigte Selbstlob spricht die ganze Entwicklungsgeschichte der deutschen Beziehungen zur Türkei und sprechen die zahlreichen recht ungünstigen Beurteilungen des Kulturwertes des Islams und des Türkenvolkes, welche in Deutschland wie anderwärts aus den Kreisen der Wissenschaft, der Kolonialpolitik, der Mission usw. genommen wurden. Ich mußte also hervorheben, wie die deutsche Politik von ganz anderen Motiven als den einer spezifischen Sympathie für den Islam und die Osmanen abhängig war, und ich mußte antiislamische und antitürkische Äußerungen von deutschen Schriftstellern zitieren, welche mit meinen eigenen Ansichten nichts zu tun hatten. Daraus macht B., ich hätte Urteile von notorischen Islamhassern, ohne sie selbst anzunehmen, „mit Freuden“ verwertet.

Das Zukunftsbild des deutsch-türkischen Bundes, wie es die von mir besprochenen deutschen Schriftsteller ausmalen, schließt nach meiner Überzeugung eine ausgesprochene Abhängigkeit der Türkei von Deutschland in sich. Kein Staatsmann und kein Historiker wird es ohne ein solches Abhängigkeitsverhältnis für möglich halten, daß das in materieller sowie in intellektueller Hinsicht so unendlich überlegene Deutschland die Aufgabe der notwendigen Reformierung des türkischen Staatswesens auch nur in Angriff nähme, geschweige denn vollführte. Ob nun die Rolle Deutschlands für den vorausgesetzten Fall als die des Vormundes, des Protektors oder wie auch anders bezeichnet wird, scheint mir nebensächlich, und jedenfalls liegt in jenen Bezeichnungen nichts Verwerfliches, denn je mehr das Verhältnis den Charakter der Vormundschaft oder des Protektorats erlangen

würde, um so höher wäre seine moralische Bedeutung, viel höher jedenfalls als die eines politischen Bündnisses auf der Grundlage der fiktiven Gleichheit. Wie dem aber auch sei, B. hatte nicht das Recht, meine Schlußfolgerung folgendermaßen zu resumieren: „Sn. H. aber traut alles dem politischen Fanatismus Deutschlands zu. . . . Auch hier übernimmt er nur ein Stichwort unseres Gegner.“

B. hat sich also für mein Mißverständnis der Konstruktion eines Satzes von ihm durch Ausübung eines mehrfachen *jus talionis* Satisfaktion verschafft. Viel schlimmeres Unrecht tut er mir aber, indem er meinen Artikel als eine Schmäh-schrift gegen die deutsche Politik bezeichnet und hinzufügt, ich hätte die englischen Unterstellungen übernommen, die Ausstreuungen der Gegner Deutschlands für wissenschaftlich korrekt gehalten, wäre der englisch-französischen Hetzarbeit, der englisch-französischen Hypnose erlegen. Dementgegen darf ich feststellen, daß ich bis zum heutigen Tag weder direkt noch indirekt auch nur von einer Zeile jener von B. genannten und fleißig zitierten deutschfeindlichen Literatur Kenntnis genommen habe. Keine Nummer von Times, Morning Post usw. ist mir zu Gesicht gekommen, und in holländischen Zeitungen habe ich Wiedergaben von englischen und französischen Artikeln über die Islampolitik ebensowenig angetroffen wie die Anklage gegen die türkische Zeitung Tanin, gegen welche diese sich nach Beckers Mitteilung gewehrt haben soll. So gar Bérard, der mich nach B. beeinflusst haben soll, kenne ich bloß aus ein paar Zitaten M. Hartmanns. Für solche Lektüre habe ich weder Zeit noch Lust. Bei ruhiger Betrachtung wird mir B. zugestehen müssen, daß ich zum Schreiben meines Artikels derartige Quellen

nicht brauchte, und wird er einsehen, daß meine Darlegung anders nichts enthält als die Anwendung der seit Jahrzehnten von mir vertretenen Ansichten, denen B. selbst früher beistimmte, auf die jüngsten Ereignisse.

Eine Kritik des neuerdings inszenierten Dihad nach dem Maßstabe der Scheria habe ich nicht geliefert. Wie sich übrigens eine Minorität von Jungtürken die Idee des Religionskrieges mündgerecht gemacht hat, ist völlig gleichgültig. Diejenigen Schichten der muslimischen Gesellschaft, an welche sich der Aufruf zum allgemeinen Dihad richtet und für welche allein derselbe überhaupt eine Bedeutung gewinnen kann, denken sich dabei dasselbe, was sich ihre Ahnen dabei gedacht haben, und darauf, nicht auf einen modernisierten Heiligen Krieg ist der Wortlaut der Fetwas und des Manifestes, sowie die ganze daran geknüpfte Literatur berechnet, obgleich gewisse sonst übliche Termini, zur Schonung der Bundesgenossen, in den offiziellen Dokumenten vermieden worden sind. Dies würde B. besser verstehen, wenn er, wie Schreiber, dreißig Jahre lang mit Muslimen verschiedener Nationen und aller Klassen der Gesellschaft intimen Verkehr gepflegt hätte. Die Vornehmen, die Intellektuellen, die Kaufleute, sind allenthalben den Ideen des Kalifats und des Dihad's entfremdet und abgeneigt und auch für eine jungtürkische Neuschöpfung derselben wenig empfänglich. Wirklichen Anklang findet ein Aufruf wie der von Konstantinopel ausgegangene nur beim Pöbel und bei den Reaktionären unter den Schriftgelehrten. Als Effekt kann man daher höchstens von fanatischen Banden angestiftete lokale Unruhen und Morde erwarten. Bei andauernder ungestörter Propaganda wäre es immerhin möglich, in muslimischen Ländern unter nicht-



muslimischer Regierung zwischen der Bevölkerung und ihren Verwaltern Mißhelligkeiten zu erzeugen.

So komme ich auf die Hauptsache. Ein allgemeiner Aufruf zum Djihad schließt u. a. den ernstesten Versuch in sich, die namentlich in der späteren Zeit sehr günstigen Verhältnisse der Mohammedaner Niederländisch-Indiens zum niederländischen Volke und seiner Regierung zu verderben. Etwaiger Zweifel daran wird durch die in der Türkei veröffentlichten Flugschriften und Zeitungsartikel aufgehoben. Zwar dürfen wir im Vertrauen auf unsere Erziehungspolitik solchen Versuchen gegenüber gutes Mutes sein, aber es ist leider nicht weniger wahr, daß böse Einflüsse, wo ihrer Wirkung der freie Lauf gelassen wird, sich unter den Menschen leichter verbreiten als gute, und daß die Entfesselung fanatischer Leidenschaft leichter ist als ihre Einschränkung. Wir verzweifeln keineswegs an dem Gelingen unserer großen Kulturarbeit, aber trotzdem können wir den rohen Angriff nicht gelassen hinnehmen. B. will in solcher Entrüstung einen Widerspruch finden mit unserer Überzeugung, daß wir in der Kolonialpolitik das Richtige getroffen haben. Mit Unrecht; auch die Siegesgewißheit eines kriegführenden Volkes setzt nicht hinweg über die Entrüstung über jede neue gegen eine von seinen Lebensadern gerichtete Maßnahme des Feindes.

Die Türkei, welche sich seit Menschengedenken auch in der schwersten Not nie zu einem an alle Mohammedaner der Welt gerichteten Aufruf zum Glaubenskrieg erdreistet hat, faßte zu diesem Schritt erst den Mut, nachdem sie Deutschland zum Bundesgenossen hatte und von deutscher Seite vielfach dazu aufgefordert war. Kann man es unter diesen Umständen einem Niederländer

verargen, wenn er trotz seiner intimen Beziehungen zu Deutschland und den Deutschen einen Protest gegen diese Islampolitik veröffentlicht? Einem Niederländer, der sich während des besten Teiles seines Lebens mit der Islamfrage praktisch und theoretisch intensiv beschäftigt hat und dessen Augenmerk dabei immer auf die Förderung einer freundlichen Annäherung zwischen der Welt des Islam und der unsrigen gerichtet war? Ich denke, wenn meine deutschen Freunde sich diese Frage einmal ruhig überlegen und dabei den in diesen Zeiten ihnen vielleicht schwer fallenden Versuch machen, sich einen Augenblick in den Gedankengang eines Fremden hineinzudenken, so werden sie dieselbe unbedingt verneinen müssen, auch wenn es ihnen nicht möglich wird, sich meinen Darlegungen anzuschließen. Wäre es mein eigenes Vaterland, welches in schwieriger Lage zu einem ähnlichen Mittel gegriffen hätte, so würde ich dagegen noch viel heftiger protestieren.

Becker schreibt, die deutschen Islamforscher hätten mich schlechthin als einen der Ihrigen betrachtet. Das rechne ich mir zur großen Ehre, wenn dabei Raum bleibt für alle Meinungsverschiedenheiten und für eine eigene, mit den vaterländischen Lebensinteressen rechnende Beurteilung praktischer Fragen von so großer Tragweite wie die hier verhandelten. Ein fataler Konkursus der Ereignisse hat nun einmal in der letzten Zeit eine deutsche Islampolitik gezeitigt, welche auch von meinen deutschen Fachgenossen vor kurzer Zeit noch für unmöglich gehalten wäre. Gegen diese energisch zu protestieren, habe ich als meine Pflicht als niederländischer Islamforscher betrachtet. Niemand, und am allerwenigsten ein Freund, darf mir das Recht dazu streitig machen. Hat mich das Mißbehagen wegen der Gefährdung

meines Lebenswerkes zu unnötiger Schärfe verführt, so bitte ich meine deutschen Freunde, die Versicherung anzunehmen, daß diese nicht von mir beabsichtigt war.

Über das, was die Jungtürken des Komitees mit dem Namen „Djihad Akbar“ bezeichnen — vom Leben geprägt ist dieser Sprachgebrauch deswegen noch nicht —, werden Becker und ich in der nächsten Zeit noch wohl verschiedener Ansicht bleiben. Die Bedeutung, welche dieser Ausdruck gehabt hat, fast solange der Islam besteht, braucht man nicht in der persisch-türkischen Derwischsprache (Becker, Sp. 648) zu suchen. Einer uralten Überlieferung nach

soll der Prophet, jedesmal wenn er von einer Razzia zurückkehrte, zu seinen Genossen gesagt haben: „Jetzt kehren wir vom kleineren zum größeren Djihad (zum Djihad Akbar) zurück.“ Und auf die Frage der Genossen, was denn dieser Djihad Akbar sei, habe er geantwortet: „Das ist die Bekämpfung der eigenen Leidenschaft.“ Diese Tradition ist auch jetzt noch in der ganzen muhammedanischen Welt bekannt, und man wird dort nicht müde, dieselbe zu zitieren und zu erklären. Wie schön wäre es, wenn Becker und ich uns dahin verständigen könnten, auch unsrerseits zu diesem Djihad Akbar zurückzukehren.

## II. Schlußwort.

Von C. H. Becker.

Ein versöhnlicher Ton und ein ehrlicher Wille zur Verständigung entwaffnen auch berechtigten Unmut, und ich will gewiß nicht weniger entgegenkommend sein als mein Gegner; ist es mir doch schon schwer genug gefallen, einem Mann, dem ich so viel verdanke, öffentlich entgentreten zu müssen. Unsere Meinungsverschiedenheit war weniger wissenschaftlicher als politischer Natur, und deshalb wird keiner den anderen überzeugen; aber man kann sich gegenseitig die subjektive Berechtigung zuerkennen, wodurch der Diskussion die persönliche Schärfe genommen wird.

Jeder, der unbefangen die Sn. H.sche Schrift, ja, wer nur den für sich selbst sprechenden Titel „Heilige Oorlog made in Germany“ las, der wußte, daß hier eine politische Kampfschrift gegen die deutsche Islampolitik vorlag — nicht etwa gegen einige deutsche Broschüren —, daß hier ein Kritiker

sprach, der mit den alten Mitteln des politischen Kampfes, mit Nachweis von Widersprüchen beim Gegner, mit Zitaten und mit Witzen die Lacher auf seine Seite zu bringen versuchte. An diesem Tatbestand kann keine nachträgliche Umdeutung etwas ändern. Mangelndes Verständnis des Holländischen war an dieser Auffassung nicht schuld; denn mehrere Holländer, die ich sprach, darunter ein angesehener Kollege Sn. H.s, hatten den gleichen Eindruck. Sn. H. sagt uns jetzt, daß diese Wirkung nicht gewollt war. Ein Mann von seinem Ansehen mußte aber wissen, daß sein Urteil auch in politischen Fragen gewertet wird, und ganz besonders in einer Zeit, in der Europa in Flammen steht. Das Lob, das ihm der Temps vom 20. Januar dankbar gespendet hat, kann ihn darüber belehren, wo man ihn als Eideshelfer willkommen hieß. Wir Deutsche mußten umgekehrt das Gefühl haben, daß in schwe-

rer Zeit einer unserer besten Freunde uns plötzlich in den Rücken fiel.

Dabei ist es keinem von uns eingefallen, dem Neutralen in einer Frage, die sein Fachgebiet nahe berührte, den Mund verbieten zu wollen, wenn man auch erwarten durfte, daß ein „befreundeter“ Neutraler sich nur mit der den Umständen entsprechenden Rücksicht äußern oder, wenn ihm das nicht möglich war, dann bei der offenkundigen Unmöglichkeit, jetzt mitten im Kriege durch sein Urteil irgend etwas zu erreichen, die Kritik bis nach dem Kriege zurückstellen werde. Sn. H. hat es für richtig gehalten, eine unfreundliche Kritik zu üben, die selbst die Person unseres Kaisers mit leichtem Spotte streifte. Dabei glossiert er das Wort von der „ewigen“ Freundschaft des Kaisers für die Muhammedaner (S. 143 Anm.). Sn. H.s Vorlage ist hier die auch sonst wenig glückliche Broschüre Grothes, aber Grothe zitiert falsch. Der Kaiser hat von „alle Zeit“ gesprochen, was dem Deutschen ganz anders klingt. Der Spott der Franzosen hat dann daraus sofort das lächerliche „éternel“ gemacht. Außerdem hatte die Kritik eine so fatale Ähnlichkeit mit der namentlich von französischen Schriftstellern schon lange vor dem Kriege ausgegebenen Parole, daß es der Selbstaussage Sn. H.s bedurfte, um den Verdacht einer inneren Abhängigkeit zu beseitigen, zumal er den Hauptvertreter dieser Gattung, Bérard, selbst zitiert (S. 142). Nicht, als ob Sn. H. von Bérard und Genossen orientalistisch etwas hätte lernen können — vielmehr hat Bérard mit Erfolg Sn. H. studiert. Diese Leute sind aber die Hauptvertreter der „Histoire contemporaine“ und haben die politische Auffassung der Entente-*presse* gemacht. Nun sind wir doch alle von der Hypnose der öffent-

lichen Meinung mehr oder weniger abhängig. Die holländische öffentliche Meinung, namentlich die der Gelehrtenkreise, ist doch, wie wir es täglich mit Schmerz erleben, den langjährigen raffinierten Einflüssen der Entente-*presse* in hohem Maße erlegen. Die Nutzanwendung auf Sn. H. lag auf der Hand. Daß er, wie sich jetzt herausstellt, die besagte politische Literatur nicht kennt, hat mich sehr verwundert; denn seit Jahren wird in ihr die sogenannte „Islampolitik Deutschlands“ diskutiert. Hätte Sn. H. sie gekannt, so hätte er die Wirkung seiner Kritik voraussehen können. So hat er sich ahnungslos in eine Gesellschaft begeben, deren politische Ziele er offenbar nicht teilt. Wäre er orientiert gewesen, so hätte er sich wohl anders ausgedrückt; denn dem Inhalt, wie vor allem dem Ton nach, schien die Sn. H.sche Arbeit in diesen Schriftenkreise zu gehören. C'est le ton qui fait la musique. Wer nur mein Referat gelesen, bekommt keinen Eindruck von diesem Ton, und nur der Eingeweihte kann das bedauerliche Zitatenspiel Sn. H.s ganz würdigen.

Wie man in den Wald hineinruft, so schallt es zurück. Daß solche Methoden Mißverständnisse auslösen, ist selbstverständlich, und ich kann in der „Erwiderung“ wieder neue Mißverständnisse nachweisen. Eine weitere Diskussion darüber ist aber wohl zwecklos. Aber ich kann es nicht unwidersprochen lassen, daß es „völlig gleichgültig“ sei, „wie sich eine Minorität von Jungtürken die Idee des Religionskrieges mundgerecht gemacht hat“, wenn diese Minorität die türkische Regierung ist. Ein sprach- und sachkundiger Mitkämpfer in Syrien schreibt mir übrigens, daß das Fetwa durchaus der Volksstimmung entspreche und der Dihad dort nicht als Glaubenskrieg, sondern



als Kampf gegen England aufgefaßt werde. Andererseits will ich gern hervorheben, daß ich Sn. H. zu Unrecht für „die Hetzer in Berlin“ verantwortlich gemacht habe. Martin Hartmann hat einigen unverantwortlichen Schwätzern wohl zu viel Ehre angetan. Mein Vorwurf stützte sich aber nicht allein auf diese Stelle, sondern auf die Konstatierung meiner „Bekehrung“. In diesem von Sn. H. gewählten Worte liegt eine Kritik, die ich nicht verdient habe. Daß die jungtürkische Politik von 1907/08 anders beurteilt sein will als die nach dem Balkankriege, daß die Islampolitik in afrikanischen Kolonien etwas anderes ist als in der Türkei, daß die politische Benutzung des Islam im Weltkriege eine andere sein darf, ja muß, als im Frieden, ist jedem, der nicht zur Widerlegung seines Gegners nach „Bekehrungen“ sucht, ohne weiteres klar. Ich bin über die anderen Zitate „hinweggeglitten“, weil in ihnen für mich nicht einmal formell ein Widerspruch lag und liegt. Wäre die erste Schrift Sn. H.s auf den versöhnlichen Ton der „Erwiderung“ gestimmt gewesen, so wäre uns allen viel Schmerzliches erspart geblieben.

Wenn Sn. H. nur gegenüber einigen deutschen Äußerungen beweisen wollte, daß die deutsche Politik „von ganz anderen Motiven als denen einer spezifischen Sympathie für den Islam und die Osmanen abhängig war“, so brauchte er dafür wirklich keine so umständliche Beweisführung. Schon Fürst Bülow hatte gesagt, daß unsere Beziehungen zur Türkei „nicht sentimentaler Natur“ waren; damit hatte Sn. H. den Gegenbeweis von autoritativster Seite, und ich hatte in meiner Broschüre „Deutsch-türkische Interessengemeinschaft“ S. 19 ausgeführt: „Wir wollen uns hier nicht besser machen als wir sind — auch uns trieb

nationaler Egoismus —“, und S. 23 war von Deutschland und der Türkei gesagt, „daß gesunder nationaler Eigennutz diese beiden Völker zusammenführen muß“; da hatte er einen Beweis aus den Kreisen der ernsten Wissenschaft. Waren da andere, aus der Kriegsstimmung erklärliche Hyperbeln von Journalisten und Dilettanten wirklich der Aufmerksamkeit eines ernsten Forschers wert? Den ebenso nüchternen türkischen Standpunkt hat übrigens kürzlich in unübertrefflicher Weise „Un ancien Grand Vézir“ in „La Revue Politique Internationale“, November/Dezember 1914, S. 351 ff., zur Darstellung gebracht.

Zum Schluß möchte ich aber meinem verehrten Gegner doch den Beweis erbringen, daß wir fremde Standpunkte auch in dieser erregten Zeit wohl zu würdigen wissen, und daß deutsche Gelehrte noch nicht so völlig den Kopf verloren haben, wie man sich das in Holland und England — siehe Haldane — gern vorstellt. Das Niederdrückende an Sn. H.s Angriff war die Tatsache, daß man bei der gewählten Form objektiver wissenschaftlicher Betrachtung die Motive seines Vorgehens nicht gleich begriff. Seitdem aber Sn. H. seinen Aufsatz auch als Schlußkapitel eines kolonial-politischen Buches hat erscheinen lassen, und nachdem er die in seinem ersten Aufsatz recht verhüllte Beziehung zur holländischen Kolonialpolitik in vorliegender Erwiderung offen als Motiv seines Handelns bezeichnet hat — jetzt sind auch wir gern bereit anzuerkennen, daß Sn. H. allerdings in einer gewissen Notlage gehandelt hat, die auch ein schärferes Auftreten entschuldbar erscheinen läßt.

Nach vielen Irrungen und Schwankungen ist die holländische Kolonialverwaltung bei einer liberalen und ver-

ständnisvollen Behandlung der Muhammedaner gelandet. Sn. H. ist der wissenschaftliche Vater dieser Politik. Aber es gibt eine mächtige politische Partei in Holland, die sogenannten Antirevolutionären, die mit dieser Politik durchaus nicht einverstanden sind. Bis in die letzten Jahre hinein ist Sn. H. in Presse und Parlament lebhaft befehdet worden. Er ist immer dafür eingetreten, daß die kriegerischen Lehren des Islam durch die natürliche Entwicklung unter europäischem Einfluß verblassen und schließlich verschwinden werden, daß man deshalb wegen der mittelalterlichen Djihadlehre nicht den heutigen Islam bekämpfen dürfe. Seine klerikalen Gegner begründeten mit dieser Lehre des Islam ihre Forderung seiner Bekämpfung. Nach Sn. H. sollten die muhammedanischen Inder langsam zu Vollbürgern eines neuen größeren Holland herangezogen werden. Deshalb fordert er das Verbot einer Lehre der Djihadvorschriften der Scheria in Niederländisch-Indien. Deshalb nimmt er energisch Stellung gegen jeden panislamischen Anspruch der Türkei. Vom holländischen Standpunkt ist diese Forderung vollauf berechtigt. Er gilt schlechthin für jede Kolonialmacht mit überwiegend oder doch stark muhammedanischer Eingeborenenbevölkerung.

Ganz anders ist der Standpunkt der Türkei, deren historische Tradition und Entwicklung sie zur Vormacht des Islam stempelt. Eine islamische Großmacht wäre für alle kolonialen Islammächte eine ebenso bedenkliche Erscheinung, wie die christlichen Großmächte es für die Türkei gewesen sind. Das Streben der Türkei geht nach dieser Richtung; die Lehre des Islam ist ihr dabei behilflich. Und nun mit einem Male erscheint das mächtige Deutschland hinter der Türkei. Sahen die

Franzosen schon lange vor dem Krieg darin einen Hebel Deutschlands — le panislamisme sert de véhicule au germanisme (René Pinon) —, so gewinnt umgekehrt für Sn. H. damit der Internationalismus, der politische, der Kriegsgedanke des Islam wieder größere Lebendigkeit in der ganzen islamischen Welt. Damit aber erhalten seine innerpolitischen Gegner Wasser auf ihre Mühlen, sein kolonialpolitisches Lebenswerk wird bedroht, und die von ihm eingeleitete friedliche Kulturarbeit scheint in Gefahr. Daher seine Erregung, daher die Bitterkeit und Schärfe seiner Äußerung. Es besteht also ein großer sachlicher Interessengegensatz zwischen den Sn. H.schen Kolonialidealen und der von Deutschland gestützten Politik der Türkei, die in unserem Existenzkampf uns gute Dienste leistet, da sie unsere Gegner in ihrem schwächsten Punkt, in ihrer Eingeborenenpolitik, trifft. Genau wie in den Handelskrieg wird das unschuldige Holland auch in diesen Interessengegensatz hineingezogen. Das kann man aufrichtig bedauern, man kann die holländische Empfindlichkeit verstehen; aber man kann es nicht ändern. Gottlob ist in der Islamfrage, wie schon in meinem Aufsatz ausgeführt, Holland doch nur sehr von fern berührt.

Wenn aber Sn. H. in dieser ganzen Bewegung nur „mittelalterlichen Glaubenshaß“ und dessen fatale Folgen befürchtet, so erwarte ich als die wahrscheinlichste Folge dieses Krieges, daß die muhammedanischen Kolonialuntertanen überall eine freiere und bessere Stellung gegenüber ihren kolonialen Herren erlangen werden. In Britisch-Indien z. B. sollen sich die leitenden Kreise darüber völlig klar sein. So bringt dieser Krieg nach menschlicher

Voraussicht den Muhammedanern Vorteile, die sie ohne Deutschlands Stellungnahme noch lange nicht erreicht hätten. So wird der Krieg vielleicht noch indirekt die kolonialpolitischen Forderungen Sn. H.s sogar fördern helfen, und zwar nicht so zufällig, wie es scheinen könnte; denn auch hier wieder läuft der nationale Egoismus Deutschlands parallel mit den Wünschen und Hoffnungen der Asiaten, ihr Schicksal selbst zu bestimmen oder doch wenigstens dabei mitreden zu können, daß nicht wieder asiatische und afrikanische Völker ihr Leben lassen müssen für bri-

tische oder französische Reichsinteressen, die mit ihren eigenen nationalen Interessen nichts zu tun haben, ja, ihnen widersprechen.

Politische Gegensätze, die in der Zeitgeschichte liegen, sind es also, die uns trennen, kein kleinlicher Zank. Wenn wir das beide erkennen, ist eine Verständigung nicht schwer. Ich denke, sie ist erreicht. Wir wollen beide das Beste unserer Nation und das Beste der asiatischen Völker. Unsere Methoden scheinen in unvereinbarem Interessengegensatz, aber wir haben doch schließlich das gleiche ideale Endziel.

## Nachrichten und Mitteilungen.

**Kriegswissenschaftliches im Deutschen Museum in München.** Der große Krieg, in welchem Deutschland und Österreich gegen eine Welt in Waffen ringen, hat in einem Maße, wie vielleicht noch niemals früher, die breiten Massen des Volkes mit hingebendem Anteil erfüllt. Die kriegerischen Ereignisse sind für alle, alt und jung, arm und reich, eine tiefempfundene Herzenssache geworden, vor der alle anderen Fragen des Tages in den Hintergrund treten. Damit hängt unmittelbar auch das allgemeine Bestreben zusammen, Einblicke in den tiefen Ernst der technischen Geheimnisse moderner Kriegführung zu gewinnen, welche sich für den Laien schon vom ersten Beginn des gegenwärtigen kriegerischen Schauspiels in geradezu verblüffenden Wundern geäußert hat. Daß solcher Art die Kriegswissenschaft trotz ihrer sonstigen berufsmäßigen Abgeschlossenheit im eigentlichen Sinne derzeit eine volkstümliche Angelegenheit geworden ist, beweist nichts so sehr als der stetig steigende Besuch derjenigen Abteilungen des Deutschen Museums in München, in welchen die Geschichte des Kriegsmaterials und die Technik des modernen Krieges zur Anschauung gebracht werden, indes vorher vornehmlich jene Gruppen von den Besuchern mit Vorliebe beschaut worden sind, welche die Entwicklungen still forschender Gelehrsamkeit und die Fortschritte auf den Gebieten der Künste des Friedens umfaßten.

Es ist, als ob man sich erst jetzt nach vielen Jahrzehnten segensreichen Friedens bewußt geworden wäre, daß die reichen Ergebnisse naturwissenschaftlicher Forschung der neuesten Zeit auch für Werke der Zerstörung und Abwehr mit genialer Erfindungsgabe ausgenutzt wurden.

Das Eisen, das unserem Zeitalter seinen bezeichnenden Namen gegeben hat, und seine Entwicklung zum kriegsfähigen Zustande der Panzerplatten, Geschützrohre, Granaten, Minen, Torpedos und aller sonstigen Arten von Kriegsgeräten zu Schutz und Trutz wird in Abteilung I des Deutschen Museums (Maximilianstraße 26) in Originalen, Modellen und Demonstrationseinrichtungen vorgeführt. Im Raume 3, „Eisenhüttenwesen“ lagert Eisen im Urzustande; es handelt sich für die technische Bearbeitung nicht etwa um das reine Eisen, den chemischen Grundstoff, sondern um jene chemische Verbindung dieses Grundstoffs mit Verunreinigungen (Kohlenstoff, Mangan, Phosphor usw.), die man gemeinlich im Volksmund als Eisen bezeichnet. Die wichtigsten Arten des Eisens sind Guß- und Schmiedeeisen, von denen das letztere für die kriegstechnischen Zwecke verwendet wird. Die mikroskopische Erforschung des Gefüges des Rohstoffes hat eine neue Wissenschaft, die Metallographie, geboren, die im Verein mit der Chemie während der letzten Jahrzehnte alle epochalen Erfindungen auf dem Gebiete der Erzeugung des



Kriegsmaterials herbeigeführt hat. In Deutschland ist die Geschichte dreier Generationen des berühmten Hauses Krupp in Essen zugleich im großen die Geschichte der Ausgestaltung der deutschen Waffentechnik. Systemmäßige, auf wissenschaftliche Grundlagen und fortgesetzte Versuche gestützte Arbeit hat dort jene Umformungen des Rohmaterials im Laufe eines Jahrhunderts zuwege gebracht, denen wir zum Schlusse die schier unheimliche Gewalt der 42 cm-Geschütze und der Unterseebote mit ihren Vernichtungsgeschossen, den Torpedos, verdanken. Im Saal 3 wird zunächst die Eisen- und Stahlerzeugung schematisch veranschaulicht, sodann werden Erze und Zuschläge für verschiedene Eisensorten in abgepaßten Mengen („Möllerungen“) gezeigt, ferner die Entwicklung der Hochöfen aus den bescheidensten Anfängen und die Darstellung der älteren und neueren Verfahren zur Herstellung von Schweißisen, Flußeisen und endlich von Edelstahl. Wir sehen in Modellen „Altes Rennfeuer“, ältere und neuere Puddelöfen, die geschnittene Krupp'sche Bessemerbirne aus dem Jahre 1867, die erste Bessemer-Anlage vom Hörder Bergwerks- und Hüttenverein aus dem Jahre 1863, die erste Siemens-Martin-Anlage von Borsig aus dem Jahre 1868, die Entwicklung der Zementieröfen, der Tiegelgußöfen und Elektrostahlöfen. In den Sälen 5 und 6 wird die allmähliche Verbesserung des Panzerplattenmaterials von den alten Schweißisenplatten bis zu dem durch Ehrensberger eingeführten Nickelstahl, der Krone der Stahlerzeugung, sowie die stets wachsende Widerstandsfähigkeit der Erzeugnisse gegen Geschosse, die gegen sie abgefeuert wurden, vorgeführt. An der Wand hängt ein Bild, das den Betrieb eines Panzerplatten-Walzwerks darstellt. Beschossene Panzerplatten vom Schiff „Wittelsbach“ im Hofraum lassen die Wirkung der Geschosse auf das Objekt erkennen; daselbst befindet sich auch ein Originalausschnitt des Linienschiffs „Wörth“ mit dem 35 cm dicken Gürtelpanzer von der Germaniawerft in Kiel. Als geschichtliches Denkmal für den Werdegang deutscher Eisentechnik ist das Modell der Krupp'schen Schmiedehalle mit dem Hammer „Fritz“, erbaut 1861, zugleich mit den Zugehörigkeiten (Wärmeöfen, Kranen usw.) aufgestellt. Der Hammer, der einen Druck von 50000 kg ausübte, ungefähr also dem Gewicht einer großen Schnellzugslokomotive

gleichwertig, galt lange Zeit als das bedeutendste Wunder der Technik.

Von Saal 3 zu 5 wird auch die Entwicklung der Geschützrohre von einst zu jetzt dargestellt, wobei die jeweilig dazu verwendeten Gattungen des Stahles den Fortschritt bis zur gegenwärtigen Höhe der Herstellung übersichtlich erkennen lassen. Leistungsfähigkeit und Haltbarkeit des Rohres liegen hier gegenseitig in den Wagschalen, denn selbst der beste Edelstahl hält nur eine bestimmte Anzahl von Schüssen aus. Hieraus ergibt sich dann auch die Berechnung der ganz bedeutenden Kosten jedes Schusses, deren einer aus den größten Schiffskanonen mit rund 3500 Mk. bewertet ist. Kostet doch das Geschütz selbst 250000 Mk., welches Kapital in seinem Verbräuche in Rechnung gezogen werden muß. Je kleiner das Kaliber des Geschützes ist, um so länger ist durchschnittlich im Verhältnis zu den abgefeuerten Schüssen sein Lebensalter; einfache Feldgeschütze vertragen 1500 malige, selbst 2000 malige Verwendung, indes der Edelstahl der deutschen „Brummer“ und der großen österreichischen Mörser aus den Pilsner Skodawerken nur geringe Lebensdauer hat.

Besonders zahlreichen Besuchs erfreut sich der Saal 51 im zweiten Obergeschoß, der unter tatkräftiger Mitwirkung des Reichsmarineamtes eingerichtete Raum, in welchem die Entwicklung der Kriegsschiffe vom 17. Jahrh. bis zu den gewaltigen Meerriesen der Gegenwart, den „Dreadnoughts“ und „Überdreadnoughts“ sowie die der Unterseebote, der Schrecken des jetzigen Seekrieges, zur Anschauung gebracht ist. In die patriarchalische Vergangenheit führt den Beschauer zunächst die Gruppe „Alte Linienschiffe und Korvetten“, woran sich die der „Hochsee-Kanonenboote und kleinen Kreuzer“ reiht. Hier haben als Typus der Hochsee-Kanonenboote das Modell des „Eber“ und als Muster der „Kleinen Kreuzer“ die Modelle des 1902–1903 gebauten Kreuzers „Bremen“ und des in der Kriegsgeschichte jüngster Tage vielgenannten, fern der Heimat nach ruhmvollem Ringen gesunkenen „Dresden“ Platz gefunden, welcher letzterer, von Blohm & Voß, Hamburg, hergestellt, eine Geschwindigkeit von 25 Seemeilen = 43 km in der Stunde hatte. Die „Panzerkreuzer“ sind durch Modelle des 1897 erbauten „Fürst Bismarck“ mit 10700 t Wasserverdrängung, des 1902 erbauten „Friedrich Karl“ mit 9000 t Wasser-

verdrängung und des bei den Falklandsinseln gesunkenen, 1906 erbauten „Scharnhorst“ mit 11600 t Wasserverdrängung veranschaulicht. Unter den neueren Typen der „Linienschiffe“, der eigentlichen Schlachtschiffe, ist am augenfälligsten das Modell des 1901 fertiggestellten „Kaiser Barbarossa“. Neben drei Hauptmaschinen von zusammen 13500 Pferdekraften befinden sich hier noch an 100 Hilfsmaschinen, wie Dampfsteuermaschinen, Dampfankerwinden, Dampfkräne, Dampfmaschinen usw. Dies sogenannte „Braunschweig-Klasse“ der Linienschiffe ist im Modell des ersten Musters dieser Gattung, bei der die Mittelartillerie zwecks einheitlicher Feuerleitung in gepanzerten Batterien („Kasematten“) untergebracht ist, der 1904 auf der Germania-Werft in Kiel erbauten „Braunschweig“ vertreten. Den Abschluß der Kriegsschiffe bildet das vom Kaiser gestiftete Schnittmodell des Linienschiffes „Rheinland“, das den Schiffstyp der Dreadnoughts darstellt. Im Maßstabe 1:25 hergestellt, zeigt es die gesamte Konstruktion und Inneneinrichtung der gewaltigen Seefestung, die eine Gesamtlänge von 145,5 m, eine Breite von 27,1 m, einen Tiefgang von 8,1 m, eine Wasserverdrängung von 19000 t, eine Maschinenanlage von 25000 Pferdekraften und eine Geschwindigkeit von 20 Knoten hat. Die Armierung besteht aus zwölf schweren, in sechs Türmen aufgestellten Kanonen.

Für die Kenntnis der Unterseeboote, soweit deren Konstruktion der Öffentlichkeit derzeit mitteilbar erscheint, ist seit kurzer Zeit im Saal 51 eine Spezialgruppe: „Entwicklung der Unterseeboote“ ausgestellt. Die Grundsätze der Einrichtung dieser gerade jetzt für Deutschlands Widersacher furchtbar gewordenen Kriegswaffe lassen sich schon aus der naturgetreuen Nachbildung des ersten Kriegsfahrzeuges dieser Art, des von dem Amerikaner Robert Fulton, dem Bahnbrecher der Dampfschiffahrt, 1800—1801 mit Förderung Napoleons hergestellten „Nautilus“ erkennen. Zigarrenförmig gebaut, hatte er nur eine Länge von etwas mehr als 6 m und eine Breite von 1,95 m. Der hohe, als Tauchtank eingerichtete Kiel konnte nach Bedarf angepumpt oder entleert werden. Der Kommandant hatte seinen Ausguck in einer Beobachtungsglocke mit starken Glasfenstern. Die im Vorderteile des Schiffes befindliche Kollisionsschotte teilte den Raum für die Ankervorrichtung ab. Am Heck (Hinterteil) war

durch ein Horizontalruder für die Tiefensteuerung vorgesorgt. Für die Oberseefahrt hatte das Boot einen umlegbaren Segelmast. Auf dem kleinen Fahrzeug hatten drei Personen Platz, für die der Luftinhalt nur drei Stunden ausreichend war. Napoleon interessierte sich für Fultons Idee, in der er eine Möglichkeit erkannte, den verhassten Briten schlimme Streiche zu spielen, aber er verlor sie bald aus den Augen, und Fulton wurde durch seine anderen auf die Dampfschiffahrt sich beziehenden Aufgaben an der Vervollkommenung seines Unterseebootes behindert. Die Verwendung der Erfindung dachte er sich folgendermaßen: Da das Boot 7 m tief tauchen konnte, so sollte es sich unter feindliche Schiffe senken, es sollte sodann von der Beobachtungsglocke aus in dessen Boden ein Dorn mit einer Öse getrieben, durch diese ein Tau geführt werden mit einem Torpedo am Ende und dieser durch eine Aufschlagzündung zur Explosion gelangen, nachdem das Tauchboot das Tau so lange nachgezogen hatte, bis man außer Schußweite war. Der „Nautilus“ ist durch J. Vernes Phantasie zu abenteuerlicher Erfolge gelangt. Was aus den einfachen Gedanken des unternehmenden Amerikaners sich bis heute entwickelt hat, ist aus dem von Dr. Krupp von Bohlen-Halbach gestifteten Modell von U 1 zu ersehen. Das Boot kann auf der Wasseroberfläche fahren und tauchen, wenn das Verschwinden zweckmäßig erscheint, während, wie ausgestelltes Material von Bildern und Plänen zeigt, frühere derartige Boote lediglich unter Wasser fahren und nur dann auf dessen Fläche erschienen, wenn keinerlei Gefahr vorhanden war. Sie waren nur zur Verteidigung bestimmt, indes U 1 eine gefährlichste Angriffswaffe bildet. Das Äußere von U 1 ist das gewöhnlicher Schiffe, und es kann gleich diesen größere Seestrecken zurücklegen. Es ist seit 3. Aug. 1906 fertiggestellt, hat eine Länge von 42,3 m, eine Breite von 3,6 m und einen Tiefgang von 2,3 m. An dem Schnittmodell läßt sich die ganze Inneneinrichtung klar erkennen, so der Maschinenraum mit den beiden Petroleummotoren von 600 Pferdekraften, welche die Kraft für die Bewegung auf der Oberfläche des Wassers und die Elektrizität für die Akkumulatoren liefern. Diese hinwiederum treiben die beiden Elektromotoren für die Fahrt unter Wasser. Vor dem Maschinenraum liegt der Innenballast, der den Auftrieb beim Über-

gang vom Seewasser in Süßwasser und umgekehrt und das völlige Untertauchen des Bootes zu regulieren bestimmt ist. Im Vordertheil liegen die Räume für die Besatzung von ungefähr zwanzig Mann, und in der Mitte des Bootes ist der Kommandoturm angebracht, der einzige Zugang zum Bootsinnern, ausgestattet mit zwei Periskopen von 7 m Länge, mit Steuervorrichtungen und sonstigen Apparaten, durch welche der Kommandant jeweilig mit einem Schlage Herr der Bewegung des Schiffes ist. So kann bei Unfällen vom Kommandoturm aus durch einen Handgriff ein am Kiel angebrachtes Sicherheitsgewicht abgestürzt und dadurch der Auftrieb des Bootes gefördert werden. Die Periskope, deren eines im Saal 51 vorhanden ist, stellen das Sehvermögen des kleinen Meerungeheuers dar. Durch ein sinnreiches System von Linsen und Prismen wird das Bild des im Gesichtskreis befindlichen Objektes aufgefangen. Man erkennt auch am Modell von U 1 die Anordnung der Torpedorohre, aus denen die mit Explosivstoffen gefüllten Geschosse abgefeuert werden. Ein geschnittenes Torpedogeschoss veranschaulicht den Inhalt der furchtbaren modernen Kriegswaffe, die sich unter Wasser einige hundert Meter weit selbsttätig fortbewegt, um beim Anprall an den Panzer eines feindlichen Schiffes verheerende Wirkungen herbeizuführen. Der für Unterseeboote neuestens verwendete Dieselmotor sowie die anderen mannigfachen Typen von Schiffsmaschinen sind im Saal 9 aufgestellt.

Es wäre unmöglich, an dieser Stelle alle die Einzelheiten zu kennzeichnen, welche sonst noch der Anschauung vom Leben und Treiben auf den Kriegsschiffen zu Hilfe kommen. Es sei hier nur noch verwiesen auf die Modelle von alten und neuen Trocken- und Schwimmdocks und von Gerüstanlagen zum Aufbau des Schiffskörpers im Saal 49 und auf die Darstellungen der mechanischen und elektrischen Kommandosignale und der Instrumente für Tiefen- und Geschwindigkeitsmessung sowie für Orts- und Zeitbestimmung im Saal 51. Hier findet man auch ein glänzendes Zeugnis für die persönliche Hingabe des Kaisers für die Sache der Kriegsbereitschaft des Reiches zur See, die von ihm hergestellten und für das Deutsche Museum gestifteten 19 Schiffstabel-

len auf zehn doppelseitigen Rahmen, die ein klares Bild von den Kriegsflotten der verschiedenen Mächte nebst einer Gesamtübersicht derselben bieten. Auch die darstellende Kunst hat in der Stätte kriegerischer Darbietungen Raum gefunden. In einer Reihe von elf großen Gemälden führt Professor Zeno Diemer 65 Schiffe vors Auge, welche die Entwicklung des Schiffbaues vom Jahre 1000 bis zur Gegenwart zeigen.

Wie für den Kampf auf und unter dem Wasser findet der Besucher des Deutschen Museums auch für die Kampfweisen in der Luft klare Anschauungsmittel in reicher Fülle. Die Flugzeuge und Luftschiffe befinden sich in Abteilung II des Museums (Zweibrückenstraße, Alte Reiter-Kaserne). Unter den ersteren nehmen besonderes Interesse in Anspruch: ein Wright-Apparat, der erste, der überhaupt in Deutschland Flüge unternahm; außer dem Original stehen auch zwei Modelle des Wrightschen Systems in Schaukästen; die Rumpler-Taube (Original), auf der Hellmut Hirth den Flug München-Berlin in 5 Stunden und 40 Minuten ausführte, wodurch er den Kathreiner Preis von 5000 Mk. gewann; ein Blériot-Eindecker (Original), der erste Eindecker, der überhaupt hergestellt wurde; das Flugzeug Lilienthals, mit dem dieser bei einem Gleitflug nächst Berlin verunglückte. Von Luftschiffen sind ausgestellt: ein Zeppelin (Modell); ein Parceval (Modell); das preußische Militärluftschiff von Groß, 118 m lang, das größte existierende Prallschiff (Modell); ein Luftschiff von Siemens-Schuckert (Modell); die Originalgondel eines Parceval; ein Fesselballon von der Elektrizitäts-Aktiengesellschaft vormals Schuckert in Nürnberg (Modell). Unter den übrigen Darbietungen seien noch Abwehrgeschütze (Modelle), die Darstellung des ältesten Luftschiffprojektes von 1784, ein Original-Benzinmotor, Modelle von Fesselballons zu Beobachtungszwecken und eine stattliche Anzahl von Bildern, welche wichtige Ereignisse des Flugwesens und die Personen der Erfinder darstellen, genannt. Man gewinnt aus der trefflich angeordneten Sammlung tatsächlich einen Einblick in die vielseitigen sinnreichen Versuche, durch Bewältigung des Luftmeeres eine neue und höchst wirkungsvolle Kriegswaffe zu schaffen.

München.

Dr. Karl Fuchs.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Professor Dr. Max Cornicellius, Berlin W 30, Luitpoldstraße 4  
Druck von B. G. Teubner in Leipzig.



# INTERNATIONALE MONATSSCHRIFT FÜR WISSENSCHAFT KUNST UND TECHNIK

9. JAHRGANG

HEFT 11

1. JUNI 1915

## Die deutsche Staatswissenschaft und der Krieg.

Von Gustav Cohn.

### I.

Der Staatssekretär im Auswärtigen Amte von Großbritannien und Irland, Sir Edward Grey, sagte in einer Rede, die im Monat März d. J. gehalten wurde: die große Idee, für welche England und seine Bundesgenossen kämpften, sei die, daß die Nationen Europas ihr eigenes unabhängiges Leben führen und ihre nationale Entwicklung in voller Freiheit fortbilden können, gleichviel, ob sie groß oder klein seien; dagegen habe man von deutschen Professoren und Publizisten ein anderes Ideal kennen gelernt, demzufolge die Deutschen ein überlegenes Volk sind, denen alles erlaubt ist, was zur Macht führt und gegen die jeder Widerstand Unrecht ist.

Sir Edward Grey ist nicht der erste, der die deutschen Professoren für dieses Ideal verantwortlich macht. Es ist zwar bei keinem deutschen Professor zu finden, wohl aber in der von amerikanischen Professoren herausgegebenen „Yale Review“ (Januar 1915) in dem einleitenden Aufsatz von Norman Angell, den die Redaktion einen der bedeutendsten (englischen) Apostel des Weltfriedens nennt. Dieser Krieg, sagt er, ist ein außerordentliches Zeugnis für den Einfluß der Universitäten und der Universitätslehrer: in England sind alle, die sich über den Krieg äußern — Staatsmänner, Politiker, Journalisten, Schriftsteller, Prediger — mit erstaunlicher Einmütigkeit der Ansicht, daß die Philosophie des Militarismus, die verantwortlich ist

für den deutschen Angriff, das Werk von einem halben Dutzend Professoren war, von Nietzsche, Treitschke und ihrer Schule. Nicht nur haben einige falsche Ideen den größten Krieg der Weltgeschichte erzeugt, sie haben auch das noch größere Wunder vollbracht, den Charakter einer Nation von etwa 70 Millionen aus einer wohltätigen Kraft in das Gegenteil zu verwandeln.

Die amerikanischen Professoren werden aufgerufen, die wahre Wissenschaft an die Stelle der falschen Wissenschaft zu setzen, und einige der nächstbeteiligten darunter folgen dem Aufrufe. Nächstbeteiligt sind sie als Herausgeber der Zeitschrift und Professoren der Universität Yale, nächstbeteiligt als Männer vom Fache, nächstbeteiligt auch als solche, die in Deutschland studiert haben, die also deutsche Wissenschaft einigermaßen kennen müssen und jedenfalls besser kennen als Mr. Norman Angell. Denn daß dieser auf einer deutschen Universität studiert habe oder auch nur von der wissenschaftlichen Literatur Deutschlands, die er erwähnt, einiges gelernt habe<sup>1)</sup>, läßt sich damit

1) Er mag in dem Buche, das kurz vor dem Krieg zu London erschienen ist, dann in vielen Auflagen in England und Amerika verbreitet worden ist, von J. A. Cramb, einem verstorbenen Professor der neueren Geschichte am Queen's College in London „Germany and England“ (London 1914, John Murray) seine mehr oder weniger fragmentarische Belehrung geschöpft haben, weil hier ähnliches zu finden ist. (Vgl. Preussische Jahrbücher 1915, Bd. 159, S. 498 ff.)

nicht vereinen, daß er im Geiste seines Lapidarstils Treitschke und Nietzsche als Häupter derselben Schule nennt. (Dagegen soll er vor dem Kriege Vorträge in deutschen Universitätsstädten gehalten haben.)

So ist es denn Arthur T. Hadley, Präsident, zuvor Professor der Universität Yale, der zu Ende der siebziger Jahre in Berlin studiert hat, auch vor einigen Jahren Austauschprofessor in Berlin war, der wenigstens die Paarung von Treitschke und Nietzsche berichtigt. Er tut das in einem Aufsatz über „die politischen Lehren von Treitschke“, der eine kurze Sammlung von Erinnerungen und Kuriositäten aus dessen Vorlesungen enthält. Bei einer im ganzen objektiven oder freundlichen Stellung zu Treitschke wird der Hauptgedanke von Norman Angell doch bestätigt. Treitschke, so heißt es, habe zwar den deutschen Patriotismus angefacht, aber er habe ihn nicht geschaffen. Dieses letztere habe der unerwartete Erfolg Preußens in den Kriegen von 1866 und 1870 getan. Damals zuerst hätten die Deutschen die Möglichkeit einer staatlichen Größe für ihre Nation erkannt, die ihrer bisherigen intellektuellen Größe gleichkam. Treitschke sei wohl ungerecht in seinem Urteil über England gewesen; das beweise aber nicht, daß er in irgendeinem erheblichen Grade verantwortlich sei für die gegenwärtige Haltung Deutschlands gegen England und die Engländer. Er und seine Landsleute sahen in England mehr als in Frankreich und Rußland das Haupthindernis, das Deutschlands Träumen von einer Weltherrschaft im Wege lag. Der Fortschritt Deutschlands auf diesem Wege erforderte entweder ein gutes Einvernehmen mit England, wie es Kaiser Wilhelm so viele Jahre zu fördern suchte, oder einen Krieg.

Zu den Merkwürdigkeiten unter den

Äußerungen Treitschkes in seinen Vorlesungen gehört, nach Hadleys Bericht, der Satz: „Ich möchte einen Professor in der Schweiz sehen, der über die schweizerische Regierung so zu sprechen wagte, wie ich über die preußische Regierung rede.“ Treitschke sagte das, um die Unfreiheit der Demokratie zu kennzeichnen. Treitschke war niemals selber in der Schweiz Professor. Aber andere, die es waren, können ihm bezeugen, daß er recht hatte. Mancherlei Erlebnisse in den großen Demokratien aus früheren Jahren und aus der allerneuesten Zeit zeigen, daß diese Wahrheit nicht bloß für kleine Demokratien gilt.

Der zweite, Professor der Volkswirtschaftslehre an der Universität Yale, H. C. Emery, der vor etwa zwanzig Jahren in Berlin studiert hat, rückt einzelne lebende Nationalökonomien der Berliner Universität in den Vordergrund, wie er sie als Studierender kennen gelernt. Er tut gut daran, es als eine unverdiente Schmeichelei zu bezeichnen, wenn man meine, daß irgendeiner oder mehrere von ihnen die Ideen hervorgebracht haben, die dem Kriege zugrunde liegen. Die intellektuellen Einflüsse, welche große nationale Bewegungen hervorbringen, gehen über jeden einzelnen und über jede Gruppe von einzelnen hinaus. Sie gehen hinaus über die einzelne Wissenschaft, die einzelne Generation, das einzelne Volk. Mit solchem Vorbehalt erzählt er von der tiefen Besorgnis jener Lehrer und ihrer Hörer, daß die Zukunft Deutschlands gefährdet sei durch die kommende Weltherrschaft der drei großen Nationen, der Russen, der Engländer und der Amerikaner. Gegen die ihm drohende Gefahr müsse Deutschland sich mit aller Kraft wehren, um seine nationale Stellung zu behaupten.

Bei diesen Erinnerungen aus Reden

und Schriften von Lehrern der Volkswirtschaft und Geschichte werden Sätze und Schlagworte zusammengetragen, die ein ziemlich schwankendes Bild von deren Meinungen geben. Jedoch soviel ist gewiß: es ist ungefähr das Gegenteil der Ansicht Norman Angells von den deutschen Idealen und ihrem Einfluß auf den Krieg. Auch weicht es von Hadleys Auffassung wesentlich ab.

Versuchen wir hier, die Wahrheit auf die Füße zu stellen und zu zeigen, daß unsere deutsche Wissenschaft, sehr verschieden von der Unkenntnis oder der Unwahrheit fremdländischer Geister, wie unser Staat selber unverwandt dem Frieden der Welt gedient hat oder hat dienen wollen.

## II.

Als in der Reichsbörsenenquête ein Vertreter der Hamburger Börse sich über die Kritik beklagte, die man sich der Börse gegenüber erlaube, da hat er sich nicht über den preußischen Staatsminister beklagt, der die Börse einen Giftbaum genannt und den Sprachgebrauch von einflußreicher Stelle her bereichert hatte, sondern über die „Universitäten“. Ähnlich hat jener Apostel des Weltfriedens — statt soviel näherliegender Persönlichkeiten oder Objekte — die Namen von ein paar deutschen Professoren genannt, als denen, die den gegenwärtigen Weltkrieg verschuldet haben. Nicht immer erfreulich im einzelnen, ist es doch im ganzen eine hohe Ehre, die den deutschen Universitäten und ihren Männern widerfährt, wenn man den geistigen Kräften, deren demütiges Werkzeug sie sind, eine so mächtige Bedeutung zuweist. Selbst in den Anklagen und selbst in den Irrtümern, auf denen die Anklagen beruhen, liegt eine Huldigung, die man mit einem gewissen Stolze hinnehmen soll. Aller-

dings verbunden mit dem Bewußtsein der Pflicht, die Wahrheit an die Stelle der Irrtümer zu setzen.

Die Wahrheit — soweit die Gelehrten sie verstehen. Sie wissen mehr von deutscher Geschichte und deutschem Staatswesen als fremde Völker, zumal die Engländer, die sich allezeit durch ihre Unwissenheit über Deutschland hervorgetan haben. Sie wissen auch mehr als so manche Leute daheim und haben seit einem Jahrhundert in trüben und in heiteren Tagen die Wege des Vaterlandes aufgehellert. Ja, im letzten Menschenalter ist ihre tätige Teilnahme so stark gewesen, daß sich von draußen und von drinnen Mißbilligung darüber hat hören lassen. Streitigkeiten unter den Fachgenossen der Wirtschaftswissenschaft sind entstanden über die Frage, ob die Wissenschaft und ihre Lehre überhaupt mit dem zu tun habe, was „sein soll“, und nicht vielmehr allein mit dem, was „ist“. Indessen nach allen Kontroversen über den wissenschaftlichen Charakter der erreichbaren Wahrheiten blieb die Einsicht übrig, daß der Streit vergeblich sei, weil eine Einigung noch niemals erreicht worden ist über den Maßstab, an dem man die „Wissenschaftlichkeit“ zu messen hat, über das, was Wissenschaft ist. Übrig aber blieb vor allem, und das ist die Hauptsache, daß (wie es selbst jene unfreundlichen Beispiele beweisen) die Stimme der Gelehrten von den Völkern verlangt wird, daß sie ein Tribunal sind, an das man sich wendet mit großen und mit minder großen Angelegenheiten. Übrig blieb die Pflicht und das Bestreben der wissenschaftlichen Männer, die Früchte ihrer Forschung zu dem gemeinen Besten beizusteuern. Nicht, weil sie allein in ihren Händen die Schätze der Weisheit halten. Auch nicht, weil das Stück davon, das sie besitzen, Unfehlbarkeit



beanspruchen darf. Wohl aber, weil sie manches etwas gründlicher kennen als andere, und weil sie unter günstigen Bedingungen der Zeit und der Umgebung ein freieres Bekenntnis ihrer Überzeugung abzulegen fähig sind, als andere Leute.

Was haben nun die deutschen Gelehrten über den deutschen Staat und seine neueren Wandlungen, über seine Entwicklung und seine Ziele zu sagen gehabt?

Vor allem ist zu betonen, daß diejenigen Ausländer eine sehr beschränkte Ansicht von der deutschen Wissenschaft des Staates und seiner Geschichte gewonnen haben (mögen sie selbst jahrelang auf deutschen Universitäten zugebracht haben), die da meinen, erst seit dem „unerwarteten Erfolge“ Preußens in den Kriegen von 1866 und 1870 hätten die Deutschen die Möglichkeit einer staatlichen Größe für ihre Nation gesehen, die ihrer bisherigen intellektuellen Größe gleichkam. O nein. Jene Erfolge waren nicht unerwartet. Sie waren die endlich reife Frucht von nationalen Taten und Leiden, von Wünschen und Strebungen, von Erfolgen und Mißerfolgen, die in den Staat Friedrichs des Großen und weiter zurückreichen, um mit dem neunzehnten Jahrhundert und den alles aufrüttelnden Bewegungen des Revolutionszeitalters die Idee des deutschen Staates auf die Tagesordnung zu setzen. Die Idee des deutschen Staates — das bedeutet das in einer vielhundertjährigen Geschichte begründete Verlangen, eine Nation zu werden, wie es unter glücklicheren Umständen andere Nationen Europas vom Mittelalter herunter längst geworden waren. Einheit zu erwerben, das heißt geeinte Macht. Macht, das heißt die Fähigkeit sich zu behaupten gegenüber den anderen mit Macht ausgerüsteten großen Nationen. „Unerwartet“ sind diesen anderen Na-

tionen die Erfolge Preußens und Deutschlands gekommen. Unerwartet darum, weil allezeit der längst erworbene Vorrang im Kopfe derer, die ihn besitzen, eine Versteinerung der Selbstverständlichkeit erzeugt, derart, daß der neue Erfolg der anderen Nationen wie eine Usurpation erscheint. Es ist dieser Schein, der die Täuschung erzeugt hat, der neue Emporkömmling habe es auf die „Weltherrschaft“ abgesehen. Da er doch zufrieden ist, überhaupt zur Herrschaft gelangt zu sein, die er freilich behaupten muß in einer Welt, in der jede Nation am Ende sich nur auf sich allein verlassen kann. Es ist dieser Schein, der die Ansicht der Dinge auf den Kopf stellt, indem die neu aufstrebende Macht der gesättigten Machtfülle von jahrhundertlangem Besitze als eine neue Idee der Weltherrschaft erscheint. Da doch die Idee nicht neu, sondern alt, und nicht eine Idee, sondern Wirklichkeit ist — die Wirklichkeit von England. Ja, jeder Junge in England wie in den Vereinigten Staaten von Amerika wächst mit der selbstverständlichen Idee auf, in seinem Vaterlande sei alles größer als in irgendeinem anderen Lande, und in der Tat, wir selber sind es, die mit der freigebigen Offenherzigkeit des deutschen Gedankens von den unbegrenzten Möglichkeiten der neuen Welt zu reden uns gewöhnt haben.

Wir haben über derartiges nichts weiter zu sagen. Es ist davon allmählich genug gesagt worden. Wir möchten von anderem reden.

### III.

Es ist das Verhältnis unserer Staatswissenschaft zu England.

Die deutsche Staatswissenschaft, im weiteren und im engeren Sinne des Wortes, hat seit langen Jahren Beziehungen

zur englischen Wissenschaft und zu dem Staatsleben Englands gehabt. Das Verfassungswesen samt dem Reichtum der oberen Schichten zog die Aufmerksamkeit des Festlandes seit der Mitte des 18. Jahrhunderts auf sich. Aus Frankreich kamen Montesquieu und Voltaire nach England hinüber, um seine Institutionen kennen zu lernen. Die Engländer gehen den umgekehrten Weg nur selten. An namhaften Männern ist es der Begründer der Landwirtschaftswissenschaft, Arthur Young, der zur Zeit der großen Revolution Frankreich besuchte. Dafür sind es schon damals, aus Folge des Reichtums, die Engländer, die in größerer Zahl das Festland um des Lebensgenusses oder des besseren Klimas willen bereisen, in Nizza die Blüte der Fremdenindustrie begründen, deutsche Gelehrte als Reiseführer mit nach Italien nehmen (so Schlözer samt Tochter), schon damals die Präponderanz des Geldes auch bei dem Kunstgenusse erkennen lassen, indem sie große deutsche Musiker nach London ziehen trotz völligen Mangels an musikalischem Gehör. Aber auch in achtbarer Weise zeigt sich ihr Reichtum, wenn zur Zeit Colberts, da Ludwig XIV. jährliche Pensionen an Gelehrte in Deutschland, Italien und anderen Ländern zahlt, kein einziger englischer Name darunter zu finden ist.

Seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts sind es deutsche Staatsmänner und deutsche Forscher, die im unmittelbaren Zusammenhange mit den heimischen Fragen der politischen Neugestaltung des Verfassungswesens des Inlandes studieren wollen, in dem „das Alte stets neu und das Neue stets alt ist“. Wie ein Lehrer des römischen Rechts gesagt hat: nicht weil es römisch, sondern weil es das Recht ist — so erkennt man in England eine ähnliche Wahrheit im Gebiete des öffentlichen Rechts.

Um eben diese Zeit hat sich dort die junge Wissenschaft der politischen Ökonomie zu entwickeln begonnen. Durchaus gefördert durch die Tatsachen der englischen Volkswirtschaft. Wie diese vorausschreiten vor der Entwicklung des Festlandes, zumal Deutschlands, so auch die junge Wissenschaft. Sie bringt dem rückständigen Wirtschaftswesen als handgreifliche Empfehlung die Fortschritte ihres Nationalreichtums mit. Und als die dunkle Kehrseite des neuen Reichtums nicht lange sich verbergen kann, da sind es abermals deutsche Forscher, zunächst die Männer des „Kommunistischen Manifestes“, die den Dokumenten dieser neuen Erscheinungen nachgehen und sie verarbeiten. Ein Menschenalter später ist es so weit gekommen, daß die führende Wochenschrift der konservativen Partei, die „Saturday Review“, erklärt: „Die deutschen Gelehrten tun unsere Arbeit für uns.“

„Mutato nomine de te fabula narratur“ — ruft Karl Marx den deutschen Lesern seiner Werke aus England zu. Und sicherlich mit Recht, sofern hier die Gemeinschaft der wirtschaftlichen und sozialpolitischen Entwicklung zwischen den beiden Ländern betont wird, der zufolge Deutschland etliche Jahrzehnte oder Menschenalter später die Stufen der Entwicklung betritt, die England vor ihm erreicht hat.

Hier handelt es sich um eine objektive Gemeinschaft, um internationale Gleichartigkeit, die in der Sache begründet ist und über alles Subjektive, Persönliche, Nationale hinausgeht. Hier handelt es sich um Vorbilder und Nachahmungen, die unabhängig sind von irgendwelchen nationalen Sympathien oder Antipathien, die da beruhen auf erfahrungsmäßig erkannten Zweckmäßigkeiten, die aus diesem Grunde allmählich zu einem Austausch der Erfahrung

gen und Maßregeln führen, bei dem der so lange Empfangende mehr und mehr der Gebende wird. Niemals hat eine Doktrin durch die Probe eines Jahrhunderts so große Berichtigungen erfahren, wie die Lehre des *Laissez faire* im 19. Jahrhundert. Die Engländer, während sie diese Doktrin bei sich selber und draußen in der Welt verbreiteten, hatten bereits begonnen, sie einzuschränken in mancherlei Beziehungen. Die Arbeiterschutzgesetzgebung setzt bei ihnen ein mit dem Anfange des 19. Jahrhunderts, der wirk-same Arbeiterschutz durch das unent-behrliche Mittel der staatlichen Inspek-tion ein Menschenalter später. Deutsch-land lernt das von ihnen, aber es hat sich längst vor den ärgsten Mißbräu-chen bewahrt durch den, von einem an-deren Ende her, auf das gleiche Ziel hin-arbeitenden Volksschulzwang, den Eng-land aus Deutschland erst im letzten Menschenalter entlehnt und daher noch lange nicht zu der Höhe der deutschen Erfolge gebracht hat.

Ähnlich ist es die große deutsche In-stitution der Arbeiterversicherung, deren kühnes Wagnis zunächst lange von Eng-land, Frankreich, Amerika verspottet, endlich während der allerletzten Jahre in die Gesetzgebung Englands und Frankreichs aufgenommen worden ist, freilich, um in der Durchführung ein neues Stadium der Schwierigkeiten zu erleben.

Höchst bedeutsam aber ist das, was sich auf dem Gebiete des Steuerwesens vollzogen hat. Die kümmerliche Lehre des Adam Smith von den Personalsteu-ern wird glänzend widerlegt durch die Taten der englischen Gesetzgebung seit der Wende des 18. zum 19. Jahrhundert. Teils die Rückständigkeit der deutschen Volkswirtschaft und des deutschen Staatswesens, teils die Macht einer schwächlichen Doktrin hemmt die Be-

folgung des englischen Vorbildes in Deutschland. Die preußisch-deutsche Einkommensteuergesetzgebung gelangt aus embryonischen Ansätzen erst gegen das Ende des 19. Jahrhunderts dazu, eine ernsthafte Durchführung zu errin-gen. Aber der Apparat eines berufsmä-ßigen Beamtentums, das diesem Zwecke speziell geweiht wird, ist in dem Lande der Selbstverwaltung jetzt seit lange vorhanden, während er in dem Lande des Beamtentums immer noch ein erst zu erstrebendes Ziel ist.

Das sind Beispiele statt vieler an-deren, um die internationale Gemein-samkeit der Gesetzgebung und ihrer Materien zu zeigen. Sie ist da, sie hat sich vergrößert, sie wird sich weiterhin vergrößern aus der Kraft der inneren Zweckmäßigkeit, und wird von außen her fortgepflanzt durch die Luft des Zeitalters, wie die Samenfäden der Pflanzen sich ausbreiten durch den Windhauch von Ort zu Ort.

Das ist die objektive Gemeinschaft. Werfen wir einen Blick auf die subjek-tive Gemeinschaft.

#### IV.

In unserer Finanzwissenschaft war es seit längerer Zeit ein Lehrsatz gewor-den, daß die höchstmögliche Rüstung für den Krieg der wohlfeilste Preis für den Frieden sei, und daß die wachsen-den Kosten einer solchen Rüstung, wie sie aus der fortschreitenden Technik und dem internationalen Wettstreit ihrer An-wendung folgten, durch die Mittel des steigenden Wohlstandes, nach Ausweis der Erfahrungen eines halben Jahrhun-derts leicht bestritten werden könnten. Dieser Lehrsatz und seine Gewöhnung brachte wie von selber eine Art von trö-stendem Glauben mit sich, daß der ge-rüstete und immer weiter rüstende Frie-den am Ende ein dauernder Zustand



werden könnte. Die furchtbare Zerstörungskraft der neuen Kampfmittel schien selber die Empfindung der Verantwortlichkeit für jeden der beteiligten Staaten zu erhöhen, daß er sich hütete, seine Hand zum Bruche des Friedens herzu-  
 leihen. Auch waren ja alle möglichen ehrlichen Bestrebungen tätig, am meisten an der Spitze des Deutschen Reiches, den Frieden zu erhalten. Und die Zuversicht zu deren Erfolgen war an hohen Stellen der deutschen Staatsverwaltung so groß, daß noch wenige Monate vor dem Ausbruche des Krieges der Ministerpräsident von Bayern öffentlich erklären konnte, das deutsche Volk vermöge weitere Kriegslasten nicht zu tragen.

Es ist anders gekommen, und jetzt wundern wir uns, daß der Frieden fast ein halbes Jahrhundert lang hat erhalten werden können. Jetzt hat sich ohne alle Scheu und Scham der tiefe Abgrund der Feindseligkeiten enthüllt, die uns umringt haben. Ja, weit über Europa hinaus, bis an das Ende der zivilisierten und der halbzivilisierten Welt sind die tiefen Risse sichtbar, die sich auftun zwischen den Nationen, zwischen ihren Machtbestrebungen, ihrem Ehrgeize, ihren Interessen und ihren unheimlichen Instinkten. Eine unabsehbare Fülle von Problemen und ein grausamer Zusammenbruch der Friedensaussichten in die Zukunft.

Mit rührender Beharrlichkeit, Gutgläubigkeit, ja Kindlichkeit ist Deutschland, ungehindert durch die Weisheit, die gleichwohl zu jeder Stunde das Pulver trocken hielt, auf den mannigfaltigen Wegen der Friedenserhaltung gewandelt. In allen möglichen Formen ist versucht worden, die vorzugsweise beteiligten Völker sich wechselseitig ihre Friedfertigkeit versichern zu lassen. Auch die Gelehrten haben durch die herkömmlichen Institute des internationalen

Geistesaustausches ihr Teil dazu beigetragen. Aber gerade an diesem Punkte ist, nach Ausweis der neuesten Erlebnisse, eine peinliche Enttäuschung erfolgt, angesichts deren man sich beschämt hat fragen müssen: Dazu also werden die Instrumente des denkenden Geistes im Hirne der Gelehrten geschärft, daß sie im gegebenen Augenblicke so jämmerlichen Zusammenbruch erleiden? So tief stehen sie in den Niederungen der Pöbelinstinkte, daß dutzendweise, ja hundertweise die Unsterblichen in den Akademien der Welt ihr Mundstück werden?

Das ist in der Tat höchst traurig, und dennoch soll es nicht all zu tragisch genommen werden. Denn jene Institute und vollends ihre sogenannten Ehrungen sind sehr davon entfernt, Lebensbedingungen der Wissenschaft zu sein. Die eigentliche Arbeit der Wissenschaft ist weit überwiegend unabhängig von ihnen. Sie ruht auf den Persönlichkeiten der Arbeiter, nicht auf den äußeren Veranstaltungen, deren Wesen vielmehr in den äußeren Mitteln beruht, die vorzugsweise finanzieller Art sind. Der geistige Austausch der Fachgenossen innerhalb jedes Landes und von Land zu Land hat andere Organe, die wirksamer sind. Man kann vielleicht behaupten, daß eben jene Wissenschaften und Gruppen von Wissenschaften, die neulich das Kampffeld für die feindlichen Demonstrationen gegen Deutschland gebildet haben, in unserem Vaterlande ungeschädigt ihre Wege weiter wandeln können, selbst wenn sie künftig, als Folge dieser Vorfälle, ganz auf die alten Beziehungen verzichten wollten.

Noch entschiedener aber wird sich das Interesse der Wissenschaften auf ihre eigenen Kräfte stellen, wenn man die neuesten Erfahrungen an den besonderen internationalen Bestrebungen be-

trachtet, die nicht sowohl den Wissenschaften selber haben dienen wollen, als der praktisch-politischen Richtung auf wechselseitiges Verständnis der Nationen. Wir denken an die mancherlei Versuche, den Unterricht der Universitäten herüber und hinüber durch internationalen Austausch von Professoren zu ergänzen, wir denken an Stipendien, die obenein sehr kleinen Gruppen von Studierenden behufs näherer Kenntnis des Auslandes zuteil geworden sind, und ähnliches mehr.

Nicht nur, daß diese Versuche auch innerhalb ihres eigentlichen Wirkungskreises, des Hochschulunterrichts, weit aus zu geringfügig, zu dekorativ, zu flüchtig bleiben mußten, daß sie gelegentlich gar auf nichts Besseres hinaus kamen, als auf eine direkte Bezugsquelle für englische Sports, mit denen wir ohnehin allmählich reich gesegnet waren. Ihr höherer politischer Zweck ist, wie gar mancher unbefangene Betrachter erwartet hat, leider gar nicht erreicht worden. Wechselseitiges Verständnis der Nationen? Es ist fünfviertel Jahrhunderte her, daß Edmund Burke in seinen „Reflexionen über die Französische Revolution“ dem französischen Freunde, an den sie gerichtet waren, die Worte zurief: „Ich bin oft darüber erstaunt gewesen, wie wenig Ihr, die Ihr nur durch einen schmalen Graben von uns getrennt seid, von uns wisset.“ Dies war ein sehr wahres Wort. Nur bedurfte es der Ergänzung, daß die Engländer von Frankreich, vom ganzen Festlande Europas ebensowenig wußten. Und wir dürfen heute die fernere Ergänzung hinzufügen: nicht bloß, daß es noch immer eben so sich verhält, wie damals, sondern daß es im allgemeinen sich ebenso verhält für die Kenntnis, welche die verschiedenen Nationen der Erde voneinander haben.

Das ist ja eben die alte Idee, die so oft verkündet und niemals Wahrheit geworden ist, — die Völker sollten einander kennen, um miteinander in Freundschaft zu leben. Unzählige Male ist das in den Eröffnungsreden der internationalen Kongresse, und zumal in ihren Tischreden wiederholt worden, unter Becherklang und Begeisterung. Aber es hat nichts gefruchtet. Denn die Forderung selber ist eine Utopie. Das Problem, das vor allem ein sittliches ist, hat sich in eine intellektuelle Forderung verkleidet, leider nicht, um die Lösung zu erleichtern. Daß die Völker einander kennen sollen, liegt ebenso weit ab von der Wirklichkeit, wie die andere Forderung, daß die Völker die ganze Kluft, die zwischen den wirklichen Bestrebungen der einzelnen Nationen liegt, durch Empfindungen der Menschenliebe überbrücken sollten.

Es ist derselbe Irrtum, wie der andere Wahn, den seit der großen Revolution die Demokratie für die Lösung der Freiheitsprobleme jedes einzelnen Volkes hegt — es komme nur auf bessere Einsichten und besseren Unterricht an. „Die Revolution“, so schreibt ein neuerer französischer Historiker, der die Dogmen des Radikalismus durch archivalische Forschung zu befestigen versucht hat, „wurde nur teilweise und nur für eine Zeitlang realisiert. Sie wurde sogar suspendiert und schien abgeschafft unter dem Regime Napoleons. Warum? Weil das französische Volk nicht genug unterrichtet war, um seine Souveränität auszuüben. Das Volk unterrichten, das war das wahre politische und soziale Programm der Republikaner. Das Volk am Unterrichte verhindern, das war das Programm Napoleons.“

Und der Erfolg eines weiteren Jahrhunderts? Die Revolution und ihr Unterricht verordnete, daß es fortan nur

noch Franzosen in Frankreich gebe, nicht mehr Normannen, Bretonen, Gascogner oder Provençalen. Nicht einmal diese Vorschrift der Revolution hat der Unterricht zur Wahrheit gemacht. Sie sind in Wirklichkeit nach wie vor Normannen, Bretonen, Gascogner, Provençalen geblieben. Warum? Weil die Völker und ihre einzelnen Landschaften aus ganz anderen Gründen ihre Einigkeit und Uneinigkeit entwickeln als aus der alleinigen Kraft des Unterrichts.

Mit dem viel größeren Problem des Friedens der Nationen ist es vollends dasselbe. Nicht nur der Unterricht in den Kenntnissen des eigenen Landes und gar der fremden Länder ist zu schwierig, um eine genießbare Kost für die Völker zu sein. Auch wenn sie den Schwierigkeiten gewachsen wären, es sind durchaus nicht die Kenntnisse allein, die dem Frieden die Wege bereiten. Es sind Hindernisse ganz anderer Art, aber freilich darin mit der Unwissenheit verwandt, daß sie in die unheimlichen Tiefen der Volksinstinkte hinabreichen.

## V.

Manches Jahr vor dem Ausbruche des Krieges war man zu hören gewohnt, es müsse nun endlich einmal die Gewitterschwüle zu einer gründlichen Entladung führen. Diese Bemerkung, soweit sie in dem Bilde das Tatsächliche traf, war richtig. Indessen in den Wirkungen, die sie meinte, irrte sie sich. Sie meinte — um in dem Bilde zu bleiben — die Entladung werde die Luft reinigen und die gespannte Atmosphäre der Wettrüstungen würde ihr Ende haben. Der Irrtum lag nicht nur in der Unklarheit des Vergleiches, er war auch durch die Erfahrungen widerlegt, die wir seit dem Kriege von 1870—1871 gemacht hatten. Wohl knüpften sich an dessen ruhm-

vollen Abschluß Illusionen. Man war zunächst geneigt, die Kriege, die zur Neugestaltung Deutschlands geführt hatten, als eine unvermeidliche Maßregel anzusehen, die eine lange Ära des Friedens eröffnete, da die Gegner niedergeworfen waren, welche das Einigungswerk der deutschen Nation gestört hatten, und da in der neuen Befestigung der westlichen Grenze eine Sicherheit gegen den eben besiegten Feind für die Dauer gewonnen war. Jedoch sehr bald erkannte man, daß der westliche Nachbar die Revanche für die Niederlage und für die Wiedergewinnung der verlorenen Provinzen zu einem hauptsächlichen Gegenstande seiner äußeren Politik machte, daß, je mehr seine Hoffnungen durch das Wachstum der deutschen Bevölkerung und Heeresmacht getrübt wurden, er bald Bundesgenossen finden konnte, die der gemeinsame Neid anderer Nationen gegen das neue Reich ihm lieferte.

Dies führte zur ruhelosen Fortbildung der Rüstungen des Reiches und zu dem Wettrüsten mit anderen Nationen. Es wurde der hauptsächlichste, der dringendste Gegenstand der Reichspolitik und zumal der Reichsfinanzpolitik. Das Reich hat mancherlei anderes für die gemeinsamen Angelegenheiten des deutschen Volkes geleistet. Aber in seinem großen Finanzbedarf hat es nichts gegeben, was irgendwie zu vergleichen war mit den immer stärker werdenden Anforderungen der Armee und der Flotte. Die hierbei gemachten Erfahrungen sind ein Fingerzeig für das, was wir von der Zukunft zu erwarten haben. Denn wie ruhmvoll immer der Ausgang des gegenwärtigen Krieges für Deutschland sich gestalten mag, die alten Ursachen werden die alten Folgen haben — in der Fortbildung der Rüstungen und in der Fortsetzung der dafür nötigen finanziellen Opfer.



Der Krieg hatte ein wunderbares Vorspiel in der ersten Vermögenssteuer des Deutschen Reiches, die unter dem ungewöhnlichen und unrichtigen Namen eines außerordentlichen „Wehrbeitrages“ mit einer rühmenswerten Mehrheit des Reichstages vor zwei Jahren bewilligt wurde. Sie war aus mehr als einem Grunde mit einem unrichtigen Namen versehen. Der Hauptgrund lag in den Schwierigkeiten, die aus dem Gedränge des Steuerbedarfs zwischen den Landesregierungen und dem Reiche seit langen Jahren entstanden waren. Die vollkommenste Form der Steuern, die Einkommensteuer, war je länger je mehr von den Staats- und Gemeindehaushaltungen Deutschlands in dem Umfange herangezogen worden, daß, des entgegengesetzten Artikels der Reichsverfassung unerachtet, die Finanzverwaltungen der deutschen Einzelstaaten sich eine Doktrin geschaffen hatten von der Verfassungswidrigkeit einer Reichseinkommen- oder -vermögenssteuer. In der Tat sind die indirekten Reichssteuern seit den Anfängen des Reiches für die wachsenden Ausgaben stark gesteigert worden (so die Eingangszölle von 2 auf 12 M. für den Kopf der Bevölkerung; alle indirekten Reichssteuern zusammen genommen von  $6\frac{1}{2}$  auf 20 M.). Doch diese große Zunahme ist nur unter mühsamen Kämpfen erreicht worden, wie denn Fürst Bismarck auf keinem Gebiete seiner vieles umfassenden Wirksamkeit so wenig Erfolg mit Lieblingsplänen gehabt hat, wie auf dem Gebiete der Steuerreform des Reiches.

Die dennoch erreichten großen Steigerungen der Einnahmen haben niemals ausgereicht, den Reichsbedarf zu befriedigen ohne die Beihilfe des für außerordentlichen Bedarf bestimmten Finanzmittels der Anleihen. An sich wäre der sogenannte „einmalige“ Bedarf ebenso

befugt gewesen, auf die regelmäßigen Einnahmen Anspruch zu erheben wie der ordentliche Bedarf, wenn die regelmäßigen Einnahmen dazu ausgereicht hätten. Mangels derselben erschien die Aufnahme von Reichsschulden als das kleinere Übel, und insofern mit Recht, als es den Schwierigkeiten desto höherer Besteuerung aus dem Wege ging. Auf diese Weise wurde nach und nach eine Summe von 5 Milliarden Schulden aufgenommen, deren jährliche Verzinsung 200 Millionen kostet und gleichsam die Buße bedeutet für die Steuerzahler, daß sie die Steuern (statt der Schulden) jeweilen nicht aufgebracht haben.

Die Folge war allmählich eine reuige Wendung. Im Laufe des letzten Jahrzehnts wurde in den Kreisen des Reichstags immer öfter von der Notwendigkeit der Schuldentilgung gesprochen, und nicht bloß im Sinne jener inhaltlosen Form, die niemals zur wirklichen Tilgung gelangt, sondern stets durch neue größere Schulden überholt wird. Nein, man brachte es so weit, Beschlüsse zu fassen, es solle fortan keine Anleihe für das Reich mehr aufgenommen werden, es sei denn eine solche, die für rentable Zwecke bestimmt sei — was ja dem überwiegenden Betrage der bisherigen Reichsanleihen nicht entsprach, da diese vielmehr Opfer für Armee und Flotte bedeuteten hatten. Ja noch mehr. Eine positive Maßregel folgte — der „Wehrbeitrag“ im runden Betrage von einer Milliarde, zahlbar in den Jahren 1914—16.

Aber noch wunderbarer ist das Zusammentreffen dieser patriotischen Tat auf dem Felde der Reichsfinanzen in der Zeit des Friedens mit der nahen Wendung zu dem großen Kriege. Identisch in der hohen patriotischen Gesinnung, identisch in den Zwecken des finanziellen Aufwandes. Doch höchst

verschieden durch die neuen finanziellen Schicksale der Kriegszeit und durch deren Aufgaben.

Hier ist mit einem Male der Kriegsbedarf zu einem unbestreitbaren, zu einem echten Anlaß für große Reichsanleihen geworden, von denen man freudig bekennen darf, sie seien nicht nur im finanziellen Sinne ein bewundernswerter Erfolg, sondern weit darüber hinaus ein Stück von jenem großen nationalen Aufschwunge, der von dem ersten Tage des Krieges Deutschlands Volk beseelt und emporgehoben hat. Vom Standpunkte unserer Wissenschaft aus ist es eine freundliche Fügung, daß wir zum ersten Male im Reiche für diesen großen Moment einen Schatzsekretär erhalten haben, der nicht nur eine tiefere staatswissenschaftliche Bildung besitzt, sondern auch staatswissenschaftliche Werke geschrieben hat.

Nicht diese große Phase des Reichshaushaltes, die ihre eigenen Gesetze hat und ihre eigenen Pfade geht, ist hier zu erörtern. Dagegen möchte ich einige wenige Worte über die wahrscheinliche Gestaltung der Reichsfinanzen nach Herstellung des Friedens sagen.

## VI.

Wie günstig immer der endliche Verlauf des Krieges sein mag und wenn wir uns den höchsten Siegespreis denken, der den Opfern auch im finanziellen Sinne gerecht würde, so bleibt in jedem Falle eine ansehnliche Arbeit für die Ordnung des Reichshaushaltes zu tun. Zu dieser Arbeit wird vor allem die Eröffnung neuer Einnahmequellen gehören. Denn an neuen großen Ausgaben wird es nicht fehlen. Neben den umfangreichen Entschädigungen, welche die Wunden heilen, die der Krieg der Nation geschlagen hat, neben dem Ersatze und der Wiederherstellung alles dessen, was der

Krieg vernichtet hat, wird das alte Schicksal des Reiches in einer vergrößerten Auflage sich erneuern, indem die durch den Krieg erprobten Fortschritte der Rüstungstechnik in Reformen des Vorhandenen angewendet werden. In diesem Zusammenhange werden vermutlich die Lieblingsideen des Fürsten Bismarck, die unter dem zu schwachen Drucke eines verhältnismäßig geringen Reichsbedarfes nicht zur Annahme gelangten, jetzt unter einem soviel stärkeren Drucke der Notwendigkeit und unter soviel größeren Bedingungen des Reichshaushaltes bereitwillige Annahme in der öffentlichen Meinung und im Reichstage finden.

Es liegt nahe, daß wir an die Steuermonopolien denken, die, wenn sie vor einem Menschenalter eingeführt worden wären, wie das Tabakmonopol, jetzt längst zu dem gewohnten Hausrat des Reichshaushaltes gehörten, gerade so gut wie sie seit Jahrhunderten in Frankreich, in Österreich und in anderen Ländern dazu gehören. Die Macht der Gewohnheit hat sie in jenen Ländern selbst solchen individualistisch gerichteten Ansichten und Männern empfohlen, die im übrigen allem, was man „sozialistisch“ nennen kann, feindlich gegenüberstehen. Ja vielleicht ist die Notwendigkeit der Kriegszeit, die uns mancherlei Einschränkungen auferlegt, mancherlei obrigkeitliche Ordnungen, die unsere gewohnte persönliche Freiheit einengen, — vielleicht ist diese Notwendigkeit eine Erziehung für das, was in der Friedenszeit Bestand erhält. Zwar dürfte das jetzt Verordnete nicht gerade einschmeichelnd genug sein, um Propaganda für die Konsequenz des sozialistischen Zukunftsstaates zu machen (wie manche Leute zu glauben scheinen) — wohl aber könnte es auf solche staatssozialistischen Maßregeln vorbereiten,

die anderswo längst erprobt sind, und könnte an vielerlei anknüpfen, das in unserem eigenen Staatswesen längst besteht.

Selbst in jenem fremden Staatswesen, das sich herkömmlich von zentralen Veranstaltungen — im Unterschiede zu den Staaten des Festlandes — freigehalten hat, ist durch die Notwendigkeit des Krieges mit einem Schlage die Organisation der Volkswirtschaft verändert worden. Wo so lange der vorwaltende Grundsatz der individuellen Freiheit und die Sphäre der privaten Unternehmungen für die große Mehrzahl der wirtschaftlichen Angelegenheiten ausreichen mußten, da sind obrigkeitliche Zwangsmaßregeln und staatliche Veranstaltungen an die Stelle getreten. Was im Laufe von nahezu drei Menschenaltern nicht gelungen, seit siebenzig Jahren durch die Gesetzgebung vorbereitet war, ohne irgendwelchen Erfolg zu haben, die Staatsverwaltung der Eisenbahnen, das ist mit einem Schlage durch das eiserne Gebot des Krieges Wirklichkeit geworden. Aber freilich, anders sieht es, mit Deutschland verglichen, mit grundlegenden Institutionen in diesem Lande aus, in dem die Truppen immer noch nach dem Grundsatz des Marktes und in den Formen des Marktes angeworben werden, in dem es möglich ist, daß mitten im Kriege die Lohnarbeiter sich mit Arbeitseinstellungen gegen das öffentliche Wesen erheben. Es sind führende englische Staatsmänner, die auf den schimpflichen Kontrast ihres eigenen Landes gegen Deutschland und seine für das Vaterland kämpfende Arbeiterschaft hinweisen.

Wer es bisher immer noch nicht begriffen hatte, daß sittliche Kräfte das Leben der Volkswirtschaft beherrschen, der hat in diesem Kriege und im heu-

tigen Deutschen Reiche Gelegenheit, das Walten dieser Kräfte zu beobachten. Teils sind es die freien Regungen der Begeisterung, die über alle Berechnungen des Alltagslebens hinausgehen, teils ist es der unablässige Aufruf der öffentlichen Organe, der die schlummernden Triebe weckt und zu der Höhe ihrer vaterländischen Pflichten erhebt. Die vor einem halben Jahrhundert maßlos gepriesene Lehre von der Harmonie der Interessen, die aus der Freiheit des Erwerbstriebes entspringen, hat sich allmählich in ihr Gegenteil verkehrt. Was unsere deutsche Staatswissenschaft seitdem gelehrt hat, ist plastische Wahrheit geworden in dem System der sittlichen Gebote, welche der gegenwärtige Krieg uns auferlegt hat.

Das hat sich gezeigt und wird sich hoffentlich weiterhin zeigen in der Gestaltung des Reichssteuerverwesens. Mehr als einmal habe ich im Laufe der Jahre betont, daß der sogenannte Steuerdruck nicht eine physikalische Erscheinung ist, sondern eine ethisch-politische. Je nachdem die Rangstellung des öffentlichen Bedarfs gegenüber dem privaten Bedarf durch so oder anders geartete Empfindungen, Überzeugungen, Wertungen bemessen ist, wird auch das Gefühl des Steuerdruckes verschieden stark sein gegenüber einer bestimmten Belastung der Steuerpflichtigen. Es ist öfters in den Jahren des Friedens, in der Zeit des üppig wachsenden Wohlstandes, der rapid steigenden Lebensansprüche darauf hingedeutet worden, es werde eine Zeit kommen, wo die Menschen aufgerüttelt werden und durch den Drang der Notwendigkeit zur Besinnung kommen über Wert und Unwert der materiellen Genüsse. Die Zärtlichkeit für deren Befriedigung mit der Kehrseite spröder Abneigung gegen die großen ernsten Ansprüche des Vaterlandes müsse verän-



dernten Gesinnungen Platz machen. Dann werden auch die ewig sich wiederholenden Klagen und Widerstände gegen die Steuerpflichten sich vermindern oder verschwinden.

Die Schule, die wir jetzt durchgemacht haben oder noch durchmachen unter den Vorschriften der Kriegszeit, ist ein heilsames Zuchtmittel für jenen Zweck. Der „Wehrbeitrag“ und die erfreuliche Bereitschaft zu seiner Darbringung war ein gutes Vorspiel; der bewundernswerte Erfolg der beiden Kriegsanleihen, er war nicht nur ein glänzendes Kennzeichen von der Kraft der deutschen Volkswirtschaft inmitten des Krieges, er war auch ein Zeugnis von Gesinnungen, die sich weit über die sonst gewohnten Berechnungen erheben. Möge die Zukunft in diesen Spuren fortfahren, mögen die Friedenszeiten, in denen es gilt, das Steuersystem des Reiches derart zu entwickeln, daß es den neuen und alten Lasten gewachsen ist, eine ausreichende Bereitwilligkeit der Reichsbürgerschaft und zumal ihrer besitzenden Klassen in Stadt und Land vorfinden.

Wenn in diesem Zusammenhang es nicht vermieden werden kann, die bisher schon ansehnlichen Lasten des Massenverbrauchs zu erhöhen, so wird dafür eine ausgleichende Besteuerung der mittleren und höheren Schichten desto mehr erforderlich sein. Das Vorbild, das wir in dem „Wehrbeitrag“ bereits haben, wird daher den Charakter der einmaligen, außerordentlichen Reichssteuer wahrscheinlich aufgeben und in eine dauernde, ordentliche Steuer sich verwandeln müssen. Für die lange Zeit abschreckende Häufung der Reichsvermögens- und Einkommensteuer über die längst vorhandenen Staats- und Gemeindesteuern gleicher Art ist das Eis jetzt gebrochen. Es wird nicht zu ver-

meiden sein, daß man sich daran gewöhnt, für das Reich noch etliche Prozente mehr vom Vermögen und Einkommen zu zahlen, wie man es gewohnt war für Staat und Gemeinde. Denn so geht es einmal auf der Bahn dieser Entwicklung. Zuerst bekämpfte man die Einkommensteuer überhaupt, dann fand man sie erträglich um den Preis einer laxen Art der Veranlagung, dann schloß man den Frieden mit ihr gegen die Zusage eines Höchstsatzes von 3 Prozent, dessen Betrag kanonisiert wurde, endlich kam die Epoche ernsthafter Fortschritte, denen es eigentümlich ist, daß sie nicht stille halten wollen. Dies entspringt daraus, daß die zugrunde liegenden Normen flüssige sind, daß die Auseinandersetzung über den Anteil des Gemeinwesens an dem Einkommen des einzelnen Steuerpflichtigen zuletzt auf eine Revision der Begriffe hinauskommt, die sehr verbesserungsfähig sind, der Begriffe von der Gerechtigkeit der Teilung zwischen dem Ganzen und dem einzelnen im Staate.

Das kann nun in verschiedenen Formen der Besteuerung vor sich gehen. Die Einkommensteuer und Vermögenssteuer ist die eine Form. Die Erbschaftssteuer ist die andere Form. Die kümmerlichen oder verkümmerten Anfänge, die mit der Reichserbschaftssteuer während der letzten zehn Jahre gemacht worden sind, werden unter dem wohltätigen Einflusse der Sonnenstrahlen, die dem großen Reformwerk der Friedenszeit leuchten, ohne Zweifel hochsinnigen Neugestaltungen Platz machen, bei denen die einstmaligen Einwände der Selbstsucht und der Heuchelei in das Gerümpel der Vergangenheit geworfen werden. Nachdem die so oft bei den Kämpfen gegen die Fortbildung der Erbschaftssteuer angerufene „Innigkeit des deutschen Familienlebens“ unmeßbare Opfer an Men-

schenleben hergegeben hat, wird sie die viel kleineren Opfer an Geldeswert mit einem desto freigebigeren Maßstabe messen, verglichen mit dem, was wir vor dem Kriege erlebt haben.

Gelingen diese Reformen in denjenigen Bahnen der Besteuerung, welche die Zustimmung der Wissenschaft und einer verbreiteten Gesetzgebung haben, dann werden wir auch das Unkraut beseitigen dürfen, das auf dem Boden gewachsen ist, welcher der normalen Steuerformen harnte. Ich denke dabei an die Verirrungen der Zuwachssteuer, die aus ernsthaften, aber streitigen Lehren unserer Wissenschaft vor einem Jahrhundert entsprungen, in gröberen Händen verdorben worden ist zu einem Zerrbild des ursprünglichen Gedankens. Ein Reichsschatzsekretär mit der entsprechenden wissenschaftlichen Sachkenntnis ist der berufene Mann dafür, mit derartigem Unkraut aufzuräumen. Glücklicherweise steht die Größe ihrer finanziellen Bedeutung im umgekehrten Verhältnis zu den Irrtümern ihrer Logik.

Wir schließen, womit wir begonnen haben. Die deutsche Staatswissenschaft,

weit entfernt, den Krieg entzündet zu haben, ist im ganzen und im einzelnen daran ebenso unschuldig wie das gesamte deutsche Volk und seine Regierung. Sie hat von jeher ihren Beruf erfüllt, indem sie ihre Erkenntnisse dem Dienste des Vaterlandes widmete, dessen wachsende Größe sie seit den Anfängen mit freudigem Stolz begleitete. Ihre Beziehungen zu fremden Ländern und Völkern waren nicht durch Liebe oder Haß, sondern durch ihre eigenste Aufgabe, nämlich die vergleichende Betrachtung des geschichtlichen Lebens bestimmt, welche die Stufenfolge der Entwicklung verdeutlicht. Ihr Dienst für die eigene Nation war nicht weniger ein Werk des Friedens. Denn wie die Vorbereitung auf den Angriff der Gegner für den Frieden arbeitet, indem sie die höchstmögliche Widerstandskraft erzeugt, so ist die Förderung der finanziellen Kräfte, die zu der Rüstung gehört, auch ihrerseits ein Werk des Friedens. Und wie es bisher gewesen, wird es in Zukunft bleiben. Sie wird auch fernerhin eine Dienerin bleiben für die wachsende Macht und Herrlichkeit des Reiches.

## Der Imperialismus in der neueren englischen Literatur.

Von Gregor Sarrazin.

### I.

Für spätere Geschlechter vielleicht noch mehr als für die jetzt lebenden, die inmitten des Weltkrieges nicht Zeit haben, über die Ursachen nachzudenken, wird die Frage von Bedeutung sein, wie aus der wohlthätigen Herdflamme der Vaterlandsliebe das verheerende Feuer des Völkerhasses werden konnte, welches „Städte“ und Länder einäschert“.

Einen kleinen Beitrag zur Beantwortung sollen die nachfolgenden, möglichst objektiven Betrachtungen liefern. Der selbstbewußte Vergleich des englischen Staates mit dem Imperium Romanum stammt nicht erst aus den byzantinischen Tagen der Königin Elisabeth, die sich gern als Kaiserin bezeichnen ließ, sondern sogar aus angelsächsischer Zeit. Berechtigt wurde er durch die glänzenden kolonisatorischen

Erfolge der letzten Jahrhunderte. Schon zu Anfang des 18. Jahrhunderts sang James Thomson sein „Rule Britannia“.

Bald nach der Schlacht von Waterloo, die nach geschichtsfälschender englischer Darstellung lediglich als ein Sieg Wellingtons über den großen Napoleon, der Engländer über die Franzosen gefeiert wurde, schwoll begreiflicherweise die Macht und das Machtgefühl Großbritanniens in verstärktem Maße an, wofür der Jurist und Geschichtsschreiber Macaulay beredtes Zeugnis ablegte. Aber erst im weltverbindenden Zeitalter der Eisenbahnen, Dampfschiffe, Telegraphen, mit der ungeheuren Entwicklung nicht nur des Herrschaftsgebiets, sondern auch der Industrie, des Exports, Imports, der Auswanderung kam den Engländern der Zusammenhang, die Größe und Bedeutung ihres Kolonialreiches vollständig zum Bewußtsein.

Nicht ein Engländer, sondern ein grüblerischer Schotte, zugleich der deutschfreundlichste Schriftsteller Großbritanniens, gilt als der theoretische Begründer des englischen Imperialismus: Thomas Carlyle. Er hatte in seiner Jugend den Zusammenbruch des napoleonischen Kaiserreichs und den Aufschwung Großbritanniens, aber auch die ruhmreiche Erhebung Deutschlands unter Preußens Führung erlebt.

Der Bewunderer der deutschen Geisteshelden, eines Friedrich des Großen, Kant, Fichte, Goethe, Schiller hat die vaterlandsbegeisterten Gedanken und sozialetischen Bestrebungen, welche er ihnen entlehnte, mit seinen schottisch-puritanischen Anschauungen über das „Volk der Erwählten“ verquickt, auf englische Verhältnisse übertragen und so jene bedeutsamen Zukunftsphantasien über ein angelsächsisches Weltreich gewonnen, welche an verschiede-

nen Stellen seiner Schriften aus dem Chaos der Jeremiaden über das gegenwärtige England auftauchen wie eine Fata Morgana in öder Wüste. Am deutlichsten werden diese Gedanken, auch in ihrem Zusammenhang mit deutschen Lehren, in Carlyles Schrift über den Chartismus (1839), besonders in dem VIII. Kapitel über die „neuen Äras“.

„Der Strom der Weltgeschichte hat seinen Lauf geändert; die Römer sind ausgestorben, die Engländer sind gekommen. Der große rote Stempel des Römertums, der sich der Karte jener Zeit aufgedrückt hat, ist aus der Gegenwart verschwunden und gehört nur der Vergangenheit an. England spielt seine Rolle; England hat auch einen Stempel zu hinterlassen, und wir wollen hoffen, keinen der wenigst bedeutenden.“

... Diesem englischen Volke sind in der Weltgeschichte — darf ich prophezeien? — zwei große Aufgaben zugewiesen. Groß und undeutlich durch den trüben Tumult der sich immer der Beurteilung entziehenden Gegenwart schimmernd, enthüllen sich die Umrisse zweier Aufgaben: der großen industriellen Aufgabe, die Hälfte oder mehr dieses irdischen Planeten für den Gebrauch des Menschen zu erobern, und zweitens der großen konstitutionellen Aufgabe, in friedlicher, erträglicher Weise die Früchte besagter Eroberung zu teilen und allem Volke zu zeigen, wie das geschehen könne.“

Nicht sowohl in solchen, jetzt fast trivial klingenden, damals noch originellen Sätzen, die nach Carlyles Weise unter der neutralen Flagge eines apokryphen deutschen Professors „Sauer-teig“ segeln — begreiflich bei der damaligen Englandschwärmerei der Deutschen —, liegt die Bedeutung von Carlyles Lehren, sondern vielmehr in sei-



nem politischen und sozialpolitischen Programm: im Kampf gegen den Kornzoll, in der Opposition gegen das Laissez-faire und die Manchesterdoktrin, wie gegen die Indolenz und Genußsucht einer faulen Aristokratie, in der Forderung sozialer und ethischer Reform (mit Hilfe eines veredelten Industrialismus) nach deutschem Muster und Goetheschem Rezept („Arbeit“, „Ehrfurcht“, „Entsagung“), in der Mahnung zur Volkserziehung und Arbeiterfürsorge, in der Betonung der Notwendigkeit einer starken Regierung und des Rechtes des Stärkeren, in der Bewunderung des „Militarismus“, in der „Heldenverehrung“, endlich und besonders in der Erkenntnis, daß Auswanderung und Koloniengründung für England eine sozialpolitische Notwendigkeit sei, nicht bloß wegen der Übervölkerung, sondern auch wegen des Exportbedürfnisses der Industrie. In einer seiner letzten Schriften (Down the Niagara) hat er auch auf die Notwendigkeit der allgemeinen Wehrpflicht hingewiesen.

In all diesen, damals in England noch paradoxen Gedanken haben die Carlyleforscher schon längst die Einwirkung deutscher Lehren gefunden. Von Ewald Flügel, G. v. Schulze-Gaevernitz (Zum sozialen Frieden), Paul Hensel (Sozialpolitische Schriften von Thomas Carlyle), Wilhelm Streuli (Thomas Carlyle als Vermittler deutschen Geistes) u. a. sind diese Zusammenhänge klargelegt. Bemerkenswert sind z. B. die folgenden Sätze Carlyles aus der historisch-sozialpolitischen Schrift „Vergangenheit und Gegenwart“ (Buch IV, Kap. 3):

„Unsere kleine Insel ist zu enge für uns geworden, doch die Welt ist noch groß genug für weitere sechstausend Jahre. Das sichere Absatzgebiet von England wird in neuen Kolonien von

Engländern auf allen Teilen der Erdkugel sein. Alle Menschen treiben Handel mit allen Menschen, falls es sich beiderseitig bequem tun läßt.... Feindliche Tarife pflegen sich zu erheben, um uns vom Markte auszuschließen und dann wieder zu fallen, um uns herein zu lassen; jedoch die Söhne Englands oder auch nur die englisch Sprechenden werden zu jeder Zeit eine unausrottbare Vorliebe haben, mit England in Handelsbeziehungen zu treten; Mykale war das Pan-Ionion, das Stelldichein aller ionischen Stämme für das alte Griechenland: warum sollte London nicht noch auf lange Zeit hin fortfahren, das All-Sachsenland, das Stelldichein aller „Kinder der Harzberge“ zu sein, deren Musterexemplare von den Antipoden und überall sonther zu Dampf oder auf andere Art hier anlangten, um die „Saison“ zu verleben! — Welche Zukunft, groß wie die Welt, wenn wir Herz und Mut dazu mitbringen, wie wir es mit Gottes Hilfe tun werden:

Bleibe nicht am Boden heften,  
Frisch gewagt und frisch hinaus!  
Kopf und Arm mit heitern Kräften,  
Überall sind sie zu Haus.

Mit diesen Goetheschen Versen (aus den Wanderjahren) schließt Carlyles imperialistische, panenglische Zukunftsphantasie, die — wie Carlyles Programm überhaupt — durch Goethes Wanderjahre, insbesondere durch Lenardos und Odoardos Reden, Lenardos Tagebuch und die Abschnitte über die „pädagogische Provinz“, daneben auch durch Fichte angeregt worden ist. Die Begeisterung eines Fichte, eines Ernst Moritz Arndt und anderer deutscher Denker und Dichter für die Deutschen, „das Salz der Erde“, ist hier auf die stammverwandten Angelsachsen deutscher Herkunft, auf das „All-Sachsenland“ übertragen trotz allem, was Car-

lyle schon damals an den englischen Zuständen zu tadeln hatte, trotz Mammonkultus, Heuchelei und politischem Dilettantismus, trotz der „Faulheit“ der „Aristokratie“, trotz der herzlosen Selbstsucht der Fabrikbesitzer und Geschäftsleute, trotz der Chartistenaufstände des hungernden Proletariats.

Er hoffte noch ebenso wie Goethe auf eine glorreiche Zukunft des englischen Volkes, aber freilich nur unter der Voraussetzung, daß nach deutschen Lehren und nach preußischem Muster eine Neuorganisation der Gesellschaft herbeigeführt würde, gegründet auf die Tugenden, die von deutschen Denkern gepredigt, vom deutschen Volke geübt würden: Arbeit, Entsagung, Ehrfurcht, deutsche Zucht und deutsche Ordnung. Die Lehre Carlyles von der Mission des angelsächsischen Weltreichs ist in England freudig aufgenommen, auch manche seiner einzelnen Vorschläge sind beachtet und befolgt worden, aber jene Voraussetzung und jene Tugenden, das „Evangelium der Arbeit“, sind mehr und mehr in Vergessenheit geraten.

Wenn der alte bärbeißige, aber grundehrliche Schotte, der so wacker für deutsche Kultureinflüsse in England gewirkt hatte, der den Sieg der Deutschen über die Franzosen 1870 noch jubelnd begrüßte, erlebt hätte, was aus seiner Lehre vom angelsächsischen Weltreich geworden ist und was sie für Früchte getragen, er hätte trauernd sein Haupt verhüllt.

Carlyles Gedanken wurden allmählich von mehreren bedeutenden und einflußreichen Männern aufgenommen, fortgebildet, umgebildet, verbreitet: so von Benjamin Disraeli, dem Romandichter, Staatsmann und späteren Premierminister, von dem Kunsthistoriker und Sozialreformer Professor John Ruskin, von dem Dichter Alfred

Tennyson, besonders aber von dem Historiker James Anth. Froude, dem eigentlichen Jünger und späteren Biographen Carlyles.

Von Anfang an standen die Pläne einer Erweiterung des englischen Kolonialreichs in engster Beziehung zu wirtschaftlichen und sozialen Fragen, da die Entwicklung der Industrie und die Konkurrenz anderer Länder immer neue Märkte, d. h. Kolonien, forderte. Allmählich kam aber noch die Überzeugung hinzu, daß die Kolonien auch nötig wären zur Erhaltung der Volksgesundheit und Volkskraft, die in den Fabrikstädten Englands zu verkümmern drohe.

Auch der schon von Carlyle vorbereitete Gedanke an den Krieg als Heilmittel für die Volksschäden, insbesondere Luxus und Mammonkultus, taucht in jener Zeit auf, bei keinem Geringeren als dem ideal und patriotisch gesinnten Tennyson (in seiner Dichtung Maud). Als Poeta Laureatus besang Tennyson zeitgenössischen Heldenruhm des Krimkrieges (Schlacht bei Balaklawa) und des indischen Aufstandes (Verteidigung von Lucknow) mit dröhnendem Pathos, betrauerte den Tod des Herzogs von Wellington (1852) in einer etwas schwülstigen Ode, feierte später in sehr populär gewordenen Balladen frühere glorreiche Taten aus der Zeit der Armada (Revenge) und förderte so patriotische Gesinnung für das „Land der Freiheit“ und imperialistische Stimmung. Mit seinem älteren Freunde Carlyle teilte er pessimistische Grundanschauungen über das gegenwärtige England, über Mammonkultus und Proletariatselend, aber auch die Begeisterung für die Kolonien, deren möglichst engen Anschluß an das Mutterland er noch in einem seiner spätesten Gedichte forderte („Hands all round“). Auch

mahnte er als Greis noch in einem Gedichte, die Vergrößerung und Verbesserung der englischen Flotte nicht zu vernachlässigen.

So kann Tennyson vielleicht als der erste imperialistische Dichter gelten, wenngleich nicht in dem prägnanten Sinne wie später Swinburne, Henley, Watson, Kipling.

In den sechziger Jahren kam die imperialistische Bewegung trotz Carlyle, Tennyson, Beaconsfield noch nicht recht in Fluß. Allerhand Schwierigkeiten und Unruhen erzeugten sogar eine gewisse Kolonialmüdigkeit, die sich in dem Schlagwort Matthew Arnolds vom „müden Titanen“ ausdrückte.

Bald änderte sich indessen die Volkstimmung. Immer mehr wurden die Kolonien Auswanderungsziele, immer zahlreicher und fester die Fäden, die sich vom Mutterlande nach den anderen Weltteilen spannen, immer wichtiger und bedeutsamer die Handelsverbindungen und die kapitalistischen Unternehmungen, die mit der Zeit reiche Dividenden abwarfen.

Je brennender die soziale Frage, je größer die Sorge um die körperliche und sittliche Gesundheit des englischen Volkes, um so schärfer treten die kolonialpolitischen, die imperialistischen Tendenzen in der Politik und Literatur hervor.

Die Verquickung von sozialpolitischen, ethischen und imperialistischen Ideen ist am deutlichsten bei John Ruskin, der in den siebziger Jahren in Oxford in hochtönenden Worten vor einem enthusiastischen Studentenpublikum über das Thema des britischen Weltreichs predigte.

Im Jahre 1873 trat Disraeli an die Spitze der Regierung, der in seinen Romanen zum Teil unter dem Einfluß Carlyles, zum Teil eigenen Neigungen fol-

gend (David Alroy, Tancred) imperialistische wie sozialreformerische Träume ausgesponnen hatte. Von der Zeit an rechnen manche die imperialistische Ära Großbritanniens. Sie wurde mit theatralischem Pomp und orientalischer Geschäftigkeit inszeniert. Die englische Regierung kaufte mit Hilfe des Hauses Rothschild dem Khediven die Aktien des Suezkanals ab. Die Königin von England wurde zur Kaiserin von Indien gemacht, der Fürst von Wales zu einer imperialistischen Mission nach Indien entsandt. Die Teilnahme Disraelis (der inzwischen zum Lord Beaconsfield erhoben war) am Berliner Kongreß 1878 wurde in England so dargestellt, als wenn er neben und mit Bismarck, ja in noch höherem Grade als dieser, die Gestaltung der Verhältnisse nach dem russisch-türkischen Kriege beeinflußt hätte.

Jetzt kam die englische Politik in das Fahrwasser der Romantik und Phantastik und des nationalen Übermutes, der nicht nur von Lehrern, Kanzelrednern, Zeitungsschreibern, sondern auch von Romanschriftstellern und Dichtern genährt und künstlich gesteigert wurde.

Die zunächst spöttische Bezeichnung „Jingoes“ für Disraelis imperialistische Gefolgsleute geht ja auf ein populäres Tingeltangellied zurück, welches von 1877—1878 in Londoner Music-Halls Furore machte und für einen damals drohenden Krieg gegen Rußland Stimmung erzeugen sollte:

We don't want to fight, but by Jingo<sup>1)</sup>,  
if we do

We've got the men, we've got the ships,  
we've got the money too.

Rußland galt zunächst als der gefährlichste Gegner. Aber es regte sich auch bald Mißtrauen gegen Frankreich und

1) Die vulgäre Phrase „by Jingo“ geht wohl eher auf eine Verstümmelung des Namens Jesu als auf den hl. Gingulph zurück.



gegen Deutschlands Kolonialunternehmungen. Und schon im Jahre 1898 wurde bekanntlich in der *Saturday Review* das gefährliche Schlagwort Catonischen Ursprungs geprägt: *Ceterum censeo Germaniam esse delendam*.

Der Cambridger Geschichtsprofessor J. R. Seeley, der sich als Schüler von Leopold von Ranke und von Noorden bekannte, mischte nun etwas Wasser in den allzu feurigen Wein imperialistischer Begeisterung, indem er in seinen Vorträgen „Über die Ausbreitung Englands“<sup>1)</sup> (1879, veröffentlicht 1883) sachlich und nüchtern, doch mit einer gewissen Schärfe gegen bombastische Politiker auseinandersetzte, wie das britische Weltreich ganz natürlich zustande gekommen, wie die Ausdehnung durch die Gunst der Umstände, insbesondere durch die insulare Lage Großbritanniens und den beständigen Hader der Kontinentalmächte, der geschickt ausgenutzt wurde, gefördert worden wäre, ja er verstieg sich zu der paradoxen Behauptung, die Engländer hätten in einem Anfall von Geistesabwesenheit (in a fit of absent-mindedness) ein Weltreich gegründet. Seeley gestand auch offen ein, daß der Krieg von alten Zeiten her für England „durchweg eine Industrie, ein Weg zum Reichtum, das gedeihlichste Geschäft, die vorteilhafteste Kapitalanlage“ war; daß England ebenso wie andere Staaten mit Grausamkeit und Habgier sein Weltreich gegründet und erweitert.

Er hielt auch keineswegs sein Volk für ausschließlich oder vorwiegend geeignet zur Kolonialpolitik, wie er denn z. B. zugab, daß die Engländer von den Franzosen die Methode der Eroberung Indiens gelernt hätten. Aber er wies dabei die stetige, fast automatische und gleichsam organische Entwicklung des

englischen Kolonialreichs nach, deckte den inneren Zusammenhang zwischen Kontinental- und Kolonialkriegen auf und schloß mit dem Gedanken, daß alles in allem, trotz mancher äußeren und inneren Gefahren, dieses Reich für England jetzt eine Notwendigkeit und ein Segen wäre, besonders als Abzugskanal für die überschüssige Bevölkerung, und daß die Engländer die Pflicht hätten, es zu behaupten.

Ein Grundgedanke Seeleys ist der, daß die Ausbreitung des Handels durch Kriege nicht gestört, sondern eher gefördert werde. „England wurde um so kriegerischer, je mehr es sich zum Handelsstaat entwickelte.“ Und zwar entstehen Kriege leicht, wenn ein Staat einen anderen aus einem gewinnverheißenden Territorium ausschließt. Die Eroberung Indiens folgte z. B. aus den Handelsbeziehungen Englands zu Indien und aus der Rivalität Frankreichs.

Auch verschweigt dieser verhältnismäßig wahrheitsliebende Schriftsteller nicht, daß England seine Kriege zum Teil nach Seeräuberweise geführt hat (Francis Drake, Cromwell).

Schon Goethe, dem gerade Seeley ein eingehendes Studium gewidmet hat, läßt ja seinen Mephisto sagen:

Krieg, Handel und Piraterie  
Dreieinig sind sie, nicht zu trennen.

Aber hier zuerst wohl verkündet ein englischer Universitätsprofessor diesen Grundsatz der englischen Politik kaltblütig, sozusagen *ex cathedra*.<sup>1)</sup>

1) So heißt es in dem Kapitel über „Handel und Krieg“: „Jener spanische Krieg (Ende des XVI. Jahrhunderts) ist tatsächlich das Kindesalter des englischen Außenhandels. Die erste Generation von Engländern, die Kapital anlegte, verwendete es für diesen Krieg. Wie wir jetzt unser Geld in Eisenbahnen oder sonst etwas stecken, so nahm damals der schlaue Geschäftsmann Anteilsscheine für das neue Schiff, welches John

36\*

1) Seeley, *Expansion of England*.

Zur Beschwichtigung etwaiger moralischer Skrupel wegen der (übrigens möglichst dezent verschleierte) Verbrechen, die bei der Gründung des Kolonialreichs begangen wurden, sagt Seeley im folgenden Kapitel: „Vielleicht fragt man, ob wir erwarten oder wünschen können, daß ein solches Reich gedeihe, wenn Verbrechen bei der Entstehung im Spiel waren. Aber der Gott, der in der Weltgeschichte enthüllt wird, urteilt gewöhnlich nicht in dieser Weise. Die Geschichte zeigt nicht, daß unrechtmäßige Eroberungen einer Generation sicher oder auch nur wahrscheinlich in der nächsten Generation wieder verloren gehen.... Die normannische Eroberung war gewiß unrechtmäßig, und doch gedieh sie und war dauernd; wir selbst haben dieses Land ‚England‘ in Besitz durch Erbschaft von sächsischen Seeräubern.“

Äußere Gefahren drohen dem englischen Weltreiche nach Seeley einestails von den Vereinigten Staaten, andererseits von Rußland her. Deutschland kam damals noch nicht in Betracht; es besaß ja weder Kolonien noch eine erwähnenswerte Flotte.<sup>1)</sup>

Oxenham oder Francis Drake in Plymouth ausrüstete, und welches nachher den goldbeladenen Galeonen auflauern oder Überfälle (raids) auf die spanischen Städte in Mexiko machen sollte. Und doch waren die beiden Länder formell nicht einmal im Krieg miteinander.“

1) Die Unkenntnis Deutschlands selbst bei diesem mit deutschen Verhältnissen außergewöhnlich vertrauten englischen Gelehrten, dem Biographen des Freiherrn von Stein, dem Verfasser eines Buches über Goethe, erhellt z. B. aus dem folgenden Satze, der die Leichtigkeit der Eroberung Indiens durch die Parallele mit der Eroberung Deutschlands durch Napoleon infolge des mangelnden Nationalgefühls erläutern soll. Da heißt es mit Beziehung auf das Nationalgefühl der Deutschen zur Zeit Napoleons: „In Germany there was scarcely

## II.

Gerade in den folgenden Jahren drohten dem britischen Weltreiche manche Gefahren, so daß es in den Grundfesten gefährdet erscheinen konnte. Die irischen Unruhen, der Feldzug gegen Afghanistan (1880), der Burenkrieg vom Jahre 1880, der mit der Niederlage von Majuba Hill (27. Februar 1881) endete, die ägyptischen Wirren (Bombardement von Alexandria 11. Juli 1882), die Durchkreuzung imperialistischer Pläne durch die Gründung deutscher Kolonien in Afrika (1883—1885), der Aufstand des Mahdi im Sudan (1883—1885), die Ermordung des Generals Charles George Gordon (26. Januar 1885) — alle diese Ereignisse, die fast Schlag auf Schlag folgten, konnten selbst phlegmatische Briten beunruhigen, um so mehr, als die Schwierigkeiten der äußeren Politik mit dem Niedergang der Landwirtschaft, mit Industriekrisen, Arbeiterunruhen, Dynamitattentaten in London und den skandalösen Enthüllungen der Pall Mall Gazette zeitlich zusammentreffen.<sup>1)</sup>

Die auswärtige Politik Beaconsfields hatte die hochgespannten Erwartungen enttäuscht. Aber auch sein Nachfolger Gladstone (seit 1880) mußte nach Mißerfolgen 1885 einem konservativen Kabinett unter Lord Salisbury Platz machen. Gerade in diesen stürmischen Zeiten befestigten sich die imperialistischen Ideen und wurden zu einem Programm. 1884 war schon von William E. Forster, einem liberalen Staatsmann die Imperial Federation League gegründet wor-

any German feeling, but there was a certain amount, though not a very great amount, of Prussian feeling, Bavarian feeling, Swabian feeling.“

1) Die Stimmung dieser Jahre ist in dem imperialistischen Roman „Cyril“ (1889) des Juristen und späteren Parlamentsmitgliedes Geoffrey Drage gut wiedergegeben.

den; größere Bedeutung gewann der um dieselbe Zeit 1884/85 gestiftete Primelbund (Primrose League), zur Erinnerung an den im April 1881 verstorbenen Lord Beaconsfield und seine Lieblingsblume so genannt, mit der bedeutungsvollen Devise „Imperium et Libertas“ gekennzeichnet, eine Vereinigung, deren Mitgliederzahl sehr bald in die Millionen ging. Als bald stellten sich auch Zeitschriften und Zeitungen in den Dienst dieser Bestrebungen.

Das Jahr 1885 kann auch in der Literatur als Wendepunkt, als Anfang der imperialistischen Ära gelten. Die Flöten und Schalmeyen der „ästhetischen“, „idyllisch-romantischen“ Dichtung werden jetzt übertönt von Kriegsdrommeten und imperialistischen Posaunen. Swinburne, der ehemalige Republikaner und Weltbürger, bekehrt sich zum imperialistischen Dichter. Nixons revanchedurstige Geschichte des Transvaal, Froudes imperialistische Reisebeschreibung *Oceana*, William Watsons patriotische Gedichtsammlung *Ver Tenebrosus*, Rudyard Kiplings erstes Auftreten — das alles fällt in diese Zeit.

Sehr bald gewann die englische Kolonialpolitik ihre Stoßkraft wieder. Schon im Winter 1884/85 wurde das hindische Reich Birma annektiert. Um dieselbe Zeit begann in Südafrika die glänzende Laufbahn des Finanzmanns und Imperialisten Cecil Rhodes (Matabeleland und Maschonaland einverleibt 1888). Afrika, das geheimnisvolle Land der Missionare, Entdecker, Goldsucher wurde jetzt auch von Schriftstellern, wie Rider Haggard, mit Vorliebe als Hintergrund imperialistisch gestimmter Abenteuerromane verwertet.

Im Jahre 1887 brachte das goldene Regierungsjubiläum der Königin Viktoria, mit Pomp und Lobeshymnen gefeiert, die große Machtfülle und Ausbreitung des

englischen Reiches auch dem ärmsten Bürger zum Bewußtsein. Im folgenden Jahre wurde die dreihundertjährige Erinnerung an den Armadasieg aufgefrischt. Swinburnes schwungvolle, aber auch schwülstige imperialistische Oden (England, die Armada, Trafalgar) entflammten die Jugend. Ihm gesellten sich bald andere Dichter zu: William E. Henley, der sein kriegslüsternes Lied vom Schwert in stabreimenden Edda-Rhythmen sang, Rudyard Kipling mit seinen Kasernenliedern, Edmund Holmes, Theodor Watts-Dunton, Henry Newbolt.

Bedeutsamer als diese zum Teil sehr überschwenglichen lyrischen Ergüsse sind die verhältnismäßig nüchternen Bücher „*Oceana*“ von James Anth. Froude (1885) und „*Probleme des größeren Britanniens*“ von Charles Dilke (1890).

Der Historiker J. A. Froude veröffentlichte 1885 (nach einer Reise um die Welt, insbesondere durch Südafrika, Australien 1884—85) sein Buch „*Oceana*“. Er knüpft an eine alte Schrift an: Sir James Harringtons „*Oceana*“, welche zur Zeit Cromwells eine glänzende Zukunft für das englische Volk prophezeit hatte. Selbst die phantastischen Träume dieses Schwärmers, sagt Froude, seien durch die Wirklichkeit übertroffen worden. Er wendet sich im Eingange seiner Betrachtungen gegen jene Schule von Politikern, die besonders in den siebziger Jahren die herrschende, und auch in den achtziger Jahren noch nicht ausgestorben war, die da behaupteten, das beste für England wäre, die Kolonien, die mehr kosteten, als sie einbrächten, ganz aufzugeben. — Ganz im Gegenteil, sagt Froude. Die Erhaltung der Kolonien sei für England eine Lebensfrage. Durch den Industrialismus und den Niedergang der Land-



wirtschaft, auch durch den Egoismus der Aristokratie und Plutokratie, der Ackerland in Jagdgründe verwandele, werde die Hauptmasse der Bevölkerung Englands in die Großstädte, insbesondere Fabrikstädte, gedrängt und verkümmere dort körperlich und geistig; bei der großen Zunahme der englischen Bevölkerung sei das Anwachsen der Großstädte schon geradezu eine nationale Gefahr. Die Kolonien wären unbedingt nötig, um das angelsächsische Volkstum wenigstens zum Teil gesund zu erhalten oder zu regenerieren, indem sie den Überschuß der Bevölkerung aufnehmen; außerdem als Absatzgebiete der englischen Industrie, da der Absatz im Auslande und selbst im Inlande durch die Konkurrenz anderer Völker immer mehr bedroht würde, und da der Handel nun einmal der Flagge folgte.

Also England hat ein dringendes Bedürfnis, die Kolonien zu erhalten. Und die Kolonien, haben diese nicht auch ein Bedürfnis, am Mutterlande festzuhalten? Um über diese Frage Klarheit zu erhalten, hat Froude seine Reise unternommen. Und die Ergebnisse dieser imperialistischen Reise teilt er mit. Sie laufen im wesentlichen darauf hinaus, daß er in fast allen englischen Kolonien, die er bereist hat (von Indien hat er abgesehen), insbesondere Australien und Neuseeland, eine große Anhänglichkeit an das Mutterland gefunden und keinen Wunsch der Trennung. Mit einer Ausnahme: Südafrika. Hier aber habe die englische Regierung allein oder doch hauptsächlich die Schuld.

Die Kapitel über Südafrika lesen sich fast, als wenn sie von einem Afrikaner geschrieben wären. Ihretwegen wurde Froude sehr angefeindet, denn kaum ein anderer Engländer hat seinen Landsleuten so bittere Wahrheiten gesagt und die Buren so warm verteidigt. Er wirft

der englischen Regierung Ungeschick, unnötige Grausamkeit, Habsucht, wiederholten Vertragsbruch vor. Andererseits gesteht er freimütig zu, daß die Buren in ihrer Weise mit den Eingeborenen besser fertig würden als die Engländer, daß in den Burenstaaten mehr Ruhe und Ordnung herrsche als in den englischen Kolonien. Er erkennt die rauhe Tugend der Buren an und vergleicht sie mit den römischen Soldaten, die schließlich Hannibal schlugen.

Er billigt den Rückzug der englischen Regierung nach Majuba Hill und den Vertrag von Prätoria; nur fügt er hinzu, sie hätte es überhaupt nicht erst zum Kriege kommen lassen dürfen, und sie hätte nicht gewisse Klauseln in den Vertrag aufnehmen sollen, die eine sichere Ursache späterer Zerwürfnisse werden würden.

Das beste für die englische Regierung sei, sich späterhin in die inneren Verhältnisse der südafrikanischen Staaten nicht einzumischen, sondern ihnen möglichst weitgehende Selbständigkeit zu gewähren. Freilich sieht er voraus und hat nichts dagegen, daß dann Südafrika eben nach holländischer Methode regiert werden würde, da die Holländer die Majorität hätten. Daraus könnten dann leicht wieder Verwicklungen entstehen. So sieht er denn die südafrikanischen Angelegenheiten als so hoffnungslos verwirrt an, daß die Knoten gegenwärtig weder zu entwirren noch zu durchhauen seien. Er befürchtet, daß im Falle einer englischen Einmischung aus Südafrika ein zweites Irland werden würde. — Wie er sich die spätere Entwicklung im günstigsten Falle denkt, hat Froude in diesem für Engländer bestimmten Buche nicht verraten. Wohl aber hat er damals in Bloemfontein Holländern (Präsident Brand) gegenüber erklärt, er hoffe, daß später eine gemeinsame Flagge über

ganz Südafrika wehen würde, aber nicht die Flagge von England, sondern eine Afrikanerflagge.

Zu dieser Konsequenz konnte damals noch ein ehrlich gesinnter Engländer kommen. Südafrika also ist der düstere Punkt in Froudes Betrachtungen. Im übrigen sieht er die Zukunft des britischen Weltreichs als hoffnungsvoll an. Besonders begeistert ist er für Australien. Da, glaubt er, werde künftig der Schwerpunkt von Oceana liegen. Er denkt sich die Weiterentwicklung in der Form eines Staatenbundes etwa wie die nordamerikanische Union, aber ohne Bundesparlament, welches nicht durchführbar sei. Bindeglied soll die gemeinsame Flotte sein. Froude ist im allgemeinen ein Gegner der Kriege, aber an einigen Stellen deutet er an, ein Krieg könnte doch für das britische Weltreich den Vorteil eines festeren Zusammenschlusses der Einzelstaaten bringen.

In der Schlußbetrachtung kommen die stolzen Worte vor:

„Die britische Nation ist etwas mehr als eine Ansammlung von Produzenten, Konsumenten und Steuerzahlern; sie ist einer der mächtigsten Faktoren in der Entwicklung des ganzen Menschengeschlechts.

Durch ihre Intelligenz, durch ihren Charakter, durch ihre Gesetze und ihre Literatur, mit Schwert und Kanonen hat sie der Menschheit ein Siegel aufgedrückt, welches ebenso ausgeprägt ist wie das des Römervolkes.<sup>1)</sup>

Die Nation besteht aus Individuen, und je weiter das Gebiet, auf dem diese Individuen sich entwickeln, um so stärker werden sie an Leib und Seele sein, und um so tiefer die Wurzeln, welche sie zwischen den Grundsteinen der Welt schlagen werden. Unsere Inseln sind

1) Reminiscenz an Carlyle's oben zitierte Sätze.

klein und voll bis zum Überfließen. In den Kolonien nur kann unsere Bevölkerung sich sicher vermehren, und ich glaube, das Volk kommt allmählich zur Erkenntnis dieser Tatsache.“

Auch das berühmte Buch von Sir Charles Dilke, dem bekannten radikalen, republikanisch gesinnten Staatsmann, ist aus Reiseschilderungen erwachsen. Dilke hatte als junger Mann 1866–67, frisch von der Universität Cambridge, eine Reise um die Welt durch die englischen Kolonien, und 1875 eine zweite unternommen und seine Eindrücke in dem Buche „Größeres Britannien“ niedergelegt, dessen Titel nunmehr zu einer stehenden Bezeichnung für das Kolonialreich wurde.

Im Jahre 1890 veröffentlichte Dilke auf Grund genauerer geographischer, statistischer, wirtschaftsgeschichtlicher Studien seine „Probleme des größeren Britanniens“.

In der Besprechung der Zustände in den einzelnen Kolonien gelangt Dilke zu einem ähnlich günstigen Prognostikon wie Froude, in bezug auf Südafrika sogar zu einem günstigeren. Für ihn, den Demokraten, bieten natürlich demokratische, wenn möglich republikanische Institutionen die sicherste Gewähr für den Bestand des Imperiums. Die „Probleme“ sind nach seiner Ansicht vorwiegend innerpolitisch und wirtschaftlich. Die Kolonien werden jetzt vom großkapitalistischen Standpunkt angesehen, wie die ersten Sätze der Einleitung zeigen:

„Das britische Reich hat mit seinen Protektoraten — ein Areal von etwa neun Millionen Quadratmeilen oder ganz ungefähr drei Europas — Einkünfte, die sich auf etwa 210 Millionen Pfund Sterling belaufen und den größten Seehandel der Welt. — Wir besitzen die größten Kornlager, Wollmärkte, Bauholz-

wälder und Diamantenfelder der Welt.“  
— Dann fährt Dilke fort:

„Die herrschende Kraft in dem Zusammenschweißen und Erhalten dieses Reiches ist die Überlegenheit unseres gutgemischten Volkes über andere Rassen der Erde gewesen. In bezug auf den letzten Erfolg seiner Großtaten kann kein Zweifel bestehen. Die größten Nationen der Welt, von uns abgesehen, sind in ihren, gemäßigten Zonen angehörigen Territorien eingeschränkt, und Frankreich und Deutschland können nur eine geringe Rolle in der späteren Politik der nächsten Jahrhunderte zu spielen hoffen, während die Zukunftsentscheidung zwischen unserem Volke — im gegenwärtigen britischen Reich und in den Vereinigten Staaten — und den Russen zu liegen scheint, welche allein unter den kontinentalen Völkern Europas im Besitz unbegrenzter Regionen fruchtbarer Länder sind; außerhalb Europas, aber in Zonen, in denen weiße Männer den Boden bebauen können.“

Neben Großbritannien und Rußland werden im XX. Jahrhundert nach Dilkes Meinung Frankreich und Deutschland zu „Pygmäen“ werden. Die deutschen Kolonien, damals noch in den ersten Anfängen, werden auch nur nebenher erwähnt, allerdings schon mit Mißgunst und Mißtrauen.

In einem besonderen Kapitel bespricht Dilke die „Verteidigung des Reiches“, vor allem die Flotte, fordert aber auch Verstärkung und mehr noch bessere Ausbildung des Landheeres für den nicht ganz unmöglichen Fall einer „Invasion“. Insbesondere legt er der Regierung ans Herz, für die Einrichtung eines Generalstabes nach deutschem Muster zu sorgen.

„Die Gefahr auf unserem Pfade ist, daß die ungeheuren Kräfte des europäischen Militarismus vielleicht das Mut-

terland niederwerfen und die Integrität unseres Reiches zerstören, bevor das Wachstum der neueren Tochterstaaten, die es enthält, es zu stark für einen feindlichen Angriff gemacht hat. Es ist denkbar, daß innerhalb der nächsten Jahre Großbritannien in einen Krieg hineingezogen wird und in diesem Kriege von einer Koalition einen Schlag erhält, von dem es sich nicht wieder erholen würde und der den Verlust von Kanada und Indien und die Proklamierung der australischen Unabhängigkeit zur Folge hätte. So ungeheuer unsere militärischen Kräfte für einen längeren Konflikt auch sind, so sind sie doch nicht genügend für die Bedürfnisse eines plötzlichen Krieges. Wir importieren die Hälfte unserer Lebensmittel; wir importieren die ungeheuren Massen von Rohmaterial, die für unsere Industrie wesentlich sind. Die Verwundbarkeit des Vereinigten Königreichs ist mit der Ausdehnung des Handels größer geworden.“

Bisher war der Ton in der imperialistischen Literatur noch leidlich besonnen, ruhig, gemäßigt gewesen. Mit der Zuspitzung der Konflikte verschärfte sich indessen die Stimmung. Es kam eine bisher kaum geahnte Leidenschaftlichkeit auch in die Äußerungen angesehener und gebildeter Schriftsteller. Eine imperialistische und kapitalistische Hetzpresse bildete sich aus, die an Gehässigkeit und Verleumdung frühere Leistungen überbot. So wurden schon in den achtziger Jahren den Buren Südafrikas allerhand Schändlichkeiten und Grausamkeiten angedichtet. Über die „Intrigen“ Deutschlands in Südafrika wurde sogar in angesehenen englischen Zeitschriften, z. B. *Fortnightly Review*, Anfang der neunziger Jahre Klage geführt.

Anderseits erhielt der Jingoismus allmählich eine fanatische und mystische



Färbung; es entwickelte sich eine Art von Glaube an die Mission der „angelsächsischen“ oder „anglokeltischen“ Rasse, dieses „auserwählten Volkes“.

Cecil Rhodes wurde der Abgott der Jingoos. Der bekannte imperialistische Schriftsteller W. Stead (der bei dem Untergang der Titanic seinen Tod gefunden hat) verkündete in seiner *Review of Reviews* und in der *Westminster Review* das „Rhodes-Evangelium“, indem er die „zwei großen Zweige der englisch redenden Rasse als die rechte und linke Hand der Vorsehung“ bezeichnete, „die die Geschichte der Welt formt“.

„Die englische Rasse darf in einem besonderen Sinne als der Bannerträger des Allmächtigen gelten, und ihr Ziel ist die Verbreitung der großen Prinzipien des Friedens, der Gerechtigkeit und Freiheit über die ganze Welt.“

„Wie zu alter Zeit durch die Welt ein Ruf erscholl: Es gibt nur einen Gott, und Mohammed ist sein Prophet, so klingt heute in unseren Ohren der Sammelruf des neuen Islam: Es gibt nur ein Imperium, und Cecil Rhodes ist sein Prophet. Das mag manchem übertrieben erscheinen, aber es faßt in ein Wort die Gefühle vieler zusammen, die an die unermessliche Zukunft des englisch redenden Stammes glauben.“

Dunkle Wetterwolken waren inzwischen am Horizont des englischen Imperiums aufgezo-gen, welches auch im Inneren nicht durchweg befriedigende Zustände zeigte, besonders in Südafrika. Der Goldreichtum des Transvaal hatte zahlreiche englische aber auch internationale Abenteurer dorthin gezogen, denen die Burenregierung das Bürgerrecht weigerte, was von der englischen Regierung als Bedrückung aufgefaßt wurde. Der mißglückte Einbruch Jamesons (1. Januar 1896), die Krüger-Depesche des Kaisers weckte in England

eine Erbitterung, die ohne die vorhergehende Verhetzung nicht zu erklären wäre. Von nun an wurde die Sprache der Imperialisten drohend und kriegerisch — auch gegen Deutschland.

Der neue Poeta laureatus Alfred Austin pries den Einfall Jamesons in einem Liede, welches, geschickt vertont, Gassenhauerpopularität erlangte. Aber der ehrliche und anständige Imperialist William Watson betitelte im selben Jahre seine neue Gedichtsammlung „Ein Jahr der Schande“.

Die patriotischen Dichter und Krieglidersänger schossen wie Pilze aus der Erde. In den Vordergrund aber trat Rudyard Kipling durch die Gedichtsammlung „Lieder von den sieben Meeren“ (1896).

Kipling, obwohl Anglo-Indier von Geburt, war von Hause aus nicht eigentlich Imperialist. Seine ersten Geschichten und Lieder sind realistische Skizzen aus dem angloindischen Leben, in welchen er seine eigenen Landsleute, insbesondere Offiziere und Soldaten, durchaus nicht immer in günstigem Lichte schildert. Für die Schäden des englischen Volkslebens hat er von Anfang an einen scharfen Blick, wie er denn z. B. in einer seiner früheren Skizzen (*Many Inventions*) einen Inder Londoner Sittenzustände und parlamentarische Zustände bitter-satirisch und zutreffend schildern läßt (etwa wie Montesquieu in den *Lettres persanes*) und ihm die Worte in den Mund legt: „Wenn dieses Volk durch den Kampf purgiert und zur Ader gelassen wird, schwindet vielleicht seine Krankheit, und die Augen werden klarer die Notwendigkeiten der Dinge sehen. Aber es ist schon weit gekommen in der Fäulnis.“

Die angloindischen Soldaten zeichnet Kipling als rohe Burschen ohne viel Disziplin, arge Taugenichtse und

Schwindler. Aber trotz alledem sind sie die Stützen der englischen Weltherrschaft und Pioniere der englischen Kultur und werden so über die damals noch übliche Mißachtung hinaus allmählich zu Helden heraufgeschraubt. Die „Kasernenlieder“ (1892) zeigen allerdings noch vorwiegend düstere und wenig heroische Szenen.

Bezeichnend für die Auffassung des Soldatenlebens und zugleich der imperialistischen Mission des englischen Soldaten ist z. B. in den Kasernenliedern ein Gedicht, welches in frivolum-humoristischer Weise die Strapazen und Greuel eines Feldzugs schildert: „Die Picknickgesellschaft der Witwe“ (The Widow's Party). Mit der Witwe ist die Königin Victoria gemeint. Zwei Soldaten unterhalten sich:

„Woherkommst du jetzt wieder nach Haus?“  
„Ich war mit den andern zum Picknick-Schmaus.“

Aus der Kaserne lud man uns ein,  
Irgendwohin in den Sonnenschein.  
Wird man geladen, so sagt man nicht nein —  
Bei der Picknick-Gesellschaft der Witwe.“

Zum Schluß:

„Was war der Zweck der ganzen Geschicht‘?“  
„Frag’ meinen Oberst, ich weiß es nicht.“  
Ein König gestürzt, eine Straße im Bau,  
Ein Gericht steht, wo einst unser Lagerverhau,  
Und der Strom, der blutrot war, fließt rein  
jetzt und blau —

Nach der Picknick-Gesellschaft der Witwe.

Erst die erwähnte Gedichtsammlung von 1896 zeigt Kipling als vollständig entwickelten imperialistischen Dichter und zugleich auf der Höhe seiner Kraft, z. B. in dem „Lied von den Engländern“, in dem „Lied der Toten“, in Gedichten wie „Die Eingeborenen“, die „Meerfrau“ (gemeint ist Britannia, die ihre Söhne in alle Welt entsendet).

Die erste Strophe in dem zweiten „Lied der Toten“ mag die Grundstimmung kennzeichnen:

Tausend Jahre lang brachten wir Opfer  
der See,

Und sie hat noch jetzt nicht genug;  
Keine Woge in all ihrem weiten Bereich,  
Die unsere Toten nicht trug.

Unser bestes Blut in des Seetangs Flut,  
Dem Hai und der Möve zum Schmaus —  
Wenn Blut der Preis der Seeherrschaft ist,  
Bei Gott, wir zahlten ihn aus.

Die Seeherrschaft Britanniens sollte durch ein imposantes Flottenmanöver im Jahre 1897 den benachbarten Völkern vor Augen geführt werden, und Rudyard Kipling, der an Bord eines der Kriegsschiffe teilnahm, ließ sich die Gelegenheit nicht entgehen, in geschickt geschriebenen Skizzen (A Fleet in Being) dies denkwürdige Ereignis und Schauspiel der Mit- und Nachwelt zu überliefern.

Trotz der kriegesischen Stimmung kam es damals noch nicht zum Kampfe, sondern nur zu dem ärgerlichen Jamesonprozeß, in den auch Cecil Rhodes verwickelt war. Es fehlte nicht an anderen Sorgen, und das diamantene Jubiläum der Königin wurde 1897 mit gemischten Gefühlen begangen. In Kiplings feierlich-frommem Gedicht: Heimgang (Recessional) klingt eine Warnung vor Übermut und bange Sorge durch Frankreich, Rußland, Deutschland schienen das Imperium zu bedrohen. Es folgte Kitcheners Feldzug gegen den Mahdi (1897), die Eroberung von Dongola, endlich Kitcheners Sieg bei Omdurman (September 1898), danach der Austrag des Streites mit Frankreich (Faschodaaffäre). Conan Doyle dichtete Kriegslieder (Songs of Action, 1898), Kipling sang gleichzeitig sein „Gebet vor dem Kampf“, dessen Geist die erste Strophe schon kündigt:

„Die Erde ist voll von Ingrim,mm,  
Vor Wut ist schwarz das Meer.  
Gewappnet uns entgegen  
Zieht jetzt der Völker Heer.“

Bevor das Schwert wir zücken,  
 Eh' losbricht uns're Macht —  
 Du donnernder Jehovah,  
 Hilf uns, du Gott der Schlacht.“

Eine kurze Probe des schwülstigen Jingo-Stils jener Zeit sei nach einem Artikel von Arnold White aus der *Academy*, also einer vornehmen Zeitschrift (5. November 1898), gegeben:

„Wäre es möglich, das britische Reich aus größerer Entfernung zu betrachten und das Rassenvorurteil in der Vergleichung der Engländer mit den Gründern anderer Reiche zu überwinden, so könnte man dem Eindruck nicht widerstehen, daß zwischen der angelsächsischen Rasse und anderen Rassen ein fundamentaler Unterschied besteht . . . der in etwas ganz Besonderem liegt, und daß unsere Rasse dieser besonderen Eigenschaft ihre Seemacht, ihre Herrschaft in Indien, Afrika, Australien verdankt, und daß dem Fehlen dieser geheimnisvollen Eigenschaft die Tatsache zuzuschreiben ist, daß Frankreich da, wo wir Erfolg hatten, nur Mißerfolg hatte. Wenn wir diese geheimnisvolle Kraft bewahren, können wir mit Grund erwarten, noch vor dem Jahre 1950 unseren Besitzungen das Yang-Tse-Tal, Siam, halb Persien und die Küste von Arabien hinzugefügt zu sehen, so daß das Land von Suez bis zu den malayischen Staaten britisch wird, auch daß der politische Schwerpunkt in der Südsee vorwiegend angelsächsisch wird.“

Im Verlauf seiner Weltreichschöpfung hat Britannien die Deutschen als Mietlinge benutzt (*hired the Germans*), den Slawen Einhalt getan, die Franzosen bemeistert und um die Welt einen Gürtel gespannt.

Solch eine Herrschaft zu Wasser und zu Land ist aber nur möglich, solange das englische Volk das bleibt, was es ist: die Patrizier des Menschengeschlechtes.“

Nachdem so Jahre hindurch Weltmachtsdünkel, Revanchelust, Kriegswut im englischen Volke künstlich großgezogen war, kam die verhängnisvolle *Uitlander-Petition* aus Transvaal, mit welcher die Hetze der Börsenpresse und der Jingodichter, wie z. B. Swinburne, einsetzte. Damals gab es indessen — auch während des Burenkrieges — noch eine nicht ganz unansehnliche Minorität, die gegen den Krieg und für die Rechte der Buren eintrat, die sogenannten *Pro-Buren*, zu denen z. B. der jetzige Finanzminister Lloyd George gehörte. Auch der idealgesinnte imperialistische Dichter Watson hatte den Mut, in seiner Gedichtsammlung „Für England“ (1903), sich als Friedensfreund, wenn auch nicht gerade als *Pro-Buren* zu bekennen, und feierte nach der Beendigung des Krieges in einer schwungvollen Krönungsode König Eduard als Friedensfürsten.

### III.

Die schier unübersehbare Fülle der späteren imperialistischen Literatur nötigt zur Einschränkung der Betrachtung auf das, was für uns Deutsche besonders von Interesse ist.<sup>1)</sup>

Eine gewisse Ernüchterung und kritische Stimmung machte sich nach dem Überschwang und Rausch der Jahrhundertwende bald fühlbar, z. B. in den Büchern von H. A. Hobson (*Psychology of Jingoism* 1901, *Imperialism* 1902), G. P. Gooch (*The Heart of the Empire* 1902).

Auf die romantische Periode folgte die realistische. Der Imperialismus kam um diese Zeit unter die Botmäßigkeit des Großkapitals, wie ja schon die Finanzoperationen von Cecil Rhodes und der Ursprung des Burenkrieges zeigten. Je

1) Vgl. das tiefgründige Buch von G. v. Schulze-Gaevernitz, *Britischer Imperialismus und englischer Freihandel zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts*, Leipzig 1906.



Wie der Mammon über Krieg und Frieden der ganzen Welt entscheidet und gebietet, hat Kipling in einem er-

Die Prophezeiung ist in Erfüllung gegangen; und der reiche Mann macht auch im Kriege glänzende Geschäfte. — Unter der Herrschaft der Fürsten der Hochfinanz lebte behaglich die Geldaristokratie des modernen Englands, welche den alteingesessenen Landadel mehr und mehr zurückdrängte. Manche moderne englische Schriftsteller haben das Leben und Treiben dieser internationalen Beherrscher des englischen Imperiums, dieser modernen „Welteroberer“ geschildert, keiner wohl mit größerer Schärfe und beißenderer Satire als John Gals-

With gold and fear and hate  
I have harnessed state to state,  
And with hate and fear and gold their  
                    hates are tied

Original from  
PRINCETON UNIVERSITY

worthy in seinen Inselpharisäern („The Island Pharisees“) und besonders in dem „Mann von Vermögen“ (The man of Property 1906). Auf dem Boden der modernen Plutokratie baut sich das frivole, geußsüchtige, „amoralische“ Übermenschen-tum auf, welches Oscar Wilde buntschillernd widergespiegelt, Bernard Shaw psychologisch analysiert und vom puritanischen Standpunkt aus dargestellt hat (Widowers Houses, Major Barbara). Für die obere Million der Millionäre sowie für mindestens zehn Millionen der von ihnen unmittelbar oder mittelbar Abhängigen ist der ungestörte Fortbestand der englischen Weltmacht Lebensbedingung.

Allmählich breitet sich die Befürchtung aus, daß der hoch entwickelte, komplizierte Bau des modernen englischen Wirtschaftslebens, der verfeinerten, anspruchsvollen, luxuriösen Kultur doch auf unsicherem Grunde ruhe, nämlich auf der Voraussetzung der Integrität des „Größeren Britanniens“. Sowie diese irgendwo bedroht war, wurde das ganze Gebäude erschüttert, wie sich im Burenkriege gezeigt hatte. Daher stammt die Nervosität, die im englischen Publikum mit der Zeit um sich griff, eine Nervosität, die zeitweilig zur Hysterie ausartete.

Angesichts der „glänzenden Vereinsamung“ Englands in der kritischen Periode mehren sich die besorgten Stimmen, welche bessere Verteidigung und engeren Zusammenschluß des Weltreichs fordern.

Aber auch wirtschaftliche, soziale, sittliche, religiöse Schäden, Fäulnis- und Zersetzungserscheinungen der Kultur werden wieder schärfer beobachtet, um so mehr, als sie sich auch in der schönen Literatur widerspiegeln (Oscar Wilde, Bernard Shaw, George Moore, H. G. Wells, Hall Caine, Galsworthy).

In ernster und ruhiger Weise hat das liberale Parlamentsmitglied C. F. G. Masterman in seinem noch jetzt lesenswerten Buche über die Lage Englands (The condition of England 1909) die zum Teil schon morsche Grundlage des englischen Weltreichs geschildert. Viel schärfer war die Kritik, mit welcher Dennis Hird, ein Mitglied der Arbeiterpartei, zeitweilig Leiter des Ruskin College in Oxford, in seinen an Swifts Satiren erinnernden Büchern (Toddle Island 1894, The Believing Bishop 1899, Shear my Sheep 1906), die inneren Zustände Englands geißelte.

Ungeachtet des großen Machtzuwachses und trotz dem Goldreichtum von Transvaal erweckte der Ausgang des siegreichen Krieges in England keine rechte Befriedigung. Schon Conan Doyle, der als Kriegskorrespondent in Südafrika war, hatte in seiner geschickt und gemäßigt, stellenweise fast apologetisch geschriebenen Geschichte des „großen Burenkrieges“ (1900) auf die englandfeindliche Stimmung hingewiesen, die fast überall in Europa herrschte und mit besonderer Bitterkeit die leidenschaftliche Parteinahme des deutschen Volkes betont, welches England doch so viel zu verdanken hätte.

Dieselbe bittere und niedergeschlagene Stimmung ist auch in einer späteren Gedichtsammlung von Kipling zu erkennen: Die fünf Nationen (1903).

Kipling gibt ganz offen zu, daß das englische Volk eine sehr beherzigenswerte „Lektion“ erhalten habe. In dem eindringlichen Gedicht „Die Insulaner“ predigt er den „Sportnarren in Flanell“, den müßigen, bequemen Leuten allgemeine Wehrpflicht. Diese Agitation setzte bekanntlich unmittelbar nach dem Burenkrieg ein, ebenso wie die für Tarifreform. Beide Bewegungen verliefen bisher im Sande, hatten aber in einem we-

nigstens Erfolg: in dem geflissentlich ausgestreuten Mißtrauen gegen Deutschland, welches zugleich als Vorbild und als Schreckgespenst von den Agitatoren benutzt wurde.<sup>1)</sup>

Die durch Zollschranken geschützte deutsche Industrie und der deutsche Handel soll Englands Existenzgrundlage bedrohen; die deutsche Militärmacht die Sicherheit des Staates. Dazu kommt die stetig anwachsende Seemacht, schließlich auch die in der Ausbildung begriffene Luftflotte.

Die Deutschenhetze fiel bei dem Volke auf fruchtbaren, wohl vorbereiteten Boden. Beliebt waren die Deutschen in England eigentlich niemals gewesen, schon wegen ihres etwas lärmenden Auftretens, ihres oft vernachlässigten Äußeren und der „schlechten Manieren“. Je größere Massen ankamen — und der Durchschnittsengländer warf alle Deutsch oder Holländisch oder auch „Jiddisch“ sprechenden Einwanderer als „Germans“ oder „Dutchmen“ in einen Topf — um so unbeliebter wurden sie. Sie arbeiteten für Hungerlöhne, womöglich ohne Entgelt, und nahmen so den englischen Arbeitern, Handwerkern, Kaufleuten das Brot vom Munde. Gewiß waren auch manche sehr unerwünschte Elemente darunter, die der Polizei in England wie in ihrer Heimat viel zu schaffen machten. Der „deutsche Bettler“ und der „deutsche Schwindler“ wurde beinahe zur stehenden Bezeichnung. Die Berichte von Engländern über Beleidigungen, denen sie in Deutschland während des Burenkrieges und nachher

ausgesetzt waren, verschärften begreiflicherweise die Mißstimmung. Trotzdem konnte man von einem eigentlichen „Deutschenhaß“ in England bis vor wenigen Jahren noch nicht sprechen. Aber es war der Fehler der Deutschen, daß sie diese Imponderabilien der Volksstimmung, die durch die Gelassenheit, Höflichkeit und Gastfreundschaft der Engländer allerdings verdeckt wurden, nicht besser beachteten. In Büchern und Reden, Zeitschriften und Zeitungen wenigstens wurde die Meinung weiter Kreise des Volkes so offen kundgegeben, daß unsere Diplomaten sie doch wohl erkennen mußten. Daß gegen so tief gewurzelte Abneigung mit Versöhnungsreden, Banketts und Besuchsreisen nichts auszurichten war, hätte jedem, der die Engländer auch nur einigermaßen kennt, einleuchten müssen — mindestens seit 1911. Für die Weiterentwicklung des Zwiespalts waren aber einerseits die wirtschaftlichen Zustände, andererseits die politischen Spannungen ausschlaggebend. In weiten Kreisen herrschte in den letzten Jahren große Unzufriedenheit mit den wirtschaftlichen Verhältnissen. Für den Rückgang mancher Industriezweige, verminderte Einnahmen, besonders im Mittelstand, Zunahme der Arbeitslosigkeit, erhöhte Steuern — für alle diese Kalamitäten wurden mit mehr oder weniger Recht die Deutschen verantwortlich gemacht: deutscher Wettbewerb in Industrie, Handel, Schifffahrt, deutsche Sozialpolitik, die in England etwas kostspieliger nachgeahmt wurde, deutsche Flottenvergrößerung, die zu erhöhten Ausgaben und Steuern auch in England führte.

Mißverständnis temperamentvoller Worte und Reden von hochstehenden Personen, die gelegentlich geäußert wurden, Unkenntnis deutscher Verhältnisse, einseitige Auffassung einzelner deut-

1) Schon im Jahre 1901 hat der bekannte Schriftsteller H. G. Wells in seinen „Vorhersagungen“ (Anticipations Tauchn. Ed. S. 231) einen Koalitionskrieg von Frankreich, Rußland, England gegen Deutschland prophezeit, da die Deutschen Englands Seeherrschschaft bedrohten.



scher Bücher, wie z. B. des Generals von Bernhardi, führte immer mehr zum Argwohn gegenüber deutschem „Militarismus“ und „Cäsarismus“. So erhielt der englische Imperialismus besonders seit 1905 allmählich eine scharfe deutschfeindliche Spitze. Nach der Unschädlichmachung Rußlands, nach der Entente cordiale mit Frankreich, welche durch Eduards VII. überlegene Staatskunst zustande kam, blieb Deutschland als einziger, immer mächtiger und gefährlicher werdender Nebenbuhler und Gegner übrig. Und der Ententegenosse sorgte dafür, daß das Mißtrauen immer mehr gesteigert, Deutschland immer mehr als Friedensstörer hingestellt wurde.

Diese Wandlung der Volksstimmung, der allmählich um sich greifende Deutschenhaß spiegelt sich nicht nur in der Tagespresse, sondern auch in der ernsthaften Literatur wieder. Bis 1896, ja sogar bis 1900 war der Ton der poetischen und prosaischen Literatur, wenn auch nicht gerade deutschfreundlich, so doch leidlich objektiv und nicht eigentlich deutschfeindlich gewesen. Die Bücher von Sidney Whitman (*Imperial Germany, Teuton Studies*) oder Jerome Jerome (*Diary of a Pilgrimage*) z. B. zeigten eine gewisse Sympathie und Hochschätzung. Auch W. H. Dawson hat in seinem früheren Werke (*Germany and the Germans, 1894*) noch eine wohlwollende und verständnisvolle Schilderung Deutschlands gegeben; erst später unter dem Einfluß veränderter Stimmung, aber doch noch ziemlich ruhig und sachlich auf die Gefahren hingewiesen, die England von Deutschland drohen könnten (*The Evolution of Modern Germany, 1906*).

Erst H. Ellis Barker (der Name soll ursprünglich „Eltzbacher“ gelautet haben) hat in seinem sehr gewandt geschriebenen Buche über das „moderne

Deutschland“, 1906, vom englisch-imperialistischen Standpunkte aus Alarm geschlagen. Hier wird die deutsche „Weltpolitik“ als entschieden englandfeindlich dargestellt, insbesondere mit Bezug auf Südafrika. Die deutsche Regierung habe mit den Buren sich verschworen und intrigiert, um die Engländer aus Südafrika zu vertreiben und ein großes deutsches Kolonialreich in Afrika zu begründen.

Deutschland sei nicht nur außerordentlich stark, sondern auch sehr reich und gehe auf den wirtschaftlichen und politischen Ruin Englands aus.

Eine Besprechung dieses Buches in der „Quarterly Review“, 1908, unter dem Titel: „Die deutsche Gefahr“, worin die Besetzung Belgiens und die drohende Bevormundung der Türkei durch Deutschland prophezeit wurde, gab den Anstoß zu einer Deutschlandhetze, gegen die vor einigen Jahren Fürst Bülow in seiner bekannten Unterredung mit Sidney Whitman glaubte Stellung nehmen zu müssen.

Nunmehr setzt eine zielbewußte, wenn auch phantastisch verstiegene Agitation ein. So schilderte der bekannte Romanschriftsteller H. G. Wells einen grausigen Zukunftskrieg, der von Preußen-Deutschland angestiftet und in der Luft ausgekämpft wird, so daß New York (!) und Berlin in Trümmerhaufen verwandelt werden (*The War in the Air, 1908*). Ungefähr gleichzeitig wurde in London und anderswo ein von einem Offizier zu Agitationszwecken verfaßtes Drama aufgeführt, welches die Schrecken einer Invasion und die Zerstörung harmlosen Familienglücks sensationell und nervenerschütternd ausmalte (*An Englishman's Home*). Hier war Deutschland als feindliche Macht zwar nicht genannt, aber jeder Engländer mußte an diesen Gegner denken.

Die Börsenpresse arbeitete von jetzt an

mit allen längst erprobten Mitteln der Verleumdung und Entstellung.

Wer in den letzten Jahren sich in England aufhielt, konnte, mußte das Mißtrauen, ja den fanatischen Deutschenhaß bemerken, der weite Kreise des englischen Volkes beherrschte. Immer wieder ertönte die Frage, was denn Deutschland mit seiner Flotte anderes bezwecke, als Englands Seeherrschaft zu vernichten. Immer wieder hörte man von deutschen Spionen, von deutscher Invasionsgefahr, von Luftschiffen, von der aggressiven, friedienstörenden deutschen Politik.

Ganz harmlose Worte, wie z. B. der erste Vers des Liedes „Deutschland, Deutschland über alles“, wurden als Beweis für den Wahn angeführt, daß Deutschland die Weltherrschaft anstrebe.

Neben General von Bernhardi wurden Regierungsrat Martin, Treitschke, Nietzsche als Zeugen dafür zitiert, daß Deutschland die Seeherrschaft, das Kolonialreich Großbritanniens vernichten wolle.

Es war also nicht sowohl „Krämerneid“, als vielmehr die Sorge, die sich immer mehr steigende Angst um das Fortbestehen des britischen Weltreiches, welche den Deutschenhaß schürte.

Daher die „Einkreisungspolitik“, daher das unnatürliche Bündnis mit Rußland, daher die beständige Flottenvergrößerung, die Geheimverträge mit Frankreich und Belgien, die Vorbereitung auf den Weltkrieg.

Mit fast unbegreiflicher Harmlosigkeit ignorierten die Deutschen solche sturmrohenden Anzeichen, zogen in immer größeren Scharen zum Vergnügen, zum Studium oder in Geschäften nach England und gaben so der Spionenfurcht und dem Deutschenhaß neue Nahrung.

Vereinzelte Bemühungen, zur Besonnenheit, zum Frieden oder zur Wiederherstellung des Friedens zu mahnen

(z. B. Norman Angell, *The great Illusion*), scheinen ziemlich wirkungslos geblieben zu sein.

Bezeichnend für die Anschauungen des gebildeten, verhältnismäßig vorurteilsfreien Engländers sind die folgenden Sätze aus einer schon 1911 geschriebenen Abhandlung von H. G. Wells („Will the Empire live?“ in der Sammlung „An Englishman looks at the World“. Tauchn. Ed. 1914, S. 40): „Es ist nur zu gewöhnlich, Deutschland als den gemeinsamen Feind anzusehen. Wir in Großbritannien sind jetzt außerordentlich (intensely) eifersüchtig auf Deutschland. Nicht nur, weil die Deutschen uns an Zahl übertreffen und ein größeres und mannigfaltiger gestaltetes Land haben, als das unsrige ist, und mitten im Herzen und Körper von Europa liegen, sondern weil sie in den letzten hundert Jahren, während wir uns von Trivialitäten und Eitelkeit nährten (while we have fed on platitudes and vanity), die Energie und Demut gehabt haben, ein prächtiges System nationaler Erziehung zu entwickeln, in Wissenschaft, Kunst und Literatur zu arbeiten, soziale Organisation zu entfalten, unsere Methoden des Geschäftslebens und der Industrie zu bemeistern und zu verbessern und über uns hinaus zu klimmen auf der Leiter der Zivilisation. Diese Tatsache hat uns eher gedemütigt und gereizt, als zu unserer Besserung beigetragen (has humiliated and irritated rather than chastened us), und unsere Gereiztheit ist sehr verschärft worden durch die renommistische Unmanierlichkeit (by the swaggering bad manners), das Gerede von „Blut und Eisen“ und „gepanzten Fäusten“, durch den „Welt-Politik“-Unsinn, der die Neu-Deutsche Phase einleitete (!). Die britische Mittelklasse ist daher voll von einer zornigen, unbestimmten Neigung, jene Ausbreitung zu durchkreuzen, welche die

Deutschen sehr vernünftig als ihre natürliche Bestimmung ansehen. Alle Möglichkeiten eines ungeheuren Konflikts liegen in dieser Neigung vor . . .“

Wells sah damals trübe in die Zukunft des englischen „Reiches“, besonders wegen der mangelhaften Volksbildung. „Unser Reich muß jeder intelligenten Person innerhalb seiner Grenzen Kenntnisse und Gedanken vermitteln, oder es wird in Stücken gehen.“ Er hat aber kein großes Zutrauen zu der Intelligenz seiner Landsleute. „Das Imperium und die Zivilisation ist ihnen zugefallen wie frischer Salat den zahmen Kaninchen. Kunst, Wissenschaft, Literatur, alles, was den Menschen über die Örtlichkeit und Gewohnheit emporhebt, alles, was das Reich rechtfertigen und fester begründen kann, ist ihnen nichts. Sie sind Provinzialen, die einer weltumspannenden Gelegenheit in ihrer Torheit nicht gewachsen sind, sie sind die dummen Erben eines großen Geschlechts von Auswanderern. Sie ziehen aus der Hauptstadt hinaus zur Jagd und kommen zurück zu törichtem Parlements-treiben und um zu sehen, was der Zensor von unseren Bühnenschriftstellern übrig gelassen hat — und um in Restaurants zu speisen und sich elegant anzuziehen. Meistens nennen sie sich Imperialisten, was nur eben ihre harmlose Art ist, ihre Zufriedenheit mit der bestehenden Ordnung auszudrücken.“ „Und die Sandkörner der Stunde unseres Imperiums rieseln durch den Hals des Stundenglases.“

Wenn solche Äußerungen vereinzelt wären, könnten sie als paradoxe Exzentritäten oder als Schwarzseherei gelten. Aber sie stimmen mit manchen

anderen Urteilen von Engländern überein (vgl. Abel-Musgrave, Das kranke England).

Kulturzersetzung, „kapitalistische Erschlaffung“ — das scheint die neueste Phase des englischen Imperiums zu sein oder wenigstens vor dem Kriege gewesen zu sein, wie G. v. Schulze-Gaevernitz in seinem Buche über den britischen Imperialismus (S. 376 ff.) sachkundig auseinandergesetzt hat.

Rückgang der Landwirtschaft, Stagnation oder beginnender Verfall der Industrie, Anhäufung des Proletariats in öden Großstädten, Trunksucht; Verwilderung und Entvölkerung des fruchtbaren Landes, erhebliche Abnahme der Geburten, Neo-Malthusianismus, körperliche Entartung bei dem ärmeren Teil der Bevölkerung; Zurückdrängung geistiger Interessen durch Sport, verringerte Arbeitslust und Arbeitskraft, steigender Luxus, zunehmende Genußsucht und Bequemlichkeit — das alles ist die Signatur des modernen Englands. Und manches erinnert bedenklich an die Symptome, welche den Zerfall des römischen Imperiums ankündigten.

Jedenfalls ist das englische Volk nicht mehr in jener Periode unverwüstlicher Urkraft, welche einen Vergleich mit alten Römertugenden und den pseudocatonischen Ausruf: „Ceterum censeo Germaniam esse delendam“ rechtfertigen würde.

Und Deutschland gleicht in keiner Beziehung Karthago. Eher ließe sich die historische Parallele umkehren.

Die Zukunft wird lehren, daß gerade der fanatische Imperialismus den Zusammenbruch des britischen Weltreiches vorbereitet hat.



## Frankreichs koloniale Entwicklung unter der dritten Republik.

Von G. K. Anton.

Die Geschichte des überseeischen Frankreich gliedert sich in die Epochen seines Aufschwunges, seines Niederganges und seiner Wiedergeburt. Von der letzten, in welcher die Franzosen ihr heutiges Kolonialreich aufbauen, soll hier die Zeit nach 1870 behandelt werden. Ihr Verständnis erfordert zunächst einen Überblick über die vorausgegangene Entwicklung.

Im Jahre 1453 war der mehr als hundertjährige Krieg beendet, den England gegen Frankreich auf französischem Boden geführt hatte. Das lange Ringen gegen die Engländer und ihre schließliche Vertreibung, die unseren Friedrich Schiller zu seiner Jungfrau von Orleans begeisterte hat, ließ das französische Nationalgefühl erstarken. Damit war der Boden geschaffen, auf welchem Ludwig XI. und seine Nachfolger die innere Zusammenfassung Frankreichs zu einem einheitlichen Nationalstaat in der Form der absoluten Monarchie vollziehen und die äußere Selbständigkeit ihres Königreiches sichern.

Noch bevor beides erreicht war, beginnt unter Franz I. an die Stelle des französisch-englischen Gegensatzes die Rivalität zwischen Frankreich und dem Hause Habsburg zu treten, in dessen gigantischem Reiche damals die Sonne nicht unterging, und die französische Kolonisation nimmt mit der Einfahrt Jacques Cartiers in den kanadischen St. Lorenzstrom (1534) ihren Anfang.

Ihre erste Periode erstreckt sich bis zu Ludwigs XIV. Minister Colbert, dem Begründer des modernen Frankreich durch seine großartige Regelung von

Handel und Industrie, die für das ganze Europa vorbildlich geworden ist. In dieser Zeit bis zum Ende des 17. Jahrhunderts geht dem kontinentalen Aufschwunge Frankreichs sein überseeischer parallel. Eine Reihe glücklicher Kriege läßt es über die deutsche und spanische Linie des Hauses Habsburg triumphieren, während die von Franz I. begünstigten Versuche zur Gründung von Kolonien von Heinrich IV. und Richelieu wieder aufgenommen werden und unter der schöpferischen Verwaltung Colberts zur Herstellung eines Kolonialreiches führen, das mehr als neun Millionen Quadratkilometer umfaßte, das Neunzehnfache des heutigen europäischen Frankreich. In Kanada, Neufundland, im weiten Stromgebiet des Mississippi, auf den Antillen Guadeloupe, Martinique, Tobago, Dominique und St. Domingo, in Cayenne, an der afrikanischen Westküste, auf der Insel Bourbon im Stillen Ozean und endlich in Ostindien wehte am Ende dieser Epoche das Lilienbanner.

In Europa besaß Frankreich damals zwanzig Millionen Menschen. Die gleiche Menge zählte das Deutsche Reich, aber da es der Dreißigjährige Krieg in mehr als dreihundert souveräne Staatengebilde zersplittert hatte, so war seine Bevölkerung keine kompakte national geeinte Menschenmasse wie die zwanzig Millionen, die das blühende und fruchtbare Frankreich bewohnten. Preußen zählte nur zwei Millionen, und England, dessen Krone sich in unwürdiger Abhängigkeit von der französischen befand, nur sechs. Französische Sprache und Sitte drängten überall sich ein, politisch

und kulturell hatte Frankreich die Vormachtstellung unter den Nationen.

Hätte der maßgebende Einfluß Colberts seinen Tod (1683) überdauert, hätten Ludwig XIV. und seine Nachfolger in weiser Beschränkung ihre Sorge dem inneren Ausbau des Reiches und seines ungeheuren Kolonialbesitzes zugewendet, statt weitere territoriale Ausdehnung zu erstreben, so sähen wir wahrscheinlich heute in Frankreich die erste Kolonialmacht der Welt. Aber schon zwei Jahre nach Colberts Tode wurde das Edikt von Nantes aufgehoben, mit dem Heinrich IV. die religiösen Bürgerkriege beendet hatte. Dreimalhunderttausend Protestanten verlassen um ihres Glaubens willen die Heimat. Mit ihrer Intelligenz, ihrer wirtschaftlichen Tüchtigkeit und ihrem Kapital kolonisieren sie Holland und Preußen an Stelle der überseeischen Besitzungen Frankreichs, die kurzzeitige Verblendung vor ihnen verschließt. Zu den inneren Unruhen, die die Folge waren, fügt alsbald die Ruhmsucht des eitlen Königs den Krieg von 1688/97 mit seiner schrecklichen Verwüstung Heidelbergs und der Pfalz, aber auch mit seiner Vernichtung des von Colbert geschaffenen wichtigsten Werkzeuges der überseeischen Politik, der französischen Flotte, die beim Kap La Hogue im Ärmelkanal den vereinten Engländern und Holländern erliegt. Anstatt in Europa konservative Politik zu treiben, stürzt die bourbonische Dynastie ihr Land immer tiefer in europäische Verwicklungen, welche England so geschickt zu benutzen und weiterzuspinnen versteht, daß ihm bis 1814 die koloniale Erbschaft Frankreichs nach und nach in den Schoß fällt.

Die Machtmittel, deren es sich hierbei bediente, waren die Flotte des Inselvolkes und die mit seinen „silbernen Kugeln“ unterstützten Heere der festländischen Mächte. Von jeher waren die

Britten Meister in der Kunst, andere für sich kämpfen zu lassen. Indem England den jeweiligen Feinden Frankreichs hilft und ihm immer wieder neue zu erwecken weiß, triumphiert es schließlich über den verhaßten Rivalen auf dem Wege zur Weltherrschaft. Seiner klugen Politik muß selbst Napoleon I. unterliegen, der mit klarem Blick für die drohende Weltherrschaft Englands seine ganze Kraft gegen sie eingesetzt hat. Wie er schon als Konsul mit der Besetzung Ägyptens die alte Völkerstraße nach Indien den Briten zu verlegen gedachte, so hat er später als Kaiser, nachdem inzwischen Nelsons Siege bei Abukir und Trafalgar mit der Vernichtung der französischen Flotte die Landung in England ausgeschlossen hatten, Englands Verbündete bei Jena, Eylau und Friedland geschlagen, die Kontinentalsperre gegen England verhängt und schließlich auf dem Landwege über Rußland England in Indien zu erreichen gesucht. . .

Als durch den Wiener Kongreß und den zweiten Pariser Frieden das europäische Gleichgewicht wiederhergestellt war, hatte England die koloniale und maritime Erbschaft Frankreichs angetreten. Dasselbe England, das in den Jahren 1792 bis 1815 auch den Holländern ihre gesamten Kolonien nahm, unter unerhörtem Mißbrauch des Völkerrechts die russische, preußische, dänische, schwedische, französische und holländische Handelsmarine vernichtete und an den Grundsätzen seines barbarischen Völkerrechts festhielt bis in unsere Tage.

Das überseeische Frankreich war auf nur 150 000 Quadratkilometer, etwas mehr als ein Viertel der Fläche des Mutterlandes zusammengeschmolzen. Die Inseln St. Pierre und Miquelon an der neufundländischen Küste; von den Antillen Martinique und Guadeloupe; ein Teil Guayanas; die Inseln St. Louis in

der Senegalmündung und Gorée nahe dem grünen Vorgebirge Westafrikas; die Insel Bourbon (später von der zweiten Republik in Réunion umgetauft) und einige ostindische Handels- und Schiffahrtsstationen: das war alles, was unseren Nachbarn verblieb.

Aber die Völker vermögen, was den Individuen versagt ist: ihr Leben von neuem zu beginnen. Dem kolonialen Niedergange Frankreichs folgt die Epoche seiner kolonialen Wiedergeburt. In ihr gelingt es der französischen Nation, ein neues überseeisches Frankreich zu gründen, das heute auf das Zwanzigfache des Mutterlandes wieder geschätzt wird, auf mehr als zehn Millionen Quadratkilometer, von denen zwei Drittel auf Afrika entfallen.

Diese letzte Periode beginnt mit jenem Schritte, der das ohne britische Eifersucht längst vernichtete Seeräubertum der Barbaresken beseitigte und in weiterer Folge das ehemals römische Afrika Frankreich unterstellen sollte: mit der Einnahme Algiers am 5. Juli 1830. England hatte ihr widerstrebt und sich ähnlich verhalten wie 1911 uns gegenüber bei der Pantherfahrt nach Agadir. Sein Bluff, in der Landung französischer Truppen auf algerischem Boden einen casus belli erblicken zu müssen, und, als sie dennoch geschehen war, sein Verlangen, Frankreich solle sich wieder zurückziehen und mit einer Geldentschädigung begnügen, führten zwar nicht zum gewünschten Erfolge. Seine anmaßenden Vorstellungen, die sich bis 1838 fortsetzten, beeinträchtigten jedoch die Entschlossenheit der französischen Regierung. Die Julirevolution hatte Louis Philipp auf den Thron erhoben und die Geschicke Frankreichs in die Hand seiner Bourgeoisie gelegt, die auch viel zu geizig war, um die Opfer für eine kühne auswärtige Politik rechtzeitig zu brin-

gen. So kam es, daß schließlich weit größere Opfer — von den Menschenverlusten abgesehen mehr als fünf Milliarden Franken — und drei Jahrzehnte nötig gewesen sind, um Algerien endgültig einzuverleiben.

Glücklicher war das Julikönigtum in kleineren Unternehmungen, die mehr nur darauf ausgingen, für Schifffahrt und Handel Stützpunkte zu gewinnen. So wurde 1839 der Keim zum französischen Kongogebiete gelegt, indem Louis Philipp die Mündungsniederungen des Gabunflusses an der äquatorialen Westküste Afrikas besetzen ließ. 1840 und 1841 wurden einige Stationen an der Elfenbeinküste und die Madagaskar benachbarten Inseln Nossi Bé und Mayotte gewonnen, 1842 in der Südsee Tahiti und die Marquesasinseln.

Das zweite Kaiserreich fügte 1853 Neukaledonien hinzu und schob ungefähr gleichzeitig mit der vollständigen Unterwerfung Algeriens die französische Herrschaft von der Mündung des Senegals auf beiden Ufern des Stromes vor und in das Innere hinein. Gestützt auf die Vormachtstellung, die Napoleon III. in der ersten Hälfte seiner Regierung Frankreich wiederverschafft hatte, scheute er sich weder, die englische Besetzung der das Rote Meer sperrenden Insel Perim dadurch zu beantworten, daß er den nahegelegenen Hafen Obock sich von einem Araberherrscher 1862 abtreten ließ, noch trug er Bedenken, im gleichen Jahre Kambodscha zu erobern und 1865 Kambodscha unter sein Protektorat zu stellen. Endlich gelang ihm auch jene friedliche Erwerbung, nicht an Land, wohl aber an Ansehen und Einfluß, die der unter seiner Regierung begonnene und zu Ende geführte Bau des Suezkanals darstellt.

Damit vollendete der Neffe, was von seinem großen Oheim als Vermächtnis



hinterlassen war. Napoleon I. hatte aber nicht nur die Durchstechung des Isthmus von Suez geplant und einen Operationsplan für die Eroberung Algeriens ausarbeiten lassen, sondern auch, als er in St. Helena die Wiederherstellung der napoleonischen Dynastie ins Auge faßte, für diesen Fall empfohlen, von jedem Eroberungsversuch in Europa abzusehen; die südlichen Ufer des Mittelmeeres seien ein viel fruchtbareres Feld für die Ausdehnung Frankreichs. Anstatt nun dieser Weisung Folge zu leisten, mischte Napoleon III. sich ein, als das von ihm eifrig verfochtene Prinzip der Nationalität die deutschen Stämme zu ihrem Zusammenschluß drängte. Ein seltsamer Widerspruch: die Regierung, die das Nationalitätsprinzip auf ihre Fahnen geschrieben, widerstrebt hier nicht nur seiner Anwendung, sondern fordert auch noch, in offenem Gegensatz zu ihm, das linke Rheinufer!

So beging das zweite Kaiserreich den alten Fehler anmaßender kontinentaler Politik, der die Franzosen in der zweiten Periode ihrer kolonialen Entwicklung ihr erstes Kolonialreich gekostet hatte. Seine demütigende Folge, die diesmal nicht auf kolonialen Gebiete lag, sondern den Kaiser seines Thrones und Frankreich seiner Vormachtstellung beraubte, zeigte deutlich, wie richtig Napoleon I. aus der französischen Geschichte gelernt hatte, als er empfahl, von jeder Eroberung in Europa Abstand zu nehmen. —

Die dritte Republik, deren überseeische Betätigung wir nun eingehender betrachten wollen, hat die Mahnung des großen Korsen so lange befolgt, als der Zwang der Verhältnisse sie dazu nötigte. Infolgedessen konnte es mitunter so scheinen, als wolle sie sich auf den Ausbau des überseeischen Frankreich beschränken, ja als werde aus dieser Tätig-

keit eine nicht bloß vorübergehende Annäherung an Deutschland hervorgehen, die den Frieden Europas dauernd verbürgt haben würde. Aber immer wieder siegte bei unseren heißblütigen Nachbarn der Revanchegedanke über die kühle Vernunft und bewog sie zum Ergreifen jeder Gelegenheit, die sie der Erfüllung ihrer Hoffnungen auf eine Aufteilung Deutschlands näherzubringen versprach. So ist es gekommen, daß die dritte Republik einerseits ihren überseeischen Besitz gewaltig auszudehnen vermochte, wobei unsere Politik ihr mehrfach dienlich war, andererseits aber sein Schicksal und ihr eigenes auf das ruchlose Spiel des gegenwärtigen Weltbrandes gesetzt hat, den ihre Leidenschaft mit entzündete.

Der französische Einsatz in diesem Kriege ist in kolonialer Beziehung sehr viel wertvoller, als er 1870 war, weil inzwischen das koloniale Wirtschaftsleben aufblühte und dem damaligen Besitz zukunftsreiche neue Gebiete großen Umfangs angeschlossen worden sind. Die bedeutendsten von ihnen verdankt die dritte Republik der Initiative Jules Ferrys, dessen Verdienste das undankbare Vaterland erst nach seinem Tode gebührend würdigen sollte.

Zunächst natürlich war nach 1870 die Sorge der französischen Staatslenker den inneren Verhältnissen zugewendet. In überraschend kurzer Zeit gelang es hier der überaus geschickten Finanzverwaltung des greisen Thiers, unterstützt von dem durch die ganze Welt gehenden wirtschaftlichen Aufschwunge in den ersten siebziger Jahren, nicht nur die heute klein erscheinende, aber damals große Kriegsentschädigung von fünf Milliarden, sondern auch die gewaltigen Kosten für die Reorganisation der französischen Streitkräfte flüssig zu machen. Der vorzügliche Ruf des französischen

Staates ließ immer wieder neue Geldsummen ihren Weg nach Frankreich finden.

Ende der siebziger Jahre waren die moralischen und materiellen Kräfte des Landes so weit gehoben, die republikanische Staatsform äußerlich und innerlich so gefestigt, daß die Stunde gekommen schien, um bei der kolonialen Bewegung, in welche damals alle Welt geriet, nicht untätig zu bleiben. 1880 war Jules Ferry Ministerpräsident geworden. Seine erste koloniale Tat, die Frankreich eine der blühendsten seiner Besitzungen gab, war die Besetzung Tunesiens.

Seit seiner Festsetzung in Algerien hatte es diesen Schritt geplant, war aber stets am Widerstande Englands gescheitert, das für seine Vormachtstellung im Mittelmeer den gefährlichsten Rivalen in Frankreich erblickte. Der Umschwung in den englischen Anschauungen erfolgte, als die orientalische Frage durch den russisch-türkischen Krieg ihre einstweilige Lösung im Sinn einer erheblichen Schwächung der Türkei gefunden hatte. Die Lockerung, die hierdurch zwischen der Hohen Pforte und ihren Vasallenstaaten eingetreten war, benutzte zuerst England, um sich kurz vor dem Zusammentritt des Berliner Kongresses die Insel Cypern geben zu lassen und dafür der Türkei ihren asiatischen Besitz und Ägypten zu verbürgen, m. a. W. zu verhindern, daß eine andere Macht sich seiner bemächtigen konnte. Diesen Schlag gegen Frankreichs Mittelmeerstellung offenbarte der englische Bevollmächtigte auf dem Berliner Kongresse dem Fürsten Bismarck, der ihm erwiderte, Frankreich werde nicht lange zürnen, wenn England ihm freie Hand in Tunesien lasse. Mit der Eröffnung, daß es dies tun würde, beschwichtigte Lord Salisbury den entrüsteten französischen Bevollmächtigten Waddington, der ihm

nichts entgegnete, aber nach Schluß des Kongresses seine Niederschrift des Gespräches in London vorlegen und anfragen ließ, ob Lord Salisbury noch ebenso dächte.

Die englische Regierung hatte um so weniger Anlaß zur Verneinung der Frage, als der Umschwung ihrer Anschauungen nicht bloß aus dem oben erwähnten Grunde, sondern auch deshalb erfolgt war, weil das an der tunesischen Einwanderung am meisten beteiligte Italien aufgehört hatte, ein bloßer geographischer Begriff zu sein, weil hinter jenen Einwanderern eine kräftige junge Macht stand, die bereit war, aus dem alten römischen Afrika eine italienische Kolonie zu machen. Man sagte sich in London, daß in diesem Falle beide Ufer des Seeweges, der nach Indien führt, in den Händen derselben Großmacht seien, daß Italien als Herr der Meerenge zwischen Sizilien und Tunesien anderen Nationen die Durchfahrt sehr erschweren könne. So erschien es England als das kleinere Übel, Tunesien in französischen Händen zu wissen, und Lord Salisbury ließ durch den englischen Botschafter in Paris folgendes erwidern: „Ohne die Genauigkeit der einzelnen Ausdrücke unserer Unterhaltung zu gewährleisten, erkenne ich an, daß die Erinnerungen des Herrn Waddington im allgemeinen richtig sind. Es ist übrigens weit einfacher, die Ansichten der Regierung Ihrer Majestät der Königin von Großbritannien bezüglich einer Aktion Frankreichs in Tunis direkt auseinanderzusetzen. England hat an jenem Küstenstrich keinerlei besondere Interessen, die es veranlassen könnten, mit Mißtrauen den legitimen und wachsenden Einfluß Frankreichs zu betrachten. Dieser Einfluß ergibt sich sowohl aus Frankreichs Anwesenheit in Algier mit großer Militärmacht als auch aus dem Kulturwerk,

das es auf dem afrikanischen Kontinent unter der bewundernden Anerkennung ihrer Majestät vollbringt. Der Druck, den Frankreich in einer solchen Lage, sobald es will, auf die Regierung von Tunis ausüben wird, ist also nicht nur natürlich, sondern auch unvermeidlich. Selbst der völlige Sturz der Regierung des Bey würde, falls er sich ereignen sollte, nichts an der Haltung Englands ändern, da wir dort weder eigene Interessen haben noch Ansprüche erheben.“

Die Erklärung Salisburys veranlaßte trotz ihrer Deutlichkeit Waddington nicht, irgendeinen Schritt zur Besitzergreifung von Tunis zu unternehmen. Erst Jules Ferry, der zwei Jahre später an die Regierung kam und das Schriftstück in den Akten fand, begriff sofort seine Wichtigkeit. „24 Stunden, nachdem ich die Depesche im Archiv gefunden“, so hat er selbst geschrieben, „war mein Entschluß gefaßt, die Regierung nicht zu verlassen, bevor ich nicht mein Land in den Besitz von Tunis gebracht hatte.“ Der englischen Zustimmung im voraus gewiß, konnte er sich hierzu um so ruhiger entschließen, als das damals bündnislose Italien noch keinen Rückhalt an Deutschland besaß. Warum sollten wir uns auch einmischen? Italien hatte, als Bismarck vor dem Berliner Kongresse unsere Bereitwilligkeit erklärte, für seine Besetzung Tunesiens einzutreten, sehr kurzsichtig und nicht gerade freundlich erwidert, es läge ihm wohl daran, es in einen Krieg mit Frankreich zu verwickeln. Mißlang die französische Expedition, so hatte das keinen Nachteil für uns im Gefolge; gelang sie aber, so mußte eine wachsende Entfremdung zwischen Frankreich und Italien Platz greifen, wo nicht gar letzteres zum Anschluß an das deutsch-österreichische Friedensbündnis bewogen werden.

Übergriffe tunesischer Stämme auf

algerisches Gebiet, wie sie früher, solange England widerstrebte, nie beachtet worden waren, boten jetzt den Vorwand zur Landung französischer Truppen am 1. Mai 1881. Zwölf Tage später war Tunesien französisches Schutzland geworden und unser Konsul Dr. Nachtigal der erste von allen, der den vollzogenen Umschwung der Dinge dadurch anerkannte, daß er sich dem Bey durch Vermittlung des französischen Chargé d'affaires vorstellen ließ.

Jules Ferry erwarb aber nicht nur Tunesien, sondern erkannte auch, daß seine Annexion gleichbedeutend sein mußte mit internationalen Verwicklungen und der Erschwerung seiner inneren Wohlfahrt. So schuf er aus ihm kein französisches Departement wie Algerien, dem er es auch nicht einverleibte, sondern nach holländisch-englisch-indischem Vorbilde ein Protektorat. Diesem genialen Schachzuge, der formell Tunesien den Charakter als Ausland beließ und die Eingeborenen versöhnte, weil sie sich nach wie vor ihrem muselmännischen Fürsten untertan sahen, dankt Frankreich den ungestörten Besitz und die wirtschaftliche Blüte seines Schutzlandes. Indem es ein unter der Hoheit des Bey stehender selbständiger Staat blieb, wurde die nicht unbeträchtliche tunesische Staatsschuld zu keiner französischen; die Interessen der mit ihm Handel treibenden fremden Mächte, insbesondere des schwer getroffenen Italien, blieben zunächst unverletzt, und den radikalen Schreiern gegen die koloniale Ausdehnung Frankreichs wurde durch das Zauberwort „keine neuen Ausgaben, keine Erhöhung des Budgets“ der Mund gestopft. Durch den Hinweis auf die Wohlfelheit einer mit eingeborenen Kräften arbeitenden Verwaltung wurde endlich der Import französischer Ämterjäger abgewehrt und der Titel für Ab-



weisung jeder Einmischung des Parlamentes in die heiklen tunesischen Dinge erworben.

Ob England eine weise Politik befolgte, als es 1881 Tunesien französisch werden ließ und in der Folgezeit nicht verhinderte, daß Frankreich an der Nordspitze des Landes, Sizilien gegenüber, den Hafen von Biserta zu einem der großartigsten Kriegs- und Handelshäfen ausbaute? Jedenfalls hat es der damit wachsenden Bedeutung Frankreichs im Mittelmeer schon ein Jahr später ein Gegengewicht geschaffen, indem es nun ausführte, was der bei seiner Ermunterung Frankreichs zur Besitznahme von Tunis sorgfältig verschwiegene Hintergedanke seines Cypemvertrages gewesen war: die Vernichtung des französischen Einflusses in Ägypten. Die fehlerhafte ägyptische Politik der Republik bot ihm die Handhabe. Fürst Bismarck hatte 1879 zwischen England und Frankreich eine Verständigung vermittelt; ein sogenanntes condominium war ins Leben getreten, das jedem der beiden Staaten gleichen Einfluß auf die ägyptische Regierung beilegte. Als aber 1881 ein Aufstand Arabi Paschas ausbrach, hinderte eine Abstimmung der Deputiertenkammer Frankreich, ihn gemeinschaftlich mit England zu unterdrücken. Es beging den schweren Fehler, sich jeder Einmischung zu enthalten. So erfochten die englischen Waffen allein den Sieg von Tell-el-Kebir, in dessen Folge der französische Einfluß in Ägypten zugunsten des englischen beseitigt worden ist.

Es war dies für Frankreich, dessen Genie und Gelde die Durchbohrung des Isthmus von Suez gelungen war, um so schmerzlicher, als es nicht nur Prioritätsrechte in Ägypten besaß — bereits 1798 hatten Jahrtausende von den Pyramiden herabgeblickt auf die siegreiche Armee Bonapartes —, sondern auch

schon früher eine empfindliche Durchkreuzung seiner ägyptischen Pläne durch England erfahren hatte. England war die Ursache gewesen, die im Jahre 1840 Frankreich zwang, seinen wiewohl siegreichen Schützling, den aufständischen Vizekönig Mehemet Ali, im Stiche zu lassen und damit seine Hoffnung auf die Verwirklichung der Worte Napoleons I. aufzugeben, daß das Mittelmeer ein französischer See werden müsse. Die alte Wunde wurde durch den neuen Sieg der englischen Politik wieder aufgerissen, und an die Stelle der Entente cordiale beider Nationen trat ein wachsendes Mißtrauen.

Das gekränkte Frankreich schaute nach einer Revanche aus, und es gelang ihm, eine für die englischen Interessen durchaus nicht unempfindliche zu nehmen, nicht im Lande der Pharaonen, sondern in Hinterindien. Es ist dies die zweite koloniale Tat Jules Ferrys, den die Besetzung Tunesiens vom Ministersessel gestürzt hatte, dem aber seine auf unaufhörlichen Wechsel der Ministerien erpichten Landsleute im Februar 1883 abermals die Ministerpräsidentschaft übertrugen.

Seit Frankreich in Hinterindien Fuß faßte, war es bemüht gewesen, einen Handelsweg aufzufinden, der ihm den Zugang zu den südlichen Provinzen des himmlischen Reiches erschlosse. Die Straße des Songkoi, der durch die nördlichste Provinz des Kaiserreiches Anam, durch Tongking, fließt, erwies sich als die geeignetste und war 1874 französischen Kaufleuten geöffnet worden. Scharmützel mit anamitischen Seeräubern führten noch im Jahre der Schlacht von Tell-el-Kebir zunächst zu einer französischen Niederlage, dann aber dank der Initiative Jules Ferrys zu erheblicher Machtentfaltung, die sich auch gegen China richten mußte. In

dieser Ausdehnung würde sie wahrscheinlich mehr als den bloßen Protest Englands hervorgerufen haben, wenn es nicht gewußt hätte, daß Frankreich damals engere Fühlung mit uns besaß. Die ägyptischen Ereignisse hatten die Republik mit England, die tunesischen mit Italien überworfen und dieses zum Anschluß an den Zweibund bewogen, von dessen Teilnehmern Deutschland den Draht mit Rußland noch nicht zerschnitten hatte. So war Frankreich isoliert, und als natürliche Folge ergab sich für die französische Politik die Notwendigkeit, sich an die deutsche anzulehnen. Ungeachtet aller Anfeindungen der französischen Presse, die mit Ausnahme des Figaro solche Anwandlungen von Versöhnung weit zurückwies, besaß Jules Ferry den Mut, diesen Weg entschlossen zu betreten. Das ging natürlich nicht ohne heftige Erregung unserer heißblütigen Nachbarn ab, die sich äußerlich u. a. in der Beschimpfung des Königs von Spanien kundgab, als er zum Chef unseres Straßburger Ulanenregiments ernannt worden war. Dabei bewies jedoch die französische Regierung fortgesetzt ein durchaus korrektes Verhalten uns gegenüber. So waren wir um so weniger veranlaßt, ihrer Kolonialpolitik entgegenzutreten, als die französische Annäherung auch uns in den Stand setzte, bei der Teilung Afrikas, die damals ihren Anfang genommen hatte, englischer Anmaßung gegenüber viel kräftiger auftreten zu können.

In Hinterindien beschlossen die Verträge von Hue und Tientsin 1884 und 1885 die französische Expedition. Frankreich erhielt das Protektorat über Anam und Tongking, China verzichtete auf seine Oberhoheit und öffnete bestimmte Punkte der chinesisch-tonkinesischen Grenze dem französischen Handel. So wurde aus der Kolonie Kochinchina ein

französisches Indochina, das damals ungefähr 460 000 Quadratkilometer umfaßte. Neun Jahre später wuchsen ihm noch bedeutende Gebietsteile zu beiden Ufern des Mekongflusses hinzu, die Siam abtreten mußte. Sollte es in Zukunft gelingen, in Siam selbst, diesem Pufferstaat zwischen der englischen und französischen Interessensphäre, ein französisches Protektorat zu errichten — ein japanisches erscheint heute wahrscheinlicher —, so würde sich Frankreich ebenso an die östliche Seite des englischen Indiens legen wie Rußland an seine nordwestliche. Kein Wunder, daß Siam bei seiner geographischen und politischen Lage lieber bei uns als bei seinen Nachbarn Frankreich und England wirtschaftlichen Anschluß gesucht hat.

Die geschilderte Entwicklung des ostasiatischen Kolonialbesitzes, in deren Interesse Frankreich für seine Vermittlung beim japanisch-chinesischen Friedensschlusse von China noch kleine Zugeständnisse und die Pachtung der Kwangtschubucht zu erringen wußte, stellt seine Revanche für die Verdrängung aus Ägypten dar. Es ist freilich eine teure gewesen. Nicht weniger als 322 Millionen Franken hat ihm allein die tongkinesische Expedition gekostet. Diese Kosten und eine Niederlage der französischen Truppen kurz vor dem Friedensschlusse machten Jules Ferry zum unpopulärsten Mann bei seinen Landsleuten. Er mußte wieder zurücktreten von der Leitung der Geschäfte, sehr zum Nachteile und mitten in der Ausführung seines dritten kolonialen Planes, der Madagaskar endgültig der französischen Herrschaft unterwerfen wollte.

Auf diesem Erbstück französischer Hoffnungen dominierte damals englischer Einfluß. Um ihn zu beseitigen und der Möglichkeit vorzubeugen, daß die Engländer französische Schiffe, die

durch den Suezkanal nach Madagaskar gelangen wollten, am Auslaufen aus dem Roten Meer verhinderten, hatte Jules Ferry zunächst den an der Somaliküste den englischen Perim und Aden gegenüber gelegenen Hafen Obock militärisch besetzen lassen und dann Kriegsschiffe nach Madagaskar geschickt. Acht Monate nach seinem Rücktritt kam es 1885 zu einem wenig ehrenvollen Frieden. Frankreich erhielt zwar das Protektorat über die Insel, das ein Jahr später auf die benachbarten Komoren ausgedehnt wurde, aber in Wirklichkeit blieb die Selbständigkeit der Hovaregierung ungebrochen. Ihr fortgesetztes Übelwollen veranlaßte schließlich eine neue Expedition, die das Vermächtnis des inzwischen verstorbenen Jules Ferry erfüllte, indem sie im Oktober 1895 die Franzosen auch zu den tatsächlichen Herren Madagaskars machte, das nicht ganz so groß ist wie das europäische Frankreich mit Belgien und Holland zusammengekommen.

Das vierte und letzte Ziel, das Jules Ferry der französischen Kolonialpolitik stellte, war die Erweiterung der kleinen Kolonie am Gabunflusse unter dem Äquator. Friedliche Erwerbungen des Grafen de Brazza, der als junger Marineleutnant hier kühne Forschungsreisen ausführte, machten aus ihm ein stattliches französisches Kongoland. Dabei war es zu Grenzstreitigkeiten mit der Kongogesellschaft gekommen, deren Vorsitz der König der Belgier führte. Es gelang Jules Ferry, seinem Lande das Vorkaufsrecht auf die Besitzungen der Kongogesellschaft zu sichern und im Februar 1885 jenen Streitigkeiten kurz vor seinem Sturze ein Ziel überwiegend zugunsten Frankreichs zu setzen. Wenige Tage später wurde in Berlin die afrikanische Konferenz geschlossen, die das Gebiet der Kongogesell-

schaft in den neutralen Kongostaat verwandelte und hiermit dem französischen Kongolande wie auch unseren Kolonien einen weniger gefährlichen Nachbarn gab, als es ein englischer Kongostaat gewesen sein würde. Das Ergebnis war vor allem dem einmütigen Zusammengehen der französischen und der deutschen Regierung zu verdanken, die damals das gemeinsame Interesse gegen England verband. —

In der Folgezeit verschob sich die Weltlage. Bismarcks Entlassung führt bei uns zur Aufgabe auch seiner russischen Politik und bringt 1891 die schon lange angebahnte Vereinigung Frankreichs und Rußlands gegen uns und gegen England zustande. Die Unterstützung, die Frankreich vorher bei uns gegen England gefunden hatte, vermeint es nun besser bei Rußland zu finden. Sieben Jahre später sollte es in Oberägypten die Probe auf seine Rechnung machen.

England hatte 1894 einen Vertrag mit dem Kongostaate abgeschlossen, der diesem das obere Nilgebiet verpachtete und so Frankreich verhindern sollte, von seinem Kongolande aus nach Nordosten in der Richtung gegen Ägypten vorzudringen. Frankreich protestierte hiergegen mit solchem Nachdruck, daß der Kongostaat sich genötigt sah, im Ubangivertrage das Vorrücken der französischen Interessensphäre um zehn Längengrade nach Osten einzuräumen, bis zu den Quellen der Zuflüsse des oberen Nil; zugleich mußte jene Verpachtung so weit eingeschränkt werden, daß der Weg zum Nil den Franzosen wieder offen stand.

Dadurch wurde Frankreich der südwestliche Nachbar des ehemals ägyptischen Sudan, den der Mahdiaufstand 1882 vom übrigen Ägypten abgetrennt



hatte. Die Hoffnung Englands auf das Erbe des Mahdi wollten die Franzosen ebenso gern hintertreiben wie der König der Belgier als Souverän des Kongostaates. Als dessen Freund Felix Faure 1896 zum Präsidenten der Republik erwählt worden war, hielt Leopold II. die Stunde für gekommen und begab sich nach Paris. Die Wunde, die England vor vierzehn Jahren den Franzosen mit ihrer Verdrängung aus Ägypten geschlagen hatte, war noch nicht vernarbt, und ihre Hoffnung auf Rußlands Hilfe im Ernstfalle groß. Dem englischen Gedanken eines afrikanischen Besitzes, der in ununterbrochener Folge vom Kap der Guten Hoffnung bis hinauf nach Alexandrien sich erstreckte, stand der französische gegenüber, das englische Vorhaben zu durchkreuzen durch einen Besitz, der sich quer durch Afrika legen sollte vom französischen Kongogebiete aus bis nach Obock am Roten Meere. Frankreich träumte von einem gewaltigen Sudanreiche, das an Bedeutung später dem britischen Indien gleichkommen werde. Leopold II. fiel es daher nicht schwer, die französische Regierung zu gemeinsamem Vorgehen zu überreden. Während die französische Diplomatie bei den europäischen Kabinetten die Frage der Räumung Ägyptens offen zu halten hatte, sollte gleichzeitig eine kongolesische Expedition vom Kongostaate und eine französische vom französischen Kongogebiete her zum Nil vordringen und dort mit einer französisch-abessinischen zusammenstoßen. Der sorgfältig vorbereitete Plan würde das obere Nilgebiet den verbündeten Staaten unterworfen und England in Ägypten ernstlich bedroht haben, hätte nicht die kongostaatliche Expedition umkehren müssen, weil ihre Truppen meuterten. So gelangte die von Westen kommende

französische unter Marchand allein zum Nil, den sie nach Überwindung unsäglich Schwierigkeiten im Juli 1898 bei Faschoda erreichte. So bewundernswert ihre heroische Leistung war, so war doch das auf sich allein angewiesene Häuflein zu schwach, um dem Sirdar Kitchener widerstehen zu können, der mit seiner Vorhut zwei Monate später auf fünf Dampfern vor Faschoda erschien. England war aus seiner ägyptischen Erschlaffung erwacht, Kitchener hatte am 2. September den Mahdi bei Omdurman geschlagen und hiermit nicht nur sich den Weg nilaufwärts nach Faschoda geöffnet, sondern auch die englisch-ägyptische Herrschaft im Sudan wiederhergestellt. Um so dauernder, als seiner Armee die Lokomotive buchstäblich auf dem Fuße gefolgt war. Jetzt hätte nur noch der Krieg zwischen Frankreich und England die Frage entscheiden können, wem Oberägypten gehören sollte. Wenn er trotz der großen Erregung in beiden Ländern nicht ausbrach, weil Frankreich sich vor England in den Staub warf, so liegt die Erklärung hierfür im Versagen des französisch-russischen Bündnisses.

Vielleicht wäre die Demütigung Frankreich erspart geblieben, und die Weltgeschichte wäre anders verlaufen, hätte es nicht 1896, als unser Kaiser nach dem Jamesonraubzuge sein bekanntes Telegramm an den Präsidenten von Transvaal richtete, sich den Engländern gegen uns angeboten, statt auf unsere Seite zu treten. Ob England mit den französischen Rechten am oberen Nil ebenso verfahren hätte, wäre es nicht sicher gewesen, daß Rußland ihm keine Ungelegenheiten in Asien bereiten und wir ihm freie Hand lassen würden? —

An der Gewalt dieser Tatsachen zerstob der Traum der Franzosen von dem

afrikanischen Landstreifen und der Wiedergewinnung ihres Einflusses in Ägypten. Unter Delcassés neuer Leitung der auswärtigen Politik, die vor ihm Hanotaux geführt hatte, schlug Frankreich nun den Weg jener umgekehrten Politik ein, die es schließlich unter dem überwältigenden Eindrucke des englischen Sieges über Rußland, den die Japaner für die Briten erkämpfen, zum Bündnisse auch mit England führt. Um der Revanche für 1870 willen erniedrigt es sich zum Werkzeuge Englands, das 1904 für den Preis, daß in einem künftigen englisch - deutschen Kriege die Franzosen ihm die Kastanien aus dem Feuer holen, ihren Absichten auf Nordwestafrika zustimmt.

Schon vor zwanzig Jahren wies ich auf die Bemühungen der Franzosen hin, das ganze nordwestliche Drittel Afrikas ihrer Herrschaft zu unterstellen. So wenig Glauben der Gedanke damals fand, im vorigen Sommer war er kein utopischer mehr dank den großen Erfolgen der französischen Politik in diesem Drittel des dunklen Erdteils, die alle als Etappen zu jenem Ziel sich auffassen lassen. Ich erinnere zunächst an Algerien, Tunesien, die seit Napoleon III. erheblich erweiterten Senegalgebiete, die Errichtung des Protektorates in Dahomey 1892, der ein Jahr später die Besetzung Timbuktus folgte, jenes alten Mittelpunktes des transsaharischen Handels, den deutsche Forscher als erste in den fünfziger Jahren des 19. Jahrhunderts besucht haben. Zur selben Zeit und in den folgenden Jahren schoben kühne Forscher und Offiziere das französische Kongoland im Rücken unseres Kamerun zum Tschadsee vor und am Ubangi entlang; die Siege der französischen Truppen über Fadelallah und Rabeh erleichterten um die Jahrhundert-

wende unsere Beherrschung Nordkameruns ebenso, wie sie die Tschadseegebiete der französischen Herrschaft unterwarfen und deren Verbindung mit den französischen Nigergebieten sicherten, die schon vorher die Siege über Samory mit dem Hinterland der Elfenbeinküste verbunden hatten. Vom Zuge Marchands nach Faschoda sprach ich oben. Wurde sein eigentlicher Zweck nicht erreicht, so hat er doch als mittelbare Wirkung im März 1899 die reinliche Scheidung der französischen und englischen Interessensphäre zur Folge gehabt. Indem die Trennungslinie zunächst etwa auf der Wasserscheide zwischen Kongo und Nil und dann vom 20. Breitengrade ab zum Südpol von Tripolis läuft, hat sie Ägypten mit der libyschen Wüste und den ägyptischen Sudan England gelassen, aber alles von ihr und von Tripolis westlich Gelegene Frankreich überwiesen. Schon hierin lag die englische Zustimmung zur Angliederung Marokkos, die dann im Abkommen vom 8. April 1904, das Frankreich auf Ägypten endgültig verzichten ließ und die kolonialen Reibungsflächen zwischen ihm und England verminderte, noch näher vereinbart worden ist. Wie ferner die Franzosen die Zustimmung der Italiener durch ihre Zustimmung zur Besetzung von Tripolis durch Italien erkaufen und im Novemberabkommen 1911 mit uns das letzte Hindernis ihrer marokkanischen Pläne aus dem Wege räumten, steht noch in frischer Erinnerung. In diesem Abkommen, das für uns der Schlußstein einer im Ziele richtigen, in den Mitteln verfehlten Politik war, hat zwar Frankreich seinen Versuch, sich über geltende völkerrechtliche Verträge, die wir mit unterzeichnet hatten, hinwegzusetzen, mit dem Verzicht auf den Ausschluß der wirtschaftlichen Interessen anderer

Mächte aus Marokko bezahlen müssen und außerdem einen Preis gegeben, den es im Jahrhundert seiner kolonialen Wiedergeburt noch niemals zahlte, indem es ein Stück seines Kolonialreiches abtrat. Aber der von uns erworbene Teil seines Kongogebietes kann im Kartenbilde Afrikas den Eindruck nicht verwischen, daß jener französische Ölflecken, mit dem 1830 die Einnahme Algiers das Kartenbild Afrikas tränkte, inzwischen gewaltig um sich gegriffen hat. Die spanischen, englischen, portugiesischen und deutschen Besitzungen in Nordwestafrika erscheinen heute als schmale Küstengebiete, im Rücken fest umklammert von einem großen französischen Reiche.

Das französische Nordwestafrika besteht nicht bloß auf der Karte. Kühne Forschungsreisen, militärische Vorstöße und Eisenbahnbauten haben vielmehr die französische Macht in großen Teilen des riesigen Flächenraums fest gegründet und der noch fehlenden strategischen Verbindung zwischen der Berberei im Norden und den Sudan- und Senegalgebieten im Süden so gut vorgearbeitet, daß ein völlig beherrschtes Nordwestafrika vor dem gegenwärtigen Kriege nur als Frage der Zeit erschien. Mochten auch einzelne Sudangebiete wie Wadai und vor allem Marokko noch viel zu schaffen geben, so war doch gerade durch des letzteren Angliederung und die sie begleitende englisch-deutsche Spannung der Wert jener strategischen Verbindung besonders fühlbar geworden. Hätte sie bereits bestanden, so würde Frankreich seine schwarzen Senegal- und Sudantruppen binnen fünf Tagen in Nordafrika zur Verfügung gehabt haben, nicht bloß zur Unterwerfung der Marokkaner, sondern auch zur Entlastung seiner in Algerien und Tunesien stehenden europäischen

Soldaten, die für Europa verfügbar geworden wären. Ja, bei der Fülle des schwarzen Menschenmaterials rechnete man bereits damit, zwei schwarze Armeekorps, 75 000 Mann, für den europäischen Kriegsschauplatz zu gewinnen. Kein Wunder, daß unsere Nachbarn im Frühjahr 1912 eine Studienkommission nach Afrika schickten, die die Herstellungsmöglichkeit der Verbindung, mit andern Worten einer transsaharischen Eisenbahn aufs neue untersucht hat.

Die Bahn ist ein alter Lieblingsgedanke der Franzosen, der 1859 zum ersten Male auftauchte und seitdem eine umfangreiche Literatur hervorrief. Die technische Möglichkeit ihres Baues ist festgestellt, die wirtschaftliche scheiterte aber immer daran, daß die bei der Länge der Linie auf 240 Franken für die Tonne sich belaufenden Transportkosten nur wenige hochwertige Güter ausfuhrfähig machen. Infolge der politischen Ereignisse des letzten Jahrzehnts rückte jedoch die strategische Bedeutung der Bahn so sehr in den Vordergrund, daß unsere Nachbarn im Begriffe standen, ihr die wirtschaftliche Rentabilität zum Opfer zu bringen, wenn der Weltkrieg gegen uns nicht vorher ausgebrochen wäre. Ihre Kosten sind auf 50 000 Franken für das Kilometer, insgesamt auf 92½ Millionen Franken veranschlagt, die Bauzeit auf zwei Jahre, wobei zu berücksichtigen ist, daß das Anfangsstück der Linie, die schwierige Überwindung des Atlasgebirges, in algerischen Schienensträngen bereits vorhanden ist. —

In der geschilderten Weise hat die dritte Republik am meisten beigetragen zum Wiederaufbau des französischen Kolonialreiches. Die großen Erfolge auf diesem Gebiete, die Frankreich seit 1871, trotz des unaufhörlichen Wechsels der Ministerien in dem parlamentarisch re-



gierten Lande, erzielte, dankt es seinen republikanischen Staatslenkern, dem Zwang der Verhältnisse, der es bis zum vorigen Sommer nötigte, Ruhe in Europa zu halten, und — dem Fürsten Bismarck, der seine koloniale Ausdehnung jederzeit gefördert hat, um unsere Vorgesengrenze zu entlasten. Das Einvernehmen beider Regierungen war in den Tagen Jules Ferrys ein so gutes, daß dieser zu seinen Spitznamen der „Tunesier“ und der „Tongkinese“ auch noch den des „Preußen“ erhielt und viele Jahre hindurch die öffentliche Mißachtung seiner kurzsichtigen Landsleute ertragen mußte. Ihre Leidenschaft hat schließlich den Sieg davongetragen, hat sie nur zu willig von England, dem Erbfeinde ihrer Geschichte, sich betören lassen und in das schicksalsschwere Abenteuer des Weltkrieges verstrickt. Wie Frankreich aus ihm hervorgehen wird, bleibt abzuwarten. Wie es in ihn eintrat in kolonialer Hinsicht, mit andern Worten, welche Bedeutung für seine Weltstellung seine überseeischen Besitzungen hatten, als der Krieg ausbrach, will ich zum Schlusse noch zusammenfassen.

Über alle Weltgegenden und bewohnbaren Breitengrade sind die französischen Kolonien verstreut und weisen die größten Verschiedenheiten hinsichtlich ihres Klimas, ihres Bodens, ihrer Bevölkerung und der sonstigen Bedingungen ihres wirtschaftlichen Lebens auf. Wie dieses sich entwickelt hat und die Stellung Frankreichs in der Weltwirtschaft beeinflußt, darauf soll hier nicht eingegangen, sondern nur dargelegt werden, welche Bedeutung die Kolonien für die Stellung Frankreichs in der Weltpolitik besitzen.

Um sie zu erfassen, haben wir davon

auszugehen, daß in den Tagen Ludwigs XIV., Napoleons I. und Napoleons III. Frankreich den ersten Rang einnahm unter den Staaten der Erde. Als es diesen Höhepunkt zum letztenmal erreichte, im Anfang der sechziger Jahre des 19. Jahrhunderts, zählte es 37 Millionen Einwohner. Nur Rußland übertraf es in dieser Hinsicht, hatte aber eben erst die Stellung wieder verloren, die es den Jahren 1812—1815 verdankte und sich verpflichten müssen, keine Flotte im Schwarzen Meer zu halten. Seine Erniedrigung lag im Interesse Englands, war aber das Werk der französischen Truppen gewesen, die sich in der Krim viel besser geführt und tüchtiger erwiesen hatten als die mit ihnen verbündeten englischen. Kein Wunder, daß ganz Europa widerhallte vom Waffenruhm der Franzosen, den kurz darauf ihre Siege über Österreich in der Lombardei noch vermehrten. So war Frankreich damals an militärischer Kraft, Ansehen und Einfluß allen anderen europäischen Staaten weit voraus und, von Rußland abgesehen, auch in der Einwohnerzahl ihnen überlegen. Österreich besaß 33 Millionen, England 28, Preußen 25. Ein einiges Deutschland war noch ebensowenig vorhanden wie ein einiges Italien.

Außerhalb Europas hatten die Vereinigten Staaten von Nordamerika fünf Millionen Bewohner weniger als Frankreich, und der Bürgerkrieg zersplitterte sie. Napoleons Absicht, durch Unterstützung der katholischen Südstaaten Nordamerika in zwei Hälften zu teilen und durch diese Schwächung seiner drohenden Entwicklung zur größten Weltmacht entgegenzutreten, ließ sich zwar nicht verwirklichen, weil sie keine Gegenliebe bei England fand, das hier die letzte Gelegenheit verpaßte, seine Stellung als Weltmacht in Amerika

dauernd zu sichern. Aber der Bürgerkrieg machte es den Vereinigten Staaten unmöglich, eine Rolle in der Welt zu spielen, ja auch nur den Bemühungen des Kaisers sich zu widersetzen, die ihr Nachbarland Mexiko französischem Einflusse unterstellen wollten. Da endlich China und Japan noch kaum mitsprachen im Rate der Völker, so war in jenen Tagen das zweite Kaiserreich die erste Macht nicht nur Europas, sondern der Welt.

Der unglückliche Ausgang der mexikanischen Expedition leitete den Niedergang der Weltmacht Frankreichs ein. Der Genius Bismarcks und die raschen Erfolge der preußischen Truppen gegen Österreich verdunkelten weiter den Ruhm Napoleons und der französischen Waffen. Um die ins Wanken geratene Suprematie aufrecht zu erhalten, vereinbarte der Kaiser mit Österreich und Italien die Demütigung Preußens. Der Feldzugsplan war so wohl erwogen, daß er sogar dem Umstande Rechnung trug, daß die Italiener immer zu spät kämen, hatte aber einen Fehler. Er setzte den Krieg erst für 1871 an. Da gelingt Bismarck — was bei der ähnlichen Lage der Gegenwart unserer Regierung nicht gelungen ist — den französischen Absichten um ein Jahr zuvorzukommen und hierdurch Preußen zuzuwenden, was Frankreich infolge jener Bündnisse 1871 besessen haben würde: den wesentlichen Faktor moderner Kriegsführung, den der alte Fritz mit den Worten umschrieb, der liebe Gott sei bei den großen Bataillonen. Dank der Staatskunst Bismarcks sieht sich Frankreich auf sich allein verwiesen, während Preußen die süd-deutschen Staaten zu Hilfe eilen und Rußland neutral bleibt, um im Fall der Niederlage Frankreichs die Fessel wieder zu sprengen, die der Krimkrieg

seiner Rüstung im Schwarzen Meere angelegt hatte.

Auf den Schlachtfeldern von 1870 wurde die Vormachtstellung Frankreichs verloren. Sie wieder zu gewinnen, ist der glühende Wunsch unserer Nachbarn; eine systematische Erziehung in dieser Richtung hat ihn von Generation zu Generation vererbt. Die jetzt auf französischem Boden unseren Feldgrauen in die Hände gefallen Schulbücher sprechen Bände hierüber. Selbst ein so maßvoller und vor dem Kriege uns freundlich gesinnter Historiker wie der Minister der Faschodaexpedition, Gabriel Hanotaux, konnte nicht umhin, 1912 die französische Jugend darauf hinzuweisen, daß die Entwicklung Frankreichs in Europa noch nicht abgeschlossen und seine Grenze im Nordosten unbestimmt sei. Mit jedem Jahr, das seit 1871 verstrich, ist indessen die Wiedererlangung der Vormachtstellung Frankreichs durch eigene Kraft unwahrscheinlicher geworden. Die Unfruchtbarkeit der französischen Ehen, die die Vaterlandsfreunde mit ernster Sorge erfüllt, hat es bewirkt, daß Frankreich vor dem jetzigen Kriege nur 900 000 Einwohner mehr in seinen Grenzen zählte als vor 1870. Elsaß-Lothringen war damals von 1 600 000 Köpfen bewohnt. Um diesen Menschenverlust auszugleichen, haben die Franzosen 25 Jahre gebraucht, während wir Deutsche alle zwei bis drei Jahre ein neues Elsaß-Lothringen an Bevölkerung gewannen. Die vergangenen vier Jahrzehnte haben unserem Vaterlande die Bevölkerung von fünfzig französischen Departements hinzugefügt.

So ist es gekommen, daß Frankreich mit  $39\frac{3}{4}$  Millionen Einwohnern, vor den Menschenverlusten des gegenwärtigen Krieges, nun nicht mehr allein von Rußland, sondern auch von

Deutschland, Österreich-Ungarn, Großbritannien übertroffen wird. Italien nähert sich ihm mit 35 stark wachsenden Millionen. In der übrigen Welt sind den Franzosen die Vereinigten Staaten mit 92 Millionen weit voraus; Japan mit 50 Millionen und China mit 439 Millionen sind erwacht und haben eine ganz andere Bedeutung errungen in der Wertschätzung der Nationen. Infolgedessen ist Frankreich auf den achten Rang unter den Völkern der Erde und auf den fünften unter den europäischen Staaten hinabgesunken. Mit jedem Jahre wird es weiter sinken müssen.

Angesichts dieser verhängnisvollen Entwicklung haben kolonialfreundliche Franzosen wie der hervorragende Sozialökonom Charles Gide, mein verehrter Lehrer und Kollege, dem ich hier folge, sich mit dem Gedanken getröstet, der Niedergang Frankreichs könne aufgehalten werden, wenn es ihm gelänge, die fehlenden eigenen Kinder durch Adoptivkinder zu ersetzen, und dabei die Eingeborenen seiner Kolonien im Sinne gehabt.

In der Tat liegt hier die politische Bedeutung der Kolonien für die Weltstellung Frankreichs. Wie sie bereits heute diese beeinflussen, erhellt daraus, daß ihr Besitz die französische Einflußzone auf unserem Planeten von 536 463 Quadratkilometern auf 10 Millionen und die Bevölkerung unter Frankreichs Fahnen von 39 auf 91 Millionen anschwellen läßt. So betrachtet, rückt Frankreich zum vierten Platz unter den Staaten der Erde und zum zweiten unter den europäischen Völkern auf, die überseeische Beziehungen haben. Sein Kolonialreich, das dem zwanzigfachen Umfange des Mutterlandes gleichkommt und von 52 Millionen Köpfen bewohnt wird, ist dem unsrigen vom fünffachen Umfange Deutschlands und 15 Millio-

nen Bewohnern vor dem Kriege weit voraus. Nur das englische übertrifft es, das hundertmal so groß wie das Mutterland ist und in seinem ganz Afrika gleichkommenden Flächenraume von 30 Millionen Quadratkilometern dem vierten Teile der Menschheit Wohnung gewährt.

Ist diese Bedeutung der französischen Kolonien nicht bloß ein Spiel mit Zahlen? Sind die 52 Millionen, die das überseeische Frankreich bevölkern, nicht zum allergrößten Teile gelbe, braune, schwarze Menschen, die als Unterworfenen den Eroberer hassen und nur darauf warten, das fremde Joch wieder abzuschütteln? Mit gleichem Rechte kann man in den 315 Millionen des britischen Kaiserreiches Indien ein Element der Schwäche für England erblicken, anstatt eines der fundamentalen Faktoren, auf denen der Reichtum und die Weltstellung Großbritanniens ruhen. Allerdings ist die englische Weltstellung nicht allein von Indien abhängig. Was ihre solideste Grundlage bildet — und beim Friedensschlusse für den Aufbau der unsrigen nicht übersehen werden sollte —, die an allen Ecken und Enden der Welt aus Söhnen des Mutterlandes hervorgewachsenen Ableger des britischen Volkstums, das fehlt gerade der französischen. Aber Britisch-Indien mit seiner Handvoll Europäer auf einem Ozean fremder Völkerschaften lehrt zugleich, daß die Grundlage der eigenen Kinder nicht unumgänglich ist, solange das herrschende Volk eine verständige Politik gegenüber den Unterworfenen befolgt.

Aus solchen Erwägungen heraus sah Gide vor dem Kriege die Zukunft Frankreichs in seiner Eingeborenenpolitik beschlossen. Davon ausgehend, daß die Schwarzen empfänglicher für die französische Zivilisation sind als die Brau-



nen und Gelben, kam er zu der Meinung, vielleicht sei Frankreich vorbehalten, was Nordamerika noch nicht glückte: die schwarze Menschheit in die Reihe der Kulturvölker einzuführen.

Wer ihm beipflichtet, muß es auch darin tun, daß die Neger infolge der ihnen gebrachten Segnungen des Landfriedens und der Kultur sich gewaltig vermehren werden. Dann aber kann bei der Unfruchtbarkeit der französischen Ehen der Tag nicht fern sein, an dem das afrikanische Frankreich seinen Bevölkerungsüberschuß an das europäische abgibt, dieses von seinen Kolonien kolonisiert werden wird und das Aussehen erhält, wie es heute seine ältesten Besitzungen, die Antillen und Réunion, haben: eine kleine rein weiße Bevölkerung inmitten einer überwältigenden Mehrheit von Schwarzen und Mischlingen....

Ist das ein verlockendes Zukunftsbild? Wenn französisches Empfinden ihm nicht abhold ist, so liegt darin ebenso ein Symptom des Verfalls wie in der Zuflucht, die das menschenarme Frankreich zu seinen Farbigen genommen hat, um uns zu bekriegen, und in dem Egoismus, der aus demselben Grunde das menschenreiche England veranlaßte, die weiße Rasse- und Kulturgemeinschaft zu verleugnen. Glücklicher scheint mir eine andere Lösung zu sein, die ich an die Worte Hanotaux' anknüpfen möchte, nach denen die Entwicklung Frankreichs in Europa noch nicht abgeschlossen und seine Nordostgrenze unbestimmt ist.

Wie wenig die europäische Entwicklung Frankreichs abgeschlossen sein kann, wenn auch in anderem Sinne, als er Hanotaux vorgeschwebt haben wird, zeigt die beängstigende Tatsache, daß vor dem Kriege (1910) nur 73 Menschen auf dem Quadratkilometer in

Frankreich wohnten, gegen 121 in Italien, 120 im Deutschen Reich und 252 in Belgien. Die wachsende Gefährlichkeit dieses Verhältnisses für Frankreich muß notwendig dahin führen, daß seine menschenarmen, aber äußerst fruchtbaren Provinzen Einwanderer aus überfüllten Gegenden anziehen. Das höhere Interesse der Menschheit fordert, daß die Völker, die ihr Gebiet nicht erfüllen können, von anderen ersetzt werden, und das Interesse Europas verlangt, daß diese anderen keine Farbigen sind.

Um die fehlende Fruchtbarkeit der Franzosen durch diejenige anderer Weiber zu ergänzen, kommen zwei Wege in Betracht: friedliche Einwanderung, wie sie bisher schon erfolgte, und kriegerische Angliederung fremder Volksteile. Das Beschreiten des ersten Weges hätte nur gefördert zu werden brauchen, um beispielsweise bei der leichten Anpassung deutscher Einwanderer an ihre neue Umgebung für Frankreich Ähnliches zu bewirken, wie ich es im Eingange für uns als Folge der eingewanderten Hugenotten erwähnt habe, deren Abkömmlinge zu den besten Deutschen gehören.

Frankreich hat jedoch den zweiten Weg betreten, von dem es zugleich die Wiedergewinnung seiner Rußland geliehenen Milliarden erwartet. Keine Frage, daß es im Fall unserer Niederlage seine Grenze mindestens bis zum Rhein vorschieben würde.

Nachdem es unter dem Einflusse gewissenloser Verhetzung und englischer Hypnose sich hierfür entschieden, auch die Möglichkeit zu einem günstigen Teilfrieden im September nicht ergriffen hat, ist es nicht mehr angebracht, bei den Folgen zu verweilen, die aus einer freundschaftlichen Verständigung zwischen Galliern und Germanen hätten entsprin-

gen können. Vor 60 Jahren, als das erste eiserne Bindeglied zwischen Deutschland und Frankreich in Gestalt der Eisenbahnbrücke gelegt wurde, die Kehl mit Straßburg verbindet, hat sie Victor Hugo mit den treffenden Worten umschrieben: „L'union de l'Allemagne et de la France, ce serait le salut de l'Europe et la paix du Monde.“

Wer wie der Verfasser diese Hoffnung geteilt hat, sieht sich nach den jüngsten Erfahrungen schweren Herzens genötigt, sie für immer zu begraben. Das bessere Verständnis für deutsches Wesen, das sich vor dem Kriege in den intellektuellen Kreisen Frankreichs anbahnte, und persönliche Eindrücke dürfen nicht dazu verleiten, die Verständigung noch für möglich zu halten. Manche meinen zwar, sie ließe sich herbeiführen, wenn, falls der Sieg unser ist, keine Gebietsabtretung von Frankreich verlangt wird. Wer so denkt, versündigt sich am Vaterlande. Denn er läßt außer Betracht, daß im umgekehrten Falle die Franzosen, obwohl sie mehr als zuviel Platz innerhalb ihrer gegenwärtigen Grenzen haben, von deren Erweiterung keinesfalls absehen werden, und verkennt die französische Volksseele. Wie sie beschaffen ist, zeigt schon die erschreckende Änderung, die in der Auffassung selbst solcher geistiger Führer der ehemals ritterlichen Nation hervortrat, die früher warme Befürworter der Annäherung an Deutschland gewesen sind. Die Frankreich bewiesene Schonung würde niemals verstanden

werden und zu den erhofften Folgen gewiß nicht führen. Die Großmut des Siegers würde den Franzosen, weit entfernt, sie heranzuziehen, nur als verletzendes Almosen erscheinen. Sie können gar nicht anders, als im tiefsten Grunde ihres Herzens stets so zu empfinden, wie es mir vor zwanzig Jahren zu schmerzlichem Bewußtsein kam. Wir saßen an französischen Kaminen, und das Gespräch wandte sich Frankreichs Vergangenheit zu. Ich hob hervor, was es von England zu erdulden hatte, und stellte als unabweisbaren Schluß aus seiner Geschichte ein Bündnis mit Deutschland hin. Man hielt mir zuerst Elsaß-Lothringen entgegen. Als ich dann um eine aufrichtige Antwort auf die Frage bat, ob im Fall seiner Rückgabe sich Frankreich uns anschließen würde ohne Hintergedanken, wurde erwidert: „Niemals! Wir könnten auch dann es nicht verwinden, daß wir 1870 geschlagen worden sind.“

Diese Äußerung schien mir damals übertrieben, ein Einzelfall, auf den nichts zu geben sei. Inzwischen hat mich die Erfahrung und die Offenbarung der französischen Volksseele in diesem Kriege umlernen lassen. Leicht ist es mir nicht geworden, weil ich ein überzeugter Anhänger des Bündnisgedankens war und nicht blind für das Große bin, was die Kultur der Menschheit den Franzosen verdankt.

Jena, 30. März 1915.

## Krieg und Erziehung.

Von Georg Kerschensteiner.

Die gegenwärtige Zeit hat mehr als jede andere dem Vaterland das Problem von Krieg und Erziehung nahegelegt. Von Universitätslehrern, Schulverwaltungsbeamten, Volkswirtschaftlern, Hygienikern wird es in Reden und Aufsätzen erörtert. Hunderte von praktischen Ratschlägen und Anweisungen ergehen von Verwaltungs- und Unterrichtsbehörden, um Versäumnisse unserer Friedenserziehung nachzuholen oder das Volk an seine vaterländischen Pflichten zu erinnern oder die Stimmung der Gegenwart zur Vertiefung des nationalen Empfindens auszunützen. Bewußt wie unbewußt verzichten warmfühlende Schulvorstände auf die Durcharbeitung des sonst vorgeschriebenen Lehrpensums und suchen vor allem die Gegenwart im Geiste der Schüler lebendig zu machen.

Ich will auf alle diese Einzelheiten nicht eingehen. Ich will nur das Grundprinzip für die Lösung des Problems „Krieg und Erziehung“ erörtern. Wer das Grundprinzip erfaßt hat, wird in allen Einzelfragen den rechten Weg finden, der zu ihrer Lösung führt.

Die Geschichte des Menschengeschlechtes ist, wie man sie auch betrachten mag, eine Geschichte ununterbrochenen Kampfes, sei es des blutigen Krieges um die bloße Existenz der Völker, Staaten, Menschen, sei es des oft unblutigen, aber bisweilen sogar grausameren Kampfes um die geistigen, moralischen, ästhetischen, religiösen Werte, welche die Menschheit geschaffen hat oder zu neuer Geltung bringen will. Wir mögen den Kampf noch so sehr beklagen,

wir mögen alles tun, ihn zu vermeiden, womöglich die eifrigsten Apostel des ewigen Friedens werden — der Kampf ist da und wird immer wiederkehren in beiden Formen. Es ist das unvermeidliche Los alles Organischen, nur im Kampfe seine Entwicklung finden zu können. Es ist das Schicksal der menschlichen Vernunft, im ewigen Kampfe sich selbst erzeugen und gestalten zu müssen. Kampf und Tod haben die Himmelsleiter gezimmert, auf welcher die menschliche Kultur, nicht ohne unzählige Rückfälle freilich, langsam emporgestiegen ist. In der Doppelnatur des Menschen selbst, im Widerstreit der beiden Seelen, die seine Brust bewohnen, in den unendlich mannigfachen Gegensätzen der natürlichen Interessen der Menschen, Gemeinschaften, Völker, Staaten, wie sie die Verschiedenartigkeit der angeborenen Anlagen und der gegebenen Lebensverhältnisse erzeugen, liegen die letzten unversiegbaren und unzerstörbaren Quellen alles Kampfes.

So ist der Kampf der natürliche Zustand der Dinge, der Menschen und der Gemeinschaft der Menschen. „Vivere est militare.“

Der Kampf hat den ersten Zusammenschluß der Menschen gebracht. Im Bedürfnis nach Schutz gegen äußere Feinde liegt eine der ersten Ursachen der Entstehung der Staaten. Die primitivsten Staatsformen kennen nur diesen Zweck. Wo immer ein unabhängiges Staatsgebilde zuerst auftaucht, ist auch ohne Ausnahme dieser Zweck mit ihm verbunden. Aber die Zeit belehrt die



Staatsindividuen mehr und mehr, daß dieser Zweck nur mangelhaft erreicht werden kann, wenn der Staat nicht zugleich auch den Schutz gegen innere Feinde in seine Zwecke aufnimmt. Er darf nicht bloß Schutz- und Trutzstaat sein, er muß auch Rechts- und Kulturstaat werden. In unzähligen inneren und äußeren Kämpfen wandelt sich der Machtstaat zum Rechts- und Kulturstaat, und wie der Weg des sich entwickelnden Gemeinschaftslebens durch die Jahrtausende hindurch den einzelnen Menschen vom amoralischen und vernunftlosen Zustand zum moralischen und vernünftigen Leben geführt hat, so erwarten wir auch, daß der gleiche Weg der Erziehung durch Kampf und Leiden hindurch den brutalen Machtstaat in den freien Vernunftstaat, wenn auch erst in unabsehbaren Zeiten der Kulturentwicklung, ich kann nicht sagen: überführen, wohl aber entgegenführen werden.

Aber die Erfüllung dieser Erwartungen ist an eine Bedingung geknüpft, an die Bedingung absichtlicher Erziehung, und zwar einer Erziehung mit dem ausgesprochenen Zweck, im menschlichen Individuum wie im menschlichen Staat den Vernunftwerten zur Herrschaft zu verhelfen. Der Erziehungsgedanke selbst ist wie Sitte und Moral ein Erzeugnis des natürlichen Zustandes der Menschen, ein Erzeugnis des Kampfes. Die Ungunst der natürlichen Lebensverhältnisse, die Gefahren für Leib und Leben des Individuums, wie seiner Nachkommen, haben den primitiven Menschen erst instinktiv, dann immer bewußter an die ewig neue Aufgabe der Erziehung des Nachwuchses herangeführt. Der Schutz gegen äußere Feinde hat dem Erziehungsplane der primitiven Staaten sein wesentliches Merkmal aufgedrückt.

Je mehr das Reich der Vernunft erstarkte und sich ausbreitete, je höhere Kulturwerte die Menschen erzeugten, desto notwendiger wurde es, den Erziehungsplan zu erweitern. Der Gedanke des Schutzes gegen innere Feinde rückte immer stärker in den Vordergrund.

Jedoch die Aufgabe, die Jugend zum Schutze gegen innere Feinde in die höheren Kulturwerte nicht bloß einzuführen, sondern sie vor allem für ihre Erhaltung die Waffen führen zu lehren, wurde immer umfangreicher und schwieriger. Mit der Schwierigkeit steigerte sich erst recht die Notwendigkeit; aber zugleich wuchsen auch die Mängel und Einseitigkeiten der Erziehung. Denn je unabsehbarer die Reihe der objektiven Kulturwerte wurde, desto mannigfaltiger gestalteten sich je nach den natürlichen Anlagen und erworbenen Anschauungen der Erzieher die individuellen Wertungen und desto mannigfaltiger wurden die Erziehungsabsichten und Erziehungseinrichtungen. Überall, wo es in der historischen Vergangenheit der Völker eine geschlossene Kultureinheit gab, treffen wir auch auf ein geschlossenes, wenn auch noch so primitives Erziehungssystem. Mit der Mannigfaltigkeit der Kulturwerte und ihrer Widersprüche zerbrechen die einheitlichen Systeme der Volkserziehung, und keine Macht der Welt kann diese natürliche Neigung zur Differenzierung der Erziehungssysteme wieder aufheben.

Aber der Staat ist eine Einheit; er soll es sein. Je geschlossener die Einheit ist, desto mächtiger ist seine Wirkung nach außen wie nach innen. Keine Differenzierung der Erziehungsziele und Erziehungswege, wie notwendig, ja unerläßlich sie auch ist, darf so weit gehen, daß sie der inneren Einheit des Staates gefährlich wird. Die verschie-

denen Ziele und Wege, wie sehr sie auch den einzelnen Aufgaben im Staatsleben angepaßt sind, oder der immer zunehmenden Arbeitsteilung und damit den natürlichen Begabungsgruppen der Menschen gerecht werden müssen, oder auf die Zwecke der Unterverbände im Staatsleben Rücksicht zu nehmen haben, dürfen nicht divergieren. Sie müssen nach einem Punkt gerichtet sein. Die Richtung, in welcher dieser Punkt liegt, gibt die Idee des Vernunftstaates, d.h. die Idee der Entwicklung des gegebenen Staates in das unendlich ferne Ziel des Rechts- und Kulturstaates.

Die Philosophie hat versucht, aus dem gesamten Bildungsinhalt einer Zeit das Bildungsziel abzuleiten und ein darauf gerichtetes einheitliches Schul- und Erziehungssystem zu konstruieren. Das ganze 19. Jahrhundert hindurch ist insbesondere die Organisation der höheren Schulen von diesem Gedanken beherrscht gewesen. Es ist hier nicht der Platz, das Fruchtbare, ja Verhängnisvolle dieser Richtung nachzuweisen. Es genügt vielleicht, daran zu erinnern, daß in der organisierten Einheit des geistigen Besitzes einer Zeit die Einheit des Erziehungszweckes schon deshalb nicht gesucht werden kann, weil keine Philosophie heute die Fülle der objektiven Kulturgüter mit all ihren Widersprüchen und all der Verschiedenheit ihrer Wertungen einheitlich zu organisieren vermag, ganz abgesehen von der mangelnden Kapazität der ungeheueren Mehrzahl der Zöglinge.

Man hat dann als einheitliches Ziel den nationalen Gedanken aufgestellt. Allein dieser Gedanke gibt überhaupt kein Ziel, sondern lediglich ein selbstverständliches und nach meiner Meinung von keiner Nation, die ihre Erziehungsprobleme ernst nimmt, zu verfehlendes Prinzip. Außerdem aber ist das

Wesentliche der nationalen Erziehung doch nichts anderes als die Erziehung zum werthhaften Erfassen und Erfülltwerden von den im nationalen Staat verkörperten Gütern der Religion, Moral, Kunst, Wissenschaft, der politischen, sozialen und wirtschaftlichen Institutionen. Aber diese Güter werden doch nicht widerspruchlos von allen gleich gewertet. Gerade je gesünder und kräftiger eine Nation ist, desto lebhafter entwickeln sich diese Werte, desto unabweisbarer stehen sie bei ihr im Prozeß der Um- und Weiterbildung. Der einzelne aber wird gerade nach seiner individuellen Natur und der äußeren Lage, in der er aufgewachsen ist, in den Entwicklungsprozeß dieser Werte später eingreifen. Daran ändert auch nichts, wenn man glaubt, mit einer alles beherrschenden Stellung der deutschen Sprache im Gesamtunterricht die Einheitlichkeit des Erziehungswesens zu erzielen, ein Vorschlag, der übrigens weit mehr aus einem unkritischen Gefühle als aus einer klaren Einsicht herausgewachsen ist. Die Studenten des Jahre 1813 waren auf einem völlig lateinisch-griechischen Gymnasium aufgewachsen und ließen wahrhaftig an nationalem Sinn nichts zu wünschen übrig.

Die Einheitlichkeit des staatlichen Erziehungssystems bei aller notwendigen Verschiedenheit im einzelnen kann nur aus dem einheitlichen Prinzip der Entwicklung des Staatsgedankens fließen.

Dieses einheitliche Gesetz ist der Kampf. In allem Wechsel der Erscheinung, in all der verwirrenden Mannigfaltigkeit der Kulturgüter, in all den Unterschieden ihrer individuellen Einschätzung, in all der Ungleichheit des Besitzes an geistigen und materiellen Werten —, eines bleibt unverändert, eines bleibt gleich im Wandel der Zeiten, das ist der natürliche Zustand der Dinge

und der Gemeinschaften der Menschen, das ist der Kampf. Im Kampfe mit sich selbst, im Kampfe mit anderen Menschen, im Kampfe mit anderen Staaten und Völkern muß jede Generation an geistigen Gütern erwerben, was sie besitzen will. Kultur ist jenes Geschenk der Götter, um das wir täglich, ja stündlich ringen müssen; Kultur vererbt sich nicht wie Hautfarbe. Der Sinn des Lebens ist uns nicht gegeben, sondern täglich, stündlich aufzugeben.

Wenn dem aber so ist, wenn selbst das Wertvollste, was der Mensch besitzen kann, seine sittliche Freiheit, nur im ewigen Kampfe erworben werden kann, dann gibt es ein einheitliches Prinzip aller Erziehung: die Erziehung zum Kampfe. Wer zum Menschen erzogen werden will, muß zum Kampfe erzogen werden und nicht zum Frieden.

Was heißt aber, den Menschen zum Kampfe erziehen? Es heißt zunächst, ihm echte Werte geben. Wo kein Wert ist, da ist kein Kampf. Um Wertloses kämpft niemand. Indem wir dem Menschen Werte geben, bestimmen wir sein Handeln. Je mächtiger uns ein Wert erfaßt hat, je mehr er Herrschaft gewinnt über andere Werte in uns, desto konsequenter nach diesem Wert gerichtet wird unser Handeln. Je konsequenter, bestimmter, sicherer, gleichmäßiger unser Handeln zugleich mit der Herrschaft bestimmter Werte wird, desto mehr verwandelt sich unsere widerspruchsvolle Individualität in das, was wir Charakter nennen. Den Menschen zum Kampf erziehen heißt also nichts anderes, als ihn zum Charakter machen.

Charaktererziehen ist das einheitliche Ziel aller Erziehung. Nur vom Charakter können wir Kampfestüchtigkeit im Kriege wie im Frieden erwarten. Der Charakter allein kennt und besitzt die

Werte, um derentwillen er die Waffen führt, im Frieden die geistigen Waffen, im Kriege das eiserne Schwert. Wer des Charakters los ist, der ist auch der herrschenden Werte los. Was soll aber den, der keine Werte kennt, im unvermeidlichen Kampfe leiten?

Freilich, ganz ohne Wertungen gibt es niemand. Selbst das Tier hat seine Wertungen. Aber die tierischen Wertungen sind unbeständig; sie wechseln mit den vegetativen Bedürfnissen, mit den Zeiten, mit den Umständen. Beständig sind nur die höheren Werte. Wo sie einmal Fuß gefaßt haben, drängen sie höchstens nach immer größerer Klärung und Läuterung. Der einmal erwachte ästhetische Sinn ringt rastlos nach Vervollkommenheit. Das einmal von religiösen Werten erfüllte Gemüt sucht seine Werte mit immer größerer Innigkeit zu umfassen und zu vertiefen. Die Erkenntniswerte sind geradezu lebendig gebärend. So wächst mit den Werten der Charakter, den sie erfüllen, an Stetigkeit und Kraft und damit an Zuverlässigkeit im Kampf. So drängen diese Werte von selbst nach immer größerer Widerspruchslosigkeit und befreien die Seele von der Herrschaft der niederen Werte. So wächst der freiwillige Gehorsam gegen ihre Befehle und damit das, was wir Sittlichkeit nennen. So ist der sittliche Charakter das aus den natürlichen Verhältnissen des Menschenlebens, das aus seiner Kampfbestimmung gegebene Erziehungsziel, gleichviel, ob wir unser Auge auf den blutigen Krieg oder den unblutigen Frieden richten, der nur eine andere Form des Kampfes sein kann, wenn er ein Frieden der Kulturentwicklung sein soll und nicht ein Kirchhofsfrieden. Das ist der Fundamentalsatz, wenn wir von Krieg und Volkerziehung reden wollen. Was



immer für spezielle Aufgaben der Krieg bringt, aus seinem dem Frieden gegenüber gesteigerten Kampfstand folgt nur, daß keine dieser Aufgaben gelöst werden kann, ohne daß wir die Erziehung schon in Friedenszeiten nach diesem Fundamentalsatz organisieren.

Zwar ist der Krieg selbst ein unfreiwilliger Erzieher, wie alle Not und wie alles Leid. Aber er ist weder ein systematischer, noch ein konsequenter, noch ein nachdruckvoller, noch ein nach bestimmten Zielen gerichteter. Er löst die glänzendsten Tugenden aus wie die verhängnisvollsten Leidenschaften. Er steigert die im Individuum vorhandenen positiven Kräfte so gut wie seine negativen. Er wird zum Prüfstein alles sittlich und physisch Gesunden in einem Volke. Er lehrt, wie alles große Unglück, „das edle Herz sich endlich finden“. Aber das edle Herz muß vorhanden sein. Den bloß physisch Tapferen macht der Krieg nicht moralisch tapfer. Der Feige wird im Kriege kein Held, und wessen Herz von Selbstsucht voll ist, den erfüllt der Krieg nicht mit Nächstenliebe. Den Rohen führt der Krieg nicht zum Mitleid und zur Schonung. Aber der Tapfere wird zum todesverachtenden Helden, der Liebevoller zum barmherzigen Samariter, der Rohe zur grausamen Bestie. Die gemeinsame Not freilich, die in den Brennpunkt des Bewußtseins aller tritt, läßt das Trennende vergessen. Aus der Zwietracht des Friedens erwächst durch gemeinsame Not wie ein Wunderbaum die Eintracht des gemeinsamen Kampfes. Das ist eine in allen Zeiten, Verhältnissen und Völkern gleichbleibende Erscheinung.

Der Sekten Feindschaft, der Parteien Wut, Der alte Neid, die Eifersucht macht Friede; Was noch so wütend ringt, sich zu zerstören,

Verträgt, vergleicht sich, den gemeinen Feind  
Der Menschlichkeit, das wilde Tier zu jagen,  
Das mordend einbricht in die sich're Hürde.

(Wallensteins Tod, I. Aufzug.)

Aber niemand kann sagen, wie rasch das Band sich wieder lockert, wenn der Zwang der Not verschwunden ist. Die kleine Zeit wird nur groß, wenn das Volk groß ist, das diese Zeit erlebt. Mit der Erziehung durch den Krieg ist es nicht anders, wie mit dem Hämmern von Stahl und Stein. Was Stahl ist, wird immer härter, immer zäher, immer elastischer, je dichter die Hammerschläge fallen; was Stein ist, wird immer mürber, immer brüchiger, bis er in Staub zerfällt. Das ist die Erziehung, die der Krieg selbst gibt. Sind wir nicht zum Krieg erzogen, so erzieht uns auch der Krieg nicht, nicht in dem Sinne wenigstens, daß er auch für die Friedenskämpfe den Menschen veredelt. Nur wenn wir Funken geben schon beim ersten Schlage, können wir erwarten, daß diese Funken in den Kriegswirren zur Flamme werden, die auch dann noch leuchtet und brennt, wenn die Feuer des Krieges erloschen sind und der Friede sich wieder über die Völker breitet. Wäre der Krieg in jedem Falle ein wirklicher Erzieher, der auch dem Frieden dient, so müßten jene Völker die erzogensten sein, welche beständig im Kriege leben. Das wird niemand allgemein behaupten wollen. Eine Lehre von größerer Dauer kann er einem noch im Kerne gesunden Volke geben, das im Begriffe ist, in Erwerbsucht und Luxus zu verweichlichen, jene Lehre, die jede und alle Not mit sich bringt: die Werte des Lebens nicht im äußeren Besitze zu suchen. Der Krieg bringt Besinnung; er öffnet das geblendete Auge für die höheren Werte. Aber hier ist es bei den Völkern nicht anders, als bei den Individuen; das eine richtet

sich in der Not auf, das andere bricht in ihr zusammen. Der Held spricht: Verdopple die Gefahr, der Feige schreit: Verdopple die Hilfe.

So bleibt es dabei: Der Krieg ist selbst nur ein bedingter Erzieher, und eine Erziehung zum Kriege in der Zeit, da er selbst die Völker in Atem hält, kann nur unvollkommene Früchte tragen, weil alle Augen auf andere Dinge gerichtet sind, weil alle Herzen von anderen Interessen erfüllt sind und die Menschen wie die Mittel fehlen, die großen Zwecke der Erziehung systematisch in Angriff zu nehmen. So bleibt kein anderer Ausweg, als schon in Friedenszeiten den Charakter zu schmieden, den den Krieg nötig hat. Da aber der Friede nur eine andere Form des Kampfes ist, ja sein muß, wenn er die Völker aufwärts führen soll, so hat die Erziehung zum Frieden wie zum Kriege das gleiche Ziel, den gleichen Zweck, dem Menschen jene kampfesstarke Seelenverfassung zu geben, die wir als den sittlichen Charakter bezeichnet haben. Der sittliche Charakter allein beugt sich nicht in Not und Gefahr, er wächst mit ihr. Die Stetigkeit und das Gleichmaß seines Wesens, die Kraft des Auf-sich-selbst-gestellt-seins, die Unverrücktheit der Werte, die ihn formen, das sind die Waffen, die in den Kämpfen des Friedens wie des Krieges den Sieg an seine Fahnen heften. Zwei Tugenden sind es, die ihn kennzeichnen: der moralische Mut und das selbstlose Wohlwollen. Der moralische Mut ist die Kampfes-, das selbstlose Wohlwollen die Friedenstugend. Sie sind die beiden staatsbürgerlichen Kardinaltugenden.

Was ist moralischer Mut? Es ist der Wille und die bedingungslose Entschlossenheit, irgendwie bedrohte moralische

Werte in ihrem Bestehen zu erhalten oder ihnen Geltung zu verschaffen. Als Zola in der Dreyfuß-Affäre sein ganzes Ansehen, die Achtung seiner Mitbürger, sein Vermögen, ja sein Leben aufs Spiel setzte, um dem Rechte zum Siege zu verhelfen, gab er ein selten schönes Beispiel von moralischem Mut. Als Luther auf dem Reichstag zu Worms erschien und seine Verteidigungsrede mit den Worten schloß: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir, Amen!“, war er das personifizierte Beispiel des moralischen Mutes. Über alle menschliche Größe hinaus ragt die Gestalt Christi, als leuchtendes Beispiel des moralischen Mutes für alle Zeiten.

Uns Deutschen gebricht es, wie uns unsere eigene Geschichte zeigt, durchaus nicht, wenigstens nicht von Haus aus an der Eigenschaft des moralischen Mutes. Die Zeiten der Reformation wie die der napoleonischen Wirren sind reich an Beispielen. Auch die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts nach Napoleons Verbannung zeigt sie; der Auszug der sieben Göttinger Professoren, die lieber auf Amt und Stellung verzichteten, als daß sie den Verfassungsbruch des Königs von Hannover mitmachten, bleibt immer ein Ruhmesblatt in der Geschichte des deutschen Professorentums.

Aber es scheint mir, als ob solche Beispiele zahlreicher waren in den Zeiten, da der Staat noch nicht in dem gleichen Umfange und in gleicher Ausprägung Beamtenstaat und damit Brotgeber war, als dies heute der Fall ist. In der Tat halte ich es für eine der größten Gefahren des ins Ungemessene gehenden Beamtenstaates, daß er mit seiner immer weiter um sich greifenden Beamtung seiner Bürger und der mit ihr verbundenen Sicherung des Lebens und seiner äußeren Ehren immer mehr

Menschen in seine unmittelbare Abhängigkeit bringt, was bei der Schwäche der menschlichen Natur gleichbedeutend ist mit einer langsamen Erdrosselung des moralischen Mutes.

Denn alle dienstlichen Bindungen der Bürger durch den Staat, den sie selbst bilden, und alle moralischen oder quasmoralischen Bindungen durch Verleihung von Titeln, Orden und sonstigen Auszeichnungen stärken weit mehr die selbstsüchtigen Hemmungen des sittlichen Mutes als diesen selbst. Freilich ist ein durch solche Mittel und Mitteln gebundenes Bürgertum im allgemeinen leichter zu regieren. Aber das Schicksal eines Staates wäre besiegelt, wenn es ihm gelänge, auf solchem Wege den wohltätigen Kampf zwischen Regierung und Regierten auszuschalten. Es gibt keine Aufwärtsbewegung in der Staatsentwicklung, ohne daß die unabhängigen, einsichtsvollen, von moralischem Mute beseelten Bürger, ich will nicht sagen die Mehrzahl bilden, was unmöglich ist, wohl aber eine starke Minderzahl, und ohne daß die Regierung den moralischen Mut auch ihrer Beamten, der sich hier freilich nur im inneren Verkehr und in den Formen der äußeren und inneren Disziplin zeigen darf und zeigen kann, höher einschätzt als die unbedingte Ergebenheit.

Der moralische Mut hat drei wesentliche Merkmale: Das eine Merkmal ist die Tapferkeit, d. h. das immer wiederkehrende Losgehen gegen eigene Unbehaglichkeiten, Unannehmlichkeiten, Widerwärtigkeiten, materielle, soziale und leibliche Gefahren. Das zweite Merkmal ist das Bewußtsein des moralischen Wertes der Sache, für die sich der Tapfere einsetzt, ein Bewußtsein, das entweder aus bloß gefühlsmäßiger Überzeugung oder

aus der abwägenden Einsicht anerzogener oder angeborener Besonnenheit entspringt. Das dritte Merkmal aber ist das Verantwortlichkeits- oder Pflichtgefühl, für das nach besonnener Prüfung erkannte Richtige auch mit Leib und Leben einzutreten. Die Tapferkeit muß von Besonnenheit und Verantwortlichkeit getragen sein, um zur staatsbürgerlichen Tugend zu werden, zum sittlichen Mute, gleich wertvoll im Kriege wie im Frieden. Man nennt vieles Mut, ja sogar sittlichen Mut, was diesen Namen wirklich nicht verdient. Der sittliche Mut ist gleich frei von Eitelkeit, wie von Leidenschaftlichkeit. Der sittliche Mut überzeugt sich sorgfältig unter Prüfung der Verhältnisse von der Wahrheit des Wertes, wofür er kämpft. Er kennt keinen Rausch der Begeisterung und verfliegt darum auch nicht mit diesem Rausch. Er ist ebenso schlagfertig und tatkräftig, wie zäh und geduldig. Er ist ebenso bereit zum Losschlagen, wenn der Moment gekommen ist, wie zum Ausdauern im Harren auf den Moment. Der braucht nicht mutig zu sein, der in einer Versammlung von Gesinnungsgenossen, von denen er nichts zu fürchten hat, seine Gegner angreift und mit dem Munde totschießt. Der kann sogar ein großer Feigling sein, der im Schutze der Immunität des Volksvertreters der Regierung die sogenannte Wahrheit sagt, wenn ihm das Verantwortlichkeitsgefühl für seine Rede fehlt und ihm nur der zunehmende Beifall seiner Parteigenossen die Zunge immer beweglicher macht. Selbst der braucht nicht mutig zu sein, der in wilder Rauflust auf den Feind sich stürzt oder den ein momentaner Rausch der Begeisterung den Tod verachten läßt. Wirklicher Mut ist untrennbar verbunden mit besonderer Entschlossenheit und ausdauern der Tapferkeit, und sittlich wird dieser



Mut erst in dem Augenblick, als er lediglich von dem sich selbst verantwortlichen Pflichtgefühl, für die Erhaltung eines Wertes kämpfen zu müssen, getragen ist. Je höher dann der Wert, je inniger er mit unserem Selbst verbunden ist, um so größer und nachhaltiger wird dieser Mut. Die höchsten rationalen Werte: Wahrheit, Gerechtigkeit und innere Freiheit, und die höchsten irrationalen Werte, wie sie Eltern-, Gatten-, Kindesliebe und Nächstenliebe erzeugen, sind darum von jeher die Auslöser der mutigsten Taten gewesen.

Darum auch der hohe Wert des Vaterlandes, das für den einen den Hort der Wahrheit, Gerechtigkeit und Freiheit, für den andern den Schutz aller Teueren, die seinem Herzen nahe stehen, bedeutet. Jede Liebe zu einem Werte außer uns ist eine Erweiterung des Ich, das mit seinen Werten mehr und mehr identisch wird. Soweit daher das Vaterland unsere Werte umschließt, bedeutet Liebe zum Vaterland nichts als eine ungeheure Erweiterung des Ich. Darum auch der hohe Wert der zweiten großen Erweiterung des Ich, der tiefen religiösen Überzeugung, die für Millionen von Menschen identisch ist mit Wahrheit und Gerechtigkeit und die überdies dem physischen Tode alle Stacheln nimmt. So sind Vaterlands- und Religion unersetzbare Grundlagen alles natürlichen wie alles sittlichen Mutes für Millionen, wie auch das Vaterland und wie auch die Religion beschaffen sein mag. Der jetzige Krieg, in dem die verschiedensten Arten von Staatskulturen und von Religionsbekenntnissen gegeneinander kämpfen, zeigt klar und deutlich, daß, bei den Massen wenigstens, der sittliche Mut nicht an die Art der vaterländischen Kultur oder des religiösen Bekenntnisses gebunden ist, sondern an die

Liebe zu dieser Kultur und an die Überzeugung von der Wahrheit jenes Bekenntnisses. Aber um eine Kultur zu lieben, muß sie erkannt sein, und um von einem religiösen Bekenntnis überzeugt zu werden, muß es in tiefster Seele erlebt sein. Beides ist Sache der Friedenserziehung. Das ist die unversiegbare Quelle unserer Zuversicht des endgültigen Sieges, mag da kommen, was kommen mag, daß die Werte, die unser Vaterland umfaßt, die sozialen Werte, die rein geistigen Werte, die in Wissenschaft, Kunst, Moral, Religion und in unserer Sprache und in der Art unseres Denkens und Empfindens liegen, und die durch die Friedensarbeit unseres Erziehungssystems verbreitet wurden, daß diese Werte unserem Volke mehr bedeuten, als die Werte anderer Kulturen ihm bieten können. Nur soweit diese Werte einem Volke alles bedeuten, so weit trägt die Zuversicht des Volkes.

Die inneren Werte sind freilich noch nicht der sittliche Mut. Sie sind nur gleichsam das Triebwerk, das der Willenskraft die nötige Spannung gibt. Zu Willenskraft und Triebwerk kommt aber noch ein drittes: die ungehemmte Auslösbarkeit der hochgespannten Kraft. Sie ist im wesentlichen das Produkt der Erziehung. Der sittliche Mut wächst mit der Ausschaltbarkeit der tausend natürlichen Hemmungen, die instinktiv der Trieb der Selbsterhaltung, der stärkste Trieb der menschlichen Natur, seiner Betätigung in tausend leiblichen und sozialen Gefahren entgegensetzt. Wer einmal in seinem Leben vor einer starken Entscheidung seines sittlichen Mutes gestanden und alle Hemmungen überwunden hat, wer empfunden hat, wie unendlich befreiend die Tat auf seine Seele wirkte, der erst versteht es, wenn ich sage, daß alle Erziehungssysteme ihre hochgestellten

Zwecke nicht erreichen, wenn sie nicht beständig auch Gelegenheit geben, den sittlichen Mut auch wirklich zu betätigen. Mögen diese Systeme noch so sehr auf Klärung des sittlichen, logischen, ästhetischen Urteils eingestellt sein, die Tat allein ist es, die zum Ziele führt. „Von der Gewalt, die alle Wesen bindet, befreit der Mensch sich, der sich überwindet.“ Wollen ist leicht, wenn die Werte uns erfaßt haben, aber zwischen Wollen und Tun steht der Entschluß, die tausend Fäden zu zerreißen, mit denen uns der Selbsterhaltungstrieb an seine Werte gefesselt hat. Nur wo hundertfältige Übung in der Ausführung unserer Entschlüsse die Knoten dieser starken Seite gelockert hat, da kann der sittliche Mut Triumphe feiern.

Wenn Wilhelm von Humboldt in seinem Aufsatz über Sittenverbesserung erklärt: „Meiner Idee nach ist die Energie die erste und einzige Tugend des Menschen“, so kann er nur die sittliche Energie, d. i. eben den sittlichen Mut gemeint haben. Ich glaube, nach all den Betrachtungen, die wir eben anstellten, nicht zu viel behauptet zu haben, wenn ich ihn als die Tugend des Menschen bezeichne, gleich unersetzlich für die Kampfesform, die wir Krieg und für jene, die wir Frieden nennen. Ihre höchste Vollendung erreicht sie, wenn sie sich mit der Tugend des Friedens, dem selbstlosen Wohlwollen verbindet, das sich in den beiden Formen der Gerechtigkeit und Billigkeit äußert, und so die Formen des Kampfes humanisiert.

So erkennen wir, daß die Erziehung zum Kriege kein anderes Ziel hat, wie die Erziehung zum Frieden. Nur darin unterscheidet sich in beiden Fällen das Verfahren, daß in Kriegszeiten die Waffen und die Kampfplätze verschieden sind von denen der Friedenszeiten. Vor

allem aber liegt ein Unterschied darin, daß in Kriegszeiten nicht bloß die Führer für den Bestand und die Sicherheit der im Vaterlande verkörperten Kulturgüter kämpfen müssen, wie das im Frieden der Fall ist, sondern jeder einzelne. Die geistigen Waffen der Friedenskämpfe kann nicht jeder schwingen. Auch nicht jeder Kampfplatz des Friedens ist für jeden geeignet. Darum ist auch nicht jeder verpflichtet, am Friedenskampfe sich zu beteiligen, außer durch seine stille innere Anteil- und Stellungnahme zu den Führern. Millionen hindert auch die Not im Kampf ums tägliche Brot an einer aktiven Teilnahme an den Friedenskämpfen.

Die Waffen des Krieges aber kann und muß jeder führen, der irgendwie physisch dazu befähigt ist. Die Sorge um das tägliche Brot und um die Angehörigen übernimmt soweit als möglich in dieser schweren Zeit das Vaterland, und der große Gedanke, daß zum äußeren Schutz des Vaterlandes nicht bloß alle berufen, sondern auch alle auserwählt sind, mag in Unzähligen den sonst noch schwachen sittlichen Mut zum kriegerischen Kampfe beleben.

Wenn lange Friedenszeiten die Widerstandskraft gegen äußere Feinde eines sonst einsichtigen Kulturvolkes lähmen, so liegt das nicht zuletzt daran, daß es vergessen hat, alle ohne Ausnahme zum Kampfe zu erziehen und nicht bloß die geistigen Führer. Die Friedenszeiten heften den Blick auf die Friedenskämpfe und auf die Siege jener inneren Kulturwerte, die dem einzelnen heilig sind. Auf sie stellt sich die Erziehung ein. Ist sie dabei unverrückt auf die Kardinaltugend des sittlichen Mutes gerichtet, so werden die so Erzogenen auch brauchbare Streiter im Kriege. Weil aber für die Führung der geistigen Waffen auf den Kampfplätzen

der höheren Kulturwerte bei weitem nicht alle Bürger des Staates tauglich sind, so beschränken die langen Friedenszeiten nur allzu leicht ihre sorgfältigen und weitreichenden Erziehungsmaßnahmen auf die wenigen Auserwählten und begnügen sich, die im Grunde noch viel mehr eines ausgedehnten Erziehungseinflusses bedürftigen mit einem Minimum von sogenannter „Bildung“ auszurüsten. Erst wenn auch die inneren Wirren zu vermeintlichen oder wirklichen Gefahren für den Bestand der Staatsgemeinschaft sich auswachsen, dann heftet sich der Blick wieder stärker auch auf die Massenerziehung. Das ist leider eine in allen Zeiten wiederkehrende historische Tatsache, daß eine wirksame Lösung der großen Erziehungsprobleme der Massen immer erst in der zwölften Stunde versucht wird, immer erst, wenn die Kämpfe bereits zu schweren Wunden geführt haben, daß die Erziehungspolitik des Staates nie den Wunden vorbeugen, sondern bereits geschlagene Wunden heilen will.

Nun sind die Erziehungssysteme der Gegenwart vielfach ausgezeichnete Einrichtungen zum Erwerb von geistigem Besitz, von intellektuellen, moralischen, religiösen, ästhetischen Werten. Aber sie sind höchst unvollkommene Einrichtungen zum rechten Gebrauch dieser Werte, d. i. zur Ausbildung des sittlichen Mutes. Darin liegt das charakteristische Merkmal der Schulreformpläne, die seit zwei Jahrzehnten mein Herz erfüllen, nämlich die Stätten des rechten Erwerbs von Kulturwerten auch in Stätten des rechten Gebrauches umzuwandeln. Das ist der Sinn meines „Begriffs der Arbeitsschule“, also der Schule, welcher alles an der Charakter-

bildung liegt. All unser gegenwärtiges Streben geht dahin, die Schüler mit geistigen und moralischen Waffen auszurüsten. Diese Waffen aber mit sittlichem Mut gebrauchen zu lehren, das heißt für mich, sie unerschrocken im Dienst der Gemeinschaft führen zu lehren, sie in den Dienst der Heilighaltung der objektiven Werte und nicht bloß in den Dienst der eigenen persönlichen Glücksinteressen zu stellen, dafür fehlen unseren Schulen und öffentlichen Erziehungsanstalten so gut wie alle systematischen Einrichtungen. Dazu wäre notwendig, die Schulen selbst erst in Arbeitsgemeinschaften umzuwandeln, was bis jetzt nicht geschehen ist. In die Jugendpflegeeinrichtungen, welche eine Errungenschaft der letzten Jahre sind, dringt fast instinktiv dieser Gedanke langsam ein. Allgemein bewußt ist er aber auch hier noch nicht erfaßt. Erst wenn alle öffentlichen Erziehungseinrichtungen vom Gedanken der Arbeitsgemeinschaft ergriffen und vom Geiste der Erziehung zum sittlichen Mut durchdrungen sind, dann befindet sich unser Erziehungssystem auf dem Wege, der mir als staatsbürgerliche Erziehung der Massen vor Augen schwebt. Wie dieser Grundgedanke im einzelnen verwirklicht werden kann, und daß er es kann, das darzustellen würde uns in ein weites Gebiet von pädagogischen Untersuchungen führen, die ich in meinen Schriften und amtlichen Aufgaben durchzudenken bemüht war. Es ist auch nicht nötig, daß wir uns hier in tausend Einzelproblemen verlieren. Jeder findet den richtigen Weg in seinem besonderen Falle, wenn er vom Lichte eines großen, alles umfassenden Gedankens sich führen läßt. Wie verschieden die Wege dann auch gestaltet sein mögen, die redlich Suchenden wird das nie entzweien.



Sollte jemand darauf hinweisen, daß das wunderbare Schauspiel der Einmütigkeit und Opferwilligkeit des deutschen Volkes, das wir erleben dürfen, nicht für die Notwendigkeit meiner Vorschläge spricht, so kann ich nur sagen, das Schauspiel beweist nur, daß unser Volk dank der Werte, die unsere religiösen und staatlichen Einrichtungen verkörpern, noch moralisch gesund ist. Es zeigt uns, daß unser Vaterland trotz all der Klagen, die wir in Friedenszeiten hören mußten, und wohl selbst erhoben haben, für die meisten Volksgenossen noch der Inbegriff wahrhafter Werte ist, deren sich viele nur dann bewußt werden, wenn sie tatsächlich bedroht sind. Aber wer möchte eine Gewähr dafür übernehmen, daß dieses Wertbewußtsein und das mit ihm verbundene Pflicht- und Verantwortlichkeitsgefühl in langer Friedenszeit eines immer reicher und anspruchsvoller werdenden Volkes nicht erlöschen kann? Der Stahl kann auch aus Steinen Funken schlagen. Sehen wir nicht das brutale Serbien heute vom gleichen Geiste der Einmütigkeit und Opferwilligkeit beseelt? Haben sich bis jetzt wenigstens die Franzosen weniger einmütig und opferwillig gezeigt? Noch haben wir die Feuerprobe des sittlichen Mutes nicht zu bestehen gehabt. Noch hat die glänzende Organisation unseres Heeres, unserer Wirtschaft, unserer überlegenen Technik und die natürliche Tapferkeit unserer Truppen die bitterste Not von unserem Vaterlande abgehalten. Noch kennen die meisten Volksgenossen innerhalb der eisernen Gürtel, die unsere Heere um das Vaterland gezogen haben, überhaupt keine Not am eigenen Leibe, außer der Sorge und der Trauer um unsere gefallenen Söhne, Brüder, Väter. Noch können wir voll Siegeszuversicht sein. Die Feuerprobe des sittlichen Mutes haben wir aber erst

dann abzulegen, wenn wir aushalten müssen, aushalten durch lange Zeiten des Elends und der Entbehrung. Der wahrhaft Mutige ist auch auf das Schwerste gefaßt, und jenseits des Kanals steht ein kaltblütiger, hartnäckiger Gegner, der uns das Schwerste nicht ersparen wird, wenn es in seiner Macht liegt.

Und wenn wir auch dann noch die Feuerprobe bestehen, und wenn uns ein ehrenvoller Friede beschieden ist, dann steigen wieder alle die inneren Gefahren des sittlichen Mutes empor, in dem Maße, als die Wunden des Krieges heilen, in dem Maße, als der Friede uns wieder zu Glück und Reichtum führt. Niemand kann sagen, wie der nächste Krieg uns finden wird, gerade dann nicht, wenn uns der gegenwärtige einen Frieden schenken sollte, der den nächsten Krieg in eine weite, weite Ferne rückt.

Nein, der kluge Mann baut vor. Vor hundert Jahren stand Deutschland in kleinerer Gefahr als heute. Napoleon hatte keineswegs die Absicht, uns gänzlich zu vernichten, wie unsere heutigen Gegner. Doch der Krieg wütete damals im eigenen Vaterlande, und Not und Elend machten sich stärker fühlbar, als bis zur Stunde bei uns. Da predigte Johann Gottlieb Fichte das Evangelium der Wiedergeburt des deutschen Volkes aus dem Geiste der rechten Erziehung. Für die Wege, die er vorschlug, gab er im Prinzip die gleichen Weiser, wie ich sie heute gegeben. Er selbst war das verkörperte Beispiel des sittlichen Mutes, der trotz aller Leibesgefahren ihn nicht schweigen ließ. Die deutschen Regierungen haben seine Wege nicht betreten. Die Zeit war noch nicht reif für eine so radikale neue Gestaltung der Erziehung, wie er sie plante.

Wir haben heute als Staat keine Wiedergeburt nötig. Ein glückliches Jahrhundert hat uns von selbst zu ungeahnter Größe wiedergeboren, und niemand kann uns vernichten, wenn wir uns nicht selbst vernichten, wenn wir den Fichteschen Geist in uns wachsen lassen, den Geist der inneren Freiheit, den Geist des sittlichen Mutes, den Geist der Tapferkeit, Besonnenheit und Selbstverant-

wortlichkeit im Dienste ewiger Werte. Ein Volk, das von diesem Geist erfüllt ist, ist für Krieg und Frieden gleich erzogen und gerüstet. Welche äußeren Schicksale einem solchen Volk auch beschieden sein mögen, in dieser oder jener Form wird es immer wieder von neuem das Fest seiner Auferstehung feiern dürfen.

## Nachrichten und Mitteilungen.

Ein englisches Urteil aus der Zeit vor dem Kriege. In dem 1909 erschienenen Buche *The short cut to India* (S. 224f.) hat der englische Gelehrte David Fraser unter dem Eindruck seines Besuches der deutschen Ausgrabungen auf dem Gebiet des alten Assur ein Urteil über Organisation, Geist und Methode deutscher Arbeit überhaupt niedergelegt und seinen Landsleuten zur Beherzigung empfohlen, an das Felix von Luschan in der letzten Generalversammlung der Deutschen Orientgesellschaft erinnert hat, das aber auch in weitere Kreise zu tragen heute ganz besonders angezeigt ist.

„Bei Schergât, ein paar Stunden weiter stromabwärts von Nimrûd, liegen die Schutthügel des alten Assur, wo sich eine deutsche archäologische Expedition für einige Jahre festgesetzt hat, um ausgedehnte wissenschaftliche Grabungen vorzunehmen.

Dort benützte ich die Gelegenheit, den Deutschen einen Besuch zu machen. Mit großer Freundlichkeit und Höflichkeit wurde ich von den drei jungen Enthusiasten aufgenommen, die die Grabungen leiten. Sie haben sich ein ausgezeichnetes Haus gebaut, das sich in jeder Beziehung vortrefflich zum Wohnen, zum Aufstapeln archäologischer Schätze und zur wissenschaftlichen Arbeit eignet. Sie machen Wetterbeobachtungen, studieren Land und Leute, kurz sie nutzen die sich ihnen bietenden Gelegenheiten in jener gründlichen und geschäftstüchtigen Art aus, die so bezeichnend für deutsche Unternehmungen ist. Sie halten sich an diesem weltabgeschiedenen Orte geistig und körperlich frisch durch regelmäßigen Wechsel von angespannter Arbeit und Ruhe- und Erholungsstunden, wobei

die Erholung hauptsächlich in der Jagd und in Schwimmen besteht.

Die Beweise von Methode und System in allem, was in Schergât getan wird, und der völlige Verzicht auf Willkür in Arbeit und Erholung machte mir großen Eindruck. Nachdem ich schon früher öfter Gelegenheit gehabt hatte, das systematische Vorgehen der Deutschen auf ganz anderen Gebieten als der Archäologie zu beobachten, interessierte es mich, festzustellen, wie das nationale Organisationstalent, das unzweifelhaft auf wissenschaftlicher Erziehung beruht, sich ebenso leicht akademischen wie materiellen Aufgaben anpaßt. Man mag sich vielleicht fragen, ob zu große Hingabe an das einzelne nicht die Kraft der Phantasie schwächt, die jedes große Werk weihen muß, und ob dem bedächtigen, methodischen und betriebsamen Deutschen nicht bisweilen bei seinem Streben nach dem Greifbaren das Wesentliche entgeht.

Aber mag der Deutsche unter den Fehlern seiner Vorzüge leiden oder nicht, es bleibt doch die Tatsache, daß, wo wir ihn treffen, auf dem Felde der Politik, des Handels, der Wissenschaft oder Gelehrsamkeit, er ein furchtbarer Gegner ist, um so furchtbarer, als er durchaus aller Hochachtung wert ist. Es scheint mir bedauerlich, wenn es bei uns zu Hause gewissermaßen Mode würde, Deutschland zu verrufen und alle seine Beweggründe zu verdächtigen, dem einzelnen Deutschen mit Widerwillen zu begegnen und seine Methode verächtlich zu machen, denn das würde doch nur als ein Zeichen des Neides erscheinen können, der aus dem Bewußtsein der Unterlegenheit entspringt. Warum nicht zugeben, daß Deutschland

nach jedem natürlichen Recht den Anspruch erheben darf, auf seine eigne Weise sein nationales Wohlergehen herauszuarbeiten, wenn es kann, selbst auf unsere oder eines anderen Kosten? Wenn wir dann das Wesentliche ins Auge gefaßt haben, können wir die Maßregeln zu unserer Selbstverteidigung ergreifen in dem Grade und mit der Ruhe, die die Lage fordert. Blind gegen den Nebenbuhler zu wüten und begehrlisch nach Gütern zu sehen, die wir selbst nicht immer mit zielbewußter Klugheit angewendet haben, das ist nicht der richtige Weg, um unsere Stellung in der Welt zu erhalten. Die Gefahr für unser Reich liegt nicht außerhalb, sondern drinnen — eine Binsenwahrheit vielleicht, aber eine, die man nicht oft genug wiederholen kann.“

**Ostpreußenhilfe.** Mit dem Wiederaufbau Ostpreußens ist unmittelbar nach der Vertreibung der Russen begonnen worden. Der Staat hat große Mittel bereitgestellt und wird den angerichteten Schaden ersetzen, aber darüber hinaus muß vieles geschehen, wenn das Land wirklich zu neuer Blüte erstehen soll. Ostpreußen hat an dem allgemeinen wirtschaftlichen Aufschwung Deutschlands geringen Anteil gehabt. Eine Großindustrie gibt es nicht und kann es dort nicht geben, der Handel ist schwer geschädigt, seitdem das russische Hinterland in Libau einen konkurrenzfähigen Ausfuhrplatz besitzt; die Landwirtschaft leidet unter dem einseitigen Überwiegen des Großgrundbesitzes, und das Fehlen eines zahlreichen, kaufkräftigen Bauernstandes trifft wieder den Kleingewerbebestand in den Marktflecken und Landstädten. Für eine gerechtere Verteilung des Grund und Bodens muß und wird, wie der Oberpräsident v. Batocki in seiner Berliner Rede vom 16. März angekündigt hat, die Regierung sorgen, den Ackerbürgern dagegen und den Kleingewerbetreibenden will die „Ostpreußenhilfe“ ihre Dienste widmen, und zwar in der Weise, daß, wenn der Staat ihre Verluste ersetzt, der Verband ihnen die Möglichkeit bietet, nicht nur aufzubauen, sondern besser aufzubauen als vorher. Die Städte waren zumeist eng und ärmlich angelegt, die Häuser ungesund und schmutzig, es fehlte überall an Luft und Licht. Das soll anders werden, den Ostpreußen soll Behagen und Freude an der eigenen Heimat geschaffen werden. Nur unter dieser Voraussetzung werden die

flüchtigen Hunderttausende zurückkehren und die schon vor dem Kriege vorhandene Abwanderung nach Westen zum Stillstand kommen. Das soll durch Gründung von Eigenheimen und Kleinsiedelungen im Höchstumfange von fünf Morgen erreicht werden, und ihr Preis soll durch Gewährung von billigen Hypotheken mit mäßigen Tilgungssätzen derartig sein, daß selbst ein Krieginvalide, der nichts als seine Invalidenbezüge besitzt, sich dort niederlassen kann.

Wenn man bedenkt, daß allein dreiundvierzig Städte in Ostpreußen vernichtet sind, so werden die Kosten sehr erheblich sein. Zu ihrer Deckung hat der Polizeipräsident v. Lüdinghausen den Verband „Ostpreußenhilfe“ ins Leben gerufen; er beabsichtigt, in den deutschen Großstädten Hilfsvereine zu gründen, von denen jeder die Fürsorge für eine kleine ostpreußische Stadt übernimmt. Fürsorgestadt und Schutzstadt sollen in ein enges Verhältnis treten, so daß die jeweiligen individuellen Bedürfnisse der letzteren befriedigt werden können. Die Geschäftsführer der einzelnen Hilfsvereine sollen sich selbst an Ort und Stelle erkundigen, was ihrem ostpreußischen Patenkinde not tut. Gerade in den kleinen Landstädten sind die Bedürfnisse außerordentlich verschieden, weit verschiedener als in den Großstädten, die mehr oder weniger den gleichen Charakter haben. Sie nach der Schablone behandeln, hieße das Hilfswerk entwerten.

Daß dieser Plan der „Ostpreußenhilfe“ das Richtige trifft, beweist die werktätige Zustimmung, mit der er allseitig aufgenommen ist. In wenigen Monaten war es möglich, Ortsvereine in Berlin für Gumbinnen, in Schöneberg für Domnau, in Wilmersdorf für Gerdauen zu gründen; Magdeburg, Essen, Düsseldorf, Oppeln, Breslau, Potsdam stehen im Begriff zu folgen. Auch in den nichtpreußischen Bundesstaaten ist der Werberuf der „Ostpreußenhilfe“ nicht ungehört verklungen. Leipzig und Dresden stehen bereit, mit gutem Beispiel voranzugehen, in Braunschweig und Weimar ist die Gründung von Hilfsvereinen zu erwarten. Mit einem Stammkapital von 100 000 Mk. kann schon vieles geleistet werden, aber einzelne Vereine verfügen bereits jetzt über so viele Mittel, daß sie nicht nur eine Schutzstadt, sondern, über den ursprünglichen Plan hinausgehend, den dazu gehörigen Kreis über-



nommen haben. Berlin hat beinahe eine halbe Million aufgebracht, und der ganze Regierungsbezirk Oppeln hat sich zusammengeschlossen, um für Stadt und Kreis Lyck, die am schwersten betroffen sind, zu sorgen.

Der Oberpräsident von Ostpreußen Herr von Batocki-Bledau hat in der erwähnten Rede über „Ostpreußens Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft“ die weittragende Bedeutung der „Ostpreußenhilfe“ anerkannt, und wenn er darin ihren Bestrebungen „Verwirklichung im weitesten Maße“ wünschte, so ist mit Befriedigung festzustellen, daß dieser Wunsch über Erwarten schnell in Erfüllung geht.

Berlin, April 1915.

M. J. W.

**Zur Entstehung des Krieges in Italien.** Einer der menschlich anziehendsten unter den Männern aus der Zeit der Erhebung Italiens im vorigen Jahrhundert, Massimo d'Aze-glio, sagt in seinen Lebenserinnerungen: „Nicht die Österreicher sind die gefährlichsten Feinde Italiens, sondern die Italiener.“ Nur zu wahr sei es, daß diesen die wertvollste Mannestugend, der Charakter, von Tag zu Tage mehr abhanden komme: „Italien ist fertig, nicht fertig aber sind die Italiener.“ In einem weitester Verbreitung bestimmten Zehn-Centesimi-Heftchen, *Cultura tedesca e politica italiana*, beschäftigte sich Ende Januar auch B. Croce noch mit diesem Satze. Croce ist wie wenige in Italien befugt, von deutscher Kultur zu handeln, und seine hierauf gerichteten Studien, wie seine wissenschaftlichen Verdienste als Philosoph und als Erforscher der Geistesgeschichte seines Landes sind auch bei uns nach ihrem hohen Werte geschätzt; er ist Senator des Königreichs. In dem dritten Artikel seines Heftchens: *Le fortune immeritate* nimmt er zum Ausgangspunkt seiner Erörterung eine Argumentation, die in seinem Lande zurzeit vielfach zu hören und zu lesen war. „Italien“, so sagten die, welche ohne jedes Bedenken schon damals ein Eingreifen in den Krieg forderten, „hat seine Einheit nicht durch die Kraft seiner eigenen Söhne allein geschaffen, sondern mit militärischer und politischer Unterstützung anderer Staaten. Und so hat es noch während

des ersten halben Jahrhunderts dieser Einheit nicht hinreichend bewiesen, daß es für sich allein etwas Tüchtiges leisten könne. Wenn es diesem Kriege sich fernhält, wird es moralisch noch schwächer neben den anderen Völkern, Siegern wie Besiegten, dastehen.“ Hierauf erwidert Croce, daß in dieser Behauptung Wahrheit und alte Wahrheit stecke, eben die seinerzeit nicht nur von D'Aze-glio erkannte von der *Italia fatta* und den *Italiani da fare*. Die vorgeschlagene Abhilfe aber verwirft er gänzlich. Er wendet sich vor allem gegen die Vorstellung von der für Italien Wunder wirkenden Erziehungskraft des Krieges. Was wird vielmehr die Folge eines Krieges sein, selbst wenn er glücklich ausgeht? Nicht daß die Jahrzehnte hindurch versäumte italienische Charaktererziehung mit einem Schlage vollendet sein wird, sondern daß „wir Italiener immer mehr uns unserer gewohnten Trägheit und Zuchtlosigkeit hingeben werden, im regelmäßigen Gang des täglichen Lebens uns wenig auf uns selber verlassend und in außerordentlichen Lagen auf die Wunder des Enthusiasmus, der Genialität, der beschwingten Worte, kurz auf das Schicksalsglück rechnend“. Und wenn der Krieg unglücklich endet? Vor den Bildern, die dieser Gedanke heraufführt, scheut die Vorstellung entsetzt zurück. Kurzum, Italien hat arge Versäumnis zu sühnen, das ist nicht zu leugnen. Aber werden verständige Geister als Weg zu solcher Sühne gerade den wählen, der dahin führt, die Summe der zu sühnenden Verschuldungen noch zu vermehren, und der selbst wieder eine solche Verschuldung ist?

So mahnte noch am 31. Januar einer der Hauptträger der heutigen wissenschaftlichen Bedeutung Italiens. Nicht vier Monate später wählten die, gegen die er damals ankämpfte, den Weg, den er selbst eine neue Verschuldung nannte; zu welcher Vollen-dung aber sie die noch zu steigern verstehen würden, ahnte sicher auch er nicht. So denken sie nunmehr nach den *immeritate* noch die *fortune meritate* zu erlangen. Was wir ihnen wünschen, können wir mit denselben beiden Worten aussprechen.

M. C.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Professor Dr. Max Cornicellius, Berlin W 30, Luitpoldstraße 4  
Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

# INTERNATIONALE MONATSSCHRIFT FÜR WISSENSCHAFT KUNST UND TECHNIK

9. JAHRGANG

HEFT 12

1. JULI 1915

## Die deutsche Geschichtschreibung von den Befreiungskriegen bis zu unsern Tagen.

Geschichte und Kulturgeschichte.

Von Georg v. Below.

### I.

Um die Mitte des 18. Jahrhunderts wurde zuerst die Forderung der Kulturgeschichte erhoben.<sup>1)</sup> Es ist neben Montesquieu vornehmlich Voltaire, von

1) Wir besitzen heute eine auf wissenschaftlicher Höhe stehende Darstellung der Geschichte der neueren Historiographie von Ed. Fueter. (München 1911; die französische Übersetzung von E. Jeanmaire, Paris 1914, enthält einige Zusätze des Verfassers.) Vgl. meine Anzeige in der Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgesch. 1912, S. 457ff. F. berücksichtigt nur die darstellenden Werke, während ich in dem vorliegenden Aufsatz der historischen Forschung und Kritik die gleiche Aufmerksamkeit zuwende. Über die dadurch begründete Verschiedenheit des Urteils und andere Abweichungen der Auffassung siehe meine angeführte Anzeige. Die Haupterscheinungen in der Entwicklung der Historiographie führen uns in großem Stil die tiefgründigen Abhandlungen vor, die M. Ritter in der Historischen Zeitschrift veröffentlicht. Für unsern Zweck kommt die Abhandlung über „Das 18. Jahrhundert“ in Bd. 112, S. 29ff. in Betracht. Über das unzulängliche Buch von Schaumkell, Geschichte der deutschen Kulturgeschichtschreibung (1905) vgl. meine Kritik in den Götting. Gel. Anzeigen 1907, S. 395ff. Dasselbst habe ich einige Andeutungen über die Anfänge der deutschen wirtschaftsgeschichtlichen Literatur gemacht. Schließlich sei auf die feinsinnigen Beobachtungen zur Geschichte der Historiographie in B. Croces Buch „Zur Theorie und Geschichte der Historiographie“ (deutsch v. E. Pizzo), Tübingen 1915, hingewiesen.

dem sie ausgeht; wir dürfen ihn den wirkungsvollsten Begründer der Kulturgeschichte nennen. Seine Geschichtschreibung hat eine doppelte Spitze. Einmal richtet sie sich gegen die theologische Auffassung. Voltaire ist in dieser Hinsicht Gegner Bossuets, der die unmittelbare Leitung der Weltgeschichte durch die göttliche Hand beobachten und den Plan Gottes in der Geschichte überall darlegen zu können glaubte. Voltaire erklärt die geschichtliche Entwicklung durchaus menschlich, aus Erwägungen, Absichten, Listen, Torheiten der einzelnen Menschen. Zweitens wendet er sich gegen die politischen Historiker, gegen diejenigen, die vorzugsweise über die Taten der Herrscher, über Schlachten und Staatsverträge berichten. „Ich schreibe keine Dynastiengeschichte“, sagt er. Und weiter: „Mögen die Kompilatoren die Schlacht von Marathon und Salamis wieder und wieder beschreiben; ich nehme andere Gegenstände vor.“ Er will im Gegensatz zur politischen, speziell zur dynastischen, militärischen, diplomatischen Geschichte Kulturgeschichte bieten. Die Kulturgeschichte oder, nach französischem Ausdruck, die Geschichte der Zivilisation ist sein Ideal. Die staatliche Entwicklung hat für ihn neben-sächliche Bedeutung: der Historiker soll vor allem die Gebräuche und Sit-

ten, die Gesetze, den Verkehr, die Finanzen, den Ackerbau, die Bevölkerungsbewegung schildern.

Die Kulturgeschichte, in Voltaire's Sinn, ist ein Kind der Aufklärung, und sie soll, nach seiner Meinung, auch durchaus den allgemeinen Zwecken der Aufklärung dienen. Er schreibt Geschichte, um die Mitmenschen von dem Glauben an Märchen zu befreien, mit denen man sie jahrhundertlang eingewiegt hat. Was an der Geschichte — sagt Voltaire — philosophisch am meisten interessiert, ist das, daß man dadurch die Dummheit der Menschen kennen lernt. Und wie es der Stolz der Männer der Aufklärung war, es in ihrer Zeit so herrlich weit gebracht zu haben, so gewährt auch Voltaire die Geschichte besonderen Genuß dadurch, daß sie die Erhabenheit der Gegenwart gegenüber den dunkeln Zeiten zeigt.

Die Anschauung Voltaire's wurde schnell nach Deutschland verpflanzt. Hier bildete sich ein Kreis von Kulturhistorikern, der zwar nicht in allen Beziehungen von ihm abhängig ist und ihn an Gelehrsamkeit und Gründlichkeit weit übertrifft, aber jedenfalls die stärksten Anregungen von ihm erhalten hat und im wesentlichen seine Grundsätze über die Kulturgeschichte teilt. Gemeinsam mit Voltaire ist ihnen die Ablehnung der alten theologischen Auffassung: ebenso wie ihm sind ihnen die Elemente der Geschichte die Individuen: aus ihrer bewußten, berechnenden Wechselwirkung bauen sich die historischen Gebilde auf. Von der Anschauung aus, daß die Geschichte das Produkt der bewußten Handlungen der Menschen sei, gelangt man im Zusammenhang mit der absoluten Hochschätzung, die die Gegenwart und ihre Grundsätze erfahren, dazu, alles, was in der Geschichte von den Normen des Auf-

klärungszeitalters abweicht, aus Bosheit und Schlaueit, Tyrannei und Priesterbetrug, Dummheit oder Unwissenheit zu erklären. Gemeinsam mit Voltaire ist jenen Kulturhistorikern ferner die Ablehnung der politischen Geschichtschreibung. Wenn die einzelnen sich in der Würdigung des politischen Elements noch unterscheiden, auch mehr oder weniger nicht umhin können, der Darstellung der politischen Dinge breitesten Raum zu gewähren, so stimmen sie doch sämtlich darin überein, daß sie das Kulturgeschichtliche stärker betonen, vom Historiker die Darstellung der Erfindungen, der Wissenschaften, des Verkehrs, der Sitten verlangen und sich gegen die einseitige Berücksichtigung der großen Staatereignisse und der Schlachten erklären, gegen die „Mordgeschichten“, wie Schlözer in seiner drastischen Weise sagt.

Die Zurückdrängung des Politischen in der Geschichtschreibung hängt mit dem kosmopolitischen Charakter der Aufklärung zusammen. Man strebte über die staatlichen Grenzen hinaus zu einem Weltbürgertum; man suchte eine Humanität ohne Rücksicht auf die politischen Verbände zu pflegen und zu befördern. Dieser Kosmopolitismus ist zugleich Individualismus, weil er den einzelnen losgelöst denkt von allen engeren Gemeinschaftsbeziehungen und loslösen will.

Nicht alle Historiker der Aufklärung können als Kulturhistoriker gelten. Indessen findet sich bei sämtlichen rationalistischen Geschichtschreibern die vorhin erwähnte Neigung, die historischen Erscheinungen nach Möglichkeit aus Handlungen einzelner Individuen, und zwar vorzugsweise aus bewußten Handlungen herzuleiten. Sie bezeichneten diese ihre Geschichtschreibung, die im Gegensatz zur theologischen, am be-



rühmtesten von Bossuet vertretenen, stand, als die pragmatische. Die pragmatische ist die rationalistische<sup>1)</sup> Geschichtschreibung, die von ihrem eben erwähnten Standpunkte aus zugleich über die Vergangenheit zu Gericht sitzen und andererseits das Publikum mit Hervorhebung der einzelnen historischen Beispiele belehren wollte.

Es liegt auf der Hand, daß der Rationalismus durch die Forderung der Kulturgeschichte der historischen Wissenschaft eine große Bereicherung brachte. Allein uns sind heute ebenso leicht die Fehler seiner Betrachtungsweise erkennbar, und es bildet einen Ruhm der deutschen Wissenschaft, daß in Deutschland die rationalistischen Irrtümer zuerst erkannt wurden. Schon bei Justus Möser, dessen Lebenszeit noch ganz in die Periode der Aufklärung fällt, finden wir eine Stimmung, die dem rationalistischen Individualismus durchaus entgegengesetzt ist. Mit Scharfblick erkennt er den Zusammenhang der staatlichen Einrichtungen mit den wirtschaftlichen Verhältnissen und führt uns die geschichtlichen Bildungen mit einer Anschaulichkeit vor, die der echten Freude an der Betrachtung der Vergangenheit entspricht.<sup>2)</sup> Und ein früher Gegner erstand der Geschichtserklärung der Aufklärung in einigem Betracht ferner in Herder. Er ist durchaus Kultur-

historiker und verurteilt die Geschichtschreibung, die sich auf „Namenverzeichnisse, Genealogien, die Beschreibung von Kriegszügen, Helden- und Staatsaktionen“ beschränkt. Aber wir begegnen bei ihm doch nicht überall der Neigung, über die Vergangenheit zu Gericht zu sitzen. Er zeigt schon an mehreren Stellen die Fähigkeit, sich liebevoll in die Vergangenheit zu vertiefen, betont auch in weitem Umfang die Abhängigkeit der historischen Bildungen von allgemeinen Mächten, im Gegensatz zum rationalistischen Pragmatismus, der alles aus einzelnen Handlungen herleiten wollte. Für solche Anschauungen sind besonders seine sprach- und literaturgeschichtlichen Studien charakteristisch. Die Sprache ist ihm ein Teil der allgemeinen menschlichen Geistesgeschichte, die Literatur eines Volkes der Ausdruck seines allgemeinen geistigen Lebens. Er vertiefte sich in die Seele und den Geist des Volkes; von hier aus eröffnete er das Verständnis für das Volkslied.

Freilich hat Herder den Rationalismus noch keineswegs vollständig überwunden. Gerade in dem Werk, das am meisten gelesen worden ist, in seinen „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit“, begegnet noch viel von der rationalistischen Geschichtsbetrachtung. Als die einzigen Mächte des Fortschrittes im Mittelalter schildert er hier die Städte, die er sich ganz friedlich, als unpolitische Körper vorstellt.<sup>1)</sup> Er beachtet nicht, daß, wenn je ein Gemeinwesen, so die mittelalterlichen Bürgerschaften kriegsgeübt gewesen sind, daß sie ihren Zweck durch Kriege und diplomatische Verhandlungen, durch Haupt- und Staatsaktionen

1) Vgl. Götting. Gel. Anzeigen 1907, S. 406, Anm. 2; Hegel, Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte, herausg. von Brunstäd, S. 38ff.; Fueter a. a. O. S. 342ff. Wie Fueter richtig bemerkt, gibt es Pragmatiker, die älter sind als die Aufklärung (vgl. das von uns weiter unten über Davila Bemerkte!). Aber der Pragmatismus fand mit der Aufklärung seine klassische Ausprägung.

2) Vgl. Ritter, Hist. Zeitschr. 112, S. 116; Meinecke, Weltbürgertum und Nationalstaat, 2. Aufl., S. 28 und 129.

1) Vgl. meine Analyse von Herders Anschauung in der Histor. Ztschr. 75, S. 396ff.

erreicht haben. Seiner Darstellung liegt die Ansicht zugrunde, daß Kriege bloß unnütze Raufereien unter den Fürsten seien, welche die Völker nichts angehen, unter denen die Völker nur leiden. Sein ganzes Humanitätsideal zeigt noch den rationalistischen Einfluß. Obwohl er der Idee der Nation schöne und treffliche Worte leiht, auch schon die politische Autonomie der Nation fordert, so geschieht es doch mit der von vielen Revolutionsfreunden vertretenen Illusion, daß die Nationalisierung des Staatenlebens den Kriegen der Kabinette ein Ende machen, die Nationen fortan friedlich nebeneinander leben werden und darum das Ziel der Entwicklung nur eine neue Form des Weltbürgertums sein könne.<sup>1)</sup>

Eine wahre Überwindung der rationalistischen Geschichtsauffassung vollzieht sich erst in der romantischen Bewegung. Und jetzt nimmt der Betrieb der kulturgeschichtlichen Studien auch eine ganz neue Gestalt an.

## II.

Es ist noch heute notwendig, daran zu erinnern, daß wir es bei der romantischen Bewegung nicht bloß mit der romantischen Dichterschule zu tun haben; die wissenschaftlichen Erkenntnisse, die die Männer der romantischen Bewegung gewonnen haben, sind zweifellos bedeutender als ihre Produktionen und Anregungen auf dem Gebiete der Poesie. Man darf der romantischen Bewegung überhaupt nicht einen zu engen Charakter geben. Noch heute stellen sich viele unter den Romantikern einen kleinen Kreis von Personen mit ganz bestimmtem kirchlichem Standpunkt vor. Nichts ist unrichtiger als

1) Vgl. F. Meinecke, Weltbürgertum und Nationalstaat, 2. Aufl., S. 29.

das: die größte Mannigfaltigkeit im einzelnen findet sich unter denen, die zur romantischen Bewegung gehören. Bei dem einen steht die kirchliche oder religiöse Romantik im Vordergrund, bei dem anderen die weltliche, und die kirchliche oder religiöse ist nicht bloß eine katholische, sondern ebenso wie dem Katholizismus liefert sie dem Protestantismus kostbarstes Gut. Ein gemeinsamer Gegensatz gegen den Rationalismus verbindet eine lange Reihe von streng katholischen Richtungen bis zu Schleiermacher und K. v. Hase, der einen energischen Kampf gegen einen alten Rationalisten geführt hat. Wenn manche Romantiker ihre Neigung der mittelalterlichen Kirche zuwandten, so war die Zahl derjenigen nicht geringer, die sich für die mittelalterlichen Kaiser begeisterten. Um sogleich hier einen Historiker namhaft zu machen, so empfand F. v. Raumer, der Geschichtschreiber des staufischen Zeitalters, mit allen Romantikern die rationalistischen Urteile über das Mittelalter als unsympathisch, sah aber seine Helden nicht in den mittelalterlichen Päpsten, sondern in deren Gegnern, den großen Staufern. Wie jede umfassende Bewegung, so birgt auch die romantische starke Abweichungen in sich. Nur eine geistig dürftige Bewegung ist einheitlich in sich geschlossen.

Bei ihrem ersten Auftreten erhoben die Romantiker Forderungen, die das schließliche Resultat ihrer Bestrebungen noch nicht unbedingt erkennen ließen. Wir nehmen dieses vorweg.<sup>1)</sup>

1) Es ist bekannt, wieviel Aufklärung wir dem obengenannten Werk Meineckes über die Vorgeschichte der Romantik und die Entstehung der romantischen Anschauung verdanken. Mit Recht erklärt sich Walzel, Deutsche Literaturzeitung 1908, Sp. 2216, gegen die Überschätzung des Gegensatzes zwischen früher und später Romantik.

Es läßt sich ungefähr dahin zusammenfassen: während die Rationalisten die historischen Vorgänge, die Handlungen der Menschen vorzugsweise aus Einzelursachen, und zwar mit Vorliebe aus bewußter Berechnung herleiteten, während sie alles rationalisieren wollten und rationalisieren zu können glaubten, betonten die Romantiker die Abhängigkeit des Menschen von allgemeinen Kräften, das Unbewußte, das Unerklärliche, das Geschichtliche, das Gegebene.

Von hier aus begreift sich ihre gesamte Auffassung: ihre Stellung zu den religiösen Problemen, ihre Theorien über die Entstehung der Werke der Dichtkunst, ihre allgemeine Stimmung gegenüber der Vergangenheit: sie wollten die Dinge schlicht nehmen, wie sie sind, sich liebevoll in die früheren Jahrhunderte vertiefen. Durch jenes Prinzip ergab sich ferner auch ein dem Rationalismus entgegengesetztes Verhältnis zu Staat und Nation. Das kulturgeschichtliche Interesse ist der romantischen Bewegung ebenso eigen wie der Aufklärung. Aber der Individualismus und Kosmopolitismus mußten zurücktreten, und dafür gelangten der vorhandene Staat und die Nation zu ihrem Recht.

Die Romantiker haben ihre Grundsätze nicht einseitig geltend gemacht. Wenn sie die Abhängigkeit von allgemeinen Mächten betonten, so lag die Gefahr eines Übergangs in den Naturalismus nahe. Aber sie haben sie vermieden. Friedrich Schlegel hat den Kernpunkt des Unterschieds zwischen Geschichtswissenschaft und Naturwissenschaft schon herausgefunden.<sup>1)</sup> Insbesondere gereicht es den Romantikern zum Ruhm, daß sie die Betonung der

1) S. Rickert, *Histor. Ztschr.* 86, S. 464f. Vgl. auch Kantorowicz, ebenda 108, S. 305, Anm. 1.

Abhängigkeit von allgemeinen Mächten nicht bis zur Leugnung der Bedeutung der Persönlichkeit gesteigert haben. Man weiß, daß dieser Schritt von großen und kleinen Geistern der letzten Jahrzehnte getan worden ist. Den Romantikern läßt sich höchstens vorwerfen, daß sie der Abhängigkeit von allgemeinen Mächten oft ein zu großes Maß zugesprochen haben; jedenfalls aber haben sie die selbständige Stellung der Persönlichkeit in der geschichtlichen Entwicklung nie grundsätzlich bestritten. Und es verdient auch erwähnt zu werden, daß den Übertreibungen gelegentlich schon aus dem Kreise der Romantiker selbst widersprochen worden ist.<sup>1)</sup> Ja, wir dürfen weiter von der Romantik rühmen, daß sie zuerst die Persönlichkeit als Individualität verstanden hat. Wenn die Historiker der Aufklärung durchweg mit den Taten der einzelnen operierten, so schwebte ihnen doch der Hauptsache nach nur eine Bewegung vor, wie das gegenseitige Stoßen und Treiben von Atomen.<sup>2)</sup> Dagegen dem Romantiker ist die Persönlichkeit als besondere Ausprägung, der einzelne Staat, die einzelne Nation, der einzelne soziale Verband, das einzelne Zeitalter nicht als eine Summe von Atomen, sondern als eine wahre Individualität gegenwärtig. Das Verstehen aus dem Ganzen ist überall sein Ziel.

Von der romantischen Bewegung haben nun sämtliche Disziplinen, die man als historische im weitesten Sinne be-

1) Man denke an A. W. Schlegels Opposition gegen J. Grimms Ansicht von der Entstehung des Volksliedes!

2) Vgl. hierzu Rickert, *Die Grenzen der naturwissenschaftlichen Begriffsbildung*, 2. Aufl., S. 305; siehe auch J. Goldstein, *Die empiristische Geschichtsauffassung D. Humes* (1903), S. 16ff. und S. 40ff. *Hist. Ztschr.* 81, S. 200 (Dilthey).



zeichnen kann, neues Leben oder gar ihr Leben überhaupt erst empfangen.

Mit dem unglücklichen Krieg der Jahre 1806—07 war Deutschland unter die vollkommene Herrschaft Frankreichs gebracht worden. Aber sofort erhob es sich, und sein Aufschwung, der es aus Frankreichs politischer Herrschaft löste, ließ zugleich in den frischen Impulsen seines Geisteslebens ein Kulturzentrum erstehen, welches die Kraft der Ausdehnung in sich trug und seinen Platz behauptete neben der vorher auf dem europäischen Kontinent vorherrschenden französischen Kultur.<sup>1)</sup> Die Zeit der Befreiungskriege ist die der romantischen Bewegung, in der die Deutschen sich der Werte ihres eigenen Volkstums bewußt wurden.<sup>2)</sup> Die Arbeit, die sie jetzt zu leisten wußten, erhob sie über die anderen Nationen. Jetzt wurden auch die Selbständigkeit und die Überlegenheit der deutschen Wissenschaft erkämpft, der Wissenschaft auf allen Gebieten, nicht in letzter Linie der vom Staat, der Rechts- und der Geschichtswissenschaft.

Deutschland durchbrach die Uniformität der Herrschaft der naturrecht-

1) Ich schließe mich mit den obigen Worten absichtlich an einige Sätze eines Ausländers an, des schwedischen Forschers Gunnar Rexius. Vgl. seine gehaltvolle Abhandlung „Studien zur Staatslehre der historischen Schule“, *Histor. Zeitschr.* Bd. 107, S. 496ff. Daneben weise ich auf die schöne und wahre Darstellung von dem Anbruch der neuen Zeit für politisches und wissenschaftliches deutsches Leben zugleich hin, die wir einem Historiker verdanken, der im gegenwärtigen Krieg den Heldentod gestorben ist: H. v. Cämmerer, Rankes „Große Mächte“ und die Geschichtschreibung des 18. Jahrhunderts, in: *Studien und Versuche zur neueren Geschichte*, Festschrift f. M. Lenz (1910), S. 300ff.

2) Über Worte Rankes, die hierher gehören, siehe v. Cämmerer S. 305.

lichen Auffassung; „in engem Zusammenhang mit dem neuerwachten deutschen Nationalgefühl geht die Entwicklung eines auf ganz anderen Grundprinzipien ruhenden Staatsbegriffs vor sich. Diesen Staatsbegriff zu immer größerer Klarheit auszuarbeiten, ist die Aufgabe der deutschen Staatswissenschaft im 19. Jahrhundert gewesen, während die französische Wissenschaft auf der naturrechtlichen Staatslehre weiterbaute und auch heute noch von deren Grundgedanken geleitet wird.“<sup>1)</sup> Die Reaktion gegen das Naturrecht nimmt vor allem die historische Schule der Jurisprudenz auf sich. „Deutschlands Entwicklung zur konstitutionellen Monarchie im 19. Jahrhundert kann als der geglückte Versuch, das Programm der historischen Schule zu verwirklichen, angesehen werden.“<sup>2)</sup>

Die historische Rechtsschule liefert geradezu ein klassisches Beispiel der Anwendung der romantischen Ideen. Den Männern, die das System dieser Schule genauer begründet haben, Savigny, Puchta, Niebuhr, Eichhorn, sind sämtlich starke persönliche und sachliche Beziehungen zur Romantik eigen. Im Gegensatz zu dem subjektiven Prinzip der rationalistischen Naturrechtslehre statuierte die historische Rechtsschule eine objektive Autorität, von welcher das Recht abhängig sei: es ist Produkt des Volksgeistes. Das Recht, so lehrten die Vertreter der historischen Rechtsschule, ist nicht gemacht; der Staat nicht durch bewußten Willensakt, nicht durch einen Staatsvertrag geschaffen, wie die rationalistischen Naturrechtler annehmen; sondern das Recht ist Produkt des Volksgeistes, des in der Hauptsache unbewußt schaffenden Volksgeistes. Das Recht wird

1) Rexius S. 497.

2) Rexius a. a. O.

nicht von einem einzelnen erfunden und ausgeklügelt, sondern es ist eine Äußerung des Individuums des Volksgeistes. Das Recht hat kein abgesondertes Dasein; sondern Recht, Sprache, Sitte, Kunst sind nur Tätigkeit des einen Volkes. In allen Tätigkeiten eines Volks lebt derselbe Volksgeist.

Durchaus verwandt dieser Bewegung der deutschen Rechtswissenschaft vollzieht sich die Entwicklung der deutschen Geschichtswissenschaft. Auch sie geht von der romantischen Bewegung aus, bekämpft ebenso die naturrechtliche, kosmopolitische Auffassung und fördert positiv mächtig die Erkenntnis von dem überragenden Wert des Staats, vor allem des vorhandenen staatlichen und des nationalen Verbandes.

Wir werden noch ausführlicher von dem Zusammenhang der Geschichtswissenschaft im engeren Sinn mit der Romantik sprechen. Hier sei nur daran erinnert, einen wie großen Anteil das Unternehmen der Monumenta Germaniae, das aus dem Geist der Romantik, aus der Liebe zur deutschen Vergangenheit, aus dem Gedanken, die vaterländischen Kräfte durch die Beschäftigung mit ihr zu stärken, hervorgegangen ist, an der Schaffung einer kritischen Geschichtsforschung hat.

Eine vollkommene Parallele zu Savignys Auffassung von der Entwicklung des Rechts bildet Jakob Grimms Auffassung von der Entwicklung der Sprache. Wie Savigny gegen eine allgemeine deutsche Gesetzgebung protestiert, so erklärt sich Grimm gegen jede Art von Grammatik, welche die Sprache regeln will, anstatt das historisch Gewordene zu konstatieren: wie Savigny gegen die Naturrechtslehrer, so kämpft Grimm gegen den rationalistischen Adelung.

Wie die durch Jakob Grimm reprä-

sentierte germanische Philologie, so stehen auch die anderen Teile der Philologie unter dem Einfluß der romantischen Ideen: die indische so gut wie die klassische. F. A. Wolfs Theorie über den Ursprung der homerischen Gedichte stimmt durchaus mit den allgemeinen Anschauungen der Gebrüder Schlegel überein. Karl Otfried Müller kämpft in seinem Buch über die Dorier gegen die ἀνιστορησία der rationalistischen Historiker, weil sie die lykurgische Verfassung aus der Borniertheit ihres Gesetzgebers erklärt hatten, während er sie, ganz im Sinn der Romantiker, als einen Ausdruck des dorischen Volksgeistes deutete.

Die allgemeine Literaturgeschichte ist von den Führern der romantischen Dichterschule selbst begründet worden. Ganz direkt hängt auch die Kunstgeschichte schon mit den ersten Anfängen der Romantik zusammen. Schnaase spricht später in der Vorrede zu seiner „Geschichte der bildenden Künste“ über die Kunst dieselben Gedanken aus wie Savigny in seinem Werk über das Recht. Der Beziehungen der Theologie — in sehr verschiedenen einzelnen Richtungen — zur romantischen Bewegung haben wir schon gedacht.

Der jüngste Sprößling der romantischen Bewegung ist die historische Schule der Nationalökonomie. Sie bildet einen Ableger der historischen Rechtsschule. Die Begründer der historischen Schule der Nationalökonomie sind Schüler von Rechtslehrern und anderen Forschern der romantischen Richtung und übertragen deren Gedanken auf die Nationalökonomie. Sie knüpfen aber auch direkt an ältere Romantiker, insbesondere Adam Müller, an.

Die Vertreter dieser verschiedenen Spezialfächer haben uns die wertvollsten kulturgeschichtlichen Arbeiten ge-

schenkt: so Eichhorn seine klassische Staats- und Rechtsgeschichte; so Grimm seine Werke über die deutsche Sprache; so Roscher seine Schilderung der älteren wirtschaftlichen Zustände. Hanssen klärte uns über die alte germanische Flurverfassung und die grundherrlich-bäuerlichen Verhältnisse, Bruno Hildebrand über die mittelalterliche Stadtwirtschaft auf.

Die wissenschaftlichen Bestrebungen, die von der romantischen Bewegung ausgehen oder mit ihr zusammenhängen, regen zu zwei allgemeinen Beobachtungen an.

Erstens: Die Kulturgeschichte ist ein Kind der Aufklärung. Diejenigen indessen, die zuerst einen strengeren wissenschaftlichen Betrieb auf dem Gebiet der Kulturgeschichte eröffnen, sind Gegner der Aufklärung, sind die Romantiker.

Die Romantiker sind mit den Historikern der Aufklärung darin einig, daß sie die Beschränkung der historischen Betrachtung auf die Haupt- und Staatsaktionen verwerfen. Allein sie wünschen den Fortschritt zur Erforschung der gesamten Kultur nicht etwa, weil ihnen die großen Verbände, wie Staat, Volk und Kirche, minderwertig erscheinen, sondern weil sie die historischen Individualitäten aus ihrem großen Zusammenhang erklären wollen. Die gewaltigen Ereignisse, unter deren Eindruck die romantische Bewegung aufkam, mußten sie vor einer Geringschätzung der politischen Körper bewahren. Der Neigung der Aufklärung, möglichst frei vom Staat zu bleiben, stellt sich jetzt die Bereitwilligkeit gegenüber, dem Staat sich zu opfern und in der Nation aufzugehen.<sup>1)</sup>

<sup>1)</sup> F. Schlegel z. B. beklagt es, „die ersten Geister der Deutschen seit mehr als 50 Jahren einzig und allein in eine bloß ästhetische Ansicht der Dinge so ganz verloren“ zu

Die romantische Bewegung bedeutet gegenüber dem Rationalismus eine Wendung zu konservativeren Anschauungen. Dieser Satz trifft wenigstens zu, wenn man das Wort „konservativ“ im weiteren Sinne nimmt, als Gegensatz zu dem Individualismus (Kosmopolitismus) des Rationalismus, seiner Geringschätzung der politischen Verbände und der Anspannung des Einzelnen durch den politischen Körper. Seit der romantischen Bewegung stand im Vordergrund der Gemeinschaftsbeziehungen das Volk. Die Betonung des nationalen Elements konnte freilich zu verschiedenen Resultaten führen. Legte man das Hauptgewicht auf die Gebundenheit des Einzelnen durch Staat und Nation, auf die Selbstbestimmung nach außen und auf die Bewahrung der Eigenart der Nation, so gelangte man mit der Empfehlung der Unterordnung unter die bestehenden politischen Gewalten zu konservativen Anschauungen. Hob man dagegen mehr das nationale Selbstbestimmungsrecht im Innern hervor, so gelangte man auf einen liberalen Weg und konnte unter Umständen der Auflehnung gegen die bestehenden politischen Gewalten das Wort reden. Beide Möglichkeiten sind verwirklicht worden: hier scheiden sich große Kreise, die übereinstimmend von der romantischen Bewegung ausgehen:

sehen. Es sei endlich Zeit, die ästhetische Träumerei und Formenspielerei aufzugeben und sich den größeren Aufgaben der Gegenwart zuzuwenden. In der „vollen Gleichgültigkeit, ja Geringschätzung gegen alles, was den Staat und das öffentliche Leben betraf“, erblickt Schlegel einen Hauptgrund des im 17. und 18. Jahrhundert sich ausbreitenden Verfalls. Vgl. die Zusammenstellung dieser und anderer Äußerungen bei Pötzsch, Studien zur frühromantischen Politik und Geschichtsauffassung S. 20; Walzel, Deutsche Romantik, 2. u. 3. Aufl. S. 99ff. Siehe auch R. Steig, H. v. Kleists Berliner Kämpfe, S. 8f.



Führer der Konservativen sind nicht weniger als Führer der Liberalen von der romantisch bestimmten Burschenschaft hergekommen.<sup>1)</sup> Überwiegend aber waren die zur romantischen Richtung gehörigen Forscher Freunde der bestehenden Verhältnisse in größerem oder geringerem Grade; und zu dem Kosmopolitismus der Aufklärung, zu der Gering-schätzung der politischen Fakta und der Kriege ist man erst wieder durch einen Abfall von den romantischen Ideen gelangt.

Eine konservativere Richtung im angedeuteten Sinne schlägt auch die historische Schule der Nationalökonomie ein. Bereits ihr Vorläufer Friedrich List spricht den Satz aus: „Als charakteristischen Unterschied des von mir aufgestellten Systems bezeichne ich die Nationalität.“ In Übereinstimmung mit List wendet sich dann die ganze Schule der historischen Nationalökonomie gegen das liberale Manchestertum und den Kosmopolitismus.

Die zweite allgemeine Beobachtung, die sich uns bei den von der Romantik ausgehenden wissenschaftlichen Bestrebungen aufdrängt, bezieht sich auf die Form der Studien. Voltaire und Herder hatten ihre Betrachtungen auf das Gesamtgebiet der Kultur erstreckt. Voltaire hatte sich noch nicht den Kopf darüber zerbrochen, ob es für den einzelnen möglich sei, alles zu bewältigen; bei seiner leichten Art ahnte er nicht die Schwierigkeiten. Anders wurde es seit der romantischen Bewegung, seitdem man die Kultur der Vergangenheit mit erhöhtem Ernst zu erforschen unternahm.

1) Vgl. meine Abhandlung: Die Anfänge einer konservativen Partei in Preußen, Internationale Wochenschrift vom 2. September 1911. Überaus ergiebige Aufschlüsse bringt hierüber Lenz' Geschichte der Universität Berlin, auch Koldes Geschichte der Universität Erlangen.

Es beginnt jetzt die Arbeitsteilung zum wissenschaftlichen Prinzip zu werden: man sucht die Erkenntnis der Probleme der Kulturgeschichte vorzugsweise auf dem Wege der Spezialisierung der Wissenschaft zu fördern. Während der Schriftsteller der Aufklärungszeit so ziemlich über alles schreiben konnte, schlagen die wissenschaftlichen Kreise jetzt in steigendem Maß ein anderes Verfahren ein: den einzelnen Problemen widmen sich einzelne Gruppen. Und eben durch diese Beschränkung im Stoff wird eine Vertiefung der Forschung möglich, die uns zu erhöhter Erkenntnis führt.

Den Begründern der romantischen Ideen ist freilich eine Universalität im Sinn einer alles durchdringenden philosophischen Ansicht und der Verbindung der mannigfachsten Interessen eigen. Sie sind von der Vorstellung der Wechselwirkung und der gegenseitigen Beziehungen aller Kulturgebiete erfüllt. Die starke Betonung dieser Wechselwirkung ist ihr direktes Verdienst. Die einzelne Erscheinung wird aus weiten Beziehungen, aus den besondern Verhältnissen von Ort und Zeit erklärt. Die unter dem Einfluß der Romantik stehenden Forscher halten auch noch diese Traditionen fest. Aber es sind doch eben die Jünger der Romantik und zum Teil ihre Begründer selbst, welche die Spezialisierung zu einem beherrschenden Prinzip der Studien erheben. Der Ernst, mit dem man sich jetzt im Gegensatz zu dem Raisonement der Rationalisten der Erforschung der Vergangenheit widmete, führte von selbst dahin, daß sich jeder auf ein vornehmstes Gebiet beschränkte, und die Methode der Spezialisierung, die Bildung von Sonderdisziplinen und der besonderen Arbeitszweige innerhalb der einzelnen Disziplinen erwies sich als überlegen. Gerade das für die ganze Be-

wegung so charakteristische Unternehmen der Monumenta Germaniae zeigt uns, wie die Energie der Erforschung der Vergangenheit die Begrenzung der Arbeit des einzelnen in Zeitabschnitt und Materie hervorbringt. Der Übergang läßt sich auch bei den Personen, die von der Romantik ausgehen, deutlich wahrnehmen. Wir veranschaulichen ihn an dem Verhältnis von Leo und Ranke.

### III.

Heinrich Leo<sup>1)</sup> steht nach seinen allgemeinen Anschauungen ganz und gar innerhalb der neuen, der romantischen Bewegung. Das Kosmopolitische, Unpolitische der Aufklärung lag ihm völlig fern. Schon auf der Schule wandte er sich der Turnerei zu. Als er die Universität bezog, schwankte er anfangs in der Wahl des Berufes und hatte Neigung für das philologische Fach. Daneben aber tauchte bei ihm der Gedanke auf, das Gelehrtenstudium zu verlassen und sich dem Seeleben zu widmen. Er war von den politischen Gedanken der Jahnschen Turngemeinden erfüllt und glaubte, daß bei dem zu bewirkenden neuen Aufschwung des deutschen Volks auch eine deutsche Flotte notwendig sei; ihr wollte er dienen. Auf den Rat älterer Freunde (Jahns und Göttlings) wählte er aber schließlich das philologische Studium; nicht jedoch aus Liebe zur philologischen Wissenschaft, sondern um Schulmann zu werden. Die Neigung zum Schulfach war damals in der deutschen Jugend weit verbreitet: man hoffte da-

durch am besten für die Volksbildung sorgen zu können. In der Periode der Aufklärung war auch das Interesse an der Jugenderziehung sehr lebhaft gewesen. Aber als Ziel schwebte dabei die Förderung der Humanität, einer weltbürgerlichen Humanität vor. In der Zeit der Romantik dagegen hatten die pädagogischen Bestrebungen ein politisches Ziel. Man wollte die Jugend vor allem politisch erziehen. Alles wurde bezogen auf die Nation. Leo sagt: „Die Zwecke, welche Jahn mir als Ziel meines Strebens in die Seele gepflanzt hatte, ließen durchaus nichts auf der Welt um seiner selbst willen da sein als das deutsche Volk oder vielmehr das zu erstrebende Ideal des deutschen Volks.“ Der in Leo wohnende wissenschaftliche Erkenntnistrieb ließ ihn dann doch die philologischen Studien auch um ihrer selbst willen betreiben. Die Richtung aber, in der er sich bewegte, war ganz die romantische. Diejenigen Denkmäler und diejenigen Quellen studierte er, die ihm die Herrlichkeit der deutschen Vergangenheit eröffneten.

Wenn heute Leo erwähnt wird, so weiß man oft von ihm nur zu berichten, daß er Sympathie für den Katholizismus gehabt habe. Die Tatsache ist richtig; auch dies gehört zu seinem Bild; seine katholischen Sympathien wurzeln, wie es scheint, in seinen kultischen Neigungen. Indessen machen sie keineswegs sein Wesen aus; mit größter Energie hat er sich allezeit zum Protestantismus bekannt. Und er ist nicht bloß eine kirchliche Persönlichkeit; seine politischen Interessen sind mindestens ebenso stark. Leo gehörte als Student der Burschenschaft, und zwar der altdeutschen Partei, die Christentum und Deutschtum besonders lebhaft betonte, an. Von diesem Ausgangspunkt konnten, wie schon angedeutet, verschiedene Wege eingeschla-

1) Vgl. meinem Artikel H. Leo im Archiv für Kulturgeschichte, Bd. 9 (1911), S. 199ff.; R. v. Delbrück, Lebenserinnerungen I, S. 70f. Siehe auch G. Wolf, Einführung in das Studium der neueren Geschichte, S. 234ff. Ich habe a. a. O. S. 210 ein bemerkenswertes Wort des Juristen A. Pernice über Leos italienische Geschichte mitgeteilt.

gen werden. Für Leos weitere Entwicklung in der Politik und geschichtlichen Auffassung scheint K. F. Eichhorn, der Mitbegründer der historischen Rechtsschule, von maßgebender Bedeutung geworden zu sein. Leo hat der deutschen Sprache zwei neue Worte geschenkt: die Worte „Aufklärlicht“ und „naturwüchsig“. Das Wort „Aufklärlicht“ drückt seine Feindschaft gegen den Rationalismus aus; das Wort „naturwüchsig“ bezeichnet sein Staatsideal, das dem der historischen Rechtsschule entsprach; es charakterisiert aber auch ihn selbst mit seiner ganz ursprünglichen Individualität und seiner nie bezähmten Leidenschaftlichkeit.

Leo nahm seine politische Stellung später in den Reihen der preußischen Konservativen, und zwar gehörte er zu dem Kreis, der sich um die Gebrüder Gerlach und Bismarck gruppierte. Im Jahre 1866 löste er sich von Ludwig von Gerlach und blieb bei Bismarck. Sein ausgeprägtes Preußentum verlangte dies; aber er fühlte auch, wie er sagte, „eine mystische Gewalt der Persönlichkeit“ in Bismarck.

Leo hat zahlreiche Werke über große Themata verfaßt. Originalität, leidenschaftliche Beteiligung an der Sache und wirkliche geistige Durchdringung des Stoffs besitzt er wie wenige. Als sein bedeutendstes Werk hat Waitz mit Recht sein „Lehrbuch der Geschichte des Mittelalters“ bezeichnet. Der Titel führt irre: es hat einen viel höheren Status als ein Lehrbuch. Es ist erstaunlich, wie der erst Dreißigjährige ein solch vollkommen ausgereiftes, einen gewaltigen Zeitraum umspannendes Werk vorlegen konnte. Bewunderung erweckt aber vor allem die Ausdehnung und Mannigfaltigkeit seiner Studien: nicht nur, daß er ihnen chronologisch den denkbar weitesten Rahmen gab; auch sachlich sind sie

von der größten Vielseitigkeit. Mit der im engeren Sinn sogenannten politischen Geschichte verband er Verfassungs- und Wirtschaftsgeschichte, städtische wie Agrargeschichte, die Mythologie, die philosophische Staatslehre, die Beschäftigung mit kirchlichen und praktischen politischen Fragen und widmete sich mit nicht geringerem Eifer der Philologie. Literarisch behandelte er erfolgreich das Angelsächsische; seine Vorlesungen bezogen sich auf das Gebiet der germanischen Philologie überhaupt. Auch mit dem Keltischen beschäftigte er sich; wenn er in der Erklärung aus dem Keltischen zu weit ging, so huldigte er einer Neigung, die damals sehr verbreitet war.

Schon die Ausdehnung seiner Studien charakterisiert Leo als Kulturhistoriker; er richtet sich aber in seinen Werken auch direkt auf energische Erfassung der jedesmaligen Kultur eines Zeitalters. Neben den kulturgeschichtlichen Partien seiner allgemeingeschichtlichen Werke hat er selbständige kulturgeschichtliche Aufsätze veröffentlicht: so über den mittelalterlichen Burgenbau und über das Leben in Island in der Zeit des Heidentums — beide von großer Kraft der Anschaulichkeit. Wir verdanken Leo wichtige kulturgeschichtliche Erkenntnisse, wie er denn ein Vorläufer Jakob Burckhardts in der Beurteilung der Kultur der italienischen Renaissance ist.<sup>1)</sup>

1) Auch sonst bieten seine Werke kulturgeschichtliche Gesichtspunkte, von denen aus nach ihm die Forschung vielfach operiert hat. So trägt er in seiner Universalgeschichte die heute so viel verwertete kulturgeschichtliche Theorie vor, daß nicht bloß die germanisch-romanischen Völker des christlichen Abendlands, sondern alle Völker die Stadien von Altertum, Mittelalter und Neuzeit durchgemacht haben, und trifft danach die Disposition seiner Darstellung für Griechen und Römer. Vgl. mein Buch: Der Deutsche Staat des Mittelalters I, S. 17, Anm. 6.



Unter allen Historikern hat er am meisten die Forderungen Voltaires, daß der Geschichtschreiber das Gesamtgebiet der Kultur schildern solle, erfüllt. Wirtschaft und Recht, Kunst und Literatur und Sprache, Religion und Philosophie — in allem zeigt er sich unterrichtet, und alles hat er zum Gegenstand seiner Darstellung gemacht. Besonders verdient Erwähnung, daß er überall auch die Sprache als Quelle der Kulturgeschichte verwertet.

Die Ironie der Geschichte aber hat es gewollt, daß der, der die Forderungen Voltaires am meisten erfüllt hat, in den allgemeinen Anschauungen ihm ganz entgegengesetzt ist. Die Forderungen der Studienrichtung, die die Aufklärung und die Freunde einer kosmopolitischen Humanität erhoben hatten, wurden von dem erfüllt, der die Humanitätsduselei aufs grausamste verhöhnt hat, verhöhnt bis zum Übermaß. Das literarische Programm der unpolitischen Friedensfreunde wurde von dem am vollständigsten verwirklicht, der das Wort vom frischen fröhlichen Krieg geprägt hat. Mit lebhafter Zustimmung zitiert Leo ein Urteil der Franzosen, die unter Karl VIII. mit leichter Mühe die Italiener überwältigten: ihre einseitige Geistesbildung mache die Italiener so feig; wo die sittlichen Grundlagen — fügt er hinzu — vergessen werden, richten sich die Völker selbst zugrunde.<sup>1)</sup> So ist Leos Auffassung überhaupt: liebevolle Versenkung in die Kulturverhältnisse vergangener Jahrhunderte; aber alles erhält

Andererseits spricht sich L. in seinem Lehrbuch der Geschichte des Mittelalters S. 6 gegen die ethnographische Methode bei der Einteilung des historischen Stoffs aus, worauf gegenüber einem bekannten neueren Versuch hingewiesen sei.

1) Leo, Universalgeschichte, 2. Aufl., Bd. 3, S. 19.

sein Maß in den Pflichten gegen Vaterland und Staat.

Die bewundernswerte Vielseitigkeit Leos hat ihre Kehrseite in einem Mangel, den wir uns vergegenwärtigen, indem wir seinen Konflikt mit Ranke darlegen.

Leo war etwas jünger als Ranke, aber früh entwickelt und in jungen Jahren schon ein bekannter Gelehrter; er konnte daher als Kritiker auftreten, als Ranke sein erstes Buch veröffentlichte.

Seinem ersten Werk gab Ranke die berühmte Abhandlung „Zur Kritik neuerer Geschichtschreiber“ bei. Hier untersuchte er die Darstellungen mehrerer berühmter Geschichtschreiber, namentlich aus dem 15. und 16. Jahrhundert, auf ihren Quellenwert hin: nur so weit ließ er sie gelten, als sie selbständige Nachrichten boten, Nachrichten, die man nicht anderswoher besser haben kann. Er erläuterte das Verhältnis z. B. an Guicciardini. Dessen Werke hatte man bis dahin allen Geschichtsdarstellungen der Zeit zugrunde gelegt; man schätzte ihn als einen der namhaftesten Historiker, hauptsächlich wegen der trefflichen politischen Maximen, die man bei ihm fand. Ranke zeigte demgegenüber, daß, wenn es sich darum handle, Guicciardini als Quelle zu würdigen, es auf noch so schöne politische Maximen nicht ankomme, sondern nur auf die Selbständigkeit und Zuverlässigkeit seiner Nachrichten. Uns erscheinen die hier von Ranke geltend gemachten Wahrheiten als selbstverständlich. Aber es ist eine alte Beobachtung, daß die selbstverständlichen Wahrheiten lange Zeit nötig haben, bis sie durchdringen. Obwohl die Historiker vor Ranke viel Quellen, oft sehr viel Quellen, gelesen haben, so fehlte ihnen doch das Bestreben, die Darstellung prinzipiell auf die Quellen, und zwar auf möglichst zeitgenössische

Quellen, aufzubauen. Das ältere Verfahren bestand darin, daß man eklektisch die vorhandenen Darstellungen las, mancherlei Quellen hinzunahm und nun aus beiden sich eine allgemeine Anschauung von den Dingen verschaffte. Auf diesem Wege konnte oft eine richtige Erkenntnis gewonnen werden, und es hat ja auch in der alten Zeit nicht an großen Historikern gefehlt. Allein die Sicherheit, die ein streng und rein methodisches Verfahren gewährt, wurde auf jene Weise nicht erreicht. Der Hauptunterschied zwischen Ranke und Leo liegt nun darin, daß Leo noch überwiegend dem alten Verfahren anhing. Wenngleich er der Rankeschen Abhandlung Lob nicht versagte, so tadelte er doch den Maßstab, mit dem Ranke die älteren Geschichtschreiber mißt, insbesondere daß er sie lediglich daraufhin prüft, ob sie nackte Wahrheit enthalten. Er (Leo) will anerkannt sehen, daß Guicciardini das Leben in seiner geistigen Bewegung zu fassen gewußt hat. Und er erklärt schließlich: „Noch lange wird Guicciardinis Werk das Interesse fesseln, wenn Rankes Buch schon in verdienter Vergessenheit verschwunden ist.“

Wie man sieht, redet Leo neben Ranke her. Er würdigte nicht den Fortschritt, der darin besteht, daß Ranke die Sicherheit rein tatsächlicher Wahrheit in erster Linie erstrebte. Er stellte nicht in den Vordergrund, daß die allererste Voraussetzung für die Feststellung der „geistigen Bewegung“ der Vergangenheit die Ermittlung der „nackten Wahrheit“ ist. Leo blieb auch in seinen späteren Werken bei seinem alten Verfahren. Das Bestreben, systematisch und überall aus den besten, ältesten Quellen die Dinge der Vergangenheit wiederherzustellen — dies Kennzeichen der Rankeschen Schule —, ist ihm fremd. Deshalb halten seine Werke bei allem

Geist, der sie auszeichnet, und trotz der blitzartigen Lichter, die sie oft auf die Dinge werfen, doch in der Zuverlässigkeit der Information, d. h. als reine historische Darstellungen, den Vergleich mit den Werken Rankes nicht aus. Andererseits konnte Ranke bei seinem Prinzip, streng quellenmäßig vorzugehen, einem Grundsatz, der ihn nötigte, beim einzelnen länger zu verweilen, an Vielseitigkeit Leo nicht gleichkommen. Mit dem erörterten Gegensatz hängt etwas weiteres zusammen.

Wir machen im 19. Jahrhundert die Beobachtung, daß nur diejenigen Forscher Schule bilden, welche Spezialuntersuchungen anstellen. Ranke, der neben seinen großen Werken allezeit Spezialabhandlungen, Exkurse, Analekten hergehen ließ, hat eine mächtige Schule hinterlassen. Leo hat zwar vielen vielerlei Anregungen geboten, aber keine Schule gebildet. Spezialuntersuchungen stellte er (abgesehen von einigen Jugendarbeiten) nur auf philologischem Gebiet an. Die Philologie jedoch war für ihn bloß Nebenfach, und ihr konnte er daher nicht so viel Kraft widmen, um eine große Wirkung auszuüben. Einen namhaften Schüler hat er hier übrigens, den Philologen Moritz Heyne, der mit ihm die kulturgeschichtlichen Interessen teilt. Auch Elard Hugo Meyer, dem die volkswissenschaftlichen Interessen so viel Belebung verdanken, hat bei ihm promoviert.

Es ist hier nicht der Ort, die allgemeine Bedeutung Rankes, der nun die Führung unter den Historikern übernimmt, ausführlich zu charakterisieren. Will man seine Stellung in der Geschichte der deutschen Historiographie in einer kurzen Formel ausdrücken, so darf man etwa sagen: Ranke verbindet die durch die romantische Bewegung begründete neue Auffassung mit der

durch die klassische Philologie (F. A. Wolf und Gottfried Hermann) geschaffenen methodischen Technik unter spezieller Anwendung auf das Studium des Mittelalters und der Neuzeit. Er leistete das für die mittelalterliche und neuere Geschichte, was Niebuhrs Verdienst auf dem Gebiet der Antike war. Darin eben liegt das Wesentliche, daß er die von der Philologie ausgebildete Technik auf die historischen Probleme übertrug. Wenn Leo, wie wir sahen, sich gern als Philologe betätigte, so übertrug er doch nicht die neue philologische Technik auf seine historischen Studien. Es war mehr die Sprachwissenschaft, die ihn fesselte, als die Recensio der Quellen, die handschriftlichen Fragen, die den Philologen mit dem Historiker verbinden.<sup>1)</sup>

Der romantischen Richtung gehört Ranke ebenso wie Leo an. Er gewann früh einen festen, dem Rationalismus abgewandten religiösen und einen konservativen politischen Standpunkt. Leo verdichtete erst später die religiösen und politischen Anregungen seiner burschenschaftlichen Zeit zu strengern Formen. Als er seine Ranke-Kritik schrieb, war ihm Ranke noch zu kirchlich. Nachher ging er über Ranke hinaus, namentlich in den kirchlichen Fragen, weiter nach rechts, während dieser mit akademischer Ruhe den einmal eingenommenen Standpunkt dauernd festhielt.

Über seinen Gegensatz zur rationali-

1) Nicht unerwähnt dürfen wir es jedoch lassen, daß Leo die Vertiefung in die Quellen an sich sehr liebte. In dieser Hinsicht sind seine Wertschätzung der Anlage von Gieslers Kirchengeschichte und seine Polemik gegen den unphilologischen und unjuristischen Luden (Lehrb. der Gesch. des Mittelalters, S. 6) beachtenswert. Auch war er den Konjekturen nicht abgeneigt; s. seine Jugenderinnerungen S. 108ff.

stischen Geschichtsauffassung spricht sich Ranke wiederholt in seinen Werken mit Entschiedenheit aus. Schon der berühmte Satz in der Vorrede zu seinem ersten Werk, er wolle nur zeigen, wie es eigentlich gewesen, ist eine Absage an die rationalistischen Historiker, die vor allem ein Richteramt ausüben wollten. Mitten in der Darstellung nimmt er mehrfach Anlaß, an praktischem Beispiel den Irrweg der rationalistischen Erkenntnis aufzuzeigen: so in der englischen Geschichte in den Abschnitten über Cromwell, wo er sich dagegen verwahrt, nach der Weise der rationalistischen Pragmatiker bei Cromwell alles aus bewußter Absicht und vorbedachter List herzuleiten; ferner in seiner Untersuchung über den die Selbständigkeit aller religiösen Motive auslöschenden Davila, wo er sehr schön auseinandersetzt, daß es nicht die Aufgabe des Historikers sein könne, nach der Art der alten Theologen überall das Eingreifen Gottes in die Geschichte aufzuweisen, daß aber auch das Verfahren der rationalistischen Pragmatiker zu verwerfen sei, stets nur an menschliche List und an menschlichen Egoismus zu denken, daß wir vielmehr das Göttliche in der Geschichte wiederzufinden suchen wollten.<sup>1)</sup> Bei der Beschränkung der wissenschaftlichen Feststellung auf das Nachweisbare blieb Ranke Raum für die Bedürfnisse seiner religiösen Stimmung.

Die hiermit berührten Tatsachen widerlegen bereits die neuerdings mit großem Apparat verteidigte Ansicht, Ranke gehöre mit seiner ganzen Art dem Gelehrtenkreis des 18. Jahrhunderts, der von kirchlichen und politischen Leidenschaften nicht bewegt war, an, sei dem

1) Vgl. auch Goldstein a. a. O. S. 24; Theodor Wiedemann, Deutsche Revue 18, 4, S. 259; Meinecke, Hist. Ztschr. 111, S. 591.



politischen Willen entrückt.<sup>1)</sup> Man fragt ohne weiteres, bei welchem Historiker des Aufklärungsalters denn gemeinsame Züge mit Ranke zu entdecken sein sollten? Wie ihn sein allgemeiner Gegensatz gegen den Rationalismus charakterisiert, so auch seine Wertschätzung der politischen Verbände. Dem Versuch, ihm ein starkes politisches Interesse abzusprechen, vermögen wir bequem durch den Hinweis auf einen andern Vorwurf, den man Ranke und seinen Schülern gemacht hat, zu begegnen, daß sie nämlich eine einseitig politische Geschichtschreibung pflegen, und daß diese Beschränkung auf Kriegsgeschichte und Geschichte der diplomatischen Verhandlungen auf den politischen oder dynastischen Standpunkt Rankes — wir werden von den gegen ihn erhobenen politischen Anklagen noch zu reden haben — zurückgehe. Auf einem solchen Weg sei die alte Historie der Haupt- und Staatsaktionen erneuert worden. Man würde also Ranke diejenige Geschichtschreibung zumessen, gegen die das Aufklärungszeltalier angekämpft hatte.

Der politische Charakter der Geschichtschreibung Rankes kann nicht im mindesten bestritten werden. Wir ziehen auch gar nicht in Zweifel, daß er auf die Darstellung der politischen

1) Diese Ansicht hat vor einigen Jahren ein jugendlicher Historiker von Begabung und Fleiß vorgetragen, hat für sie auch bei unkundigen Leuten Glauben gefunden. Er wäre indessen vor ihr bewahrt geblieben, wenn er klarere Vorstellungen über Aufklärungszeltalier und Romantik gewonnen hätte. Zur Widerlegung jener Ansicht siehe *Histor. Ztschr.* 111, S. 145 und Meinecke, ebenda S. 582ff. Im Grunde ist sie schon durch die oben erwähnte (ältere) Abhandlung von H. v. Cämmerer widerlegt, welcher das, was Ranke mit dem 18. Jahrh. gemein hat, hervorhebt, aber auch für das, was beide trennt, offenen Blick bekundet.

Dinge mit klarem Bewußtsein das Hauptgewicht legt. Wie wäre es sonst möglich, daß er, der so viel Sinn für allgemeine literarhistorische Probleme wie für kunstgeschichtliche Fragen besaß, doch diese in der Praxis seiner Arbeit bei weitem hinter jene zurückstellt; eine Tatsache, die für sich schon ein vollwichtiges Argument gegen die Ansicht liefert, daß ihm das starke politische Interesse fehle. So sehr wir aber der Anschauung von dem politischen Charakter der Rankeschen Geschichtschreibung zustimmen, so wenig sehen wir in ihm einen Anlaß zu einem Vorwurf. Die Beschränkung auf bestimmte Gebiete, wie wir sie bei der Rankeschen Schule wahrnehmen, liegt in der Natur der Sache. Eben weil man es jetzt außerordentlich ernst mit dem Quellenstudium nahm, weil man die Quellen aufs sorgfältigste zu edieren und zu interpretieren, die Darstellung ganz auf diffizilste Quellenstudien aufzubauen hatte, mußte man sich eine Beschränkung im Stoff auferlegen. Es kam hinzu, daß, im Zusammenhang mit diesen emsigen Quellenstudien, für die mittelalterliche und neuere Geschichte immer neues Quellenmaterial der Forschung erschlossen wurde. Die Notwendigkeit der sorgfältigen Verarbeitung dieses massenhaften Quellenmaterials nötigte zu einer Arbeitsteilung.

Verweilen wir zunächst bei dem Meister der Schule, so ist es nicht richtig, daß Ranke nur die Haupt- und Staatsaktionen schildere. Seine Werke sind schon deshalb nicht mit den alten Haupt- und Staatsaktionen auf eine Linie zu stellen, weil die Form seiner Darstellung ganz und gar nicht in einer äußerlichen Aufzählung von Daten, sondern in der Aufweisung leitender Ideen und der großen Zusammenhänge und in der Schilderung des Charakters und

der Position der historischen Persönlichkeiten besteht. Aber auch rein stofflich geht Ranke über die Darstellung der Haupt- und Staatsaktionen weit hinaus. Zum mindesten muß man hinzunehmen, daß er das religiöse Leben mit lebhafter Sympathie und überaus feinem Verständnis behandelt. Von seiner großen Veranlagung für literar- und kunstgeschichtliche Probleme, denen er freilich, so tief er in sie eindringt, wenig Raum widmet, haben wir schon gesprochen. Über verfassungs- und wirtschaftsgeschichtliche Fragen hat er mancherlei Vortreffliches geschrieben. Daß er von der Wichtigkeit wirtschaftsgeschichtlicher Tatsachen überzeugt war, dafür liefert genügenden Beweis allein schon seine Abhandlung über den preußisch-deutschen Zollverein, dessen Bedeutung er sehr früh erkannt hat. Auch sein Buch über die Osmanen und die spanische Monarchie enthält sehr hübsche wirtschaftsgeschichtliche Partien. Immerhin finden Verfassungs- und Wirtschaftsgeschichte bei Ranke meistens keine eingehende Behandlung. Endlich berücksichtigt er die Massen und ihre Stimmung weniger. Wir räumen dies gern ein, wiewohl die Beobachtungen, die wir seit Rankes Tagen in der Historiographie und auch im politischen Leben zu machen gehabt haben, seine Schätzung der historischen Faktoren doch nicht so ganz unrichtig erscheinen lassen.<sup>1)</sup> Wir sind nicht darüber hinausgekommen, daß die zentralen Träger der politischen Geschichte die Staatsindividualitäten sind.<sup>2)</sup>

Wenn man die Frage aufwirft, auf welche Gründe jene Beschränkung im Stoff zurückgeht, so stellt Ranke die Literatur- und Kunstgeschichte, der

seine persönliche Neigung durchaus gehört, ohne Zweifel absichtlich relativ zurück. Offenbar war er der Überzeugung, daß die Pflicht den Historiker in erster Linie zu den staatlichen Dingen ruft. Dagegen wird die geringe Berücksichtigung der andern Gebiete, die mit ihnen in unmittelbarem Zusammenhang stehen, weniger beabsichtigt sein. Es läßt sich deutlich wahrnehmen, daß die Begabung für verfassungs- und wirtschaftsgeschichtliche Fragen nicht Rankes Stärke war. Die persönliche Eigenart des Historikers wird stets die Auswahl des Stoffes bestimmen. Wir machen diese Beobachtung auch heute, wo man sich der Eröffnung aller Schleusen der historischen Forschung rühmt. Neben jenem in der Person liegenden Motiv kommt indessen gewiß noch in Betracht, daß Ranke, der sich chronologisch sehr große Themata stellte, bei gleichmäßiger Durcharbeitung des für die verschiedenen Gebiete vorliegenden Quellenstoffs sein Ziel nie auch nur annähernd erreicht hätte. Daß er aus dieser praktischen Erwägung heraus einige Probleme bevorzugt hat, dafür spricht u. a. der Umstand, daß seine älteren Arbeiten mehr, seine späteren weniger verfassungs- und wirtschaftsgeschichtliche Partien enthalten. Aber von einer grundsätzlichen Ablehnung solcher Materien darf man — wir wiederholen es — nicht reden. Nur dem Grundsatz folgte Ranke in der Auswahl des Stoffes, daß er die politischen Dinge in den Vordergrund stellte, womit jedoch eine Aufsuchung ihrer Beziehungen nach den mannigfachsten Richtungen hin vereinbar war, wie er sie denn auch in der Praxis seiner Geschichtschreibung in weitem Umfang aufgesucht hat.

Das gleiche Verhältnis lehrt uns ein Blick auf die Arbeiten der Schüler Rankes. Wilhelm Arnold, der der histo-

1) Vgl. Meinecke a. a. O. S. 595; Lenz, Kleine Schriften, S. 10.

2) Meinecke a. a. O. S. 594.

rischen Rechtsschule angehört, aber sich zugleich mit Stolz Schüler Rankes nennt (wie auch Roscher in Ranke einen seiner Lehrer verehrt<sup>1)</sup>), eröffnet in dem Kreis der Rechtshistoriker eine neue Epoche, insofern er zuerst das Verhältnis von Recht und Wirtschaft prinzipiellen Erörterungen unterwirft. Auch praktisch hat er die Wirtschaftsgeschichte nach den verschiedensten Richtungen hin durch die fruchtbarsten Ideen gefördert, und für andere historische Probleme zeigt er gleichfalls ein offenes Auge.

Merkwürdigerweise ist besonders heftig gegen Rankes Schüler Sybel der Vorwurf absichtlich einseitiger politischer Geschichtschreibung erhoben worden. Eine eingehendere Betrachtung seines Entwicklungsgangs wird uns zeigen, wie es sich in Wahrheit mit diesem Vorwurf verhält; sie empfiehlt sich auch deshalb, weil es sich hierbei zum großen Teil um typische Vorgänge handelt.

Sybel hat als Student neben Ranke Savigny gehört. Über dessen Pandektenvorlesungen erzählt er: „Mit Überraschung wurde ich inne, welche Fülle ethischen und kulturgeschichtlichen Reichtums das wegen seiner Trockenheit verrufene Pandektenstudium birgt. ... Hier ging mir die Wahrheit auf, daß ein volles Quantum juristischer Bildung die unerläßliche Bedingung für die Erkenntnis und Darstellung politischer Geschichte ist.“

Es ist hiernach nicht anzunehmen, daß Sybel mit einer Abneigung gegen kulturgeschichtliche Studien die Universität verließ, wie er denn weiterhin auch programmatisch die Ausdehnung der historischen Studien über die Haupt- und

Staatsaktionen hinaus gefordert hat.<sup>1)</sup> Seine ersten Werke beschäftigen sich direkt mit kulturgeschichtlichen Problemen. Seine erste größere Veröffentlichung, eine Arbeit ganz aus Rankes Seminar, ist die Geschichte des ersten Kreuzzuges: keineswegs etwa bloß eine Erzählung der diplomatischen Verhandlungen und des Kreuzzugs nach Palästina, sondern vor allem auch eine glänzende Schilderung der geistigen Atmosphäre, aus der die Kreuzzüge entsprangen. Sybel ließ dann sein Buch über die „Entstehung des deutschen Königtums“ folgen, eine verfassungs- und wirtschaftsgeschichtliche Arbeit, welche speziell die wirtschaftsgeschichtliche Literatur beeinflusst hat. Darauf faßte er den Plan zu einem höchst umfassenden kulturgeschichtlichen Werk. Er wollte die innere Auflösung des Römischen Kaiserreichs schildern und hatte sich, wie er erzählte, zu diesem Zweck bereits seit vier Jahren in die politischen, kirchlichen und ökonomischen Altertümer nach allen Richtungen hin vertieft. Da brach die Revolution von 1848 aus, und das Tagesinteresse führte ihn auf ein anderes Gebiet, zunächst übrigens wieder auf ein kulturgeschichtliches, sogar rein wirtschaftsgeschichtliches Thema. Er faßte die Absicht, eine kleine Broschüre über das Elend zu schreiben, in welches die große Französische Revolution von 1789 gerade die niedern Klassen durch ihre kommunistischen Tendenzen gestürzt hatte. Als echter deutscher Gelehrter aber erkannte er, daß die Frage nicht so leicht zu erledigen sei, und daß man erst die Quellen studieren müsse. So kam er zu seinem Lebenswerk, der Geschichte der

1) Vgl. Götting. Gel. Anzeiger 1907, S. 318, Anm. 1.

1) Vgl. H. v. Sybel, Kleine Schriften I, S. 348f.; mein „Deutscher Staat des Mittelalters“ I, S. 370.



Französischen Revolution. Die Quellen, die er zu bewältigen hatte, waren so umfangreich, daß er nie wieder zu seiner Geschichte des Römischen Kaiserreichs hat zurückkehren können. Und er überzeugte sich ferner, daß von den ökonomischen Katastrophen der großen Revolution ein deutliches Bild nicht zu gewinnen war, ohne eine Kenntnis auch der diplomatischen Verhandlungen und der Kriegspolitik. Auch auf diese erstreckte er darum seine Studien: nun war aber hier überall ein so großes Aktenmaterial aufzuarbeiten, daß er, wenn er überhaupt sein Werk zum Abschluß bringen wollte, die ökonomischen Verhältnisse nicht in dem Umfang studieren konnte, wie er ursprünglich beabsichtigt hatte. Die Zeitströmung jener Jahre — wir kommen darauf ausführlich zurück — wirkte mit. Damals gruppierten sich die politischen Parteien in Deutschland wesentlich um Fragen der konstitutionellen Verfassung und des Verhältnisses der einzelnen deutschen Staaten zueinander und zum Ausland. In literarischen Fehden, die Sybel in jener Zeit ausfocht, mit Ficker und Hüffer, Fehden, die zugleich den ganzen Kreis der Gebildeten erregten, handelt es sich eben um Probleme der auswärtigen Politik. So hat er denn schließlich ein Werk über die Französische Revolution veröffentlicht, das in erster Linie die politische Geschichte im engeren Sinne berücksichtigt. Aber der Ausgangspunkt war für ihn die Kulturgeschichte, die ökonomische Geschichte gewesen. Von irgendwelcher Abneigung gegen kulturgeschichtliche Arbeit kann also bei ihm durchaus nicht die Rede sein.

Andere Schüler Rankes sind einseitiger als Sybel gewesen. Es läßt sich nicht leugnen, daß sie und vielleicht

noch mehr Schüler von ihnen sich teilweise (nur um einen Teil handelt es sich) in der Sammlung und Sichtung des Quellenmaterials erschöpften, in ihren Darstellungen über eine ziemlich äußerliche Aufzählung der Tatsachen nicht hinausgehen, die verfassungs- und wirtschaftsgeschichtliche Probleme vernachlässigen.

Für den letztern Umstand wird man in gewissem Grade den Lehrer verantwortlich zu machen haben. Wenn in Rankes eigenen Werken sich immerhin noch treffliche verfassungs- und wirtschaftsgeschichtliche Partien finden, so hat es doch ungünstig auf seine Schüler gewirkt (man denke an Giesebrecht), daß er strengere Anforderungen in dieser Hinsicht nicht an sie stellte. Wie wenig aber von einer durchgehenden Abschließung gegen die Forderung der Forschung des Zuständigen die Rede sein kann, lehrt wiederum die Erinnerung an Rankes größten Schüler, Waitz, der sich wahrhaft überragende Verdienste auf dem Gebiet der deutschen Verfassungsgeschichte erworben hat. Es ist auch, wie wir weiter geltend machen dürfen, ein mit der Bewältigung eines umfassenden Quellenstoffs gegebener unvermeidlicher Nachteil, daß eine Anzahl Forscher Kärrnerdienste auf sich nehmen muß. Anderswo verhält es sich ebenso. Wie unter den Enkelschülern Rankes manche nur Scriptores und Urkundenbücher edieren, so hat auch Mommsen, dem gewiß niemand das Verdienst allseitiger geistiger Durchdringung des Stoffs absprechen wird, Schüler, die nur Inschriften und wieder Inschriften herausgeben. Solche auf den ersten Blick unbegreiflichen Dinge sind, wie angedeutet, unvermeidliche Begleiterscheinungen einer Vertiefung der Forschung.

Wenn wir nun wahrnehmen, wie die

Vertiefung des historischen Studiums, wie sie die romantische Liebe zur Vergangenheit mit sich führte, ohne eine Teilung der Arbeit nicht möglich war, so konnte ferner von kosmopolitischen, unpolitischen Tendenzen — wir kehren damit zum Ausgangspunkt unserer Betrachtung zurück — bei den Historikern dieser Richtung nicht die Rede sein. Wie sollte der Forscher, der in täglicher Beschäftigung mit den unmittelbaren Dokumenten über die Äußerungen des politischen Lebens stand, sich im Wolkenkuckucksheim des Kosmopolitismus bewegen! Es war ja freilich schon durch die ganze geistige Atmosphäre, in der der Meister lebte, ausgeschlossen, daß irgendein Schüler

Rankes den Ideen eines unpolitischen Weltbürgertums huldigte. Aber bei dem Lehrer wie den Schülern tat auch die tägliche Arbeit ihre Wirkung: in der ernsten soliden Forschung sah man die Verhältnisse, wie sie überall in Wahrheit sind.

Die deutsche Geschichtschreibung hat allerdings weiterhin Fortschritte gemacht, die unter Festhaltung der einmal angenommenen grundsätzlichen Arbeitsteilung doch auch eine Erweiterung der Studien bedeuten. Was hier erreicht wurde, das ist nicht das Werk einer geradlinigen Entwicklung gewesen; man darf eher von einem Umweg sprechen, einem Umweg aber, der wiederum zu reichen Feldern führte.

(Schluß folgt.)

## Das Phantom des Pangermanismus in Amerika.

Von Otto Hintze.

### I.

Ein Jahr vor dem Ausbruch des Krieges (1913) ist in Amerika ein Buch mit dem Titel „Pangermanism“ erschienen, das unter der Maske eines wissenschaftlichen Werkes den Versuch unternimmt, Deutschland als eine eroberungslustige, nach der Weltherrschaft strebende Macht darzustellen, die den Frieden bedrohe und namentlich darauf ausgehe, England und Frankreich niederzuwerfen, um den Raum und die Möglichkeit zur eigenen Ausdehnung zu gewinnen.<sup>1)</sup> Der Verfasser, Roland G. Usher, Professor der Geschichte an der Washington-Universität in St. Louis, prophezeit einen großen Krieg, der aus dem deutschen Ausdehnungsbedürfnis entstehen werde,

1) Pan-Germanism, by Roland G. Usher, Ph. D., Associate Professor of History, Washington University, St. Louis. London, Constable & Co. Limited, Boston and New York, Houghton Mifflin Company, 1913.

und wägt die Aussichten für dessen Ausgang ab, natürlich in einer für Deutschland ungünstigen Auffassung. Das Buch war also beim Ausbruch des Krieges sehr aktuell, und man hört, daß es in einer Unzahl von Exemplaren in Amerika verbreitet sein und viel gelesen werden soll. Die bekannte amerikanische Zeitschrift „Outlook“ schreibt in einem Leitartikel der Nummer vom 23. September 1914 über Herrn Usher und sein Buch:

„He writes not as a partisan, but as a close analyst of forces and causes. The book is extraordinary not only for its clarity, but for its wide view of the international situation. For an incisive and readable account of the European situation which preceded the war it may be cordially recommended to the Outlooks readers.“

Man sagt uns, daß dies so ziemlich das allgemeine Urteil über das Buch in

40\*

Nordamerika sei; und dazu stimmt die Tatsache, daß die „North American Review“ in dem Oktoberheft 1914 einen vielbeachteten Aufsatz des Verfassers bringt, der unter dem Titel: „Fundamental Aspects of the War“ wesentliche Gedanken des erwähnten Buches in kurzer und wirksamer Fassung wiederholt. Bei dieser Ausdehnung der literarischen Einflußsphäre des Verfassers, der sich auch sonst in Zeitungen und Zeitschriften lebhaft betätigt, wird es nicht überflüssig sein, Geist und Charakter seines Werkes kritisch etwas näher zu beleuchten. Es wird sich daraus ein interessanter Einblick in die Art und Weise ergeben, wie in Amerika die „öffentliche Meinung“ gemacht wird, die ja bekanntlich mit einer Tyrannei, wie sie kaum jemals eine monarchisch-absolutistische Regierung in Europa geübt hat, die Geister beherrscht und die bessere Einsicht der Wissenden zur Einflußlosigkeit verdammt.

Das Wort „Pangermanism“, das neuerdings in England und Amerika aufgekommen ist, zunächst, wie es scheint, zur Bezeichnung der „alldutschen“ Bestrebungen, ist eine höchst unglückliche Bildung und leistet dem Mißverständnis Vorschub, als gäbe es in Deutschland eine politische Richtung, die, gleich dem „Panslawismus“, eine Vereinigung aller germanischen Völker, oder, gleich dem „Panamerikanismus“, eine Ausdehnung des deutschen Einflusses über einen ganzen Erdteil erstrebe. Von dem einen wie dem andern ist bekanntlich bei den „Alldutschen“ nicht die Rede. Aber es scheint nicht, daß der Verfasser dieses Buches über „Pangermanismus“ es für der Mühe wert gehalten habe, sich aus der reichlich vorhandenen Literatur über die Bestrebungen des „Alldutschen Verbandes“ zu informieren; in seinem Anhang über „Bibliographie“, der die Ärm-

lichkeit des benutzten Materials durch recht triviale allgemeine Betrachtungen zu verdecken sucht, finden sich weder die mehr als 20 Jahrgänge der „Alldutschen Blätter“, die für ihn in Betracht kamen, noch die Auswahl wichtiger Dokumente zitiert, welche die Hauptleitung des Verbandes 1910 unter dem Titel: „20 Jahre alld deutscher Arbeit und Kämpfe“ herausgegeben hat. Von der periodischen Presse wird nur die Monatsschrift „Überall“ und Hardens „Zukunft“ als Quelle für den Pangermanismus angeführt, und die Unklarheit des Verfassers über unsere Publizistik verrät sich dadurch, daß er die in der „Zukunft“ enthaltenen Artikel als „halb offiziell“ bezeichnet. Sein Hauptzeuge ist natürlich General v. Bernhardt mit seinem Buche: „Deutschland und der nächste Krieg“, das in englischer Übersetzung in einer geradezu agitatorischen Weise in Amerika verbreitet wird. Außerdem nennt er nur noch die beiden kleinen Flugschriften: „Englands Welt-herrschaft und die deutsche Luxus-flotte“ und „Deutschland, sei wach!“. Um so stärker ist freilich die englische Literatur vertreten; man versteht daher, daß es überwiegend englische Anschauungen sind, die in seinem Buche vorge-tragen werden: er kennt eben die deutschen Verhältnisse im wesentlichen nur aus englischen Schriften und zitiert ganz naiv Sätze aus Archibald Hurds Artikeln in der „Fortnightly Review“ als Beweis für seine Behauptungen.

Es wäre gewiß eine nicht uninteressante Aufgabe, die Ansichten und Bestrebungen der „alldutschen“ Richtung unter den deutschen Politikern und Publizisten, ihre Entwicklung und Bedeutung von einem unparteiischen Standpunkt aus zu verfolgen und zu beurteilen. Das wäre ein Ausschnitt aus dem politischen Denken und dem öffent-



lichen Leben unseres Volkes, der gewissermaßen die Komplementärfarbe zu der amtlichen Politik unserer Regierung in den letzten 23 Jahren zur Darstellung bringen würde. Denn jedem, der etwas vom öffentlichen Leben bei uns weiß, ist es bekannt, daß der „Alldeutsche Verband“, dessen Wirksamkeit mit dem Ausscheiden Bismarcks beginnt, von vornherein im Gegensatz zu dessen Nachfolgern gestanden hat, deren Politik es seiner Ansicht nach an nationalem Bewußtsein und energischer Betonung des Machtwillens hat fehlen lassen. Einem Amerikaner insonderheit hätte der bedauerliche Zwiespalt, der zwischen den amtlichen Vertretern der Reichsregierung und der „alldeutschen“ Richtung besteht, nicht entgehen dürfen. Hat es doch Aufsehen gemacht, daß der deutsche Botschafter in Washington, Graf Bernstorff, am 6. November 1909 in der „Academy of political and social sciences“ vor amerikanischen Zuhörern über die „sogenannten Pangermanisten“ sehr scharfe Worte sprach. Er knüpfte dabei an eine Schrift des amerikanischen Professors A. C. Coolidge an, der den Pangermanisten Absichten auf die Erwerbung von Ländgebiet in Südamerika zugeschrieben und sie als ein verderbliches und einflußreiches Element in der deutschen Politik bezeichnet hatte. Der Botschafter unterstrich die Bezeichnung „verderblich“, aber er bestritt jeden Einfluß der „Pangermanisten“ auf die amtliche Politik. Nebenbei bemerkt, hat der „Alldeutsche Verband“ in einem „Offenen Brief“ an den Botschafter<sup>1)</sup> gegen diese Äußerungen entschieden Verwahrung eingelegt. Es heißt darin u. a.: „Aufgabe des Botschafters und Deutschen wäre gewesen, zu sagen, daß der Amerikaner irrt, daß die als Pangermanisten bezeichneten Alldeutschen nichts

anderes tun und wollen, als was jeder für die Größe seines Landes begeisterte Amerikaner tut und will. Der Botschafter und Deutsche hätte insonderheit sagen müssen, daß die Alldeutschen nicht daran denken, die albernsten Pläne zu hegen, die ihnen hinsichtlich des amerikanischen Festlandes untergeschoben werden, um die Vereinigten Staaten mit Mißtrauen gegen das Deutsche Reich zu erfüllen.“

Von diesem Gegensatz nimmt indessen der Verfasser des „Pangermanismus“ keine Notiz; er beschränkt sich überhaupt nicht darauf, eine Richtung in der deutschen öffentlichen Meinung zu charakterisieren, sondern er wirft die Pangermanisten und ihre Pläne, wie er sie auffaßt oder auch erfindet, einfach in einen Topf mit der Reichsregierung und ihrer Politik und braucht das Wort „Pangermanismus“ kurzweg für ein praktisch-politisches System, das nach seiner Behauptung in Deutschland seit Jahren herrscht und zum Kriege treibt. Kann man unwissenschaftlicher verfahren? Heißt das nicht, willkürliche Behauptungen der extravagantesten Art an die Stelle von Beweisen setzen? Allerdings gesteht der Verfasser in einer Anwendung von kritischer Vorsicht in einer Note p. 16: „The extent, to which the German nation as a whole is conscious of the existence of Pan-Germanism is not demonstrable.“ Aber er fährt dann fort: „There can be no doubt that the Government has consistently attempted to shape public opinion in favour of it.“ Beweis: eine allgemeine Bemerkung Bismarcks gegenüber Crispien, daß der Einfluß der Regierung einer der Ströme sei, aus denen die öffentliche Meinung zusammenfließe! Daß die Richtung der Regierung selbst „pangermanistisch“ sei, wird dabei einfach vorausgesetzt, als bedürfte das gar keines Be-

1) Alldeutsche Blätter 1909, Nr. 49.

weises. Oder hat der Verfasser doch das Gefühl gehabt, daß er seinen Lesern wenigstens den Schein eines Beweises bieten müsse? In einer Note auf S. 17 reproduziert er im vollen Wortlaut die bekannte gerichtliche Aussage des Herausgebers der Rheinisch-Westfälischen Zeitung über die Unterredungen des Rechtsanwalts Claß, des Vorsitzenden des „Alldeutschen Verbandes“, mit dem Staatssekretär von Kiderlen-Wächter und dem Unterstaatssekretär Zimmermann über die Marokkoangelegenheit 1911, aus der hervorgehen soll, daß die Regierung anfänglich die Absicht gehabt habe, ein Stück von Marokko zu besetzen; und er unterstreicht dabei die Worte des Staatssekretärs: „Ich bin ein so guter Alldeutscher wie Sie.“ Das ist der ganze Beweis für die Behauptung, die Regierungspolitik decke sich im Grunde doch mit dem, was der Verfasser unter „Pangermanismus“ versteht. Wir wollen annehmen, daß es mit dem Wortlaut dieser Äußerung seine Richtigkeit hat, obwohl ja bekanntlich der Ton der Rede nicht vor Gericht gestellt werden kann. Ich könnte mir denken, daß der inzwischen verstorbene Staatssekretär, der ja bekanntlich eine humoristische Ader hatte, dem strengen patriotischen Kritiker der Reichspolitik mit leichtem Spott zu Gemüt führen wollte, daß doch auch außerhalb des „Alldeutschen Verbandes“ patriotische Köpfe und Herzen für die Macht und Größe des Vaterlandes arbeiten und sorgen. Es kommt schließlich ja alles darauf an, was man unter dem Worte „alldeutsch“ versteht, das willkürlich geprägt und mancherlei Deutung fähig ist. „Si duo faciunt idem, non est idem“ sagt ein bekanntes Sprichwort; es trifft auch auf solche politischen Selbsteinschätzungen zu. Wenn der Staatssekretär v. Kiderlen-Wächter sagt: „Ich bin ein Alldeutscher“, so hat

das doch einen etwas anderen Sinn, als wenn Herr Claß es sagt. Und schließlich soll man die Menschen im allgemeinen und die Politiker im besonderen nicht nach ihren Worten, sondern nach ihren Taten beurteilen. Warum nimmt aber unser Autor gar keine Notiz von dem großen Unterschied, der in diesem Punkte zwischen dem Staatssekretär und dem Vorsitzenden des „Alldeutschen Verbandes“ vor aller Welt hervorgetreten ist? Denn selbst wenn man annähme, beide hätten übereingestimmt in dem Wunsche, Westmarokko für das Deutsche Reich zu erwerben: der Führer der „Alldeutschen“ wollte doch eine Politik, die zweifellos zum Kriege geführt haben würde; der Staatssekretär dagegen hielt das Übel eines Weltkrieges für größer, als den Vorteil, der in der Möglichkeit einer Erwerbung von marokkanischem Gebiet gefunden werden konnte; er hielt es für klüger, eine Kompensation anzunehmen, die zwar von minderer Werte als Marokko war, aber immerhin doch den Ehrenpunkt wahrte und in der Richtung einer gesunden und maßvollen kolonialen Ausdehnung lag. Das ist überhaupt der große Unterschied zwischen der verantwortlichen, amtlichen Politik des Reiches und den patriotischen Wünschen und Plänen der „Alldeutschen“, daß die erstere immer viel mehr das Ganze der politischen Konstellation vor Augen hat und namentlich die Rückwirkungen weltpolitischer Handlungen auf die gefährdete europäische Lage viel stärker zu empfinden und richtiger abzuschätzen imstande ist, als die nicht eingeweihten und nicht verantwortlichen Kritiker und Ratgeber in der Öffentlichkeit, die ganz natürlicherweise mehr von nationalen Instinkten und Leidenschaften, als von staatsmännischer Besonnenheit geleitet werden.

Wir haben dabei vorausgesetzt, daß

— wenigstens in einem bestimmten Moment der Marokkokrise von 1911 — die Reichsregierung vielleicht daran gedacht haben könnte, ein Stück von Marokko zu erwerben, wenn es ohne einen kriegesischen Konflikt möglich sein sollte. Das ist aber bekanntlich in amtlichen Äußerungen niemals zugegeben, sondern vielmehr geradezu bestritten worden. Und auch vertrauliche Äußerungen gerade des Staatssekretärs von Kiderlen-Wächter zu einem der besonnensten und gescheitesten Vertreter der alldeutschen Richtung, dem Grafen Ernst zu Reventlow, von denen dieser in seiner Geschichte der deutschen auswärtigen Politik von 1890—1913 Gebrauch gemacht hat<sup>1)</sup>, lauten in geradem Gegensatz zu jenen Äußerungen dahin, daß es niemals die Absicht der Regierung gewesen ist, ein Stück von Marokko zu erwerben. Die Sache liegt also doch nicht so einfach, daß man sagen könnte: die Regierung habe eben solche Absichten geleugnet, nachdem sie sich überzeugt hatte, daß sie nicht durchzusetzen seien. Jene Äußerungen stammen aus derselben Zeit, wie die zu Herrn Claß, und liegen vor der Rede von Lloyd George, die man wohl als den Anlaß zu einem Umschlag der deutschen Politik zu betrachten geneigt sein könnte. Nun sind ja die Andeutungen, die das Auswärtige Amt den Männern macht, die einen Einfluß auf die Presse und auf die öffentliche Meinung überhaupt haben, nicht immer darauf berechnet, die innerste Willensmeinung der leitenden Stelle dem Publikum zu enthüllen. Diese Männer sind manchmal, um mit Hamlet zu sprechen, wie eine Flöte, auf der der Inspirator spielt, um eine gewisse Melodie in einem bestimmten Teil des Orchesters der öffentlichen Meinung erklingen zu lassen. Ich

könnte mir wohl denken, daß in den Verhandlungen, die sich an die Entsendung des „Panthers“ nach Agadir anschlossen, das Auswärtige Amt ein Interesse daran hatte, daß in der alldeutschen Presse der nationale Wille, ein Stück von Marokko zu erwerben und zu behaupten, recht nachdrücklich verlautbart wurde, damit die französische Regierung dazu gebracht werden könnte, in ihren Anerbietungen oder Zugeständnissen hinsichtlich einer Kompensation möglichst weit zu gehen. Hätten die Franzosen aus der Haltung der Presse abnehmen können, daß man in Deutschland eigentlich gar nichts von Marokko wollte, so wäre natürlich die Position der deutschen Regierung bei den Verhandlungen dadurch nicht eben gestärkt worden. Je stärker der nationale Wille zur Erwerbung Marokkos sich in der Presse geltend machte, desto bedeutenderen Ersatz konnte die deutsche Regierung fordern, wenn sie trotz dieser Wünsche in der öffentlichen Meinung auf jene Forderung, deren Durchsetzbarkeit ihr von vornherein zweifelhaft war, verzichtete.

Das ist eine Möglichkeit, den Sinn jener Äußerungen des Staatssekretärs zu Herrn Claß sich zu erklären. Es gibt noch andere, aber sie sind weniger wahrscheinlich, und ich habe keine Veranlassung, näher darauf einzugehen. Es kommt mir nur darauf an, zu zeigen, daß doch ein hohes Maß von politischer Naivität dazu gehört, um anzunehmen, man könne aus der von Usher mitgeteilten Äußerung entnehmen, der Staatssekretär von Kiderlen-Wächter habe wirklich im Grunde dieselbe Politik verfolgt, die der „Alldeutsche Verband“ empfahl. Für Herrn Usher freilich handelt es sich nur darum, seinem Publikum Sand in die Augen zu streuen. Sein Buch ist in keiner Weise eine unparteiische politische Studie; es hat mit

1) S. 351 ff.



unabhängiger Wissenschaft nichts zu tun; es ist vielmehr eine Parteischrift im englischen Interesse, die den breiten Stempel ihrer Herkunft deutlich genug zur Schau trägt. Sie ist von demselben politischen Luftstrom inspiriert, wie die Artikel von Archibald Hurd in der „Fortnightly Review“, die der Verfasser mit ganz besonderer Hochachtung zitiert, und die Rede des neuen kanadischen Premierministers Borden vom 5. Dezember 1912, die er im Anhang seines Buches vollständig abdruckt; die gemeinsame Grundlage der Anschauungen ist die ebenfalls mit abgedruckte Denkschrift der Englischen Admiralität über den Stand der Seerüstungen, die 1912 dem kanadischen Parlament zugestellt worden war, um es zur Bewilligung einer Anzahl von Schlachtschiffen zu bewegen, was denn ja auch seinen Zweck nicht verfehlt hat. Über die persönlichen Motive, die den amerikanischen Professor veranlaßt haben, sich auf so unzweideutige Weise in den Dienst der britischen Interessen zu stellen, vermag ich nicht zu urteilen. Ob er vielleicht von englischem oder kanadischem Herkommen ist, weiß ich nicht; jedenfalls ist die angelsächsische Idee in ihm viel stärker ausgebildet, als uns mit dem amerikanischen Staatsinteresse vereinbar erscheint. Der Reziprozitätsvertrag der amerikanischen Union mit Kanada, der 1911 lange Zeit die Gemüter hieben und drüben beschäftigte und durch die Abstimmung vom 21. September 1911 in Kanada zu Fall kam, erschien in England mit Recht als eine schwere Verletzung der britischen Reichsinteressen; man wird es verstehen, daß man nach seinem Scheitern in Amerika den Engländern ein möglichst freundliches Gesicht zeigen wollte; aber daß das reichspatriotische britische imperialistische Bekenntnis des Nachfolgers von Sir Wil-

frid Laurier nun geradezu als Norm für die Regulierung der politischen Stimmung in der Union aufgestellt wird, das ist doch mehr, als man erwarten konnte. Die politische Tendenz des Buches von Herrn Usher liegt auf der Hand: Es sollte im voraus bewiesen werden, daß der Krieg, den man natürlich nirgendwo sicherer voraussehen konnte als in England, durch eine aggressive Haltung der deutschen Politik hervorgerufen sei; und als Aufschrift für eine darauf berechnete Charakteristik unserer Politik hat der Verfasser die Bezeichnung „Pangermanismus“ gewählt. Das ist natürlich ein Phantom, ein Popanz, der die politischen Kinder erschrecken soll — aber deren Zahl scheint gerade auch in Amerika nicht gering zu sein; das Buch ist ein zwar etwas plumper, aber gar nicht unwirksamer Versuch, im voraus Stimmung gegen Deutschland und für England und seine Verbündeten zu machen für den in Aussicht stehenden Krieg.

## II.

Die Methode, welche Herr Usher anwendet, um das, was er Pangermanismus nennt, in der Geschichte der beiden letzten Jahrzehnte nachzuweisen, ist eigentümlich; aber wenn sie auch einen kritischen Leser in Erstaunen setzt, so gestattet sie dem Verfasser doch, auf einen unkritischen einen um so stärkeren Eindruck hervorzubringen. Ein vorsichtiger Forscher, dem es um die Ermittlung der Wahrheit zu tun ist, würde die Geschichte der letzten Jahrzehnte durchmustert haben, um daraus die leitenden Grundsätze der deutschen Weltpolitik zu erkennen; er würde dann gefunden haben, daß diese Grundsätze in dem Bestreben zu erkennen sind, den wirtschaftlichen und politischen Einfluß Deutschlands in der Welt so weit auszu dehnen, wie es ohne einen Konflikt mit

andern Mächten und ohne die Gefahr eines Weltkrieges möglich war. Herr Usher zieht einen anderen Weg vor. Die leitenden Grundsätze der deutschen Weltpolitik sind ihm a priori bekannt: sie sind eben das, was er „Pangermanismus“ nennt. Er setzt sie auseinander mit der Miene eines Mannes, der unbestreitbare Tatsachen vorträgt, und er durchleuchtet dann das verworrene Chaos der Zeitgeschichte mit diesem elektrischen Taschenapparat in einer so virtuellen Weise, daß der harmlose Leser, der keine näheren Kenntnisse auf diesem Gebiet hat, von der Übereinstimmung der Theorie und der Tatsachen völlig überzeugt wird. Das Prinzip wird nicht aus den Tatsachen abgeleitet, sondern die Tatsachen werden nach dem Prinzip interpretiert und zurechtgemacht. Beides stimmt daher auf das vollkommenste zusammen. Nur schade, daß das eine wie das andere Phantasie und Konjektur ist; und zwar nicht die harmlose Selbsttäuschung eines unkritischen Dilettanten, sondern das absichtsvolle Kunststück eines skrupellosen politischen Stimmungsmachers.

Woher kennt Herr Usher die letzten, geheimsten Gedanken der deutschen Weltpolitik, von denen er doch selbst sagt, daß sie nur wenigen Eingeweihten in ihrem ganzen Umfange bekannt seien? Ist er einer dieser Eingeweihten, oder gehört einer seiner englischen Gewährsmänner dazu? Er gesteht wohl zu, daß man nicht genau sagen könne, wie und wann dieses politische Programm zustande gekommen sei, welchen Anteil daran etwa der Staatssekretär Marschall, oder der Admiral Tirpitz, oder der Kaiser selbst habe; aber den Inhalt dieses Programms kennt Herr Usher ganz genau, und er hat, offenbar nicht ohne Grund, das Vertrauen zu seinen Lesern, daß sie ihm aufs Wort glauben

werden, auch ohne daß er den leisesten Versuch macht, irgendeinen Beweis für seine Behauptungen beizubringen.

Was er unter „Pangermanismus“ versteht, ist der durch Jahre hindurch fortgesetzte Versuch Deutschlands, zur Weltherrschaft zu gelangen. Nichts Geringeres ist der Plan der deutschen Regierung: die Beherrschung Europas und die Beherrschung der Welt; die Voraussetzung dafür aber ist die Zerstörung Englands und Frankreichs. (Von Rußland redet unser Autor nur selten und mehr nur nebenbei; dieser Dritte im Bunde ist offenbar weniger als Frankreich und England Gegenstand seiner Sympathien und seines Interesses.) Der aggressive Charakter der deutschen Politik ist für ihn ein zweifelloses Axiom. Er gesteht allerdings einmal zu, daß Deutschland von seinen beiden kontinentalen Nachbarn, Frankreich und Rußland, mit Zerstörung bedroht werde, daß seine Politik in erster Linie die Verteidigung gegenüber diesen Gegnern im Auge habe; er hebt auch mehrmals hervor, daß die deutsche Seerüstung England gegenüber nur von defensiver Bedeutung sei, indem sie den Zweck verfolge, England davon abzuhalten, dem deutschen Handel seinen Weg durch den Kanal zu verlegen; trotzdem aber behauptet er, daß Deutschland eine Angriffstendenz in sich trage, und daß diese sich vor allem gegen England richte. Den Beweis dafür muß — in Ermangelung greifbarer Tatsachen — eine aus richtigen und falschen Elementen seltsam zusammengesetzte politische Spekulation liefern.

Preußen — sagt unser Autor — ist durch Eroberungen groß geworden; das Deutsche Reich verfolgt dieselbe Richtung; die Logik der Tatsachen zwingt es dazu. Deutschland ist in feste Grenzen eingeschlossen; es hat eine stark

wachsende Bevölkerung. Auswanderung des Überschusses in fremde Staaten würde als ein Unglück erscheinen, weil die Kraft des eigenen Volkes dadurch gemindert, die der Mitbewerber verstärkt werden würde. Landgebiete für deutsche Siedlungskolonien gibt es auf der Erde nicht mehr; alles dafür taugliche Gebiet ist schon in den Händen der Engländer, Franzosen oder Russen. Aber auch die Verdichtung der Bevölkerung im Mutterlande selbst hat ihre Grenzen gefunden. Sie hängt hauptsächlich von der Ausdehnung des Exporthandels ab; und auch hier leidet Deutschland unter dem Mangel großer geschlossener kolonialer Märkte, und es wird von England an der weiteren Ausdehnung gehindert. Alles weist also darauf hin, daß Deutschland versuchen muß, England niederzuwerfen, um sich selbst auszudehnen und die Zukunft seiner Rasse sicherzustellen. Eine Art von moralischer Berechtigung dazu ist der Verfasser geneigt, den Deutschen zuzugestehen. Die Engländer haben es mit ihren Rivalen und Konkurrenten früher nicht anders gemacht. Als beati possidentes vertreten sie jetzt den moralischen Standpunkt. Man kann es Deutschland nicht verübeln, wenn es sich nach ihren Taten und nicht nach ihren Worten richtet.

Man sieht, das sind Auffassungen und Schlüsse, die auch in den Schriften Alldeutscher oder ihnen nahestehender Publizisten so oder ähnlich vertreten worden sind. Aber wird dadurch der Sinn der wirklichen, verantwortlichen deutschen Politik gekennzeichnet? und treffen diese Argumentationen überhaupt in allen Stücken zu?

Es ist richtig, daß Deutschland in seiner kontinentalen Eingeschlossenheit, mit seiner wachsenden Bevölkerung ein Bedürfnis nach Siedlungskolonien und

nach großen kolonialen Märkten empfindet. Es ist richtig, daß namentlich England ihm bei einer kolonialen Ausdehnung im Wege steht, nicht bloß durch seinen eigenen umfassenden Besitz von überseeischen Ländern, sondern auch durch sein politisches Verhalten. Aber das ist noch kein Grund zum Kriege, solange nicht die Lebensinteressen Deutschlands verletzt werden. Deutschland ist bei der Verteilung der Welt zu spät gekommen; es hat sich mehr auf die Verdichtung seiner Bevölkerung als auf koloniale Ausdehnung einrichten müssen. Aber auch so ist es ihm gelungen, seine wachsende Bevölkerung zu versorgen. Das Verschwinden der Auswanderung seit den 80er Jahren, die Blüte von Handel und Gewerbe beweisen es. Es ist keine Rede von einem Notstand, von einer unhaltbaren Lage, die uns gezwungen hätte, angriffsweise gegen England vorzugehen. Unsere Regierung, unser Kaiser, sind immer überzeugt gewesen, daß ein Weltkrieg auch für uns selbst mehr Schaden als Nutzen stiften würde; sie haben immer gesucht vor allem den Frieden zu bewahren, natürlich, soweit es in Ehren und ohne Minderung unseres Ansehens in der Welt möglich war; sie haben eine Ausdehnung unserer Einfluß- und Interessensphäre immer nur bis zu dem Punkte versucht, wo es klar wurde, daß man auf einen Widerstand anderer Mächte stoßen würde, der zu einem Konflikt führen könnte. Das ist der wahre Sinn der deutschen Weltpolitik. Das hat ja manchen unberufenen und unverantwortlichen Politikern Veranlassung zu herber Kritik gegeben; aber nur böswilliger Unverstand könnte leugnen, daß es eine ausgesprochen friedliche Politik gewesen ist, die die Regierung Wilhelms II. über 25 Jahre hindurch getrieben hat, bis dem „Friedenskaiser“ das Schwert von den Gegnern in die Hand gezwungen wurde.



In diesen Rahmen fügen sich auch die wirtschaftspolitischen Bestrebungen ein, die Deutschland im türkischen Orient verfolgt hat und als deren Achse die Bagdadbahn erscheint. Es handelte sich dabei um die Aufschließung und die wirtschaftliche Entwicklung der ehemals so reichen und blühenden, seit Jahrhunderten gänzlich in Verfall geratenen kleinasiatischen und mesopotamischen Länder. Hier hoffte sich Deutschland ein neues aufnahmefähiges Absatzgebiet für seine Industrie, eine günstige Bezugsquelle für die Rohstoffe, deren es bedarf, zu schaffen. Es war keine Rede von der Erwerbung oder Besiedlung dieser Länder durch Deutschland, sondern nur von einem großzügigen wirtschaftspolitischen Plan, von der Betätigung deutscher Arbeit und deutschen Unternehmungsgeistes in einer Richtung, die uns durch die politische Verbindung mit Österreich nahegelegt war, in Ländern, die noch nicht dem englischen Weltwirtschaftsmonopol verfallen waren, und deren Regierung in freundliche Beziehungen zu uns getreten war. Die politische, militärische, finanzielle Kräftigung der Türkei war die Voraussetzung für das Gelingen unserer wirtschaftspolitischen Pläne. Wir machen es nicht so wie die Engländer in Ägypten oder die Franzosen in Marokko, oder die Russen in der Mandschurei oder die Amerikaner in Columbia und Mexiko. Bei uns bedeutet die „friedliche Durchdringung“ nicht die Zubereitung des Opfers zum Verschlingen; wir glauben, daß unsere wirtschaftlichen Interessen gerade auch da wahrgenommen werden können, wo ein starkes und selbständiges Staatswesen uns die offene Tür verbürgt; in diesem Sinne ist die Bagdadbahn ein rein wirtschaftliches Unternehmen, das uns mit den daran geknüpften Möglichkeiten einen gewissen Ersatz bieten

könnte für den Mangel an kolonialen Märkten, wie sie England und andere Länder besitzen.

Was hat nun aber Herr Usher aus diesem Plane gemacht! Natürlich wieder einen Versuch, die Weltherrschaft zu gewinnen! Es handelt sich nach seiner phantasievollen Darstellung um die Begründung eines großen Reiches, das von der Nordsee bis zum Persischen Meerbusen reichen soll, allerdings in föderativen Formen, aber unter der Leitung Deutschlands und in erster Linie zur Erhöhung der deutschen Weltmacht. Ein großer Staatenbund soll gegründet werden, zu dem außer Deutschland und Österreich-Ungarn auch die Balkanstaaten und die Türkei gehören, und in dem Deutschland die Führung hat. Ein durchgehender Schienenweg von Berlin bis Bagdad stellt gleichsam das Rückgrat dieses politischen Körpers dar, der für die englische Seemacht unangreifbar sein wird. Er wird den Wasserweg nach Indien durch den Suezkanal überflügeln und Deutschland samt seinen Verbündeten militärisch, politisch und kommerziell die Herrschaft über das Mittelmeer und den Orient verschaffen. Ägypten, Syrien, Arabien, Persien, Indien werden in die Hände Deutschlands fallen und von ihm festgehalten werden mit Hilfe der ausgezeichneten festländischen Verbindungslinie. Das Hauptziel, das Deutschland selbst erstrebt, ist Indien, das es den Engländern entreißen will; seine Verbündeten wird es mit den Mittelmeerländern abfinden: Österreich-Ungarn wird die Küsten des Adriatischen und des Ägäischen Meeres erhalten, dazu vielleicht Ägypten und Palästina; Italien das übrige Nordafrika; die Balkanstaaten und die Türkei werden mit der Garantie für ihren Besitz und ihre Autonomie zufriedengestellt werden. Dann wird Deutschland weiter um sich grei-

fen, wird sich den Rest von Afrika und Westindien nehmen, den Spaniern vielleicht West-Marokko überlassen. Ob es auch in die Sphäre von Südamerika eingreifen wird, hängt von der Vollständigkeit seines Sieges ab.

Gewiß eine recht hübsche Phantasie! Aber es ist doch eigentlich ein starkes Stück, daß ein amerikanischer Professor in einem Buche, das sich wenigstens zum Schein in ein wissenschaftliches Gewand hüllt, der Welt solche Pläne als das politische Programm der deutschen Regierung vorzuführen wagt! Dabei erfährt der Leser natürlich kein Wort davon, daß dieser Plan, wenn auch in etwas unschuldigerer Gestalt, eigentlich der politischen Einbildungskraft eines Engländer's entsprungen ist, und daß er in seiner ursprünglichen Form gerade dazu bestimmt war, den Ausdehnungsdrang Deutschlands in eine Richtung zu lenken, bei der ein Konflikt mit England vermieden werden sollte, allerdings wohl auf Kosten eines guten Einvernehmens zwischen Deutschland und Rußland.

Es war der englische Kolonialpolitiker Sir Harry Johnston, der 1903, bald nach der Erteilung der Konzession für die Bagdadbahn, in der von Dr. Carl Peters herausgegebenen Londoner „Finanzchronik“ (1903, Nr. 14) der deutschen Politik einen Vorschlag zur Begründung eines großen orientalischen Reiches machte, das den deutschen Drang nach Ausdehnung befriedigen sollte. Es sollte ein großer Staatenbund sein, der außer dem Deutschen Reiche selbst noch Österreich-Ungarn, die Balkanländer (mit Ausnahme von Griechenland) und die Türkei umfassen, also von der Nordsee über Konstantinopel, Kleinasien und Mesopotamien bis an den Persischen Meerbusen reichen würde, ein zusammenhängendes Handelsgebiet, aber zugleich auch ein po-

litisch festorganisiertes Ganzes, ein vergrößertes Abbild des jetzigen Deutschen Reiches. Auf die Schwierigkeiten einer solchen Organisation, auf den Unterschied von Bundesstaat und Staatenbund, auf die Frage einer starken Zentralgewalt und ihres Verhältnisses zur Souveränität der Gliedstaaten geht der Verfasser nicht ein, und wir können sie daher auf sich beruhen lassen. Er glaubt, daß die englischen Imperialisten zwar eine solche Ausdehnung Deutschlands nicht gern sehen würden; aber sie würden sich am Ende damit abfinden, weil doch eine Ausdehnung Deutschlands nach irgendeiner Richtung hin unvermeidlich sei, und weil es, wenn sie in dieser Richtung erfolge, noch am wenigsten mit den beiden anderen großen teutonischen Reichen der angelsächsischen Welt in Konflikt geraten würde. Dabei setzt er freilich voraus, daß Englands Interessen im weitesten Umfange gewahrt werden: nicht nur Griechenland mit den Inseln, sondern auch Syrien und Palästina sollen außerhalb der Grenzen des Bundes bleiben; Arabien und Ägypten sollen dem Einfluß Englands, Tripolis dem Frankreichs und Italiens nicht entzogen werden; vor allem aber soll in diesem neuen deutsch-österreichischen Reiche der Freihandel eingeführt werden: das ist die Hauptbedingung, die England zu machen hat. Frankreich soll an dem Ausbau seines nordafrikanischen Reiches nicht gehindert werden; von Gibraltar muß es sich allerdings fernhalten. Deutschland könnte ihm vielleicht Metz zurückgeben, um seinen Widerspruch gegen die orientalische Reichsbildung zu beschwichtigen (!); außerdem müßte die Unabhängigkeit von Belgien und Holland für alle Zeiten sichergestellt und Luxemburg von dem deutschen Einfluß ganz befreit werden. Rußland würde vielleicht seine Zustimmung

geben, wenn es Armenien und die nördlichen Teile von Kleinasien erhielte und wenn Deutschland erklärte, alle seine Interessen in Persien und der Mandschurei aufgeben zu wollen. Wollte Rußland aber noch weitergehen und auch in Bulgarien, Kleinasien, Konstantinopel und ganz China die erste Rolle beanspruchen, so würde alsdann Deutschland gezwungen sein, ihm im Bunde mit England und den Vereinigten Staaten entgegenzutreten. Hier sieht man am deutlichsten den springenden Punkt des ganzen Planes. Es ist ein letzter, verspäteter Versuch, doch noch womöglich Deutschland für eine Bundesgenossenschaft mit England zur Bekämpfung Rußlands zu gewinnen. Solche Versuche waren ja verschiedentlich in den Jahren von 1898—1902 gemacht worden, während des Burenkrieges; 1899 hatte ja Chamberlain in einer vielbesprochenen Rede das lockende Zukunftsbild einer Freundschaft und Bundesgenossenschaft der drei großen „teutonischen Nationen“ uns vor Augen gestellt. Aber die Hauptsache war dabei, daß Deutschland der Soldat Englands sein, daß es die Arbeit besorgen sollte, die später Japan geleistet hat. Davon war die deutsche Politik, die eine aufrichtige Freundschaft mit Rußland wollte, sehr weit entfernt, und in den chinesischen Fragen, namentlich als Rußland seine Hand auf die Mandschurei zu legen versuchte (1902), hatte der Reichskanzler Fürst v. Bülow es geschickt vermieden, sich von England gegen Rußland brauchen zu lassen. Jetzt sucht der englische Politiker Deutschland durch den Köder dieses phantastischen Orientreiches doch noch zu einem Bündnis mit England gegen Rußland zu locken. In einem solchen Bündnis, meint er freilich, müsse Deutschland offen verfahren und dürfe England

nicht so behandeln, wie jüngst in der chinesischen Angelegenheit (Yangtseabkommen und Mandschurei!). Deutschland müsse überlegen, was es mehr zu fürchten hätte: einen Krieg mit Frankreich und Rußland um den Orient oder einen solchen mit Großbritannien und den Vereinigten Staaten um Südafrika, Australien und Südamerika.

Das ist also der Ursprung dieser Idee eines deutsch-österreichisch-orientalischen Imperiums — einer Idee, der, wie man sieht, politisch aller Grund und Boden fehlt. Es fehlt ihr aber auch der Stachel, den Herr Usher daran angebracht hat: die Tendenz zur Verdrängung Englands aus dem Mittelmeer und aus Indien. Das ist die eigenste Zutat des amerikanischen Professors, und es wird ihm schwer werden, aus der deutschen publizistischen Literatur dafür Belege anzuführen, ganz abgesehen von der ungeheuerlichen Behauptung, daß dies das politische Programm der deutschen Regierung sei, worüber man ja weiter kein Wort zu verlieren braucht. In der deutschen publizistischen Literatur wurde der Plan von Sir Harry Johnston übrigens sehr kühl aufgenommen; selbst die „All-deutschen Blätter“ wiesen ihn ab als ein verdächtiges Danaergeschenk; Dr. Rohrbach in seiner Schrift: „Deutschland unter den Weltvölkern“, die 1903 erschien, erklärte es für Torheit, von einer Eroberung des Morgenlandes in dem Sinne zu träumen, daß sich dabei eine Einbeziehung jener weiten Länderstrecken in unsere staatliche Machtsphäre, etwas wie ein politisches Protektorat oder eine ähnliche, sei es verschleierte, sei es offene Form der Besitzergreifung, ergäbe. Auch er faßte das große Stück deutscher Zukunft, das möglicherweise im türkischen Asien liege, nur im wirtschaftspolitischen Sinne auf, und das ist überall da in Deutschland geschehen, wo über-



haupt ein ernsthaftes Interesse für diese levantischen Pläne vorhanden war. Nur vereinzelte Stimmen vertraten in der Literatur den Plan eines dauernden politischen Zusammenschlusses Deutschlands mit Österreich-Ungarn, den Balkanstaaten und der Türkei zu einem mitteleuropäisch-vorderasiatischen Staatenbunde<sup>1)</sup>; und auch diesen lag der Gedanke fern, Indien und die Mittelmeerländer erobern zu wollen; sie dachten höchstens an die Wahrung der türkischen Oberhoheit in Ägypten und an die Herstellung eines Gleichgewichts im Indischen Ozean. Es handelte sich nicht darum, England zu bezwingen und zu berauben, wie es Herr Usher als das Ziel der deutschen Politik proklamiert, sondern neben England eine weltwirtschaftliche Stellung zu gewinnen, die den Interessen des deutschen Volkes entsprach.

Für den amerikanischen Autor aber ist es eine ausgemachte Sache, daß das politische Programm Deutschlands die Gewinnung der Weltherrschaft zum Ziel hat. Die Vorbedingungen für die Ausführung dieses Planes bestehen in der Eroberung von Belgien und Holland, von Dänemark, Schweden und Norwegen. Die beiden Niederlande geben die unentbehrliche militärische Position gegenüber England und Frankreich, die skandinavischen Länder die Herrschaft über die Ostsee und die Möglichkeit, Rußland wirtschaftlich zum Frieden zu zwingen auf der Grundlage eines Austausches deutscher Industriewaren gegen russische Bodenprodukte. Mit der Schweiz würde nur ein Abkommen nö-

1) Ich nenne namentlich K. von Winterstetten, Berlin-Bagdad, München 1913, und Dr. K. Mehrmann, Die auswärtige Politik besonders des Deutschen Reichs 1909; dazu ein Vortrag auf der Reichsversammlung des Hauptverbandes der nationalliberalen Jugendvereine und: Groß-Deutschland: unsere Stellung in der Weltstaatengesellschaft, Dresden 1915.

tig sein, das vor allem darauf gehen würde, andere Mächte, namentlich Frankreich, an der militärischen Benützung der Alpenpässe zum Nachteil Deutschlands zu verhindern. Demnächst würde ein Balkanbund unter der Ägide Deutschlands und Österreich-Ungarns zustande gebracht werden, um damit den Schlüssel von Europa zu gewinnen; im Zusammenhang damit steht die militärisch-politische Reorganisation der Türkei und die Erregung der panislamistischen Bewegung gegen die Gegner Deutschlands und seiner Verbündeten.

Diese levantischen Pläne bilden aber eigentlich erst die zweite Phase in der schrittweisen Entfaltung des Pangermanismus. Die erste Phase hatte es mehr mit überseeischen Kolonialplänen zu tun, die die Errichtung eines deutschen Weltreiches zum Gegenstand hatten. Da bespricht der Autor drei besonders charakteristische Fälle, an denen er die Absichten der deutschen Weltpolitik erläutern will: den Venezuelastreit, den Burenkrieg und die Marokkoangelegenheit. Es ist erstaunlich, welche Entstellungen und Verdrehungen er dabei seinen englischen und amerikanischen Lesern darzubieten wagt.

Was er von dem Venezuelastreit sagt, macht es schwer, die Verbindung zwischen diesen Andeutungen und dem wirklichen Vorfall überhaupt aufzufinden und herzustellen. Nicht nur, daß die chronologische Basis ganz verschoben ist — er setzt den Vorgang in die Zeit vor dem Burenkriege, während er sich tatsächlich 1902—3 abgespielt hat —, auch der Kern der Sache ist völlig zur Legende entstellt. Nach seinen Andeutungen hätte es sich für Deutschland darum gehandelt, in Venezuela politisch Fuß zu fassen, auf die wirtschaftliche Durchdringung eine Gebietserwerbung folgen zu lassen; das sei dann aber an

dem gemeinsamen Widerstande der Vereinigten Staaten und Englands gescheitert, und Deutschland habe sich mit einer empfindlichen Demütigung zurückziehen müssen. Wer die jedermann zugänglichen Quellen über die Verwicklung befragt, wird erstaunt sein über diese Verfälschung des Tatbestandes. Er wird sehen, daß es sich in der Hauptsache um Schadensersatz für deutsche Staatsangehörige handelte, die ebenso wie Engländer und Italiener durch die venezolanische Revolution geschädigt worden waren, und daß dieser Schadensersatz schließlich auch erreicht worden ist. Er wird sehen, daß die englische Regierung dabei mit der deutschen Hand in Hand ging, wenn auch diese Interessengemeinschaft bei der öffentlichen Meinung in England wenig Zustimmung fand. Er wird sehen, daß die europäischen Mächte allerdings dabei der amerikanischen Union das Zugeständnis machten, daß sie sich die Vermittlung eines amerikanischen Diplomaten gefallen ließen, des durch seine Hemdärmelmanner bekannt gewordenen Mr. Bowen. Das war ein Zugeständnis an die neue Variation der Monroedoktrin, die von der Union damals geltend gemacht wurde, und ein Beweis für das maßvolle und entgegenkommende Verhalten Deutschlands in dieser Frage. Was Herr Usher daraus gemacht hat, ist einfach ein tendenziös verfälschtes Zerrbild; aber gerade dieses Zerrbild paßte dem englischen Verfasser der Kompilation, die unter dem Titel „The History of the Great European War, by W. Stanley Macbean Knight“ die Vorgeschichte des Krieges erzählt: er hat auf S. 66 des ersten Bandes die Ausführungen von Usher wörtlich abgeschrieben, natürlich ohne Quellenangabe.<sup>1)</sup> So wird in Eng-

1) Derartige Plagiate enthält das Buch mehrfach. Auf solche Anleihen bezieht sich

land und Amerika die öffentliche Meinung wissenschaftlich aufgeklärt.

Noch stärker ist, was über Deutschlands Rolle beim Burenkrieg S. 122 gesagt wird; es ist einfach eine niederträchtige Verleumdung, ohne einen Schein von Beweis und mit geflissentlicher Ignorierung bekannter Tatsachen, wie der, daß Deutschland dem Präsidenten Krüger dringend von dem Kriege abgeraten hat. Nach Herrn Usher ist es vielmehr Deutschland gewesen, das diesen Krieg angezettelt hat, um Englands Widerstandskraft zu erproben, ihm womöglich einen tödlichen Schlag beizubringen und etwa auch bei dieser Gelegenheit Rhodesia zu gewinnen. Natürlich war der Ausgang wiederum eine Niederlage des Pangermanismus.

Nach dem Scheitern dieser überseeischen Kolonialpläne kommt dann das levantische Projekt an die Reihe. Aber da kamen dem Pangermanismus England und Rußland in die Quere durch ihre Abmachungen über Persien 1907. Ohne die Aussicht, Persien unter deutschen Einfluß zu bringen, hatte das Bagdadbahnprojekt nicht mehr den vollen politischen Wert. Daher wurden die deutschen Staatsmänner jetzt aggressiv, um ihre letzten Ziele zu erreichen. Sie brachten die jungtürkische Revolution zustande, um sich allein des Einflusses in der Türkei zu bemächtigen; sie bemühten sich um die Begründung eines Balkanbundes, um die Anstiftung eines Balkankrieges, der ihre Interessen fördern sollte; sie erregten Unruhen in Persien und in Marokko, sie säten Wind in Ägypten und Indien. Es schwindelt einem, wenn man diese Darlegungen liest. Eine so freche Geschichtsfälschung, eine so skrupellose Beugung der bekanntesten Tatsachen unter die politische Tendenz des Autors

wohl die Bemerkung auf dem Titel: 'Assisted by eminent naval and military experts'.

ist doch wohl selten vorgekommen. Jeder Versuch einer Widerlegung wäre hier falsch angebracht; es genügt, diese plumpe und kindische Art von Geschichtsklitterung einfach zu kennzeichnen. Natürlich wird auch die Marokko-Krisis von 1911 in diesem Sinne besprochen. Deutschland wollte den Krieg und sah sich nur deshalb gezwungen, Frieden zu halten, weil seine finanzielle Lage ihm keine Mobilmachung gestattete! (Auf diesen Vorgang, den der Verfasser mit allerhand pikanten Einzelheiten ausstaffiert hat, kommen wir gleich noch zurück.) So wich Deutschland zurück und erlitt die dritte große diplomatische Niederlage. Mit zynischem Behagen wird nun geschildert, wie England und Rußland diese Gelegenheit wahrnahmen, um die seit 1909 in Persien eingeführte finanzielle und politische Ordnung wieder umzustürzen, die alte Anarchie und Mißwirtschaft wieder herzustellen, die eine der Voraussetzungen für die Dauerhaftigkeit ihrer Herrschaft im Lande ist. Kitcheners Erfolge bei seiner ägyptischen Sendung 1911/12 werden in den höchsten Tönen gepriesen, und fast komisch berührt es, wie die indische Krönungsfahrt König Georgs V. als ein Heldenstück und das Ausbleiben eines Mordanschlags als ein Triumph der englischen Politik in Indien gefeiert wird. Natürlich hat der König in Indien, wie Kitchener in Ägypten, den maßgebenden Kreisen in überzeugender Weise dargetan, wie schlecht sie bei einem Wechsel von der englischen zur deutschen Herrschaft fahren würden. Zwar ist der Autor nicht dabei gewesen, aber er denkt es sich so; sie mußten so reden — nach seiner Meinung; also haben sie so geredet!

Das waren alles Erfolge des Dreiverbandes; nun aber kam ein Umschwung. Der Anschlag Italiens auf Tripolis war

zwar im Einverständnis mit England und Frankreich unternommen worden, aber die beiden Mächte sahen sich dann doch nicht in der Lage, die Wünsche Italiens bei der Pforte durchzusetzen (von den Äußerungen offener Feindseligkeit gegen Italien, die damals in Frankreich hervorbrachen, schweigt der Autor natürlich), und so kehrte Italien in die Arme Deutschlands und des Dreibundes zurück, behauptete sich in Tripolis, besetzte die griechischen Inseln und drohte im östlichen Mittelmeer eine Stellung einzunehmen, die mit den Interessen Englands und Frankreichs nicht verträglich war. So geriet England 1912 in Verlegenheit; es mußte auf Stärkung seiner Seemacht bedacht sein; aber es erhielt vom Parlament nicht soviel an Schiffen bewilligt, wie es brauchte; nur die Kolonien boten ihm einen Ersatz durch die Kampfschiffe, die sie bauten und für den Kriegsfall unter den Befehl der englischen Admiralität stellten. Das ist die politische Konstellation, aus der offenbar auch der Antrieb zu diesem Buche entstanden ist. Was noch über den Balkankrieg beigelegt wird, ist unerheblich, bis auf die neue und überraschende Entdeckung, daß es Deutschland gewesen ist, das diesen Krieg angestiftet hat, und zwar, um die Türkei zu zwingen, Tripolis an den Dreibundgenossen Italien zu überlassen, um zugleich einen Anschluß der Pforte an Frankreich und England zu verhindern und um den Balkanbund zu begründen, der eine so wesentliche Rolle in den levantischen Plänen des Pangermanismus spielt. Von der Rolle Rußlands bei der Begründung dieses Balkanbundes, von den Umtrieben des Gesandten von Hartwig in Belgrad ist ebensowenig die Rede wie von dem englischen Balkankomitee des Herrn N. Buxton und seiner Kreaturen. Natürlich bedeutet der unverhofft vollständige



Sieg der Balkanstaaten wieder einen Mißerfolg der deutschen Diplomatie, die eine wirkliche Selbständigkeit des Balkanbundes nicht brauchen konnte, während die Dreiverbandmächte, die auch allein den Krieg zu finanzieren vermochten, in dieser Beziehung andere Auffassungen hatten — eine Behauptung, die gegenüber der offenkundigen Haltung Rußlands geradezu eine Ungeheuerlichkeit ist. Den zweiten Balkankrieg kannte der Verfasser noch nicht, als er sein Buch schrieb. In dem Artikel der *Northamerican Review*, in dem er (Oktober 1914) die „Fundamental aspects of the war“ darlegt, in der Hauptsache natürlich ganz im selben Sinne wie in dem Buche, hat er diese Lücke ergänzt. Er führt da aus, Österreichs Angriff auf Serbien sei der letzte entscheidende Schritt zur Ausführung des pangermanistischen Planes gewesen. Die Bagdadbahn sei nahezu fertig gewesen; die Türkei habe man fest in den Händen gehabt; der zweite Balkankrieg habe Bulgarien in Abhängigkeit von Österreich gebracht; so habe nur noch Serbien gefehlt. Serbien zu schwächen und wenn möglich in Österreich einzuverleiben, das sei der Plan gewesen, der den Krieg herbeigeführt habe. Man habe dabei auf eine gewisse Schwäche in den Rüstungen Englands und Frankreichs gerechnet und habe geglaubt, wenn es nicht zum Kriege komme, den Dreiverbandsmächten wenigstens eine starke Demütigung zu bereiten. Eine Ansicht der Lage von der andern Seite her wird gar nicht versucht. Von dem Mord von Serajevo ist in dem ganzen Artikel gar nicht die Rede, ebenso wenig von der provokatorischen Rolle der großserbischen Bewegung im Dienste Rußlands. Der Ausgangspunkt ist einfach der Angriff Österreichs auf Serbien; und dieser ist unternommen worden, um einen „reinen Angriffskrieg“

gegen Rußland, Frankreich und England herbeizuführen, bei dem es sich darum handelte, den Gegnern das abzunehmen, was man selbst brauchte, um den Plan des Pangermanismus zur Ausführung zu bringen. Ein defensives Moment will der Verfasser dabei nicht verkennen: es liegt in der Einschnürung der Zentralmächte und in der wirtschaftlichen Überlegenheit Englands und Frankreichs. Das ist der immer wieder betonte Grundzug in dem Gedankengang des Verfassers: Deutschland befand sich in einer unhaltbaren Lage; es brauchte neue Märkte und Siedlungskolonien; England hinderte es an der Erwerbung solcher; darum hat Deutschland, um seine wirtschaftliche Zukunft zu sichern, losgeschlagen gegen England und seine Bundesgenossen, um ein deutsches Weltreich zu begründen, das die kommerzielle Achse der Welt von der See ins Binnenland verlegen, der Beherrschung des Landes durch die See und damit der überlegenen Stellung Englands ein Ende bereiten soll.

Das ist ein Gedankengang, der an sich ja für theoretische Liebhaber der Staatskunst eine gewisse innere Berechtigung haben mag und auch mit manchem zusammenklingt, was von einzelnen alldeutschen Heißspornen in der Literatur geäußert worden ist; aber ich wiederhole und unterstreiche: der Gedankengang des Auswärtigen Amtes, das Programm der deutschen Regierungspolitik ist das durchaus nicht gewesen. Der verantwortliche Staatsmann stellt sich auf den Boden der wirklichen Verhältnisse und nicht politischer Träumereien und Zukunftsspekulationen. Von einer unhaltbaren Lage der deutschen Volkswirtschaft war tatsächlich schlechterdings nichts zu spüren. Unser ganzes Volksleben war in erfreulichem Wachsen und Gedeihen. Wir hofften, im friedlichen Wettbewerb mit England und an-

deren Nationen ganz allmählich, langsam und stetig, ohne Krieg und große Erschütterungen, zu einem Maße von Geltung und Ansehen in der Welt zu gelangen, das auch England respektieren würde. Wir wollten eine gleichberechtigte Weltmacht neben andern Weltmächten werden und hofften, daß England sich allmählich dazu verstehen würde, seine Ansprüche auf eine allgemeine See- und Handelsherrschaft so weit einzuschränken, daß auch uns der „Platz an der Sonne“ nicht verkümmert würde. Dazu gehörte natürlich außer den größten wirtschaftlichen Anstrengungen auch ein gewisses Maß von Rüstungen zur See wie zu Lande; kann doch selbst Herr Usher nicht umhin, zuzugestehen, daß diese Rüstungen nur einen defensiven Charakter hatten und dazu dienen sollten, den bestehenden Zustand zu sichern, uns vor Frankreich und Rußland zu schützen und England von einem Seekriege abzuhalten, der unsere Schifffahrt völlig zu hemmen vermochte. Zwischen diesem Zugeständnis und seiner Behauptung einer aggressiven Politik klafft eine Lücke, die er nicht geschickt genug gewesen ist, auszufüllen. Der Schlüssel zum Verständnis der Lage liegt eben anderswo. Er liegt in den Befürchtungen Englands, daß es vielleicht wirklich dem deutschen Rivalen gelingen möchte, im tiefen Frieden, durch allmähliche Steigerung seiner Wirtschafts- und Seemacht, England von dem Platze einer herrschenden See- und Handelsmacht zu verdrängen. Die Methode Englands in solchen Fällen ist immer gewesen, den gefährlichen Rivalen durch eine europäische Koalition zu bekämpfen, seine Macht durch einen Präventivkrieg zu brechen, ehe noch die Vorzugsstellung Englands ernstlich beeinträchtigt werden möchte. So hat England im 16. Jahrhundert gegen Spa-

nien, im 17. gegen Holland, im 18. gegen Frankreich gehandelt; so handelt es jetzt gegen Deutschland: das ist die eigentliche Erklärung für den Ursprung des gegenwärtigen Krieges.

### III.

Ein Punkt in den Ausführungen des Usherschen Buches bedarf noch einer besonderen Beleuchtung: das ist die Frage des internationalen Kredits und ihre Bedeutung für den Plan des „Pangermanismus“. Er schreibt „den Deutschen“ ganz im allgemeinen, ohne irgendeinen Gewährsmann zu nennen oder auch nur anzudeuten, eine Auffassung der ökonomischen Lage zu, die in ihren Augen einen großen und entscheidenden Vorteil im Fall eines Krieges bedeute und die dann weiterhin in dem Buche einfach mit zu den Bestandteilen des pangermanistischen Planes gerechnet wird. England und Frankreich sind die großen Gläubigernationen; sie besitzen in allen Ländern der Welt, auch in denen des Dreibundes, starke Forderungen, für welche Fabrikanlagen, Bergwerke, Eisenbahnen, landwirtschaftliche Grundstücke als Sicherheit dienen. Aber diese Sicherheit ist eine trügerische. Im Fall eines Krieges kann man die Zahlung von Zins und Kapital verweigern; der Schuldner behält das Objekt, das die Forderung des Gläubigers sichern sollte, in der Hand, und der Gläubiger hat das Nachsehen. Da die Deutschen und die Bundesgenossen keine Darlehen in annähernd gleicher Höhe an ihre Gegner gemacht haben, so bedeutet der Krieg für sie ein glänzendes Geschäft und eine starke Einbuße an Wirtschaftsmacht für die Gegner. Der Verfasser macht freilich dazu eine Anmerkung (S. 92), in der er sagt, seine Ausführungen sollten nicht so verstanden werden, als wolle er damit ein

schlechtes Licht auf die nationale oder individuelle Moralität in Deutschland werfen; er rede nur von einem hypothetischen Falle; kein Historiker habe das Recht mit Sicherheit vorauszusagen, daß dieser wirklich eintreten werde. „Der Punkt, auf den die Deutschen Gewicht legen, ist: was würde unter solchen Umständen das Schicksal Englands sein? Das beweist noch keineswegs ihre Absicht, morgen oder zu irgendeiner andern Zeit den Versuch zu machen, die Bezahlung ihrer Schulden zu verweigern. Aber sie behaupten, daß hier ein Punkt von fundamentaler Bedeutung ist, der zu ihren Gunsten in Betracht kommt.“ Es ist wirklich schade, daß uns Herr Usher nicht den Autor nennt, der solche Berechnungen angestellt hat; ich kenne keinen, bei dem er das gefunden haben könnte. Er hat es sich wohl, wie so vieles andere, aus den Fingern gesogen. Trotz dieser gewissenhaften und zartfühlenden Note behandelt er dann aber weiterhin in seinem Buche, nicht nur in diesem Kapitel, sondern auch in einem späteren (S. 278 ff.) die Anwendung dieser „ökonomischen Waffen“ keineswegs als einen bloß hypothetischen Fall, sondern als ein wesentliches Stück in dem ganzen Angriffsplan des „Pangermanismus“. Herr Usher ist kein Moralprediger von der bekannten heuchlerischen englischen Art; daran verhindert ihn schon der skrupellose amerikanische Imperialismus, dem er huldigt; wenn man seine Ausführungen über die Möglichkeit einer Rechtfertigung des „Pangermanismus“ liest, so möchte man ihn wirklich für einen unparteiischen Beurteiler halten, der die Dinge von einer höheren Warte aus ansieht. Es ist nur bedenklich, daß er die Berechtigung einer politischen Handlungsweise verteidigt, zu der wir uns gar nicht zu bekennen in der Lage sind: er setzt ja bei Deutschland die Ab-

sicht eines Angriffs auf England und seine Bundesgenossen voraus und findet diese Absicht nach Lage der Verhältnisse ganz begreiflich. Aber in Geldsachen hört offenbar auch bei ihm die Gemütlichkeit auf, und so hält er uns denn S. 278 f. doch eine ernste Moralpredigt auf den Text: „Mensch, bezahle deine Schulden!“ Schade nur, daß diese von Weisheit und Gerechtigkeit triefenden Sätze bei seinen englischen Lesern so wenig Eindruck gemacht haben. Wer war es denn, der in diesem Kriege zuerst die bedenkliche Maßregel ergriff, alle Bezahlung von Privatschulden an das feindliche Ausland zu verbieten? England! Es wird zweifellos seine Gründe dazu gehabt haben.

Unser Verfasser freilich hat eine merkwürdige Ansicht von der Lage des deutschen Wirtschaftslebens. Daß Deutschland seinerseits namhafte Forderungen an das Ausland besitzt, ist eine Tatsache, die für ihn gar nicht in Betracht kommt. Er ist der Meinung, daß die ganze deutsche Industrie, ja das ganze deutsche Wirtschaftsleben überhaupt, auf fremdem, namentlich von Frankreich und England geborgtem Kapital beruht. Darum ist die große gewaltsame Schuldentilgung durch einen Krieg so verlockend für Deutschland. Es erhält dadurch die Gelegenheit, eigentlich erst zu freiem Eigentum zu erwerben, was es bisher als schuldenbelasteten Besitz in der Hand hielt. Es wird damit erst wirklich zum Herrn seiner Fabriken und Ackerfelder, seiner Bergwerke und Eisenbahnen. Das alles ist ja mit fremdem Gelde geschaffen oder betrieben worden; die fünf Milliarden französischer Kriegskontribution haben den Grund gelegt zu dem wirtschaftlichen Aufschwung Deutschlands, und die französischen und englischen Leihkapitalien haben dann weiterhin den Ausbau des deutschen Wirtschaftslebens



ermöglicht. Die Erträge der deutschen Unternehmungen sind immer wieder zu neuen produktiven Anlagen verwandt worden; an Abbezahlung der Schulden hat man nicht gedacht. Und wie das Wirtschaftsleben, so beruhen auch Heer und Flotte schließlich auf fremdem Kapital. Ja, Deutschland ist nicht in der Lage, ohne fremdes Geld einen Krieg anzufangen; die Kosten der Mobilmachung müssen vom Gegner geborgt werden. Der Verfasser hat wohl einmal etwas von dem Reichskriegsschatz im Julius-turm von Spandau gehört; aber was es damit für eine Bewandnis hat, ist ihm nicht recht klar. Er beziffert ihn auf 140 statt 120 Millionen Mark, und er meint, es solle das eine Reserve sein für den schlimmsten Fall, wenn man unterlegen sei und den Feind im eigenen Lande habe (S. 97). Daß gerade dieser Geldschatz für die Zwecke der Mobilmachung bestimmt ist, weiß er nicht; er weiß auch nichts von der Verdoppelung dieser Summe, die damals schon erfolgt war; die Verdreifachung durch die 120 Millionen in Silber gehört ja allerdings erst dem Jahre 1913 an.

Höchst bezeichnend für die Naivität oder die Böswilligkeit des Verfassers ist die eindrucksvolle Schilderung der deutschen Finanzkrise im September 1911, anläßlich der Marokkowirren. Seine Voraussetzung ist ja, daß die deutsche Regierung den Krieg wollte und nun versuchte, sich das Geld zur Mobilmachung durch eine Anleihe zu verschaffen. Aber die Geschäftsleute in Deutschland hatten ihren Auslandskredit so hoch angespannt, daß 90 Prozent (!) ihres Betriebskapitals in kurzfristigen oder sofort kündbaren Darlehen aus England oder Frankreich bestand. Nun erfolgte nach einem verabredeten Plane die Kündigung dieser Darlehen von London und Paris aus. Das hatte in Deutschland eine

Panik zur Folge. Das Gold verschwand aus dem Verkehr; viele Geschäftsleute mußten Effekten verkaufen, um ihre Verpflichtungen erfüllen zu können; ein allgemeiner Kurssturz erfolgte; die Banken waren nahe daran, die Barzahlungen einzustellen, manche waren fast bankrott. Mit unerhörter Dreistigkeit wendet sich nun die deutsche Regierung an die großen Bankhäuser in London und Paris, um von ihnen das Geld zur Mobilmachung zu erhalten, in der Meinung, daß deren Profitsucht stärker sein werde als der Patriotismus. Aber der Kaiser erhielt von den großen Kapitalmagnaten die höhnische Antwort, man sei zu einem solchen Geschäft gern bereit, wenn die nötige Sicherheit geboten und durch ein eigenes Handschreiben des Kaisers die Verpflichtung eingegangen werde, das Geld nicht für militärische Zwecke zu verwenden. Das war natürlich nicht möglich, und so wandte sich der Kaiser an amerikanische Finanzleute; aber von diesen erhielt er ungefähr dieselbe Antwort. Das zwang Deutschland, von einem Kriege in diesem Moment Abstand zu nehmen.

Ist das nicht ein hübsches Beispiel von Legendenbildung im hellen Licht der Gegenwart und eine charakteristische Probe von dem, was man einem leichtgläubigen Publikum in England und Amerika zumuten kann? Man vergleiche mit dieser pikanten Schilderung die nüchterne, solide, in allen Einzelheiten begründete Darstellung der Krise in der zweiten Auflage von J. Riessers Buch: „Finanzielle Kriegsbereitschaft und Kriegführung (1913)“, S. 114—122, oder die Ausführungen des damaligen Direktors der Deutschen Bank, Karl Helfferich, in den Verhandlungen des IV. Allgemeinen Deutschen Bankiertages zu München vom 17. und 18. September 1912 und seine Erwiderung auf französische

Einwendungen gegen diese Angaben in dem Aufsatz über Deutschlands Finanzkraft in der Marokkokrise (Bank-Archiv XII, 17—20). Ich erlaube mir, einige wesentliche Punkte aus diesen Schriften hier herauszuheben.

Riesser stellt fest (S. 117), daß am 9. September 1911 durch Nachrichten über den angeblichen Abbruch der deutsch-französischen Verhandlungen, verbunden mit zutreffenden Mitteilungen über starke Kündigungen ausländischer, insbesondere französischer Guthaben bei den Banken, ein allgemeiner und erheblicher Kursrückgang auf der ganzen Linie hervorgerufen worden sei. Er zeigt aber zugleich, daß eben in jenem September 1911 die Kursrückgänge in Paris und London noch stärker gewesen seien als die in Berlin. Die Reichsbank kam in dieser Zeit durch starke Abgaben ihres Devisenbestandes dem Geldmarkt zu Hilfe, um das allzu starke Abströmen von Gold nach dem Ausland zu verhüten; ihr Status verschlechterte sich allerdings dadurch in der letzten Woche des Septembers um nicht weniger als 773 Millionen Mark, während der der Banque de France sich erhöhte. Mit dieser Hilfe haben aber die deutschen Kreditbanken und die deutschen Märkte damals die Feuerprobe gut bestanden. Dagegen bedurfte es in Frankreich der Intervention des Finanzministers, um der Börse über etwaige Schwierigkeiten der September-Liquidation hinwegzuhelfen. „Die deutschen Banken und Bankfirmen“ — sagt Riesser — „haben nicht nur die ausländischen Guthaben und diejenigen inländischen Gelder, welche zurückgezogen wurden, ohne jede Schwierigkeit zurückbezahlt, sondern auch die Kundschaft gestützt und von Einschränkungen der Kreditgewährung, insbesondere der Wechsel-Akzeptierung und Diskontierung, im großen und ganzen Ab-

stand nehmen können, und zwar im wesentlichen, abgesehen etwa von einer nicht sehr erheblichen Vermehrung amerikanischer Guthaben, aus eigener Kraft.“

Die Ausführungen von Helfferich stimmen vollständig damit überein. Er warnt vor der Überschätzung der Abhängigkeit Deutschlands von ausländischem Geld. Er bezeichnet es als einen groben Schwindel, wenn 1911 von Paris aus die Nachricht in die Welt geschickt wurde, Pierpont Morgan oder andere amerikanische Finanzleute hätten Deutschland ihre Hilfe angeboten unter der Bedingung, daß Deutschland in den Marokkoverhandlungen gegenüber Frankreich binnen zweimal 24 Stunden nachgebe. Aber er betont, daß derselbe Faden in feineren Nummern mehr oder weniger allgemein auf einer ganzen Anzahl von Spindeln gesponnen worden sei, und daß die Mythe von der unbedingten Abhängigkeit Deutschlands von ausländischem Geld auch noch 1912 von französischen Fachblättern verbreitet wurde. Demgegenüber stellt er fest, daß diese Abhängigkeit schon vor Jahren beträchtlich geringer gewesen sei, als man in weiten Kreisen annahm, und daß sie sich seit 1911 noch ganz erheblich verringert habe, so daß Deutschland nicht nur die ausländischen Gelder zur Not entbehren könne, sondern auch stark genug sei, eine so große industrielle Ausdehnung, wie sie gerade im Laufe des Jahres 1912 stattgefunden habe, so gut wie ausschließlich mit eigenen Mitteln zu finanzieren. „Als zur Zeit der schlimmsten Zuspitzung der Marokkokrise (September 1911) im Ausland die Mär verbreitet wurde, die Deutsche Bank suche händeringend diesseits und jenseits des Atlantik zu Wucherzinsen ein paar Millionen, konnte die Deutsche Bank öffentlich erklären: sie habe seit Jahren so disponiert, daß nicht nur

keine Verschuldung an das Ausland bestehe, sondern daß im Gegenteil die Bank im Auslande über starke Reserven verfüge, die jederzeit herangezogen werden könnten. Sie konnte hinzufügen, daß sie insbesondere seit längerer Zeit grundsätzlich davon abgesehen habe, in irgendeiner Form kurzfristiges Geld aus Frankreich anzunehmen.“ Helfferich betont, man habe im In- und Ausland zu wenig in Betracht gezogen, daß den kurzfristigen Forderungen des Auslandes an Deutschland sehr umfangreiche ähnlich geartete Forderungen Deutschlands an das Ausland jederzeit gegenüberständen. Von dem kurzfristigen Auslandsgeld hat sich dann aber Deutschland nach einer Feststellung des Reichsbankpräsidenten im Laufe des Jahres 1912 so gut wie ganz befreit; die amerikanischen Gelder, die 1911 unsere letzte Rettung gewesen sein sollten, sind sehr bald wieder zurückgeflossen.

Das ist der Tatbestand der Krisis von 1911; alles andere ist Phantasie oder Schwindel: der von Fachleuten gar nicht ernsthaft diskutierte Satz von 90 Prozent an fremdem Geld in dem deutschen Betriebskapital, die Vereitelung der Kriegsabsicht durch die finanzielle Schwäche, die pikanten Einzelheiten über die Intervention der Regierung und des Kaisers selbst. Es sind aber effektvolle Vorgänge und Motive, die in dem politischen Tendenzroman des Herrn Usher ihre Wirkung nicht verfehlen.

In den Ausführungen des Herrn Usher über die Finanzkrise von 1911 spielt schon die wirksame Betätigung der Verbindung Amerikas mit England und Frankreich eine Rolle. Diesem Verhältnis hat der Verfasser ein besonderes Kapitel gewidmet, und die Mitteilungen und Betrachtungen über diesen Gegenstand verdienen wohl besondere Be-

achtung: wir werden annehmen dürfen, daß er mit den eigentlich amerikanischen Verhältnissen und Problemen besser Bescheid weiß als mit den europäischen, insonderheit mit den deutschen, die ihm offenbar nur sehr unvollkommen bekannt sind.<sup>1)</sup>

Was er nun über die Stellung der Amerikanischen Union in der Weltpolitik sagt, ist von außerordentlichem Interesse und verdient wohl allgemeiner bekannt zu werden. Er stellt nämlich ohne Umschweife die Tatsache fest, daß seit dem Sommer 1897 ein zwar ungeschriebenes, aber nichtsdestoweniger sehr festes und wirksames Bündnis zwischen den Vereinigten Staaten einerseits, Frankreich und England andererseits besteht, dessen Spitze sich gegen Deutschland richtet. Der Verfasser sagt geradezu, es sei ein Übereinkommen dahin getroffen worden, daß im Falle eines Krieges, der von Deutschland oder

1) Dafür mag nur auf die Bemerkungen über Süddeutschland auf S. 258 verwiesen werden oder auf die Vorstellung, daß nicht nur im Reichstag, sondern auch „in den beiden preußischen Häusern“ die sozialdemokratische Partei alle anderen überflügelt hätte (S. 267). Die gelegentlich eingestreuten statistischen Angaben sind recht anfechtbar. Als besonders unrichtig ist mir die über die öffentlichen Schulden aufgefallen (S. 66). Deutschland erscheint dabei mit nur 15 Dollars auf den Kopf, während England 80, Frankreich 150 aufweist. Der Verfasser hat den groben Irrtum begangen, dabei die Schulden der Bundesstaaten ganz außer Acht zu lassen und nur die des Reiches zu zählen. Nach der sehr sorgfältigen und sachkundigen Berechnung von Riesser (Finanzielle Kriegsbereitschaft, 2. Aufl., S. 36) kommen in Deutschland auf den Kopf der Bevölkerung ca. 315 Mk., in Frankreich ca. 658, in Großbritannien 296. Ganz unverständlich ist die Bemerkung S. 65, daß die gleich verfügbare deutsche Armee zweimal so stark sein soll als die englische auf dem Papier und viermal so stark als die französische.



Österreich-Ungarn zur Ausführung des pangermanistischen Planes begonnen werde, die Vereinigten Staaten sich ohne Zögern zugunsten von England und Frankreich erklären und ihr Äußerstes tun würden, ihnen beizustehen.

Natürlich ist die Entfaltung des „Pangermanismus“ in Ushers Darstellung der eigentliche Anstoß zu diesem Bündnis gewesen. Wir kennen ja aber zur Genüge die Umtriebe, durch die ebendavals England mit Erfolg versucht hat, die Stimmung der öffentlichen Meinung in Amerika gegen Deutschland aufzuregen und die Beziehungen zwischen beiden Völkern zu vergiften. Wir glaubten eine Zeitlang, durch unsere aufrichtigen Bemühungen um ein besseres gegenseitiges Verständnis diese englische Brunnenvergiftung mit Erfolg bekämpft zu haben, aber Herr Usher belehrt uns, daß davon keine Rede sein kann. Dieses ungeschriebene Bündnis zwischen Amerika und den westeuropäischen Staaten fällt mit der Vorbereitung zu dem Kriege gegen Spanien zusammen, dessen kaum verhülltes Ziel die Eroberung der spanischen Kolonien durch die Union war. Natürlich hat — nach Usher — die Union diesen Schritt nur deshalb in diesem Moment für unvermeidlich gehalten, weil sonst begründete Gefahr vorhanden gewesen wäre, daß Deutschland ihr darin zugekommen wäre. Es wäre ja seltsam, wenn nicht auch in diesem Falle Deutschland den Anstoß gegeben hätte; von irgendeinem Versuch, diese Behauptung zu erweisen oder nur wahrscheinlich zu machen, ist freilich bei dem Verfasser keine Rede. England und Frankreich gaben ihre Zustimmung zu dieser Beraubung Spaniens, in der Hoffnung, an Amerika einen Bundesgenossen gegen Deutschland zu gewinnen. Man erinnert sich ja der Reibun-

gen, die bei der Besetzung der Philippinen durch Amerika zwischen dem amerikanischen Admiral Dewey und dem deutschen Vizeadmiral Diedrichs vor Manila 1898 so viel böses Blut gemacht haben; sie gewinnen in der von Herrn Usher eröffneten Perspektive eine größere Bedeutung, als man ihnen sonst zuzuschreiben gewillt sein möchte. Auch das alte, durch diplomatische Enthüllungen sattem widerlegte Märchen wird wiederholt, daß Deutschland damals eine Intervention zugunsten Spaniens versucht habe und daß diese nur an dem Widerspruch Englands gescheitert sei. Die Besetzung der Philippinen war nach den Ausführungen des Verfassers ein indirekter Schlag gegen die deutschen Interessen: im Besitz dieser strategisch wichtigen Position hoffte man Deutschland an kolonialen Erwerbungen und an der Ausdehnung seines Handels und seines Einflusses in Ostasien wirksam hindern zu können. Insbesondere glaubte man damit auch eine beherrschende Stellung gegenüber den holländischen Kolonien einzunehmen. Es gehört nach Herrn Usher mit zu den ungeschriebenen Abmachungen jenes Bündnisses, daß in dem Momente, wo etwa Deutschland gegen Holland vorgeht, diese Kolonien ohne weiteres von den Amerikanern besetzt werden, um für die englisch-amerikanische Interessengemeinschaft die Verbindung zwischen Indien und Ostasien zu sichern. Auch der Panamakanal kommt den britischen Reichsinteressen zugute, namentlich für den Fall, daß einmal der Mittelmeerweg durch den Suezkanal ungangbar werden sollte; aus diesem Grunde hat England nach der Herstellung des Einvernehmens mit den Vereinigten Staaten auf die Rechte, die ihm der Clayton-Bulwer-Vertrag gab, verzichtet. Die Interessengemeinschaft

zwischen der Union und den westeuropäischen Staaten beruht hauptsächlich auf der Handelsverbindung, namentlich auf dem Austausch von Fabrikwaren mit England. Das Bündnis hat denn auch für den Fall eines europäischen Krieges vor allem den Zweck, diesen Handelsverkehr ungestört zu erhalten. Amerika ist in Hinsicht auf die europäischen Staaten nicht offensiv; seine Stärke liegt überhaupt in der Defensive; aber im Stillen Ozean und in Ostasien bedeutet es den offensiven Arm der atlantischen Interessengemeinschaft; besonders die Lösung der chinesischen Frage ist dabei ins Auge gefaßt; der Verfasser scheint an eine Aufteilung in Interessensphären oder dergleichen zu denken. Zugrunde liegt offenbar die Vorstellung, daß Amerika, vorläufig unter Anerkennung der Seeherrschaft Englands, im Atlantischen Ozean mit ihm Hand in Hand gehen muß, um hier Deutschland auszuschließen, daß es aber hoffen darf, im Stillen Ozean allmählich selbst an Englands Stelle zu treten als die vorwaltende Macht. Herr Usher macht aus den imperialistischen Wünschen und Hoffnungen Amerikas kein Hehl. Nicht nur in Ostasien, sondern auch in Amerika selbst wartet die Union nur die günstige Gelegenheit ab, um sich gewaltig auszudehnen. Bis die Zeit gekommen sein wird, die bisherige Kontrolle über

Mexiko und Mittelamerika in tatsächlichen Besitz zu verwandeln und bis etwa ein weiterer Angriff auf China erfolgt, wird die Union keinen erheblichen Anteil an den Feindseligkeiten der Mächte nehmen; sie wird sich darauf beschränken, die Hochstraße des Atlantischen Ozeans offenzuhalten und die britische Handelsflotte zu beschützen. Es liegt nahe, zwischen diesem Programm des amerikanischen Autors und dem tatsächlichen Verhalten seines Vaterlandes im gegenwärtigen Kriege einen Vergleich anzustellen. Er wird keine vollständige Übereinstimmung, aber starke Berührungen ergeben; und mir scheint, daß die Enthüllungen des Herrn Usher doch nicht unwesentlich zum Verständnis der amerikanischen Politik und ihrer eigenartigen Auffassung von Neutralität in diesem Kriege beitragen. Ebenso nahe liegt heute die Frage: wird sich der offensive Arm der atlantischen Koalition auch Japan gegenüber betätigen oder wird Amerika diesen zweifellos gefährlichsten Angriff, der jemals auf den Bestand Chinas und gegen die ostasiatischen Interessen der Europäer und Amerikaner gemacht worden ist, in resignierter Ergebnislosigkeit gegen seinen Freund und Japans Verbündeten England ohne Widerstand hinnehmen? Es ist die Schicksalsfrage für die amerikanische Weltpolitik.

## Wie die Kriegslust in Italien entstanden ist.

Von Karl Vossler.

Italien hat seinem eigenen Bundesgenossen den Krieg erklärt. Warum? In letzter Hinsicht wahrscheinlich, weil es mußte; weil es mit Frankreich und England sich zu weit eingelassen hatte und dem Druck dieser Mächte nicht mehr entgehen konnte. Da muß man

nun weiter fragen: Warum hat es die Schlinge sich um den Hals legen und in das sinnlose, verbrecherische Abenteuer sich hineinziehen lassen? Warum hat es mit dem Gedanken des verräterischen Angriffs auf Österreich so lange gespielt, bis der Gedanke stärker wurde

als der Spieler? Gerade unter den verständigsten Italienern haben viele an die Kriegserklärung nicht geglaubt — bis sie da war. „Italien“, schrieb mir noch vor wenigen Wochen Domenico Gnoli, „ist ein Land, wo sehr viele Dummheiten geschwätzt und gedruckt, aber, wenn es darauf ankommt, nicht begangen werden.“ Und nun ist die größte, vor der er und viele andere gewarnt hatten, begangen worden.

Uns Deutschen ist die Wendung der Dinge fast unglaublich. Wir können uns die Tatsache, daß ein Land ohne dringende Notwendigkeit zum Kriege schreitet, nur mit den Begriffen der Verrücktheit oder des Massenwahnsinns noch einigermaßen erklären. Wer so wie die italienische Kriegspartei nicht nur der Ehre, sondern sogar dem nüchternen Nutzen des eigenen Landes ins Gesicht schlägt, den können wir als zurechnungsfähig kaum noch betrachten. In der Tat hat eine Art politischen Wahnsinns die Geister in Italien erfaßt. Sie haben die Fühlung mit der Wirklichkeit und der eigenen Vergangenheit und den eigenen historischen Aufgaben verloren und sind von Sinnen gekommen. Ich will nicht sagen, die respektabeln, nein, nicht einmal die verständigen und schlaun Erwägungen und Beweggründe, die das Land zum Kriege hätten treiben können, sind in ausreichendem Maße vorhanden gewesen. —

Durch Bestechung mit französischem und englischem Gold mag ein gut Teil der Kriegshetze zwar in Fluß gekommen sein, aber käuflich sind in Italien vielleicht einige Zeitungen, jedoch gewiß nicht die führenden Politiker, gewiß nicht Männer wie Salandra, Sonnino oder Bissolati. Mit Geld allein kauft man sich keine ganze Nation, solange diese noch bei Sinnen ist.

Auch der Haß gegen Österreich, der Irredentismus genügt nicht, um die italienische Kriegswut zu erklären. Gewiß ist es ein alter Herzenswunsch, die italienisch sprechenden Länder, insbesondere Welschtirol, dem Königreiche einverleibt zu sehen. Es ist auch nichts Neues, daß die Unerlösten, die Irredenti, die auf Corsica, in Nizza und Savoyen, in Tunis und auf Malta unter französischer und englischer Herrschaft leben, über den Italienern in Österreich-Ungarn vergessen werden. Man fürchtet die Macht der englischen Panzerschiffe und die Werbekraft der französischen Kultur und traut sich im stillen selbst nicht zu, jene anderen zu erobern und durch die eigene Kultur zu gewinnen. Von Österreich dagegen hoffte man es leichter und bequemer zu bekommen, und so stürzte nun der Wunsch, die Brüder zu befreien, sich mit vermehrter Kraft gegen die habsburgische Herrschaft, die der Italiener sich gar nicht grausam genug ausmalen kann. Aber da hat sich gerade jetzt das Merkwürdige ereignet, daß das gutwillige, friedliche und für Italien höchst bequeme Angebot Österreich-Ungarns den erwachten Kriegshunger nicht mehr besänftigte, sondern aufreizte und übersteigerte. Ganz Italien schien mit einem Male durchdrungen zu sein von dem Grundsatz: Was du rauben kannst, das sollst du dir nicht schenken lassen. Und darin eben liegt Narrheit.

In den Zeitungen konnte man auch vielfach lesen, daß es die Angst vor der Revolution gewesen sei, was Italien in den Krieg getrieben habe. Puttsche, Streiks und lokale Aufstände hat man zwar mannigfache gesehen und den größten erst im vergangenen Jahr in den Gegenden von Bologna und Ancona. Aber wie leicht und rasch sind sie abgetan worden.



Die Regierung, insbesondere Giolitti, hat allen umstürzlerischen Bewegungen gegenüber ein Verfahren zur Anwendung gebracht, das sich bisher als höchst wirksam bewährt hat, aber, wie man heute sehen muß, ebenso gefährlich ist. *Lasciarli cuocere nel proprio brodo* nennt der Italiener dieses Verfahren. Man läßt die revolutionären Mächte in ihrer eigenen Fleischbrühe weich kochen, läßt sie gewähren, setzt ihnen keinen politischen Widerstand entgegen und sorgt nur durch Polizei und Militär, sobald es nötig ist, für die Sicherheit der Straßen und Häuser. Diese ultra-liberale Regierungsweise lebt von der Voraussetzung, daß eben dadurch, daß man den Dingen ihren natürlichen Lauf läßt, das Vernünftige und dem Staatswesen Heilsame sich durchsetzt, daß auch die revolutionären Parteien ihre guten und berechtigten Beiträge ins öffentliche Leben bringen, während das Ausschweifende, das Phrasenhafte und Närrische, das sie mit sich führen, dem Spott, der Lächerlichkeit und der Abneigung der bürgerlich gesitteten Wahrheit verfällt und sich von selbst erledigt. Giolitti gilt als der Vater oder Erfinder dieser Regierungsweise.

Giolitti ist ein Mann voll gesunden Menschenverstandes, aber auch voll ebenso gesunder Triebe und Appetite. Er mag an sich selbst die Erfahrung gemacht haben, daß man im Rahmen der bürgerlichen und sanitären Ordnung diesen Trieben gar vieles erlauben und vieles leisten kann und daß eine gute Gesundheit, ein guter Name, eine gute Einrichtung, wofern das Decorum gewahrt wird, mehr, viel mehr aushalten, als ein Mensch von Grundsätzen sich träumen läßt. So ist er der geborene Meister der Extratouren, der Kompromisse und geheimen Abmachungen.

Übrigens hat Giolitti die ultraliberale Regierungsweise nicht geschaffen, sondern übt nur mit vollendeter Gewandtheit, was andere schon lange vor ihm versucht haben. Im Grunde ist diese Regierungsweise ein echtes Kind der Romantik, und zwar des katholischen Liberalismus. Freilich, jene Romantiker aus den Tagen Alessandro Manzoni waren von dem hohen religiösen und sittlichen Glauben erfüllt, daß eine mächtige, weise und gütige Gottheit über dem Schicksal der Völker wache und daß durch göttliche Fügung das Böse, Unvernünftige und Bedrohliche dem Heil der Menschheit und der Nationen schließlich dienstbar gemacht werde. Nur deshalb, weil Gott selbst am Webstuhl der Zeit sitzt und die schwarzen Fäden so gut wie die weißen zu verwenden weiß, nur deshalb, meinten sie, müsse der politische Machthaber sich aller gewaltsamen Eingriffe enthalten und dürfe nur allen Parteien die Bahn frei machen. — Bei den heutigen Giolittianern ist dieser religiöse und ethische Nerv des italienischen Liberalismus völlig zerfault. Sie lassen Gott nur insofern noch einen guten Mann sein, als sie sich in keiner Weise um ihn kümmern. Sie fahren fort, die äußere Praxis eines Liberalismus zu üben, dessen Seele ihnen längst abhanden kam. Damit ist ihre Politik entartet zur gedankenlosen Lässigkeit, zur kurzatmigen Gelegenheitsmacherei, wenn nicht zur banalen und feigen Spitzbubenschlauheit. Die Folge ist in dem heutigen Italien Schwächung aller politischen Autorität, Lockerung aller politischen Grundsätze und Überzeugungen, Verwirrung und Mischmasch aller Programme, Erschlaffung aller sachlichen, gesunden, überpersönlichen Gegensätze und Spannungen, kurz, eine schleichende Anarchie, die heute zum Ausbruch kommt.

In den letzten Jahren hat man sie wenig empfunden, weil es dem Lande äußerlich gut ging, der Wohlstand sich hob, jeder in seine persönlichen Geschäfte versunken war und der Mechanismus der Verwaltung verhältnismäßig glatt arbeitete. Dazu kommt, daß das Heer im libyschen Krieg eine dankbare Aufgabe gefunden und mit geringer Anstrengung wenigstens beim italienischen Publikum reichliche Lorbeeren geerntet hat und sich nun wieder eines großen Ansehens erfreut. So bot Italien dem oberflächlichen Beobachter das Bild eines leidlich geordneten und gedeihlichen staatlichen Lebens: bis die Erschütterungen des Weltkriegs kamen und die Schwäche der Regierung, die Verwirrung der Parteien und der Mangel an politischer Erziehung und militärischer Vorbereitung in erschreckender Weise zutage traten. Anfangs konnte man glauben, daß wenigstens die Freunde des Königtums für Bündnistreue oder Neutralität eintreten und nur die völlig französisierte radikale und republikanische Demokratie den Krieg an Frankreichs Seite betreiben würden. Da aber Regierung und Königtum, dank der eben gekennzeichneten liberalen Charakterlosigkeit und Gelegenheitsmacherei, seit langer Zeit sich gewöhnt hatten, mit allen Mächten und besonders mit den demokratischen zu paktieren, so wurden sie getrieben, wohin der Zufall sie warf. Salandra, Sonnino, Martini, Bissolati: sie alle sind von der Schule Giolittischer Regierungskunst verdorben worden.

Sidney Sonnino, der gegenwärtige Minister des Auswärtigen, unterscheidet sich allerdings als Mensch und Staatsmann stark von Giolitti. Neben dem italienischen hat er englisches und jüdisches Blut in den Adern: ehrgeizig, schweigsam, doktrinär, verschlossen, ungewandt

im parlamentarischen Redegefecht, ursprünglich streng demokratisch und allen persönlichen Abmachungen und Kompromissen abgeneigt, spröde und unfähig sich anzupassen, aber leidenschaftlich und zäh, wenn er seinen Augenblick gekommen glaubt. Da er für allgemeine Grundsätze und Theorien mehr Sinn hat als für das politisch Mögliche und für die wirklichen Machtverhältnisse, so hat er sich bisher immer nur kurze Zeit am Ruder halten können. Seine Ministerien waren meist recht kurzlebig. Jetzt aber erscheint er als der berufene Mann, um an der Spitze des Volkes durch dick und dünn zu gehen und den Kopf an die Wand zu rennen.

Vorher, unter normalen Verhältnissen, vermochte er es nicht zu hindern, daß jahrzehntelang dem Volk jede Unart und Laune nachgesehen wurde. Die Regierung hat Generalstreiks der törichtesten Sorte erlaubt und hat insbesondere die Wühlarbeit des französischen Hasses gegen Kirche, Monarchie und Deutschtum in Ruhe vor sich gehen lassen. Jeder Volksverführung und Narrheit hat sie das Gastrecht gesichert.

Ich möchte damit nicht gesagt haben, daß die radikale Demokratie, wie sie aus der Französischen Revolution hervorgegangen ist, ohne weiteres Narrheit sei. In Italien hat sie Vertreter gehabt wie Mazzini, Garibaldi und Carducci, denen man — trotz ihrer doktrinären Verbohrtheit — die Charaktergröße und den edeln Willen nicht absprechen darf. Mit Gewalt, mit Feuer und Schwert, mit Verschwörungen, Geheimbünden und Freischaren wollten die Anhänger Mazzinis und Garibaldis die Freiheit aufgerichtet wissen. Meist dachten sie sich diese in der Form eines großen Bundes von republikanischen Nationalstaaten, wobei die ewigen

Werte der Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit und die unerbittlichen Gesetze mehr gelten sollten als aller menschliche Herrscherwille. — Aber, wie die Liberalen des heutigen Italiens ihren Glauben an Gottes Fügung, so haben die Radikalen ihre Hingabe an die ewigen Gesetze verlernt. Der Radikalismus ist ausgeartet zur kleinlichen, unduldsamen Hetze gegen Kirche und Thron und zur Auflehnung gegen jede persönliche Autorität überhaupt, wozu noch als veralteter Rest aus den Befreiungskriegen die deklamatorische Bekämpfung einer sogenannten deutsch-österreichischen Fremdherrschaft kommt. Das klassische Beispiel dieser Entartung bietet die italienische Freimaurerei. Sie ist mehr und mehr ein Brutnest des Radikalismus geworden, in dem sich allerlei Streber und dunkle Ehrenmänner zusammenfinden. Die nur von den Dummen noch geglaubte Phraseologie der französischen Aufklärung und Revolution gibt hier den Deckmantel für eine geheime, im ganzen Lande berüchtigte und gefürchtete Günstlingswirtschaft.

Liberalismus und radikale Demokratie sind die zwei großen politischen Gesinnungsarten, aus denen der nationale Einheitsstaat des modernen Italiens im Laufe des 19. Jahrhunderts geboren wurde. Heute noch beherrschen sie den ganzen Mittelstand. Von beiden ist aber heute nur die Manier und die Phrase, nicht mehr der ehrliche Glaube am Leben. Jede von beiden hat durch ihre Zersetzung eine besondere Art von Zuchtlosigkeit erzeugt. Die mißbratenen Kinder der einen Richtung sind zuchtlos indem sie alles hinnehmen und sich gefallen lassen, die der andern Richtung indem sie jede staatliche Einrichtung angreifen und keinen Herrn über sich dulden. Die Geister des Schlendrians und der Auflehnung haben den

Boden bereitet, auf dem die Kriegshetze sich heute tummeln kann.

Aber all das bisher Erwähnte: weder die Bestechung noch der Haß gegen Österreich noch die Lockerung jeder politischen Zucht, genügt nicht, um die Wut zu erzeugen, mit der das Volk sich in das Abenteuer stürzt. Ich glaube, um diese Raserei zu verstehen, muß man wissen, daß es seit einigen Jahren, seit 1910, in Italien eine Partei oder besser gesagt eine Richtung gibt, die in der Tat den Krieg um des Krieges willen verherrlicht und anstrebt. Diese Schwärmer nennen sich Nationalisten. Mehrere von ihnen habe ich, ich will nicht sagen die Ehre, aber das Vergnügen, persönlich zu kennen. Es sind nämlich zumeist amüsante Menschen: Schriftsteller, Dichter, Künstler, Journalisten und eine große Schar von halbwüchsigen Mitläufern: Studenten und Gymnasiasten. Ihr Führer, Federzoni, ist Literat, ihre politische Bildung ist laienhaft. Es lohnt nicht die Mühe, ihre Gedanken über die Gefahren der Demokratie und des Freihandels, über die Vorzüge der Eroberungspolitik und des Krieges im einzelnen darzustellen. Am besten versteht man sie, wenn man ihre Verwandtschaft mit dem Ästhetentum kennt. Ihrer vorherrschenden Stimmung und Richtung nach gehören sie zu den Ästheten der Politik.

„Schön müssen die Unternehmungen der Nation sein!“, so sprechen sie. Schön ist aber nur das Große, das Kühne, das Fürchterliche und Verwegene, bei dem den Philister, den Bourgeois, eine Gänsehaut überläuft. Schön ist der Granatenhagel, die Metzelei, das Blutbad, die Bauchaufschlitzung eines Panzerschiffs, schön das Gewimmer der Sterbenden und der Gestank von Aas und Leichen, schön über alles aber Italia, das lateinische Weib, das die Barbaren zertritt.



Wie beschränkt, eng und feig ist doch gegen all die Schönheit und Großheit dieses wollüstigen Phantasie- und Sinentaumels das Bedenken, daß der Verrat am Bundesgenossen am Ende etwas Häßliches sein könnte. Wir alle kennen den lautesten Sprecher dieses Schönheitsevangeliums: Gabriele D'Annunzio. Am 19. Mai hat der König Viktor Emanuel diesen Narren zu einer dreiviertelstundenlangen Besprechung empfangen, und jetzt ist er Leutnant geworden. Als Jüngling, d. h. vor 25—30 Jahren, war D'Annunzio ein hochbegabter Dichter. Mit unerhörter Reinheit und Tiefe des Wohllautes hat er die Lust, die Qualen, die Angst und die Dumpfheit der Bestie im Menschen gesungen. Das einzig Echte und Aufrichtige, was er denkt und dichtet seit seinem 16. Jahr, sind sinnliche Sensationen von der primitivsten bis zur raffiniertesten, von der einfachsten bis zur gequältesten. So hat er gelebt und gearbeitet als ein Genie im menschlichen Tierreich: diesseits von Gut und Böse, Wahr und Falsch, allem begrifflichen Denken und sittlichen Wollen verschlossen. In demselben Maße etwa, in dem das ungebärdige Fleisch des Menschen zahm wird, ist der Künstler in D'Annunzio ausgebrannt und nur die Meisterschaft des hohlen Wortes, der Phrase und der Reklame noch übriggeblieben. Jetzt, da es ihm nicht mehr gelingen will, Blutbäder, Vergewaltigungen, Massen- und Lustmorde in vollendeten Wortbildern vor das Publikum zu stellen, jetzt, nachdem die Muse ihn verlassen hat, ergibt er sich dem Unfug auf Straßen und Plätzen, schreit und hetzt, bis ganz Italien sich in den größten politischen Lustmord der Weltgeschichte gestürzt hat.

Man kann sich den Einfluß D'Annunzios auf seine Landsleute kaum groß

genug vorstellen. Ich meine nicht den politischen, sondern, was tiefer geht, den seelischen Einfluß. Vor 15 und 20 Jahren gab es kaum einen Jüngling in Italien, der vom D'Annunzianismus, d. h. vom phantastischen Schwelgen in der Sinnlichkeit, als dem höchsten Lebensprinzip nicht angesteckt gewesen wäre. Die Jünglinge von damals sind heute Männer und bilden den Kern der Nation.

Der D'Annunzianismus ist im Grunde nur die südländische Spielart des Ästhetentums, das mit Baudelaire, mit Nietzsche und Stefan George, mit Oskar Wilde und wie sie sonst noch heißen mögen, auch in den Großstädten des Nordens sein Wesen treibt.

Nun hat diese Richtung aber, die anfangs nur auf den Gebieten der Philosophie und der Kunst sich äußerte und in das beschauliche Leben verschlossen war, sich neuerdings mit einem Sprung in das tätige Leben gestürzt. Anfangs hieß es: Schönheit und Kunst als Selbstzweck, *l'art pour l'art*. Dann wurde diese vom Leben unabhängig gemachte Kunst über alles andere gestellt als die höchste Leistung des Menschen, und schließlich wurde sie gar zur Norm, zum Vorbild und Gesetz unseres ganzen Daseins und Wirkens gemacht. Wie ein Künstler sein Werk, sollen wir unser Leben gestalten, erhaben über jede andere Rücksicht, eine Dichtung oder Symphonie daraus machen, frei wie der Maler mit den Farben und Linien, mit unserem Sollen und Wollen, mit unseren Taten und Pflichten spielen. Heiter und leicht wie der Tänzer wandle der Mann durchs Leben. Was der Pedant den Ernst des Lebens nennt, das ist seine eigene Dumpfheit und Plumpheit, seine Unfähigkeit zum sieghaften Spiel, zum künstlerischen Lebensstil. Das ernste Volk der Deutschen ist eine Herde

von Schulmeistern und Barbaren; den Romanen aber und den Italienern vor allen ward es gegeben, sich aus den Zufällen der Erde ein heiteres Dasein in eitel Schönheit und souveränem Genuß und in göttlichem Lachen zu formen. Von jeher waren Schönheit und Kunst ihre besondere Sendung, und ebendarin liegt die Gewähr, daß sie die Herren der Erde sein werden. Im Spiel mit der fürchterlichsten Wirklichkeit, mit Krieg und Elend und Schmerz soll ihre Kraft sich stählen, damit sie, immer stärker und schöner, die Menschen der Zukunft seien.

Durch diese Kette von Gefasel hindurch eine ursprünglich rein ästhetische Lehre zu einer politischen gemacht zu haben, das ist vor allem die Leistung der Futuristen: Marinetti und Genossen, die in Mailand ihren Sitz haben. Seit 6—7 Jahren behelligen sie die ganze Halbinsel mit ihrer schreierischen Propaganda. Ihre Gedichte, ihre Malerei und Geräuschmusik, kurz, ihre künstlerischen Fratzen werden zumeist ausgepiffen; sooft sie aber am Schluß ihrer Vorstellungen auf das Politische kommen und „abbasso l'Austria!“ brüllen oder „evviva la guerra!“, heulen Gebildete und Pöbel ihnen Beifall zu. Diese tatendurstigen Künstler und Krafthuber, denen es im Grunde gleichgültig ist, gegen wen man kämpft, vorausgesetzt, daß nur Krieg geführt werde, hätte eine geschickte Diplomatie vielleicht auf unsere Seite ziehen können. Zu Anfang des Krieges waren wenigstens die Nationalisten noch franzosenfeindlich.

Es mag übertrieben scheinen, wenn ich einer Handvoll geistiger Müßiggänger und Lebensdilettanten wie D'Annunzio und den Futuristen einen so entscheidenden Einfluß auf die Geschicke ihres Landes einräume. Ist denn Italien

nicht voll von nüchternen, gediegenen Arbeitern der Landwirtschaft, der Industrie, des Handels und Gewerbes, der Schule, der Forschung und der Wissenschaft, kurz, von Leuten, die ein tüchtiges Gegengewicht gegen jene Schwärmer bilden konnten? Zweifellos haben auf vielen Gebieten die Italiener seit 1870 Großes und Wertvolles geleistet. Überall ist es aufwärts und vorwärts gegangen, so daß ein englischer Politiker sie mit widerwilliger Anerkennung die Deutschen des Mittelmeeres genannt hat.

Aber alle Italiener, vom Analphabeten in den kalabrischen Bergen bis zu den Bildungsfexen der norditalienischen Großstädte haben ein sinnliches Künstlerblut in den Adern. Das wallt auf und schlägt rascher, wenn man ihnen vom Glück der Phantasie und vom Ruhm der Schönheit spricht. Dieses Volk, das die klangreichste Sprache, die lieblichste Musik, die abgeklärteste Baukunst und Malerei hervorgebracht hat und dessen besondere Stärke das Ästhetische ist, hat in eben dieser Begabung auch seine besondere Schwäche. Schon einmal ist das ganze nationale Dasein, die ganze politische Freiheit Italiens an dem Übermaß der künstlerischen Begabung zugrunde gegangen. Im 15. und 16. Jahrhundert, als Italien sich selbst überlassen war und ungestört vom alten deutschen Kaiserreich, ähnlich wie England und Frankreich, seine nationale Einigung hätte bewerkstelligen können, verfiel es der Fremdherrschaft, weil die beste Kraft seines Wollens und Denkens auf die Welt der Träume und der schönen Künste sich richtete. Und auch damals war es eine sinnliche und wollüstige, heitere und der Bitternis der Wirklichkeit abgewandte Kunst: Raffael, Tizian, Palestrina, Ariost, Tasso. Damals

suchte man die Schönheit der stillen, apollinischen, arkadischen und idyllischen Wollust und tröstete sich mit Madrigalen und Bildwerken über die staatliche Zerrissenheit und Knechtschaft. Heute sucht man die geräuschvolle, dionysische und rasende Wollust und will die Träume der Kunst mit dem Kanonengebrüll des Weltkriegs verwirklichen, und um eine schöne Vision zu haben, will man Völkerschlächten liefern und den mühsam ersparten Wohlstand des Volkes in einem prachtvollen Feuerzauber aufgehen lassen. — Je mehr man der Naturanlage und der Geschichte der Italiener nachdenkt, desto mehr müssen ebendiese Ästheten der Politik, die Nationalisten, D'Annunzianer und Futuristen, einem als die gefährlichsten und trotz ihrer Minderzahl einflußreichsten Verführer des Volkes erscheinen. Eine Fülle von Ereignissen und diplomatischen Verhandlungen, die sich gar nicht übersehen lassen, haben sich zusammengefunden, um diesen gewissenlosen Versuchern eine ungeahnte Macht über die Gemüter zu verschaffen. Man bedenke auch, wie sehr künstlerisch veranlagte Naturen zu Gefallsucht und Eitelkeit neigen, und man wird verstehen, wie der künstlerische Einschlag im Nationalismus die Eitelkeit des Volkes ins Grauenhafte gesteigert hat. Französische und englische Diplomaten und Journalisten haben es vorzüglich verstanden, diese Schwäche auszunützen. Sie haben mit jeder Art von Schmeichelei den Italienern eingeredet, daß von ihrem Eingreifen die Entscheidung des Weltkriegs abhängt, daß sie das Zünglein an der Wage und, wenn sie nur wollten, die Retter der Zivilisation gegen die Barbaren sein könnten. Sich in der bescheidenen Verborgenheit der Neutralität zu halten, fiel der italienischen Großmannssucht mit jedem Tage

schwerer. Man kam sich vor wie ein sitzengebliebenes Mauerblümchen, indes die anderen Großmächte sich in beneidenswert wildem Kriegstanz auf der Weltbühne schlangen und alle Bewunderung der Menschheit auf sich zogen. Für den richtigen Italiener gibt es kaum ein größeres Unglück, als unbemerkt durchs Dasein zu gehen. So hat sich zum Künstlerwahn der Größenwahn gesellt, um die ganze Nation zu verblenden.

Nur zwei Stimmen noch gab es, die das Volk in letzter Stunde warnen und zur Besinnung hätten bringen können: die Stimme der sozial Gesinnten und die der christlich Gesinnten, die Sozialisten und die Klerikalen und etwa diejenigen nichtpolitischen Männer, die mit der einen oder andern dieser Parteien sympathisieren.

Die Klerikalen verfügen zwar über bedeutende Geldmittel und haben in der Gemeindeverwaltung vieler Städte und Dörfer die Oberhand. Von der großen Politik aber haben sie auf ausdrücklichen Wunsch des Vatikans sich bisher sogut wie ganz zurückgehalten. Seit wenigen Jahren erst beteiligen sie sich zögernd und schüchtern an den Wahlen für die Abgeordnetenversammlung. Ihre Vertretung ist dort noch so spärlich, daß die Stimmenzahl kaum ins Gewicht fallen konnte. Ihre Zeitungen sind wenig gelesen und könnten einen aussichtsreichen Kampf mit der lärmenden Presse des Liberalismus und Radikalismus nicht aufnehmen. Dazu kommt, daß ihre Stellung zum Sozialismus, der in der Entscheidungsstunde ihr einziger Verbündeter hätte sein können, eher feindlich als freundlich ist. Ein altes gegenseitiges Mißtrauen trennt sie. Es mag sein, daß dem Klerikalismus in Italien noch eine bedeutende Zukunft beschieden ist. Er hat sich durch seine



Zurückhaltung von der Politik geläutert und hat einen reichen Schatz von ehrlicher, gediegener Überzeugung, von Charakter und Machtmitteln aufgespeichert — aber der gegenwärtige Augenblick ist ihm nicht günstig; denn durch eine hohe Mauer grundsätzlicher Unversöhnlichkeit ist der Vatikan vom italienischen Staatsleben noch immer abgesperrt. Um diese Steinwand abzutragen, bedürfte es viel guten Willen und Zeit.

Was endlich die Sozialisten betrifft, so waren sie mit sich selbst nicht einig und wurden von der befreundeten Seite der radikalen Demokratie her und schließlich wohl auch durch den geschwellenen, immer eindringlicher rufenden Appell an das Nationalgefühl

in das Lager der Kriegslustigen herübergezogen. Der strenge, offizielle internationale und revolutionäre Sozialismus aber hat sich verkrochen und ist bei dem großen Waffenlärm merkwürdig kleinlaut geworden.

Um der kriegstrunkenen Masse, die in den Tagen der Entschließung sich durch die Straßen wälzte und alles niederschlug, was sich ihr entgegenstellte, Vernunft beizubringen und die Wahrheit zu sagen, hätte es einer beinahe übermenschlichen Beherztheit bedurft. Der große Charakter und Staatsmann, der solche Beherztheit hätte aufbringen können, war in Italien nicht zu finden. Wer ihn auf dem Königsthron suchte, ist schwer enttäuscht worden.

Straßburg, 2. Juni 1915.

## Die Umkehr eines Philosophen.

Von Max Kuttner.

Der Senior der französischen Philosophen, Émile Boutroux, hat sich im Oktoberheft der Revue des Deux Mondes 1914 darüber ausgelassen, wie er uns und unsere Wissenschaft heute einschätzt. Er will philosophisch die Kluft überbrücken, die angeblich zwischen der Kultur Deutschlands und unserem Verhalten im jetzigen Kriege klappe. Die Erklärung findet er darin, daß die deutsche Wissenschaft nur von Spezialisten und Buchgelehrten vertreten werde, deren Seele sie nicht zu durchdringen und deren Charakter sie nicht zu beeinflussen vermocht habe. Boutroux muß während seines Aufenthaltes in Deutschland von einem seltsamen Mißgeschick verfolgt worden sein; denn also schildert er den deutschen Gelehrten im Wirtshaus, im Alltagsleben oder bei seinen Zerstreuungen:

„Quelle vulgarité de goûts, de sentiments, de langage, quelle brutalité de

*procédés chez cet homme, dont l'autorité est inviolable dans sa spécialité! Transportez cet érudit, de sa chaire d'université, sur cette scène de la guerre où la force est à même de régner seule, et où les appétits les plus grossiers ont licence de se déchaîner: il n'est pas très surprenant que sa conduite se rapproche de celle des sauvages et des primitifs.“*

Zur Lösung seiner Aufgabe geht Boutroux von Fichte und den „Reden an die deutsche Nation“ aus. Nun mußte er wissen und weiß auch, daß in diese Reden der Tritt der napoleonischen Gardien und deren aufreizendes Trompetengeschmetter hineinklang. Da war es eine achtungsgebietende Tat, daß Fichte zu retten versuchte, was noch nicht erlegen war, und seinen Volks- und Zeitgenossen — „Ich rede für Deutsche schlechtweg, von Deutschen schlechtweg“ — zurief: Das Zusammenfließen

mit dem Ausland ist euer Untergang. Gedenket daran, daß ihr Deutsche seid. Bleibt euch treu. Das ist das Leben!

Diese Mahnung war zugleich der Weg zur Ermannung und zur Rettung und zeigte in höchster Not einem Kulturvolk den Ausweg aus inneren Schwierigkeiten, die Frankreich verschiedentlich durch das Spiel der Guillotine beizulegen versucht hat.

Boutroux aber schält aus den Reden nur diesen Kern heraus: „*L'Allemand est à l'étranger comme le bien est au mal.*“

Boutroux scheut sich nicht, eine Behauptung aus den französischen Hetzzeitungen zu übernehmen, die nur der Unwissenheit und der Unkenntnis des Deutschen entsprungen ist, nämlich die Deutung der Worte: „Deutschland, Deutschland über alles“ als ein imperialistisches Programm, ein Bekenntnis zu weltobernden Absichten.

Und noch deutlicher spreche sich das Ziel der deutschen Politik *de se venger éternellement de l'insolence du général romain* in dem „berühmten Nationallied“: „Der Gott, der Eisen wachsen ließ“, aus: „So ziehn wir aus zur Hermannschlacht und wollen Rache haben.“

Daß dieses Lied 1813 geschrieben ist, daß es in den Jubelruf ausklingt: „Die Knechtschaft hat ein Ende“, „Wir siegen oder sterben hier den süßen Tod der Freien“, daß es gegen den Mann gerichtet ist, den die Franzosen bald darauf den Händen englischer Kerkermeister überließen, wie sie vordem ihre Jeanne d'Arc englischen Henkern ausgeliefert hatten, um immer erst hinterher die Imstichgelassenen und Hingeopferten zu Nationalhelden und -heiligen zu erhöhen, all das verschweigt Boutroux seinen gläubigen Hörern.

Würden wir uns nicht schämen, das Verfahren Boutroux' nachzuahmen, was für grauenhafte, blutrünstige Grund-

stimmung der französischen Volksseele könnten wir aus den französischen „Nationalliedern“, der „Marseillaise“, der „Carmagnole“, der „Internationale“ herauslesen.

Aber Boutroux gibt seiner Erkenntnis von der deutschen Seele eine tiefere philosophische Begründung. Nach ihm gehe deutsches Denken diesen Weg: Die Vernunft hat zur Voraussetzung die Materie, wie das Licht zur Voraussetzung den Schatten habe. So sind die Gegensätze von Geist und Materie, von Ich und Nicht-Ich, von Gut und Böse eine Notwendigkeit, ja mehr noch, das Gute ist nur eine Idee, eine Abstraktion, das wirklich Schöpferische ist das Böse, und so ergibt sich für die Deutschen das Axiom: „*Le mal est bon, et le bien est mauvais.*“

Zu diesem Paradoxon führe der Idealismus und die Mystik eines Kant und Fichte, die von französischen Gedanken, namentlich denen Rousseaus, ausgegangen seien.

Daß das Gute nur durch das Böse geschaffen werden könne, sei göttliche Weltordnung nach deutscher Auffassung; denn Mephistopheles erkläre ja rund heraus: „Ich bin ein Teil von jener Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft!“

So will die Blüte der französischen Intelligenz die Menschheitstragödie Faust verstanden haben, das hohe Lied von der Erlösung aus Selbstsucht und Sinnenlust, Irrtum und Schuld durch rastloses, „tätig-freies“ Wirken für die Gemeinschaft.

Der Sinn dieser ganzen Beweisführung Boutroux' ist ja durchsichtig. So ergibt sich nämlich von selbst, daß der Deutsche sich für das erwählte Werkzeug Gottes erklärt, um alle anderen Völker zu unterjochen und auszurotten, daß er dabei keine Rechte, keine Ver-

träge gelten läßt, daß alle Greuelthaten ihm nur ein notwendiges Mittel sind, um sich, das heißt die Kraft, das heißt den göttlichen Willen durchzusetzen.

Das sind im großen und ganzen die leitenden Gedanken des Aufsatzes, den Boutroux im Oktoberheft 1914 in der Revue des Deux Mondes unter dem Titel: „L'Allemagne et la Guerre“ veröffentlicht hat.

Kann der Schreiber jemals deutschem Wesen, deutschem Denken, deutscher Wissenschaft, deutscher Kunst nähergetreten sein? Gewiß, nicht nur aus Saulus ward ein Paulus. Das Leben fast jedes genialen Menschen bietet ja ein erschütterndes und erhebendes Beispiel für solchen tragischen Konflikt, eine solche Losringung, eine Überwindung überkommenen Glaubens, früherer Überzeugung und Liebe bis hin zum Siege, gleichgültig, ob darüber das Individuum erliegen oder sich durchsetzen mag.

Achten wir es daher, so peinlich uns auch die von ihm errungene Erkenntnis sein mag, wenn sich Boutroux, bis dahin stets ein überzeugter und begeisterter Herold deutscher Philosophie in Frankreich, jetzt, allerdings etwas spät, im biblischen Alter von 70 Jahren, zu der geschilderten Erkenntnis deutscher Art durchgerungen hat.

Sehen wir uns aber einmal die Phasen dieses Kampfes an. Der oben skizzierte Aufsatz ist, wie erwähnt, am 15. Oktober 1914 in der Revue des Deux Mondes erschienen. Im November desselben Jahres erschien in Lausanne das September-Oktoberheft der Revue politique internationale. Darin steht die Vorlesung (*La Pensée allemande et la pensée française*), die Boutroux am 16. Mai 1914, also kurz vor Ausbruch dieses Krieges in dem Festsaal der Berliner Universität gehalten hat.

Auch da spricht er von dem Gegensatz von Geist und Materie, von Licht und Schatten, von Gut und Böse, Idealismus und Realismus, aber nur um zu sagen, daß dieser Gegensatz nur scheinbar ist, daß die Materie nur ein Mittel für den Geist ist, um sich zu verwirklichen, daß der Geist sich an der Materie bewußt wird. So zeigt er, daß der deutsche Idealismus zugleich den Realismus in sich schließt. Er weist diese Einheit mit beredten, hinreißenden Worten an der deutschen Philosophie, der deutschen Dichtung, Musik, Geschichtswissenschaft nach. Er zeigt, wie das deutsche Gesellschaftsleben entsprechend dadurch charakterisiert werde, daß jeder einzelne, als Teil einer Gemeinschaft, instinktmäßig denkt, fühlt und handelt im Verein mit dieser Gemeinschaft. Er erzählt, daß er an dem Rathause in Freiburg im Breisgau „diesen schönen Sinnspruch“ gefunden habe:

„Es wirke jeder Geist und jede Hand  
Belebend, fördernd für des Ganzen Wohl!“

War oben das Spezialistentum in der deutschen Wissenschaft gegeißelt, so wird hier ein Loblied auf die deutsche „Gründlichkeit“ gesungen:

„*D'une manière générale, la compréhension du tout dépasse la capacité des individus. . . . De là le principe de la division du travail et de la spécialisation, si savamment et efficacement appliqué en Allemagne. . . . Une teinture générale des sciences et des arts n'est rien. Pour pouvoir, non briller dans une conversation, mais apporter, en quelque matière, une contribution réelle, il faut savoir à fond quelque chose, fût-ce dans un domaine très restreint.*“

Also eine Umschreibung jenes Gegensatzes zwischen französischer und deutscher Art, von dem Madame de Staël (De L'Allemagne) an der Stelle handelt,



wo sie für die Franzosen den „esprit de conversation“ in Anspruch nimmt.

Aber im Sinne der obigen „belle devise“ vergesse der deutsche Gelehrte dabei nicht seine Bestimmung innerhalb des Ganzen, der Gemeinschaft: „*Il sait qu'il doit insérer son action dans un ensemble organisé, pour qu'elle soit efficace. . . . L'individu qui accomplit un devoir envers la communauté se sait, se sent un avec le corps dont il est un membre.*“

Boutroux erzählt, er habe in den Schriften und Worten deutscher Denker oft diesen Leitsatz vertreten gefunden: „Freiheit heißt Einheit des Einzelnen mit dem Ganzen“, und er bemerkt seinerseits dazu: „*Notre meilleur moi, notre moi le plus profond et le plus vrai est celui qui s'identifie avec le moi de la communauté.*“

Dieser Richtung des deutschen Denkens vom Ich zum Nicht-Ich, vom Endlichen zum Unendlichen, vom Menschlichen zum Göttlichen stellt Boutroux die entgegengesetzte Richtung des französischen Denkens gegenüber, die sich in der Verwirklichung jenes Ideals kennzeichne, die das siebzehnte Jahrhundert als „honnête homme“ verstanden habe.

Man fühlt sich versucht, bei dieser Gelegenheit zu bemerken, daß tatsächlich auch der heutige gebildete Franzose noch vielfach auf dem Standpunkte jenes „honnête homme“ steht, wie ihn Lavissee in seiner *Histoire de France* (V2, p.375) malt:

„*Ainsi se prépare «l'honnête homme» du XVII<sup>e</sup> siècle, nourri dans le culte des anciens, formé par une éducation tout intellectuelle, propre à concevoir un certain idéal de beauté littéraire et artistique, mais fermé à toute conception qui n'était pas classique, peu curieux le plus souvent de connaissances scientifiques, aussi incapable de comprendre*

*Shakespeare que de s'intéresser à Newton, indifférent aux problèmes politiques ou mieux, dédaigneux des questions économiques et industrielles, isolé dans la sphère de la pensée pure et dans le monde antique où il s'enferme. Pour lui, l'Europe reste toujours celle des Grecs et des Romains et l'Amérique n'a pas été découverte.*“

Aber hier geht uns ja nicht die Sache, sondern nur die Beweisführung Boutroux' an. Sie kommt darauf hinaus, daß das französische Denken den Menschen zum Endlichen führt, das deutsche dagegen zum Unendlichen, das Band zwischen dem Menschen und dem Göttlichen knüpfend.

So sei, meint Boutroux, für das französische Denken die glücklichste Ergänzung durch das deutsche Denken gegeben. Läßt er in der *Revue des Deux Mondes* durchblicken, daß die deutsche Philosophie gewissermaßen nur ein Plagiat oder besser eine Verzerrung französischer vornehmer Gedanken ist, so erklärt er hier:

„*C'est une loi de l'histoire des individus et des peuples, que leurs créations les plus originales sont provoquées par des influences extérieures, parfois très différentes de leurs tendances propres. Le mouvement littéraire et artistique appelé Renaissance a été déterminé par l'influence de l'antiquité grecque. Mais combien Shakespeare ne diffère-t-il pas de Sophocle, et nos châteaux des bords de la Loire d'un temple grec? Kant a, nous dit-il, appris de Rousseau que la vraie valeur d'un homme ne réside pas dans la quantité de ses connaissances, mais dans sa vertu morale. Comment, cependant, ramener l'impératif catégorique de Kant au sentimentalisme de Rousseau?*

*Il est possible d'écouter, de comprendre, de sympathiser, d'imiter, d'em-*

42\*

*prunter, et, en même temps, de rester soi-même. Les hommes de génie sont ceux qui empruntent le plus. Ceux qui prétendent se créer de toutes pièces une originalité, demeurent stériles.*

Und nach einem begeisterten Loblied auf das deutsche Denken, die deutsche Arbeitsweise und die glänzenden dadurch bedingten Erfolge auf wissenschaftlichem, politischem, ökonomischem Gebiet, schließt er:

*„Que l'esprit français et l'esprit allemand ne craignent donc pas d'entretenir, entre eux, les rapports les plus étroits, de se connaître et de s'apprécier l'un et l'autre aussi largement que possible. Mais que chacun demeure lui-même: il y va de la vigueur, de la fécondité, de la beauté de l'un et de l'autre; il y va de l'intérêt de l'humanité. Ce serait pour celle-ci, comme pour chacune des deux nations, une diminution, de ne posséder plus que le vague résultat du mélange de ces deux natures.“*

Diese sophistische Umkehrung der Beweisführung, wie sie durch die beiden Aufsätze gegeben wird, hat, wie erwähnt, ein drolliger Zufall fast an demselben Tage erscheinen lassen. Nur ein halbes Jahr später, am 9. Mai 1915, ist sich der BOUTROUX der Revue des Deux Mondes in einem Artikel im „Figaro“

treugeblieben und spricht einem größeren Lesepublikum zum Munde dadurch, daß er „*Le Bluff de la Science allemande*“ im großen und ganzen durch zwei neue Dokumente nachweist. Das eine ist eine 1914 erschienene Sammlung von Soldatenliedern, in der sich die Verse finden sollen:

„Wir sind die Meister aller Welt  
In allen ernstesten Dingen“.

Und das andere Dokument ist eine stumpfsinnige, lächerliche Auslegung eines La Fontaineschen Verses durch einen deutschen Übersetzer, den BOUTROUX nicht nennt.

Und dieser Mann, der in der oben angeführten Schilderung des deutschen Gelehrten im Privatleben sich die totgehetzte Hansische Persiflage zu eigen macht, als umgebe jeden Deutschen eine Atmosphäre von Wurst- und Sauerkrautgeruch und Bierdunst, der hat, kurz bevor er den Artikel der Revue des Deux Mondes schrieb, bereitwillig hier in Berlin an vornehmster Stätte das Bekenntnis eines langen, der Wissenschaft gewidmeten Lebens abgelegt und war hier von Freundschaft und Zuneigung, die auf vermeintlicher und betauerter Geistesverwandtschaft beruhte, getragen und gebettet!

## Emerson über den englischen Charakter.

Von Max Rosbund.

Zum Verständnis englischer Politik und englischen Wesens hat die Monatsschrift manchen Beitrag aus diesen Tagen gebracht, von dem man wünscht, daß er auch zur Belehrung der Neutralen helfen möchte. Diesem Zwecke kann auch ein älteres Buch dienen, das von einem Amerikaner und in kühler Ruhe abgefaßt wurde und trotz aller

Eingenommenheit für angelsächsische Art sein Urteil frei und unparteiisch abgibt. Mehr als fünfzig Jahre alt, ist es doch nicht veraltet. Denn in der Tiefe seines Wesens ändert sich ein Volk auch während eines halben Jahrhunderts nicht; und Emerson hat tief geblickt, scharf beobachtet, treffend geurteilt. Das wird ihm allgemein zuge-

standen. In Amerika gilt er als der größte und einflußreichste Schriftsteller<sup>1)</sup>; kam er doch gleich nach den großen Staatsmännern und als erster Mann der Literatur für die Ruhmeshalle großer Männer in Betracht. Dort gelten auch seine *English Traits* als ein geniales Werk. In Deutschland sind sie wenig bekannt geworden und sind, schwer übersetzbar, nur in einzelnen Abschnitten übertragen worden.

Auf englischem Boden ist Emerson vor Abfassung der *English Traits* zweimal, in den Jahren 1833 und 1847 bis 1848, gewesen. England und Schottland hat er besucht, von Freundschaften und Aufmerksamkeiten umgeben. Nicht Orte und Landschaften erweckten sein Interesse; was ihn anzog, waren die Menschen. Mit Wordsworth und Carlyle war er zusammen; auch zu Goethe, wenn er noch gelebt hätte, hätte es ihn gezogen.

Seine Beobachtungen schrieb er sieben Jahre später nieder, auf Grund der neu durchgesehenen Reiseeintragungen und nachdem, wie er bemerkt, diese sieben ereignisreichen Jahre Menschen und Dinge in England stark verändert hatten.

Im Engländer findet Emerson (der nun allein zu Worte kommen soll, so sehr sich auch die Erfahrungen der Gegenwart bestätigend oder widersprechend eindrängen möchten), das Körperliche und Animalische als von bester Sorte, obwohl er gegen den Amerikaner den Nachteil größerer Körperfülle hat. Eine kräftige, bis ins Alter dauernde Gesundheit kennzeichnet ihn, gute Nahrung ist der Stolz auch der unteren Klassen. Gesund und ausdauernd ist er in Krieg und Arbeit; brutale Kraft

und Wildheit bricht nicht selten hervor. Ihm erscheint der Franzose als arm-selig, verhungert, als Karikatur, während umgekehrt dieser den Briten plump und ungeschickt schilt und von der Engländerin behauptet, sie habe zwei linke Hände.

Ihre Körperkraft üben und stählen die Engländer in allen männlichen Übungen, die sie mit Leidenschaft betreiben. Sie gehen und reiten, so schnell sie können, mit vorgebeugtem Kopf, als seien sie immer eilig. Wie tolle Hunde laufen sie auf der Straße vor sich, sagen die Franzosen. Die Männer von Stande sind alle und von Jugend auf leidenschaftliche Jäger; zu Hause und in allen Erdteilen jagen sie; mit allen Waffen: Flinte, Falle, Harpune, Lasso; mit Hund, Pferd, Elefant, Dromedar jagen sie alles Wild, das es gibt. Nach dem arabischen Sprichwort werden ja die auf der Jagd zugebrachten Tage nicht der Lebenslänge zugefügt. Zu Hause schützen sie sorgsam das Wild; daher die Redensart, es sei sicherer, einen Menschen zu erschießen als einen Hasen. Die jungen Männer, voll Kraft und Tatendrang, suchen Befriedigung in weiten, gefährvollen Reisen und Anstrengungen; sie rudern und segeln von Pol zu Pol, tauchen in Malströme, durchschwimmen Hellesponte, klimmen durch den ewigen Schnee des Himalaya, jagen Löwen, Rhinocerosse und Elefanten in Afrika, zigeunern in Spanien und Algerien, kreuzen zwischen Eisbergen und spähen in die Krater am Äquator.

Die Roheit der unteren Volksschichten freut sich an Box- und Hahnenkämpfen, Bärenhetze, Hinrichtungen und Straßenprügeleien. Der ungebildete Engländer ist brutal; Verbrechen kalter Bosheit fallen ihm zur Last. Die Prügelstrafe besteht in Heer, Marine und Schule. Die Folter kam langsam

1) Vgl. Paul Shorey, Intern. Monatsschr. Sept. 1914.



und spät außer Gebrauch. Das englische Gesetzbuch ist nach eigenem Zeugnis<sup>1)</sup> das schlimmste aller Nationen und für Kannibalen geeignet. Noch 1848 wurden im Unterhause Einzelheiten über Prügel und Folter in Gefängnissen vorgetragen.

Ein Naturtrieb macht die Engländer zu Freunden von Hunden und Pferden; sie rühmen sich, von Pferden mehr als andere Völker zu verstehen. Vielfach ziehen die Studenten die Gesellschaft von Pferden der von Professoren vor, und „ich glaube, die Pferde sind eine bessere Gesellschaft für sie“.

Für das Materielle, Praktische und Nützliche haben sie eine wahre Leidenschaft. In den groben Künsten sind sie mehr geschickt als in den feinen. In Haus-, Wege- und Schiffbau, in Metallbearbeitung und Tuchindustrie sind sie bewundernswert. Ihr praktisches Geschick hat der modernen Zivilisation das Gepräge gegeben. Für Heldentum und Poesie bleibt nicht viel übrig. Geistige Güter stehen nicht hoch in Ansehen; geistige Tätigkeit nur, soweit sie Geld einbringt. Die Einbildungskraft ist nicht entwickelt, reine Liebe zur Erkenntnis und Wahrheit fehlt, wie auch die Liebe zur reinen Schönheit, die wunderbar und unerklärlich auftritt und nicht fabrikmäßig als Birminghamware hergestellt wird. Dieser geistige Materialismus findet sich, natürlich mit Ausnahmen, auch in Wissenschaft und Literatur. Die Naturwissenschaft ist in England so leer an Phantasie und freier Gedankenentfaltung wie ein Frachtgeschäft und steht im starken Gegensatz zum Genius der Deutschen, „dieser Halb griechen, die die Analogie lieben und von ihrem hohen Standpunkt aus und mit Begeisterung für Europa denken.“

1) Sir Samuel Romilly, *Observations on Criminal Law of England*, 1810.

Auch vermögen die Inselbewohner nicht den deutschen Geist zu verstehen, während die deutsche Wissenschaft die englische mit umfaßt.

Dagegen ist die Kunst des behaglichen Lebens hoch entwickelt und wird mit großem Aufwand, auch mit Geschmacklosigkeit gepflegt. In Wohnung und Kleidung ist man praktisch, in der ganzen Lebenskunst überhaupt einige Jahrhunderte der übrigen Welt voraus. Dazu hilft der große Reichtum, vor dem man eine reine und unbegrenzte Hochachtung hat. Der Engländer lebt nicht über seine Mittel, aber auf seinen Besitz ist er stolz; gute Kleider, Wagen und Pferde sind ihm wie ein Verdienst und zuverlässiges Zeugnis. Armut ist ein Vorwurf, das Wort Bettler ein äußerstes Schimpfwort. Die Nation wünscht, von begüterten Männern vertreten zu sein. Doch sind die Lords nicht im Parlament anzutreffen; sie sind auf ihren Gütern und verzehren sich in Langerweile oder sind auf Reisen. Warum sollten sie arbeiten, wenn jeder im Lande für sie schafft und entbehrt, bevor sie selbst zu Schaden kommen? Der Großgrundbesitz ist in den Händen weniger. Wie ein Rest aus der Feudalzeit erscheint die schroffe Ungleichheit in Besitz und Recht, ferner das beschränkte Wahlrecht, die sozialen Schranken, die die eine Klasse begünstigen und die Masse unterwürfig machen. Der Besitzende, Bevorrechtigte zeigt keine Milde, keine Schonung dem Abhängigen; der Herr keine Teilnahme dem Diener, der seinerseits eine solche nicht erwartet. Die Nachsicht des Vorgesetzten würde auffallen und ihm sein Ansehen mindern.

Das Keltische, Germanische, Normannisch - Französische haben sich verschmolzen und zu dem englischen Volkstum sich entwickelt, das dann, Jahrhun-

derte lang wenig gestört und beeinflußt durch fremde Art, stark und eigenartig sich entwickelt hat. Einzelne Züge im Charakter eines Volkes auf die Abstammung zurückzuführen, wird immer schwierig sein. Gern rühmen sich noch jetzt Männer in Amt und Würden der Abstammung von den edlen Normannen. Diese, die Begründer des Hauses der Lords, waren Söhne beutegieriger und wilder Seeräuber und waren selbst nichts anderes. Sie raubten, plünderten, brannten und begingen alle Greuelthaten, bis alles Englische an den Rand der Vernichtung gebracht war. Ihre Wappentiere waren Wildschwein, Schakal, Wolf, Leopard und Schlange. Als Rückfall in die räuberische Normannennatur sieht Emerson es an, wenn die britische Regierung Nelson schickte, die dänischen Befestigungen im Sund zu beschießen, und wenn Lord Cathcart die gesamte dänische Flotte mit aller Ausrüstung im Hafen von Kopenhagen wegnahm und nach England schleppte, und das alles ohne Kriegszustand.

Zwei verschiedene Anlagen sind im englischen Charakter wahrnehmbar: praktisches Geschick und Nachdenklichkeit, ruhiger Verstand und stumpfe Beharrung, weltweiter Unternehmersinn und fromme Sitte und Heimatsinn, Mut und zartes Gemüt.

Nach außen geben sich die Engländer meist langsam, ruhig, gleichmütig, schweigsam, entschlossen, als wenn sie ihre halbe Stärke zurückhielten. Für beschränkt und stumpf könnte man sie halten. Den Franzosen erscheinen sie feierlich, von Natur melancholisch, lebensunlustig. Es fehlt ihnen ganz die leichte Unterhaltung. „Ils s’amusaient tristement, selon la coutume de leur pays“ (Froissart 1400). Die flinkeren Amerikaner hängen ihnen bei oberflächlicher Bekanntschaft die Bezeichnung stupid

an oder vergleichen sie in ihrer schläfrigen Routine einer Schildkröte, die instinktiv mit ihren Krallen sich am Boden festhält, damit sie nicht auf den Rücken geworfen werde. Zäh kleben sie an ihren Gewohnheiten und nehmen ihren Teekessel mit auf den Gipfel des Ätna. Ihre Meinung verfechten sie eigensinnig, auch die törichteste und verderbteste. Burton, der Verfasser der Anatomie der Melancholie (1621), hatte aus den Sternen die Stunde seines Todes vorhergesagt, und Emerson will wohl glauben, daß er, um sein Horoskop nicht zu fälschen, sich selbst die Schlinge um den Hals legte.

Ihr gesunder Verstand hat einen Zug zum Nüchternen, Tatsächlichen, Arithmetischen. Jede Hitze oder Übertreibung wird als irisch, französisch oder italienisch gebrandmarkt. Man liebt nicht den Superlativ, sondern den Positiv; schätzt die statistische Genauigkeit; nicht Worte machen Eindruck, sondern Taten und Helden; vor Tatsachen beugt man sich. In der Schule, auf dem Jahrmarkt, auf der Rednerbühne schlägt man einander die Knochen zu Brei, dann schüttelt man sich die Hände, und die Freundschaft besteht wieder.

Dazu gesellt sich eine starke Willenskraft, die nur das Mögliche unternimmt und die geeigneten Mittel wählt. Persönlichkeit ist das Zeichen dieser Rasse. Unter allen Völkern steht der Brite am festesten in seinen Schuhen. Habe deine eigene Meinung, nimm deinen Weg, du mußt ein Jemand sein; das sind seine Erziehungsgrundsätze und Ideale. Was er tut, tut er mit festem Willen. Mit sich zufrieden, ahmt er niemand nach. Das Recht des Individuums wird zum äußersten getrieben und so weit, als es sich mit der öffentlichen Ordnung verträgt. Man erlaubt jedem und ermutigt ihn zu sein, was er ist, und schützt ihn





im Herzen froh, nicht Franzose zu sein. Er ist anmaßend gegen diese Nation, die ihm ein dunkler Hintergrund ist, auf dem sich seine nationalen Tugenden abheben. Mit Vergnügen erzählt man sich täglich in London die Geschichte von dem Engländer und dem Franzosen, die sich zankten und doch nicht sich schießen wollten. Endlich brachten ihre Freunde sie dazu, und es wurde abgemacht, daß sie ohne Zeugen im dunklen Zimmer die Pistolen gebrauchen sollten. Der Engländer, um niemand zu treffen, feuerte den Kamin hinauf und — brachte den Franzosen herunter.

Spricht der Amerikaner bescheiden von seinem eigenen Lande, so nimmt die englische Gesellschaft ihn ernst und bemitleidet ihn; denn die ganze Welt außer England ist ein Kehrthaus. Dieser Hochmut ist unbegrenzt und findet sich in allen Gesellschaftsschichten, in Zeitungen, wissenschaftlichen Abhandlungen, bei den Dichtern und Eton boys. Und das Ansehen des englischen Namens in der Welt ist fest genug begründet, daß ein solches selbstbewußtes und prahlerisches Auftreten überall möglich ist.

Ist der Engländer auf Reisen, so kümmert er sich nicht um das fremde Land und verschmäht es, sich in seine Art einzuleben. Fremde Sprache nimmt er nicht an, sucht vielmehr die eigene anderen aufzuzwängen. \*Wollte man ihn über fremde Sitte belehren, so macht er nur oh, oh! „bis man ihn in seiner Unkenntnis sterben läßt.“ Es gibt wirklich keine Grenze für diese Eingebildetheit, und Aufgeklärtere unter ihnen geben sich auch Mühe, dies ehrlich einzugestehen.

Eine Engländerin reiste am Rhein und hörte eine Deutsche von ihrer Gesellschaft als von Fremden sprechen. „Nein,“

rief sie, „wir sind nicht Fremde, wir sind Engländer. Ihr seid Fremde!“ Ein naiver und bezeichnender Ausbruch der in jedem Briten steckenden Überzeugung: Die Erde gehört uns, und wo wir sind, da ist britischer Boden.

So auch nimmt der Staatsgedanke Besitz von der Welt. Ihrer günstigen geographischen Lage und historischen Entwicklung bewußt, sind sie von Erfolg zu Erfolg geschritten. Ohne Achtung für fremde Nationalitäten, auf denen es herumtritt, „um London und Londoner in Europa und Asien hervorzubringen“, ist England der stolze Schutzherr, der Gesetzgeber, Instruktor, Verbündete der fremden Stämme geworden, der Herrscher in den Kolonien, dessen Ansehen freilich nicht auf ausgeübter Menschenliebe und Freundschaft begründet ist, so daß es ins Wanken kommt, sobald seine Macht geschwächt wird; ist es seit hundert Jahren der unbestrittene strenge Herr zur See, der Zoll und Segelstreichen von anderen Völkern verlangt. Als ihr Vorrecht den Briten von den Holländern und anderen Seemächten bestritten wurde, und zwar mit der Begründung, daß man auf der Welle nicht Anker werfen noch auf etwas immer Fließendes Besitzanspruch erheben könne, da begnügten sie sich nicht, den Kanal oder den festen Meeresboden zu beanspruchen; „als wenn wir um die Tropfen der See stritten und nicht um ihre Lage oder das Bett dieser Meere. Die See ist begrenzt durch das Reich Ihrer Majestät“ (*All thine shall be the subject main and every shore it circles thine!*). Die See, die nach Virgils Vers die armen Briten ganz von der Welt trennt, ist der Ehering geworden, der sie mit allen Nationen verbindet.

Von den öffentlichen Einrichtungen des Landes beschäftigen den Ameri-

kaner besonders die Kirche, die Politik und die Presse; über Heer und Marine, Schule, Kunst, Theater, Sport findet man kaum mehr als eine gelegentliche Bemerkung. Emerson war sechs Jahre lang unitarischer Geistlicher gewesen, hatte aber kurz vor seiner Reise nach England sein Pastorat aufgegeben. Er war zu sehr Individualist, die Religion war ihm zu sehr Sache des einzelnen, als daß er in seiner Gewissenhaftigkeit länger eine Kirchengemeinde führen wollte. Öffentliches Gebet und Abendmahlsfeier widerstrebten ihm. Später, vor Übernahme eines neuen Pastorats, stellte er die Bedingung, daß er das Abendmahl nicht zu feiern und mit der Gemeinde nicht zu beten habe, es sei denn, daß er im Augenblick selbst zum Beten getrieben werde. Man kann sich leicht denken, daß diesem unabhängigen Sinne die anglikanische Kirche nichts bieten konnte. Sein Urteil ist vernichtend.

Die Religion des englischen gentleman ist ein Stück seiner Erziehung. Er glaubt und denkt, was ihm anezogen ist. Seine Religion ist ein Hersagen, die Kirche eine Puppe, und jede Prüfung dieses Zustandes wird mit einem „Aufkreischen des Schreckens“ abgewehrt. Es ist im wesentlichen die Lehre des Alten Testaments, die an eine Vorsehung glaubt, die den englischen Nützlichkeitsinn respektiert und bei welcher ein Pfund Sterling nicht mit Leichtfertigkeit behandelt wird. Ihre Anhänger sind weder Transzendentalisten noch Christen. In ihrem Gebet für den König bitten sie nicht um Einsicht noch um Recht, sondern daß er in *health* und *wealth* lange lebe. Dieses „jüdische Gebet“ um die äußeren Güter des Lebens findet sich in der ganzen privaten Geschichte. In religiösen Dingen besitzt auch der Gebildete und Verständigste

nicht mehr Denkkraft als der Bischof. Als wenn im Gehirn ein Ventil wäre, das wie bei einer Dampfmaschine nach Belieben geschlossen werden kann, so sieht der Engländer, wenn das Gespräch auf die Kirche kommt, ernst und erhaben drein und schließt das Ventil.

Wenn der gutgekleidete Engländer in seinen glattgebürsteten Hut betet, dann betet nationaler Stolz mit ihm. Er glaubt, er tue etwas Verdienstliches und tue Gott einen Gefallen damit. Im Hause der Lords sagte ein Herzog bei Gelegenheit eines Sieges, er glaube, der allmächtige Gott sei von ihnen nicht gut behandelt worden, und es gezieme sich, daß sie nach so großen Erfolgen in ihrer Großmut ihm eine besondere Anerkennung aussprechen.

Es ist die Kirche der Vornehmen, nicht der Armen. Im Unterhause wurde es ausgesprochen, man habe nie einen Armen mit zerlumptem Rock in der Kirche gesehen.

Die anglikanische Kirche ist milde, Neuerungen abgeneigt, wohl erzogen und schließt ihre Augen bei allen geeigneten Gelegenheiten. Der Hilfsgeistliche ist schlecht bezahlt, der Prälat überbezahlt. Die Bischofswahl ist ein elendes Scheinmanöver. Dekan und Domherren erhalten vom König die Erlaubnis zu wählen und zugleich den Namen des zu Wählenden; sie singen und beten und bitten den heiligen Geist, ihnen zu helfen und finden dann immer, daß die Eingebungen mit dem königlichen Willen übereinstimmen. Mit welcher Stirn kann der Bischof, der eine Stelle von 4000 Pfund Sterling jährlich antritt, feierlich erklären, der heilige Geist und kein anderer Grund habe ihn getrieben, das Amt anzunehmen?

Religiöse Leute, die es natürlich auch in England in großer Zahl gibt, werden

aus dieser Kirche und in die Sekten getrieben. Die Masse aber, die in allen Dingen Änderungen verabscheut, klammert sich an die letzten Fetzen und wird heuchlerisch. *Cant* ist unter den Angelsachsen in England und Amerika wie nirgends verbreitet. „Was ist so hassenswert als die höflichen Verbeugungen vor Gott in unseren Büchern und Zeitungen? Die Presse ist schändlich in ihrer Scheinheiligkeit. Die Kirche ist bemitleidenswert. Sie hat nur den Besitz noch übrig. In der Geistlichkeit ist Heuchelei, Meineid, Simonie und niedrige Gesinnung. Und wenn die Hierarchie bange ist vor der Wissenschaft, Erziehung, Frömmigkeit, Tradition und der Theologie, dann bleibt nur noch übrig, eine Kirche zu verlassen, die keine mehr ist.“

Treue im privaten Leben, Untreue im öffentlichen (*Truth in private life, untruth in public*). Der einzelne Engländer ist wohl aufrichtig und zuverlässig, wenigstens dem Landsmann gegenüber. Das politische Verhalten des Volkes jedoch ist durch die Interessen und Intrigen der regierenden Klassen bestimmt. Rücksichten auf den Besitz sind englische Regierungsgrundsätze. Im Innern drückt eine ungerechte Klassengesetzgebung auf die schwachen Klassen. Auch die auswärtige Politik ist nicht oft edel und gerecht gewesen. Sie berücksichtigt hauptsächlich die eigenen Handelsinteressen. Als Handelsvolk öffnet England seine Häfen und Tore allen Völkern und gibt ihnen Gastrecht, außer im Kriege! Gastfreiheit wird auch Verbannten und Flüchtlingen jeder politischen und religiösen Meinung erwiesen. Doch ist es eine kalte, förmliche Höflichkeit, „die keine Milde in unverträgliche Manieren bringt und jenes Rassegefühl nicht hemmt, das unvereinbar ist mit allem, was nicht englisch ist.“ Frei-

lich findet der Amerikaner, wenn ihm auch das System nicht demokratisch und nicht menschlich genug ist, daß es schließlich Männer sind, die den Wert eines Volkes ausmachen, und er erkennt an, daß dieses Volk in 500 Jahren mehr fähige Männer hervorgebracht hat als irgendein anderes Volk.

In England, wo jedermann leidenschaftliches Interesse an der Politik hat, ist die Presse die größte Macht im Lande. Geschickte Zeitungsschreiber, die gut unterrichtet sind und in alle Geheimnisse spähen, schreiben klar und mutig über jeden und jedes. Keine Macht wird mehr gefühlt, gefürchtet und beachtet als die Times. Diese Zeitung hat ihre Ohren überall und gibt am frühesten, vollständigsten und sichersten Nachricht. Schroff und dreist spricht sie ihre Meinung aus und widerruft nicht. Wegen dieser sicheren Sprache, der nationalen Gesinnung und der umfassenden Information ist sie in englischen Ländern beliebt. Sie greift alle an, Herzöge, Bischöfe und auch den König. Die Welt liegt vor ihr auf den Knien. Ihr anmaßender Ton: so ist es, und so soll es sein, ist Berechnung. Dadurch ist sie ein lebendiges Zeugnis der gewaltigen britischen Macht. Herrisch ist ihr Auftreten, aber nicht vornehm. Sie hat einen Instinkt dafür, wo die Macht liegt; sie spricht für die Macht, die die Stunde regiert. Sie vertritt die regierenden Klassen, deren Beschränktheiten sie teilt, und will nie in der Minderheit sein. Wollte sie aber nach Recht und Menschlichkeit ihr Urteil einstellen, dann würde sie die Unterstützung der Leute von Rang und Einfluß verlieren. —

Das ist in den Hauptzügen das Bild, das Emerson von dem englischen Volke gemalt hat. Man wird finden, daß im wesentlichen das Bild noch ähnlich ist,



wenn auch manche Züge sich verschärft haben. Gewachsen ist noch die verhängnisvolle Macht der Presse, die, unbekümmert um Recht und Moral, die Geld- und Krämerpolitik der regierenden Männer unterstützt. Als im Jahre 1861 Königin Viktoria über die Deutschenhetze der Times sich beklagte, meinte der erste Minister Lord Palmerston, daß die Zeitung ein kaufmännisches Unternehmen und daß es ihr Interesse sei, Nachrichten zu bringen, die Personen und Zustände des fremden Landes scharf angriffen, da solche Artikel von den Engländern mit Begier gelesen würden. Der Nachfolger dieser Königin war mit solchen Bedenken nicht mehr beschwert. Nicht mehr gilt Emersons Wort, daß englische Wahrheitsliebe sich nicht täuschen lassen wolle und daß sie der unmoralischen Handlung der Regierung widerstehe. Wie könnte sonst ein Volk, das sich vor anderen der Freiheit und Selbständigkeit rühmt, eine Presse ertragen, die es konsequent und jahrelang durch Verschweigen, Erfinden und Fälschen irreführt und betrügt? Wie könnte es eine Regierung dulden, die hinter der heuchle-

rischen Maske des Beschützers der Freiheit und Humanität und der Schwachen gewissenlos die Völker in den entsetzlichsten Krieg hetzt und die den Krieg dann mit den giftigen Waffen der erkauften und verlogenen Presse, des Rechtsbruches und des Flaggentrugs führt? Ein Zeichen innerer Kraft und Gesundheit ist das nicht. Schon Emerson hatte den Eindruck, daß die Macht des Landes ihren Höhepunkt überschritten habe und vielleicht im Absteigen sei. Auch unser Fontane, ungefähr zur selben Zeit, so hoch er die Macht des englischen Nationalgefühls schätzte, sah das gelbe Fieber des Goldes im Körper des Volkes wühlen.<sup>1)</sup> „Weder Volk noch Parlament, weder Adel noch Geistlichkeit beherrschen England, sondern die Herren in Liverpool und in der City von London. Der Handel hat zu allen Zeiten groß gemacht, aber auch klein: groß nach außen hin, aber klein im Herzen. Er kauft den Mut; er hat ihn nicht selbst — und hier liegt die Gefahr.“

Mewe (Westpreußen), März 1915.

1) Ein Sommer in London. 1852.

## Nachrichten und Mitteilungen.

**Zur Jahrhundertfeier der Deutschen Burschenschaft.** Man hat von den Imponderabilien gesprochen, mit denen die Deutschen ihre großen Schlachten schlagen, und mit denen sie den Vierfrontenkrieg gewinnen. Zu diesen Imponderabilien gehört auch die Deutsche Burschenschaft und der Geist, der seit hundert Jahren von ihr ausgegangen ist. Es ist ihrer würdig, daß sie jetzt, im Schlachtgebräus, ihr Jubiläum gefeiert hat; denn der Kampf ist auch der Vater der Deutschen Burschenschaft. Über ihren Anfängen liegt noch der volle Glanz der preußisch-deutschen Erhebungszeit ausgebreitet, einer Zeit, die durch den Kampf alles neu macht und die besonders das Vaterland in die Reihe der absoluten Werte

hinaufrückt. Als der große Krieg vor hundert Jahren schon lange der Reaktion Platz gemacht hatte, wurden von der Burschenschaft die Ideale des Krieges in Treuen weiter gepflegt und kommenden Geschlechtern als Saat auf Hoffnung anvertraut. Freilich sind es nach dem großen Kriege auch Jahre und Jahrzehnte, in denen das Wachstum dieser alles idealisierenden akademischen „Organisation“ im Innern und nach außen gehemmt wird. Aber wie Deutschland sich nicht vernichten läßt, so auch nicht die Deutsche Burschenschaft: aus aller inneren und äußeren Not reckt sie sich immer wieder sieghaft empor, weil sie dem Vaterlande und sich selbst die Treue nicht brechen kann. Die geist- und herzlosen Demagogen-

verfolgungen vermögen ihr schließlich doch nichts anzuhaben; sie schaffen nur Märtyrer als wirksamste Propheten neuer Propaganda. Was als Vernichtungsschlag gegen diese vorlauten und gemeingefährlichen Jünglinge gedacht ist, gereicht ihnen nur zum Segen. Im Feuer der Trübsal werden die Schlacken des Radikalismus, die gefährlichsten Feinde der Bewegung in ihrem eigenen Innern, eingeschmolzen. Wenn es der Burschenschaft damals auch noch nicht vergönnt ist, von den Worten zur vaterländischen Tat auf großem vaterländischen Schauplatze überzugehen, so darf sie doch leiden für ihre gute Sache.

Der deutschen Einheitsbewegung hat sie nur so eine mächtige Triebkraft sein können. Viele Vorkämpfer der deutschen Einheitsbewegung haben in der Burschenschaft die entscheidenden Anregungen ihrer Jugend erhalten. Aber die Burschenschaft hat noch mehr als das geleistet. Seit vielen Jahrzehnten hat sie ganz allgemein an der geistigen, sittlichen, vaterländischen Mobilmachung der deutschen akademischen Jugend mit hingebender Begeisterung gearbeitet. Durch sie ist schon der Jugend das Goethewort „Genießen macht gemein; die Tat ist alles!“ näher gebracht worden. Sie hat es bei den Vaterlandsreden wahrhaftig nicht bewenden lassen, sondern sie hat auch die Kleinarbeit sittlicher studentischer Erziehung auf sich genommen. Dafür gebührt ihr noch heute der Dank des kämpfenden Vaterlandes.

Wo viel Licht ist, da ist auch viel Schatten. Wer wollte das verkennen? Wenn in alter Zeit der Radikalismus und das Schwelgen in überstiegenen Ideen viel verdorben hat, so in neuerer Zeit das allzu gewissenhafte Festhalten an den belanglosen Äußerlichkeiten des studentischen Flitters. In der allgemeinen Reform des deutschen Studentenlebens hat die Burschenschaft im Neuen Reiche vielleicht nicht so kräftig die Führung übernommen, wie man ihr hätte wünschen mögen. Die pennalistische Schale, die dem deutschen Studentenstaate nun einmal von früheren trostlosen Zeiten her anhaftet, ist auch von der Burschenschaft noch nicht überall zerbrochen worden. Immerhin haben sich schon lange vor dem Kriege die besten Burschen zusammengetan, um den alten Sauerteig auszufegen, nicht um nun altkluge und weltfremde, sittenstolze und schulmeisterliche Pedanten zu

erziehen, sondern vor allem doch wohl in dem heißen Bemühen: die Bande zwischen der Burschenschaft und dem wirklichen Leben wieder so fest wie möglich zu knüpfen. Wie in den Tagen ihrer Anfänge bedarf die Burschenschaft auch heute der Leiter und Anreger aus älteren Jahrgängen, die sich bei ihrer Erziehungsarbeit von dem alten Satze Herbarts leiten lassen: daß Knaben und Jünglinge gewagt werden müssen, wenn Männer aufwachsen sollen. Neue körperliche Erziehung und in innerem Zusammenhange damit eine ernsthafte Mensur- und Duellreform, Bestrebungen zur Reform des studentischen Ehrenkodex, staatsbürgerliche Erziehung und Jugendpflege: diese und andere moderne Reformbewegungen haben auch in der Burschenschaft tatkräftige Freunde gefunden und den altererbten Reformgeist in ihr wieder erwachen lassen.

Wie wir alle hat auch die Deutsche Burschenschaft durch den Krieg gelernt. Seit ihrer Gründung ist der Krieg ihr größtes Erlebnis. Auch sie wird nach dem Kriege ein neues Gewand anlegen und über sich selbst hinauswachsen müssen, wenn sie die Fülle des Neuen bemeistern will. Und doch braucht sie ihre ältesten und tiefsten Wurzeln nicht zu lockern. Bekennermut und Heldentum haben die neuen wie alten Burschen bewiesen. Und die Deutsche Burschenschaft von 1915 nimmt, wie ihre Vorgängerin vor hundert Jahren, in der Geschichte einer durch den Krieg wieder zu vollen Ehren gebrachten spezifisch deutschen Kultur einen bevorzugten Platz ein.  
Justus Hashagen.

**Wirtschaftsverhältnisse und Wirtschaftsbeziehungen Griechenlands insbesondere zu Deutschland.** Unter den am Balkankriege direkt beteiligten Staaten hat es Griechenland wieder, wie schon nach 1897, vielleicht am besten verstanden, seine wirtschaftlichen Kräfte zu sammeln. Das kleine Königreich hat einen Flächeninhalt von 64000 qkm und zählt 4800000 Einwohner. Der weitaus wichtigste Produktionszweig des Landes ist die Landwirtschaft, doch liegt sie noch sehr darnieder, insbesondere hat sie schwer unter dem sinnlosen Raubbau zu leiden. Nur 5% des Bodens entfallen auf Äcker und Gärten, weitere 5% auf Weinberge, 47% auf Wiesen und minderwertige Weiden;  $\frac{1}{3}$  des Landes ist unproduktiv. Angebaut werden von Kornfrüchten hauptsächlich

Weizen (400000 ha) und Mais (120000 ha); doch genügen die Ernteerträge bei weitem nicht für den eigenen Gebrauch der Bevölkerung, so daß noch Getreide in Massen eingeführt werden muß. Bezeichnend für den Tiefstand der griechischen Bodenkultur sind die geringen Erträge vom Hektar; so brachte z. B. Weizen 1910 nur 4,7 dz für das Hektar gegen 20 dz im Deutschen Reiche, das doch keineswegs besonders begünstigt ist. Neben den Körnerfrüchten werden neuerdings noch Tabak, außerdem Zuckerrüben und weiter Kartoffeln mit Erfolg angebaut, ebenso geringere Baumwollsorten. Eine immer größere Ausdehnung erfährt die Seidenzucht, namentlich in Thessalien, von wo bereits 1907 Kokons im Werte von 1,2 Millionen Mark verschifft wurden. Für die Ausfuhr kommen in erster Linie Öl, Wein und Südfrüchte in Frage. Vor allem hat der Weinbau, auch in qualitativer Beziehung, bedeutende Fortschritte gemacht; getrocknete Weinbeeren (Korinthen) wurden in den 90er Jahren in solchen Mengen gewonnen, daß bedenkliche Krisen eintraten. Die im Lande verbleibenden Mengen werden seitdem vom Staate aufgekauft und zu Branntwein verarbeitet (Monopol). Wie der Getreidebau, so liegt auch die Viehzucht noch sehr im argen und deckt keinesfalls den Eigenbedarf des Landes. Gegenwärtig mögen etwa 100000 Pferde, 360000 Rinder und 3 Millionen Schafe vorhanden sein. Die Fischerei ist nicht ohne Bedeutung, vorzugsweise kommt die Schwammfischerei für die Ausfuhr in Betracht.

Was die Industrie betrifft, so hat sie in Griechenland unter allen Balkanstaaten am festesten Fuß gefaßt; doch mangeln dem finanzschwachen Lande die erforderlichen Mittel zu ihrer weiteren Ausgestaltung. Die Grundlage bilden die reichen Erzlager, für deren Ausbeutung bereits viele Konzessionen erteilt worden sind. Gute Erträge werfen u. a. die Blei-Silbergruben von Laurion (südöstlich von Athen) ab. Manganerze und Braunkohlen gibt es auf Euböa; von Paros kommt der berühmte parische Marmor, von Naxos Schmirgel, in Theben wird Meerscham gewonnen. Die Industrie im engeren Sinne erstreckt sich auf Schiffbau, Müllerei, Herstellung von Textilwaren, Seife, Pulver, Dynamit, Kognak und Zucker. Der Handel ist die eigentliche Domäne des griechischen Volkes, das zu strenger, intensiver Arbeit wenig geeignet erscheint.

Der Außenhandel Griechenlands belief sich in den letzten Jahren auf rund 300 Millionen Drachmen, woran mit mehr als der Hälfte die Einfuhr beteiligt ist.

Das Passivum der Handelsbilanz wird aber sicherlich vielfach ausgeglichen durch die Einnahmen aus der äußerst regen griechischen Seeschifffahrt in den Mittelmeerlandern.

Die wichtigsten Einfuhrartikel sind Getreide und Nahrungsmittel; dann folgen dem Werte nach Textilwaren, Garne und Gewebe, die in Griechenland zu Bekleidungsstücken für die heimische Bevölkerung verarbeitet werden, ferner Kohle, Holz, Fische, Drogen, Metallwaren und lebende Tiere. Unter den Lieferanten Griechenlands steht England an erster Stelle, dann folgen Rußland und Österreich-Ungarn, weiterhin Deutschland. Unter den der Ausfuhrartikeln stehen, wie schon erwähnt, an erster Stelle die Erzeugnisse des Gartenbaues, und zwar außer Korinthen auch Oliven, Feigen und andere Südfrüchte. In weitem Abstände folgen Mineralien und Rohmetalle, deren Ausfuhr die Einfuhr gleichartiger Erzeugnisse etwas übertrifft. Die bedeutendsten Abnehmer griechischer Erzeugnisse sind England, Deutschland und Österreich. Die griechische Handelsmarine setzt sich aus 300 Dampfern und 8000 Segelschiffen mit insgesamt 350000 Registertonnen zusammen; der Hafenverkehr erstreckt sich auf 13000 Schiffe mit 10 Millionen Tonnen Rauminhalt. Die Eisenbahnen kommen für den auswärtigen Handel wenig in Frage, da erst im Jahre 1914 ihr Anschluß an das mitteleuropäische Eisenbahnnetz beschlossen worden ist.<sup>1)</sup> Gegenwärtig sind rund 2000 km im Betriebe.

1) Die für das griechische Eisenbahnwesen entscheidend wichtige Frage der Verbindung des alten griechischen Eisenbahnnetzes mit den europäischen Eisenbahnen über die Linie Salonich — Uesküb der Orientbahnen hat gegen Ende März 1914 einen wichtigen Fortschritt gemacht, indem die griechische Kammer den hierauf bezüglichen Vertrag mit der französischen Société de Batignolles genehmigte. Darin wird nicht nur der Anschluß der thessalischen Eisenbahnen an die Linien Salonich — Monastir und Salonich — Uesküb mit Umgehung Salonichs über Selfidsche, Karaferia und Topschin vereinbart, sondern auch der Ankauf der Aktien der Eisenbahngesellschaft Piräus — Larissa durch die Société de Ba-



Die Haupt- und Residenzstadt des Landes ist Athen mit 170 000 Einwohnern, mit der Hafenstadt Piräus (75000 Einwohner) eng verwachsen. Hier hatte die Industrie am frühesten Fuß gefaßt, vornehmlich die Textilindustrie, ferner die Fabrikation von Leder, Seife, Papier und Branntwein. Der hervorragendste Industrieplatz des Landes ist jedoch Piräus, der Hafen Athens, das die Griechen das griechische Manchester nennen. Piräus ist auch der größte Hafen Griechenlands mit namhaften Werften und regelmäßigen Dampferverbindungen nach allen Mittelmeerhäfen. Dort befinden sich Brennereien, Baumwollspinnereien, Webereien, Färbereien und Wäschefabriken. Der bedeutendste Hafenplatz des Peloponnes ist Patras mit 38000 Einwohnern, im Korinthischen Meerbusen gelegen, mit Zuckerraffinerien, Brennereien und Seifenfabriken. Patras steht in direkter Verbindung mit Piräus durch den Kanal von Korinth (6,4 km lang), der im Jahre 1893 eröffnet wurde, der jedoch für die internationale Schifffahrt nicht die Bedeutung gewonnen hat, die man zunächst erwartete; der jährliche Verkehr beträgt 4000 Schiffe, meist griechische Fahrzeuge; für große moderne Dampfer ist der Kanal zu eng.

Die Handelsbeziehungen zwischen Deutschland und Griechenland sind zurzeit noch nicht sehr beträchtlich, und die Vorteile aus dem deutsch-griechischen Handelsvertrage sind für Griechenland größer als für Deutschland: die deutsche Einfuhr von griechischen Erzeugnissen war denn auch regelmäßig viel erheblicher als die deutsche Ausfuhr nach Griechenland, im Jahre 1902 stand einer Einfuhr von 11,2 Millionen Mark dem Werte nach nur eine Ausfuhr im Werte von 6,9 Millionen Mark gegenüber, und im Jahre 1912 hat die Einfuhr 25,1 Millionen Mark, die Ausfuhr aber nur 18,9 Millionen Mark betragen. Im Laufe der letzten zehn Jahre ist also die Einfuhr um 13,9 Millionen Mark und die Ausfuhr um 12 Millionen Mark gewachsen. Unter den Einfuhrwaren stehen wiederum Korinthen und Wein an erster Stelle; von Bedeutung sind außerdem Eisen- erz, Baumöl, Terpentinöl, Felle, Waschwämme, Feigen, Magnesit, Schmirgel, Marmor, Rosinen und namentlich auch Roh- tabak für die Zigarretten. An der Ausfuhr

tignolles von der griechischen Regierung genehmigt.

nach Griechenland sind fast alle wichtigen deutschen Industriezweige beteiligt, und die Interessen, die beim Abschluß eines Handelsvertrages mit Griechenland berührt werden, sind daher sehr vielseitig.

Seit etwa zwei Jahren ist die Rede davon, daß der Abschluß eines neuen Handelsvertrages zwischen Deutschland und Griechenland in Aussicht genommen sei; Verhandlungen darüber schwebten schon längere Zeit. Den Anlaß dazu hat anscheinend der Wunsch Griechenlands gegeben, einen neuen Zolltarif einzuführen. Im Laufe der letzten Jahre haben fast alle Staaten der Balkanhalbinsel ihre Zolltarife nach oben revidiert, namentlich Rumänien, Bulgarien und Serbien; die Türkei hat ihren Wertzoll von 8 auf 11% erhöht, und Griechenland möchte gern, namentlich aus finanziellen Gründen, dem Beispiele seiner Nachbarn folgen und seinen Zolltarif ebenfalls spezialisieren und erhöhen. Um dazu freie Hand zu bekommen, muß es seine Handelsverträge kündigen, durch die wesentliche Teile des jetzigen griechischen Zolltarifs gebunden sind. Auch der deutsch-griechische Handelsvertrag vom 9. Juli 1884 enthält umfangreiche Bindungen des griechischen Tarifs. Daneben sind auch Sätze des deutschen Zolltarifs gebunden, so z. B. der Zollsatz auf Korinthen, Feigen und Oliven, ferner die Zollfreiheit für rohe Baumwolle und Seide, für verschiedene Erze, für Schwefel, Marmor, verschiedene Gerbstoffe, Waschwämme, Galläpfel usw. Der Vertrag kann zu jeder Zeit sowohl von der deutschen wie von der griechischen Regierung gekündigt werden und läuft ein Jahr nach erfolgter Kündigung ab.

Der griechische Handelsminister Michalakopulos hat vor einiger Zeit — unter Hinweis auf die bisherige Entwicklung der deutsch-griechischen Handelsbeziehungen — die Überzeugung ausgesprochen, daß die neue Territorialerweiterung Griechenlands weite Gebiete dem Handel und der Industrie Deutschlands eröffnen werde. In der Einfuhr nach Griechenland nehme die deutsche Industrie schon jetzt den zweiten Platz ein, und durch die Lösung der wichtigen Frage der griechischen Zolltarifreform, an der schon seit längerer Zeit von einer Kommission gearbeitet werde, solle die deutsche Einfuhr weiterhin beeinflußt werden. Wenn die griechische Zolltarifrevision zugunsten der deutschen Ausfuhr nach Griechenland

ausfallen sollte, so wird dies in deutschen Handelskreisen gewiß anerkannt werden. Aber zunächst wird man abwarten müssen, inwieweit die bei den deutschen Exporteuren bestehenden Wünsche in bezug auf die griechischen Staats- und Kommunalzölle sich erfüllen werden. Die Revision des griechischen Zolltarifs wird jedenfalls eine gründliche Umgestaltung des deutsch-griechischen Handelsvertrages mit sich bringen. Der deutsche Zolltarif weist beispielsweise eine auffällige Differenzierung zwischen Korinthen und Rosinen auf. Beide Artikel waren früher mit dem gleichen Zollsatz bedacht; seit 1906 beträgt der Zoll auf Rosinen 24 Mark, der auf Korinthen aber nur 8 Mark für den Doppelzentner. Die Festsetzung des Korinthenzolles auf  $\frac{1}{3}$  des Rosinenzolles rührt daher, daß jener durch den deutsch-griechischen Handelsvertrag vom Jahre 1884 auf den Satz von 8 Mk. gebunden ist. Da man den Vertrag nicht kündigen wollte, so war es beim Inkrafttreten des neuen deutschen Zolltarifs nicht möglich, auch auf Korinthen, wie ursprünglich geplant, den Satz von 24 Mk. anzuwenden. Griechenland ist auf diese Weise außerordentlich begünstigt gegenüber der asiatischen Türkei, die den größten Teil unserer Rosinen-Einfuhr liefert. Deutschland hat beim Abschluß des Handelsvertrages mit Griechenland versäumt, sich gegen die Erhebung eines griechischen Ausfuhrzolles zu schützen. Das ganze Korinthen-Ausfuhrgeschäft ist von einer französischen Gesellschaft monopolisiert, die den Anbau einzuschränken sucht. Anstatt daß wir einen höheren Einfuhrzoll auf Korinthen erheben, der unseren Reichsfinanzen zugute käme, lassen wir Griechenland durch die Erhebung einer staatlichen Abgabe die Ausfuhr belasten, ganz abgesehen von dem Gewinne, den die Monopolgesellschaft aus dem Ausfuhrgeschäft zieht. Ausfuhrzoll auf der einen und vertragsmäßige Herabsetzung auf der anderen Seite: das widerspricht allen handelspolitischen Grundsätzen.

Die augenblicklichen Handelsbeziehungen zwischen Deutschland und Griechenland sind so gelagert, daß sie durch den Kriegsausbruch keine Unterbrechung oder Veränderung erfahren haben. Die griechische Zeitung „Hestia“ berichtete darüber, daß der Krieg nicht einmal Verspätungen in der Liefer-

zeit der verschiedenen Bestellungen verursacht, daß man im Gegenteil in manchen Fällen schnellere Lieferung, als vereinbart, beobachtet habe. Überhaupt sei noch kein Verbrauchsartikel, den Griechenland aus dem deutschen Markte beziehe, durch Einfuhr aus anderen Ländern verdrängt worden, wogegen das aus Rußland früher eingeführte Getreide, wegen der Sperrung der Dardanellen, durch das amerikanische Getreide ersetzt werden mußte.

Der Grund für die Erfolge der deutschen Handeltreibenden am griechischen Markte liegt nach dem genannten Blatte klar auf der Hand:

„Die reisenden Vertreter der Häuser von anderen Industrieländern stehen hinter den deutschen Kommissionären an Tüchtigkeit und Auffassungsfähigkeit über die Bedingungen, unter denen der mit Griechenland geführte Handel nutzbringend ist, erstaunlich weit zurück. Die deutschen Firmen sind infolge stetiger und systematischer Arbeit über alle die Einzelheiten des Standes des griechischen Marktes am besten unterrichtet. Die anderen ausländischen Firmen bestehen auf der Vorausbezahlung des ganzen oder eines Teiles des Betrages ihrer Rechnungen für jede Bestellung, welche vereinbart wird, wogegen die deutschen die Zahlung ihrer Rechnung gegen Empfang der Waren selten verlangen, vielmehr meistens 3- bis 6monatige Frist gewähren. Hierbei hilft ihnen die vorzügliche Kenntnis des griechischen Marktes, denn es muß bemerkt werden, daß die seitens der englischen Häuser zur Gewährung von Zahlungsfristen gemachten Schwierigkeiten in keiner Beziehung zu der Zahlungsfähigkeit und kaufmännischen Sorgfalt der griechischen Handelshäuser stehen . . . .

Mit dieser Anerkennung kann der deutsche Handel sehr zufrieden sein, und er wird gewiß das Seinige tun, um die bisherigen Handelsbeziehungen mit Griechenland zu festigen und weiter auszudehnen. Bei den in den neuen Provinzen von der Regierung geplanten Eisenbahnbauten, Hafenanlagen und anderen Unternehmungen — Wegebauten, Entwässerungs- und Bewässerungsanlagen — dürfte sich für die deutsche Geschäftswelt ein weites Gebiet der Betätigung eröffnen.

Dr. Kreuzkam.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Professor Dr. Max Cornicellius, Berlin W 30, Luitpoldstraße 4  
Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

# INTERNATIONALE MONATSSCHRIFT FÜR WISSENSCHAFT KUNST UND TECHNIK

9. JAHRGANG

HEFT 13

1. AUGUST 1915

## Die geistige Kultur und der Krieg.

Von Alois Riehl.

Zwischen Krieg und Kultur scheint nur Gegensatz bestehen zu können. Man nennt den Krieg eine Verneinung der Kultur, einen Rückfall in die Barbarei. Und zerstört er nicht wirklich Werte und Werke, die die Kultur geschaffen, unterbricht er nicht das friedliche Weiterschaffen an solchen Werken? Zwar, unsere Hörsäle, unsere Seminare und Bibliotheken stehen noch offen, ihr Betrieb aber ist eingeschränkt, seit so viele von der akademischen Bürgerschaft, Lehrer und Studierende, im Felde stehen oder in Lazaretten dienen. Werke der Wissenschaft erscheinen nur noch in geringer Zahl, Schöpfungen der Kunst und Poesie entbehren, wenn es sich nicht etwa um Kriegslieder handelt, der allgemeinen Teilnahme, die sie im Frieden finden. Das innerpolitische Leben des Staates endlich, und auch dies gehört zur geistigen Kultur eines Volkes, erscheint während des Krieges wie stille gestellt. Selbst Keime einer künftigen Kultur kann der Krieg, ohne daß wir es wissen, vernichten. Wie mancher jugendliche Held des Krieges, der sein Leben für das Vaterland ließ, wäre im gewöhnlichen Verlauf der Dinge ein Held der Kultur geworden, ein geistiger Führer seines Volkes!

Und wie geistige — zerstört der Krieg auch wirtschaftliche Güter. Nur der Anpassungsfähigkeit und Organisationskraft unseres Volkes haben wir

zu verdanken, daß wir in diesem Kriege uns auch wirtschaftlich behaupten und den Plan der Gegner, uns durch Hunger zu bezwingen, zuschanden machen konnten. Wir sind heute in Wahrheit der „geschlossene Handelsstaat“, den Fichte uns anpreisen wollte, wir treiben in ganz eigentlichem Sinne Nationalökonomie; abgeschnitten von der Welt fahren wir dennoch fort, zu arbeiten und wirtschaftliche Werte zu erzeugen.

So erscheint der Krieg zunächst als Hemmung, ja als zeitweilige Aufhebung der Kultur. Aus niedrig gesinnten Naturen treibt er die Bestialität hervor, Grausamkeit, wilde Zerstörungssucht und die feige Lust, den Gegner, den man mit den Waffen nicht zu überwinden vermag, mit Lüge und Verleumdung zu morden. So aber zeigt sich der Krieg nur von der einen Seite und nicht seiner wesentlichen. Auch die edelsten Regungen der menschlichen Seele werden durch ihn entfacht, ihre höchsten Kräfte entbunden, vielleicht, da wir sie schon verloren glaubten, zu unserer eigenen Überraschung. Mitten unter uns sehen wir Tausende von Helden und Heldinnen erstehen, die sich selbst als solche bisher unbekannt geblieben waren. Singend geht bei Langemark unsere Jungmannschaft zum Sturme vor, und wie im Kampfe, so erweist sich in dem Ertragen übermenschlicher Anstrengungen, dem Er-



dulden monatelanger Einschließung in den Schützengräben der Heldensinn unserer Krieger. Die Trauer um die Gefallenen wird durch den Gedanken an den Zweck des Opfers versöhnt, der Schmerz um sie ist ein tragischer Schmerz, seine Größe erhebt das Gemüt, das von seiner Schwere bedrückt wird. Das Wort vom Verlieren des Lebens, um das Leben zu gewinnen, ist Tat und Erfüllung geworden.

Unmöglich kann der Krieg, da er seelische Wirkungen so hoher und edler Art mit sich bringt, schlechthin von Übel sein. Er ist an sich so wenig ein Übel, wie der Friede schlechtweg und an sich selbst schon ein Gut ist. Nur müssen wir Krieg und Krieg unterscheiden und dürfen auch nicht Zivilisation und Kultur einander gleichsetzen.

Wir nennen Zivilisation den Inbegriff und den Gebrauch aller der Mittel, unser äußeres Leben zu erleichtern und zu verschönern. Zur Zivilisation gehören die geselligen Umgangsformen, Stil und Einrichtung unserer Wohnungen, die technischen Erfindungen, die unsere Kräfte vervielfältigen und die Natur außer uns unserem Willen dienstbar machen: drahtlose Telegraphie, Aeroplane, Zeppeline. Selbst der Intellektualismus, die bloße Verstandesbildung gehört noch immer erst zur Zivilisation, ist noch immer etwas Äußerliches.

Die Kultur schafft zu diesem Körper die Seele. Sie ist ein Innenbegriff, sie geht aus dem inneren geistigen Gehalt des Lebens hervor, und kein Fortschritt der äußeren Lebensgestaltung, der Verfeinerung der Sitte vermöchte ihren Mangel zu ersetzen. Kultur erhalten heißt geistige Werte bewahren und betätigen; Kultur steigern bedeutet die Entdeckung neuer geistiger Werte

durch ein Volk und durch eine Zeit. Wir verstehen nun, wie es sehr wohl möglich ist, daß ein Hochstand äußerer Zivilisation zusammentreffen kann mit einem Tiefstand wahrer innerer Kultur. So war es bei dem sinkenden Römerreiche der Fall. Ihm fehlte bis auf die noch kaum sichtbaren Keime einer neuen, werdenden Menschheitskultur der schöpferische Gedanke, ihm fehlte zu seiner Zivilisation die Kultur. Unwillkürlich denken wir heute an ein anderes Imperium, das hierin dem römischen zu gleichen scheint, und fragen uns auf Grund jüngster Erfahrungen, ob der englischen Zivilisation auch wirklich Kultur von innen her entspricht.

Es hat Kriege gegeben, die der Erhaltung der Kultur dienten. In den Tagen von Salamis, Himera, Platäa fiel die Entscheidung darüber, ob in den Mittelmeerländern fortan orientalische Sitte und Kultur herrschen sollte oder die hellenische, die Entscheidung über die ganze Zukunft der europäischen Kultur. Vielleicht hat auch unser gegenwärtiger Krieg die Bestimmung, Kultur zu erhalten, die westeuropäische Gesittung und Geistesbildung gegen halbasiatische Unkultur zu verteidigen, zum Besten unserer Gegner selbst. Es hat auch kulturschaffende Kriege gegeben. So ging aus jenen Alexander-Zügen, die zugleich Eroberungs-, Entdeckungs- und Kolonisationszüge waren, die Kultur des Hellenismus hervor — und ohne Hellenismus kein Christentum.

Endlich kann es noch Kriege geben, die nicht bloß durch ihre Folgen die Kultur fördern, sondern schon ihren Beweggründen nach Ausfluß der Kultur des Volkes sind, das sie führt. Damit aber verschwindet jeder Gegensatz zwischen Krieg und Kultur; ein solcher

Krieg ist selbst Kultur, die Kultur des Volkes, das ihn besteht, in Aktion versetzt, in Taten umgewandelt. Unser Krieg ist ein solcher Krieg.

Zwar wird jede kriegführende Macht ihre Sache für die gerechte halten oder, was dasselbe bedeutet, die des Gegners als ungerecht empfinden, als Unrecht darzustellen suchen, und auch die seelischen Wirkungen eines Krieges müssen bei jedem Volke ähnliche sein. Im Augenblick des Krieges gab es auch bei unsern Gegnern keine Parteien mehr. Ein Artikel des Figaro redet von einer „moralischen Auferstehung Frankreichs“, von der Herstellung der französischen Seele, so daß sich diese selbst wieder lieben und bewundern könne, die „Maske der Decadence“ sei abgefallen, das Zerrbild gewichen. Es ist, als hätten wir Stimmungsbilder aus unseren eigenen Zeitungen vor uns. Auch konnte es anders gar nicht sein. Wenn je und irgend wodurch, so muß in dem ungeheuern Völkerschicksal eines Krieges das Gemeinschaftsbewußtsein einer Nation erwachen und lebendig werden was wir die Volksseele nennen. Die Frage ist nur, ob die gleichen oder ähnlichen Stimmungen überall gleich lauten Motiven entsprungen sind. Gewiß ist kaum etwas schwieriger, als sich auf den Standpunkt des Gegners versetzen, während man im Kampfe mit ihm begriffen ist. Es gibt indes objektive Maßstäbe der Beurteilung, die durch Affekt und Stimmung nicht verändert werden. Schon daß unsere Gegner zu Schmähungen und Verleumdungen greifen und in Ausbrüchen wahnwitzigen Hasses sich ergehen, verrät alles eher, als Sicherheit des Gefühls für das Recht ihrer Sache. Auch müssen sie ihre wahren Absichten hinter Vorwänden von Freiheit und Zivilisation und des Rechtes der kleinen Völker verbergen. Nicht

Belgien zu beschützen, Deutschland nicht an die Küste herankommen zu lassen, hat England in den Krieg eingegriffen. Das Märchen, mit dem die britische Regierung dieses Eingreifen zu beschönigen suchte, verfängt heute in England selbst nicht mehr. Es hatte bei den Neutralen seine Schuldigkeit getan, und so brauchte man es nicht mehr festzuhalten. „Unser Interesse“, schrieb die Times am 9. März, „würde uns gezwungen haben, mit Frankreich und Rußland zusammenzugehen, auch wenn Deutschland das Recht seines kleinen Nachbars auf das pünktlichste geachtet hätte. Herr von Bethmann Hollweg hatte vollkommen recht, auch wenn Deutschland nicht in Belgien eingedrungen wäre, hätte das Interesse uns mit Frankreich vereinigt. England kämpft nicht für Belgien, Serbien, Rußland oder Frankreich, sie kommen erst an zweiter Stelle, der erste Platz gehört England, und er gehört England mit Recht.“ Frankreich, das auf die Vorherrschaft auf dem europäischen Kontinent ein geschichtliches Recht zu besitzen glaubt, nimmt Revanche für 1870/71. Rußlands Krieg ist ein Eroberungskrieg des panslawistischen Größenwahns zur Verwirklichung des alten Traumes der Dardanellen und Konstantinopels, darüber werden sich die bisher in herzlichem Einvernehmen stehenden Mächte noch auseinanderzusetzen haben. — Von Rußlands Kulturmission ist es am besten zu schweigen. Sie mag in einer Zukunft liegen, die wir noch nicht abzusehen vermögen; gegenwärtig ist Rußland in dem Kulturleben der Völker die große „Unbekannte“.

Wir kämpfen für das Recht unseres Daseins. Nur unseres Volkes Freiheit und Selbständigkeit ist angegriffen, darum ist auch allein unser Krieg nach

Fichtes Bezeichnung ein „wahrhafter“ Krieg und gehört selbst zu unserer Kultur. Wir wahren durch ihn die geistigen Güter, die unser Volk der Menschheit gebracht, die es ihr in Zukunft noch bringen soll und allein ihr zu bringen vermag.

Wessen Beruf es ist, die Begebenheiten mit Gedanken zu begleiten, wird aus dieser großen Zeit die wichtigsten Lehren ziehen können.

Was unsere Geschichtsphilosophie, unsere Völkerpsychologie in Begriffen zu erfassen suchen, dieser Krieg bringt es zu unmittelbarer Anschauung, er zeigt in einem Experiment größten Stiles, was ein Volk ist, was Vaterlandsliebe ist und Kultur in Wahrheit bedeute.

In jenen ersten Augusttagen des vorigen Jahres, den Tagen des Ausbruches des Krieges, ging eine innere Erneuerung durch unser ganzes Volk, ein tiefer Ernst erfaßte die Gemüter, und zugleich erfüllte sie die Glücksempfindung der Gleichheit von hoch und niedrig und einer allgemeinen Verbrüderung. Die Gefahr des Vaterlandes hatte die höchsten sittlichen Kräfte in uns aufgerufen, es war, als ob wir alle reiner und besser würden. Was der lange Friede auch an uns geschädigt hatte, schien mit einem Male von uns gewichen zu sein, wie etwas uns Fremdes. Von solchen Schädigungen einer langen Friedenszeit und dem Krieg als Heilmittel dagegen hat schon Kant geredet, und seine Worte sind gerade gegenwärtig von Bedeutung: „Der Krieg, wenn er mit Ordnung und Heiligachtung der bürgerlichen Rechte geführt wird, hat etwas Erhabenes an sich und macht zugleich die Denkungsart des Volks, welches ihn auf diese Art führt, nur um desto erhabener, je mehreren Gefahren es ausgesetzt war und sich mutig darunter hat behaupten kön-

nen: da hingegen ein langer Frieden den bloßen Handelsgeist, mit ihm aber den niedrigen Eigennutz, Feigheit und Weichlichkeit herrschend zu machen und die Denkungsart des Volks zu erniedrigen pflegt.“ Und dabei wußte Kant noch nichts von dem „wahrhaften“ Kriege, dem Kriege, den ein ganzes Volk führt, weil „die allgemeine Freiheit und eines jeden besondere bedroht“ ist. Genuß und Behagen, Sucht nach Erwerb und äußeren Ehren verloren in jener Schicksalsstunde unseres Reiches ihren Reiz, die Zwistigkeiten, parteipolitischen, konfessioneller, sozialer Art, die unser öffentliches Leben verwirrt und in Gegensätze gespalten hatten, verstummten: Ein Volk und Ein Geist, so erhob sich die ganze Nation in herrlicher Einigkeit.

Das bedeutet, daß ein Volk mehr ist als die Summe der Volksgenossen und daß sein Leben nicht aufgeht in das Leben der Einzelnen, die zu ihm gehören. Ein Volk ist eine physisch-geistige Einheit, sichtbar zugleich und unsichtbar, in welcher der Einzelne sein eigenes geistiges Sein hat, von der er sein eigenes geistiges Leben empfängt. In der Welt des Geistes ist die Einheit ursprünglicher als die Sonderung, das Ganze das Erste vor den Teilen. In friedlichen Zuständen scheinen die Teile oder Glieder eines Volkes selbständig zu werden, die Einheit wird gelockert und das Bewußtsein von ihr latent. In außerordentlichen Lagen, wie beim Ausbruch eines Krieges, schwindet so gleich dieser Schein und wir werden uns wieder inne, daß ein Volk ein einheitliches Ganzes ist, das auch als Ganzes empfindet und handelt. Zwar vollzieht sich dieses Leben des Ganzen nur durch die Einzelnen und in ihnen, mit seinen Zwecken aber und Kraft seines Wesens ist es über die Zwecke des Ein-



zellebens erhaben und macht sich diese dienstbar. Die Individualität ist eben nichts Festes, weder körperlich noch geistig. Wie unser Leib nur scheinbar in den Grenzen seiner Oberfläche eingeschlossen ist, während in Wahrheit der Strom des physischen Lebens durch ihn hindurchgeht, alle festen Grenzen aufhebend, so ist auch unser Ich nur dem Begriffe nach einfach und isolierbar; in Wirklichkeit ist unser Selbstbewußtsein immer zugleich ein Mitbewußtsein mit anderen Subjekten, daher kann sich unser Ich bald in sich zusammenziehen, bald wieder erweitern, und was wir ein Vergessen, ein Aufgeben unseres Selbst nennen, ist kein Verschwinden des Ich, sondern das Wissen von einem umfassenderen, höheren Zusammenhange und die Hingabe an diesen Zusammenhang. In den hohen Augenblicken, in welchen unser kleines persönliches Ich in dem großen geschichtlichen Selbst der Nation aufgeht, werden wir uns der Wirklichkeit eines überindividuellen, eines geistigen Lebens gewiß; wir erfahren in solchen Momenten, was geistiges Leben überhaupt bedeutet, und daß ihm die Herrschaft gebührt nicht bloß von Natur aus, sondern auch durch seine Macht.

Das Volksganze, wie es nicht die bloße Summe von Einzelnen ist, überlebt auch den Einzelnen, es setzt dessen Wirken und Bestreben fort, alles, was davon Wert und Kraft hat, zu dauern. Darum sind Volk und Vaterland Träger und Unterpfand einer irdischen Unsterblichkeit, und die Vaterlandsliebe ist wie alle wahre Liebe auf Unvergängliches gerichtet.

Wir erleben heute Geschichte im Großen und erfahren, daß es das Wesen der Geschichte sei, zu verbinden, was die Zeit trennt. Wohl haben wir uns auch schon bisher an den Großtaten

der Vergangenheit unseres Volkes und anderer Völker begeistert, aber daß die Geschichte nicht bloß geschehen ist, sondern geschieht und nur durch die Zeitform, nicht an sich von der Gegenwart gesondert ist, mußten wir doch erst erleben. Das geistige Leben, das in der Geschichte waltet, überwindet Zeit und Vergänglichkeit; was groß und kulturschaffend in der Vergangenheit unseres Volkes war, ist noch in seiner Gegenwart lebendig. Auch Scharnhorst, Gneisenau, Blücher siegen in diesem Kriege, der Idealismus unserer Denker, der Staatswille des großen Königs, des großen Kanzlers kämpfen für uns. Wir wußten dies bereits, was aber bedeutet bloßes Wissen im Vergleich zum vollen Erleben? Was wir in den Begriffen von Nation, Vaterland, historischem Wirkungszusammenhang ausdrückten, ist jetzt Erfüllung geworden, es hat anschaulichen Gehalt bekommen, und so wirkt es unvergleichlich mächtiger und eindringlicher, als bloße Rede oder Doktrin je vermöchten. Diese große Zeit hat auch unseren geschichtsphilosophischen Lehren Bestätigung und Vertiefung gebracht. Die deutsche Wissenschaft hat das geschichtliche Leben nie als ein bloßes Aggregat der einzelnen im Konkurrenzkampf miteinander stehenden Individuen angesehen, stets hat sie daran festgehalten, daß darüber hinaus ein Gemeinschaftsleben wirkt, von dem der Einzelne empfängt was er geistig besitzt.

Jedes Volk, das zur Entscheidung eines Krieges gezwungen wird oder dazu schreitet, muß überzeugt sein oder sich überreden, in seiner Sache zugleich die der Menschheit zu vertreten. Auch hier können nur objektive Gründe entscheiden, auf welcher Seite das Recht liegt. Wenn nun unsere Gegner erklären, sie hätten für Freiheit und

Zivilisation das Schwert gezogen, so müssen sie darunter auch die Freiheit und Zivilisation Rußlands verstehen, deren Einbruch über den Westen doch die Folge ihres Sieges sein müßte. Versichern sie dann, für den Demokrismus zu kämpfen, gegen Autokratismus und Unterdrückung, so fragen wir dagegen, ob es in Europa ein autokratisches Staatswesen gibt außer Rußland? Geben sie endlich vor, und damit haben sie den stärksten Eindruck gemacht, das Ziel ihres Krieges sei, die Welt und sogar uns selbst von dem deutschen, oder wie sie vorziehen zu sagen: dem preußischen Militarismus zu befreien, so möchten wir wissen, warum nicht lieber von dem aggressiven Militarismus Rußlands zu Lande, Englands zur See, auch haben sie vergessen zu fragen, ob wir uns von unserem sogenannten Militarismus auch befreien lassen wollen.

Zu unserer Kultur gehört vor allem auch die Wissenschaft und Kunst der Erziehung. Unser Heer aber ist ein großer Erziehungskörper, eine Vereinigung von Schule und Heer, wie Gneisenau sie gefordert hatte. Geschaffen in der äußersten Not des Vaterlandes durch eine populäre Bewegung, nicht ohne Mißtrauen von oben, ist unser Heer ein Kulturfaktor geworden, nicht bloß als das unerläßliche Mittel der Verteidigung und Erhaltung unserer politischen und geistigen Selbständigkeit, sondern auch an sich selbst vermöge seines erzieherischen Wertes, ein kostbares nationales Gut, das uns niemand entreißen soll und auch niemand zu entreißen vermag. Denn sollten wir selbst in diesem Kriege unterliegen können, wie unsere Gegner noch immer hoffen, dann und dann erst recht würde unser Heer von neuem wieder emporwachsen aus den tiefsten Kräften unseres Vol-

kes, woraus es ursprünglich erwachsen ist, und die Natur unseres Volkes zu töten vermag kein Gegner. Heer und Volk sind im Kriege bei uns untrennbar eines, schon darum kann von einem Militarismus bei uns auch nicht mit einem Schein von Recht und Sinn die Rede sein. Wohl müssen wir, wie auch andere Nationen, ein Berufsheer aufbringen und erhalten, als Kern unseres Volksheeres; die Vervollkommnung der Kriegstechnik bedingt es, unsere geographische Lage zwingt uns dazu. Nun hat jeder Beruf zu seinen Vorzügen auch die Fehler seiner Vorzüge. Wenn also während des Friedens hie und da Übergriffe und Äußerungen von Überhebung seitens einzelner Berufsoffiziere vorgekommen sind, so haben solche häusliche Zwistigkeiten unsere Gegner nicht zu kümmern; die schlichten wir selber. Aber davon abgesehen, wo ist noch eine so enge Kameradschaft zwischen Offizieren und Mannschaft zu finden, wie in unserm Volksheere! Ein neutraler Ausländer, Bengt Berg, berichtet auf Grund eines mehrwöchigen Aufenthaltes auf den östlichen Kriegsschauplätzen: „Zu den Dingen, die mich besonders überraschten und beschäftigten, gehörte die Wahrnehmung, daß ich so gar nichts von dem so viel geschmähten Militarismus bemerkte; ob Befehlende oder Gehorchende, alle fühlen sich als Mitarbeiter an dem einen großen Ziele, dem zu erringenden Sieg.“

Wie Freiheit und Disziplin, Gleichheit und Unterordnung vereinbar sind, mag nicht in die Begriffe unserer Gegner gehen; die Welt aber kann es von unserem Heere lernen.

In jahrzehntelanger Wühlarbeit ihrer Presse und ihrer Diplomatie haben es unsere Feinde fertiggebracht, den Haß der ganzen Welt gegen unser Volk aufzustacheln. Um die Aufmerksamkeit

von ihren eigenen herrschsüchtigen Absichten abzulenken, beschuldigten sie uns, allerlei Pläne von Welteroberung und Weltherrschaft zu hegen. Da sie die Tatsächlichkeit unserer Friedensliebe selbst nicht bestreiten konnten, verdächtigten sie ihre Aufrichtigkeit. Uns gehe Macht vor Recht, unsere Macht gelte uns für Recht. Auf die Frage: Warum sind wir im Kriege? gaben die Mitglieder der Oxforder Fakultät die Antwort: „Wir kämpfen für Recht, weil Recht unser oberstes Interesse ist; die neue politische Theorie der Deutschen verkündet: unser Interesse ist unser Recht, die alte, die allein alte englische Theorie ist: das Recht ist unser Interesse.“ „Right or wrong, my country“ ist aber doch der Sprache, wie der Praxis nach — englisch, nicht deutsch.

Politisch, durch unsere Handlungen, seit beinahe einem halben Jahrhundert, war unser angeblicher reiner Machtwille nicht zu bestätigen, und so mußte man versuchen, ihn literarisch zu beweisen. Es ist gewiß ein seltsames Verfahren, eine ganze Nation für die Aussprüche einzelner ihrer Schriftsteller verantwortlich zu machen, selbst wenn es mit diesen Aussprüchen seine Richtigkeit hätte. Die Verlegenheit unserer Feinde muß aber sehr groß gewesen sein; sie vermochten schließlich nicht mehr als drei Belastungszeugen gegen uns aufzubringen. In ermüdender Eintönigkeit, ermüdend endlich, sollte man meinen, für ihre Anhänger selbst, erscheint in ihren Pamphleten immer wieder die Trias: Nietzsche, v. Bernhadi, Treitschke, gleich den Triaden in der Philosophie von Proklus und Hegel. Nietzsche, der sich seiner vermeintlich polnischen Abstammung rühmte, ließ sich zu Schmähungen der Deutschen und alles Deutschen hinreißen, die statt

in unserer Sprache lieber französisch geschrieben sein sollten; sicher verdienten sie, im *Matin* übersetzt zu werden, wenn es nicht schon geschehen ist. v. Bernhadi's Schriften, die den meisten von uns erst durch den Lärm bekannt wurden, den unsere Feinde darüber erhoben hatten, richten sich in Wahrheit gegen die zu große Friedensliebe unseres Volkes und seine zu wenig aggressive Politik, beweisen also das gerade Gegenteil von dem, was unsere Gegner sie beweisen lassen. Und nun gar Treitschke als Wortführer und Vorkämpfer der absoluten Machttheorie! Wer Treitschke so versteht, kann seine Schriften nicht wirklich gelesen haben oder wollte sie nicht verstehen. „Der Staat“, heißt es in den hauptsächlich in Betracht kommenden Vorlesungen über Politik, „ist das als unabhängige Macht rechtlich geeinte Volk. Er ist eine sittliche Gemeinschaft, steht unter dem Sittengesetz. Der Staat ist nicht physische Macht als Selbstzweck, er ist Macht, um die höheren Güter der Menschen zu schützen und zu befördern.“ Darum verurteilt Treitschke die Politik Napoleons und bekämpft die reine Machtlehre Machiavellis. Wie also kann man ihn zum Vertreter ebendieser Lehre machen wollen!

Nicht: Macht als Recht: Recht als Macht, so ist es deutsche Art und Politik, so auch Lehre der deutschen Rechtsphilosophie.

Der Krieg eines Kulturvolkes ist immer zugleich ein Krieg für seine Kultur. Die Ordnung der geistigen Welt bringt es mit sich, daß sich diese nur durch eine Mannigfaltigkeit von Individuen und Völkern verwirklichen und entwickeln kann. Jedes Volk mit wahrhaft geschichtlichem Leben hat auch ein besonderes Gesetz seiner Entwicklung in sich. Irrt es von ihm



ab, so gibt es damit seine eigentliche Bestimmung preis, es verliert seine Art und Weise, an der allgemeinemenschlichen Kultur mitzuschaffen. Menschheit ist ein Abstraktum, die Völker sind das Konkrete zu diesem Abstraktum. Keiner von uns hat je den Anspruch erhoben, daß wir allein Kultur besitzen und daß es sich darum handle, die deutsche Kultur den übrigen Völkern aufzudrängen. Eine geistige Alleinherrschaft erschiene uns, auch wenn sie möglich wäre, so öde wie die politische. Vielmehr, wenn je ein Volk der Überzeugung war und diese Überzeugung auch betätigt hat, daß alle Kultur Gemeinschafts-Kultur sein und bleiben muß, so ist es das deutsche Volk. Vielleicht sind wir darin sogar zu weit gegangen, aus alter Neigung, fremdes Wesen auf Kosten unseres eigenen zu überschätzen, nur weil es dieses an äußerer Form übertrifft. Wir sind nicht lebenswürdig, wie es die Franzosen sind, wenn sie nicht gerade mit uns in Kampf verwickelt sind. Wir verstehen nicht, gewinnend und anziehend zu erscheinen, und so mag es uns öfters geschehen, daß wir eine „Form-Kultur“, die nur verfeinerte Zivilisation ist, über Gebühr schätzen. Fremde Kulturen aber von innen her zu verstehen, oft besser, als sie sich selbst verstehen, ist am besten das Volk befähigt, das am tiefsten in die hellenische Kultur eingedrungen ist, dem das Griechentum eine lebendige Kraft geblieben ist, eine beständig fließende Quelle geistiger Werte.

Wir besitzen noch keine „Kulturphilosophie“, wir haben erst Ansätze zu einer solchen. Dennoch sind einige zu ihr gehörige Gedanken schon heute möglich, und vor allem, sie sind heute zeitgemäß.

Was dürfen wir uns mit Recht vor anderen Völkern zuschreiben? Durch

welches besondere geistige Gesetz unterscheidet sich unser Volk und seine Entwicklung von den geistigen Gesetzen der anderen Nationen? Was ist der Sinn unserer Kultur? Eine Frage, so groß und gewichtig, daß es Anmaßung wäre, sie vollständig und in Kürze beantworten zu wollen. Nur die Richtung, in der die Antwort zu suchen ist, kann angegeben werden, und auch dazu ist es zweckmäßig wie unparteiisch, erst die Stimmen des Auslandes zu vernehmen. Es ist ja eine bekannte psychologische Erfahrung, daß man die Dinge, die man von außen sieht, ohne daß sie Stimmung und Affekte berühren, besser und richtiger zu sehen vermag. Es fehlt nicht an ausländischen Zeugnissen zum Preise unserer Kultur. Viele derer, die heute unsere Gegner sind, wußten, ehe der völkertrennende Haß dieses Krieges ihr Urteil trübte, wer wir sind und was die Welt an uns hat.

Es war am 16. Mai vorigen Jahres, als ein namhafter französischer Philosoph, einer der „vierzig Unsterblichen“ in der alten Aula unserer Universität eine Rede hielt: „Über den deutschen und den französischen Geist.“ In diesem Éloge, denkwürdig durch das Datum, entwickelte E. Boutroux, daß die eigentlich deutsche Idee, die Idee, nach welcher, wie er sich ausdrückte, das deutsche Genie sich richte: „die Idee des Ganzen“ sei —, das lebendige Bewußtsein davon, daß der Teil nicht nur um des Ganzen willen, sondern durch das Ganze ist, und sein Leben, die Fähigkeit zu wollen und zu handeln, ja seine Existenz selbst aus dem Ganzen schöpft, so daß er für sich und losgelöst gedacht von dem Ganzen, dessen Erzeugnis und Komponente er ist, nicht sein könnte, was er ist. Auf allen Gebieten des deutschen Geistes-

lebens, in Kunst, Wissenschaft, Philosophie, ja in der Sprache selbst lasse sich die Herrschaft dieser Idee nachweisen. Mit ihr habe der Genius des deutschen Volkes den wahren Begriff der Freiheit erreicht: „die Einigkeit des Einzelnen mit dem Ganzen“.

Lord Haldane, früher ein Bewunderer des deutschen Geistes, jetzt wie Boudouin zu unseren Feinden übergetreten, erklärt für die beiden größten Tendenzen unserer Geschichte: die Reformation und den deutschen philosophischen Idealismus. Zwischen diesen beiden geistigen Mächten besteht, so ergänzen wir, innere Verwandtschaft, ja wesentliche Übereinstimmung. Die unmittelbare Hingabe an die Substanz der Religion ohne Dazwischenkunft äußerer Werke, die Autonomie des religiösen Erlebnisses, frei von Formen und Konventionen, ist der Sinn der deutschen Reformation. Diese nämliche Idee, die wie alle großen Ideen schaffender Geister größer ist als Luthers Person, kehrt in anderer Gestalt wieder in der deutschen Philosophie, der Philosophie der Freiheit, der Autonomie.

Pflicht, das bedeutet uns das Gesetz, das unser tiefstes, unser wahres Selbst sich selber gibt. Pflicht ist für uns unser Recht. Sie ist ganz persönlich und doch allgemeingültig zugleich; denn in ihr äußert sich der Wille der Vernunft, die Vernunft als Wille. Das Reich der Sittlichkeit ist das Reich der Selbstgesetzgebung; in diesem Reiche ist jeder von uns Souverän und Untertan in einer Person, gebietend sich selbst und sich selbst gehorchend. Der wahre Sinn der Anlage des Menschen zur Sittlichkeit kommt damit zu gedankengemäßem Ausdruck, wird zur Klarheit des Wissens erhoben: jener Anlage, die zu bewundern wir nicht aufhören können, und die, je mehr wir sie bedenken, nur

desto mehr Bewunderung erregt. Sie offenbart eine übersinnliche Macht in uns, und da dieses Übersinnliche unser eigenstes Selbst ist, so unterwerfen wir uns uns selbst, sooft wir unser sinnliches Leben hingeben an das übersinnliche.

Wir verstehen, was J. J. Rousseau mit seinem Begriff der „volonté générale“ meinte und auch warum er sich vergeblich bemühte, diesen Begriff von dem der „volonté de tous“ zu unterscheiden; er ließ ihn mit dem Willen der Mehrheit zusammenfallen.

Rousseau suchte in der Politik nach der ethischen Idee, wir versuchen, die von aller Politik unabhängige ethische Idee soweit wie möglich auch zu einer politischen zu machen.

Der Gedanke von etwas geistig Ursprünglichem und Schaffendem in uns ist seit Leibniz der Gedanke der deutschen Philosophie; in ihm lebt der Gedanke der größten Philosophen wieder auf, eines Sokrates, Plato, der Stoa, Spinozas. Kant aber hat ihn in die reinste Form gegossen, die man seltenerweise als starr und unlebendig mißverstanden hat, während sie eine Form ist, „die lebend sich entwickelt“, das Prinzip aller sittlichen Erhöhung und Weiterschöpfung, nicht zwecklos, sondern Zwecke setzend.

Die Kultur der Freiheit, zu der wir uns bekennen, soll und kann nicht untergehn. Sie in der Welt zu verbreiten, ist unsere Bestimmung, ist das besondere geistige Gesetz unseres Volkes. In dem Zusammenklang der Kulturen der Völker ist dies die Stimme, die uns zukommt, und es ist, wenn wir wollen und uns selber treu bleiben, die führende Stimme.

In der deutschen Seele, nicht in ihr allein, wohl aber in ihr vor allem, wohnt die Ehrfurcht, die Quelle aller

wahren Religion und echten Sittlichkeit. „Die Religion der Ehrfurcht“, Goethes Wort zu gebrauchen, ist die deutsche Religion.

Wir vertrauen dem Gang der Geschichte, daß uns der Sieg werden wird — der innere Sieg ist uns gewiß. Dieser Krieg ist in Wahrheit ein Kultur-

krieg. Wir kämpfen in ihm für die Erhaltung und Erhöhung unserer Kultur und wissen, daß wir damit für die Kultur der Menschheit kämpfen. Auf die Bestimmung des deutschen Geistes in der Geschichte der Menschheit richten sich unsere Hoffnungen in diesem Kriege.

## Die deutsche Geschichtschreibung von den Befreiungskriegen bis zu unsern Tagen.

Geschichte und Kulturgeschichte.

Von Georg v. Below.

### IV. \*)

Wir haben bei den von der romantischen Bewegung ausgehenden wissenschaftlichen Bestrebungen eine höchst erfreuliche aufsteigende Entwicklung wahrgenommen. Dieser wissenschaftlichen Entfaltung scheint auch ein Aufsteigen des politischen Lebens zu entsprechen. Das politische Ideal der romantischen Bewegung war eine mächtige deutsche Nation, nach außen unabhängig, auf sich selbst gestellt. Das Ziel wurde mit echter Sehnsucht erstrebt, und den Beweis der Opferwilligkeit, wie sie die Erreichung eines solchen Ziels verlangt, erbrachten die Taten der Befreiungskriege. Rückblickend dürfen wir heute sagen, daß die Aufrichtung unseres neuen Reiches, wenn sie einem älteren Ideal nahekommte, am meisten die Linie der romantischen Gedanken einhält<sup>1)</sup>: ein mächtiges einiges Deutsches Reich, mit Schonung und Pflege der konservativen Kräfte, der eigenartigen deutschen Einrichtungen, unter Fernhaltung fremder politischer Ideen. Es ist bezeichnend und auch

folgerichtig, daß ein alter Romantiker wie Heinrich Leo die Ereignisse von 1866 und 1870 mit größtem Enthusiasmus begrüßt hat; er sah die Verwirklichung der Träume seiner Jugend.<sup>1)</sup>

Freilich ist der Weg bis zur endlichen Erreichung des Ziels sehr lang gewesen; die Widerstände gegen die Verwirklichung des Ideals und die Kämpfe um ihre Art füllen ein gutes halbes Jahrhundert aus.

Die Gegner der romantischen Bewegung und der Hauptsache nach auch der ihr entstammenden burschenschaftlichen Bestrebungen waren Vertreter der absolutistisch-rationalistischen Anschauungen des 18. Jahrhunderts. Rationalismus und Absolutismus standen auf der einen, Erneuerung des religiösen Lebens, nationale Erhebung und ständische Ideen auf der anderen Seite. Allmählich aber gruppierten sich die Gegensätze in neuer Art. Wir haben schon davon gesprochen, daß in der romantischen wie auch in der burschenschaftlichen Bewegung sich von Anfang an zwei Richtungen geltend machten. Im Laufe der Zeit fand eine Annäherung

\*) S. Heft 12.

1) Vgl. hierzu auch Rexius a. a. O. S. 497.

1) Vgl. Archiv f. Kulturgesch. 1911, S. 209.



des rechten Flügels der Romantiker und Burschenschafter an die Absolutisten statt, während gleichzeitig der linke Flügel vielfach zu radikaleren Formen überging. Wenn die Führer der Demagogenverfolgung noch mehr oder weniger rationalistische Absolutisten waren, so kamen nach und nach die Rationalisten dem linken Flügel der Burschenschafter nahe, deren rechter Flügel den Absolutisten. Jede Richtung opferte etwas von ihrem alten Bestand: so die Absolutisten von ihrem Rationalismus, die rechtsstehenden Romantiker von dem Eifer ihrer ständischen Bestrebungen. Obwohl auch in den neuen Bündnissen die alten Gegensätze zu erkennen blieben, so schienen sich jetzt doch die zwei großen Heerlager der Anhänger des Alten und der staatlichen und kirchlichen Autoritäten und der Fürsprecher des politischen Fortschritts, der Volksfreiheit und der Emanzipation von kirchlichem und Dogmenzwang zu bilden. Bald hatte die zweite Richtung in der Literatur, wenigstens in der populären, das Übergewicht. Die Romantik geriet jetzt in Mißkredit, weil die Romantiker des rechten Flügels, die die romantischen Ideen am schärfsten ausprägten, lediglich als Verteidiger des Alten galten und man ihnen den Vorwurf machen zu müssen glaubte, daß sie sich allen notwendigen Neuerungen entgegenstimmten. Unter der Einwirkung der Julirevolution brachte diese Bewegung teilweise ein neues Kosmopolitentum hervor. Rationalismus und Weltbürgertum erlebten eine gewisse Erneuerung, und im Widerspruch gegen die Romantiker, die mit der Betonung der deutschen Eigenart die Abneigung gegen die politischen liberalen Forderungen verbanden, nahm eine Gruppe des Liberalismus eine französisierende Richtung.

Die Regierung Friedrich Wilhelms IV. steigerte diese Verhältnisse. Er, der romantische Fürst, hat zwar manchen berechtigten romantischen Ideen glücklich Leben zu geben gewußt<sup>1)</sup>, aber andererseits in vielem Betracht durch unpraktische Politik der Romantik geschadet. In diesen Zeiten der Reaktion gegen sie verlor sie manchen alten Freund; es wollte nicht leicht jemand zu ihr gerechnet werden. Bekannt ist das Wort Jacob Grimms über die Wandlung seines politischen Standpunktes. Er bringt sie mit der Zunahme seines Alters in Verbindung. Richtiger wird man sie auf die politischen Erfahrungen der Zeit, auf die Beobachtung zurückführen, daß die Romantik politisch das nicht gehalten habe, was sie ursprünglich zu versprechen schien. Mit der politischen Reaktion gegen sie zog auch eine Unterschätzung ihrer wissenschaftlichen Arbeit herauf. Während doch alle, die in der Blütezeit der Romantik jung gewesen waren, mehr oder weniger von ihr geschöpft hatten, wurde sie jetzt von vielen verleugnet. Es ist lehrreich, Schlossers dankbare Äußerungen in seinen Jugendbriefen<sup>2)</sup> über die Romantiker mit seinen späteren Äußerungen zu vergleichen.<sup>3)</sup>

Es ist nicht unsere Aufgabe, darzulegen, welche berechtigten Forderungen damals auf der rechten und welche auf der linken vertreten wurden. Wir erwähnen nur, daß man aus dem verständlichen Gegensatz der Zeit die Wahrheitsmomente, die auf der rechten Seite vorhanden waren, die fruchtbare

1) Vgl. meinen Aufsatz über die Anfänge der konservativen Partei a. a. O.

2) Vgl. Histor. Ztschr. 81, S. 199 Anm. 1.

3) Wie F. v. Raumer in späterer Zeit den romantischen Kreis seiner Jugend verleugnete, darüber s. R. Steig, H. v. Kleists Berliner Kämpfe S. 79. Treffende Bemerkungen bei Pötzsch S. 42 Anm. 1.

politische Arbeit, die von den Mächten des Alten ausging, übersah, und daß diese Stimmung auch auf die Geschichtschreibung und das Urteil des Publikums über die Werke, die die Historiker ihm boten, einen starken Einfluß ausübte.

Der neue Aufschwung der Wissenschaften, vor allem der historischen, im weitesten Sinne des Begriffs, wurde, wie wir gesehen haben, wesentlich von der romantischen Bewegung getragen. Daneben aber hatte sich eine Literatur gehalten und behauptete sich auch noch lange, deren Wurzeln Anschauungen des 18. Jahrhunderts waren. Jetzt nahm sie die der Romantik entgegengesetzten politischen Ziele in sich auf. Ihr wissenschaftlicher Wert war gering, um so stärker aber ihre Wirkung im großen Publikum. Für diese Zeit darf man fast die wissenschaftliche, auf romantischem Grund ruhende Literatur der populären, antiromantischen gegenüberstellen.

Unter den Historikern, die in jenen Kreisen sich besonderer Wertschätzung erfreuten, steht Schlosser obenan, ein gelehrter Autor, der für die Literaturgeschichte den Romantikern viel verdankt, im übrigen aber, in historischer Methode und Auffassung, außerhalb der von den wissenschaftlichen Kreisen des 19. Jahrhunderts ausgehenden Anregungen steht; kein Voltairianer, ein aufrichtiger Idealist, jedoch ein Rationalist, der als eine Hauptobliegenheit des Historikers das Schelten ansieht; „in dem Bewußtsein moralischer Überlegenheit es verschmähend, die Zeugnisse sorgfältig gegeneinander abzuwägen“.<sup>1)</sup> Wir lächeln heute, wenn wir lesen, wie man darüber klagte, daß Ranke „dem Rückschritt huldigt“, daß er

1) Julian Schmidt, *Gesch. der deutschen Literatur*, 5. Bd. (1896), S. 137.

„so oft an der Wahrheit vorbeigeht“, daß ihm „die sittliche Weltanschauung“ und „das Streben nach Erforschung der absoluten Wahrheit“ fehlen, wie man in allen diesen Dingen Schlosser so unendlich viel höher stellte und ihm auch in der Quellenverwertung durchaus den Vorzug vor Ranke gab.<sup>1)</sup> Indessen die große Masse der liberalen Zeitgenossen Schlossers urteilte tatsächlich so und sah eine ernste Pflicht darin, Ranke mit Geringschätzung zu begegnen. Es fehlte nicht an solchen, welche Schlosser als Haupt einer Heidelberger Schule gegenüber der Berliner zum Gegenkönig der Historie erheben wollten — „eine geistige Reaktion aus Abscheu vor der politischen“.<sup>2)</sup> Auch Rotteck war beim Publikum weit beliebter als Ranke und nicht bloß wegen seiner leichteren Verständlichkeit. Während Ranke an dem klassischen Beispiel Friedrich Wilhelms I. eine große Würdigung des Absolutismus unternahm, seine Verdienste um Heer und Verwaltung ins Licht stellte<sup>3)</sup>, wußte Rotteck so wacker über den „kläglichen Stillstand, selbst Rückschritt auf den edleren Bahnen der Zivilisation und einen vorherrschenden Charakter der Schwäche oder Erniedrigung im Leben und im Zustande der Völker im absolutistischen Zeitalter zu schelten, nannte den Staat „überall ein emsig

1) So H. Kurz in seiner so oft aufgelegten, der liberalen Stimmung jener Zeit durchaus entsprechenden *Geschichte der deutschen Literatur*, Bd. 3, 8. Aufl., S. 697. Zur Verteidigung von Ranke gegen Kurz s. Sybel, *Hist. Ztschr.* 3, S. 255. Die Aufzeichnungen Varnhagens über Ranke schreiten bis zum echten Klatsch fort. Mit feinerer Bosheit gegen Ranke äußern sich die *Hallischen Jahrbücher* 1841, I, S. 430 ff.

2) A. Dove, *Ausgewählte Schriftchen* S. 168.

3) Vgl. in Ranks *Preußischer Geschichte* das sechste Buch „Heer und Staat“.

genütztes, mitunter leichtsinnig ausgesaugtes Pachtgut“ und sah — einer der Väter der Klagen über den Militarismus, mit denen uns heute unsere Feinde zu belasten sich abquälen — die „stehenden Heere, an Zahl und Waffenrüstung täglich furchtbarer, das Mark der Länder fressen und schon durch ihren Anblick jeden Freiheitsgedanken töten“. <sup>1)</sup> Wir nehmen hier einen Hauptgegensatz im Kampf der Zeit und auch im Kampf der Historiker wahr: Ranke und seine Gesinnungsgenossen kämpften für eine kräftige Exekution, für starke Machtmittel des Staates.

Neben Rotteck mag von den Historikern, die die Gunst des großen Publikums fanden, Zimmermann genannt werden, dessen Geschichte des Bauernkrieges vor einigen Jahren das Geschick widerfahren ist, von sozialdemokratischer Hand für Parteizwecke zugestutzt zu werden. <sup>2)</sup>

Die Historiker, die in jener Zeit, bis zur Revolution von 1848, in der Gunst des großen Publikums Ranke den Rang abliefen, waren alte Rationalisten oder wissenschaftlicher Vertiefung entbehrende Demokraten. Das „junge Deutschland“ bekundete seine allgemeine Unfruchtbarkeit auch darin, daß es keine Historiker von Namen hervorbrachte; allenfalls hat etwas von seiner Stimmung in die Art eines späteren Geschichtschreibers hineingereicht. Kurz vor und seit der Revolution erhob sich dann aber eine Gruppe von Historikern echten Stils, die zwar auch in einem

gewissen Gegensatz zu Ranke steht, indessen von den eben charakterisierten Autoren sich doch weit stärker unterscheidet. Man bezeichnet sie als politische oder liberale oder kleindeutsche Historiker. Die zweite Bezeichnung hat man gewählt, weil diese Geschichtschreiber in Ablehnung der konservativen Politik des preußischen Staates aufkamen und längere Zeit eine solche Stellung festhielten. Da sie jedoch mit ihrer weiteren Tätigkeit sich nicht in den Rahmen des Liberalismus einreihen lassen, zum Teil ihn unmittelbar bekämpfen, so dürfte die erste Bezeichnung, die ihren Sinn ganz wiedergibt, oder die dritte, nach einem praktischen Ziel, vorzuziehen sein.

Diese politischen Historiker <sup>1)</sup> stellen sich uns als ein reicher Kranz dar, reich durch die Mannigfaltigkeit und die Begabung der Persönlichkeiten.

Bei allen beobachten wir, daß sie die von der historischen Rechtsschule ermittelten Tatsachen anerkennen, zum Teil auch von deren Häuptionen ausgehen. Mehrere sind Schüler von Ranke; keiner ignoriert dessen Methode. Den wissenschaftlichen Erwerb der romantischen Zeit haben sie sich sämtlich zunutze gemacht. Ihre Eigenart liegt in einer kräftigen Aktivität, in der Setzung konkreter politischer Ziele. Diese sind:

1) Zur Beurteilung der politischen Geschichtschreiber haben die letzten Jahre manchen wertvollen Beitrag gebracht. Siehe z. B. die Artikel in M. Lenz' „Kleinen Historischen Schriften“, in E. Marcks' „Männer und Zeiten“, zu denen sein Aufsatz über Treitschke in der Deutschen Monatsschrift 1906, S. 157 hinzuzunehmen ist, Varrentrapp, Vorträge und Abhandlungen von H. v. Sybel (mit biographischer Einleitung), J. G. Droysens Leben von G. Droysen Bd. 1, Meinecke, Weltbürgertum u. Nationalstaat. Julian Schmidts Gesch. der deutschen Literatur von Leibnitz bis auf unsere Zeit, 5. Band (1896), mag auch nicht vergessen werden.

1) F. v. Rotteck, Allg. Geschichte, 2. Abdruck der 15. Aufl., S. 205f.: Schlußbetrachtung über die Zeit des Absolutismus.

2) Stuttgart 1907. Der neue Herausgeber, W. Blos, spricht im Vorwort von unserer „Zeit, da die herkömmliche Geschichtschreibung so sehr bemüht ist, sich den Anschauungen der herrschenden Gewalten anzuschmiegen“.



konstitutionelle Verfassung, nationale Staatsbildung, Herstellung eines politisch geeinten Deutschen Reichs durch Preußen. Zunächst stand unter ihren Zielen die konstitutionelle Verfassung obenan, weiterhin das geeinte deutsche Volk. Wenngleich sie sich erst allmählich von manchem Vorurteil liberaler Dogmen freizumachen hatten, so waren sie doch nicht abstrakte Verfassungsfanatiker, sondern rechneten mit gegebenen Verhältnissen und forderten den kräftigen Nationalstaat.

Dahlmann, der als Begründer der neuen Richtung gelten kann, fesselt das Interesse von vornherein dadurch, daß er an seiner Person die Vereinbarkeit des Bekenntnisses zu den Grundsätzen der historischen Rechtsschule mit politischer Initiative, politischer Beweglichkeit beweist. Er sah in dem Ausgang von historischen Voraussetzungen kein Hindernis dagegen, den praktischen Forderungen des Tages Rechnung zu tragen. Wenn er daneben, der liberalen Zeitströmung nachgebend, von einem gewissen Doktrinarismus sich nicht ganz freimacht und der englischen Verfassung etwas von absoluter Geltung beimißt, so haben wir darin eine Abweichung vom Grundprinzip der historischen Rechtsschule, daß die Verfassung dem Volksgeist entsprechen müsse, zu sehen.

Dahlmann zeigt — wie wir es schon bei Sybel als Schicksal dieser Generation von Historikern beobachteten — in seinen Werken eine zunehmende Verengerung im Stoff der Darstellung: in seiner Geschichte Dänemarks finden wir ihn durch den ganzen Interessenkreis der historischen Rechtsschule gefesselt, während er sich in seiner Geschichte der englischen und der französischen Revolution auf das Politische im engeren Begriff beschränkt, weil

sein Sinn jetzt auf ein konkretes politisches Ziel gerichtet war und er in ebendieser Richtung seine Leser politisch beeinflussen wollte.

Dahlmanns Ruhm sind mehr das Staatsrecht und die praktische Politik als die Geschichtschreibung. Als Historiker steht höher Joh. Gustav Droysen, der darum auch die gleiche Entwicklung in größerem Stil uns veranschaulicht. Mit dem angeborenen Trieb des echten Historikers zur Erforschung der politischen Beziehungen vertiefte er sich unter politischem Gesichtspunkt, aber mit breiter Ausdehnung in Studien über das klassische Altertum. Mit der antiken Poesie beschäftigte er sich ebenso wie mit der politischen Geschichte und wußte den geographischen Hintergrund, auf dem sich die historische Entwicklung abspielt, kundig zu zeichnen. Lehrreich ist auch sein Verhältnis zur Philosophie. Von den Historikern seiner Zeit haben wohl die meisten eine Einwirkung von Hegel erfahren, mehrere einen starken Einfluß, den stärksten vielleicht Leo und Duncker. Keiner aber konstruierte in seinen Schriften nach den Hegelschen Formeln; Leo zeigte sich bloß vorübergehend positiv von Hegel abhängig und Duncker nur in seinen Vorlesungen.<sup>1)</sup> Historische Quellenforschung und Hegelsche Konstruktion ließen sich nun einmal nicht vereinigen. Jede selbständige Forschungsarbeit ließ die Formeln Hegels als Zwang erscheinen. Diese Unvereinbarkeit hat Droysen sehr schön und treffend dargelegt.<sup>2)</sup> Aber wenn er die Konstruktion der Geschichte nach den Formeln Hegels ablehnte, so lag der Grund wahrlich nicht in mangelndem

1) Wie R. Haym in seinen Lebenserinnerungen nach dem Einblick in Dunckers Kollegheft erzählt.

2) Vgl. G. Droysen, J. G. Droysen I, S. 164ff.

philosophischen Verständnis. Man überzeugt sich mit Leichtigkeit aus Droysens Werken, daß er über philosophische Schulung und philosophische Begabung verfügte.

Weiterhin zog Droysen dann seinem Studienkreis engere Grenzen, so daß in seinen Darstellungen fast die alte Historie der Haupt- und Staatsaktionen aufzuleben schien. Allein man sieht eben bei ihm in mehr als einer Beziehung, wie es keineswegs Einseitigkeit der Beanlage oder der Bildung ist, was ihn bestimmt, seine Forschungen auf die politische Geschichte zu konzentrieren. Seine unvergleichlichen Beobachtungen über Wesen und Eigenart der Geschichtswissenschaft gestatten ein Urteil darüber, welche wertvollen Werke über diese erkenntnistheoretischen Fragen und die Geschichte unserer Wissenschaft er uns geschenkt hätte, wenn ihm sein Ziel nicht auf jenem Gebiet gesetzt worden wäre. Seine „Geschichte der preußischen Politik“, so begrenzt das Thema ist, bringt nebenbei oft Bemerkungen, die andere Verhältnisse blitzartig erleuchten, und hat den später mit Eifer betriebenen Studien über die Geschichte der preußischen Verwaltung und Wirtschaftspolitik eine Direktion gegeben. Neben Ranke hat er besondere Verdienste um die Begründung der großen Aktenpublikationen, die eines der Kennzeichen des neueren Betriebs der historischen Forschung darstellen. Und auch in solchen Unternehmungen zeigte er keine Einseitigkeit, wie denn die von der Münchener Historischen Kommission besorgte Edition der deutschen historischen Volkslieder auf seine Anregung zurückgeht.

Ihren preußischen Charakter verdanken die politischen Historiker nicht bloß Droysen; aber er gab der Forderung, daß Preußen die Führung in Deutsch-

land übernehmen solle, die umfassendste literarische Begründung. Es bleibt eines der schönsten Beispiele der Selbständigkeit und Hoheit des politischen Ideals, daß Droysen in demselben Moment sein Leben Yorks veröffentlichte und seine Geschichte der preußischen Politik begann, in dem er die Ungunst der preußischen Regierung erfuhr und der preußische Staat den Weg, den er zu gehen hatte, zu verkennen schien. Jedermann weiß heute, daß die Projektion der deutsch-nationalen Politik in die ältere brandenburgisch-preußische Geschichte, die Droysen vornahm, unhaltbar ist. Aber eine politische Tat ist sein Werk trotzdem, und wissenschaftlich behält es gleichfalls eine große Stellung. Wenn wir „den subjektiven Idealismus, der in der Droysenschen Interpretation der Motive brandenburgisch-preußischer Politik hervortritt, aufgeben, so können die objektiven Grundverhältnisse, auf die er den Zusammenhang der preußisch-deutschen Geschichte aufbaut, auch heute nicht als erschüttert angesehen werden“. <sup>1)</sup>

Wollte Droysen in der Praxis des politischen Lebens und auch mit seinen historischen Schriften für ein bestimmtes Verfassungsideal wirken, so darf ihm andererseits das Verdienst nicht abgesprochen werden, daß er durch seine historischen Forschungen an der

1) O. Hintze, Historische und politische Aufsätze, 4. Band, S. 130. Wie man aus meiner Darstellung ersieht, teile ich nicht das zu wenig günstige Urteil, das Fueter, im allgemeinen, über die politischen Historiker fällt. Um so lieber weise ich auf die Anerkennung hin, die er den ersten Bänden von Droysens Geschichte der preußischen Politik spendet. S. 495: „So historisch-wissenschaftlich war seit Möser die Gründung eines Territorialstaates nie mehr dargestellt worden. Wunderbar sicher sind die großen Linien festgehalten und herausgearbeitet.“

Beseitigung der kanonischen Einschätzung gewisser Verfassungsformen gearbeitet und das Verständnis für die im deutschen Volk vorhandenen realen Kräfte gefördert hat. Seine Werke über die griechische Geschichte setzen sich der herkömmlichen Parteinahme für die republikanische Freiheit entgegen und stellen das hellenistische Zeitalter, eine Zeit der Monarchien, ins Licht. Im Frankfurter Parlament wollte Droysen Deutschland durch Preußen, aber auch auf Kosten Preußens, durch Zerschlagung Preußens, geeinigt sehen. Nachdem der Plan dieser Tage sich als undurchführbar erwiesen hatte, bekannte er sich entschlossen zu der Auffassung, daß Preußen die Suprematie in Deutschland haben solle. Gegenüber dem Mißtrauen, mit dem die preußische Armee betrachtet wurde, wies er in seiner Biographie Yorks, „seiner unvergänglichen Leistung“<sup>1)</sup>, auf die moralischen Kräfte des preußischen Heeres hin. „Der preußischen Armee sind dadurch Achtung und Sympathie verschafft worden in Kreisen, die damals nur Haß und Hohn für den Militarismus hatten.“<sup>2)</sup>

Mit Droysen hat Max Duncker eine starke Ähnlichkeit darin, daß auch er von der Beschäftigung mit der alten Geschichte ausgeht, den Übergang zur neueren aus politischem Motiv findet und von der liberalen Doktrin sich früh entfernt. In manchen Punkten ist die politische Note bei ihm vielleicht noch schärfer ausgeprägt wie bei Droysen.

Heinrich von Sybel, dessen Entwicklungsgang wir schon bei unseren Bemerkungen über den Arbeitskreis der Schule Rankes skizziert haben, schildert in einer akademischen Rede von 1856

die allgemeine Stellung der politischen Historiker. Er nennt es den „natürlichen Beruf des Gelehrten, aus seiner Wissenschaft die Quelle abzuleiten zur Befruchtung des öffentlichen Lebens und umgekehrt in dem Boden des öffentlichen Lebens wieder die Quelle reicher, wissenschaftlicher Belehrung aufzusuchen“. Es war keine Rückkehr zu dem grob aufgefaßten Schulmeisterberuf des rationalistischen Historikers; aber die Absicht, mit der geschichtlichen Darstellung politisch auf den Leser zu wirken, tritt doch im Gegensatz zu Rankes Art merkbar hervor. Sybel rühmt die Beseitigung der „objektiven“ Historiker als einen „höchst erheblichen Fortschritt“ und weist die „vornehme Neutralität“ für den Geschichtschreiber ab. Der Geschichtschreiber soll „sittlich begeistern“, „erziehend“ wirken. Das hier ausgesprochene Programm, welches vom Historiker „ein bestimmtes Verhältnis zu den großen weltbewegenden Fragen der Religion, der Politik, der Nationalität“, „politische Überzeugung“ verlangt, hat — was von vornherein vermerkt sei — bei den deutschen Historikern in der Praxis übrigens seine Grenze in dem kritischen Quellenstudium gefunden, welches Sybel nicht weniger bestimmt fordert, während die politischen Geschichtschreiber Frankreichs und Englands sich durch ein solches Hindernis erheblich weniger gestört sahen. Einen befremdenden Eindruck macht es auf den ersten Blick, daß Sybel in jener Rede die echte deutsche Geschichtswissenschaft ganz konkret nur in dem ihm politisch mehr oder weniger nahestehenden Kreis, dem der, nach links wie nach rechts hin, einer gemäßigten Auffassung huldigenden Politiker, vertreten sieht, obgleich doch z.B. rechts davon nicht bloß Leo (den er nennt und ablehnt), sondern, nach den Gegensätzen

1) Dove, Ausgewählte Schriftchen S. 378.

2) O. Hintze S. 119.



der Zeit gemessen, auch Ranke<sup>1)</sup> stand. Indessen hatte er ja damals die Mehrheit tatsächlich auf seiner Seite.

Es ist, wie Sybel ausdrücklich sagt, ein Standpunkt zwischen den politischen Extremen, den er einnimmt. Damit war ein politischer Dogmatismus noch nicht ausgeschlossen, und Sybel hat einem solchen auch bis zu einem gewissen Grad in jener Zeit gehuldigt. Aber andererseits bedeutet seine historisch-politische Anschauung ebenso wie die Droysens nicht bloß den Gegensatz zum Legitimus, sondern in wichtigen Fragen zugleich eine Abkehr von liberalen Lieblingsideen und eine Hinwendung zu einer realistischeren Staatsauffassung. So bekämpfte er den poetischen Nimbus, mit dem man das Jakobinertum der Französischen Revolution umkleidet hatte, und die Legende, die von der Teilung Polens im Schwange war.

Als den Forscher von der umfassendsten Wirkung für die Wissenschaft verehren wir unter den politischen Historikern Mommsen. Seine Arbeit ist so vielseitig, daß er den Rahmen, dem wir ihn hier einordnen, zu sprengen scheint. Allein sein Wunsch, politisch auf den Leser zu wirken, und sein Eintreten für die nationale Idee und ihre Verwirklichung durch eine starke Staatsgewalt<sup>2)</sup> stellen doch auch ihn zu den politischen Historikern. Seine römische Geschichte atmet ganz deren Geist.

Bei Mommsen ist freilich das Thema der Darstellung ein anderes als das der genannten politischen Historiker.

1) Sybel nennt Ranke an mehreren Stellen seiner Rede, aber nicht da, wo er die Historiker nach ihrer politischen Haltung rubriziert (Kleine historische Schriften I, S. 356).

2) Ed. Meyer, Kleine Schriften S. 547.

Internationale Monatsschrift

Noch mehr gilt das von K. W. Nitzsch, welcher verfassungs- und wirtschaftsgeschichtliche Forschungen veröffentlichte, aber von der Darstellung der diplomatischen Verhandlungen und der Kriege sich fern hielt. Dennoch hat auch er mit jenen Forschungen, mit seinen Vorlesungen und mit seinen historisch-politischen Aufsätzen zweifellos im Sinne der politischen Historiker zu wirken geglaubt und sich auch das Recht, politisch zu wirken, zugesprochen.

Von den süddeutschen Mitgliedern unserer Gruppe, Gervinus und Häußer, zeigt jener noch greifbarer als Droysen die gewollte Bevorzugung der politischen Geschichte. Auf dem Gebiet der Literaturgeschichte liegen die größeren Verdienste von Gervinus; aber er folgte dem Zug der Zeit zur politischen Geschichte und politischen Betätigung, wenn wir auch heute fast den Eindruck haben, daß er sich damit opferte.

Der jüngste unter den Führern der politischen Historiker, Heinrich von Treitschke, steht von ihnen als Geschichtschreiber obenan; bei ihm nehmen wir auch die größte Harmonie von Anlage und Betätigung wahr; seine reichen Gaben ordnen sich widerspruchlos, ja mit Notwendigkeit einem großen Zweck unter. Mit Mommsen führt er aber auch schon über den Kreis der politischen Geschichtschreibung im engeren Sinne hinaus, weshalb wir ihm weiterhin noch unsere Aufmerksamkeit zuwenden werden.

Treitschke prägt in der politischen Geschichtschreibung so eigenartige Züge aus, daß wir ihn, obwohl er von ihren älteren Mitgliedern Wesentliches übernimmt, doch nicht in ein einfaches Schülerverhältnis zu ihnen bringen dürfen. Ihre Schule ist übrigens groß oder wenigstens die Zahl derjenigen, die sich ihrer Art der historischen Auffassung

und Darstellung anschlossen. Um noch zwei Altersgenossen Treitschkes von ernstem Charakter zu nennen, so führt K. v. Noorden zu Sybel, B. Erdmannsdörffer zu Droysen. Bei Erdmannsdörffer aber beobachten wir auch schon wiederum, wie sich die Kritik gegen die politische Geschichtschreibung erhebt.

Von Rankes Schülern darf man wohl die Mehrzahl zu den politischen Historikern rechnen. Eine andere Stellung, mehr die des Meisters, nehmen Giesebrecht und Siegfried Hirsch ein. Waitz kam in der praktischen Politik den politischen Historikern nahe; als Geschichtsforscher wird er sich mehr zu Ranke als zu ihnen hingezogen gefühlt haben. Nicht wenige von den politischen Historikern erhielten ihre methodische Ausbildung bei Ranke und Waitz, während sie weiterhin die Art der politischen Geschichtschreibung betätigten.

Die politischen Historiker kämpften, wie wir bemerkten, zunächst für konstitutionelle Verfassung, dann für ein einiges Deutsches Reich. Hierbei bekundeten sie schon mehrfach Neigung und Fähigkeit, die Schablone starrer liberaler Doktrinen mehr oder weniger aufzugeben. Darüber hinaus aber haben sie fast sämtlich eine Selbstkritik, eine „Selbstkritik des Liberalismus“ (nach dem von einem durch Sybel beeinflussten Historiker dieser Richtung geprägten Ausdruck), geübt, und eben Historiker sind es gewesen, die mit dem Bekenntnis zu der Politik des Begründers unserer Einheit innerhalb des Liberalismus vorangingen. Ergreifend ist es in Nitzsch' Briefen das Eingeständnis des früheren Irrtums und die Freude über das neue Werk zu lesen.<sup>1)</sup> Es

1) Vgl. die Äußerungen in den Briefen von Nitzsch an Jessen und Harms, bei M. Krammer in der Konservativen Monatsschrift 1913, Januarheft S. 351 ff.

gehört zu Dunckers Ruhm, daß er in der Konfliktzeit mit scharfem Blick den wahren Gegensatz erkannte und im Streit um die Heeresreform von Haus aus im Lager der Krone seinen Platz nahm. Droysen sprach seine Abneigung gegen die damalige Haltung der Liberalen mit der drastischen Wendung aus: „Wir müssen alle reaktionär werden!“<sup>1)</sup> Wenn Sybel in der Konfliktzeit Bismarck noch aufs entschiedenste entgegnet zu müssen glaubte, so hat der Staatsmann später kaum einen willkommeneren Interpreten seiner Absichten gefunden als an diesem Historiker. Nur Gervinus versagte sich der Anerkennung der neuen Gestaltung der Dinge. Aber man sieht deutlich, wie er sich in Gegensatz zu dem stellt, was er lange erstrebt, und das Unharmonische seiner Art gelangt hier auf den Höhepunkt. Mommsen lehnte die Zustimmung zu Bismarcks Werk nicht ab; in eine stark frondierende Stellung kam er erst, als jener von 1878 an seine neukonservative innere Politik begann. Im übrigen hat Bismarck in dieser Periode, die erst die rechten Folgerungen aus den Ereignissen der Jahre 1870/71 zog, in der der innere Ausbau des nationalen Staates stattfand, innerhalb des alten Kreises der politischen Historiker für seine Gedanken und auch für die ganz neuen Gedanken der neukonservativen Periode begeisterte Aufnahme gefunden.<sup>2)</sup>

Wir erwähnten den Gegensatz der politischen Historiker zu Rankes Art. Man darf ihn freilich nicht übertreiben. Eine doch wohl als wesentlich zu bezeichnende Übereinstimmung ist ja von vornherein insofern vorhanden, als beide

1) Vgl. Hintze S. 140.

2) Vgl. z. B. Archiv für Kulturgesch. 1910, S. 309 u. 456 ff.; Treitschke, Histor. und polit. Aufsätze 4, S. 418.

in der politischen Historie den Kern der Geschichtschreibung sahen. Es steht hier durchaus in zweiter Linie, ob der eine oder andere von stärkerer politischer Leidenschaft erfüllt war. Die Hauptsache liegt darin, daß Ranke die überragende Bedeutung des Staats ebenso anerkannt hat wie die politischen Historiker. Immerhin sind Unterschiede wahrnehmbar, wissenschaftliche und praktisch-politische.

Ranke mußte es von seinem Standpunkt der universalen Betrachtung, den er mit den Romantikern teilte, als eine Einseitigkeit ansehen, ein einzelnes praktisches Ziel in den Vordergrund zu stellen und von ihm aus die Entwicklung der Dinge zu beurteilen. So sehr auch er den nationalen Gedanken als Grundlage und Hebel der politischen Entfaltung ansah und der Autonomie des einzelnen Staats das Wort redete, so konnte er die geschichtlichen Verhältnisse doch nie anders als unter dem Gesichtspunkt der gegenseitigen Kämpfe, Beziehungen und Einwirkungen der Staaten behandeln. Darauf vor allem ruht Rankes Objektivität, daß er den Einzelfall unter das Licht der allgemeinen Politik, der allgemeinen Beziehungen stellt.<sup>1)</sup> Wie die romantischen Literaturhistoriker sich durch die Innigkeit, mit der sie sich unserer alten Dichtung zuwandten, nicht abhalten ließen, die Literaturen fremder Völker zur Anschauung zu bringen, so vereinigte Ranke das eine mit dem andern auf dem Gebiet der politischen Geschichte. Darum ist es bezeichnend, daß der konservative Ranke — vielleicht trotz seiner konservativen Parteizugehörigkeit — der Französischen Revolution in der Frage der Schuld des kriegerischen Angriffs mit größerem Verständnis gegen-

übertrat als Sybel, der seine Geschichte der Revolution in seiner liberalen Periode schrieb.<sup>1)</sup> Von hier aus begreift es sich weiter, daß Ranke nicht in der Art, wie es die politischen Historiker zu tun wünschten, mit seinen historischen Darstellungen für ein bestimmtes politisches Ideal werben konnte. Es ist nicht bloß ein Unterschied des Temperaments zwischen ihnen, sondern eine Verschiedenheit der prinzipiellen Auffassung. Ranke hat sich bemüht, den Liberalismus zu bekämpfen; auch er steht als Historiker in lebendigster Beziehung zur Gegenwart.<sup>2)</sup> Allein es wäre ihm unmöglich gewesen, ein großes historisches Werk lediglich zur Widerlegung des Liberalismus oder einer andern politischen Anschauung oder zur Verteidigung einer bestimmten politischen Theorie zu schreiben.

Der praktisch-politische Gegensatz Rankes und der politischen Historiker ergibt sich schon aus dem, was wir früher bemerkt haben. Während Ranke von der Idee des konservativen Nationalstaats aus für einen Ausbau der deutschen Bundesverfassung wohl zu haben war, im übrigen aber nachdrücklich für den Einzelstaat, vor allem den preußischen, und die Grundlagen seiner Macht eintrat, lagen den politischen Historikern die Veränderung, die mit der Einführung einer konstitutionellen Verfassung gegeben war, und die Einigung Deutschlands, die sich mit mehr oder weniger direktem Abbruch der vorhandenen staatlichen Gewalten vollziehen zu müssen schien, am Herzen. Der Abstand zwischen beiden war in der Zeit am größten, als das Moment

1) Sybels eigene Äußerung hierzu s. bei Varrentrapp S. 307. Vgl. Th. Wiedemann, Deutsche Revue 17, 1, S. 352.

2) Vgl. M. Lenz, Gesch. der Universität Berlin II, 1, S. 271.

1) Vgl. Lenz, Kleine Schriften S. 11 u. 389.



der Notwendigkeit der Verfassungsänderungen den politischen Historikern im Vordergrund stand und sie damit einen großen gemeinsamen Boden mit dem gesamten Liberalismus hatten. Es waren ja nicht ihre Gedanken, wenn andere liberale Kreise die Volkssouveränität, den Parlamentarismus, forderten, nur ein Milizheer und nur ein dem Volk gehörendes gelten lassen wollten und gegen „die das Mark aufzehrenden stehenden Heere“ kämpften. Aber vorerst erschienen die gemeinsamen Elemente als die stärkeren, was auch dadurch bewirkt wurde, daß die politischen Historiker von dem Glauben an die absolute Geltung einer bestimmten Verfassungsform sich zunächst noch nicht recht frei machten.<sup>1)</sup> In dieser Zeit ist Ranke am wenigsten gelesen worden. Die politischen Historiker gewannen ihm, der beim liberalen Publikum als „servil“ galt, mit den Vertretern der rationalistischen Reaktion bei weitem den Rang ab. Wenn sie selbst, die ja zum beträchtlichen Teil seine Schüler waren, ihm stets mit Hochachtung begegneten, so ließen sie doch keinen Zweifel bestehen an der Tatsache ihres Gegensatzes.<sup>2)</sup> Allmählich jedoch milderte sich die Differenz, bei dem einen der politischen Historiker früher, bei dem andern später, bei dem einen vollständiger, bei dem andern wenigstens im Kern der Sache. Wenn die politischen Historiker anerkannten, daß die Einheit Deutschlands nicht durch Zerschlagung Preußens, sondern durch seine Erhebung zur führenden

Monarchie in Deutschland erreicht werden müsse, so kamen sie damit dem konservativen Nationalstaatsgedanken schon recht nahe. Die Annäherung vollzog sich dann in Etappen; aufgehalten nicht bloß durch die Schwierigkeit der Lösung des Problems für Gesamtdeutschland, sondern nicht weniger durch Verfassungsstreitigkeiten im Einzelstaat. Die Annäherung an Bismarcks Politik wurde den politischen Historikern dadurch erleichtert, daß sie sich stets zu den Prinzipien der historischen Rechtsschule bekannt hatten, wie dadurch, daß sie unter dem Einfluß der Geschichtschreibung Rankes standen, der, wie er innerhalb der konservativen Kreise daran arbeitete, die legitimistische Theorie zu lockern, zugleich alle mit den Anspruch auf absolute Geltung auftretenden liberalen und demokratischen Doktrinen ablehnte. Das ist ja der große Ideenfortschritt, unter dem sich die neue Verfassungsgestaltung in Deutschland vollzog: der Fortschritt vom konstruktiven Denken zum empirischen, vom idealistisch-spekulativen zum realistischen.<sup>1)</sup> In dem neuen

1) Wie solche Ideenentwicklungen oft durch ganz akute Anlässe beeinflusst werden, so spielt hier die politische Haltung, die England uns gegenüber in der schleswig-holsteinschen Frage 1864 und im französischen Krieg (Lieferung von Munition an Frankreich!) einnahm, mit: mit der Minderung der Beliebtheit Englands minderte sich auch die Verehrung, die seine Verfassung genossen hatte. Die Legende, daß England nach außen und innen ein Hort der „Freiheit“ sei, wurde allmählich aufgegeben. Treitschke ist es vor allem, der diesen Fortschritt der Erkenntnis darstellt. Er geht vollends zu energischer Kritik Englands über, seitdem es uns in unserer Kolonialpolitik Schwierigkeiten schuf. Diese Beobachtung macht in etwas anderer Art E. Marcks, Deutsche Monatsschrift, Mai 1906, S. 177. Für die durch unsere neuesten Erfahrungen gesteigerte Erkenntnis des englischen We-

1) Wie Duncker zur Zeit des Krimkriegs England als „den einzigen natürlichen Alliierten“ des konstitutionellen Preußens gegenüber dem absolutistischen Rußland ansah, darüber s. Treitschke, Aufsätze 4, S. 412.

2) Vgl. die oben erwähnte akademische Rede Sybels vom Jahr 1856.

Deutschland sehen wir eine großartige Verwirklichung des Grundgedankens der historischen Rechtsschule, daß nicht eine Verfassung für alle Völker gelten könne, daß vielmehr die Verfassung eines Staates den besonderen Verhältnissen des Volks, seinen historischen Beziehungen entsprechen müsse. Er wurde vollständiger verwirklicht, als es ursprünglich im Sinn der politischen Historiker gelegen hatte; aus ihren Sätzen wurde die strenge Konsequenz gezogen. Auch das viel angefochtene Verhältnis des kontinentalen Staats zum Heer findet unter diesem Gesichtspunkt seine volle Rechtfertigung. Wenn wir heute von der Überzeugung erfüllt sind, daß das Maß der bürgerlichen Freiheiten in einem Staat im Verhältnis zu dem militärisch-politischen Druck steht, der auf seinen Grenzen lastet<sup>1)</sup>, so ist sie in einer Anwendung des Grundgedankens der historischen Rechtsschule gewonnen worden. Die politischen Historiker stimmten dem jetzt freudig zu, was auf konservativer Seite der Kern des Widerstands gegen den Liberalismus gewesen war.

Der Eifer der Werbung für das hohe Ziel bleibt das gewaltige Verdienst der politischen Historiker. Aber in der Form des Werks siegten Bismarck und Ranke. Die Entscheidung brachte das Jahr 1866, die Jahre 1870—71 die notwendige Ergänzung dazu; gekrönt wurde das Werk in der mit 1878 einsetzenden Periode. Jetzt wurden Bismarck und Ranke populär und in steigendem Maß mit jedem dieser Zeitabschnitte. Diejenigen politischen Historiker erwiesen sich als die konsequen-

sens haben wir in Ed. Meyers Buch über England ein belehrendes Zeugnis.

1) Vgl. die klassische Ausprägung dieses Satzes bei O. Hintze, in der Zeitschrift „Das Neue Deutschland“, 1, S. 118.

testen, die der Wendung von 1878 zustimmten. Die Arbeit der politischen Geschichtschreibung wurde eben jetzt ganz fruchtbar, durch die Vereinigung ihrer Ideen mit den konservativen und ihre gegenseitige Durchdringung.

Wenn sich der Gegensatz zwischen Ranke und der Mehrzahl der politischen Historiker in den praktisch-politischen Fragen somit schließlich annähernd ausglich<sup>1)</sup>, so trug das dazu bei, auch die wissenschaftliche Differenz, die Differenz in der Anschauung von der Aufgabe des Geschichtschreibers, zu mildern. Sybels Nekrolog auf Ranke (1886) zeigt in der Tat eine Milderung<sup>2)</sup> gegenüber den Äußerungen der Rede von 1856, eine Abwandlung, die gewiß nicht bloß in der Nachsicht ihren Grund hat, die jeder Nekrolog auferlegt. Es war ja überdies das eigentliche Ziel der politischen Historiker, dasjenige, dem sie ihre historischen Darstellungen gewidmet hatten, erreicht worden, so daß eine Fortsetzung der Richtung nicht notwendig schien. Immerhin blieb die Verschiedenheit im Grundsatz bestehen. Auch in diesem Streit erwies sich Ranke als der Sieger. Es bildet aber ein Ehren-  
denkmal für die politischen Historiker, daß die Kritik ihres Standpunkts von ihrem eigenen Kreis ausgeübt worden ist. Erdmannsdörffer und Koser haben gegenüber Droysens Idealisierung der ältern brandenburgisch-preußischen Geschichte deren realen Charakter aufgewiesen, Lenz und Meinecke die allgemeine Forderung der Rückkehr zu Rankes

1) Bezeichnend ist die große Befriedigung, die Ranke über die von Treitschke auf die Studentenwelt ausgeübte starke moralisch-politische Einwirkung gerade von der Zeit an bekundet, in der dieser seine konservativen Ideen nachdrücklicher betonte. Vgl. Th. Wiedemann, Deutsche Revue 18, 3, S. 348.

2) Auf sie macht schon Varrentrapp (S. 69) aufmerksam. Sybels Nekrolog. ebenda S. 299.

objektiver, kontemplativer Geschichtsdarstellung erhoben. Eben diese Forscher sind Schüler oder Enkelschüler der klassischen politischen Historiker. Wir halten es nicht für überflüssig, zu empfehlen, den Ausdruck kontemplativ zugunsten des Worts objektiv aufzugeben. Denn Rankes Anteil an den politischen Dingen war zu lebhaft, als daß seine Art mit der Kontemplation des Orientalen zu vergleichen wäre, der seine Persönlichkeit auslöscht. Es war doch der schlichte wissenschaftliche

Grundsatz, der ihn, bei aller Lebhaftigkeit des politischen Interesses, bei allem Ärger über die Unbelehrbarkeit der Liberalen<sup>1)</sup>, zur Gerechtigkeit der Objektivität führte. Doch mit diesen Betrachtungen über die spätern Schicksale der politischen Historiker eilen wir über den Zeitpunkt hinaus, von dem aus wir unsere Stellung zu der politischen Geschichtschreibung nahmen.

1) Vgl. Doves Erzählung, *Ausgewählte Schriftchen* S. 192 Anm. 1.

(Schluß folgt.)

## Altgriechische Kriegsslyrik.

Von Alfred Gercke.

Höre du Tochter des Kriegs, Alalā,  
und gib den Sang! Dir opfern ja  
für's Vaterland die Männer  
die Weihgabe des Todes.

So begann der Dichter Pindar sein Huldigungslied an die Athener, die Besieger der übermächtigen Perser, indem er statt der ihm vertrauten Friedensmuse diesmal den personifizierten Schlachtruf anrief, ihn zu begeistern. Dies Zugeständnis mag dem aus weichen Träumen gerissenen Friedensapostel schwer genug geworden sein. Längst hatten vor allen die Bewohner Kleinasiens die furchtbare Wucht des Kolosses im Osten gefühlt und spät genug die Bedeutung kriegerischer Abwehr wieder einsehen lernen: der Krieg ist der Vater aller Dinge und aller Dinge König, erklärte der Epheser Herakleitos. Gewiß ließ sich dieser paradoxe Ausspruch bestreiten.<sup>1)</sup> Welche tiefe Wahrheit er aber birgt, erfahren wir

1) Daher offenbar Pindars Widerspruch (Fragm. 169):

Aller König ist das Gesetz,  
Sterblicher wie Unsterblicher auch:  
dieses lenkt mit oberster Mund,  
bringt die Gewalttat selbst zu Recht.

seit Monaten als ein immer neues Erlebnis: er schmiedet Charaktere nicht nur im Schützengraben; er erweist sich als ein überraschend großer Erfinder und Organisator auch im technischen und sozialen Bereiche, freilich nur auf einem schon vom Friedenspfluge sorglich beackerten Boden; er bläst auch der Kunst einen neuen Geist ein und übt seine Königsgewalt selbst über die Wissenschaft aus.

Krieg und Kriegsruf müssen seit Urzeiten bei allen kräftigen Völkern lebendige Dichtung erzeugt haben, von dem Vater nicht verleugnet.

Zweifacher Beruf.

Dienstbar bin ich dem Gott Enyalios, Herrscher des Krieges,  
aber des Musengeschenks walt' ich, des holden, zugleich

bezeugt einer der beredtesten Dichter aller Zeiten, Archilochos. Und selbst dem Dichter, der für das goldene Zeitalter des Kronos schwärmte und den Menschen als friedlichen Erfinder, nicht ganz ohne Bedenken, feierte wie Sophokles<sup>1)</sup> in der Antigone:

1) Die Übertragungen oder vielmehr Nachdichtungen sophokleischer Chorgesänge nach



## Menschenkraft.

Viel mächtige Gewalten sind,  
 doch nichts gewalt'ger als das Menschenkind,  
 Er ist's, der auch im Wettersturm  
 die schaumegraue See durchdringt,  
 wo bald die Woge wächst zum Turm,  
 und tosend bald sich selbst verschlingt....  
 ihm wurde die Abkehr vom Kriege und  
 seinem Leide wieder zum Liede. So  
 singt der Chor der längst kriegsmüden  
 Belagerer Trojas im Aias:

## Kriegsweh.

O wär' in des Äthers unendlicher Weite,  
 o wär' zuvor doch im Hades verschwunden  
 der Mann, der in Hellas zu mordendem  
 Streite  
 das Eisen geschärft und die Waffen erfunden!  
 O Leid und Verderben,  
 des Urleids Erben!  
 Er lehrte die Welt, in der Blüte zu sterben.  
 Er entriß den Schmuck der Kränze,  
 raubte voller Becher Klang,  
 heit'res Schwärmen meinen Tagen  
 und der Flöte süßen Sang.  
 Holden Schlummers Glück verscheuchte  
 meiner Nacht sein Frevelsinn,  
 nahm die Liebe mir, die Liebe hin.  
 Und ich liege so, das feuchte  
 Haar von dichtem Tau gebadet,  
 wo kein gastlich Dach mich ladet,  
 auf der Erde kalt und kahl,  
 Troia, dir zum Unglücksma!

Nachdem Herder auch bei den Griechen auf die Volkslieder zu achten gelehrt hatte, wollte B. G. Niebuhr Volks- und Siegeslieder sogar als Quellen Herodots annehmen. Aber diesem Überschwange romantischer Ideen ist leider eine Reaktion des nüchternsten Realismus gefolgt, der gerade an Kriegs- und Soldatenliedern ziemlich teilnahmslos vorübergeht. Ein deutscher Gelehrter hat die Überreste altgriechischer Volkslieder gesammelt<sup>1)</sup>, aber seine treffliche Sammlung enthält äußerst wenig, was

W. Hoffmann, 1869/70 (Progr. des Sophien-gymnasiums in Berlin), 1. Bearbeitung.

1) Theodor Bergk in den *Poetae lyri Graeci* Bd. III. Als Ergänzung dienen lyri-

zur Kriegsliryk gehört. Die Arbeiten über das Kriegswesen des Altertums enthalten nichts, was über den Begriff der strengen Kriegswissenschaft und Technik hinausgeht. In den Literaturgeschichten muß man die Elegien, Pänene, Dithyramben und sogar die spartanischen Marschlieder unter der Hinterlassenschaft der alten Dichter suchen: nur wem das Stichwort bekannt ist, dem tun sich die Felsen auf und spenden das Wasser des Lebens. Nicht einmal das Epigramm soll eigentlich die Literaturgeschichte etwas angehen, sagte der moderne Vertreter des Volksliedes<sup>1)</sup>: sie sei über solche mangelhafte Poesie erhaben. Das ist freilich ein leicht abstellbarer Mangel, der auf einem Verkennen unserer Aufgaben beruht; der Krieg öffnet unsere Augen und stellt die Aufgaben neu.

Aber die rätselhafte Tatsache bleibt bestehen, daß schlichte Volkspoesie bei den Griechen beinahe verschwindet gegen die kunstmäßige, von einer Fülle von Talenten gepflegte Dichtung, während umgekehrt in Rom das Fehlen dieser Talente in innerem Zusammenhange steht mit einem Charakterzuge der Römer, dem auffallenden Mangel eines eigentlichen Sinnes für Kunst und Poesie, weshalb hier auch den Volksliedern der Nährboden fehlt. In Hellas fehlte es nicht an wurzelechter Volksdichtung, sondern sie erblühte überall in ungezählten Knospen, oft an veredelten Stöcken. Wenn jeder schlichte Töpferladen in Attika die schönsten Kunstwerke in seinen bemalten Vasen lieferte, und wenn überall, auch in der

sche Anthologien für die Schule und Emanuel Geibels *Klassisches Liederbuch*, das er zusammen mit Ernst Curtius bearbeitet hat; im Anschlusse daran werden hier Elegien u. a. gegeben.

1) Th. Bergk, *Griech. Lit.-Gesch.* II 143.

Provinz, oft formvollendete Grabschriften und Weihepigramme entstanden, so riefen natürlich Wehrgänge, Kriegszüge und Abenteuer der waffenkundigen Männer aller Orten auch Soldaten- und Kriegslieder hervor. Die kriegerischen Szenen in der großen Kunst wie in ihrem Abglanze, den Vasenbildern<sup>1)</sup>, sind vollgültige Zeugen für das allgemeine Interesse. Aber in der Poesie wurden die bescheidenen Versuche überboten und in den Schatten gestellt von den vollendeten Schöpfungen großer Meister; und sie blieben meist in der Verborgenheit, viel zu selten von antiken Sammlern mit folkloristischen Neigungen aufgelesen und nicht so dauerhaftem Materiale anvertraut wie die Epigramme der Friedhofspoesie, deren Steine noch nach Jahrtausenden dem Erdboden entsteigen und mit den Vasenscherben uns Kunde geben vom Streben und Können eines ganzen hochbegabten Volkes. Die Kriegsliryk war eine Schöpfung des Augenblickes und dem Untergange geweiht, soweit nicht große Namen der Erhaltung günstig waren oder der Zufall mitspielte. Eine kleine Sammlung von Skolien oder Tischliedern, ein antikes Kommersbuch, ist uns erhalten<sup>2)</sup>, sonst müssen wir selbst suchen. Besäßen wir noch die Poetik eines Rhodiens Aristokles (Mitte des 1. Jahrh. v. Chr.) oder das Sammelwerk über die Päane, das wenig früher Semos von Delos in 8 Büchern herausgab, so hätten wir ein reiches Material.

1) Beispielsweise vgl. W. Helbig, Eine Heerschau des Peisistratos oder Hippias auf einer schwarzfigurigen Schale, Sitz. Ber. Bayer. Ak. 1897. Zusammenfassend jetzt F. Studniczka, Die griech. Kunst an Kriegergräbern, Leipzig 1914.

2) In Athenaeos Buch XV, vgl. u. a. Wilamowitz, Aristoteles und Athen, und allgemein R. Reitzenstein, Epigramm und Skolion.

Die eigentliche Autorität der Poetik, Aristoteles, hatte für Lyrik kein Ohr; von seinen Schülern haben viele, wie Aristoxenos, Chamaileon, Duris, darauf geachtet und Antiquare wie Lokalhistoriker beeinflusst, aber leider sind ihre Werke verloren. Nur spätere Geschichtsschreiber und Biographen wie Plutarch teilen uns bei Schlachtbeschreibungen auch wohl wertvolle Einzelheiten mit, die Ergänzungen zu der aristotelischen Poetik liefern. Das meiste aber, was wir wissen — wenig genug —, erfahren wir durch Lexikographen, Antiquare und Scholiasten der trockensten Sorte: Notizenkram ohne Leben, Knochengerüst ohne Fleisch — wenn wir wirklich von den Erzeugnissen der großen Dichter absehen wollten.

Sollen wir aber das Lied „In einem kühlen Grunde“ von den Volksliedern fernhalten, weil Eichendorff es gedichtet hat? oder „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten?“ streichen, weil es in der veredelten Form Heines umläuft? Sollen wir nur anonyme Lieder der Griechen berücksichtigen, nicht aber das attische Skolion auf die Tyrannenmörder, nur weil es ein Kallistratos gedichtet hat, oder nicht die Päane auf Antigonos und Demetrios, weil wir zufällig den Verfassernamen, Hermokles aus Kyzikos, erfahren? Bisweilen scheinen auch die Lieder großer Dichter Umrichtungen und Erweiterungen volkstümlicher Gesänge gewesen zu sein, jedenfalls häufiger, als wir nachweisen können. Natürlich viel häufiger war das Umgekehrte der Fall, daß die kleinen Geister Anleihen bei den großen machten, unbewußt oder bewußt, und sozusagen schulmäßig. So hat das im besten Falle Volkstümliche doch den Stempel der Kunst erhalten, und unsere Aktenrubrik ist gleichgültig.

Von den hauptsächlichsten Arten der

Kriegsliryk, den Elegien, den Pänen und den Tischliedern, sind erstere nur als Erzeugnisse wirklicher Dichter erhalten: des Kallinos und Archilochos, des Tyrtäos, Solon und Theognis.

Berühmt ist des Ephesiens Kallinos

#### Kriegsruf.

Bis wann zaudert ihr noch? Wann faßt ihr  
entschlossen ein Herz euch,  
Jünglinge? Schämt ihr euch nicht vor den  
Bewohnern des Gaus,  
daß ihr, die Hände im Schoß, als säßet  
ihr mitten im Frieden,  
träg hindämmert, und rings wütet im  
Lande der Krieg?

Auf, in den Kampf und werft vor die Brust  
die gebuckelte Tartsche!

Noch mit sterbender Hand schleudert das  
letzte Geschoß!

Denn das ehrt und verherrlicht den Mann,  
für den Boden der Heimat  
fechtend, für Weib und Kind mutig den  
Feind zu bestehn.

Einmal kommt ja der Tod für jeglichen,  
wann es das Schicksal  
immer verhängt. Gradaus stürme denn  
jeder voran,

Hoch den geschwungenen Speer und das  
tapfere Herz an den Schildrand  
drängend, sobald im Gewühl Mann sich  
begegnet mit Mann!

Denn dem Todesgeschick zu entgehn ward  
keinem beschieden,  
wär' er dem Stamme sogar ewiger Götter  
entsproßt.

Mancher freilich entflieht der Gefahr und  
dem Sausen der Lanzen,  
und am eigenen Herd rafft ihn die Märe  
dahin;

aber um ihn nicht trauert die Stadt, noch  
wünscht sie zurück ihn,  
doch den Erschlag'nen beklagt jeglicher,  
hoch und gering.

Denn es ergreift sie zusamt nach dem  
tapferen Helden die Sehnsucht,  
fiel er, und halbgottgleich wird er im  
Leben geehrt.

Wie ein gewaltiger Turm vorschwebt er  
den Augen des Volkes,  
denn für Viele zu stehn war er, der Eine,  
genug.

Fast noch anschaulicher und wuch-  
tiger sind die unter Tyrtäos' Namen

erhaltenen Elegien, deren eine be-  
ginnt:

#### Schlachtgesang.

Auf in den Kampf, ihr Enkel des unbe-  
bezwungenen Herakles!

Streitet getrost! Noch nie wandt' euch den  
Rücken der Gott.

Nimmer erschreck' euch die Menge des  
Feinds, noch faß' euch ein Zagen,  
nein, gradaus mit dem Schild stürmt auf  
die Vordersten an!

Achtet das Leben gering und die finsternen  
Pfeile des Todes,  
grüßt sie mit Lust, wie sonst Helios Strah-  
len ihr grüßt!

Diese patriotischen Mahnungen, die bei den anderen Elegikern ähnlich wiederkehren, wurden in der Regel im Zeltlager beim oder nach dem Mahle, nach Absingen eines Pāans, unter Flötenbegleitung vorgetragen. Aus den Dichtungen des Tyrtäos spricht bald ein Sänger in ionischem Dialekte, bald ein spartanischer Heerführer zu den Kriegen. Die Kampflage wird trotz der programmatischen Absichten oft so allgemein geschildert, daß spätere regelmäßige Wiederholungen ihre Wirkung nicht verfehlten. In Sparta war dieser regelmäßige Vortrag noch in hellenistischer Zeit Vorschrift, und der Polemarch bewilligte dem besten Rezitator der Tyrtäos-Verse als Ehrengabe eine doppelte Portion Fleisch, wie sie dem Könige zukam. Die Dichter gingen aber auch auf Einzelheiten ein: so erwähnte Tyrtäos den König Theopompos, der im zwanzigsten Kriegsjahre die Bergfeste Ithome erobert hatte, und Kallinos schilderte die Verwüstungen Kleinasiens durch die Kimmerier und den Fall von Smyrna. Solon aber dichtete eine Elegie während der wechselvollen Kämpfe um die von dem seebeherrschenden Ägina besetzte Insel Salamis, die Attika vorgelagert ist wie Helgoland der nordfriesischen Küste:



## Salamis.

Selber als Herold komm' ich von Salamis'  
lieblichem Eiland,  
und den Schmuck des Gesangs trag' ich  
statt Reden euch vor.

\* \* \*

Glückte es nicht, so möchte ich lieber mein  
Vaterland wechseln  
und Krähwinkeler sein statt eines Bürgers  
Athen's,  
denn es würde sich rasch bei den Menschen  
die Kunde verbreiten:  
sehet den Attiker dort, Salamis ließ er  
in Stich!

und der packende Schluß:

Auf, nach Salamis hin, zum Kampf um die  
liebliche Insel,  
unserer Sehnsucht Ziel, unserer Schande  
ein Grab.

Das war die gewaltige Ansprache des 7. und 6. Jahrhunderts, die der jüngsten Ausbildung des ionischen Epos parallel ging, mit ihm in gegenseitigem Austausch von Gedanken und sprachlichen Wendungen, aber daneben auch selbständig, besonders im elegischen Versmaße. Bedeutung und Herkunft des Wortes sind nicht geklärt, so wenig wie die Vorgeschichte der Dichtung: „Elegeion“ bedeutete soviel wie Distichon, im Gegensatz zum „Epos“, dem heroischen Verse; die ganze Dichtungsart wurde Elegie genannt, mindestens seit den Perserkriegen.<sup>1)</sup> Sie tritt uns plötzlich als Kriesslied in fast vollendeter Formgebung entgegen, zunächst für die ionische Ritterschaft Kleinasiens bestimmt, die Haus und Herd gegen die Überschwemmung durch die barbarischen Stämme verteidigt, und daher auch inhaltlich als ein Ritterspiegel.

1) Thukydides und Kritias *ἐλεγείον*, den Pluralis brauchte Demosthenes für Solons Dichtungen; aber das Femininum Aristoteles, und ebenso zitiert Theophrast (Hist. Plant. IX 15, 2 nach Codex Urbinas) Äschylos *ἐν ταῖς ἐλεγείαις*; das gehört also nicht erst der Ciceronischen Zeit an.

Als Lebensspiegel enthielt sie auch viele gute Lebensregeln und Reflexe von mancherlei Erfahrungen und Stimmungen, die sich ewig erneuen. Das zeigt die alte unter dem Namen des Theognis gehende Sammlung. Beispielsweise:

## Sprüche.

Selbst nicht der Leu schwelgt immer in  
Fleischkost, sondern die strenge  
Not, die Bezwingerin, macht auch den  
Gewaltigen zahn.

oder

Viele gesellen sich dir beim Becher als  
traute Genossen,  
doch zu entschlossener Tat bleiben dir  
wenige treu.

Aber auch politischen Inhalt zeigen die Reste mancher Elegien, die dem Bürgerkämpfe entstammen, wie wenn der megarische Aristokrat mit Wehmut aus der Verbannung zur Heimat schaut, haßerfüllt auf Rache sinnt oder die bittere Gnome prägt:

Der dem vergeßlichen Volk einst Burg und  
schützender Turm war,  
wenig Ehre zum Dank erntet der Edle  
dafür.

Solon hat sogar über seine wirtschaftlichen und sozialen Reformen in einer Reihe von Dichtungen, Elegien, Iamben und Trochäen berichtet und sein Verfahren gerechtfertigt gegen Anfeindungen:

deshalb nach allen Seiten wehren muß ich  
mich  
wie ein von vielen Hunden abgehetzter  
Wolf.

Gern nahm schon Archilochos die der Prosa am nächsten stehenden Versmaße zur Hilfe für Themata aller Art. Aber Solons Gedichte des reifen Mannesalters waren alle nur auf das eine Endziel gerichtet, seine friedliche Mobilisation vom Archontatsjahre 594 zu festigen und seine Mitbürger vor inneren Revolutionen zu bewahren.

An das öffentliche Leben rührten freilich auch die kriegerischen Elegien, weil der Krieg tief eingreift in das Staats- und Familienleben. Daher sang Tyrtäos:

Heldentod.

Schön ist das Los für den Tapfern, im vor-  
dersten Gliede zu fallen,  
wenn er, den Seinen ein Hort, kämpft  
für den heimischen Herd ....  
Bringt er sein Leben zum Opfer im Vor-  
kampf: seinem Erzeuger,  
seiner Gemeinde und Stadt bringt er er-  
habenen Ruhm,  
wie er im Blut daliegt, vielfältig die Brust  
und den Panzer  
vorn und den bauchigen Schild von den  
Geschossen durchbohrt.  
Alle die Jünglinge weinen um ihn, und es  
jammern die Greise,  
und weitschallend erfüllt sehnliche Klage  
die Stadt.  
Heilig fortan ist dem Volke sein Grab, und  
Kinder und Enkel  
ehrt man, und ehrt sein Haus bis in das  
fernste Geschlecht.  
Nimmer im Dunkel erlischt sein Ruhm und  
gepriesener Name,  
und der Begrabene lebt als ein Unsterb-  
licher fort.

Am würdigsten aber ehrte die Ge-  
fallenen der Dichter selbst: in seinem  
Liede lebten die Helden und ihre Taten  
weiter, wie ihre Herolde seit den Ta-  
gen des homerischen Heldensanges  
gern hervorhoben. Aber während wahr-  
scheinlich das uralte Heldenlied und  
sicher das aus ihm hervorgegangene  
Epos mythische Heerzüge, Heroen ver-  
schollener Zeiten und die göttlichen  
Ahnen der verschiedenen Volksstämme  
feierten, gaben die Elegien dem „Ruhme  
der Männer“ mit neuer Form auch  
einen neuen Inhalt: die Kämpfe der  
Gegenwart. Mehr als zwei Jahrhun-  
derte lang blühte diese Dichtung und  
blieb mancherwärts noch als Pflege der  
Erinnerung in hohem Ansehen, nach-  
dem der poetische Trieb abgestorben  
war.

Den Grabgesang darzubringen war  
die Pflicht der Überlebenden, der näch-  
sten Verwandten. Sie zu erfüllen war  
die Trauerelegie geschaffen.

Gegen Mitte des 5. Jahrhunderts be-  
gann man in Athen Leichenreden, wie  
sie der Chor in Äschylos' Agamemnon  
an der Bahre des Königs erwartet, am  
Grabe der Gefallenen auch in Prosa  
zu halten, allen voran Perikles, auf  
dessen Zunge die Überredungskunst  
selbst saß. Namentlich seine gedanken-  
reiche, formvollendete Gedächtnisrede,  
die er zu Beginn des Peloponnesischen  
Krieges auf die Opfer des von ihm ver-  
anlaßten Präventivkrieges hielt, nahm  
viele Farben aus der Elegie, stellte aber  
ihre edle Einfachheit durch glänzen-  
dere Lichter in Schatten. Von nun an  
wählte der attische Rat bei jedem ähn-  
lichen Anlasse einen offiziellen Redner.

Aber auch neben diesen Grabreden  
hielt sich die Sitte, wenigstens einige  
Verse den gefallenen Vaterlandsvertei-  
digern in einem Grabepigramm zu wei-  
hen. Diese „Aufschrift“ in Distichen,  
als ein Ausschnitt in abgerundeter  
Form aus der Trauerelegie hervorge-  
gangen, mag gut ein Jahrhundert vor  
den attischen Staatsreden in Ionien ent-  
standen sein und bot anders als die  
meist allgemeiner gehaltene Elegie die  
Möglichkeit, die Kriegstaten genauer  
nach Ort und Bedeutung zu charakteri-  
sieren, auch den individuellen Namen  
der Helden Unsterblichkeit zu sichern.  
So wurde der Spartaner Othryades (um  
546) gefeiert. Das älteste erhaltene Epi-  
gramm ist der wenig jüngere Nachruf:

Auch für Kedon fülle den Becher, vergiß es  
nicht, Schenke,  
wenn eine Spende von Wein Helden zu  
bringen es gilt.

Diesen Vers sang man in Athen noch  
in später Zeit bei festlichem Gelage, das  
der Verstorbenen zu gedenken Gelegen-

heit gab. Andere Aufschriften waren auf den Grabmälern selbst angebracht, die im Altertum nicht in die Stille eines Friedhofes gebannt waren, sondern meist vor den Toren der Stadt zu beiden Seiten der Straße sich hinzogen, mit hohen, weithin sichtbaren Sockeln und mannigfachem Schmucke, allmählich auch mit figürlichen Reliefs ausgestattet, so am Dipylon von Athen. Man versteht es daher, wenn der Vorübergehende, der Wanderer in den Epigrammen angesprochen wird, weiterzuerzählen, was er gelesen, oder den Toten gegenüber eine Ehrenpflicht zu erfüllen. Viele Heldengräber waren natürlich auf den Schlachtfeldern selbst errichtet, und ihre poetischen Aufschriften sprachen hier noch deutlicher die Sprache bewundernden Dankes.

Athens Burg, die Altis von Olympia, und der Mittelpunkt des delphischen Kirchenstaates boten dem Besucher eine unendliche Fülle herrlichster Weihgeschenke an die Götter, Statuen und Gespanne aus Erz oder Marmor, Einzelgegenstände oder auch ganze Tempel, aus vielfacher Siegesbeute ein sichtbarer Dank für Errettung aus Not und Gefahr. Auch hier verkündeten Epigramme oft den Anlaß der Weihung, den Erfolg der Waffen.

Unleugbar ist das Epigramm der Reflexion entsprossen, noch mehr als die an sich auch beschauliche und Stimmungen widerspiegelnde Elegie. Schon das in der Mitte des Pentameters retardierende Versmaß entspricht dieser Eigenart des Inhaltes, und die Beschränkung auf ein oder wenige Disticha verlangt eine knappe Zusammenfassung des Gedankens und legt das Hervorheben einer pointierten Zuspitzung nahe. Dagegen herrscht in Iamben und Trochäen eine größere Freiheit, sie stehen mit dem Leben unmittelbarer in Ver-

bindung, aus dem sie als Kinder des Augenblickes geboren sind.

Das gilt auch von den frischen Anapästischen (∞ -), in denen die alten Marschlieder gedichtet waren.

Wohlauf, spartanische Jungens,  
ihr tapferer Bürger Söhne,  
bewehrt mit dem Schilde die Linke  
und schwingt wagmutig die Lanze:  
der Einsatz ist euer Leben,  
so halten Spartas Epheben.

Dies Volkslied hat sich unter Tyrtaos' Namen erhalten. Ein ganz ähnliches, anonymes, das im späten Altertum dem Alkman zugeschrieben wurde, begann:

Wohlauf, spartanische Jugend,  
in den Waffen zum Tanze des Ares!

Von einer dritten, nur aus lateinischer Nachbildung bekannten Fassung lautete der Anfang etwa so:

Wohlauf, spartanische Kämpen,  
jetzt holet in glücklichem Zuge  
die Schicksalsgöttinnen heim euch!

Bei den Kretern trug ihr Kriegslied<sup>1)</sup> ein Vorsänger vor, der Ibikter hieß und nun einem Dichter Ibrios (?) den Namen geben mußte. Auch die Arkader hatten alte Marschlieder, die Polybios erwähnt; andere sind ganz verschollen. Die anapästischen Einzugslieder des tragischen Chors sind halb an diese militärischen Marschlieder, halb aber an die feierlicheren Prozessionslieder angelehnt; noch deutlicher die Anapäste der Komödie, besonders der Aufmarsch des Chores in der Mitte des Stückes, die Parabase. Diese die Lauge des Spottes oft auf hoch und niedrig ausgießenden Lieder enthalten doch auch bisweilen herzerfrischende patriotische Ergüsse, den bewundernden Dank der Bürger daheim an die Vaterlandsvertei-

1) Wohl *ἰβίβος*, nach einem vorgriechischen Feldgeschrei *ἰβί*.



diger draußen im Feld, z. B. was der keine Übermacht des Feindes fürchtende Chor der Ritter bei Aristophanes vorträgt<sup>1)</sup>:

Einst und jetzt.

Preisen will ich unsre Väter. Sie bewährten alle Zeit würdig sich des Vaterlandes, würdig der Unsterblichkeit. Denn zu Land in mancher Feldschlacht, in den Schlachten der Trieren, überall und immer siegreich, schmückten sie die Stadt mit Ehren. Nimmermehr von ihnen einer, wenn sie Feinde vor sich sahen, zählte sie: der wackre Mut war stets der rechte Landwehrmann. Mocht' vielleicht beim Ringen einer auf den Arm gesunken sein, ab den Staub sich schüttelnd, sprach er: „nicht gefallen bin ich, nein!“ Und von neuem ward gerungen . . .

Freiwillig erbieten sich ihre Nachkommen, ebenfalls hinauszuziehen:

zu Wehr und Streit, für die Stadt, die Heimatsgötter sind wir ohne Sold bereit und verlangen weiter gar nichts als Entgelt als dies allein: daß, wenn's Fried' einst wird, und frei wir aller Kriegenot und Pein, nicht ihr's neidet, wenn des Haarschmucks und der Salben wir uns freun.

Man spürt den Geist der allgemeinen Wehrpflicht, der allerdings in Athen der allgemeinen Ermattung des Peloponnesischen Krieges allmählich nachgab. In Sparta hielt er sich länger ungebrochen, und hier sangen bei den Festen drei Chöre kraftvolle, schlichte Iamben.<sup>2)</sup>

Die Greise:

Wir waren einstens krafterfüllte Jünglinge.

Die Männer:

Wir sind es jetzo; hast du Lust, erprob' es nur.

1) Die Nachdichtung von J. G. Droysen.

2) Das einzige von soldatischem Geiste erfüllte Volkslied in Bergks Sammlung, aber auch dies im Altertume dem Tyrtäos zugeschrieben.

Die Knaben:

Wir werden's bald sein, und noch viel, viel kräftiger.

Allen diesen volkstümlichen Liedern, die sich in Sprache und Ton von der Prosa nicht allzuweit entfernten, steht die hohe Poesie gegenüber, die Pāane und Dithyramben, Hymnen und Epinikien und ein großer Teil der Trink- und Tischlieder. In ihnen zeigte sich oft glühende Vaterlandsliebe, selbst in der Komödie. So rufen die attischen Ritter bei Aristophanes die Landesgötter an, zuerst Poseidon, den Schirmer von Roß und Reisigen, und dann Athene mit-samt der Siegesgöttin:

Bitte um Sieg.

Göttin der Burg, o Pallas, du Schirmerin dieses Heiligsten, dieses an Ruhm, an Kriegsgewalt, an Poesie, an jeder Macht herrlich begabten Landes:

eile daher und bringe mit unsere stets zu Krieg und Schlacht rüstige Kampfgenossin

Nike, welche den Chorliedern sich gern naht und den Feinden mit uns kühn in den Weg tritt.

Jetzt erscheine du hier, denn jetzt muß mit allem Bemühen du diesen Männern den Siegeskranz wenn je früher, so heut weih'n.

Alle Kriegslieder wurden mit Flötenbegleitung gesungen, die Elegien vielleicht mehr rezitiert; mancher Pāan und manches Chorlied weist sogar im Texte darauf hin.

Siegers Heimkehr

(aus Sophokles' Trachinierinnen, zu Ehren des Herakles).

Holde melodische Lieder stimmend zum Jubelgebraus rufen die Flöten euch wieder bald in die Lüfte hinaus,

Klängen der Lyra, göttlichen, gleich.

Eilet der Held doch zurück in sein Reich, welchen dem Zeus Alkmene geboren: Ruhmesgewinner den heimischen Toren, beutebeladen kehrt er nach Haus.

Fern der Heimat allenthalben, unter Wogen  
und Gefahr  
weilte er, und ohne Kunde harrten wir ein  
langes Jahr;  
und die Gattin saß, die arme,  
tränenüberströmt; im Harne  
schwand dahin ihr treues Herz.  
Jetzt hat Ares, wild entzündet,  
Heil verkündet,  
und vorbei ist Leid wie Schmerz.  
Mög er nahen, mög er kommen! Nimmer  
rasten soll sein Kiel,  
bis der Anker am Gestade meiner Heimat-  
erde fiel!

Die Existenz solcher Pāane unter Flö-  
tenbegleitung läßt sich bis in die Mitte  
des 7. Jahrhunderts zurückverfolgen, wo  
Archilochos „selber stimmt zur Flöte  
einen Lesbischen Paieon an“. Sonst  
ist der älteste, dem Inhalte nach uns  
bekannte Pāan das Siegeslied, das  
Achill nach der Erlegung Hektors an-  
stimmt, als er mit seinen Myrmidonen  
die Leiche zu den Schiffen bringt:

#### Achills Triumph.

Herrlicher Ruhm ist erkämpft: wir erschlu-  
gen den göttlichen Hektor,  
den in der Stadt gleich einem der Himm-  
lischen ehrten die Troer.

Eine wunderbare Einfachheit, aber in  
der Sprache des Epos (und der Elegie),  
weil das Lied ohne Umdichtung keine  
Aufnahme in die Ilias hätte finden kön-  
nen. Für Pāane muß aber in alter Zeit  
das kretische Versmaß — u u oder u u —  
beliebt gewesen sein, das eben daher  
das pāonische hieß. Wenige Dichtungen  
haben es noch bewahrt, sonst sind in  
historischer Zeit freie Maße üblich.

Vor wie nach der Schlacht steigt ein  
Gebet zu den Göttern empor, um de-  
ren Hilfe zu erleben oder ihnen Dank  
für den Sieg abzustatten, beim Mahle  
wie auf dem Felde, oder auch am  
Grabe der Gefallenen erschallt der  
Pāan. Wie Polyneikes in der Dichtung,  
den Sieben vor Theben, einen Eroberungs-

sang (ἀλώσιμον παιᾶνα) vor dem  
Sturme erschallen läßt und Lykurg  
nach der Legende den Kampf mit  
einem Marschpāan eingeleitet haben  
soll, so hielten es die Griechen in  
Wirklichkeit: vor Beginn der Schlacht  
schmetterte die Trompete, der vom Heer-  
führer angestimmte Pāan wurde rings  
von den Truppen aufgenommen, und  
furchtbares Schlachtgeschrei setzte ein.  
Traten die Götter doch nach allgemei-  
nem, in besonders wunderbaren Siegen  
gefestigtem Glauben leibhaftig als Vor-  
kämpfer in die Schlachtreihe ein und  
führten sie zum Siege. Darum fand  
schon vor dem Ausmarsche des Heeres  
ein Gottesdienst statt, in dem sich Feld-  
herr und Heer der gnädigen Obhut der  
Götter gläubig anvertrauten. Als die  
stolze Flotte Athens 415 nach Sizilien  
auslaufen wollte, wurde nach Thuky-  
dides' Schilderung zunächst durch  
Trompetensignal Schweigen geboten,  
sodann wurden die vor dem Aufbruch  
üblichen Gebete nicht für das einzelne  
Schiff, wie sonst, sondern für alle und  
von allen durch Heroldsmund gespro-  
chen; aus großen Mischkrügen schöpften  
die Mannen an Bord und ihre Füh-  
rer mit goldenen und silbernen Bechern  
und gossen Trankspenden aus unter  
dem ganzen Heere, und am Ufer bete-  
ten mit ihnen die anwesenden Zu-  
schauer; schließlich sangen die Mann-  
schaften einen Pāan, vollendeten die  
Spenden und stachen in See.

Der Friedensschluß wird mit beson-  
derem Danke gegen die Götter gefeiert,  
mit Gesang und Opfern, selbst in der  
Komödie. Ein Jahr, bevor ein auf fünf-  
zig Jahre bemessener Frieden den Pe-  
loponnesischen Krieg zu beenden schien,  
sang der Chor in Aristophanes' Wespen:

#### Friedensbitte.

Nun schweigt in Andacht, schweigt in An-  
dacht alle rings!

o Phöbos Apollon, pythischer Gott, zum  
   guten Glück  
 laß du das Werk, das daheim  
 hier vor den Türen jetzt beginnt,  
 uns allen wohl gesegnet sein,  
       aller Verwirrung End',  
 o Helfer, o Pään!

Im Glauben der Griechen unterstand alles göttlicher Leitung, und auch ihr täglicher Lebenslauf fing mit Gott an und hörte mit Gott auf. Der Kriegsschatz wurde im Tempel angesammelt unter dem Schutze der Gottheit und in ihrem Namen verwaltet. Im Kriege verspürte jeder einzelne Mann stetig, daß er in Gottes Hand stünde. Seher und Ärzte begleiteten das Heer, wie Kalchas nach Aulis und Troja, so auch in historischer Zeit; als Priester fungierte freilich der Heerführer, in ältester Zeit der König. Bei den Thermopylen fiel mit den Dreihundert auch der Seher, sein Tod wurde in einem besonderen Epigramme gefeiert. Weissagungen wurden auch von berühmten Orakelstätten eingeholt und entstanden überall ungesucht und ungewollt. Herodot teilt z. B. solche Sprüche aus den Perserkriegen mit. Auch sie gehören, da sie in gebundener Sprache (anfänglich nur in daktylischen Hexametern) verfaßt waren, der Kriegsdichtung im weiteren Sinne an, aber statt der bekannten Orakel möge hier nur ein Lied ahnungsvoller Laien stehen, das sich in der Form den Päanen mehr nähert.

#### Siegeszuversicht

(aus Sophokles' Elektra).

Ist nicht betört mein Sehergeist, mein Auge  
   nicht erblindet,  
 Dann kommt, die lange sich zuvor geheimnisvoll verkündet,  
 gerechten Sieg in Händen naht  
 dann Dike auf der Rache Pfad:  
 mein Kind, sie wird nicht weilen,  
 die Frevler zu ereilen.  
 In meiner Seele wohnt Vertrauen.

Als Gebet pflegt jeder Pään an einen der großen Götter gerichtet zu sein, an Apollon, Asklepios, Artemis oder eine andere Gottheit: das ist das Ergebnis einer Zeit, die Phöbos und Apollon, Athene und Pallas nicht mehr schied und so auch den Helfer und Heiland Paiāon (ion. Paiēon, Paiōn) mit Apollon oder einem anderen Gotte zusammenwarf. Ursprünglich war das ein eigener Gott oder Halbgott gewesen<sup>1)</sup>, der den Kriegern heil heimzukehren oder von Verwundungen zu genesen gewährte. In der Ilias heilt er die beiden von Diomedes Verwundeten, Hades und Ares, den Todesgott und den Kriegsgott. Hesiod, Solon, Äschylos unterschied ihn noch von Apoll und anderen Göttern, auf Kos scheint ihm, nicht Asklepios, das berühmte Heiligtum geweiht gewesen zu sein. Im Asklepiostempel zu Syrakus war ihm ein besonderes Bild geweiht und wurden ihm, wie dem Tempelherrn, jährlich Opfer dargebracht. In Attika erscholl am Paionstage<sup>2)</sup> der Ruf: „Io Paion, io Paion.“ Und ähnlich hatte jeder ihm geweihte Gesang, in älterer Zeit ausnahmslos, den formelhaften Anruf „ie Paian, ie Paian“. Solche alten Sondergötter gab es einst viele bei den Griechen, z. B. den Kriegsgott Enyalios, den die Truppen beim Erheben des Kriegsgeschreies (Alala oder Eleleu) anriefen. Die Lakedämonier verehrten einen Kriegsgott Therites oder Thersites. Für Heimkehr und Genesung scheint auch Nestor gesorgt zu haben. Wie weit es sich um die eigentlichen Götternamen

1) H. Usener, Götternamen, Bonn 1896, 153. Eisele in Roschers Myth. Lex.

2) Menschen, die ja oft nach Göttern benannt wurden, hießen Paionios, auch Berge (oder sonstige Orte mit Heilquellen?) Paionion oder Paianion; vgl. Wilamowitz, Sappho u. Sim. 261. Woher der attische Gau Paiania seinen Namen hatte, ist zweifelhaft.



oder nur um Beinamen<sup>1)</sup> handelt, ist im einzelnen schwer zu sagen. Jedenfalls aber begann man schon in homerischer Zeit schonungslos mit der Vielgötterei aufzuräumen, wo nicht lokale Kulte Widerstand leisteten; und so wurden im ionischen Epos manche alten Götter, wie Nestor, Achilles und Diomedes, zu menschlichen Helden, Thersites gar in einem Zerrbilde zum Abschaume der Menschheit, während Ares allein der griechische Kriegsgott blieb. Neben ihm verschwand Enyalios, während Paieon mit anderen Göttern zusammengeworfen wurde. Ihm hat Sophokles im Oedipus auf Kolonos einen herrlichen Pāan geweiht:

#### Kampflied

Wär' ich, o wär' ich am Ort der Gefahr!  
 wo zum Gefechte mit eherner Stimme  
 Ares im Grimme  
 bald umwendet die feindliche Schar . . .  
 Felsiger Höhe Sohn,  
 rasch in des Kampfs Begier,  
 füllet mit Kriegeston  
 alle die Fluren hier.  
 Oder es eilen die Feinde zur Stund',  
 wo mir im Abend die schneeigen Höhen  
 schimmernd erstehen,  
 vorwärts durch den östischen Grund.  
 Ob sie auf Wagen hin  
 oder auf Rossen flieh'n  
 stürmischen Laufes, sie werden zur Beute.  
 Streitbare wohnen rings und tapfre Leute;  
 zum Kampfe glühen der Thesiden Reih'n,  
 die Zügel blitzen in der Sonne Schein;  
 durch des Gefildes Raum  
 brausende Reitermacht  
 wirft mit verhängtem Zaum  
 sich in die wilde Schlacht,  
 Pallas, der reisigen Göttin, zur Ehr'  
 und dem Kroniden, dem Herrscher im Meer.

Apollon ist es, der zu Beginn der Ilias eine Seuche schickt und mit seinen fernhinterziehenden Geschossen im Heere der Achäer wütet: ihm singen sie daher einen Pāan. Die schreckliche Pest, die

1) Einmal kommt ein Hurragott Alalaxios vor, der Alala bei Pindar entsprechend: so leicht errang ein Begriff den Himmel.

im zweiten Jahre des Peloponnesischen Krieges in Athen wütete, wurde für Sophokles der Hintergrund der spannendsten Schicksalstragödie: die Stadt Theben erstickt fast in Weihrauch und zugleich in Jammern und in Gesängen von Pāanen, sagt König Ödipus gleich zu Beginn des Dramas; und bald erscheint eine Prozession betender und singender Greise: ihr erstes Chorlied ist ein gewaltiger Pāan an Apollon, der mit „iēiē Delischer Paian“ angerufen wird, sowie an Artemis und Athene; auch Zeus und Bakchos werden angefleht und der Pestbringer Ares verflucht:

#### Schutzgebet.

Den grimmen Ares, dessen Wut,  
 nicht in des Schildes Erz gehüllt,  
 im Siegeschritt die Stadt durchbrüllt  
 und mich verzehrt mit Feuersglut,  
 o scheuch' ihn in die Flucht und fort  
 von diesem Ort!  
 In Amphitrites weiten Hallen  
 verschwind' er, oder wo am Strand,  
 den nie ein Schiffer gastlich fand,  
 die thrakischen Gewässer wallen!  
 Sonst wird, was noch versäumt die Nacht  
 an diesem Tage ganz vollbracht.  
 O Zeus, der in den Händen hält  
 der Blitze feuerschwang'res Wetter,  
 o woll' ihn aus der Welt  
 mit deinem Donnerkeile schmettern!

Auch du, o Fürst in Xanthos' Flur,  
 als Sieger pries' ich dich so gern,  
 der seine Pfeile schickt von fern  
 von goldgedrehter Bogenschnur:  
 o sende diesmal deinen Pfeil  
 zu meinem Heil!

Samt jener, die im Fackelglanze  
 durch Lykiens Gebirge stürmt,  
 und dem, der seine Heimat schirmt,  
 dem Jubelgott mit goldnem Kranze,  
 der mit Mänaden schwärmt entzückt,  
 und dessen Haupt die Rebe schmückt:  
 o Bakchos, nahe du dich schnell  
 und glühe mit der Fichte Flammen,  
 mit Strahlen stolz und hell  
 den gottverhaßten Gott zusammen.

Es sind ergreifende Töne, die der Dichter hier anschlägt, um „das Auf-

flackern des Pääns und das gellende Jammern mit Flötenklang“ zu versinnlichen, aus dem sich heißes Flehen um Rettung losringt.

Wie Pest und Seuchen, forderte auch ein Erdbeben ähnliche Übelabwehr. Xenophon erzählt, daß die Lakedämonier einmal dadurch erschreckt, als sie gerade gespeist und die Spenden bereits dargebracht hätten, sofort ihren Pään auf Poseidon sangen, den ihre Führer anstimmten. Zahlreich waren die Gebete an den Gott der Ärzte Asklepios. Nach einer Sonnenfinsternis beschenkte Pindar die Thebaner mit einem Pään an den Sonnengott, dessen Anfang (*ἀρχὴ ἀέλου*) Sophokles später nachbildete.

Der eigentliche Pään trägt immer den formelhaften Anruf als Stempel, etwa wie das jüdisch-christliche Gebet die Formel „Amen“, einerlei, an wen das Gebet gerichtet ist, das so leicht von einem Gotte auf den anderen und vom Gott auf den Mittler übertragen werden konnte.

#### Anrufung des Herakles.

Pään schallet dem Sohne der Leto,  
wenn sich in festlichem Reigen  
delische Jungfrauen schwingen:  
schall auch dem Herakles hier ein Pään...  
Zeus erzeugt' ihn; seine Taten  
hoben ihn zu höh'rem Adel.  
Denn der Welt bracht' er den Frieden,  
bracht' er Gesittung,  
scheuchte die Schrecken der Wildnis,  
singen die thebanischen Greise in Euripides' Herakles.<sup>1)</sup>

Mit der Zeit, als man immer weniger den traditionellen Weiheruf „Heil dir, Paieon“ verstand, schien jede Gottheit das alte Schlachtgebet beanspruchen zu können. Ja, später wurde auch Menschen göttliche Verehrung zuteil, und auch ihnen wurden Pääne dargebracht;

1) Nach U. v. Wilamowitz' Übertragung.  
Internationale Monatsschrift

zuerst dem in Samos als Retter begrüßten Spartaner Lysander. Eines dieser an poetischem Werte nicht hoch stehender Lieder begann:

#### Preis Lysanders.

Wir wollen des gottgeliebten  
Hellas Führer, aus Sparta  
dem großscholligen, preisen:  
Heil dir, Paian!

Dem Lysander folgten Alexander und viele seiner Nachfolger, diese alle wegen kriegischer Verdienste. Aber die traditionelle Fürbitte an Pään den Heiland steckte dem Griechen so tief im Blute, daß auch die zum Christentume Bekehrten nicht davon ließen, sondern Jesus den Beinamen Paionios beilegten. Pääne auf Christus, den Retter und Heiland, mögen wohl auch zu den ältesten verschollenen Kirchenliedern gehört haben, neben gnostischen Hymnen und Volksliedern, die Arius den Gläubigen zugänglich machte.

Man darf sich in jenen Zeiten keine tiefe Kluft zwischen Griechentum und Christentum denken. Längst hatte die Philosophie vorgearbeitet und schon vorher orphische und eleusinische Mysterienlehre die Anschauungen frommer Griechen geläutert und veredelt. Den Beweis möge ein Chorlied aus dem Ödipus auf Kolonos führen.

#### Seelenmesse.

Darf die fromme Bitte treten  
drunten vor die unsichtbare  
Göttin, und zu dir entschweben,  
Seelenfürst im Land der Nacht —  
Aidoneus, laß mich beten,  
Aidoneus, ach, bewahre  
dieses Fremdlings Gang, der eben  
niedersteigt den dunkeln Schacht.  
Führ' ihn durch die Totenauen  
ohne Leiden, ohne Grauen;  
laß die Seele sanft sich lösen,  
denn des Bösen  
ward ihm viel umsonst zuteil.  
Drum erheben wohl gerechte,  
ew'ge Mächte  
wieder ihn zu Licht und Heil.

Aber nicht fromme Gedanken über das Leben im Jenseits haben die Brücke geschlagen, sondern der Opfertod Jesu ließ ihn als Retter der Menschheit erscheinen. Diese Anschauung ist also der kriegerischen viel enger verwandt, als es auf den ersten Blick scheint. Ist doch auch die älteste Religion der Naturvölker von Anschauungen über Krieg und Sieg lichter Naturmächte ausgegangen. Zu ihnen gehörte ohne Zweifel der uralte Gott Paiaon.

Als vor einigen Jahren Pindars Buch der Pänne in ansehnlichen Überresten aufgefunden wurde, bereitete es manchem eine herbe Enttäuschung: kein einziger Kriegspäan war dabei. Der Dichter war ein Gegner des Militarismus, der Volkserhebung also durchaus abhold, für die nationale Einigkeit nicht einmal während der Perserkriege begeistert. Aber er teilte diese Anschauungen mit vielen, namentlich den verweichlichten Ioniern, die ja auch in Kleinasien dem Ansturm der Feinde rasch erlagen. Die Dichter wie Pindar und Bakchylides dichteten nicht nur Pänne sondern auch wundervolle Siegeslieder (Epinikien) jahraus, jahrein, und doch keine Kriegsgesänge: die Gesänge waren vielmehr den Siegern in den Wettkämpfen der großen Festspiele gewidmet. Der Sport tötete den Sinn für die rauhe Wirklichkeit und Wahrheit, und die Sänger pflegten die Rennplätze oder die Höfe der Großen zu besuchen, um dort ihr Handwerk mit goldenem Boden zu betreiben, hatten Kriegsnot kaum je erfahren, Kriegsbrot nie gegessen und sahen das Leben nur mit den Augen des Sportsmanns an. Das ist Degeneration. Aber verlockend liest sich doch das farbenreiche Ausmalen tiefen Friedens bei Bakchylides von Keos:

#### Preis des Friedens.

Großer Friede, du bringst den Menschen  
Reichtum,

bringst des süßen Gesangs holdsel'ge Blume  
Auf umkränzten Altären glühn die Opfer  
allen Göttern zum Preis in gold'ner Flamme  
zarter Lämmer und junger Stiere Schenkel  
Und der Jünglinge Schar, vereint zum Wettkampf,

sinnt auf Flötenmusik und Prachtaufzüge.  
Sieh, im Bauch des erzgebundenen Schildes  
webt ihr emsiges Netz die schwarze Spinne;  
an dem Eisen des Speers, den Doppelschwertern

nagt der Rost, und es schweigt die Kriegsdrommete.

Nicht mehr meidet, hinweggeschreckt vom  
Auge,

uns der liebliche Schlaf, der Herzerquicker;  
alle Gassen sind voll von Festgelagen,  
und es leuchten in Glut die Liebeslieder.

Einer der besten dieser Sänger, Simonides, des Bakchylides Oheim, bildete unter Ioniern und anderen Friedensfreunden eine erfreuliche Ausnahme: er begleitete die Schlachten der Perserkriege mit seinem Sange. Jedoch hat auch der Thebaner Pindar nachträglich noch die Bedeutung des Freiheitskampfes und der Vorkämpferin Athen rückhaltlos und in vollen, begeisterten Tönen anerkannt. Sein Dithyrambus, der mit einem Anrufe der Alala anhub<sup>1)</sup>, erwähnte die Hauptkämpfe wie die Seeschlacht bei Artemision, „wo der Athener Söhne den schimmernden Grundstein der Freiheit legten“, den sie dann bei Salamis, Mykale und Plataä „gleich stählernen Nägeln festigten“. Diese freudige, ja jauchzende Anerkennung der ruhmvollen Waffentaten steigerte sich zu der unübertroffenen Anrede:

O du glänzendes, veilchenbekröntes,  
sangeswürdiges,  
du Säule von Hellas, berühmtes Athen  
du Stätte der Götter.

1) Damit begann dieser Aufsatz.



Ein gut Teil der altgriechischen Kriegsgeschichte läßt sich in dem Spiegel der Dichtung, der Elegien, Epigramme und Päne, verfolgen, von den Einfällen der Kimmerier im siebenten Jahrhundert an bis zur Beendigung der Perserkriege, und vereinzelt darüber hinaus. Über den zwanzigjährigen Messenischen Krieg, der in der Regel der zweite heißt, würden wir ohne Tyrtäos und einen späteren Dichter so gut wie nichts wissen. Bisweilen sind es weltgeschichtlich unbedeutende Heldentaten und Blutopfer, die die Dichtung verewigt hat, die thrakischen Kolonialkämpfe von Thasos (bei Archilochos), die Beteiligung der griechischen Söldnertruppen in Babylonien, die Kämpfe um Sigelion zwischen Mytilene und Athen (bei Alkäos) u. dgl. Am wertvollsten ist für die Nachwelt die Verherrlichung der Freiheitskriege. Die drohende Persergefahr, doppelt furchtbar bei der politischen Zerrissenheit Griechenlands gegenüber den unerschöpflichen Menschenmassen des ungeheuren Ostreiches, trieb Theognis von Megara zu dem inbrünstigen Gebete:

Fürbitte.

Herrscher Apoll, du türmtest ja selbst der  
megarischen Veste  
Zinnen dem Pelopsohn einst, dem Alka-  
thos, auf:  
wehre denn selber nun auch von der Stadt  
die Geschwader der wilden  
Meder zurück, damit bald froh, wie es  
Brauch ist, das Volk  
dir im erwachenden Lenz darbringe, die  
Festhekatomben  
und sich des Zithergetöns freu' und des  
wonnigen Mahls  
und beim Reigengesang aufjauchz' um dei-  
nen Altar her.  
Denn es befällt mich ein Grau'n, seh' ich  
in tödlichem Haß  
also blind die Hellenen entzweit. Drum  
halte du selber  
gnädig die schirmende Hand, Phöbos, ob  
unserer Stadt.

Schon war mit anderen Griechenstädten Kleinasiens das reiche und mächtige Milet gefallen. Das schnürte den Attikern und Peloponnesiern das Herz zusammen, und noch einmal brach ganz Athen in Tränen aus, als der Tragiker Phrynichos die „Einnahme Milet“ in einem Mitleid und Furcht aufwühlenden Musikdrama beklagte; deswegen soll der Dichter nach der Legende mit 1000 Drachmen Strafe belegt und die Wiederaufführung seiner Tragödie verboten worden sein. Als sich nun das Landungskorps Attika näherte, schien keine Rettung möglich. Aber die Götter Athene und Herakles selbst griffen ein, die Heroen von Marathon, Echelos und der aus dem Totenreiche aufgestiegene Theseus, sie trieben die Gelandeten in die Sümpfe und das Meer, erkämpften den Sieg an den Schiffen: so stellten große Maler später das Wunder dar. Ohne Zweifel hat dazu gläubige Phantasie die Anregung gegeben, und auch die Dichter Äschylos und Simonides von Keos wetteiferten, die Tapferkeit der auf dem rechten Flügel fechtenden Phyle Aiantis und aller gefallenen Helden zu ehren. Allein für sich habe das Volk von Athen alles erreicht, bezeugte der berühmteste Bürger von Keos. Wie stolz und schlicht lautete auch die Inschrift des gemeinsamen Grabes:

Die Marathonkämpfer.

Hier bei Marathon warfen, für Hellas im  
Kampf, die Athener  
siegreich Mediens goldprunkendes Heer  
in den Staub!

und noch herber hob zehn Jahre später  
das bekannte Grabepigramm die treue  
Pflichterfüllung des Leonidas und seiner  
Dreihundert hervor:

Thermopylä.

Wanderer meld' es daheim Lakedämons  
Bürgern: erschlagen  
liegen wir hier, noch im Tod ihrem Ge-  
bote getreu.

45\*

Diesem Heldentode der Spartaner, der dem kleinen Griechenvolke erst den moralischen Halt und die innere Kraft zähen Widerstandes gab, weihte Simonides, der auch die gleichzeitige Seeschlacht bei Kap Artemision in einem eigenen Liede verherrlichte, einen unvergleichlich schönen Nachruf:

Ewiger He denruhm.

Die ihr erlagt an den Thermopy'en, im Tode  
gewannt ihr  
ein herrliches Los, ruhmvolles Geschick!  
Zum Altar wird das Grab, Triumphlied  
die Klage  
und aus Jammern Erinnerung.  
Solch Denkmal vermag weder nagender  
Rost  
noch die Allverderberin Zeit zu tilgen.  
Diese Gruft birgt einen Hausgenossen wack-  
rer Männer,  
die Bewunderung von Hellas,  
und als Blutzügen Leonidas, Spartas  
König,  
der das leuchtende Vorbild männlicher  
Tat  
und unsterblichen Ruhm uns nachließ.

Ein unvergängliches Denkmal glaubte  
sich selber Pindar mit seiner Dichtung  
schon vorher und lange nachher Horaz  
(III 30) gesetzt zu haben:

Dichtergröße.

Ewiger schuf ich, als Erz, höher, als Königs-  
macht  
Pyramiden erbaut, mir ein Gedächtnismal,  
das kein stürzender Guß, keines Orkans  
Gewalt  
zu erschüttern vermag, noch der unendliche  
Strom der Jahre zerstört oder der Zeiten  
Flucht.

Aber wieviel wuchtiger und würdiger  
als die von so hohem Selbstgeföhle  
zeugende Dichtereitelkeit ist dagegen  
die Anerkennung des unverwelklichen  
Lebens der für das Vaterland gefalle-  
nen Krieger!

Wenige Monde später zerschmetterte  
griechischer Todesmut die gewaltigste  
Flotte, die die alte Welt gesehen hat:

Die Salamiskämpfer.

Hellas, dessen Geschick auf die Schneide  
des Messers gestellt war,  
deckend mit unserem Leib, gaben das Le-  
ben wir hin.

Eine packende Schilderung der Sa-  
lamisschlacht hat Äschylos geliefert:

Salamis.

Als nun der Tag auf glänzend weißem Roß-  
gespann  
das ganze Land in hellem Licht erstrahlen  
ließ,  
da ging von Hellas' Volk ein Brausen aus:  
ein lauter Jubelruf erscholl, und hellen Tons  
vom Felseneiland klang zurück der Wider-  
hall.  
Bald überkam uns Perser alle Bangigkeit,  
als wir enttäuscht uns sahen: nicht auf  
Flucht bedacht,  
begannen die Hellenen feierlichen Sang,  
nein, in die Schlacht zu stürzen kühnen  
Muts bereit.  
Und alles dort entflammte Kriegsdrommeten-  
schall.

Des tiefen Meeres Fluten schlugen sie sofort,  
und klatschend ging das Ruder nieder nach  
dem Takt.

So tauchten alle baldigst auf vor unserm  
Blick,

voran in wohlgeschlossnem Zuge kam zuerst  
der rechte Flügel, hinter ihm in langer Reih'  
die ganze Flotte, und jetzt hörte man zugleich  
vielstimmigen Gesang: „Kommt, Hellas'

Söhne, kommt,  
befreit das Vaterland, befreit die Gattinnen  
und Kinder und der Ahnen Gräber, befreit  
der Götter Sitz: um alles gilt es jetzt den  
Kampf!“

Von diesen Vorgängen schildert der  
Historiker Herodot nichts, während er  
lauter Klatschgeschichten und Kriegs-  
listen auskramt, die wohl teils der Kin-  
derstube, teils der Gesindestube ent-  
stammten. Aber zweifellos hat der  
Dichter recht, denn er hatte selbst, als  
Kriegsteilnehmer, wie bei Marathon,  
alles miterlebt und wußte, was der  
kleine Geist des Vaters der Geschichte  
nicht konnte, die einfachen großen Li-  
nien in der Wiedergabe der Ereignisse  
zu finden. Sein Bericht ist also keine

Schöpfung der Phantasie, sondern ein historisches Dokument ersten Ranges.

Die uns mehr zufällig erhaltenen Schlachtbeschreibungen bei Xenophon und Späteren bestätigen außerdem, daß tatsächlich die Griechen den Kampf so einzuleiten pflegten, wie der Dichter aus dem Munde eines persischen Meldereiters und doch aus dem Herzen eines griechischen Mitkämpfers berichtet. Der Feldherr stimmte den Pöan an, sobald er den Augenblick gekommen glaubte (so Thrasyllos und der ältere Kyros; hier wohl der Spartaner Eurybiades als Befehlshaber des rechten Flügels), und das Heer fiel ein: das geschah z. B. vor Kunaxa, als sich die feindlichen Heere auf drei bis vier Stadien nahe gekommen waren, und der Gesang hielt wahrscheinlich lange an. Dazwischen gab die Trompete das Zeichen zum Angriffe, auf dem Lande wie zur See, und endlich riefen die Vorstürmenden ihr Schlachtgeschrei dem Enyalios zu. Die Flotte kannte kein Sturmgeschrei und folglich auch keinen Enyalios: darum fehlt er bei Salamis und in der Schilderung des Äschylos.

Welcher Gottheit das markerschütternde Lied<sup>1)</sup> galt, ist nicht bekannt. „Hellas, Hellas über alles“ war wohl sein Inhalt. Der Tragiker entnahm ihm nur den Hauptsatz, wenigstens dem Sinne nach, paßte aber den Wortlaut ohne Zweifel dem einfacheren Charakter des Botenberichtes und des iambischen Versmaßes an. Pindar scheint in seinem Dithyrambus für die Athener daran anzuklingen. Mit demselben Pöan in neuer Variation, und zwar mit dem Verse

Freiheit, köstlicher Schmuck der Hellenen  
und rühmliches Erbe,

1) So sagte H. v. Treitschke in seiner Rede auf die Leipziger Völkerschlacht (Deutsche Kämpfe, 2. Aufl. S. 7).

begannen die Salamis verherrlichenden Perser des Timotheos, eines mit Platon gleichaltrigen Dichters und Komponisten. Wir wissen, daß noch zwei Jahrhunderte später, zur Zeit des Hannibalschen Krieges, diese Komposition im Dionysostheater zu Athen vorgetragen wurde. So übte das alte Freiheitslied noch nach fast drei Jahrhunderten seine Wirkung.

Der Text jener Zither-Komposition ist in einer zur Zeit Alexanders des Großen niedergeschriebenen Papyrusrolle, freilich ohne den Anfang, uns seit einigen Jahren geschenkt. Darin finden sich geographisch-historische Züge über die Schlacht bei Salamis gar nicht. Aber das Dankgebet der Sieger, der jubelnde Pöan, den wir erwarten, wird nach dem Siege erwähnt: die Griechen stellten ihre Siegestrophäen auf, feierten mit brausendem Gesange Pöan, den Herrscher und Heiland, und stampften im Takte der Füße mit hochspringenden Chören.

Von den letzten Schlachten gegen die Perser zeugen noch einige Grabepigramme, und den Entscheidungskampf von Plataää scheint der Bericht eines Persers geschildert zu haben:

Bis zum Nachmittage fielen mehr als zwanzigtausend Mann  
und noch weit're dreißigtausend bis zum  
späten Nachmittag.

Das stand in den Phöniken, die Phrynichos im Frühjahr 476 gab; Themistokles, der Sieger von Salamis, war sein Chorführer. Vier Jahre später folgten Äschylos' Perser. Beide Opern schilderten den niederschmetternden Eindruck des Zusammenbruches auf die Daheimgebliebenen in tieftraurigen Chorgesängen, die wehmütig eine Saite im Herzen jedes attischen Zuschauers mitertönen ließen. Handlung und Spannung erreichte Äschylos dadurch, daß



die bange Erwartung der Königin und des Chores der persischen Großen durch das Erscheinen des Geistes des Dareios, der die unselige Politik seines Nachfolgers mit harten Worten beleuchtet, gesteigert wird; dann fährt in der Schwüle der gewitterschweren Atmosphäre zuckend der alles hell erleuchtende Blitzstrahl nieder: ein Bote berichtet das Furchtbare, und schließlich tritt der König Xerxes selbst auf, zu Fuß und allein, unter dem Drucke der ungeheuren Verantwortung ob der entsetzlichen Verluste. Dazwischen ertönen die Klagen der vornehmen Greise unermüdlich, schaurig schön. Noch jetzt, auch ohne die Musik und nur gelesen, ergreift uns Fernstehenden diese tragische Dichtung, der unmittelbare Reflex der größten Zeit des alten Griechenlands.

Historische Dramen waren im Altertume ganz selten, nur Ausnahmen, da die Tragödie sonst ihren Stoff regelmäßig der nationalen Heldensage entlehnte. Freilich erschien auch diese den Griechen als Geschichte in mythischem Gewande, aber doch zugleich als Gottesdienst: und auch die Zeitgeschichte konnten die Dichter nur in frommem Sinne umgestaltet auf die Bühne bringen. Choräle sind die Chorlieder, mit Beschwörungen zitiert die frommgläubige Atossa den Geist am Grabmal, göttlichem Strafgerichte wird der Ausgang des Weltkrieges zugeschrieben. In lyrische Betrachtungen löst sich das an dramatischer Handlung arme, der Verwicklung ganz entbehrende Drama auf.

Als Gottesdienst wurde ja auch der Auszug des griechischen Heeres wie der Flotte angesehen, Gottesdienst war das Gebet vor der Schlacht, das Dankgebet nach Erringen des Sieges, das Aufstellen eines Weihgeschenkes, das

Bestatten der Gefallenen. Aber wie die dichterische Ader der Griechen in Epik und Lyrik nach den Perserkriegen zu versiegen begann, so unterband der Rationalismus der Sophistik, der zunehmende Materialismus und seine schärfste Waffe, die Rhetorik, immer mehr den Blutquell alten Glaubens. Jedoch Pöane blieben in Geltung oder wurden auch neu gedichtet, wie unzählige Grabepigramme. Bei konservativ am Alten hängenden Stämmen, wie den Spartanern, erhielten die alten Dichtungen des Tyrtäos, Terpander usw. ein kanonisches Ansehen, das sich im Laufe der Jahrhunderte immer mehr festigte: im 20. Regierungsjahre Hadrians schien einem Militärschriftsteller beinahe mehr am Platze zu sein, was der alte Terpander gesagt hatte, als ehemals für seine Zeitgenossen in Sparta. Man zehrte später gern von den großen Erinnerungen, je weniger die Gegenwart bot.

Schon bald nach den Perserkriegen ließ die Spannung nach, wandten sich die Schöngeister, vom Drama abgesehen, der Wissenschaft, der Rhetorik, der Prosa zu. Kein großes Erlebnis befruchtete die Phantasie der Dichter, der Kampf aller gegen alle lähmte nur die darstellende Kunst nicht. Der Ausgang des Peloponnesischen Krieges zerstörte mit den politischen Hoffnungen des attischen Reiches auch die letzten Keime einer zeitgemäßen Neuerung der hohen Poesie wie der bodenständigen, kräftigen Volksdichtung. Merkwürdigerweise haben selbst die Alexanderzüge, die doch auf so vielen Gebieten Umwälzungen hervorriefen, auf dem Gebiete der Poesie keinen Wendepunkt gebildet, ihr Sinken nicht aufgehalten.

Die Zerrissenheit Griechenlands ersticke den nationalen Gedanken zwar nicht, brachte ihn aber auch nicht zur Entwicklung und Blüte: mochten Theo-

retiker ihn pflegen. In der Praxis der kleinstaatlichen Demokratien wurde alles zur Parteisache, am meisten das politische Ideal, und die herrschende antimakedonische Partei im tonangebenden Attika unter Demosthenes' Führung war in blinder Leidenschaft gegen einen panhellenischen Bund unter Philipps Führung eingenommen; auch das Stichwort der Sammelpolitik „gegen den Erbfeind im Osten“ rührte sie nicht. Trotz allen Zuzuges griechischer Söldner und trotz der beispiellosen Erfolge des Welteroberers, der als göttlicher Erretter noch Jahrzehnte nach seinem Tode in den neuen Staaten galt, blieb der große Krieg doch den meisten Griechen der Krieg Alexanders, kein nationales Erlebnis. In der neuen Komödie trat der Bramarbas, der miles gloriosus, mit viel Geld, viel Frauenzimmern und viel Renommisterei auf: gewiß amüsant, aber weder volkstümlich noch poetisch. Sonst blieb die verweichlichte Muse stumm oder zeigte doch nur ein konventionelles Lächeln in engen Schranken, ohne aus den gewaltigen Taten Begeisterung und neue Kräfte zu schöpfen.

Die Hellenen hatten sich in den fortwährenden Bürgerkriegen verblutet, ihre Lebenskraft (wie es damals hieß) war dahin. Nur das Wort Freiheit schien eine Zauberkraft zu bewahren. Sie verkündete Ptolemäos I. auf dem Isthmus, und man begrüßte ihn mit einem Pän. Den Alexander hatten selbst die Athener in schnell aufflackernder Überschwenglichkeit als einen Gott verehrt, und mit Pänen feierten sie seine Feldherren und Nachfolger, wie Krateros, Antigonos den Einäugigen und seinen Sohn Demetrios; für diesen schrieben sie sogar eine Dichterkonkurrenz aus und verherrlichten nicht

nur ihn selbst als Heiland und Retter Athens, sondern weihten auch seinen Hofschranzen und Geliebten Pänne. Bei seinem Einzuge trugen die Athener Kränze, brachten Rauchopfer und Spenden dar, veranstalteten Prozessionen und Chortänze; in einem erhaltenen Texte wurde neben Bakchos der Städtebelagerer als Sohn Poseidons und der Aphrodite angebetet, der nicht als Bildsäule vor ihnen stände, sondern leibhaftig erschienen sei.

Ein Jahrhundert später jubelte das ganze Theater in Athen dem Philopömen als zweitem Themistokles zu, als er an der Spitze seiner achäischen Soldaten eintrat, während der Zithersänger gerade den Freiheitspän von Salamis anstimmte, die Komposition des Timotheos. Aber schon ging Karthagos Stern unter, und Rom konnte zielbewußt seine Macht auf den nahen Orient auszudehnen unternehmen. Auf dem Isthmus verkündete T. Quinctius Flamininus unter endlosem Jubel wieder die Freiheit Griechenlands, und die Athener, die ihn selbst gerufen, sangen einen Pän mit dem Abschlusse:

Flamininus.

... Wir ehren der Römer Treue,  
die stolzönde, mit Eiden zu schützen,  
Singet, ihr Mädchen,  
Zeus den großen und Rom  
und Titus zugleich und römische Treue:  
Heil dir, Heiland, du Retter Titus.

Griechenland war reif für diese Freiheit, sein Aufgehen in das römische Weltreich war die einzig mögliche Rettung. Nun konnten die Griechen für römische Kriegstüchtigkeit schwärmen, und ihre Dichter von Beruf feierten römische Helden und römische Siege in den altgewohnten Formen. Ein Epigramm des gewandten Krinagoras von Mytilene auf Varus und die Schlacht im Teutoburger Walde ist das merk-

würdigste Kleinod der spätgriechischen  
Kriegsdichtung:

Varus' Tod.

Rühmt man den Stolz der Spartaner, Othry-  
ades, und Kynegeros,  
Marathons leuchtenden Stern, werde auch  
deiner gedacht,  
Varus, Italiens Schwert! In der Schlacht an  
den Ufern des Rheinstroms  
schon zu Boden gestreckt lag er, mit  
Wunden bedeckt.  
Doch kaum sah er den Adler, den teuren,  
in feindlichen Händen,  
sprang er, der halb schon entseelt, wieder  
ins Schlachtengewühl,  
nahm den germanischen Räubern das Leben  
mitsamt der Standarte  
und fand selber den Tod: tot, jedoch  
nimmer besiegt.

Damit traten die Barbaren des Nor-  
dens in den Gesichtskreis der Griechen,  
nachdem fast drei Jahrhunderte vorher  
die wilden Kelten oder Galater in ihr  
Land eingefallen und dann mitten in  
Kleinasien angesiedelt worden waren,  
von wo aus sie sich als Söldner ver-  
dangen. So wechseln Völker und Schau-  
plätze.

Aber die Opfer, die der Krieg fordert,  
das Leid, das er bringt, wiederholen  
sich immer und überall. Die griechische  
Kunst und Poesie hat ihr Bestes getan,  
den Schmerz zu lindern und die Be-  
troffenen in harmonische Veredelung  
über sich hinauszuheben, während die  
natürlichen, ungezügelter Äußerungen  
des Schmerzes gerade diese Harmonie  
vermissen ließen.

Bei der Bestattung der Gefallenen er-  
scholl eintönig, langgezogen, mark-  
durchdringend und unaufhörlich wie-  
derholt die Totenklage, oft durch ge-  
mietet Klageweiber ausgeführt. Die  
Überlebenden widmeten den Geschie-  
denen wenigstens kurze Worte treuen  
Gedächtnisses, in alter Zeit meist in ge-  
bundener Sprache. Auch Vermißte er-  
hielten eine Totenfeier und ein leeres

Grabmal. Hektors Fall müssen die alten  
Eltern von der Burgmauer aus mit an-  
sehen, und Hekabe rauft sich die Haare,  
reißt den schimmernden Schleier vom  
Haupte und ruft wehklagend:

Hekabes Klage.

Sohn, was soll ich Arme hinfort noch leben  
im Jammer,  
da du Trauter mir starbst! O du, bei Nacht  
und bei Tage  
stets mein Stolz und mein Preis in der Stadt  
und allen ein Segen,  
Trojas Männer und Frau'n, die dich wie  
der Himmlischen Einen  
ehreten, warst du doch auch für sie ein er-  
habener Ruhm stets  
während des Lebens: nun hat dich der Tod  
ereilt und die Moira.

Auch Andromache stürmt, sobald sie  
das Jammern und Heulen hört, einer  
Rasenden gleich zum Turm am skäi-  
schen Tore, wo sie von dem geliebten  
Gemahle so rührenden Abschied ge-  
nommen hatte, und bejammert leiden-  
schaftlich ihr Schicksal und das ihres  
kleinen Sohnes, die ihnen drohende  
Sklaverei. Nach Einlösung der Leiche  
Hektors sind Sänger bestellt, die Toten-  
sang erheben, und zwischendurch leihen  
noch einmal die Mutter und die Gattin  
ihrem Schmerze Worte, und als dritte  
Frau ist ihnen Helena beigelegt.

Schauerlich ist Patroklos' Leichenbe-  
gängnis, da ihm zur Sühne zwölf blü-  
hende Troer abgeschlachtet werden;  
aber Klagegesang fehlt nicht. Achills  
Tod und Bestattung war in einem ver-  
lorenen Epos erzählt: Thetis selbst  
tauchte aus dem Meeresgrunde auf,  
ihren Sohn zu beweinen, ihre Meerjung-  
frauen erhoben die Totenklagen und  
kleideten die Leiche ein, die neun Mu-  
sen sangen abwechselnd rührende Lie-  
der, und siebzehn Tage und Nächte  
klagten und weinten die Unsterblichen  
wie die Menschen, bevor sie den Leich-  
nam dem Feuer übergaben; so berich-



ten später die Abgeschiedenen im letzten Buche der Odyssee. Natürlich wurden am Grabmale Achills wie an dem des Patroklos und anderer Heroen auch Leichenspiele gefeiert, und manchmal floß Blut bei solchen Gelegenheiten, aber zugleich machte sich das Recht und die Pflicht der Überlebenden, damit das Lähmende der Trauer abzustreifen, geltend.

Wie Ilias und Odyssee, beide wenigstens im letzten Gesange, so hallen viele Tragödien von Trauergesängen wider. Wie tief ist das Lied im König Oedipus empfunden:

Menschenlos.

O Menschenleben, Menschenlos,  
wie bist du mir ein Nichts, ein Schatten bloß!  
Denn wer hat Höh'res je gewonnen,  
wer hat ein schöner Glück geseh'n,  
als sich an Glückes Schein zu sonnen  
und mit dem Scheine zu vergeh'n?

Unser Leben ist, wenn es köstlich  
gewesen ist, Mühe und Arbeit gewesen.  
Aber meist besteht es aus einer Kette  
von Leiden, bei allen Sterblichen:

Nicht dir allein, o Kind,  
ward solches Leid hienieden:  
auch andern ist's beschieden,  
die deines Ursprungs sind,

sucht der Frauenchor bei Sophokles die  
Elektra zu trösten, die allen Trost abwehrt:

Jammer ohne Ende.

Die Leiden sind's, die Leiden zwingen,  
ich kenn es wohl, mein heftig Herz!  
Doch mag das Leiden mich umringen,  
gebieten soll's nicht meinem Schmerz.  
Solang ich lebe, will ich auch noch klagen;  
denn wer vermag ein lindernd Wort zu sagen,  
wer ist's, der mich zu trösten wagt,  
wenn er nach meinem Los gefragt?  
Verschont, verschont die Arme,  
die keinen Trost versteht,  
die bald in ihrem Harne  
verschmachtend untergeht.  
Denn unauflöslich wird mein Elend sein,  
und nimmer wird des Jammers Notsichenden,  
da so der Drangsal tränenreiche Spenden  
sich zahllos aneinanderreih'n.

Aus Trauer- und Kriegsgesängen bestehen recht eigentlich die Perser des Äschylos. Da leitet der Chor einen Gesang mit Anapästen ein:

Die Hinterbliebenen.

O Zeus, du Beherrscher des Himmels, du hast  
vernichtet der Perser gewaltiges Heer,  
das trotziggemut,  
hast Susa die Stadt und Egbatanas Burg  
in dämmernde Trauer verborgen.  
So manche der Frau'n hat den Schleier vom  
Haupt

sich gerissen mit schmerzlich bebender Hand  
und den zährenbefeuchteten Busen benetzt  
mit Tränen, in Kummer versunken.

Manch persisches Weib stöhnt leise für sich  
und sehnt ihn herbei, dem sie kaum sich  
vermählt,

und gedenkt der flaumigen Kissen des Betts,  
dem schwelgenden Jugendgenusse entrückt,  
jetzt nimmer des Klagens und Trauerns mehr  
satt.

Und auch ich, ich erhebe mit warmem Gefühl  
um das Los der Gefallenen Klage.

Dann folgen Berichte und Klagen  
ohne scharfen Unterschied:

Alles verloren.

Schiffe stachen stolz in See,  
voll bemannt vom ganzen Reich,  
dunkelbäuchig, windesgleich —  
Schiffe rammten sie, o weh,  
mit verderbenssicherm Sporn,  
Schiffe und der Ionier Zorn.  
Fast ist Xerxes selbst, wie wir vernommen,  
in den Waldestälern umgekommen  
und in Thrakiens Winterschnee.

Solche Betrachtungen schreibt der griechische Dichter den tödlich getroffenen, sich verblutenden Feinden zu, um auf dem dunklen Hintergrunde die griechischen Heldentaten um so heller erstrahlen zu lassen. In den Sieben sind es Söhne derselben Stadt, die gegeneinander kämpfen und fallen; an den Bahnen der feindlichen Brüder entzweit sich schließlich der Chor der thebanischen Jungfrauen, das Vorbild Schillers in der Braut von Messina. Nach den am Grabe in bestimmten Zeitabständen üblichen Opfern und

Spenden heißt der Chor im Mittelstück der Orestie und das Drama selbst. Überall Gelegenheit, Trauergesänge zum Gedächtnisse der Toten anzubringen.

Unmittelbar auf die Bestattung folgte in der Regel das Totenmahl oder der Leichenschmaus, ebenso eine Feiernach einem Monate, ebenfalls der Totenehrung geweiht. Hierbei wie bei der Wiederkehr des einstigen Geburtstages, am Allerseelen- und am Totenfeste konnten Trauerelegien und andere Dichtungen vorgetragen werden. Bei den feierlichen Mahlzeiten mögen auch allgemeine Lebensregeln gern gehört worden sein, die wir in Form elegischer Disticha wie sonstiger Verse der Tafelpoesie kennen. Hier war auch die Erinnerung an heroische Taten der Vergangenheit, den Ruhm des eigenen Geschlechtes und an sagenhafte Geschichte grauer Vorzeit beliebt.

Da sangen noch lange nach der Vertreibung der Peisistratiden die Athener am Schlusse des Mahles, bevor der Pöan angestimmt und der Becher auf Zeus, den Erretter, erhoben wurde, das alte Lied auf den Untergang der Alkmeoniden bei Leipshydriön, ein Seitenstück zu dem römischen, durch kein Lied verewigten Untergang der Fabier an der Cremera:

#### Rühmlicher Tod.

Ach, Leipshydriön, Freundesverräterin,  
Was für Helden sandt'st du zum Hades hin!  
Edlen Stamms und tapfer in Not und Gefahren,

zeigten sie jetzt, wessen Söhne sie waren,  
eine Elegie auf Kedon (oben Sp. 1358)  
und das berühmteste Skolion, den Rundgesang auf die Mörder des Peisistratiden Hipparchos:

Auf die Tyrannenmörder.

Tragen will ich das Schwert verhüllt in  
Myrten,

wie Harmodios und Aristogeiton,  
da von ihrer Hand fiel der Tyrann

und sie dem Volk Athens Freiheit und  
Recht erkämpft.

Nicht, Harmodios, ruhest du bei den Toten:  
auf der Seligen Flur, so singt man, weilst du,  
wo Achill der schnellfüßige Held  
und Diomed mit ihm wandelt, des Tydeus  
Sohn.

Tragen will ich das Schwert verhüllt in  
Myrten,  
wie Harmodios und Aristogeiton,  
da an Pallas' hochheiligem Fest  
ihnen Hipparch, der Zwingherrscher der  
Stadt, erlag.

Beim Becher im Kreise wilder Zechkumpane haben ohne Zweifel Archilochos wie Alkaios ihre schönsten Lieder vorgetragen, von denen manche durchaus Soldatenlieder waren. So die Begrüßung des weitverschlagenen Bruders des Alkaios:

An Antimenidas.<sup>1)</sup>

Fast vom Ende der Welt bist du nun heim-  
gekehrt,

An der Seite ein Schwert aus Babylonien,  
elfenbeinern der Griff, golden die Klinge  
selbst.

Hiebst aus schwerer Gefahr deine Genossen  
los,  
als den streitbaren Mann unter der Königs-  
wehr  
du erlegtest, dem ein Finger nur fehlt an  
fünf

Ellen Länge . . .

Der Riese Goliath ist gewiß ein Philister gewesen, deren schlanke Hünengestalten uns bis etwa 1400 v. Chr. auf Funden der Insel Kreta begegnen. Die griechischen Söldner kamen weit herum. Von ausgeführten Schlachtbeschreibungen nach Archilochos' eigenen Erlebnissen auf den Kykladen und an der thrakischen Küste besitzen wir wenigstens noch einige Verse, z. B.

Sieg über die Naxier.

.. gegenüber stand dem Feind  
unsre Schar zur Schlacht gerüstet, und  
vielfältig kam der Lärm

1) Das Versmaß ist das asklepiadeische, bekannt aus Horaz 1, 1 Maecenas atavis edite regibus.

unserer Waffen von den Felsen, wie gespalt'ne Flamme zischt,  
und wir hörten mit den Schlägen bis zum  
Nachmittag nicht auf,  
warfen unsre Speere . . .

Das war fast eine Chronik in Versen.<sup>1)</sup>  
Anders wieder bei Alkaios:

#### Das Magazin.

Es glänzt das große Gemach von Erz, für  
Ares ist das gesamte Haus  
geschmückt mit glänzenden Sturmhauben,  
von denen weiße Roßschweife herab  
nicken, ein Schmuck für Männerhäupter: an  
verborgenen Nägeln hangen rings  
glänzende Beinschienen aus Erz, heftigen  
Geschosses Abwehr,  
und frische Linnenpanzer und aufgeschichtet  
hohle Schilde,  
dazu breite Schwerter aus der Chalkidike,  
auch viele Gürtel und Riemen:  
darauf heißt es sich besinnen, ehe wir unser  
Werk beginnen.

Eine prachtvolle Schilderung für  
junge Leute, die auf die Einkleidung  
und das Losschlagen sehnsüchtig har-  
ren! Aber sie läßt sich nicht in deut-  
sche Verse übertragen, da jedes Moder-  
nisieren hier das Eigentümliche der  
griechischen Bewaffnung antasten  
würde.

Die Waffen sind einem Haudegen  
wie Archilochos sein Ein und Alles:

#### Meine Lanze.

Brot muß ich mir mit der Lanze und Wein  
mit der Lanze erwerben,  
ja, ich trinke den Wein auch mit der  
Lanze zur Hand.

Das überbot noch ein sonst unbe-  
kannter Lanzknecht und volkstümlicher  
Dichter Hybrias von Kreta in einem  
Tischliede:

1) So haben sie antike Historiker, Literar-  
historiker und Biographen vom Schlage des  
Satyros verwertet; eine Steininschrift von  
Paros, 1900 gefunden, hat die Reste erhal-  
ten. Übrigens kannte auch Phrynichos diese  
Verse und benutzte sie in den Phönissen  
(oben Sp. 1378).

#### Meine Macht.

Groß ist mein Reichtum: eine Tartsche, wohl-  
bewährt,  
und eine feste Lanze und mein gutes Schwert.  
Mit ihnen kann ich pflügen gehn, kann ern-  
ten auch  
und keltern süßer Trauben Wein, soviel  
ich brauch';  
mit ihnen bin gefürchtet ich im ganzen Lande  
und heiße ringsum Herr der Sklavenbande.  
Sie wagen sich nicht an die Tartsche, wohl-  
bewährt,  
an eine feste Lanze und ein gutes Schwert;  
sie ducken sich und winseln, die Geduldigen,  
und müssen mir als ihrem König huldigen.

Statt der Verachtung friedlicher Bür-  
ger findet sich öfter in den Liedern der  
wilden Gesellen ein glühender, unge-  
zügelter Haß, z. B. gegen lesbische  
Herrscher, in denen Alkaios und seine  
Brüder schlimme Usurpatoren sahen.  
Aus Horazens Nachahmung (nunc est  
bibendum I 37) ist das Trinklied be-  
kannt, das begann:

Wohlauf, jetzt ohne Besinnen getrunken,  
Rest weg!  
Denn Myrsilos ist ins Grab gesunken.  
Rest weg!

Das ist ein politisch Lied, ein leidig  
Lied, und doch in das Soldatenlied  
übergehend, kraftvoll und maßlos. Erst  
vor kurzem ist eine ganze Fülle sol-  
cher und anderer lesbischer Dichtun-  
gen neu gefunden worden, über die ein  
andermal zu berichten sein wird.<sup>1)</sup>  
Auch Archilochos übte bittere Kritik,  
z. B. an einem vorgesetzten Generale:

#### Mein Ideal.

Was soll mir ein großer Feldherr, der ge-  
spreizt einherstolziert,  
sich mit seinen Locken brüstet und das Kinn  
glatt abrasiert?  
Meinetwegen kann er klein sein, seine Füße  
schief und platt,  
wenn er nur auf ihnen feststeht und ein  
Herz im Busen hat.

1) Ein Aufsatz darüber wurde der Re-  
daktion kurz vor Ausbruch des Krieges ein-  
gereicht und konnte noch nicht abgedruckt  
werden.



Ein unbequemer Untergebener, dieser leidenschaftliche Dichter, und zur Insubordination geneigt.

Von den römischen Soldaten wissen wir, daß ihre Triumphlieder beim siegreichen Einzuge in Rom den Feldherrn selbst nicht schonten. So mußte der von seinen Leuten vergötterte Cäsar hören:

#### Triumph!

Bürger Roms, verwahrt die Weiber, denn der geile Kahlkopf kommt.

und mit Bezug auf den jugendschönen Herrscher Nikomedes von Bithynien:

Cäsar überwältigt Gallien, Nikomedes Cäsar selbst.

Und nun triumphiert auch Cäsar, der bewältigt Gallien,

Aber nicht tut's Nikomedes, der bewältigt Cäsar selbst.

Von den Griechen sind, obwohl sie an Ausgelassenheit und Witz den Römern nicht nachstanden und viele Spottverse von ihnen bekannt sind, solche Triumphallieder nicht erhalten. Der zügellose Spott des Archilochos und der alten attischen Komödie kann dafür reichlich entschädigen.

Der rauflustige Parier gestand ganz offen ein:

#### Meine Kunst.

Viel versteht der Fuchs. Dem Igel ist nur eines nicht verwehrt, daß er, sich zusammenrollend, auf den Feind die Stacheln kehrt:

also lernt' ich selbst im Leben eine Kunst, die nicht zu schelten, jedem, der mir Übles zufügt, kann ich doppelt es vergelten.

Sogar die zarten Abschieds- und Geleitgedichte, mit denen man in die Ferne fahrenden Freunden oder in den Kampf ziehenden Lieben guten Weg und glückliche Heimkehr wünschte, wußte der Dichter in den Gegensinn zu verkehren und dem fortgehenden Feinde wilde Verwünschungen statt frommer

Geleitswünsche nachzurufen. Horaz hat ein solches Lied in der 10. Epode nachgebildet, deren Original neuerdings gefunden ist: darin wünscht der Dichter einem wortbrüchig gewordenen ehemaligen Freunde, dem stinkigen Bock, eine grausige Seefahrt und schrecklichen Schiffbruch an einsamem Strande im Barbarenlande, daß er nackt, frierend und ohne Nahrung wie ein Hund dort verrecken oder für immer Sklavenbrot essen möge. Ähnlich fleht Theognis in einer Elegie den olympischen Zeus um Rache an seinen Feinden an, nachdem er selbst aus dem Strom des Verderbens elend und nackt, wie ein Hund, nur mit dem Leben entrann:

#### Rache.

Dürft' ich ihr Herzblut schlürfen! und führt' ein vergeltender Dämon, wie mein Sinn es begehrt, endlich herauf das Gericht!

So wollte Achilles in der Wut Hektors Fleisch ausschneiden und es roh verzehren, und Hekabe wünschte wieder, Achilles Leber zu haben, um hineinzubeißen und sie zu verschlingen. Ares selbst und die Keren nährten sich von Menschenblut. Noch in gesitteteren Zeiten entfacht der Patriotismus der friedlichen Kohlenbrenner von Acharnä (bei Aristophanes) ein glühendes Rachelied, als ihnen ein Friedensvermittler entwischt ist:

#### Haß.

Der, o hör's, Vater Zeus, Götter hört's! der vom Feind Frieden nimmt, Frieden bringt, Feinden, die ich ewiglich mit Krieg und Haß verfolgen will,

seit sie mir das Feld zerstört.

Nein, ich lass' nicht eher ab,

bis ich ins Fleisch

pfiemengleich ein mich tief,

blutig tief, marterwild,

solchem Volk bohre, daß es

nimmermehr

meinen Wein hier zertritt.

Das war echter, gesunder Haß, der den Athenern den einen Gedanken eingab: Gott strafe Sparta!

Natürlich schlägt die Stimmung nicht selten um, namentlich beim Gelage. Mit der unausbleiblichen Enttäuschung kommt Trübsinn oder auch Leichtsinns zu Worte, deren nur Kraftnaturen Herr werden.

Fast wie ein Philosoph mahnt Archilochos:

Ermütigung.

Herz, mein Herz, von ungefügen Kümern  
nissen schwer gebeugt,  
auf, und jenen, die dich hassen, wirf entgegen  
kühn die Brust  
und auf deiner Feinde Lanzen schreite  
selbstvertrauend zu!  
Aber wenn der Sieg errungen, jauchze laut  
nicht vor der Welt,  
noch zu Hause schmerzgebrochen jammre,  
wenn du unterlagst,  
sondern freue dich im Glücke, gräme dich  
im Mißgeschick  
nicht zu sehr und sei des Wandels, der die  
Welt beherrscht, gedenk.

Und wie ein Prediger tröstet er in einer anderen Dichtung:

Gottvertrauen.

Alles stell' anheim den Göttern: oftmals  
richten sie aus Weh  
auf die Menschen, die daniederliegen auf  
der dunklen Flur,  
aber oftmals auch zum Straucheln bringen  
sie, wer geradegeht,  
und den Übermut zu Falle, daß sich häuft  
Weh auf Weh  
und herum er irrt, vor Hunger und vor  
Sorge ganz gestört.

Solche arme Hungerleider, auch manche Krüppel, mochten wohl genug aus fremdem Solde entlassen zurückkehren und, ein Kinderspott, vergeblich daheim anklopfen, wo sie nun im Unglück keinen Freund mehr fanden. Sorgen doch die griechischen Staaten nicht einmal für die Invaliden unter ihren eigenen Bürgern, die ihr Blut für das Vaterland vergossen hatten. Und doch gab

es in den lebenskräftigen Staaten eine allgemeine Wehrpflicht, z. B. in Athen mit zweijähriger Ausbildung aller Diensttauglichen, der sich ein Äschylos und Menander, Sokrates und Epikur nicht entzogen haben. Wie schlecht es aber die an den Bettelstab Gekommenen hatten, zeigt das Beispiel des verwandelten Odysseus unter den Freien. Dem alten attischen Invaliden, dessen Prozeß Lysias führte, ging es noch verhältnismäßig gut.

Mit dem Kriegsglück wechselt natürlich auch die Stimmung, sowenig sich die Dichter das anmerken lassen wollten. Der Lesbier gibt einem Freunde in würdiger Haltung die poetische Meldung vom Kap Sigeion mit:

Der verlorene Schild.

Daheim als Herold melde: gerettet ist  
Alkaios selbst, doch büßt' er die Waffen ein,  
und seinen Schild am Pallastempel  
hängte das Volk von Athen zum Schmuck  
auf.

Anders wenige Jahrzehnte vorher, nach einer in Thrakien erlittenen Schlappe, Archilochos, der ebenso tapfer war, aber echt ionische Leichtfertigkeit nicht verleugnete:

Der verlorene Schild.

Irgendein Safer trägt wohl meinen untadligen Schild jetzt,  
den ich im Waldesgebüsch, mir zum Verdruß, verlor.  
Aber ich selber entrann dem Verhängnis:  
so fahre der Schild hin!  
Bald ist ein neuer gekauft, der mich nicht schlechter bewehrt.

In dieser fast zynischen Äußerung, die auch im Ausdrucke bis zur Grenze des der Poesie Erlaubten geht<sup>1)</sup>, machte sich Archilochos schlechter, als er war: sie

1) Geibel wagte das *πρήσομαι* nicht wörtlich zu übersetzen. Sein „bald ist ein neuer zur Hand“ ist zwar poetischer, aber doch eine Korrektur des Archilochos.

wurde schon im Altertume als Selbstverleumdung bezeichnet. In Athen wäre solche Antwort auch möglich gewesen, wenigstens in späterer Zeit, aber in Sparta unerhört. „Wie gut, mein Kind, daß du dich mir erhalten hast“, schrieb eine attische Mutter ihrem geflüchteten Sohne, aber die spartanische: „Ein schlimmes Gerücht über dich ist hier verbreitet: wetz' die Scharte aus, oder laß dich nicht mehr sehen!“

Die Kriegszüge Alexanders und seiner Nachfolger in den hellenistischen Reichen zeitigten eine Blüte des Söldnerunwesens, wodurch das griechische Mutterland entvölkert und sozial wie moralisch geschädigt wurde. Elend und großmäulig kehrten sie oft zurück, die mit großen Erwartungen hinausgezogen waren. Doch für viele sorgten die Herrscher, namentlich in Ägypten und Pergamon. In den bukolischen Gedichten Theokrits sind den Hirten, Schnittern und Fischern auch Soldaten beigegeben. Eins liest sich wie eine in offiziellem Auftrage verfaßte Werbeschrift in Versen: ein junger Mann, den seine Geliebte treulos und höhnisch behandelt, will fort übers Meer, um irgendwo ein leidlicher Infanterist zu werden; darät ihm ein älterer Mann, dem er sein Herz ausgeschüttet hat, Kriegsdienste beim Könige Ptolemäos II. zu nehmen:

Ptolemäos der Soldgeber.

Wäre doch alles nach Wunsch dir gegangen, was du begehrtest, Äschines! Wenn du nun aber von hier dich entschlossen zu gehen, dann ist wohl Ptolemäos von allen der trefflichste Soldherr.

„Wie ist der König denn sonst?“

Für Freie der trefflichste Brotherr, lebenswürdig und huldvoll, er liebt den Gesang und die Weiber, kennt seine Freunde genau und noch genauer die andern, schenkt mit offener Hand und verweigert selten die Bitte,

wie's einem Könige ziemt; nur darf man nicht alles erbitten,

Äschines. Wenn du drum Lust hast, den Rock des Soldaten zu tragen, bis an die Kehle geschnürt, und fest auf den Füßen gewillt bist standzuhalten in Ruhe dem heftigsten feindlichen Ansturm, ohne Verzug nach Ägypten! Ich bin schon grau an den Schläfen, Klapprig und alt, und langsam kriecht mir zum Kinne bleichend die Zeit — drum handle, solange das Knie seinen Mann trägt.

In der Hauptstadt Alexandria wimmelte es damals von Leuten in des Königs Rock mit ihren hohen Soldatenstiefeln, wie Theokrit bei anderer Gelegenheit anführt. Das war die „makedonische“ Garde. Ihr anzugehören galt schon zu Philipps Zeiten als eine hohe Ehre. „Mein Roß trägt mich, mein König nährt mich“, antwortete einer seiner Reiter kurz auf den mütterlichen Rat, sich doch loszubitten: das wurde zu einem geflügelten Worte.<sup>1)</sup>

Die Kehrseite der Medaille zeigt das Salonlustspiel, das für Krieg und Mannesmut im allgemeinen wenig übrig hat, dafür aber Typen halbverkommener Raufbolde, Bramarbasse und sonstiger für Bagage, Menage und Poussage begeisterter Berufssoldaten ohne Beruf auf die Bühne bringt. Auch der Feigling gehört dazu, den Theophrast in seinen Charakterbildern nicht übel schildert:

Der Feige.

»..im Felde, wenn er mit seinem Korps ausgerückt ist, ruft er seine Landsleute heran, läßt sie neben sich treten und zuerst einmal Umschau halten, indem er bemerkt, es sei eine schwere Aufgabe, zu unterscheiden,

1) Horaz Epist. I 17,20. Aber es entstammt keinem Reiterlied. In diesem Falle ist Th. Bergk ausnahmsweise zu weit gegangen.



welches eigentlich die Feinde seien. Und hört er Geschrei und sieht Leute fallen, so sagt er zu seinen Nebenmännern, er habe im Eifer des Gefechtes den Säbel mitzunehmen vergessen, läuft zum Zelte, schickt den Sklaven hinaus mit dem Auftrage, auszugucken, wo die Feinde sind, versteckt das Schwert unter das Kopfkissen und verbraucht dann lange Zeit mit scheinbarem Suchen. Und wenn er sieht, daß ein Verwundeter herbeigeschafft wird aus der Zahl seiner Freunde, läuft er hinzu, spricht ihm Mut zu, faßt mit an und hilft ihn tragen; darauf pflegt er ihn, wäscht ihn um die wunde Stelle herum, setzt sich zu ihm und scheucht die Fliegen von der Wunde: alles eher, als daß er mit den Feinden kämpfte. Und wenn dann der Trompeter das Kampfsignal gibt, bleibt er im Zelte sitzen und ruft: „Zum Henker! Der will den Mann nicht einschlafen lassen mit seinem ewigen Blasen.“ Und mit Blut von der fremden Wunde bedeckt, tritt er den aus der Schlacht Zurückkehrenden gegenüber und erzählt, als ob er die Gefahr hinter sich hätte: „Einen von den Freunden habe ich gerettet“, und führt die Phylengenossen, damit sie ihn sehen, hinein an sein Lager und erzählt zugleich jedem von ihnen, er selbst habe ihn eigenhändig zum Zelte geschafft. «

Das scheint übertrieben, aber der Zeitgenosse Menanders und Philemons war ein scharfer Beobachter des Lebens um ihn herum. Das zeigt auch ein anderes, noch heute durch seine Lebenswahrheit wirkendes Charakterbild:

#### Der Wichtigtuer.

» Wenn er einem Freunde begegnet, senkt er sofort die Stimme (?) und fragt mit lächelnder Miene: „Woher kommst denn du?“ und „Was sagst

du? wie meinst du?“ „Du weißt hierüber etwas Neues?“ und fragt, wie wenn er jetzt an die Reihe käme: „Gibt's etwa noch eine Überraschung? Wahrhaftig, die Nachrichten sind doch gut“, und fährt, ohne ihn antworten zu lassen, fort: „Was sagst du? du hast gar nichts gehört? Da kann ich dir, glaube ich, neue Geschichten vorsezen.“ Und da hat er denn einen Soldaten oder einen Sklaven des Flötenspielers Asteios oder den Bauunternehmer Lykon, der gerade aus der Schlacht zurückgekommen sei, und von dem er es, sagt er, gehört habe. Die Beglaubigung seiner Geschichten ist zwar eine solche, daß sich niemand an diese Gewährsmänner halten würde, er erzählt aber, sie behaupteten, daß Polyperchon und der König (gemeint ist Philippos Arridäos) in einer Schlacht gesiegt habe und Kassander gefangen worden sei. Und sagt etwa einer zu ihm: „Aber glaubst du denn das?“, so wird er erklären, das Ereignis werde in der Stadt laut besprochen, die Geschichte verbreite sich weiter, und alle stimmten darin überein, denn sie erzählten genau dasselbe über die Schlacht, und es habe eine gehörige Blutsuppe gegeben. Zum Beweise könne er aber auch die Mienen der leitenden Männer anführen: man könne sie bei ihnen allen verwandelt sehen. Dann fügt er leise hinzu, wie er unter der Hand erfahren habe, säße bei diesen einer versteckt im Hause, der schon seit fünf Tagen aus Makedonien da sei, der wisse dies alles. Und um nichts zu versäumen, glaubt er schließlich noch, herzbrechend klagen zu müssen, und sagt: „Der unglückliche Kassander, der bejammernswerte! Kommt dir die Unbeständigkeit des Glückes zum Bewußtsein? und du schienst doch so festgewurzelt!“ Und endlich sagt er: „Du darfst es aber

nur allein wissen“, und ist doch schon bei allen Leuten in der Stadt herumgelaufen mit seiner Erzählung. «

Diese satirischen Prosastücke, die Menschliches, nur allzu Menschliches schildern, geben die Folie ab für die hohe Poesie, ohne doch den Soldatenliedern schroff gegenüberzustehen.

Die alten Griechen liebten, ein Satyrspiel auf die Tragödien folgen zu lassen und damit zu schließen. Für uns ist das ein Mißklang oder die Einbuße einer höheren Warte. So möge denn den Be-

schluß der griechischen Kriegsslyrik lieber ein prachtvolles Liedchen aus dem Ödipus bilden — wie eine Vorahnung künftiger Jahrtausende klingt der kühne Wunsch aus dem Zeitalter des Dädalos und Ikaros:

Im Fluge.

Eine Taube möcht' ich sein,  
Sturmesfittiche zu heben,  
droben im Gewölk zu schweben  
und ins Kampfgewühl hinein  
mit Entzücken  
aus der Ätherbahn zu blicken.

## Krieg und Wirtschaft in der Geschichte.

Von Carl Brinkmann.

Unter den Erkenntnisweisen, mit denen der betrachtende Geist die Wesensart der gegenwärtigen Weltbegebenheit zu bewältigen sucht, darf auch die wirtschaftsgeschichtliche schon einen Platz beanspruchen. Freilich muß man die Selbstverständlichkeit und Leichtigkeit, mit der wir diesen Krieg um das Wirtschaftliche in ihm, um die Hintergründe seines physischen Lebensbedarfs befragen, nicht ohne weiteres auch für die verwandten Ereignisse der Vergangenheit voraussetzen. Mehr als in irgendeinem anderen menschlich-gesellschaftlichen Geschehen sind vielleicht im Krieg das Erlebnis und sein Bewußtwerden getrennt. Das heißt: Was sich darin den Zeitgenossen unmittelbar aufdrängt, braucht deshalb nicht immer auch in ihren Berichten darüber, auf die der Nachlebende in erster Reihe angewiesen ist, als wichtig oder überhaupt aufzutreten; gerade es erschien bald allzu selbstverständlich, bald nicht hervorragend oder irgendwie wertvoll genug dazu. Diese Eigentümlichkeit geschichtlicher Überlieferung vom Krieg

hat aus leicht übersehbaren Gründen vor allem das Andenken der wirtschaftlichen Verhältnisse von jeher betroffen. Je weniger nachdenklich und beobachtend das Bewußtsein früherer Zeitalter ihre Kriege widerspiegelte, desto mehr mußten vor ihm diejenigen ihrer Bedingungen, die allen gemein und daher auch im wertenden Sinn überwiegend gemein schienen, sozusagen unter den Tisch fallen. Es bedurfte der langen und mühsamen Arbeit einer neuen Geschichtswissenschaft, deren Ergebnisse notwendig zunächst als paradoxe Übertreibung oder gar mephistophelische Verneinung verurteilt wurden, um durch solche Trübungen der erzählenden Quellen hindurch aus den unmittelbaren Überresten des geschichtlichen Lebens selbst jene Stiefkinder der Historie ans Licht der feststellenden und schließenden Forschung zu ziehn. Heute erfordert das Unternehmen, den wildesten Rassenkampf oder den fanatischsten Religionskrieg ohne ihren wirtschaftlichen Unterbau verstehn zu wollen, keine geringere Leicht-

gläubigkeit, als die etwa dazu gehörte, die Sorge um die Neutralität Belgiens als ausreichenden Beweggrund der Kriegserklärung Englands hinzunehmen. Man muß allerdings so viel Logik haben, einzusehen, daß ein Grund, der nicht hinreicht, darum doch immer ein Grund von größerer oder geringerer Bedeutung bleiben kann.

Ich möchte im folgenden versuchen, eine Vorstellung von den Zusammenhängen zwischen Krieg und Wirtschaft zu geben, die sich dem augenblicklichen Standpunkt der Geschichtsforschung zeigen. Ich kann mich dabei auf den einheitlichen Verlauf beschränken, den die Vergangenheit des heutigen Europa im engern Sinn darstellt und der sich rückwärts durch den Untergang der antiken Staatenwelt begrenzt. Seine großen Stufen staatlich-gesellschaftlicher Entwicklung sind sämtlich auch einigermaßen geschlossene Abschnitte kriegerischer Bewegung und Organisation auf der einen, wirtschaftlicher Wandlung auf der andern Seite. Denn beide sind Funktionen eines und desselben größeren Vorgangs nicht bloß in dem groben Verstand, in dem schon die antike Geldwirtschaft die Abhängigkeit kriegerischen Erfolgs von materiellen Machtmitteln festgestellt hatte, sondern in der gemeinschaftlichen Bestimmtheit durch denselben unendlich mannigfachen Komplex gesellschaftlicher Daseinsformen. Es ist deshalb einmal daran zu erinnern, daß die Verbundenheit von Krieg und Wirtschaft stets als eine Wechselwirkung aufgefaßt sein will, daß jener diese jederzeit nicht minder bestimmt hat, als sie ihn. Es wird aber weiterhin auch im Auge zu behalten sein, daß diese beiden geschichtlichen Lebensäußerungen hier aus der unübersehbaren Menge wirksamer Verursachungsreihen künstlich vereinzelt und

so lediglich zu einem wissenschaftlichen Zweck über die andern emporgehoben werden sollen: Weder daß sie füreinander, noch daß sie für das Ganze die ersten Beweggründe gewesen seien, wird behauptet, nur ihr gemeinsamer Anteil am Bau unsrer geschichtlichen Welt aufzuweisen gesucht.

## I.

Bei den germanischen Eroberervölkern, deren Erscheinen auf dem Boden des Römischen Reichs zu den Staatenbildungen des frühen Mittelalters führte, standen naturgemäß kriegerische und wirtschaftliche Betätigung in besonders inniger Verbindung. Wie hauptsächlich die Beengung des Nahrungsspielraums ihren Zügen Anstoß und Richtung gab, wurde umgekehrt ihre Niederlassung durch die Bereitschaft zu Angriff und Verteidigung überall bedingt. Es ist in der Tat überraschend, mit welcher Vollständigkeit der gegebene Umkreis wirtschaftlicher und kriegerischer Lebensmöglichkeiten damals von ihnen ausgefüllt worden ist. Denn nicht das einfache Fortleben starker Elemente aus der politischen Kultur des Altertums ist die Hauptursache dafür, daß dieses erste Zeitalter unsrer eignen Geschichte, weit entfernt von bedeutungslos vorübergehender Barbarei, den spätern bis auf unsre Tage noch immer und allenthalben zum Grunde liegt. Nur die zähe, wenn auch erst durch Jahrhunderte vollendete Nachfolge in das ganze System der antiken Machtbeziehungen konnte eine solche lebendige Tradition anfangen. Kein größerer historischer Sehfehler, als mit einigen gelehrten Vorarbeitern der heutigen romanischen Barbarenphrase die staatliche und gesellschaftliche Organisation dieser germanischen Begründer unterschätzen zu wollen. Aber freilich hatte diesem Irr-



tum die entgegengesetzte Anschauung der eignen Nachkommen Vorschub geleistet, die in leicht verständlicher Täuschung durch die mythischen Erscheinungsformen urzeitlichen Daseins ihre Ahnherren zu einem kindlichen Geschlecht zweckloser Helden idealisierte. Wie fern von beiden Mißverständnissen ist die geschichtliche Wirklichkeit, die uns heute namentlich die Gesamtheit germanischer Rechtsdenkmäler deutlich genug wiederherzustellen erlaubt.

Zu dieser Wirklichkeit gehören nicht bloß die Stämme, die den deutschen und skandinavischen Boden bis auf die Sprache ihrer eigentümlichen Herrschaft und Verfassung unterwarfen. Sie umfaßt weiter auch diejenigen, die die versunkenen römischen Provinzialkulturen Frankreichs, Oberitaliens und Spaniens zu neuer staatlicher Selbständigkeit erweckten, endlich und nicht zum wenigsten aber die, die von den Küsten der Nord- und Ostsee aus den größten Teil der antiken Seehandelswege an sich rissen und in immer dichteren Flutwellen England, Irland, Rußland, Nordfrankreich, Sizilien, Unteritalien und sogar amerikanische Küstenstriche unterjochten.<sup>1)</sup> Das Geheimnis des ungeheuren Erfolges, der so buchstäblich den ganzen Schauplatz späterer Weltpolitik umschreibt, ist doch nur zur Hälfte ausgesprochen, wenn man hervorhebt, daß bis zur Französischen Revolution niemals wieder auf diese Weise ganze Völker in Waffen aufgetreten seien. Die gleiche Verteilung der Wehrpflicht war im Gefüge dieser primitiven Gesellschaften aufs engste mit

einer andern grundsätzlichen Gleichheit, der des wirtschaftlichen Rechts, verknüpft; nicht in der Form des künstlichen Ausgleichs zwischen beiden, sondern durch ein viel tieferes, auf die Grundlagen der Gesellschaft reichendes Verhältnis, das mit gleicher Stärke für ihr Bewußtsein auch umgekehrt galt, das Recht zum Kampf an die Pflicht wirtschaftlicher Arbeit band. An einer Reihe von Dingen und Begriffen des Kriegs und der Wirtschaft vollzieht sich sozusagen handgreiflich diese Gleichung, die die eine Seite doch nur um so viel schlichter macht, als sie die andre adelt: Der ackerbauende Germane ist weder Krieger noch Bauer, der Wikinger weder Seeräuber noch Kaufmann ausschließlich, aber in der Axt des einen, deren Wurf den Feind schlägt und die Feldgrenze bestimmt, in dem Armring des andern, der die Milde des Anführers wie den Tauschwert der Handelswaren mißt, in ihrer Siedlung, die für den einen einer Heeresabteilung, für den andern einer Schiffsmannschaft entspricht<sup>1)</sup>, drückt sich die Wesenseinheit dieser Männer ebenso naiv wie klar aus. Nicht ohne Merkwürdigkeit für das Verständnis des Miteinander von Krieg und Wirtschaft im germanischen Altertum ist der Bericht des Tacitus (Ann. 13,57) über den Streit zweier Germanenstämme seiner Zeit um eines der ersten menschlichen Lebensbedürfnisse: „Im selben Sommer (59 n. Chr.) stritten Hermunduren und Chatten in einer großen Schlacht um ihren Grenzfluß (man hat wohl an die Werra bei Salzungen oder die Saale bei Kissingen zu denken),

1) Vgl. jüngst A. Bugge, Die nordeuropäischen Verkehrswege im früheren Ma. und die Bedeutung der Wikinger für die Entwicklung des europäischen Handels und der europäischen Schifffahrt, Vierteljahrschrift f. Sozial- und WG. 4 (1906).

1) Die Zusammenstellungen bei v. Amira, Grundr. des German. Rechts 3 (1912), 114 ff. machen Brunners Heeres- wie Rietschels Hufentheorie der Mittelbezirke gleich entbehrlich.

wo ein Reichtum an Solquellen ist. Sie lieben es ja alle, solche Zwiste mit den Waffen zu entscheiden, hier aber trieb sie außerdem noch der Glaube, der Ort sei dem Himmel der nächste, und nirgends hörten die Götter Gebete besser. Daher komme dort auch durch ihre Gnade beim Fluß und im Wald das Salz zum Vorschein, nicht wie bei andern Stämmen an der Seeküste durch Verdunstung, sondern als Niederschlag des Wassers, das im Kampf der Elemente über einen brennenden Holzstoß gegossen wird. Die Schlacht war für die Hermunduren siegreich, für die Chatten vernichtend, denn sie hatten für den Fall ihres Siegs die Feinde dem Mars und Mercurius geweiht, das bedeutete den Tod von Männern, Pferden und allem Lebendigen. Diese Drohung fiel nun auf sie selbst zurück.“ Hier stehen die Verwunderung des Römers über das Blutvergießen um eine gangbare Handelsware seines Kulturkreises und die religiöse Einkleidung urzeitlicher Notdurft (das Gradierwerk als Opferaltar!) wie zwei Symbole entgegengesetzter Entwicklungszustände einander gegenüber.

## II.

Aber mit der Ausbreitung des Germanentums über die europäische Welt gingen seine urzeitlichen Elemente bereits der Auflösung entgegen. Seine Staatenbildungen innerlich und äußerlich festzustellen und zu behaupten, waren diese selbst für sich nicht fähig. Sie vermochten es erst in den beiden großen kosmopolitischen Verbänden des Hochmittelalters, dem neuen Kaiserreich und der Kirche. Aus dem Gesichtspunkt aller spätern Zeitalter gibt es nicht leicht zwei geschichtliche Gebilde, deren Herrschafts- und Ausdehnungsbestreben reiner in der Idee gip-

felte; das Unerhörte dieser beiden obersten Bindungen von Staat und Kultur macht noch heute die eigentliche Fremdheit und Ehrwürdigkeit alles mittelalterlichen Lebens aus. Um so reizvoller und lehrreicher muß es sein, sich zu vergegenwärtigen, wie weit ihre organisatorischen Gedanken der Ausdruck greifbarster Notwendigkeiten gesellschaftlichen Daseinskampfes, realpolitische Systeme so gut wie die irgendeiner folgenden Epoche gewesen sind. Die treibende Wandlung der staatlichen Zusammenhänge bestand in der wachsenden Trennung der sozialen Arbeitsleistungen. Das Lehnswesen wurde die rechtliche Konstruktion einer Staatseinrichtung, die den unendlich gewachsenen und gespaltenen Anforderungen gesellschaftlichen Dienstes vor allem durch äußere Sondernung, Über- und Unterordnung der einzelnen zu genügen suchte. Die Berufsstände des hörigen Bauern und des herrschenden Ritters sind nur die hervorragendsten darunter, aber es ist sehr bezeichnend, daß sie es sind: Die neue Ordnung ruht auf einem neuen Verhältnis zwischen Wirtschaft und Krieg. Allein auch hier erschöpft der übliche Nachdruck, der auf die Abhängigkeit der Nährstände von den Wehrständen fällt, wieder nur die eine Seite der Sache. Die andre ist die wichtige Ergänzung, die jene Abhängigkeit in dem kirchlich-imperialen Überbau des Staatslebens findet. Wohl gerät gerade jetzt alle politische Organisation der Ort- und Landschaften auf Jahrhunderte in die dringende Gefahr privatwirtschaftlicher Ausbeutung: Da sind es die heiligen Gewohnheiten und Gesetze des Weltreichs und der Kirche, die in einer höchsten Zusammenfassung wenigstens grundsätzlich den beherrschten Klassen Schutz gewähren,

die herrschenden ihrerseits in einen öffentlichen, der Gesamtheit zugewandten Dienst zwingen.

Diese Beziehung tritt, denke ich, gerade da schlagend hervor, wo in den gewaltigen kriegerischen Massenhandlungen dieser Periode wirtschaftliche Kräfte für scheinbar fernliegende und phantastische Ziele eingesetzt wurden. Die unermesslichen Opfer, die in den Romzügen der Ottonen, Salier und Staufer die deutschen Stämme der Erhaltung des deutschen Kaisertums gebracht haben, gewinnen eine neue Beleuchtung, sobald man einmal nach den wirtschaftlichen Vorteilen fragt, die der höchsten Staatsgewalt aus der militärischen Beherrschung der Apenninhalbinsel erwachsen. In ihren Stadtstaaten fand sie Zustände, die durch ihre politische Zerrissenheit ebenso sehr wie durch ihre wirtschaftliche Reife, die höchste des damaligen Europa, die staatsbildenden Kräfte des Nordens geradezu herausforderten. Die anscheinende Preisgabe der innern deutschen Politik zugunsten des auswärtigen Abenteuers enthielt in Wahrheit die großartige staatsmännische Auskunft, daß die wirtschaftlich stärksten Mächte des Heimatlands, die feudalen, noch vor dem drohenden partikularistischen Zerfall freiwillig sich vereinten, um die wirtschaftlich stärksten Mächte des Auslands, die bürgerlichen, nach solchem Zerfall gewaltsam in den Dienst des Reichsverbandes zu zwingen. Der soziale Absolutismus, der in den Reichsgesetzen von Roncaglia deutsche Staatsrechte in römischem Kleid erneuerte<sup>1)</sup>, setzte auch materiell eine Wechselwirkung

1) Vgl. jetzt G. v. Below, Der deutsche Staat des Mittelalters I (1914), 152, dazu die Mitteilungen von Seckel, Berl. Sitz.-Ber. 4. März 1915.

von Heeres- und Wirtschaftsformen voraus, bei der Italien ebensogut Deutschland, wie Deutschland Italien im Zaum halten half.

Die genaue Entsprechung zu den deutschen Kaiserfahrten auf dem ungleich größeren Schauplatz, der der machtpolitischen Wirksamkeit der mittelalterlichen Kirche angewiesen war, sind die Kreuzzüge. Auch sie sind ein klassisches Beispiel für die Durchdringung kriegerischer und wirtschaftlicher Antriebe. Sie setzten für die Sache des großen politisch-kulturellen Inbegriffs, den die Gesamtheit der christlichen Völker darstellte, die beiden Gegner der Romzüge, die Stadtwirtschaften des südlichen und die Landwirtschaften des nördlichen Europa, zugleich gegen einen größern Feind in Bewegung. Denn die germanisch-romanischen Ritterheere, die genügt hatten, das karolingische Reich gegen die Angriffe des Islam zu verteidigen, weil damals im Osten das byzantinische Reich die politische und ökonomische Erbschaft der Römer noch selbständig behauptete, reichten dazu nicht mehr aus, als mit der Wiederbelebung des Kalifats der byzantinische Vorposten mehr noch wirtschaftlich durch die Vernichtung seines Bauernstandes als politisch durch die Angriffe der Bulgaren und Normannen<sup>1)</sup> steigender Auflösung anheimfiel. Indes ebenso natürlich wurde die Lücke durch die eigene Wirtschaftsentwicklung des Westreichs ausgefüllt: Schon hatten die Handelsstädte des Tyrrhenischen Meeres und der Adria eine Stufe der geldwirtschaftlichen und seekriegerischen Kunst und Bedeutung erreicht, die sie befähigte, nicht nur

1) Vgl. die weiterer Vertiefung wert Skizze bei C. Neumann, Weltstellung des Byzantinischen Reiches vor den Kreuzzügen (1894) 52 ff.



den Moslim die Herrschaft über das Mittelmeer streitig zu machen, sondern auch als erste außereuropäische Kolonisatoren unserer Geschichte in jenes alte vorderasiatische Zwischengebiet von Abend- und Morgenland, bis heute die Hauptachse der Weltpolitik, kaufmännisch und erobernd vorzustößen. Sie waren es, deren finanzielle Hilfsmittel und kommerzielle Verbindungen technisch für die damalige Zeit so ungeheure Expeditionen wie die Kreuzzüge überhaupt möglich machten, und nur dadurch, daß die Rekrutierungsländer die feudalen Kreuzfahrer und vor allem die führende Diplomatie der Kurie selbst ihre Kriegswirtschaft diesen frühkapitalistischen Methoden anglichen, erhielt ihr ritterlich-religiöser Schwung die jahrhundertelange Stetigkeit, die Staaten gründete und einer geschlossenen Weltmacht Trotz bot. Das System der Kreuzzugssteuern, dem das Papsttum im Unterschied vom Peterspfennig gerade in den wirtschaftlich fortgeschritteneren Ländern Mitteleuropas das Einkommen der Geistlichkeit unterwarf, wurde zu einer Grundlage apostolischer Finanzverwaltung<sup>1)</sup>, die in der Seehandelspolitik der Mittelmeerstädte ausgebildete Form der Anleihegesellschaft zu öffentlichen Zwecken, die den Namen „Berg“ (mons) führte<sup>2)</sup>, später zu einem Haupthebel des berühmten wie berüchtigten kurialen Finanz- und Ämterwesens. Aber in der großen politischen Zusammenballung der Kreuzzüge waren alle diese wirtschaftlichen Mittel doch immer wieder über ihren rein egoistischen Machtgebrauch weit

1) Werminghoff, Vfg. der Deutschen Kirche im Ma. (1913) 204 Anm. 5 und Göller, Einnahmen der Apostolischen Kammer (1910), 1, 97 ff.

2) S. darüber noch immer Endemann, Studien in der romanisch-kanonistischen Wirtschafts- und Rechtslehre 1 (1874), 490 ff.

hinausgehoben. Gewiß verfolgten Fürsten und Ritterorden im einzelnen unbedenklichste Bereicherung, verkauften Genua und Venedig Waffen und Schiffbaumaterial an Ungläubige wie an Christen<sup>1)</sup>, verwandten die Päpste gerade die Kruziaten immer lieber zu den fremden Zwecken ihres Kirchenstaats. Wie das Kaisertum den Staatsgedanken, so vertrat dennoch die Kirche den Kulturgedanken der germanisch-romanischen Welt eben da am entscheidendsten, wo sie ihre wirtschaftlichen Kraftüberschüsse kriegerisch in einem Mittel von gegenseitiger Bindung und gemeinschaftlicher Verwertung zu halten vermochte.

### III.

Denn bereits hatte im Rahmen der alten staatlich-kirchlichen Einheit eine Bewegung begonnen, die schon während der Jahrhunderte des Spätmittelalters im Grunde eine neue Weltepoche heraufführte: Die differenzierende Entwicklung, die zunächst die germanisch-romanische Gesellschaft gleichmäßig ergreifend und senkrecht aufspaltend die ständischen Lebensbedingungen des eigentlichen Mittelalters geschaffen hatte, konnte in ihrem weiteren Verlauf nicht wohl anders als auch in wage-rechtem Sinn wirkend die einzelnen politischen Bestandteile dieser Gesellschaft voneinander absondern und einander entgegenstellen. Damals regten sich unter dem gemeinsamen Dasein und Bewußtsein des Erdteils die ersten Anfänge der heutigen europäischen Volkstümer. Dabei waren wirtschaftliche Aufgaben und Bedürfnisse an dem einen, kriegerische an dem anderen Pol des Geschehens von maß-

1) Schaube, Handelsgesch. der Romanischen Völker des Mittelmeergebiets (1906), 145.

gebender Wichtigkeit. Die ungeahnte Bevölkerungsvermehrung, die die Bande der alten Agrarverfassung sprengte und neuen, höheren Formen der Gütererzeugung diente, hat auch die gewaltigen Heere von Fußtruppen auf die Beine gebracht, deren neue Kriegskunst die neue Wirtschaft schützte und von ihr unterhalten wurde.

Zuerst verlieh den Deutschen die gewonnene Höhe landwirtschaftlicher und gewerblicher Kultur gegenüber ihren östlichen slawischen Nachbarn etwas von der unaufhaltsamen Bewegung des Wassers in der Richtung der schiefen Ebene. Die kaufmännische und industrielle Unternehmung, die auf der Basis des baltischen Seeverkehrs nach und nach die gebietende Macht der deutschen Hanse über ganz Nordeuropa errichtete, und die bäuerlich-militärische Kolonisation, die Hand in Hand mit ihr der Überschußbevölkerung Altdeutschlands im baltischen Hinterland ein wachsendes neues Deutschland, den Kern des brandenburgisch-preußischen und österreichisch-ungarischen Staatswesens, schuf, sind die ersten europäischen Erscheinungen eines Geistes, der die Hauptzüge der beiden vorangegangenen Zeitalter, Angriffslust und Schaffenslust, in einer ganz neuen Mischung vereinigt. Wenn ein Beamter der ostelbischen Kolonial- und Missionskirche, der Leutpriester Helmold von Bosau am Plöner See, in seiner Slawenchronik (1166) den Grafen von Holstein sein Volk vor der „feindlichen Wüste“ um seine Siedlungen ermutigen läßt: „sie sollten keinem Unheil weichen, Markmänner müßten harte Geduld haben und mit ihrem Blut nicht sparen“, so erklingt vielleicht zum erstenmal in unserer Geschichte ein Ton, der bis auf den heutigen Tag das Ringen der Völker um die Erde begleitet, nur wenig verwandt

mit der Sehnsucht nach dem kaiserlichen Rom oder dem Heiligen Grab, näher schon dem Schlachtruf der Franken und Wikinger, im Grunde aber beiden gleich nah und fern, nach vorwärts den kühleren und zäheren Leidenschaften der neuzeitlichen Nationalkriege zugewendet.

Aber wie die Deutschen nach Osten drängten, wurden sie selbst im Westen bedrängt von dem erwachenden Selbstbewußtsein des französischen Volkes. Ihm verlieh die überlegenste geistige Kultur des Mittelalters, die hier antike und germanische Elemente wie in einer Schule, einem „Studium“<sup>1)</sup> der europäischen Welt vermählte, in der Form politischer und rechtlicher Verwaltungstechnik einen dem deutschen ähnlichen Schwung nationalen Wachstums, ebenso angemessen der Auseinandersetzung mit entwickelten Nachbarländern wie der deutsche der Kolonisation unter Barbaren. Entlang der ganzen Westfront des gegenwärtigen Weltkriegs, in den Grenz- und Paßtälern des Schelde-, Maas- und Mosellaufes, begann nun Gallien die Lage des Frühmittelalters, den Einbruch der Franken, umzukehren und zu vergelten. Die unübersehbare Kette von kleinen örtlichen Aktionen meist friedlichen und rechtlichen (oder vielmehr rechtsbeugenden) Charakters, durch die die französische Königsdomäne hier ein Gebiet französischer Zunge und Sitte nach dem anderen dem römischen Reich entriß, darf doch nicht darüber täuschen, wie weit ihr Zusammenhang in die Sphäre nationaler Wirtschaftsinteressen hinab, in die des inter-

1) Über diese Bezeichnung und die Weltämtertheorie des Alexander von Roes im Zusammenhang mit dem Nationalitätenkampf des Spätmittelalters F. Kern, *Anfänge der französischen Ausdehnungspolitik* (1910) 88ff. 124.

nationalen Daseinskampfs hinauf reicht. Sie ist bereits erfüllt von dem entscheidenden Instinkt, der dann bis zu Ludwig XIV. und Napoleon I. der eigentliche Inhalt der deutsch-französischen Erbfeindschaft wurde, dem Streben nach Herrschaft über die große Achse des mitteleuropäischen Wirtschaftslebens, das Rheintal mit den Alpenstraßen nach Italien im Süden und dem niederländischen Hafen- und Industriegebiet im Norden, ein Länderstrich, dessen Neutralität und Einheitlichkeit sich schon einmal, beim Zerfall des Karolingerreichs, in dem Staatsgebilde Lotharingen ausgeprägt hatte und zu Beginn der Neuzeit abermals in der glänzenden Mischkultur des burgundischen Königtums Gestalt gewinnen sollte. Und wie viel großartiger war diese erste Zeit des stillen Ringens um eine französische Nationalität als noch die lautesten Epochen ihrer neuzeitlichen Gloire. Wie Deutschland Frankreich, so hatte auch Frankreich bei seiner östlichen Expansion wieder zwei Nebenbuhler im Rücken. Im Süden drohte sich unter der Führung Aragons der Kreis der seegewaltigen und gewerbefleißigen Küstenvölker am Tyrrhenischen Meer zusammenzuschließen und dabei auch die provenzalischen und neapolitanischen Gebiete der Fürsten von Anjou dem französischen Einfluß zu entfremden.<sup>1)</sup> Im Westen und Norden ragte England durch seine französischen Nebenländer und die uralte Produktionsgemeinschaft mit den Wollweberstädten der gegenüberliegenden Kanalküste gefährlich tief in den französischen Staats- und Wirtschaftskörper hinein. Beides Volkstümer, die im

1) Vgl. neuerdings besonders die an Finkes *Acta Aragonensia* anknüpfende Freiburger Diss. (1913) von H. E. Rohde, *Der Kampf um Sizilien 1291–1302*.

Maß ihrer ökonomischen Machtentfaltung von der Verteidigung zum Angriff überzugehen fortwährend geneigt und genötigt waren.

#### IV.

Man begreift, daß inmitten so vieler Feinde Frankreich wohl in die Versuchung geraten mochte, sich zu den sinkenden kosmopolitischen Gedanken des Hochmittelalters in Beziehung zu setzen, und welchen sehr realen Grund der wiederholte Anspruch auf ein französisches Kaisertum, die förmliche Einverleibung der päpstlichen Macht durch das Avignonesische Exil hatten: Zu Ende des Mittelalters konnte doch niemand darüber im ungewissen sein, daß die nationale Eigenentwicklung aller europäischen Völker in fast gleichem Maß dazu beigetragen hatte, Reich und Kirche zu untergraben. Die Art und Weise, wie die geistigen und materiellen Machtkomplexe beider zum letztenmal in eine umfassende Verteidigungsstellung gezwungen wurden, bezeichnet das Zeitalter der europäischen Religionskriege.

Die Geschichte religiöser und revolutionärer Kriege (und im Innern der Staaten gehen ja überall jene in diese über) hat von jeher den Vorteil genossen, daß die Leidenschaftlichkeit und Engigkeit der Parteilung darin scharfsichtiger und unerbittlicher den gegnerischen Motiven bis auf den ideenfernsten, materiellsten Grund zu gehen pflegt. So liegen auch in der Überlieferung des Zeitalters der Reformation und Gegenreformation die auffallendsten Teile seines wirtschaftlichen Unterbaues schon lange deutlich am Tage. Trotzdem macht man sich wohl selten klar, was für ein allseitiger gesellschaftlicher Zusammenhang damals durch die Krisis des Kampfes von einer



zur anderen europäischen Weltgestaltung hindurchging. Daß allenthalben die werdenden Nationalstaaten mit dem Recht des Lebendigen große Teile aus dem Vermögen der mittelalterlichen Weltkirche mit Beschlag belegten, ist doch eine ziemlich leere Formel, ehe eingesehen wird, wie systematisch sich dies Bestreben und der Widerstand, den es hervorrief, in der Gesellschaft der europäischen Staaten verkörperte und gliederte. Die Reformation im deutschen oder nordeuropäischen Sinne ist doch schon der Wortbedeutung nach nur ein Zweig einer viel umfassenderen Erneuerung von Staat und Kirche überhaupt. Gerade auf der Seite der äußerlichen Verneinung und Reaktion gegen die neuen Zeitforderungen erscheint zunächst das innerlich Positive und Schöpferische der neuen Schlachtordnung besonders eindrucklich. Wenn die habsburgische Universalmonarchie, das Imperium und der Katholizismus der Renaissance die Kirche des Mittelalters mehr noch wiederherzustellen als zu behaupten unternahmen, so waren das nicht etwa die perversen Träume politischer Ohnmacht, die ihre siegreichen Widersacher so gern darin erblickten. Von den österreichisch-ungarischen und italienischen Industriebezirken, den Welthäfen der Niederlande und der damals geeinten Pyrenäenhalbinsel aus führten die Habsburger wirklich ein Jahrhundert lang die Weltwirtschaft in ihrer letzten Ausweitung durch die Entdeckung beider Indien. Und das Papsttum wurde eben in der Energie seiner gegenreformatorischen Propaganda für einen noch längeren Zeitraum zum zweitenmal der Organisator Europas, diesmal der osteuropäischen Bauernländer bis nach Polen, gegen die dritte große Bedrohung durch den Islam unter den Osmanen, ebenso wie gleich-

zeitig die andere katholische Form des europäischen Christentums, die griechische Kirche, den jungen Riesenleib des moskauischen Rußlands der anderen asiatischen Gefahr, den Mongolen, endgültig in den Weg warf.<sup>1)</sup>

## V.

Haben so die kriegerischen Organisationen der geistigen Beharrung gerade als Wirtschaftsvereinigungen ganz Europa und mithin auch Fortschritt und Umwälzung den Rücken gedeckt und die Richtung gewiesen, so wurden sie doch eben dadurch stetig in den veränderten Geist einer neuen Epoche hineingezogen. Der Dreißigjährige Krieg, wie er durch den achtzigjährigen Abfall der Niederlande mit der Reformation in unmittelbarer strategischer Verbindung steht, ist in seiner bekannten Mischung kirchlicher und nationaler, fanatischer und grobsinnlicher Antriebe der sichtbarste Ausdruck einer abermaligen, der letzten Wendung in der sozialen Kriegsgeschichte. Die ununterbrochene Kette von Angriffen, mit denen die neuen nationalen Mächte, die selbstständigen deutschen und niederländischen Landschaften, das elisabethanische England, die mündig gewordenen skandinavischen Staaten, ja das katholische, von der protestantischen Revolution zerwühlte Frankreich, in naturnotwendigem mehr noch als bewußtem Ineinanderarbeiten den Ring der habsburgisch-päpstlichen Weltherr-

1) Die wirtschaftliche Unterlage dieses Verhältnisses erkannte schon Machiavelli Discorsi 2, 8: la Magna e l'Ungheria . . . hanno ora il loro paese bonificato in modo, che vi possono vivere agiatamente, tal che non sono necessitati di mutare luogo. Dall'altra parte sendo loro huomini bellicosissimi, sono come uno bastione a tenere che gli Sciti, i quali con loro confinano, non presumino di potere vincergli o passargli.

schaft erschütterten und durchbrachen, machte den europäischen Schauplatz überhaupt frei für die Entwicklung der bis dahin gebundenen nationalen Energien.<sup>1)</sup> Als drei Jahre nach dem Westfälischen Frieden die beiden protestantischen Republiken England und Holland um Ostindien und die Nordsee den Vernichtungskrieg angingen, war der Zeitabschnitt angebrochen, den man nach den aufdringlichsten Kennzeichen seiner Oberfläche früh die Periode der Wirtschafts- und Handelskriege genannt hat. Aber die Vermutung, die damit für eine besonders gesteigerte Einwirkung der Ökonomie auf die politischen Veränderungen erweckt wird, muß doch gerade den modernen, wirtschaftsgeschichtlich geschulten Historiker bestimmen, hier vor einer voreiligen und unwissenschaftlichen Durchbrechung des methodischen Gleichgewichts in der Einschätzung sozialgeschichtlicher Faktoren zu warnen. Nicht minder vorsichtig sollten die mit glänzendem Scharfsinn angestellten Bemühungen eines heutigen Wirtschaftsforschers<sup>1)</sup> aufgenommen werden, für dieselben Jahrhunderte der neueren und neuesten Zeit umgekehrt eine ganz einseitig starke Beeinflussung des Wirtschaftslebens durch die kriegerischen Bedürfnisse der Gesellschaften nachzuweisen. Die unbefangene Prüfung ergibt auch hier keinen Sprung der geschichtlichen Natur in der Fortbildung des sozialen Lebenszusammenhangs, dessen Stufen bis hierher verfolgt wurden.

Wiederum hieße es sich mit Symptomen statt Ursachen begnügen, wollte

1) Vgl. darüber meinen Aufsatz „Der Beginn der neueren Handelsgesch. und das Aufkommen der Seemächte“, *Histor. Ztschr.* 112, 273 ff.

2) W. Sombart, *Krieg und Kapitalismus* (1913).

man das beherrschende Ergebnis der neueren Geschichte, den Sieg und die Nebenbuhlerschaft der nordwesteuropäischen Völker, mit der Ablagerung unvergleichlich überlegener Machtmittel aus einem weltweit gesteigerten und ausgedehnten Wirtschaftssystem erklären. Das Entscheidende war vielmehr wieder die stetige Schöpfung eines neuen Inbegriffs von Staats- und Gesellschaftsordnungen, in deren Schutz jene Machtmittel die lange Krisis der Geburt und des Kampfes mit den anfangs mindestens ebenbürtigen der Vergangenheit erfolgreich durchhalten konnten. Dieser neue Inbegriff, den die Geschichte unter dem Namen des Liberalismus oder Individualismus als die produktive Grundstimmung der neueren Jahrhunderte bis zum vergangenen kennt, war nichts weiter als die rechtliche und sittliche Summe des völligen Umsturzes, der seit jener ersten nationalen Differenzierung des mittelalterlichen Europa die ständische Sozialverfassung der Feudalstaaten ergriffen hatte: Das Unternehmertum der ländlichen und städtischen, agrarischen und gewerblichen Wirtschaft, das bis dahin politisch und gesellschaftlich in den festen Formen örtlichen, staatlichen und kosmopolitischen Gesetzes und Herkommens gefesselt gewesen war, drückte mit der ganzen Wucht einer neuen, der kapitalistischen Produktivität auf diese Fessel und zerbrach sie, wo es sie nicht mit feinerer Wirkung allmählich seinen eigenen Bedürfnissen anpaßte. Die Eroberung der kulturellen Leitung und der Staatsgewalt waren allenthalben das Ziel dieser Bewegung, der Parlamentarismus Englands ihre typische Ausprägung, aber auch die politischen Systeme des festländischen Kapitalismus, die holländische Stadtoligarchie, die französische Adels- und

Amtsaristokratie wie der junkerlich nicht minder beschränkte und bestimmte Absolutismus Preußens oder Rußlands nichts als Abwandlungen desselben allmächtigen Gesellschaftsprinzips (denn noch der unaufgeklärteste östliche Großgrundbesitzer war jetzt beim Bauernlegen strenger Individualist, bei der Getreideausfuhr begeisterter Freihändler). Auch die kriegesischen Waffen, mit denen diese kapitalistischen Führerklassen die Größe ihrer Staaten schützten und vermehrten, waren natürlich ein unzertrennlicher Bestandteil der durch sie herbeigeführten sozialen Neuordnung. Nicht durch die Massenhaftigkeit der Gefechtskraft, sondern im Gegenteil durch die Verkleinerung und Mobilisierung der Einheiten<sup>1)</sup> schlugen die Flotten der neuen Seemächte die spanische wie heute das Unterseeboot den Dreadnought; nicht die einfache Rückkehr zum Reiterangriff, sondern eine überlegene Vermehrung und Gliederung aller Streitkräfte besiegte bei Marignano in den Schweizern den einfachen Gewalthaufen der Landsknechtzeit. Und auch in Zukunft blieben die stehenden Wehrmächte zu Wasser und Land hauptsächlich durch ihre Organisation, durch die steigende Verwendung technischer Waffen und ihre neue, Korpsgeist mit Verantwortung des einzelnen vereinende Mannszucht ein Abbild der kapitalistischen Gesellschaften, die sie verteidigten und emporhoben. Freilich mußte nun im Vergleich zu früher die Unfehlbarkeit und Beweglichkeit dieser furchtbaren Rüstungen einerseits, die Selbstbeobachtung rei-

ferer Kulturstufen andererseits auch die kälteren und weniger reinen Triebfedern zum Kriege stärker ins Licht und dadurch mittelbar auch in Bewegung setzen. Es lag nur im folgerechten Sinn einer Wirtschaftsentwicklung, an deren Spitze England stand, wenn sich hier am frühesten ganze Kriegsparteien um das Interesse an noch dazu unredlichen Heeresanleihe- und -lieferungsgeschäften bildeten und schon vor fast 200 Jahren ein an Selbsterkenntnis streifender Zynismus die unbedeutende Verletzung eines Privatmanns, das sogenannte Ohr des Kapitäns Jenkins<sup>2)</sup>, bewußt zum Vorwand nehmen konnte, um vertragswidrige Handelsrechte im spanischen Westindien mit den Waffen durchzusetzen. Aber so gewiß der moderne Heeresbedarf an Bewaffnung, Bekleidung und Nahrung im ganzen der wachsenden neuzeitlichen Gesellschaften nicht mehr als ein Entstehungsgrund unter vielen anderen für die führenden kapitalistischen Industrien der Metall-, Textil- und Broterzeugung gewesen ist, so wenig darf man umgekehrt diese oder andere Wirtschaftszweige für die einzigen Wurzeln neuzeitlicher Kriege halten. Damals wie in früheren Zeitaltern dienten Wirtschaft und Krieg durch das Mittel des Vorteils und des Handelns einzelner Gruppen zuletzt der allgemeinen Anpassung der Gesellschaften an den Fortgang ihrer Entwicklung. Englands Kolonialkriege waren nicht mehr und nicht weniger Wirtschaftskriege mit überwiegend fremden, geworbenen Truppen als Friedrichs des Großen Feldzüge um die schlesischen und preußischen Märkte oder gegen die sächsische Konkurrenz. In den napoleonischen Krie-

1) Diese jetzt von B. Hagedorn, *Entwicklung der wichtigsten Schiffstypen* (1914) 102ff. im Zusammenhang geschilderte technische Revolution ist von Sombart a. a. O. 182ff. in irreführender Weise zugunsten einzelner Größensteigerungen vernachlässigt.

2) Vgl. darüber jetzt C. G. Robertson, *England under the Hanoverians* (1912) 490ff.



gen standen die beiden Kriegs- und Wirtschaftsmächte Preußens und Englands zusammen, ohne daß der gerechte Beurteiler mit einer neuerdings beliebten Verdrehung der Tatsachen unterscheiden könnte, wer dabei für die Freiheit und wer nur für seinen Nutzen gefochten habe.<sup>1)</sup>

Der beste Beweis für die Wirtschaft und Krieg zugrunde liegende Gleichförmigkeit des sozialen Geschehens durch alle Zeit ist die Zwangsläufigkeit, mit der gerade der nationale Individualismus der neuzeitlichen Staaten nach zwei Seiten sogleich wieder in die Bahn übernationaler politischer Ideale einlenkte. Nachfolger des mittelalterlichen Reichsgedankens wurden schon dem Namen nach die Imperialismen, die die neuen Großmächte, England, Frankreich mit Spanien und Rußland, bereits vor 200 Jahren namentlich den unermeßlichen Gebieten der kolonialen und außerchristlichen Welt gegenüber bald ausgesprochen zum Programm erhoben, bald einander bestritten. Auch die Lücke der kirchlich-kulturellen Zusammenfassung aber wurde doch gerade bei ihren Überwindern in einem gewöhnlich nicht beachteten Maß von dem individualistisch-liberalen Gemeinbewußtsein der Zivilisation ausgefüllt, das in umgekehrter Richtung seine Forderungen freien und gleichen Wettbewerbs wahrhaft weltbürgerlich jeder nationalen und imperialistischen Gestaltung als oberste Bedingungen auferlegte. Die äußeren Überspannungen des britischen, des Napoleonischen, des spanischen Imperialismus stießen an die Schranken der nordamerikanischen, eu-

ropäischen und südamerikanischen Freiheitskämpfe. Indes dieselben revolutionären Erhebungen, die dabei die kriegerischen Leidenschaften und Ordnungen aller vergangnen europäischen Zeitalter in der letzten, gewaltigsten Wehrverfassung des stehenden Volksheers verschmolzen und überboten, wandten sich seit der Französischen Revolution nicht minder drohend gegen die innere Überspannung der reaktionären oder liberalen einseitig machtpolitischen Regierungssysteme. Es ist eine tiefe geschichtliche Lehre des gegenwärtigen Weltkriegs, daß die Endform dieses idealistischen Widerstandes gegen die wirtschaftliche Schwerkraft, der revolutionäre Sozialismus, an entgegengesetzten Enden der staatlich-gesellschaftlichen Entwicklung die kriegerische Wirtschaftspolitik Englands und die wirtschaftliche Kriegspolitik Rußlands am meisten hemmt, Deutschland dagegen als Staat der stärksten Sozialisierung im Innern und Vertreter einer wesentlich rechtlichen weltpolitischen Organisation nach außen in ihrer Vereinigung geradezu unwiderstehliche Mittel des Kriegs und der Wirtschaft für seine Sache einsetzen kann.

Darf ich also von dem zufälligen, wenn auch nicht unbedeutenden Schlußpunkt unsrer Geschichtserfahrung zurückschauend wagen, auf einen allgemeinen Ausdruck zu bringen, wie sie Krieg und Wirtschaft verbunden zeigt, so wäre etwa zu sagen: Überall waren beide; nirgends war, wie der mißtrauische Materialist will, Krieg von Wirtschaft, nirgends aber auch, wie unbedenkliche Spiritualisten predigen, Wirtschaft von Krieg eindeutig bestimmt. Ihr Zusammenhang lag in dem übergeordneten Ganzen gesellschaftlichen Lebens, in dessen Stufen-

1) Über das Buch von A. v. Peez und P. Dehn, Englands Vorherrschaft (1912) vgl. meine Bemerkungen Ztschr. f. Pol. 6, 676f. sowie die von G. H. Rose, Engl. Hist. Rev. 29, 383f.

folge Wirtschaft ein sachliches Bedürfnis, Krieg eine gewaltsame Form der Veränderung war. Das nimmt dem Historiker das oft in Anspruch genommene Recht, Krieg selbst zum Bedürfnis, den „Vater der Dinge“ zum fortwährenden Verschlänger seiner Kinder

zu erklären. Er mag den echten Krieg, den periodischen Abbruch des Rechtszustandes, in der Welt für ebenso überwindlich halten wie in einzelnen Staaten. Stets wird er den Kampf für Recht ehren und als Handelnder glücklich sein, auf seiner Seite zu stehn.

## Nachrichten und Mitteilungen.

### Die islamische Kunstforschung der letzten Jahre.

Es dürfte kaum auf einem anderen Gebiete der gesamten Kunstwissenschaft in den letzten Jahren so viel aufschlußreiches Material zusammengetragen worden sein wie auf dem der islamischen Kunstgeschichte, deren Grundzüge uns heute schon ganz wesentlich klarer vor Augen stehen als selbst noch vor einem halben Jahrzehnt. Freilich: die entscheidenden Fragen nach der Entstehung und der allgemeinen Entwicklung dieser Kunst sind noch immer nicht befriedigend gelöst, aber durch eine bedeutende Erweiterung unserer Denkmälerkenntnis und durch belangreiche Ergebnisse verschiedener Spezialforschungen sind wir ihnen schon beträchtlich näher gerückt.

Hinsichtlich der Architektur mußte es immer noch in erster Linie darauf ankommen, die erhaltenen Bauwerke aus der Blütezeit der einzelnen mohammedanischen Länder in zuverlässigen Aufnahmen zugänglich zu machen. Für Ägypten und Spanien lag dieses Bedürfnis, dem wenigstens vorläufig durch ältere Publikationen abgeholfen war, nicht so dringend vor wie für Persien, über das uns erst F. Sarre (Denkmäler persischer Baukunst, Berlin, Wasmuth 1910) ein ebenso reichhaltiges wie zuverlässiges Material in die Hand gegeben hat. Dieses ist in seiner Bedeutung um so höher anzuschlagen, als vielen der aufgenommenen Denkmäler, die sich in kläglichem Zustande befinden, ein baldiger Zerfall droht; einige von ihnen sind wohl gar heute schon nicht mehr vorhanden. Sarre hat auch die Seldschukenbauten Kleinasien berücksichtigt und uns damit über die erste Phase der türkischen Baukunst aufgeklärt; die Architektur der Ottomanen hat dann C. Gurlitt (Die Baukunst Konstantinopels, Berlin, Wasmuth 1912) in einem imposanten Tafelwerke herausgegeben, das uns nach allen Richtungen hin wünschenswerte Aufschlüsse gibt und vor allem ein eingehendes Studium des Kuppelproblems in seinen verschiedenen Stadien, von den byzantinischen Lösungen bis zu den letzten türkischen Varianten, ermöglicht. Sodann darf eine umfassende Publikation über die islamischen und halbislamischen Bauten aus dem sizilischen Kunstkreise, von G. Aratta (L'archi-

tettura arabonormanna in Sicilia, Mailand 1913), wegen ihrer vorzüglichen Lichtdrucke und mancher unbekannter Details auf die besondere Beachtung der Fachgenossen Anspruch erheben. Wenig Neues dagegen vermag die allgemein gehaltene und unzulänglich illustrierte Arbeit von V. Fago (Arte araba, Rom 1909) zu bieten, die sich übrigens auf Ägypten und Syrien beschränkt.

Einzelne Denkmäler aus dem mohammedanischen Mesopotamien sind von F. Sarre und E. Herzfeld (Archäol. Reise im Euphrat- und Tigrisgebiet, Berlin, D. Reimer 1911, Bd. I, III) eingehend untersucht worden. Mittelpunkt dieser Erörterungen bilden die alten Abbasidenresidenzen Rakka am Euphrat und Samarra am Tigris, von denen die letztere dann von E. Herzfeld (Erster vorläufiger Bericht über die Ausgrabungen in Samarra, Berlin 1912) in zwei ausgiebigen Kampagnen systematisch ausgegraben wurde, nachdem u. a. der General de Beylié (Promet et Samarra, Paris 1910) auf ihre Bedeutung hingewiesen und H. Viollet (Fouilles à Samarra: Mémoires présentés à l'Acad. des Inscr. et B.-L., Paris 1909, 1911) schon eine Schürfung vorgenommen hatte. Im Irak ist sodann ein weiterer Ruinenkomplex, den man zuerst für eine Residenz der Lakhmiden von Hira gehalten hatte, als frühislamisch erkannt und von O. Reuther (Ocheldir, Veröffentl. d. D. Orient-Ges., Berl. 1912) und G. L. Bell (Palace and mosque at Ukhaidir, Oxford 1914) eingehend publiziert worden. Vorher schon hatte J. Strzygowski (Amida, Heidelberg 1910) ein nordmesopotamisches, wenig beachtetes Kunstzentrum zum Gegenstand eindringender Studien gemacht und, abgesehen von neuen Bestätigungen für die von ihm schon so oft verfolgten allgemeinen Zusammenhänge zwischen Orient, Antike, Islam und Abendland, auch allerlei Aufschlüsse über die Bautätigkeit der Seldschuken in Diarbekr gefunden. Seine Arbeit fußt größtenteils auf Aufzeichnungen und Photographien, die ihm von dem seither verstorbenen General de Beylié zur Verfügung gestellt waren. Von diesem besaßen wir bereits eine verdienstvolle Publikation über die Ausgrabun-

gen, die er in der Residenz der Hammaditen im mittleren Algerien unternommen hatte (La Kalaa des Beni Hammad, Paris, Leroux 1909) und die geeignet waren, in unseren Kenntnissen von der maurischen Architektur die Lücke, die das 11. Jahrhundert bisher gelassen hatte, wenigstens teilweise auszufüllen. Seitdem ist auch in Spanien an der Stelle des Omayyaden-schlusses az-Zahra bei Córdoba von Velázquez y Bosco (Medina az-Zahra, Madr. 1912) erfolgreich gegraben worden, und wir dürfen hoffen, daß es mit der Zeit doch noch gelingen wird, den einst so weitherühmten und vielbesungenen Lustsitz Abderrahmans wenigstens in seinen Hauptzügen wieder bloßzulegen. Schließlich wäre noch zu vermerken, daß eine Monographie von A. L. Mayer (Toledo, „Berühmte Kunststätten“, Leipzig 1910) einiges neue Material über die Mudejarbauten Toledos beibringt.

Nach der systematischen Seite hin leidet die islamische Architekturgeschichte immer noch Mangel an einem umfassenden Handbuch. Es bestand die Absicht, dasjenige von Franz Pascha in der 3. Auflage nach dieser Richtung auszubauen; aber es scheint bei dem Projekt geblieben zu sein. Im einzelnen haben unsere Kenntnisse inzwischen dankenswerte Bereicherung erfahren durch eine gründliche Untersuchung von H. Thiersch (Pharos: Antike, Islam und Okzident, Leipzig, Teubner 1909) über den verbreitetsten Minarettypus, wie er in ägyptischen, syrischen und maurischen Variationen vorkommt. Es werden nahezu alle Minare mit viereckigem Unterbau direkt oder indirekt auf den sehr überzeugend rekonstruierten Leuchtturm von Alexandrien zurückgeführt, außerdem auch verschiedene abendländische Glockentürme in Betracht gezogen. Wertvoll ist an dieser Publikation vor allem die Zusammenstellung eines außerordentlich reichen und bisher zum Teil nur schwer zugänglichen Bildmaterials. In seinen Schlußfolgerungen dagegen wird man dem Verfasser, der die Tragweite seiner Entdeckung entschieden überschätzt, nicht immer folgen.

Ein besonderes Kapitel seines Buches hat Thiersch auch der Moschee gewidmet, die er als das Resultat einer langen, erst nach Mohammed einsetzenden Entwicklung aus antiken Elementen ansehen möchte, wobei er der Aksa-moschee in Jerusalem eine in hohem Grade vorbildliche Rolle zuweist. Strzygowski (Amida, s. o.) hat gegen diese These lebhaft Stellung genommen, indem er mit Recht für das „natürliche“ Werden des mohammedanischen Gotteshauses aus dem erst offenen, dann geschützten Gebetplatz zur Halle eintritt. Jedenfalls ist bisher noch kein Versuch gemacht worden, die Geschichte der Moschee zu schreiben, wenn auch die Unterlagen dafür dank den großen obengenannten Publikationen jetzt ziemlich lückenlos beisammen sind.

Ebenso fehlt es noch an einer zusammenfassenden Arbeit über den Palastbau; vielleicht wird uns E. Herzfeld durch die Publikation des Beft el-Khalifa von Samarra, über das von ihm selbst und H. Viollet (s. o.) Berichtete hinaus, die erforderliche Grundlage dazu schaffen. Für den Westen habe ich in einem Aufsatz über die spanischen und nordafrikanischen Residenzen flüchtig vorgearbeitet und jedenfalls die Einheitlichkeit aller derartigen Anlagen im Maghreb feststellen können (Monatshefte für Kunstwissenschaft, November 1909). Über das gewöhnliche Wohnhaus in den einzelnen Ländern des Islams sind wir, zumal es vielfach noch heute ohne wesentliche Veränderungen fortbesteht, im allgemeinen orientiert; über den neueren mesopotamischen Typus haben uns sogar kürzlich zwei in Babylon tätig gewesene Architekten, O. Reuther (Das Wohnhaus in Bagdad, Berlin 1910) und F. Langenegger (Die Baukunst des Irak, Dresden 1911) in eingehenden Erörterungen über Bauformen, Material, Konstruktionssysteme und andere technische Fragen vorzüglich unterrichtet.

Von besonderer Wichtigkeit für die Förderung der islamischen Architekturforschung ist nach wie vor das Studium der Bauinschriften, dem sich neben E. Mittwoch, M. Sobernheim und Halil Edhem in den letzten Jahren vornehmlich M. van Berchem mit großer Hingebung gewidmet hat. Nach de Beyliés Aufnahmen hat er die Inschriften von Diabekr herausgegeben (Amida: vgl. o.), und ebenso hat er die epigraphische Ausbeute der Sarre-Herzfeldschen Reise (s. o.) bearbeitet.

Überraschende Ergebnisse haben wir kürzlich vor allem von der immer intensiver betriebenen Analyse der ornamentalen Dekoration zu gewärtigen. Auf diesem Gebiete scheinen tatsächlich die Kardinalfragen nach der Entstehung und Entwicklung der islamischen Kunst ihre Beantwortung finden zu sollen. Einen mutigen Vorstoß hat hier E. Herzfeld (Die Genesis der islamischen Kunst und das Mschattaproblem, im „Islam“ 1910) gewagt, indem er die Fassade von Mschatta, als deren Erbauer er omayyadische Kalifen ansieht, nicht mehr als einheitliches Kunstwerk, sondern als ein Konglomerat heterogener Kunstformen definiert, die sich auf dem Wege der Leiturgie (d. h. der Arbeits- und Materialverschreibung aus den einzelnen Kalifatsprovinzen) zusammengefunden hätten. Er nimmt also an, daß dort syrische, mesopotamische, irakenische und koptische Steinmetzen nebeneinander gearbeitet haben, und zwar alle nach ihren verschiedenen heimatlichen Traditionen. Einen koptisch-islamischen Stil will er sodann in den Stuckverzierungen der Tulunmoschee in Kairo sowie in einzelnen seiner Ansicht nach von dieser abhängigen Bauten Mesopotamiens erkennen. Als er nun bei seinen Ausgrabungen in Samarra (vgl. den ersten Vor-



bericht) Räume fand, die diesen selben Stil in mannigfachen Variationen aufwiesen, glaubte Herzfeld seine These um so sicherer bestätigt, als gleichzeitig Häuser zum Vorschein kamen, die einer technisch und formal wesentlich anders orientierten Zierkunst gehorchten und eher an „syrische“ Elemente der Fassade von Mschatta denken ließen. In diesem Zusammenreffen sah er wieder den leiturgischen Faktor und maß einer weiteren Kategorie von Funden die Bedeutung eines dritten Provinzialismus zu, etwa eines mesopotamischen neben dem ägyptischen und syrischen. In Wirklichkeit sind jedoch in Samarra alle drei Typen — nebst einigen später noch zutage gekommenen Abwandlungen — nichts als Glieder einer offenbar ziemlich geschlossenen Entwicklung, die sich im Laufe eines halben Jahrhunderts vollzogen hat. Import dürfte dabei allenfalls das noch an Mschatta erinnernde Schema mit Tiefschnitt sein, aber weiter nichts. Das, was Herzfeld als ägyptischen Beitrag ansieht, ist im Gegenteil die reife Form des in Samarra (und Bagdad) herangewachsenen und nach Ägypten übergreifenden „abbassidischen Reichsstils“, den kürzlich S. Flury (Samarra und die Ornamentik von Ibn Tulun, im „Islam“ 1913) sehr klar analysiert und in einer wohl argumentierten Diskussion der Herzfeldschen These gerade an Ibn Tulun überzeugend demonstriert hat. Der so veränderten Situation, die übrigens seinen bedeutenden Verdiensten in keiner Weise Abbruch zu tun vermag, wird Herzfeld in der endgültigen Bearbeitung der Samarrafunde jedenfalls Rechnung tragen müssen, und vielleicht wird er auch bezüglich Mschatta bald zu der Einsicht gelangen, daß von der an sich bestechenden, aber mit unserer archäologischen Methode unvereinbaren Leiturgietheorie eine Lösung kunsthistorischer Probleme nicht erwartet werden kann.

Auf festem Boden stehen wir wieder bei den Resultaten, die S. Flury (Die Ornamente der Hakim- und Apharmoschee, Heidelberg 1912) in seinen vortrefflichen Untersuchungen über den Dekor der Fatimidenmoscheen Kairo erzielt hat. Gerade dieser Ornamentkomplex war bislang sehr vernachlässigt worden, obwohl er als letztes Bindeglied zwischen der westlichen und der östlichen Strömung in der islamischen Kunst von vornherein ganz besondere Aufmerksamkeit verdient hätte. Hoffentlich wird Flury recht bald durch neue Beiträge zu dem bedeutungsvollen Thema des Fatimidenstils unsere in dieser Hinsicht noch immer recht lückenhaften Kenntnisse erweitern helfen. Zu demselben Kapitel haben die Ausgrabungen de Beyliés, von denen schon die Rede war, äußerst lehrreiche maghrebinische Varianten des 11. Jahrhunderts beigezeichnet, die freilich ebenfalls noch sehr der Vervollständigung bedürfen.

Unabhängig von der Architekturforschung,

aber nicht minder erfolgreich, ist in den letzten Jahren das Studium des mohammedanischen Kunstgewerbes gefördert worden, das durch die an Überraschungen so reiche Münchener Ausstellung (1910) in eine neue Phase eingetreten zu sein scheint. Im Anschluß an diese bedeutsame Veranstaltung erschien ein dreibändiges Tafelwerk mit textlichen Beiträgen von F. Sarre, F. R. Martin, M. van Berchem, M. Dreger, C. List und mir (München, Bruckmann 1912), das als gewählte und reichhaltige Materialsammlung zweifellos bleibenden Wert behalten wird. Ein zusammenfassendes Handbuch über die islamische Kleinkunst, das Migeons stets nützliches, aber bereits veraltetes „Manuel“ (1907) ersetzen könnte, wäre zwar schon heute Bedürfnis, ist aber, solange bei einzelnen Techniken entscheidende Probleme noch ungelöst daliegen, in befriedigender Form kaum durchzuführen.

Das Gebiet, das am meisten der Klärung bedurfte, da es auch im Kunsthandel schon lange im Vordergrund stand, die Keramik, hat seither wohl den erheblichsten Literaturzuwachs aufzuweisen. Wenn man die vorzüglichen, farbigen Reproduktionen in dem kostbaren Album von H. Riviére und G. Migeon (La céramique dans l'art musulman, Paris, Lévy 1913) durchblättert, staunt man immer von neuem über die Menge von Formen und Zierweisen, die erst durch die jüngsten Ausgrabungen in Persien zutage gekommen sind. Vor allem die der Mongoleninvasion vorhergehenden Jahrhunderte lassen sich immer schärfer abgrenzen, und die Funde von Samarra, deren Bedeutung F. Sarre bereits kurz hervorgehoben hat (im „Islam“ 1914), werden vor allem über die Anfänge der Lüsterfayence und über die Beziehungen der Abbassidenkeramik zu derjenigen Ostasiens endgültig Aufschluß geben. Ungewißheit herrscht vorläufig noch über die sog. Fostatware, die hauptsächlich ägyptische und syrische Produkte umfaßt; von der spanisch-maurischen Majolika haben wir dank den archivalischen Forschungen von J. de Osma (Apuntes sobre ceramica morisca) und den neuen kritischen Studien von A. van de Put (Hispano-moresque ware, Suppl. studies, London 1911) eine immer prägnantere Vorstellung gewonnen.

Zwei stattliche Publikationen sind sodann der neuerdings besonders angesehenen islamischen Miniaturmalerei gewidmet worden: in der ersten sucht F. R. Martin (The miniature painters of Persia, Turkey and India, London, Quaritch 1913) eine allerdings ziemlich willkürliche und zu lebhaften Einwänden herausfordernde Geschichte dieses Kunstzweigs zu schreiben und weiß zumal über die mittelalterlichen Schulen wertvolles Material beizubringen; die andere von G. Marteau und H. Véver (Les miniatures persanes, Paris 1914) ist aus der bemerkenswer-

ten Sonderausstellung hervorgegangen, die im Jahre 1911 das Musée des Arts décoratifs in Paris veranstaltet hatte. Eine dritte, größere Zusammenfassung, von Ph. W. Schulz, soll demnächst bei Hiersemann erscheinen. Eingehendere Abhandlungen über einzelne Künstler sind bisher nicht zu verzeichnen, doch ist über Ali Riza Abbassi, den gefeierten Miniaturmaler Schah Abbas' I., eine Monographie von F. Sarre und E. Mittwoch gegenwärtig im Druck. J. von Karabacek hat es sich nicht nehmen lassen, schon ante festum beiden Gelehrten sein besonderes Mißfallen auszudrücken (vgl. die Sitzungsberichte der Akad. d. Wissensch. zu Wien 1911) und bei dieser Gelegenheit wieder einige jener phantasievollen Lesungen zum Besten zu geben, die von jeher seine und der islamischen Kunstgeschichte ganz spezielle Schwäche gewesen sind. Man ist ihm übrigens die Antwort diesmal nicht schuldig geblieben (vgl. im „Islam“ 1911).

Die unmittelbarsten Anregungen bot München 1910 wohl für die seit Martins großer History of oriental carpets (1908) neu aufgelebte Teppichkunde, die seitdem noch aus zwei weiteren Ausstellungen (im Metropolitan Museum in Neuyork, Herbst 1910, und im Kunstgewerbemuseum in Budapest, Februar 1914) erheblichen Nutzen ziehen konnte. Bei der Bearbeitung der 2. Auflage des Handbuchs von W. Bode (Vorderasiat. Knüpfteppiche, Leipzig, Klinkhardt & Biermann 1914) habe ich die neuerdings gewonnenen Erkenntnisse nach Möglichkeit verwertet, muß aber schon jetzt zugeben, daß besonders die persischen Tierteppiche noch nicht genügend gruppiert sind, während die Charakterisierung und Abgrenzung der übrigen Kategorien im allgemeinen zutreffen dürfte. Über die spanisch-maurische Knüpfkunst des 15. Jahrhunderts hat uns A. van den Put die ersten zuverlässigen Aufklärungen gebracht (u. a. im „Burlington Magazine“, Sept. 1911), und bezüglich der „Polenteppiche“, die als persische Arbeiten längst unumstößlich erwiesen sind, hat T. Krygowski (im „Oriental. Archiv“ 1912) einen letzten, verzweifelten Vorstoß zugunsten der alten Attribution an Polen gewagt. Die übrigen jüngsten Erscheinungen der Teppichliteratur sind fast sämtlich aus der Handelspraxis hervorgegangen und haben es mehr oder weniger ausschließlich mit der geläufigen neueren Ware zu tun.

Sehr gering war bisher unser Wissen von der Geschichte der Weberei und Stickerei im Orient. Die Münchener Ausstellung vereinigte zwar in dieser Hinsicht ein besonders reiches Material, und speziell die Gruppen der türkischen und persischen Stoffe des 16.–17. Jahrhunderts waren wohl noch nie in so großer Zahl gezeigt worden, aber gerade bei den mittelalterlichen Mustern blieb die Verwirrung eigentlich bestehen. Hier hat nun O. von

Falke (Kunstgeschichte der Seidenweberei, Berlin, Wasmuth 1913) gründlich aufgeräumt, indem er auf Grund überzeugender Argumente eine reinliche Scheidung nach Gebieten und Perioden für den ganzen riesigen Bestand an islamischen Textilien durchführte, ohne dabei die mannigfachen Zusammenhänge der einzelnen Kategorien untereinander und die regen Beziehungen zu Ostasien und dem Abendlande je aus dem Auge zu verlieren. Auf diese Weise ist besonders die Seidenindustrie Persiens von der Sassanidenzeit bis zu Schah Abbas I. sehr glücklich herausgearbeitet worden, ferner treten die sikulo-arabischen Stoffe in klarer Abgrenzung gegen die spanisch-maurischen einerseits und die unter sarazenischem Einfluß in Lucca entstandenen andererseits besonders scharf hervor; bezüglich der seldschukischen, fatimidischen und mamlukischen Manufakturen konnte wenigstens eine zuverlässige Grundlage für weitere Spezialforschungen geschaffen werden.

Wenig Neues haben wir seit Smirnows erkenntnisreichen Forschungen (Atlas oriental. Silbergeräts, russ.) über die islamischen Metallarbeiten erfahren. Die Tauschierschule von Mossul und ihre Ableger habe ich zum Gegenstand eingehender stilkritischer Studien gemacht, bei denen aber vorläufig nicht viel herausgekommen ist; die Attributionen, die ich auf Grund derselben gewagt habe, (vgl. „Metallarbeiten“ im Münchener Ausstellungswerk), stehen noch auf recht schwanken Füßen. Etwas besser ist es dagegen um unsere Kenntnisse von den islamischen Glastechniken bestellt; eine vorzügliche Studie über die sog. Hedwigsgläser von Rob. Schmidt (in „Schlesiens Vorzeit in Bild und Schrift“ 1912) hat uns jetzt wenigstens die wichtige Gruppe der fatimidischen Glas- und Kristallschnitarbeiten näher gerückt, und hoffentlich werden wir auch über die anderen Zierformen derselben Epoche bald die erwünschte Klarheit bekommen.

Mit Erfolg diskutiert wurde kürzlich die Frage nach der Herkunft der in orientalischen Motiven bemalten Kästen und Pyxiden aus Elfenbein; nach E. Diez (im „Jahrb. d. K. preuß. Kunstsln.“ 1910/11) sollten sie aus dem syrisch-mesopotamischen Kunstkreise stammen, wogegen ich durch Palermitaner Parallelen den Nachweis zu erbringen vermochte, daß die traditionelle Zuschreibung an die spätere Normannenzeit Siziliens aufrechterhalten werden muß (vgl. „Zeitschr. f. bildende Kunst“, April 1914). Über die Olifanthörner und die anderen Elfenbeinschnitzereien islamischer Richtung verharren wir dagegen weiter in ziemlich allgemeiner Unwissenheit; einen Einzelfall hat nach der kulturhistorischen und ikonographischen Seite hin G. Supka (Lehel Kürtje, Budapest 1910) eingehend gewürdigt. — Die verschiedenen Formen der Holzverzierung, die

zumal in Ägypten und Kleinasien im Mittelalter außerordentlich hoch stand, sind bisher nirgends eingehend behandelt worden; über die fatimidischen Tafelungen mit figürlicher Schnitzerei hat sich kürzlich M. Herz-Pascha (im „Oriental. Archiv“ 1913) geäußert, und einiges seldschukische Material hat schon früher F. Sarre (Seldschukische Kleinkunst, Leipzig, Hiersemann 1909) in Verbindung mit anderen Erzeugnissen derselben Periode publiziert.

Schließlich sei an dieser Stelle noch auf die unlängst erfolgte Gründung des Ewka-Museums in Konstantinopel hingewiesen, das einen reichen, bisher ganz ungesicherten Bestand an islamischen Kunstschatzen aller Art aus Moscheen, Mausoleen und anderen religiösen Orten vereint und somit eine Quelle neuer Anregungen für die Forschung auf diesem Gebiete zu werden verspricht.

Ernst Kühnel.

Ein Rumäne über Bergson. Vor einem Jahre erschien das Werk eines rumänischen Dozenten, Dr. Mircea Florian<sup>1)</sup>, der mit seltener Kühnheit und klarer Sachlichkeit gegen die „Nebelphilosophie“ des vielgefeierten Pariser Philosophen Henri Bergson zu Felde zieht. „Die Werke Bergsons sind ein Pandämonium, in dem man alles finden kann, eine Zauberwelt, in der nichts unmöglich ist. Aber wir müssen zum Schluß doch feststellen, daß die Bergsonsche Philosophie gerade die wichtigsten Probleme der Welt ungelöst läßt.“

Dr. Florian widmete seine Arbeit dem heute vielgenannten Bukarester Universitätsprofessor P. P. Negulescu „in Dankbarkeit und Verehrung“, unterließ es aber nicht, seine Schrift mit dem Satze zu beginnen: „Für freundliche Beratung und Förderung bei Ausführung dieser Arbeit, wie auch für sonstige wissenschaftliche und persönliche Anregungen, bin ich Herrn Professor Dr. J. Rehmke zu aufrichtigem Dank verpflichtet.“

Eindeutigkeit und Bestimmtheit Rehmkescher Ausdrücke wird der Vieldeutigkeit und Unklarheit Bergsonscher Begriffe entgegengesetzt. Die Zeit wird nicht wie bei dem französischen Denker als „reine Dauer“ aufgefaßt, sondern in Anlehnung an Rehmke als ein Nacheinander von Augenblicken einleuchtend analysiert; auch die doppelte Bedeutung des Wortes Raum, einmal als Ausdehnung, das

heißt als Größe und Gestalt, das andere Mal als Nebeneinander von Dingen, wird nach der Rehmkeschen „Grundwissenschaft“ als etwas Verschiedenes betrachtet, während Bergson, ohne es zu merken, beide Sinngehalte wahllos durcheinanderwirft.

Florian entwickelt in seiner Arbeit den Gegensatz künstlerischer Schöpfung und philosophischer Arbeit. Die Intuition, das „reine Schauen“, das von Grund aus künstlerisch ist, spricht der Franzose Bergson als einzig mögliche Methode an, über Leben und Welt zur Klarheit zu kommen. Mit dem Künstler Bergson wird der Philosoph Rehmke verglichen. Durch Denken allein, so heißt es bei diesem, und nicht durch das Mysterium der Intuition, kommen wir zur Erkenntnis der Welt. Ein Gegebenes durch anderes, bekanntes Gegebenes bestimmen und derartig festlegen, daß keine Frage über das eben noch fragwürdige X mehr aufkommen kann, das heißt denken, das heißt erkennen.

Man hat von den Franzosen oft gerühmt, sie liebten die sauberen, formelhaften Ausdrücke. Man glaubte die ganze französische Philosophie damit zu kennzeichnen. In den letzten Jahrzehnten ist es anders geworden. „Die Bergsonsche Philosophie ist ausgeprägt antirationalistisch, macht sie doch im Grunde aus der Unklarheit und Undeutlichkeit das höchste Kriterium der Wahrheit.“ Eine eigene Gemütsverfassung, eine produktive Stimmung, in der die Welt als ewige Schöpferin erschaut wird, darin liegt nach Bergson die wahrhaft philosophische Einstellung und zugleich die alleinige Wirklichkeit. Die Bergsonsche Lehre ist „Ästhetizismus“ und das heißt zugleich „Antiintellektualismus“. Der französische Philosoph vertritt einen ästhetischen Mystizismus, er ist ein Inspirierter, ein Seher. Vergeblich aber sucht er Philosophie und Kunst zu vereinen; es gelingt ihm nicht, es sind verschiedene Reiche.

Demgegenüber wird der Greifswalder Philosoph als nüchterner, sachlicher Denker gekennzeichnet, dessen große Aufgabe darin besteht, Seele und Leib, Gott und Welt, kurz alles Gegebene fraglos zu bestimmen; heißt doch Erkenntnis das fraglos bestimmte Gegebene. Was aber nicht eindeutig erklärt wurde, ist philosophisch wertlos trotz aller Mystik und Intuition. Erst klar begrenzter Bewußtseinsbesitz, der nicht mehr unter Frage gestellt werden kann, ist das mühsam erkämpfte Reich des Denkers.

Dr. Alfred Werner.

1) Der Begriff der Zeit bei Henri Bergson. Greifswald 1914.



# INTERNATIONALE MONATSSCHRIFT FÜR WISSENSCHAFT KUNST UND TECHNIK

9. JAHRGANG

HEFT 14

1. SEPTEMBER 1915

## Die deutsche Geschichtschreibung von den Befreiungskriegen bis zu unsern Tagen.

Geschichte und Kulturgeschichte.

Von Georg v. Below.

V.\*)

Gegen die politischen Historiker, deren Art wir in dem vorausgehenden Kapitel geschildert haben, erhob sich, wie wir schon andeuteten, eine Gegenströmung. Derjenige Widerspruch jedoch, der sich zunächst geltend machte, lag in folgendem. Neben dem Gegensatz gegen rechts hin, in dem sie aufkamen, hatten sie sich von jeher auch gegen links gewandt. „Die reine Demokratie“ — bemerkt Sybel in seiner Rede von 1856 — „hat in den letzten Jahren auf unserem Felde nichts geliefert, was eine nähere Erwähnung verdiente.“ Die Demokratie aber hat in Deutschland einen unpolitischen, kosmopolitischen Zug, und so war es denn für sie gegeben, daß sie die politische Geschichtschreibung ablehnte. Zwar befand sich die Demokratie, wie Sybel hervorhebt, in der mißlichen Lage, eine wissenschaftliche Leistung schlechterdings nicht aufweisen zu können. Um jedoch nicht ohne jeden wissenschaftlichen Namen zu sein, klammerten die Demokraten sich wohl an Schlosser an, auf den sie sich indessen wieder nicht recht berufen konnten. Wenn ihnen aber die wissenschaftliche Vertretung gänzlich fehlte, so war die Stimmung im Publikum immerhin vorhanden. Im

Lauf der Zeit verdichteten sich die demokratischen Wünsche auf die Forderung der Darstellung der Kulturgeschichte, die die politische Geschichtschreibung vertreiben und deren Ideale beseitigen sollte. Dieser in einer Reaktion zu Voltaires Zeit hin geborene Wunsch hat uns seitdem dauernd begleitet.<sup>1)</sup>

Die Forderung der Kulturgeschichte wurde freilich nicht bloß von der Demokratie vertreten. Wenn wir in der wissenschaftlichen Bewegung die allgemeine Beobachtung von einem Wechsel der vorwaltenden Richtungen machen, so können wir uns nicht wundern, auch die politische Geschichtschreibung von diesem Geschick getroffen zu sehen, wiewohl sie so viel tüchtige Elemente und so viel Wahrheitsmomente in sich barg, daß ihre Vorherrschaft lang gewesen ist und ihre Art nie ganz verschwinden wird. Einen gewissen Abzug mußte die Geltung der politischen Geschichtschreibung schon um des bereits erwähnten Umstandes willen erfahren, daß ihr praktisches Ziel erreicht wurde. Es ist ihr auch das Schicksal des Epigonentums nicht ganz erspart geblieben. Wählen wir einen aus, der seine Aufgabe noch immer mit solchem Ernst

\*) Siehe Heft 12. 13.

1) Vgl. z. B. Histor. Ztschr. 111, S. 146.

erfaßte, daß wir ihn durchaus zu den achtbaren Vertretern seiner Richtung zählen, H. Baumgarten, so sind doch seine Schriften von Einseitigkeit nicht frei und zeigen eine gewisse Blutleere; seine originalste Aufzeichnung bleibt wohl seine Selbstkritik, seine „Selbstkritik des Liberalismus“. Wir brauchen nicht derer zu gedenken, die den Trieb nicht besaßen, ihn zu erreichen. Es ist schon allein im Hinblick auf Baumgarten begreiflich, daß man nach einer volleren Anschauung vom Menschenleben verlangte.

Doch es war im Grunde nicht einmal in erster Linie der politische Zug, der an den Historikern jener Generation als unbefriedigend empfunden wurde. Die Jahre, mit denen wir es hier zu tun haben, weisen einen allgemeinen Rückgang in der literarischen Produktion, sogar einen Tiefstand auf. Rankes glänzendste Werke lagen weiter zurück. In die fünfziger Jahre des vorigen Jahrhunderts fallen, wenn nicht ganz, so mit ihren entscheidenden Anfängen die großen Veröffentlichungen der politischen Historiker: Droysens York und Preußische Politik, Häußers Deutsche Geschichte von 1786—1815, Sybels Geschichte der Französischen Revolution, Mommsens Römische Geschichte. Dagegen die Zeit von 1860—1878 ist erheblich weniger ergiebig. Es wird zwar noch ausgeführt, was vorher begonnen war; es tritt auch noch manche nicht verächtliche Gabe zutage. Die Geschichtschreibung steht in diesen Jahren vielleicht noch günstiger da als andere Teile der Literatur: die Philosophie, die Theologie, die schöne Literatur. Deutlich merkbar aber ist der Abstand gegen die vorausgehende Zeit auch bei ihr. Die großen Ereignisse der politischen Einigung Deutschlands übten, woran wir schon erinnerten, ihre volle

Wirkung auf das Leben der Nation erst in der mit dem Jahre 1878 einsetzenden Periode. Die Jahre von 1860—78 bezeichnen einen Tiefstand im literarischen, im geistigen Leben des 19. Jahrhunderts: die Periode des höchsten Einflusses des liberalen Manchestertums, die Gründerzeit, die Zeit des Kulturkampfes, die Zeit Makarts<sup>1)</sup>.

In diesem Zeitabschnitt trat ein sich selbst genügender Empirismus hervor, mit den Fehlern der Überschätzung der empirischen Beobachtung. In einer so unphilosophischen Zeit mußten sich die Nachteile einer weit gediehenen Arbeitsteilung besonders geltend machen.

Wir haben gesehen, wie die Arbeitsteilung unvermeidlich und die Voraussetzung für den Fortschritt der Wissenschaft war. Es ließ sich auch nicht umgehen, daß zahlreiche Forscher im Interesse der großen Sache wahre Kärnerdienste leisteten. Aber ungünstige Folgen stellten sich ein, sobald dem Forscher das Bewußtsein schwand, im Dienst eines großen Zusammenhanges zu stehen und für die Erkenntnis großer Beziehungen zu arbeiten, wenn die Ermittlung des einzelnen Selbstzweck zu werden drohte. Die Literatur jener Jahre liefert in der Tat Beispiele für einen derartigen Zustand.

Der nackte Empirismus, der sich rühmt, über alle religiösen Dogmen und philosophischen Konstruktionen hinausgekommen zu sein, verfällt erst recht dem kompakten Vorurteil. Das klassische Beispiel jener Jahre haben wir in Buckles System. Die politische Geschichte schiebt er in den Hintergrund. Religiöse, sittliche Kräfte gelten ihm nicht. Er beansprucht für die Ge-

1) Vgl. auch die Schilderung des damals vorherrschenden „trivialen Liberalismus“ bei Meinecke, Die deutsche Erhebung von 1914, S. 19.

schichte des Menschen das zu leisten, was anderen Forschern in den Naturwissenschaften gelungen ist. Die Vorgänge der Menschenwelt sind einer ähnlichen Behandlung zu unterwerfen wie die der Natur. Der Historiker hat die Aufgabe, die unwandelbaren und allgemeinen Gesetze der Menschenwelt festzustellen. Jetzt und in gewissen Zeitabständen immer von neuem tritt an die Geschichtswissenschaft die Forderung heran, die naturwissenschaftliche Methode auf die Betrachtung der historischen Verhältnisse zu übertragen, übrigens wiederum mit einer Reaktion zur Aufklärung hin. Aber jener Prediger einer solchen Übertragung, der damit die historische Forschung zur Exaktheit erheben wollte, ist in Wahrheit mit seinen historischen Eröffnungen ein skrupelloser Agitator für einen konkreten politischen Glaubenssatz, für das Prinzip des *laissez faire*, ist der Historiker der Manchesterpartei, aus dem Lande, das dem Kontinent die Freihandelslehre empfahl, um ihn recht erfolgreich auszubeuten.<sup>1)</sup> Es wird nur aus den Verhältnissen jener unphilosophischen Zeit verständlich, daß Forscher, die Buckle an wissenschaftlicher Tüchtigkeit bei weitem überlegen waren, wie der Literarhistoriker Scherer, sich seiner Theorie zugänglich zeigten.<sup>2)</sup> Man flüchtet zu ihr aus dem Gefühl, daß der reine Empirismus nicht befriedigen könne, während ihr Urheber doch ein Opfer der empiristischen Selbsttäuschung ist.

Die deutschen Historiker haben freilich in ihrer überwiegenden Mehrheit Buckles Versuch abgelehnt. Aber ein

1) Vgl. hierzu aus neuester Zeit Eduard Meyer, England S. 77.

2) Vgl. Ztschr. f. Sozialwissenschaft 1904, S. 457f.; Vierteljahrsschrift f. Sozial- u. Wirtschaftsgesch. 1912, S. 459f.

Teil ihrer Arbeiten war, wie bemerkt, in jener Zeit wohl von der Art, daß im Publikum Sympathien für solche Versuche entstehen konnten, daß es zum mindesten der viel empfohlenen Kulturgeschichte, auch unabhängig von Buckles Theorie, günstig gestimmt wurde.

Auf dem Gebiete der politischen Geschichte war die Arbeitsteilung am weitesten gediehen, weil die Forschung auf ihm mit der stärksten Energie eingesetzt hatte. So traten auch hier die Nachteile der vorgeschrittenen Arbeitsteilung am meisten hervor, das Verhältnis, daß ein Autor nur ein kleines Feld beherrschte und von dem, was anderswo vorging, nicht bewegt zu werden schien.

Während die Einzelforschung sich im Verhältnis zur spekulativen Philosophie Hegels nur im Gegensatz zu ihr entwickeln konnte, hatte die Romantik, die ebenso wie sie auch eine zusammenfassende Anschauung von den Dingen verlieh, mit ihrem Trieb, sich in die Vergangenheit zu vertiefen, die Einzelforschung eingeleitet und energisch zu ihr hingeführt. Inzwischen hatten sich die Einzelstudien mächtig entfaltet; aber das einigende Band schien abhandengekommen zu sein.

Mancher der Alten klagte über die — keineswegs bloß innerhalb der Geschichtswissenschaft zu beobachtende — zunehmende Spezialisierung, atomistische Zersplitterung dieser empiristischen Zeit, das Absterben des gestaltenden Triebes, über die Zusammenhangslosigkeit der Forschung, darüber, daß man „höchstens noch Einzelheiten als Strebepunkte“ habe; es fehle „die Weihe der spiritualistischen Grundrichtung“ der romantischen, der philosophischen Zeit.<sup>1)</sup> Der Anlaß zu solchen Klagen

1) Vgl. z. B. Archiv für Kulturgesch. 1911, S. 204 (Äußerungen von Leo); Harnack, Gesch.



läßt sich nicht bestreiten, und die neue Zeit schickte sich auch an, einen Ersatz zu bieten.

Aber was war es nun, was an die Stelle der politischen und der arbeitsteiligen Geschichtsdarstellungen von der neuen Zeit gesetzt wurde? Man kann sich der Heiterkeit nicht erwehren, wenn man liest, welche Bücher uns Jodl<sup>1)</sup> in seinem Überblick über die kulturgeschichtlichen Werke jener Jahre vorführt: abgesehen von älteren Werken, deren Verfasser in anderem Zusammenhang stehen, die Bücher von Klemm, Kolb, Hellwald, Henne am Rhyn; aus der ausländischen Literatur wird Buckle am eingehendsten behandelt. Von den Büchern von Henne am Rhyn gesteht Jodl übrigens selbst, daß das in ihnen fehlt, was diese kulturgeschichtliche Literatur bieten sollte: Zusammenhang. Welcher ernstere Mann aber vermochte sich an diesen Autoren aufzurichten?

In jene Zeit fällt auch der Versuch du Bois-Reymonds, den ethischen Faktor zugunsten der maßgebenden Bedeutung der Technik in der geschichtlichen Entwicklung zu bestreiten; ein Unterfangen, das charakteristisch für jene Jahre ist, darin aber auch seinen einzigen Wert hat.

Jodl hat diejenigen Autoren herausgegriffen, deren Bücher den Titel Kulturgeschichte führten. Es gab allerdings auch Kulturhistoriker von höherem Stil, die nur nicht gerade Darstellungen mit jenem allgemeinen Titel verfaßt haben: W. H. Riehl, G. Freytag, J. Burckhardt.

der Berliner Akademie I, 2, S. 978 (Kirchhoff); Graf Alex. Keyserling, ein Lebensbild aus seinen Briefen und Tagebüchern, herausg. von H. v. Taube, Bd. 2, S. 129 (über K. E. v. Bär); ferner S. 8. S. auch Archiv a. a. O. S. 202 (Nitzsch).

1) F. Jodl, Die Kulturgeschichtschreibung, ihre Entwicklung und ihr Problem (1878).

Ihre Werke sind oft gegen die Richtung und Schule Rankes, gegen jede Art der politischen Geschichtschreibung ausgespielt worden. Indessen mit geringem Grund; am wenigsten können sie im Dienst einer kosmopolitischen Tendenz oder der Übertragung der naturwissenschaftlichen Methode auf die geschichtliche Betrachtung verwendet werden.

W. H. Riehl hat über die Arbeitsteilung in der politischen Geschichte gespottet. Er meinte mit der Bevorzugung der Kulturgeschichte solche Mißstände beseitigen zu können. Ihn traf der Vorwurf des Spezialistentums freilich nicht; denn er war (abgesehen vielleicht von der Musikgeschichte) nirgends Fachmann im strengen Sinne; auf mannigfachen Gebieten versuchte er sich, aber weder hier noch da mit selbständiger Forscherarbeit. Wir sind nicht so hochmütig, daß wir nur von zünftigen Gelehrten Belehrung annehmen. Jeder Unbefangene wird die gemütvollen und feinsinnigen Schriften Riehls auf sich wirken lassen und ihm für wertvolle Anregungen Dank wissen. Allein es bleibt dabei, daß ihm die Sicherheit der wissenschaftlichen Methode nicht zur Verfügung stand. Mitunter hat man ihn als einen Reformator der Geschichtswissenschaft angesehen. Das war er ganz und gar nicht und erhob, bei seiner bescheidenen und liebenswürdigen Natur, einen solchen Anspruch auch keineswegs. Wenn er die Kulturgeschichte als die Zukunftswissenschaft bezeichnete, so begnügte er sich mit dem Verdienst, einige Bausteine für sie herbeizuschaffen. Im übrigen liegt seine Eigenart darin, daß er als sozialkonservativer Schriftsteller für die erhaltenden Elemente im Volksleben eintritt. Er wendet sich gegen einen nivellierenden Liberalismus und fordert das

Publikum auf, das Volk, das deutsche Volk in seiner wahren Eigenart zu studieren. Er lebt in den Ideen der Romantik, und es ist insbesondere der Grundgedanke der historischen Rechtsschule<sup>1)</sup>, von der er ausgeht: den Geist des Volkes sucht er in seiner Ausprägung auf den verschiedenen Gebieten des Kulturlebens zu erfassen. J. Möser, Burke, Frh. vom Stein, Savigny sind ihm die großen Führer in der Deutung des Volkslebens.<sup>2)</sup> Von der Übertragung der naturwissenschaftlichen Methode auf die geschichtliche Betrachtung wollte er nichts wissen; „die teleologischen Fragen lassen wir uns nicht nehmen.“<sup>3)</sup> Anschauungen, wie sie Buckle und du Bois-Reymond vertraten, wies er ab.<sup>4)</sup> Er verwarf die Meinung, daß der Geschichtschreiber nur historische Gesetze aufzusuchen habe und darum die maßgebende Bedeutung einer einzelnen Persönlichkeit nicht anerkennen könne.<sup>5)</sup>

G. Freytags „Bilder aus der deutschen Vergangenheit“ hat man nicht ohne Grund die beste deutsche Kulturgeschichte genannt. Sie erbringen zwar nicht den Beweis, daß man für die Darstellung der Kulturgeschichte der Arbeitsteilung weniger bedarf als für die der politischen Geschichte, daß man dort ohne Kärnerarbeit und den Schweiß der mühsamen Untersuchung zum Ziel gelangen kann. Den Anspruch einer vollständig durchgeführten Kulturgeschichte

erheben sie nicht; sie wollen ja nur Bilder sein. Es sind Skizzen im Anschluß an ausgewählte Quellenstellen. Und Freytag thront auch nicht über den verschiedenen Fachdisziplinen, sondern gehört einer ganz unmittelbar an, der germanistischen Philologie. Es sind die Resultate der Forschungen J. Grimms und seiner Nachfolger, von denen aus Freytag seine Bilder entwirft. Die besonderen Arbeitsgebiete des germanistischen Philologen kommen in seiner Darstellung vornehmlich zur Geltung: neben der Literatur vor allem die Privataltertümer; sie sind ja — es hängt das mit der Natur der betreffenden Quellenkomplexe zusammen — die Domäne des germanistischen Philologen. In diesem Rahmen aber hat er mit weitem Blick das Leben des deutschen Volkes in seiner historischen Entfaltung geschildert.

Er geht in seiner Darstellung wohl etwas über sein engeres Gebiet hinaus. Doch liegt in solchen Partien nicht der originale Wert seines Werkes. Auch er enttäuscht darum diejenigen, die den Kulturhistoriker nicht an die Schranke der Teilung der Arbeit gebunden wähen. Nicht weniger bringt er denen Enttäuschung, die ihrer Geringschätzung des staatlichen Faktors durch die Bevorzugung der kulturgeschichtlichen Darstellungen Ausdruck geben zu müssen meinen oder von der Pflege der Kulturgeschichte eine geringere Schätzung des staatlichen Faktors erhoffen. Freytag lagen solche Gedanken durchaus fern. Er nimmt sogar seinen Standpunkt ungefähr bei den politischen Historikern. Er ist etwas liberaler, kleinbürgerlicher als sie; durch diesen Liberalismus unterscheidet er sich auch in der historischen Darstellung von manchem Romantiker, wiewohl seine „Bilder“ doch von echter romantischer

1) H. Simonsfeld, W. H. Riehl als Kulturhistoriker (München 1898), gibt eine nützliche Zusammenstellung der Anschauungen Riehls. Doch hat er den Zusammenhang mit der historischen Rechtsschule nicht bemerkt. Vgl. z. B. S. 19 u. 41.

2) W. H. Riehl, Kulturgeschichtliche Charakterköpfe, 2. Aufl., S. 124f.

3) Riehl, Freie Vorträge II, S. 177 f. und S. 194. 4) Ebenda S. 187f.

5) Simonsfeld S. 39 u. 58.

Vertiefung in die Vergangenheit erfüllt sind und er das ehrliche Streben bekundet, die historischen Erscheinungen in ihrer Mannigfaltigkeit zu verstehen. Aber kosmopolitische oder unpolitische Tendenzen sind bei ihm nirgends zu entdecken. Davor bewahrte ihn sein ausgeprägtes nationales Bewußtsein, mit dem von vornherein eine starke Wertschätzung des staatlichen Faktors gegeben war.<sup>1)</sup>

J. Burckhardts glänzende „Kultur der Renaissance in Italien“, ein Werk, das stets als Edelstein der deutschen historischen Literatur gelten wird, hat als höchst erfolgreiches Agitationsmittel zugunsten der Kulturgeschichte gewirkt. Der Gedanke, den Geist des Volkes zu erforschen, leitete ihn hier wie in

1) Fueter S. 566ff. faßt Riehl, Freytag und Janssen als Vertreter „der staatlosen Kulturgeschichtschreibung“ zusammen. Ich vermag dieser Klassifikation nicht beizutreten (vgl. z. B. Freytag, Bilder, 13. Aufl., 1. Band, S. 13). Um hier noch ein Wort über Janssen zu sagen, so könnte man ja voraussetzen, daß eine spezifisch-katholische Geschichtschreibung bei dem Gegensatz der katholischen Kirche gegen den Staat einer unpolitischen Kulturgeschichtschreibung Sympathien entgegenbringen würde. Von einer solchen Stimmung aus ist in der Tat wohl manches in Janssens Buch zu erklären, und von ihr aus dürfte es auch z. B. zu verstehen sein, daß Lamprechts Deutsche Geschichte und seine Geschichtstheorie anfangs (übrigens nur anfangs!) in katholischen Kreisen beifällig aufgenommen wurden. Indessen ist der Gegensatz der katholischen Kirche gegen den Staat doch wesentlich darin begründet, daß sie selbst zum großen Teil ein politisches Gemeinwesen ist, und hierdurch sowie durch die beständigen Beziehungen zwischen Kirche und Staat werden die katholischen Historiker dahin geführt, die politische Geschichte sogar sehr stark zu pflegen. Zu diesem allgemeinen Moment kommt bei Janssen noch die große Hochschätzung des habsburgischen Kaisertums hinzu, um bei ihm eine staatlose Kulturgeschichtschreibung auszuschließen.

seiner „Griechischen Kulturgeschichte“. Es trat hinzu die Formel Hegels von dem sich zum Bewußtsein seiner Freiheit entwickelnden Geist: diese Entwicklung vollzieht sich in klassischer, in — wie man nach Burckhardts Darstellung glauben möchte — abschließender Weise in der italienischen Renaissance. Für seine Schilderung hatte er ergiebige Vorarbeiten, nicht am wenigsten in Leos italienischer Geschichte. Im ganzen genommen aber schuf er ein originales Werk, in Grundgedanken und Ausführung. Und wesentlich neu war ferner die Form der Darstellung. Burckhardt gibt eine Kulturschilderung in ganz systematischer Disposition, mit Abteilungen und Unterabteilungen, fast so, wie sie ein juristisches System verlangt. Eine Anregung zu dieser Form mag ihm Guizots Geschichte der Zivilisation in Frankreich gegeben haben. Doch behandelte Guizot seinen Stoff zum größeren Teil noch chronologisch und richtete sein vornehmstes Augenmerk auf Verfassungsfragen. Der Hauptsache nach ist die streng systematische Disposition ohne Zweifel eine Neuschöpfung Burckhardts. Hiermit schien eine angemessene und angenehme Art der kulturgeschichtlichen Darstellung gefunden zu sein: man brauchte sich nicht mehr durch lange chronologische Berichte durchzuarbeiten, sondern erhielt sogleich eine systematische Vorführung des Wesens der Volkskultur mit allen ihren Ausstrahlungen. Allein so sehr eine systematische Disposition zur energischen Erfassung des Gegenstandes anregt, so birgt sie doch die Gefahr in sich, daß die eigentlich historischen Gesichtspunkte zurücktreten, und bei Burckhardt sehen wir innerhalb des an sich förderlichen systematischen Rahmens nicht einmal einen Kampf für die Gesichtspunkte der hi-



storischen Abwandlungen. Man möchte ihn fast mehr einen Antiquar nennen, der einen Querschnitt, als einen Historiker, der einen Längenschnitt zieht.<sup>1)</sup> Und vollends fesseln ihn nicht die Fragen der Entstehung, des Ursprungs, der Ursachen der historischen Erscheinungen. Wich er aber damit den spezifisch historischen Problemen aus, so konnte er ebendeshalb nicht zum Führer der Geschichtswissenschaft werden, und der Versuch, mit seinen Darstellungen die vorhandene Geschichtswissenschaft zu entthronen, mußte mißglücken.

J. Burckhardt vereinigte die Kunstgeschichte einigermaßen mit der politischen und teilweise der Literaturgeschichte, läßt aber andere Gebiete (so die Wirtschaftsgeschichte) unangebaut, und selbständiger Forschertätigkeit kann er sich nur auf dem Gebiete der Kunstgeschichte, und zwar der italienischen rühmen. So erfüllte er also ebenfalls nicht das Ideal des Kulturhistorikers, der alle Gebiete des menschlichen Lebens gleichmäßig beherrschen soll.

Freilich hat Burckhardt selbst merkwürdig optimistisch über die Möglichkeit der Gewinnung wissenschaftlicher Erkenntnis auf dem Gebiete der Kulturgeschichte gedacht. Er meinte, daß hier sicherere Resultate zu gewinnen seien als in der politischen<sup>2)</sup>, und forderte alle Personen von humanistischer Bildung, auch Nichtphilologen, zur Mitarbeit an der Erforschung der alten Kulturgeschichte auf.<sup>3)</sup> Soll es denn

1) Dove, Ausgew. Schriftchen S. 407 sagt geradezu: B. sei „kein Historiker in dem engeren Sinn“ usw. Schon Julian Schmidt a. a. O. S. 539 tadelt, daß B. „den Unterschied der Zeiten“ nicht immer beachte.

2) C. Neumann, Histor. Ztschr. 85, S. 389 erwähnt diese Auffassung B.s annähernd zustimmend.

3) Burckhardt, Griech. Kulturgesch. I, S. 6. S. auch S. 9. Vgl. dazu die energische

leichter sein, über den „Geist“ des griechischen Volkes ein Urteil zu fällen als die Einzelheiten eines griechischen Feldzugs festzustellen? Die Kontroversen über die kirchlichen und sittlichen Zustände vor der Reformation und zahllose andere Kontroversen in der Beurteilung des Zuständlichen könnten uns fast zu der Meinung bringen, daß auf kulturgeschichtlichem Gebiet Sicherheit des wissenschaftlichen Urteils überhaupt nicht zu gewinnen ist.<sup>1)</sup> Die Ansicht mehrerer Kulturhistoriker, kulturgeschichtliche Urteile ließen sich mit geringerer Mühe gewinnen, hat wahrhaft verheerend gewirkt. Burckhardts Griechische Kulturgeschichte liefert selbst schon einen vollgültigen Beweis. Er trägt darin recht viel Unhaltbares vor, was gar nicht wundernehmen kann, da er aus zweiter und dritter Hand schöpft.<sup>2)</sup> Seine Griechische Kulturgeschichte enthält ja auch Originale. Es entstammt der Anregung, die ihm die Beobachtungen in seinem heimischen Stadtkanton gaben: der Zwang, unter dem er litt, schärfte seinen Blick für den Zwang, der in den Verhältnissen der griechischen Polis lag. Er hat hier zweifellos mit scharfem Blick Zusam-

Zurechtweisung, die K. Bücher, Die Bevölkerung der Stadt Frankfurt a. M. I, S. XII einem dilettantischen Vorschlag, wissenschaftliche Arbeit durch ungeschulte Kräfte tun zu lassen, erteilt (s. Histor. Ztschr. Bd. 61, S. 303).

1) Über einige Beispiele — Janssen, Taine, Ritschl (Geschichte des Pietismus) — s. Vierteljahrschrift f. Sozial- u. Wirtschaftsgesch. 1912, S. 462f.

2) Wenn man als Entschuldigung für B. anführen darf, daß es sich bei seiner Griechischen Kulturgeschichte nur um Vorlesungen handelt, so sind wir andererseits doch auch verpflichtet, einen allgemeinen Maßstab anzulegen und bei jeder literarischen Erscheinung zu fragen, ob sie das enthält, was ihr Thema ankündigt.

menhänge gesehen, die anderen entgangen waren. Aber um diese seine Beobachtungen darzulegen, dazu hätte eine Abhandlung genügt. Wollte er aber seine These umfassend begründen, so hätte es eines ganz anderen Apparats bedurft, als ihn seine Griechische Kulturgeschichte bietet. Übrigens verdient es Beachtung, daß er für die Mitarbeit an der Erforschung der antiken Kulturgeschichte doch wenigstens humanistische Bildung verlangte. Der Barbarei schloß er also immerhin die Tür. Wir glauben nur konsequenter zu handeln, indem wir fachwissenschaftliche Bildung fordern.

Lebhafteres politisches Interesse lag Burckhardt fern. Man hat diese seine Art wie sein Wesen überhaupt erklären wollen, indem man ihn dem 18. Jahrhundert zuwies. Es fehlt ja aber bei ihm ebenso wie bei Ranke an analogen Erscheinungen im 18. Jahrhundert.<sup>1)</sup> Man sollte doch nicht alle Unterschiede aus einem Unterschied der Zeiten erklären: jede Zeit birgt Mannigfaltigkeiten der Personen in sich. Will man bei Burckhardt neben der unreduzierbaren individuellen Eigenart noch einen besonderen Faktor nennen, so bieten sich für die Erklärung seines geringeren politischen Eifers die Verhältnisse des Stadtkantons dar, in dem er lebte. Als Kronzeuge einer unpolitischen Geschichtsauffassung sollte man ihn aber nicht verwerten; dafür war sein Gesichtskreis zu universell.<sup>2)</sup>

1) Wenn B. seine Freude an nicht pathetischen Menschen bekundet (Griech. Kulturgesch. 3, S. VII), so weist das auch nicht auf das 18. Jahrhundert hin.

2) Die deutsche Kriegsliteratur beruft sich heute mit Recht auf ein Wort von J. Burckhardt, das ganz den Sinn eines echten politischen Historikers trifft: „Schicksale von Völkern und Staaten und Richtungen von ganzen Zivilisationen können daran hängen,

Burckhardts Kultur der Renaissance erschien gerade am Abschluß der älteren großen Periode unserer Literatur (1860). Eine ganz große Verbreitung und stärkere Wirkung auf die historische Wissenschaft hat das eigenartige Buch erst in den Zeiten ihres neuen Aufschwungs gewonnen. Seine Sätze wurden mit tieferem Verständnis, weil mit Kritik, aufgenommen; es knüpfte sich an sie eine anregende und zum Teil wirklich fruchtbare Erörterung.

Die Autoren, welche Bücher unter dem formellen Namen Kulturgeschichte verfaßt haben, werden oft als die Kulturhistoriker schlechthin bezeichnet; man sieht sie als diejenigen an, denen wir die eigentliche Aufklärung über die Kultur unserer Vergangenheit verdanken. Indessen sowenig jemand bestreiten wird, daß wir in einigen von ihnen, wie den zuletztgenannten, charakteristische Gestalten der Kulturgeschichtsschreibung zu verehren haben, so ist doch eine solche Auffassung zu sehr nach dem äußeren Aushängeschild bemessen. Jenen sogenannten Kulturhistorikern kommt erstens nicht die Bedeutung zu, daß sie etwa Epoche bilden.<sup>1)</sup> Zweitens gibt es heute, wie im ganzen 19. Jahrhundert, unvergleichlich viel mehr

daß ein außerordentlicher Mensch gewisse Seelenspannungen und Anstrengungen ersten Ranges in gewissen Zeiten aushalten könne. Alle seitherige mitteleuropäische Geschichte ist davon bedingt, daß Friedrich d. Gr. dies von 1759 bis 1763 in supremem Grade konnte.“

1) Die Jablonowskische Gesellschaft hat vor einiger Zeit die Preisaufgabe gestellt: „Entwicklung der deutschen Kulturgeschichtsschreibung bis auf Freytag, Riehl und Burckhardt.“ Ich habe dazu in den Gött. Gel. Anzeigen 1907, Nr. 7, S. 396 bemerkt: „Hätte die Preisaufgabe eine befriedigende Lösung gefunden, so würde der Bearbeiter selbst die Irrigkeit der Auffassung, auf der das Thema beruht, dargetan haben.“ Vgl. Preussische Jahrbücher 133, S. 383 ff.

andere Forscher, die in erfolgreicher Ergründung der Kulturgeschichte und in selbständiger Auffassung der Kultur eines Volkes oder einer anderen Gemeinschaft oder eines Zeitalters wahrlich nicht hinter jenen zurückstehen. Die bedeutendste Förderung hat die Kulturgeschichte unter anderem Namen erfahren. Wenn Sybel die „Fülle ethischen und kulturgeschichtlichen Reichtums“ preist, die Savignys Pandektenvorlesung bot, so sind auch weiterhin beträchtliche Verdienste der Rechtshistoriker in der Erforschung der Kulturgeschichte zu verzeichnen. Die Auffassung der historischen Rechtsschule bedeutet ein großes kulturgeschichtliches Programm. Aus den jüngeren Namen nennen wir, um zwei Gegner herauszugreifen, Gierke und Sohm: was für Gedanken unsere Altvordern von Staat und Recht gehabt haben, das ist eine gewaltige kulturgeschichtliche Frage; und die Arbeiten beider Forscher bringen nicht bloß eine Menge von Einzelbelehrung, sondern gipfeln in einer eigenartigen Gesamtauffassung. Ihnen gesellt sich Brunner bei, bei dem die scharfe Kritik mit dem Streben nach zusammenfassender Anschauung in schöner Harmonie erscheint. Zum Beweis dafür, wieviel kulturgeschichtliche Bilder die Einzeluntersuchungen der Juristen eröffnen, mag aus der Gegenwart nur an K. v. Amiras Arbeiten über den Stab und die Handgebärden in den Bilderhandschriften des Sachsenspiegels erinnert werden. Ins volle Leben der Kulturgeschichte hat uns vor allem auch ein Jurist geführt, von dem wir schon rühmen konnten, daß er innerhalb der historischen Rechtsschule mit besonderem Nachdruck in die Erörterung des Verhältnisses von Recht und Wirtschaft eingetreten ist: Wilhelm Arnold. Wer wird hier ferner nicht Waitzens

gedenken, der für mehr als ein Jahrtausend unserer Geschichte eine wahre Grundlegung unserer Kenntnisse vornahm und der, wenn er mit seinem Urteil kargte, doch in Ablehnung und Zustimmung erkennen läßt, wie sehr er sich durch die Frage nach dem älteren Kulturzustand Deutschlands angespannt fühlte.<sup>1)</sup> Mit den anderen Disziplinen ist es nicht anders: je ausgezeichnete jemand in seinem besonderen Fach arbeitet, desto mehr Aufklärung verdanken wir ihm auf kulturgeschichtlichem Gebiet. Wie G. Freytags „Bilder“ nicht ohne die tiefgrabenenden Forschungen der germanistischen Philologie denkbar sind, so gilt die Arbeit der Philologen stets der Aufdeckung der Kulturgeschichte, und es hat ja auch nie ganz an solchen Philologen gefehlt, die das Fazit aus den Einzelstudien zu ziehen wußten. Eine Arbeit freilich, die die ernsteste fachmännische Ausbildung verlangt, weshalb denn diejenigen, welche ihr Amt darin sehen, die Kulturgeschichte im allgemeinen darzustellen, von ihr keine Notiz zu nehmen pflegen. Freytags „Bilder“ nennt man Kulturgeschichte und, wie wir bemerkten, mit Recht. Aber mit demselben Recht verdienen Wattenbachs „Geschichtsquellen“ den Titel, mit ihren reichen Beobachtungen über literarische Sitte, literarische Beziehungen und die Befähigung unserer Vorfahren zu historischer Beobachtung. Auf dem Gebiete der Kirchengeschichte bringt uns Hauck mit jedem Band seiner „Kirchengeschichte Deutschlands“ eine Ansicht von einem Kulturzeitalter. Von den historischen Studien der Theologen sei im übrigen nur daran erinnert, daß für

1) Zur Beurteilung von Waitz vgl. Näheres in meinem „Deutschen Staat des Mittelalters“ I, S. 68. Dasselbst auch über die Auffassung von Gierke und Sohm.



die Verfasser der Dogmengeschichte das Verhältnis der Ausprägung des Dogmas zur Kultur des Zeitalters überall eine Grundfrage ist.<sup>1)</sup> Für die Kunstgeschichte haben wir schon Riehl und Burckhardt als Fachvertreter, die die Kulturgeschichte aufhellen wollen, erwähnt. Merkwürdig ist es, daß man nie Schnaase als Kulturhistoriker nennt. Es hat vielleicht nur darin seinen Grund, daß er in seiner bescheidenen Art sich bloß als Kunsthistoriker ausgab und die Beigabe seiner Einleitungen allgemein kulturgeschichtlichen Inhalts<sup>2)</sup> lediglich als schlichte Ergänzungen seiner fachmäßigen Darstel-

1) Vgl. z. B. in R. Seebergs „Lehrbuch der Dogmengeschichte“, 3. Band (2. u. 3. Aufl.) die „Einleitung in die Dogmengeschichte des Mittelalters“ („Die Bedeutung des Mittelalters für die Dogmengeschichte“) und die einleitenden Partien bei den weiteren Abschnitten. Aber nicht bloß diese Einleitungen haben kulturgeschichtlichen Charakter, sondern die Darstellung selbst in ihren einzelnen Teilen. Aus Harnacks Dogmengeschichte sei beispielshalber auf die glänzende Charakteristik des Aufschwungs der Frömmigkeit in der kluniazensischen Reform hingewiesen. Die neueren Dogmengeschichten bedeuten einen Fortschritt in der realistischeren Erfassung der Kulturgeschichte gegenüber etwa F. C. Baur, der im Gegensatz zur katholischen und rationalistischen Auffassung den Begriff der Entwicklung im Anschluß an Hegel in großem Stil durchführte, die Dogmengeschichte als Entwicklung einer bestimmten Idee darstellte, aber doch das vermissen läßt, was wir von einer echt realistischen Darstellung erwarten. Eine „Rückkehr zu Hegel“, wie sie hier gefordert worden ist, wäre nicht angebracht (vgl. Histor. Ztschr. 111, S. 136 ff.).

2) Vgl. z. B. Bd. 6 von Schnaases Geschichte der bildenden Künste (2. Aufl.), über die Spätzeit des Mittelalters: 1. Kap.: „Kirche und Staat“; 2. Kap.: „Religiöse Zustände“; 3. Kap.: „Weltleben“. Bd. 7, 1. Kap.: „Italien im 13. Jahrh.“; 2. Kap.: „Ideal und Wirklichkeit“. Bd. 8 in der historischen Einleitung wird die Kultur des 15. Jahrhunderts geschildert.

lung ansah. Es mag aber einmal ausgesprochen werden, daß wir in seiner Kunstgeschichte mit ihren vom Standpunkt des Kunsthistorikers gewonnenen Ausblicken eines der bedeutendsten kulturgeschichtlichen Werke besitzen; nicht von so funkelnder Pracht wie Burckhardts Darstellung; aber sachlich gewiß nicht minder ergiebig. Um mit einem politischen Historiker zu schließen, so hat Erdmannsdörffer in seinem „Zeitalter der Novelle in Hellas“ eine kulturgeschichtliche Theorie vorgetragen, mit der sich an Geist kein Versuch der von Jodl aufgezählten „Kulturhistoriker“ messen kann. Ist sie nicht haltbar, so teilen deren Theorien nicht weniger dies Schicksal. Erdmannsdörffers Beobachtungen über die „Abgrenzung der Verdiensteile“ bei den historischen Persönlichkeiten, über die „Psychologie des Plagiats“, über die wirtschaftlichen Wirkungen des Dreißigjährigen Kriegs zeigen uns, wie dieser politische Historiker stets kulturhistorische Fragen vor Augen hatte. Aber auch seine unmittelbar politischen Arbeiten, wie seine im Gegensatz zu J. G. Droysens durchgeführte Deutung der älteren brandenburgisch-preußischen Geschichte, stellen eine Lösung kulturgeschichtlicher Probleme dar.<sup>1)</sup>

Ziehen wir das Fazit aus unseren Darlegungen, so ergibt sich für die Kulturhistoriker, die den zünftigen Betrieb der Geschichtswissenschaft beiseite schieben wollten, in jeder Hinsicht eine Enttäuschung.

Die Kulturgeschichtschreibung bewies keineswegs, daß die Teilung der Arbeit zu vermeiden war. Die vornehmsten Fortschritte in der kulturgeschichtlichen

1) Vgl. meinen Nekrolog auf E., Histor. Vierteljahrschrift 1901, S. 275 ff.; Vierteljahrschrift f. Sozial- und Wirtschaftsgesch. 1912, S. 459 f.

Erkenntnis gingen von der arbeitsteiligen Wissenschaft, von den einzelnen Fachwissenschaften aus, und der weitere Verlauf der Dinge hat gelehrt, daß in der stärker angebauten Kulturgeschichtschreibung die Arbeitsteilung in demselben oder gar noch stärkerem Umfang notwendig geworden ist wie in der politischen Geschichtschreibung.

Hiermit ist schon ausgesprochen, daß alle Schattenseiten der arbeitsteiligen politischen Geschichtschreibung auch bei der Kulturgeschichtschreibung hervortreten konnten und hervorgetreten sind. Wenn man ferner die Tendenz der politischen Geschichtschreibung als Einseitigkeit empfand, so fand sich bei einer Gruppe der Kulturhistoriker gleichfalls eine solche Tendenz, die praktisch entgegengesetzte, nämlich die, die Bedeutung des staatlichen oder nationalen Faktors in der geschichtlichen Entwicklung herabzusetzen.<sup>1)</sup> Die politische Geschichtschreibung erwies sich aber hier als die überlegene, indem sie große Leistungen hervorbrachte, während jene kulturgeschichtliche Gruppe nur dürftige Früchte zeitigte. Man nahm auch von neuem wahr, daß die beste Arbeit in der kulturgeschichtlichen Forschung nicht von Voltaires Nachtretern oder modernen Materialisten getan wurde, sondern von denen, die solchen Voreingenommenheiten sich aufs entschiedenste entgegensetzten. Wie es erst die Romantiker gewesen waren, die mit vollem Erfolg die Erforschung der Kulturgeschichte begonnen hatten, so finden wir

1) Kolb benutzt die Vorreden seiner „Kulturgeschichte der Menschheit“ (s. die 2. und 3. Aufl.), um sein politisches und antikirchliches Programm darzulegen. Von wissenschaftlichen Absichten tritt bei ihm nichts hervor. Bemerkenswert ist, daß er eine Verwahrung auch gegen die „Mommssche Historiographie, also die Vergötterung des Cäsarismus“, vorbringt.

ihre Hauptpflegestätte wiederum in den dem Rationalismus, Materialismus, Kosmopolitismus abgeneigten Kreisen: W. Arnold, Gierke, Sohm sind gerade in dieser Richtung bezeichnende Namen. In der Zeit, in der die Geschichtslehrer der Universitäten sich vornehmlich der politischen Geschichte im engeren Sinne widmeten, wurden die kulturgeschichtlichen Studien, namentlich auch die wirtschaftsgeschichtlichen, zum beträchtlicheren Teil von den Territorial- und Stadthistorikern gepflegt.<sup>1)</sup> Bei ihnen aber sehen wir ganz und gar nicht etwas Kosmopolitisches, Rationalistisches. Von der Liebe zur engeren Heimat, aus der praktischen Anschauung ihrer konkreten Verhältnisse werden diese Studien unternommen. J. Möser's Art und die Gedanken der historischen Rechtsschule lebten in ihnen fort; wie es in dem Nekrolog über einen aus ihrem Kreis heißt: „das geschichtliche Rechtsbewußtsein stellte ihn vermöge der von Jugend auf ihm lieb gewordenen Heimatskunde vor Übereilungen und Mißgriffen sicher.“<sup>2)</sup> Der Mehrzahl nach werden diese Forscher direkt durch romantischen Widerspruch gegen die nivellierenden Zeittendenzen in ihren Studien geleitet und ihr Widerspruch durch ihre Studien gestützt und verstärkt. Von hier aus schlägt sich von ihnen eine Brücke zu W. H. Riehl. Auch nicht die gefeierten Häupter der Kulturgeschichte konnten die Reformer der Geschichtswissenschaft für die Richtigkeit ihrer Lieblingsdogmen anführen.

Endlich hatten die Reformer angekündigt, durch die Übertragung der naturwissenschaftlichen Methode auf die

1) S. meine Abhandlung: Die deutsche wirtschaftsgeschichtliche Literatur und der Ursprung des Marxismus, Jahrbücher f. Nationalökonomie 98, S. 573 ff.

2) A. a. O. S. 575.

geschichtliche Betrachtung die bisher dilettantische Geschichte zum Rang einer Wissenschaft zu erheben, damit die politische Geschichte durch die Kulturgeschichte zu ersetzen und ein neues Zeitalter großer Geschichtschreibung heraufzuführen. Aber alle ihre Versuche brachen regelmäßig schon in ihren Anfängen zusammen.<sup>1)</sup> Kein Unternehmen solcher Art hat sich längere Zeit zu behaupten vermocht. Der politische Faktor, den die Reformer nicht gebrauchen konnten, der nicht in ihr System hineinpaßte, erwies sich als unüberwindlich.<sup>2)</sup>

Im Jahre 1878 schrieb A. Dove<sup>3)</sup> in einem Aufsatz zu Droysens 70. Geburtstag: „Es verdient als ein verderblicher Rückschritt bezeichnet zu werden, wenn man, in sogenannter Kultur- oder Zivilisationsgeschichte schwelgend und prassend, gar häufig vergaß und vergißt, daß der Staat unter allen Umständen das wichtigste Produkt der menschlichen Kulturarbeit ist, weil sie sich in ihm erst das wenn auch noch so plumpe und irdene Gefäß bereitet, welches alle übrigen Früchte der Zivilisation und nicht zum letzten gerade die feinsten Säfte der Bildung einhegend oder immerhin einzwängend vor Verderbnis und Vernichtung bewahrt.“ Er prote-

stiert „wider den jüngsten<sup>1)</sup> Überfall von seiten einer naturwissenschaftlichen Kulturgeschichte, welche mit vornehmer Gebärde auf das niedere Treiben der gemeinen bürgerlichen Historie herabsieht“. Das war das Verdikt über die Anmaßungen<sup>2)</sup> der Reformer am Ende Zeit, in der der selbstbewußte nackte Empirismus die idealistische Geschichtswissenschaft umstürzen wollte.

## VI.

Vom Jahr 1878 an dürfen wir einen neuen Abschnitt in der Entwicklung der deutschen Geschichtschreibung datieren. Die Historiker erweitern jetzt ihr Gebiet, indem sie sich in einem Maß, wie es bisher nicht der Fall gewesen, der Erforschung der Kulturgeschichte, insbesondere der Wirtschaftsgeschichte, zuwenden; aber nicht in der Art, daß sie sich etwa der politischen Geschichte entgegensetzen, sondern sie treiben diese Studien wesentlich unter politischem Gesichtspunkt, dem der Wechselwirkung von Staat und Wirtschaft, großenteils mit der Betonung der Beeinflussung der Wirtschaft durch den Staat. In den Jahren 1878–79 werden in erstaunlicher Zahl wirtschaftsgeschichtliche Arbeiten, nicht am wenigsten Studien zur

1) Neben dem Widerspruch J. G. Droysens (Historik) vgl. aus jener Zeit W. Arnolds Äußerungen (Kultur und Rechtsleben, 1865) über die Abgrenzung der Geschichtswissenschaft gegen die Naturwissenschaft.

2) Auch K. W. Nitzsch, den die Kulturhistoriker besonders gern für sich anführten, liefert ihnen, wie man heute weiß, keine Stütze. Er war entschiedener Gegner des Positivismus, der Auffassung Buckles, betonte das Eingreifen mächtiger Persönlichkeiten und ist überhaupt, wie wir schon erwähnten, nach seiner allgemeinen Haltung den politischen Historikern zuzurechnen. Vgl. Histor. Ztschr. 113, S. 565.

3) Dove, Ausgewählte Schriftchen S. 374.

1) Gemeint ist Dubois-Reymonds Versuch.

2) Wie in der Tat der Anspruch der Kulturhistoriker zur Anmaßung fortgeschritten war, zeigt z. B. der Ausspruch K. Frenzels, Aufgaben der Geschichtschreibung, in seiner Sammlung „Neue Studien“ (1868), S. 325, die Geschichtschreibung müsse mit der Ersetzung der politischen Geschichte durch die unpolitische Kulturgeschichte „für den Schein und die Lüge [!] uns endlich die Wahrheit und das Wesen geben.“ Ebenda: „die Nichtigkeit der Schlachten und Staatsaktionen“. S. 324 f.: Comte und Buckle haben „die Nüchternheit und Leere unserer Geschichtschreibung dargelegt“. Kolb (s. seine Vorreden) zitiert das Wort von der „Lüge“ mit besonderem Behagen.



Geschichte der Wirtschaftspolitik, veröffentlicht.<sup>1)</sup> Es ist für diese Zeit charakteristisch, daß diejenigen Teile der Kultur mit stärkstem Eifer erforscht werden, die zum Staat in nächster Beziehung stehen: die Wirtschaft, die Verwaltung und, nach einigen Jahren, die Verfassung. Im Jahre 1879 erscheint der erste Band von H. v. Treitschkes „Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert“. Es wurde sogleich bei seinem Erscheinen hervorgehoben, daß hier in einem Maß wie bis dahin noch nie Kultur- und politische Geschichte innig verbunden dargestellt werden.<sup>2)</sup> Die innige Verbindung aber ist dadurch vollzogen, daß die Berücksichtigung der Kulturerscheinungen ihr Maß findet an den Beziehungen zum Staat. Treitschkes „Deutsche Geschichte“ führt die neue Art der Geschichtschreibung herauf und symbolisiert sie zugleich: es erfolgt eine stoffliche Bereicherung, aber durchaus im Rahmen der politischen Betrachtung.

Der Wendepunkt in der Entwicklung der Historiographie fällt zusammen mit einem Wendepunkt in der inneren politischen Geschichte Deutschlands. Es ist die Zeit der neukonservativen inneren Politik Bismarcks. Damals erst wurden, wie wir schon bemerkten, die großen Ereignisse von 1870/71 für das gesamte deutsche Leben fruchtbar. Die Kennzeichen der jetzt einsetzenden Bewegung sind die Bekämpfung des politischen und wirtschaftlichen Manchesterstums, die energischere Erfassung der nationalen Idee, die stärkere soziale Anspannung, die Ausdehnung der Staatstätigkeit und die Stärkung der Staats-

1) Siehe ein Verzeichnis in meinem „Deutschen Staat des Mittelalters“ I, S. 75 f.; Vierteljahrschrift f. Sozial- u. Wirtschaftsgesch. 1915, S. 217. Dem daselbst Gesagten beistimmend Häpke i. d. Festschrift f. D. Schäfer (1915), S. 826.

2) Dove, Ausgewählte Schriftchen, S. 391.

gewalt, die Herstellung der wirtschaftlichen Autarkie des nationalen Staates, die neue Schätzung der kirchlichen und religiösen Faktoren. In der gleichzeitigen Geschichtschreibung treten die gleichen Fragen und Gedanken hervor. In ihr haben die großen Ereignisse von 1870/71 eben auch erst jetzt ihre wahre Wirkung ausgeübt, in der Geschichtschreibung wie in der ganzen Literatur. Wenn mancher Autor mit verwandten Ideen schon früher aufgetreten war, so fand er erst jetzt rechte Würdigung.<sup>1)</sup>

Wie die eine oder andere Erscheinung die Bewegung von 1878/79 vorbereitet hatte, so ist natürlich auch nicht zu erwarten, daß mit diesem Termin ein scharfer Abschnitt sich beobachten läßt. Eine neue Richtung kämpft sich ja stets allmählich freie Bahn, und so haben nicht wenige von denen, die nach 1878 die Hochschule besuchten, je nach den Umgebungen, in denen sie sich bewegten, wohl noch die Erinnerung, daß sie verdammt gewesen seien, ihre Studien unter dem Zeichen eines dünnen Empirismus zu machen. Aber es gab doch schon Stellen, von denen eine andere Einwirkung ausging.

Treitschkes „Deutsche Geschichte“ oder vielmehr die allgemeinen Anschauungen, auf denen sie beruhte, erfuhren einen heftigen Angriff von H. Baumgarten, der doch lange Zeit mit ihm eines Weges gegangen war. Die Art, wie er Treitschke entgegentrat, zeigt, daß er die neue Zeit nicht verstand. Treitschke erkannte die starken Wurzeln unserer Kraft, während Baumgarten

1) So hat W. Arnold volles Verständnis erst jetzt gefunden. Parallelen aus andern Teilen der Literatur, so der schönen Literatur, sind bekannt. Im übrigen mag daran erinnert werden, daß in demselben Jahr, in dem der erste Band von Treitschkes Geschichte erschien, Fontane seinen ersten Roman veröffentlichte.

von dem Umschwung der Stimmung von 1878 das Verderben Deutschlands fürchtete.<sup>1)</sup>

Unsere Bemerkungen über die Erweiterung des stofflichen Gebiets deuten schon an, daß die neue Richtung der Geschichtswissenschaft realistisch ist. Welchen Ursprung hat dieser Realismus? Ein Rückblick, der diese Frage beantwortet, wird zugleich dazu dienen, die Art der neuen Richtung genauer zu veranschaulichen.

Lange hat auf der Romantik, von der die deutsche Geschichtswissenschaft des 19. Jahrhunderts ausgegangen ist, der Vorwurf der Weltabgewandtheit, der unpraktischen Poesie gelastet, und wenn man einem Forscher dieser Zeit ein hohes Lob spenden wollte, hielt man es für unvermeidlich, zu versichern, daß er mit „den phantastischen Nebeln der Romantik“ nichts zu tun habe. Es liegt aber eine Ironie darin, daß der Ausgangspunkt solcher Vorwürfe die Feindschaft eines Kreises ist, der sich realistischer Anschauungen wahrlich nicht rühmen darf. Unter Erneuerung der alten Angriffe der harten Rationalisten eröffneten die Junghegelianer den Kampf gegen die Romantik. Ihr

1) Fueter S. 546 übertreibt nur sehr wenig, wenn er Baumgartens Angriff gegen Treitschke lediglich politisch motiviert sein läßt. Man wird auch dann im wesentlichen Baumgartens Kritik verurteilen, wenn man im einzelnen sich genötigt sieht, Treitschkes Darstellung zu beanstanden. So hat Tr. über die erste Zeit der Burschenschaft zweifellos zu ungünstig geurteilt. Es war in ihr erheblich mehr Positives, Aufbauendes, als seine Darstellung erkennen läßt (s. darüber z. B. meine angeführte Abhandlung über die Anfänge der konservativen Partei). Indessen die Anerkennung dieser Vorzüge der alten Burschenschaft ist mit den allgemeinen Gesichtspunkten Treitschkes vollkommen vereinbar; man könnte fast sagen: durch sie gefordert.

Rufer im Streit, Arnold Ruge<sup>1)</sup>, aber konnte sich nicht genügen im Wortschwall Hegelscher Formeln und war durch irgendein Verständnis für die von der romantischen Wissenschaft gewonnenen Erkenntnisse nie gehindert. Hegels Philosophie hatte der Realismus nicht gefehlt, mit der Anerkennung des Wirklichen als des Vernünftigen, mit der Anerkennung der überragenden Bedeutung des Staates und dem Bekenntnis zu dem vorhandenen Staat; indessen gerade von diesen Teilen des Systems des Meisters sagten sich die Junghegelianer los. Wenn sich bei ihnen Realismus fand, so war es schon der grobkörnige Materialismus Feuerbachs. Der Vorwurf, daß der Romantik der Realismus gefehlt habe, gehört zu den ungerechtesten Anklagen, die je erhoben worden sind. Ihre Opposition gegen die „weichlich sentimentale Empfindung“ des 18. Jahrhunderts<sup>2)</sup>, die kampfesfrohe Stimmung, die nationale Leidenschaft, der Sinn für das Volkstümliche sind wahre Fortschritte zum Realismus. Nun war es zwar, wie wir gesehen haben, dahin gekommen, daß die politischen Ideale der Mehrzahl der Romantiker im Interesse der notwendigen Fortbildung der Verfassung bekämpft werden mußten. Allein wenn hier eine realistische Politik sich gegen eine starre romantische Formel in Gegensatz stellt, so wissen wir ebenso, daß auf der Gegenseite durchaus nicht weniger ein Dogmatismus von Verfassungsregeln zu überwinden war, und

1) Vgl. Julian Schmidt a. a. O. S. 329. Er bemerkt von den Angriffen Ruges gegen die historische Rechtsschule usw.: „In diesem Verkennen des Geistes, der recht eigentlich der Geist des neunzehnten Jahrhunderts ist, liegt das Einseitige seines Liberalismus, wie vielleicht des Liberalismus überhaupt.“

2) Vgl. Leo, Jugenderinnerungen S. 29.

besonders schroff formuliert erscheint er in den Kreisen von A. Ruge. Heute dürfte nicht bestritten werden, daß die Idee des konservativen Nationalstaates im Verhältnis stärker mit den Tatsachen rechnete, zumal in der preußischen Ausprägung. Ließ immerhin im Verfassungsideal auch die Romantik — wie Ranke — den nötigen Realismus vermissen, so fehlte der romantischen Wissenschaft im übrigen der Tatsachensinn nicht. Die Erforschung aller Zweige der Kulturgeschichte wird ja von ihr unternommen, wie auch der Sinn für das Lokalkolorit und die realistische Kleinmalerei von ihr geweckt worden ist.<sup>1)</sup> Mancher einzelne mag seinen Anschluß an den Realismus auf besonderem Weg gefunden haben.<sup>2)</sup> Im ganzen ist

doch innerhalb der Romantik und durch sie eine realistische Anschauung begründet worden. Den Anspruch anderer Instanzen, wie der Revolution von 1789 oder der von 1848 oder des Sozialismus oder (was teilweise damit zusammenfällt) von Autoren, die die naturwissenschaftliche Methode auf die geschichtliche Betrachtung übertragen wollten, müssen wir ablehnen.<sup>1)</sup> Greifen wir das Gebiet heraus, das als das realistische im stärksten Sinne gilt, das des wirtschaftlichen Faktors, so zeigen die Namen J. Möser, Niebuhr, Böckh<sup>2)</sup>, Leo die alte Hinwendung der deutschen Wissenschaft, und zwar auch der romantisch bestimmten zu diesem Problem. In der Zeit der Vorherrschaft der technisch sogenannten politischen Geschichtschreiber wurden die wirtschaftsgeschichtlichen Studien, wie wir schon bemerkten, zum beträchtlicheren Teil von den Territorial- und Stadthistorikern gepflegt, vielfach Männern des praktischen Lebens. Aber auch an den Universitäten haben sie Vertreter. In den Jahren 1840—60 begegnet uns eine ansehnliche Zahl von Autoren, die wirtschaftsgeschichtliche Fragen untersuchen; überwiegend sind sie romantischer Richtung oder Her-

1) Eine Parallele: M. v. Schwind, Schüler von Cornelius, hatte Sinn und Geschick für Kunstgewerbe. — Ich gehe hier nicht auf den so oft erhobenen Vorwurf ein, daß die Romantik das Mittelalter in seiner Kultur überschätzt habe. Die Überschätzung ist, wenigstens soweit es sich um die romantisch beeinflussten Vertreter der Wissenschaft handelt, nicht so stark, daß man deshalb der Romantik den Realismus absprechen dürfte. Man hat bei Sybel eine Abkehr von der romantischen Auffassung insofern sehen wollen, als er in seinem Buch über die Entstehung des deutschen Königtums die Frage, ob die ältesten germanischen Institutionen ganz durch eigene Kraft sich weiter entwickeln konnten, verneinte und einen maßgebenden Einfluß der römischen Verfassung behauptete (Histor. Ztschr. 75, S. 391). Allein es ist bezeichnend, daß Leo in einer solchen Ansicht gar nichts Bedenkliches fand. Siehe seine charakteristischen Worte in meinem „Deutschen Staat des Mittelalters“ I, S. 42, Anm. 2. Ihm stand das deutsche Wesen in so hoher Geltung, daß es durch eine Entlehnung der Art noch nicht viel gemindert wurde.

2) Interessant, aber nicht typisch ist das, was R. Haym in seinen Lebenserinnerungen (S. 146, 217, 255) in dieser Hinsicht über seine eigene Entwicklung berichtet.

1) Fueter S. 529 überschreibt das „sechste Buch“ seiner Darstellung: „Die realistische Reaktion gegen die romantische Geschichtschreibung und die Einwirkung der sozialen Bewegung.“ Er hat dann aber selbst in diesem Buch wiederholt Anlaß zu konstatieren, daß der Realismus auf der romantischen Seite ist, und er vermag kaum von dem Realismus eines Gegners der Romantik mit reiner Freude zu sprechen. Seine Ansicht (S. 530), daß „in der Verehrung des altliberalen Bürokratismus Liberale und Romantiker im Grunde einig waren“, und andere Behauptungen, auf die ich hier nicht eingehe, sind unhaltbar.

2) Böckh hat seine „Staatshaushaltung der Athener“ (1817) Niebuhr gewidmet, von dem er ausging.



kunft; eben jetzt bildet sich die historische Schule der Nationalökonomie.<sup>1)</sup> Diese Literatur mit ihren weit zurückreichenden Ursprüngen ist nicht Produkt der Revolution oder des Sozialismus. Im letzten Grunde beruht sie, wie die Romantik überhaupt, auf dem Widerspruch gegen die Revolution. Wie sie sich indessen keineswegs in einseitigem Gegensatz gegen diese erschöpft, so begegnet sie sich sogar teilweise in der Kritik der modernen großkapitalistischen Arbeitsverhältnisse mit dem Sozialismus; ja sie geht ihm darin wohl voraus.<sup>2)</sup> Von der Anschauung aus, daß durch die modernen Verhältnisse eine Verbildung älterer gesunde-

1) Über den Stand der wirtschaftsgeschichtlichen Literatur zu dieser Zeit überhaupt s. meine Abhandlung: Die deutsche wirtschaftsgeschichtliche Literatur und der Ursprung des Marxismus, Jahrbücher für Nationalökonomie 98, S. 578 ff.

2) Siehe ebenda S. 580 ff. Um zu dem, was ich in der angeführten Abhandlung bemerkt habe, noch ein paar Beispiele hinzuzufügen, so hebt Fueter S. 537 hervor, daß Sybel in der Überwindung der einseitig politischen Auffassung der Revolution der Vorrang vor L. Blanc zukommt. Und dabei stand Sybel der modernen kapitalistischen Entwicklung nicht einmal so kritisch gegenüber wie die echten Romantiker. Für die Geschichte des historischen Interesses an dem Schicksal der niederen Klassen sind Sybels Bemerkungen im 4. Kapitel des 2. Buches seiner Geschichte der Revolutionszeit (Ausg. von 1897, Bd. I, S. 267 f.) beachtenswert. Niemand hat die Zusammenhänge der Revolutionen von 1789 und 1848 mit energischerem Realismus erfaßt als der Aristokrat Tocqueville, der die Enthusiasten der Revolution mit Ironie betrachtete. Als bezeichnendes Datum mag hier ferner erwähnt werden, daß der Universitätslehrer Schanz die Geschichte der Gesellenverbände (1877) erheblich früher untersucht hat als der sozialistische Abgeordnete Schönlanck (1894). Zur Würdigung von Schanz' Buch vgl. übrigens Vierteljahrsschrift f. Sozial- u. Wirtschaftsgesch. 1914, S. 311 ff.

rer Zustände eingetreten sei, bot sie zugleich einen Boden für soziale Reformgedanken.

Es ist hiermit schon angedeutet, daß die historische Literatur aus der Beobachtung der revolutionären und der sozialistischen Bewegung Anregungen geschöpft hat. Aber es waren wesentlich allein die diesen Bestrebungen gegenüberstehenden Kreise, welche solche Beobachtungen wissenschaftlich verwerteten. Die historischen Darstellungen, die aus den Kreisen der Revolution und des Sozialismus unmittelbar hervorgingen, waren von geringem wissenschaftlichem Ertrag. Wenn der Königsberger Historiker Drumann, der selbst die Verhältnisse der „Arbeiter und Kommunisten in Griechenland und Rom“ untersucht hat (1860), die modisch werdende Wendung von den „arbeitenden Klassen“ mit dem stolzen Wort ablehnte: „die wahre arbeitende Klasse sind wir“<sup>1)</sup>, so dürfen wir darin eine symbolische Andeutung für die Tatsache sehen, daß die Erforschung der hier in Betracht kommenden Fragen wesentlich von den der Revolution und dem Sozialismus gegenüberstehenden Kreisen und in erster Linie aus wissenschaftlichem Antrieb unternommen worden ist. Ebendiese wirtschaftsgeschichtliche Literatur liefert zugleich den Beweis, daß der Geschichtswissenschaft die Berücksichtigung der niederen Klassen nicht gefehlt hat.

Mit den Jahren 1878–79 treten verstärkte Anregungen auf wirtschafts- und sozialgeschichtlichem Gebiet an die deutsche Geschichtswissenschaft heran. Alles das, was mit der neukonservativen Politik Bismarcks zusammenhängt, macht seine Wirkung geltend. Freilich wurde

1) L. Friedländer, Erinnerungen, Reden und Studien I, S. 65.

nicht bloß hierdurch der Aufschwung dieser Studien bewirkt: die Vorbereitung der vorausgehenden Jahrzehnte gelangte jetzt zur Vollendung. Was bisher mehr an einzelnen Stellen hervorgetreten war, das wird jetzt verbreitert.

Dabei lieferte ein förderliches Moment von beträchtlicher Bedeutung auch der Fortschritt in der Quellenerschließung.<sup>1)</sup> Auf die Erschließung der Quellen zur alten deutschen Reichsgeschichte folgte die der territorial- und stadtgeschichtlichen Quellen, die — in Deutschland — zum größeren Teil den Stoff für die Wirtschafts-, Verwaltungs- und Verfassungsgeschichte bieten. Das namhafteste Organ dieser erweiterten Quellenerschließung stellen die nach dem Vorbild der Münchener historischen Kommission begründeten landschaftlichen historischen Kommissionen dar, als Führer unter ihnen die Gesellschaft für rheinische Geschichtskunde und die Badische historische Kommission, deren Entstehung wiederum in die ersten Jahre unserer neuen Periode der Geschichtswissenschaft fällt. Es ist interessant, zu beobachten, wie durch sie die wirtschaftsgeschichtlichen Studien belebt wurden. Von ähnlicher Wirkung war der Hansische Geschichtsverein, der, größtenteils aus den erwähnten territorial- und stadtgeschichtlichen Studien hervorgegangen, in steigendem Maße wirtschaftsgeschichtliche Veröffentlichungen gefördert hat und in seiner jüngsten Abteilung den Zusammenhang mit unserer nationalen Expansion darstellt. Eine Parallele auf dem Gebiet der alten Geschichte sehen wir in der Erschließung der Ostraka und Papyri mit

1) Ich habe mich über dies Moment in meinem „Territorium und Stadt“ S. 165 ff. näher geäußert. Seitdem ist ein weiterer Fortgang in der von mir daselbst als wünschenswert bezeichneten Art zu verzeichnen.

Internationale Monatsschrift

ihrer neuen Belebung der wirtschaftsgeschichtlichen Forschungen.

Zu den Zeichen der realistischen Geschichtschreibung, deren wir uns rühmen dürfen, gehört dann auch die eben schon berührte Pflege der Verwaltungsgeschichte. Raum für sie war gegeben, als und insoweit die einseitige Wertschätzung der Verfassung und die kanonische Verehrung einer bestimmten Verfassungsform zurücktraten. So hängt denn die Pflege der Verwaltungsgeschichte in Deutschland mit dem Aufkommen einer gerechteren Würdigung des Absolutismus zusammen.<sup>1)</sup> Einen besonderen Anstoß zu verwaltungsgeschichtlichen Studien gab der Wunsch, die Konstitution mit dem Unterbau einer lokalen Selbstverwaltung auszustatten, in welchem Bestreben wir jedoch wiederum eine Abkehr von der Überschätzung der Verfassung, insbesondere von dem französischen Verfassungsideal erkennen, welches die Selbstverwaltung vernachlässigt.<sup>2)</sup> Hier ist namentlich Gneist mit seinen in den fünfziger Jahren des 19. Jahrhunderts beginnenden Arbeiten über die englische Verwaltungsgeschichte der Pfadfinder gewesen. Ohne der Schätzung der englischen Verfassung direkt Abbruch zu tun, legte er doch ihre Besonderheit, ihr Herauswachsen aus bestimmten sozialen Voraussetzungen dar, bestritt damit ihre Allgemeingültigkeit und erläuterte den Zusammenhang zwischen Verfassung und lokaler Selbstverwaltung.<sup>3)</sup> Seine

1) Vgl. oben Sp. 1328 und Histor. Ztschr. 75, S. 399.

2) Vgl. zur Geschichte dieser Gedankenreihe meinen „Deutschen Staat des Mittelalters“ I, S. 343 ff.

3) Bei den deutschen Historikern fanden die Gedanken Gneists lebhaft Anerkennung. Vgl. z. B. Maurenbrecher, Geschichte und Politik (1884), S. 19, wo Gneist als ein wesentlicher Mitarbeiter bei der Zerstörung

Anschauungen zeigen uns eine besonders lehrreiche Verwertung des Grundgedankens der historischen Rechtsschule<sup>1)</sup> und beweisen von neuem, daß dieser durchaus nicht, wie so oft behauptet worden ist, die politische Initiative ausschließt. Gneist reiht sich der Gruppe der politischen Historiker insofern an, als er mit seinen Studien über die englische Verwaltungsgeschichte die Verwaltungsreform in Preußen fördern und beeinflussen will. Auch sonst entspringen jetzt verwaltungsgeschichtliche Darstellungen mehr oder weniger den Berührungen mit praktischen Forderungen.<sup>2)</sup> Aber darüber hinaus widmete man sich jetzt der Verwaltungsgeschichte mit dem Bestreben, ein allseitiges Bild ihrer Verzweigungen zu erhalten, und mit dem Ausbau aller ihrer Teile, der Verwaltungsorganisation, des Verwaltungsrechts, der materiellen Verwaltung.

des Aberglaubens an eine bessere Verfassung, bei der Befreiung vom liberalen Doktrinarismus gerühmt wird.

1) Gneist bekennt sich ausdrücklich zur historischen Rechtsschule. Siehe seine programmatischen Äußerungen im Vorwort zu seiner englischen Verfassungsgeschichte (1882). Es sei übrigens daran erinnert, daß schon Niebuhr aussprach, die Freiheit beruhe ungleich mehr auf der Verwaltung als auf der Verfassung. Auch Tocqueville vergessen wir hierbei nicht.

2) Als bedeutsam aus dem Anfang unserer Periode sei erwähnt: Ernst Meier, Die Reform der Verwaltungsorganisation unter Stein und Hardenberg (1881). Hierher gehören auch Schmollers Studien zur preußischen Verwaltungsgeschichte, die im Rahmen des allgemeinen Gegensatzes der historischen Schule der Nationalökonomie gegen das liberale Manchestertum stehen und eine Rechtfertigung des preußischen Staats des 18. Jahrhunderts, der eine fürsorgliche erziehende Tätigkeit auf den mannigfaltigsten Gebieten übt, im Hinblick auf die neuere deutsche Wirtschafts- und Sozialpolitik bringen wollen. Vgl. Ztschr. f. Sozialwissenschaft 1904, S. 315 u. 715.

Wenn mit der Einführung einer Verfassung in den deutschen Staaten und mit der sich bald einstellenden Beobachtung, daß sie noch nicht das volle Erdenglück gewährleiste, daß vielmehr ein Staat auch bei weniger guter Verfassung gedeihen könne, falls nur seine Verwaltung gut sei, das Interesse für verfassungsgeschichtliche Fragen eine Zeitlang schwächer wurde, so fanden diese weiterhin gerade wegen der Befreiung von dem praktisch-politischen Gesichtspunkt und von der praktisch-politischen Einengung des Urteils eine Aufnahme mit gesteigertem Erfolg. Es beginnt die objektive Behandlung der verfassungsgeschichtlichen Fragen, die realistische Vergleichung der Verfassungen, die subtilere Untersuchung ihrer Formen, die Erforschung der Grundlagen der Verfassungsbildungen.

Der Realismus unserer neueren Geschichtschreibung äußert sich nicht bloß in der stärkeren Berücksichtigung der realen Seiten der Kultur, der niederen Stände und Klassen neben den höheren, sondern nicht weniger in der Beseitigung einer falschen Idealisierung geschichtlicher Bildungen zugunsten einer unbefangeneren Auffassung. Ideale und Zielpunkte der historischen Betrachtung werden nicht verbannt. Indessen es vollzieht sich ein Fortschritt zur unmittelbareren, weil weniger durch Vorurteile gehemmten Erkenntnis der geschichtlichen Erscheinungen. Wie wir dies an der Würdigung der Verfassungen wahrnehmen, die uns im Leben der neueren Völker begegnen, so läßt sich in ähnlicher Weise eine Geschichte der Beurteilung der Verfassungen des klassischen Altertums beobachten. Auch hier galt es einen Kampf zunächst gegen ein konventionelles Idealbild der Antike, dann gegen die Stilisierung des Griechenstaates, gegen die Kanonisierung



rung der hellenischen Demokratie. Auch hier war eine politische Metaphysik, eine liberale oder demokratische Legende zu überwinden.<sup>1)</sup> Der Standpunkt einer realistischeren Auffassung wurde erreicht durch die stille Arbeit fortschreitend tiefer eindringender Einzel- forschung, durch politische Erfahrungen und politische Selbstbesinnung, durch Erschließung jenes neuen großen Quellenmaterials, der Ostraka und Papyri, ein bedeutungsvolles Werk unserer Tage. Die Erweiterung der Beobachtung durch die neuen Quellen hat namentlich auch dazu beigetragen, die Auffassung von dem Altertum als einer zeitlichen, räumlichen und sachlichen Einheit zu beseitigen. Es sei uns gestattet zu erwähnen, daß einer unserer politischen Historiker, J. G. Droysen, früher als irgendein anderer an der Zerstörung des vom deutschen Klassizismus geschaffenen Ideals des hellenischen Altertums gearbeitet hat, indem er uns den Hellenismus anschaulich vorführte<sup>2)</sup>, wie wir andererseits J. Burckhardt gern das Verdienst einräumen, neuerdings die Disharmonie im Griechentum betont zu haben, wie- wohl er dazu mehr im Verfolg politischer Beobachtung als durch quellenmäßige Studien gelangt ist.

Die naturalistische Auffassung der Geschichte wollte die ganz realistische sein. Als Muster einer solchen naturalistischen Darstellung hat man uns

1) Vgl. dazu R. v. Pöhlmann, *Aus Altertum und Gegenwart*, Neue Folge (1911), S. 286 ff.

2) Vgl. die Urteile von Mommsen und Ed. Schwartz („jetzt erst verstehen wir, in welche Weiten die von Droysen aufgespürten Pfade führen“; nun gelte es, „über Droysen im Droysenschen Sinn noch hinauszugehen“) über Droysens Hellenismus bei G. Droysen, *J. G. Droysen*, I, S. 222 f. Über Leos Verdienst um die Beseitigung der Vorstellung von der Einzigartigkeit des Griechentums s. oben Sp. 1198 Anm. 1.

Taines Werke empfohlen.<sup>1)</sup> Indessen die deutsche Geschichtswissenschaft hat dessen Art mit Bewußtsein und mit Recht abgelehnt.<sup>2)</sup> Der Milieuzeichner Taine hätte seine Vorzüge ganz ohne Berührung mit Comte, dem Führer des Naturalismus, entwickeln können; sein Bestes hat er von der Romantik und Tocqueville.<sup>3)</sup> Sein Hauptfehler war, daß er meinte, mit Hilfe der naturwissenschaftlichen Methode über die Erkenntnis der Romantiker hinauskommen zu können. In Wahrheit ist er durch die von ihm angenommene Methode, zu der ihn Comte hingeführt hatte, der naturalistischen Konstruktion und einem unhistorischen Pessimismus verfallen. Indem er dem Idealismus ausweichen wollte, wurde er das Opfer naturalistischen Aberglaubens. Die philologisch-kritische Methode vernachlässigte er gänzlich: eine allgemeine<sup>4)</sup> Eigenschaft der naturalistischen, der „exakten“ Historiker: ein Hohn auf Taines Forderung, der Historiker müsse exakt verfahren. Wir Deutschen haben Taine nicht nötig gehabt, weil bei uns die romantische Wissenschaft heimisch ist.

Von der naturalistischen Auffassung sagt einmal Justi, daß sie „den historisch nachweisbaren Ursachen, die die Wissenschaft zu ermitteln hat, eine höhere, hinter diesem offenkundigen Geschehen liegende Kausalität überordnet, die man in einer biologischen oder zoologischen Analogie zu entdecken

1) Vgl. z. B. *Histor. Ztschr.* 81, S. 230, Anm. 3.

2) Vgl. M. Ritter, *Der Streit zwischen politischer und Kulturgeschichte*, Beilage zur *Allg. Zeitung* 1893, Nr. 219.

3) Fueter S. 582 u. 586 hebt selbst die Abhängigkeit Taines von der Romantik hervor, obwohl er im übrigen den Positivismus als einen Fortschritt gegenüber der Romantik ansieht, von „segensreichen Folgen“ der Comteschen Richtung spricht.

4) Vgl. z. B. *Histor. Ztschr.* 81, S. 230.

„glaubt“. Sie „droht den Wert der Erforschung des wirklichen Kausalzusammenhanges als eines untergeordneten, bloß dienenden Moments herabzusetzen“. „Sobald man den wirklichen Erscheinungen nähertritt, macht sich deren zusammengesetzter Charakter geltend; das psychologische und das perliche Element tritt hervor, das in die deduktiv gewonnene Formel nicht aufgehen will.“ „Es gibt wohl kein historisches Prinzip, in dessen Namen so viel leeres Stroh gedroschen worden ist“, wie die „zoologische Betrachtung“.<sup>1)</sup> Im Sinne dieser Sätze Justis hat die deutsche Geschichtswissenschaft in den letzten Jahrzehnten gegen den Naturalismus in mancherlei Gestalt wie gegen die leichtfertig konstruierende Geschichtsbetrachtung überhaupt manchen Kampf geführt und damit die Sache des echten Realismus verfochten. Die wahren Faktoren der Geschichte und die Motive des geschichtlichen Handelns kommen im Naturalismus einschließlich des ökonomischen Materialismus ebensowenig zur Geltung, wie sie von der Hegelschen Formel des geschichtlichen Verlaufs gewürdigt worden waren.

Die Historiker der neueren Jahrzehnte, deren Darstellungen der Forderung eines gesunden Realismus entsprechen, haben nicht sämtlich das Bewußtsein der Herkunft ihrer Studien aus den romantischen Anregungen. Es ist ja auch tat-

sächlich mancher neue Antrieb hinzugekommen. Allein der Ursprung der realistischen Geschichtsdarstellung liegt ganz gewiß in der alten romantischen Wissenschaft, und es ist charakteristisch, daß nicht wenige gerade von den Forschern, die ihre Aufgabe in der umfassendsten Art auffassen, ihren Zusammenhang mit der Romantik betonen.<sup>1)</sup> Auch wird in dankbarer Erinnerung an das, was sie uns geboten, ihr Gedächtnis gerade in unserer Zeit einer realistischen Geschichtschreibung neu belebt.

Treitschkes Darstellung fand manche Werke realistischer Art vor: so G. Freytags Bilder aus der deutschen Vergangenheit, Mommsens Römische Geschichte. Man darf vielleicht darauf hinweisen, daß neben diesen auch die englische Geschichte Macaulays<sup>2)</sup> auf ihn gewirkt hat<sup>3)</sup>, der übrigens seinerseits durch die älteren romantischen Schilderungen beeinflusst ist. Allen Autoren gegenüber, die ihm etwa Anregungen boten, zeigt Treitschke jedoch in der kulturgeschichtlichen Darstellung wie sonst viel Eigenartiges. Hervorstechend ist sein Bestreben, die Besonderheit des deutschen Volkes und seiner Stämme in allen Ausprägungen des Lebens zu zeichnen. Hier ging er über Freytag und Riehl und den ganzen Stammbaum der Autoren, die sich die romantische Forderung der Erfassung des

1) C. Justi, Winckelmann und seine Zeitgenossen, 2. Aufl., Bd. 3, S. 129. Justi gebraucht das Wort naturalistisch nicht. Aber den Ausdruck „zoologisch“, den er statt dessen setzt, können wir auch annehmen. Ich habe über „die biologische Erklärung der Entwicklung der Staaten und Völker“ in der Beilage der Münchner Allg. Zeitung vom 20. September 1898 gesprochen. Gegen die Versuche der „Reduzierung der kompliziertesten Erscheinungen auf die einfachsten ‘Kräfte’“ siehe auch das treffende Wort E. Rohdes bei Pöhlmann a. a. O., S. 107.

1) Wie denn z. B. H. Usener sich weit mehr zu Creuzer als zu dessen rationalistischem Gegner J. H. Voß hingezogen fühlte.

2) Man denke an das 3. Kapitel im 2. Band: „Zustand Englands im J. 1685“. Diese kulturgeschichtliche Schilderung steht freilich neben der Darlegung der politischen Vorgänge, während sich bei Treitschke eine innere Verbindung findet. Zur Kritik von Macaulays Schilderung vgl. ferner Fueter S. 514.

3) Vgl. E. Marcks, Deutsche Monatsschrift 1906, Mai-Heft, S. 185.

Volksgeistes zur Aufgabe gestellt hatten, hinaus, indem er politische und Kulturgeschichte in stärkere innere Verbindung brachte, auch im politischen Leben die Betätigung der Volksart sah.

Die neue kulturgeschichtliche, insbesondere auch die wirtschaftsgeschichtliche Forschung läßt sich zum großen Teil als gesteigerte Motivenforschung deuten, worin sie eine Parallele in der poetischen Literatur hat. Es handelt sich dabei nicht bloß um die bewußten Gründe des geschichtlichen Handelns, sondern um Motive und Ursachen im weitesten Sinne. Die Zahl der Arbeiten über die „Entstehung“, den „Ursprung“, die „Ursachen“ historischer Erscheinungen ist nie so groß gewesen wie heute. Manche Forschungsgebiete haben dadurch eine ganz andere Gestalt erhalten, wie z. B. die Reformationsgeschichte nahezu in eine Vorgeschichte der Reformation umgewandelt worden ist. Das Verhältnis des einzelnen zu seiner Gemeinschaft wird schärfer als je beobachtet. Wir verzeichnen hier einen Fortschritt gegenüber der Romantik, deren Übertreibungen in der Bestimmung dieses Verhältnisses (von der naturalistischen Auffassung gar nicht zu reden) vermieden werden, ohne daß ein Rückfall in die rationalistische Erklärung stattfindet. Ein großes Kampffeld stellt die Wirtschaftsgeschichte dar. Wenn die wirtschaftsgeschichtlichen Tatsachen in der umfassendsten Weise erforscht und zur Anerkennung gebracht werden, so hat doch eben das gründlichere Studium auch der Überschätzung der wirtschaftlichen Motive gesteuert. Je energischer sich jemand in die Wirtschaftsgeschichte vertieft, desto mehr erkennt er die bedingte Geltung der wirtschaftlichen Faktoren.<sup>1)</sup>

Mit der Motivenforschung hängt es

1) Vgl. *Histor. Ztschr.* 81, S. 234 Anm. 1.

zusammen, ist aber auch selbständig ein Kennzeichen unserer Zeit, daß eine besondere Neigung für den Anbau der Grenzgebiete der Wissenschaften hervortritt. Das Prinzip der Arbeitsteilung, welches seit der Romantik grundlegende Bedeutung für den gesamten wissenschaftlichen Betrieb hat, wird freilich ganz und gar nicht verlassen. Immer von neuem beobachten wir, daß man sich nicht ungestraft darüber hinwegsetzt. Der Bau eines Universalinstituts, die Konstruktion einer Universalwissenschaft bringen uns nicht vorwärts. Einen Forscher, dessen Arbeitsgebiet die gesamte Kulturgeschichte ist, gelingt es nicht zu entdecken. Allgemeine kulturgeschichtliche Schulen gibt es nicht. Das Ungeheuer einer großen Wissenschaft der Soziologie wird nie ins Leben treten.<sup>1)</sup>

Die Unentbehrlichkeit der Arbeitsteilung wird uns gegenwärtig, wenn wir wahrnehmen, wie auch diejenigen, die uns Führer für die Erweiterung der historischen Darstellung sind, Mommsen und Treitschke, sich Schranken setzen: Treitschke, indem er seine Forschungen auf einen engeren zeitlichen Raum begrenzt, Mommsen, indem er sich mit der Geschichte des römischen Volkes einen Stoff, der seiner persönlichen Eigenart ganz entsprach, wählte und den Teil ungeschrieben ließ, dem er wohl nicht ganz gewachsen gewesen wäre. Aller Halbheit war er abhold: der rechte Mann — sagte er — soll ein Fachmann sein und kein Dilettant.<sup>2)</sup> Die

1) Zur Kritik der Forderung einer Wissenschaft der Soziologie vgl. Rickert, *Histor. Ztschr.* 86, S. 468 und meine Bemerkungen ebenda 111, S. 143; *Vierteljahrschrift f. Sozial- u. Wirtschaftsgesch.* 1907, S. 487. Siehe auch Friedrich, *Deutsche Literaturzeitung* 1915, Nr. 17, Sp. 863.

2) A. Dove, Zur Erinnerung an Th. Mommsen, *Allg. Zeitung, Beilage* vom 2. u. 3. Febr. 1904 (Nr. 26 und 27).



Kapitel seiner Römischen Geschichte über die Literatur, in der er nicht genügend zu Hause zu sein glaubte, sandte er an Ritschl zur Durchsicht. Im übrigen verringert ja der knappere und geschlossenere Quellenkomplex, der für die Geschichte des klassischen Altertums vorliegt, hier die Teilung der Arbeit im Verhältnis etwa zu den mittelalterlichen Studien, die es mit einem nicht bloß weit umfangreicheren, sondern zugleich mehr auseinanderliegenden Quellenvorrat zu tun haben. Die Erschließung der neuen Quelle der Papyri hat aber auch bei dem klassischen Altertum so gleich den Spezialisierung weitere Fortschritte machen lassen. Und vollends haben die Zugänglichmachung neuen Quellenmaterials für Mittelalter und Neuzeit und das Auftauchen neuer Probleme eine früher nie geahnte Zunahme der besonderen Arbeitsfelder — nicht am wenigsten, wie wir früher schon andeuteten, in der Erforschung des Zuständlichen — hervorgebracht, die nun einmal mit vollem Erfolg nur bei einer Teilung der Arbeit nutzbar gemacht werden können. Auch innerhalb eines Gebietes, das früher unbedingt als Einheit betrachtet wurde, macht sich der Zug zur Spezialisierung geltend. Haben wir es hier gewiß oft nur mit dem zufälligen Umstand begrenzter persönlicher Leistungsfähigkeit zu tun, so ist der Wissenschaft doch eine begrenzte zuverlässige Leistung eines Autors lieber, als wenn er sie mit mehreren Halbfabrikaten beschenkt. Die Tätigkeit in einer einzelnen Disziplin bleibt die gesunde Grundlage aller Forschung. „Ich bedarf“ — sagt ein Forscher, dem niemand umfassende Bildung abstreiten wird<sup>1)</sup> — „des Stammes eines besonde-

ren Gegenstandes, an dem ich mich auf-ranke.“ Aber mit dem Prinzip der Arbeitsteilung ist es vereinbar, daß die Grenzgebiete aufgesucht werden. Die Tätigkeit auf ihnen hat bald den Charakter der Überprüfung der Arbeit des einen durch den anderen, der gegenseitigen Kontrolle; bald ist sie von der Art, daß zwei je mit besonderer Ausrüstung zur Arbeit auf demselben Feld zusammentreten. Fruchtbar ist vor allem der Anbau des gemeinsamen Gebietes von Rechtswissenschaft und Geschichte. Die Schulung in der juristischen Systematik verleiht die Ritterrüstung, der das lose Aufgebot der historischen Stoffhuber nicht zu widerstehen vermag. Aber die Infanterie der Historiker weiß sich zu behaupten, wenn sie ihrerseits sich auch eine technische Ausbildung schafft. Andererseits weist die Geschichtswissenschaft auf die Relativität aller der absolute Geltung beanspruchenden Behauptungen hin, die die Jurisprudenz, wie die systematischen Wissenschaften überhaupt, aufstellen<sup>1)</sup>, nicht im Sinn eines nihilistischen Relativismus, sondern in wärmster Vertretung bestimmter Wertgesichtspunkte, wie ja schon die Romantik den rationalistischen Dogmen des Naturrechts und der natürlichen Religion wahrlich nicht aus bloßer Skepsis widersprochen hatte. Nicht weniger fruchtbar sind die Beziehungen zwischen Nationalökonomie und Geschichte geworden. Wie die Historiker die Anregungen, die die Nationalökonomien ihnen boten, dankbar aufgenommen haben, so erweist sich umgekehrt als besonders wohlthätig die energische Kritik von der Seite der Geschichtswissenschaft, die an den historischen Darstellungen der Nationalökonomie geübt wird, zumal wenn sie gleicherweise die

1) Erwin Rhode. Vgl. Ztschr. f. Sozialwissenschaft 1903, S. 309.

1) Vgl. Histor. Ztschr. 81, S. 240ff.

Sonde der Quellenkritik ansetzt und die Forderung klarer, durchdachter Vorstellungen erhebt. Das alte Bündnis zwischen Theologie und Geschichtswissenschaft, unter dessen Zeichen Ranke schrieb, wird festgehalten und sowohl nach der Richtung der Geschichte der kirchlichen und staatlichen Organisation als auch in den Fragen der großen religiösen und politischen Ideen ausgebaut. Die Philosophie hat mit ihrem neuen Aufstieg auch neue Beziehungen zur Geschichtswissenschaft gefunden. Zum Philologen steht der Historiker ja dauernd im Schülerverhältnis; philologische Arbeit ist die Grundfunktion seiner Tätigkeit. Ein Mehr von Beeinflussung könnte man hier wohl noch wünschen. Immerhin darf eine Zunahme der Schätzung philologischer Arbeit doch verzeichnet werden.

Aus den eben angedeuteten stärkeren Beziehungen der Geschichte zu anderen Wissenschaften erklärt es sich schon zum Teil, weshalb unsere Zeit über den nackten Empirismus hinausgekommen ist. Die Fragestellungen, die die systematischen Wissenschaften bringen, die Forderungen, die sie erheben, nötigen zu einer Ordnung, Zusammenfassung, begrifflichen Durchdringung des historischen Materials. Sie liefern uns oft schon ein Maß, nach dem wir die Auswahl treffen, oder Begriffe, unter denen wir die geschichtlichen Dinge betrachten. Es handelt sich hier nicht bloß um den Vorzug der formalen Bildung, die die Schulung in einer systematischen Wissenschaft gibt, die der Historiker aber aus seiner eigenen Wissenschaft nicht gewinnen kann; die günstigen Wirkungen jener Beziehungen gehen darüber hinaus. Die Geschichtswissenschaft vermag (abgesehen vielleicht von der Geographie) am wenigsten von allen Disziplinen allein auf sich

gestellt zu bleiben. Die historische Kleinarbeit wie die Interpretation großer historischer Erscheinungen nötigen den Historiker durchaus zur Anlehnung an eine andere Wissenschaft, wobei dem einzelnen freie Bewegung insofern bleibt, als der eine mehr bei dieser, der andere mehr bei jener Disziplin seine Hilfe sucht, je nach dem Arbeitskomplex, dem er sich widmet. In dem stärkeren Ernst nun, mit dem diese Wahrheiten neuerdings in die Praxis umgesetzt worden sind, liegt eben eine der Ursachen des Fortschritts unserer Wissenschaft. Wir haben z. B. im Kampf gegen den Naturalismus, der seine Herrschaftsansprüche gerade in den letzten Jahrzehnten mit erhöhtem Eifer geltend machte, unsere alte Position stärker befestigen, unsere Auffassung vertiefen können, weil wir die Unterstützung der Philosophie für den Ausbau einer Logik der Geschichtswissenschaft, für die Selbstbesinnung über die Aufgaben unserer Disziplin genossen.<sup>1)</sup> Wir befanden uns nicht mehr in der ärmlichen Lage des bloßen Empiristen, der gegenüber einem von außen kommenden Anspruch entweder schweigt oder sich kritiklos gefangengibt. Mit Hilfe der Rechtswissenschaft ferner kamen wir auf dem Gebiete der Urkundenlehre, der Verfassungsgeschichte und der Geschichte der staatsrechtlichen Ideen zu der Überzeugung, daß in den Dingen doch mehr Vernunft liegt, als eine rein stoffliche Zusammenstellung zunächst erkennen läßt.

1) Aus der erfreulicherweise reichen Literatur, in der das neue fruchtbare Verhältnis zwischen Philosophie und Geschichte zum Ausdruck kommt, mag auf die vortreffliche Studie von K. Weller, Die moderne Auffassung der Geschichtswissenschaft (Stuttgart 1908, S.-A. aus der „Besonderen Beilage“ des Staatsanzeigers für Württemberg, 1908, Nr. 6 und 7) hingewiesen werden.

Dieser Gesichtspunkt leitet uns schon zu einem weiteren Mittel der Überwindung des Empirismus oder einseitigen Kritizismus über.<sup>1)</sup> In der Geschichtschreibung Rankes und der großen politischen Historiker war es theoretisch wie praktisch anerkannt, daß „der Kern einer menschlichen Persönlichkeit sich nicht definieren läßt, wie die chemische Formel eines zusammengesetzten Körpers, daß er sich nur durch anschauende Phantasie erfassen läßt, also durch ein dem künstlerischen durchaus analoges Verfahren“.<sup>2)</sup> Diese Wahrheit ist wieder zu erhöhter Geltung gelangt. Natürlich hat jener Satz für die Rekonstruktion der Institutionen nicht weniger Bedeutung als für die der Persönlichkeiten der Vergangenheit; auch für sie ist die reproduktive Phantasie unentbehrlich. Es ist im Grunde der romantische Grundsatz der Begrenzung des Kritizismus durch Phantasie, der hier zur Anwendung kommt; oder, wie man vollständiger sagen wird: die Kritik ist nur dann ganz wirksam, wenn sie neben der kritischen Zergliederung zugleich eine zusammenhängende positive Anschauung liefert.<sup>3)</sup> In weiterem Zusammenhang möchten wir auch — als eines Mittels zur Überwindung des Empirismus — der Anerkennung des schöpferischen Moments der historischen Persönlichkeit gedenken. Diese Idee ist neuerdings ebenfalls, in hartem Kampf gegen gegenteilige Auffassungen, schärfer ausgebildet worden.

1) Vgl. Ztschr. f. Sozialwissenschaft 1904, S. 456 ff.; Troeltsch, Ztschr. f. Theol. u. Kirche, Bd. 8, S. 33.

2) So Sybel in seiner Gedächtnisrede auf Ranke, in der Ausgabe von Varrentrapp S. 302 f.

3) Siehe meine Erörterung zu dieser Frage in meinem „Deutschen Staat des Mittelalters“ I, S. 69. Treffend bemerkt O. Lorenz, Geschichtswissenschaft II, S. 343, daß die historische Kunst nicht „neben“ der Kritik steht.

Wir haben bisher schon einige Instanzen namhaft gemacht, denen die Bedeutung überindividueller Potenzen zukommt. Allein es handelt sich dabei doch mehr erst um Außenwerke; wir gewinnen damit noch nicht das Zentrum, von dem aus der Historiker seinen Stoff betrachtet. Für die technisch sogenannten politischen Historiker war ein solches, wenn nicht vollständig, so doch mehr oder weniger entscheidend mit einem konkreten politischen Ideal gegeben. Treitschke hat diese Richtung fortgesetzt oder ihr auch eine neue Gestalt gegeben, indem er, ohne seine alten Zielpunkte zu verlassen, diejenigen Gedanken aufnahm und propagierte, die seit 1878 ein neues politisches Leben heraufführten. Sein Beispiel hat weiter gewirkt, und nicht bloß durch einzelne Fragestellungen die allgemeine historische Literatur beeinflusst, sondern auch direkt bemerkenswerte literarische Erscheinungen verwandter Natur ange-regt. Im Anschluß an die ältere politische Geschichtschreibung, in einer gewissen Erneuerung ihrer politischen Tendenz hat sich ferner innerhalb der Nationalökonomie eine verwaltungs- und wirtschaftsgeschichtliche Literatur eingestellt, jener an wissenschaftlicher und künstlerischer Kraft nachstehend, aber der Beachtung auch wert und bei ihren Mängeln die wissenschaftliche Erkenntnis doch fördernd.<sup>1)</sup> Wir könnten endlich die historische Literatur des Sozialismus nennen, die, wissenschaftlich zwar ganz unerheblich, doch ebenfalls, und zwar am massivsten sich von einem konkreten politischen Ziel leiten läßt,

1) Zur Beurteilung dieser Literatur vgl. D. Schäfer, Aufsätze, Vorträge und Reden I, S. 92 ff.; F. Meinecke, Deutsche Literaturzeitung 1895, Sp. 112; Ztschr. für Sozialwissenschaft 1904, S. 315 ff. und 800; Vierteljahrsschrift f. Sozial- u. Wirtschaftsgesch. 1914, S. 311.



wenngleich sie mit der vollen Selbsttäuschung des Positivismus reine Wissenschaft, objektive Naturwissenschaft zu bieten vorgibt. Behaupten sich so fort-dauernd manche Arten der politischen Geschichtschreibung, so stellt allerdings der überwiegende Teil der Historiker das Programm einer Rückkehr zu Rankes Objektivität auf. Natürlich kann der Sinn einer solchen Forderung nicht der sein, daß eine Beweisführung im Dienste politischer Zwecke dem Geschichtschreiber fortan versagt bleibt. Nach wie vor wird es als vollkommen berechtigt gelten, daß ein Historiker an der Hand von Beobachtungen, die er in wissenschaftlicher Arbeit gemacht hat, den Beweis für die Richtigkeit oder Unrichtigkeit einer politischen These zu erbringen unternimmt.<sup>1)</sup> Voraussetzung ist dabei immer nur der Ernst der eigenen Kontrolle. Auch in anderer Weise wird es unverwehrt sein, die Völker-geschichte gelegentlich unter einem konkreten politischen Gesichtspunkt zu betrachten, etwa den Wettbewerb der Völker um Weltgeltung zum Leitstern für die Auswahl des Stoffes zu nehmen. Schließlich werden neue politische Erfahrungen und auch der politische Eifer stets die Fragestellung des Historikers beeinflussen. Durch diese Dinge kann

1) Es war mir interessant, in einem Artikel des Anglizisten F. Brie über Ed. Meyers Buch „England“ (im „Tag“ vom 7. Mai 1915) das Bedauern ausgesprochen zu sehen, daß „Betrachtungen über den Unterschied deutschen und englischen Wesens und den Gegensatz wirklicher, sittlicher Ideale gegenüber angeblich sittlichen, in Wahrheit rein materiellen seit Treitschke nur zu sehr außer Übung gekommen sind.“ Wiewohl ich glaube, daß Treitschkes Art doch mehr Fortsetzung findet, als hier angenommen wird, so verdient es jedenfalls Beachtung, daß Brie das gute Recht solcher Betrachtungen konstatiert und sie ausdrücklich fordert.

die Objektivität des Historikers noch nicht als verletzt angesehen werden. Andererseits aber reichen alle die genannten Handhaben und Antriebe, die im einzelnen immerhin schon als über-individuelle Potenzen eine bedeutungsvolle Wirkung ausüben, nicht aus, um einen Maßstab allgemeineren Charakters für die Behandlung des geschichtlichen Stoffes zu gewinnen. Der Wille zum System ist nicht zu unterdrücken, irgendein konstruktives Prinzip nicht entbehrlich. Um die Wahrheit, daß „der Mensch, ohne ein Ideal über sich zu haben, im geistigen Sinne des Wortes nicht aufrechtgehen kann“, kommen wir nicht herum. Wenn wir aber das konkrete politische Ziel und die Formel der spekulativen Philosophie, wie sie uns Hegel bot, als konstruktives Prinzip verwerfen, welches bleibt uns dann noch? Hier ist in steigendem Maße die Erkenntnis gewachsen, daß ein letztes verbindendes Element nicht aus bloßer Betrachtung der Vergangenheit gewonnen werden kann. Der Historiker, der sich nicht ziellos treiben und stoßen lassen will, bezieht die geschichtlichen Vorgänge auf Werte, an deren objektive Geltung er glaubt. Die praktische Wertbeurteilung wird immer einen subjektiven Kern in sich bergen. Wir setzen jedoch voraus, daß ein Fortschritt in dem allgemeineren Erkennen und Anerkennen der Werte, an deren objektive Geltung wir glauben, zu erreichen ist. Das Mittel dafür wird in der ehrlichen Auseinandersetzung der überkommenen Ideale des einzelnen mit den Resultaten, die die besonderen Wissenschaften gewinnen, und in seiner gesamten Lebensbeobachtung liegen.

Uns erfüllt die Überzeugung von der Existenz objektiver Kulturwerte. Dem Urteil desjenigen Historikers wird die breiteste und längste Geltung beschie-

den sein, der in ihm den objektiven Kulturwerten am stärksten Rechnung zu tragen weiß. Das Streben nach einem Fortschritt in dem Erkennen solcher objektiven Kulturwerte in Verbindung mit dem Bewußtsein, daß hier eine Erkenntnis nur durch immer fortgesetzte Selbstprüfung, Selbstbesinnung zu gewinnen ist, wird das zuverlässigste konstruktive Prinzip sein, über das der Historiker verfügen kann. Es unterscheidet sich ebenso von der Zufälligkeit des konkreten zeitlichen Ziels, von dem sich die technisch sogenannten politischen Historiker leiten ließen, wie von der Hegelschen Formel, die die beständige Nachprüfung an der Erfahrung vermissen läßt. Das Bewußtsein von der subjektiven Bedingtheit unserer Maßstäbe und das Streben nach dem Erkennen der objektiven Kulturwerte liefern nun auch eben die beste Bürgschaft für die Objektivität der historischen Darstellung. Das oberste Kriterium für sie besteht keineswegs darin, daß wir mit unserem Urteil möglichst zurückhalten, sondern darin, daß wir dauernd bereit sind, der Bedingtheit unseres Urteils uns bewußt zu bleiben und an seiner Vervollkommnung zu arbeiten.

Teilnahmslosigkeit ist auch die Objektivität Rankes nicht gewesen. In gewisser Weise läßt sich sein eine objektive Betrachtung verbürgender Gesichtspunkt, das Ineinandergreifen der Völker und Staaten, die gegenseitige Bedingtheit der inneren und äußeren Verhältnisse des Staates stets in den Vordergrund zu stellen, als ein formaler bezeichnen. Indessen dieser Gesichtspunkt war es natürlich nicht allein, was ihn bei der Auswahl und der Wertung des geschichtlichen Stoffes leitete.

Reichere Bildung und reichere Erfahrung des Historikers kommen stets

seiner Darstellung zustatten, weil solche Erweiterungen der Anschauung eben auf dem Erwerb von Wertgesichtspunkten beruhen. Die ordnenden und zusammenfassenden Prinzipien mehren sich und überwinden so fortschreitend den rohen Stoff.

Das System von Werten, dem wir Historiker von heute folgen, hat in der kurzen Spanne Zeit seit 1878 — wovon wir schon mehrfach sprachen — durch die Einwirkung der großen politischen Ereignisse dieser Jahrzehnte eine unzweifelhafte Bereicherung erfahren. Gedenken wir an dieser Stelle nur der gewaltigen Erlebnisse, die uns in unseren Tagen die Bedeutung der staatlichen Organisation und der nationalen Kraft von neuem einprägen.

Die deutsche Geschichtsforschung hatte, zumal seit Ranke, zu der Erkenntnis geführt, daß der Staat der umfassendste menschliche Verband, die maßgebende Organisation eines Volkes, daß er das stärkste Bollwerk der Kultur ist und die stärkste Fähigkeit, sie zu fördern, besitzt, daß große Bewegungen, die sich durchsetzen wollen, stets ein Verhältnis zu ihm suchen müssen. Diese Erkenntnis und die Anschauung von der Unentbehrlichkeit kräftiger staatlicher Machtmittel hatte sie gegen zahlreiche Gruppen von Gegnern verteidigt, zuletzt noch gegen verblendete Feinde des vorhandenen Staates, Kosmopolitismus, Ästhetismus<sup>1)</sup> und Pazifismus. Heute ist der deutschen Geschichtsforschung die gewaltigste Rechtfertigung zuteil geworden. „Zeiten wie die unserige zeigen, daß der umfassendste Gesichtspunkt und der höchste Standpunkt, von dem aus man Ge-

1) Vgl. zu dessen Charakteristik Th. Ziegler, Die geistigen und sozialen Strömungen Deutschlands im 19. Jahrh., 15.—20. Tausend, S. 511 ff.; Meinecke, Histor. Ztschr. 111, S. 584.

schichte verstehen und Geschichte schreiben kann, doch nur der politische, der staatliche ist, und daß von ihm aus am ehesten noch das Ganze erfaßt und begriffen werden kann. Staatengeschichte ist eigentlich das, was wir Geschichte nennen. .... Nicht der einzige, aber der große Gesichtspunkt, unter den wir die geschichtlichen Erlebnisse zu stellen haben, ist der staatliche; denn der Staat verloren, alles verloren.“

So schrieb in unseren Tagen ein Philosoph.<sup>1)</sup> Im 18. Jahrhundert unternahm es Voltaire's Geschichtschreibung, im Namen der „Philosophie“ den Staat zu depossedieren. Heute konstatiert ein Philosoph, daß mit dem Verlust des Staates alles verloren ist.

Eben mit dieser Betonung der grundlegenden Bedeutung des Staates in der geschichtlichen Entwicklung ist unsere deutsche Geschichtschreibung politische Geschichte.<sup>2)</sup> Man darf vielleicht politische Geschichtschreibung im weiteren und im engeren Sinn unterscheiden und unter der letzteren diejenige verstehen, die sich einen konkreten zeitlichen Zweck mit der programmatischen Wirkung der politischen Beeinflussung setzt. Aber das Gemeinsame ist, etwa gegenüber einer allgemeinen Kulturgeschichte oder gar einer unpolitischen Kulturgeschichte, das stärkere. Ranke und Treitschke haben mehr Übereinstimmendes als Trennendes.

Die politische Geschichte als das Arbeitsgebiet des technisch sogenannten Historikers aufzufassen empfiehlt sich ebenso vom Gesichtspunkt einer zweckmäßigen wissenschaftlichen Arbeitsteilung wie nicht minder oder fast noch mehr aus der sachlichen Rücksicht auf

die zentrale Stellung des Staates in der geschichtlichen Entwicklung.

Mit einer solchen Begrenzung des Arbeitsgebietes für die Geschichtswissenschaft bleibt allerdings noch Raum für zeitliche Entfaltung. Wenn wir in der Frage der Objektivität der historischen Darstellung die Rückkehr von Treitschke zu Ranke empfehlen, so gehen wir andererseits mit Treitschke in der Aufnahme des Stofflichen über Ranke hinaus. Unsere früheren Andeutungen über die Lücken in seiner Darstellung haben schon den Weg bezeichnet. Diese Ausweitung hat sich freilich nicht im Sinne der alten Ankläger Rankes vollzogen, der liberalen Individualisten und Demokraten, die ihm vor allem seine Hochschätzung der staatlichen Gewalt vorwarfen. So wenig wird das staatliche Moment zurückgeschoben, daß die politische Geschichtschreibung vielmehr jetzt diejenige Erweiterung erfährt, die ihr Wesen verlangt. Die Forderung, daß der Historiker politische Geschichte darzustellen habe, wird nicht eingeschränkt, sondern jetzt erst in vollem Umfange erfüllt. Ranke empfand die breitere Berücksichtigung der realen Kultur, wie wir sie in Mommsens Darstellung finden, als „Hilfswissenschaften“.<sup>1)</sup> Wir sehen in der Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte und in großen Stücken der Wirtschaftsgeschichte durchaus Teile echter politischer Geschichte, ihres Kerns.<sup>2)</sup> Alles, was staatliche Beziehungen hat, ziehen wir in unsere Darstellung. Allerdings bleibt

1) Vgl. Th. Wiedemann, Deutsche Revue 18, 4 S. 263.

2) Ich spreche hier keine neue Forderung aus. In ähnlicher Weise hat sich schon M. Ritter, L. v. Ranke (Stuttgart 1896), S. 20 über die Notwendigkeit der Erweiterung des geschichtlichen Stoffs über Rankes Rahmen hinaus geäußert.

1) Th. Ziegler, Grenzboten vom 31. März 1915.

2) Vgl. Histor. Ztschr. 106, S. 96 ff.



der Maßstab, wie in Treitschkes „Deutscher Geschichte“, die staatliche Beziehung.

Gegenüber dem modernen Schlagwort, der Historiker müsse das Denken und Treiben der Massen, die Massenbewegungen schildern, hat man treffend bemerkt, daß die Lebenstribe der Staaten geschichtlich mehr bedeuten als die der Massen. So sehr wir in der eingehenderen Berücksichtigung der Parteiengeschichte eines der erfreulichen Momente unserer realistischeren Geschichtsbetrachtung sehen, so haben doch die Parteien und die wirtschaftlichen, sozialen und geistigen Massenbewegungen „die Bedeutung des Staatsganzen nicht herabgedrückt, sondern eher noch gesteigert“. „Gerade wenn sie zur Herrschaft im Staate gelangen, müssen die Parteien in gewissem Grade aufhören, Parteien zu sein, und anfangen, dienende Organe des Staates und seiner geschichtlichen Überlieferungen zu werden.“<sup>1)</sup> Im übrigen spielt hier bei der Abgrenzung des Stofflichen die große Frage nach dem Verhältnis des einzelnen zur Gemeinschaft mit: wer der naturalistischen Auffassung huldigt, der wird die historischen Persönlichkeiten, denen wir so weittragende Bedeutung und darum auch so viel Raum in der historischen Darstellung zugestehen, nur als Exemplar der Gattung oder Art behandeln und deshalb den verfügbaren Raum um so mehr der Schilderung der Massen widmen wollen. Doch diejenigen, die solches versuchten, haben sich wider Willen ja regelmäßig zu unserem Verfahren gedrängt gesehen.

Die staatliche Beziehung liefert für den Historiker sodann ganz direkt das Maß für die Berücksichtigung der einzelnen Teile der Kultur. Von der Lite-

ratur und der Kunst bringen wir bloß dasjenige zur Sprache, was mit dem Leben des Staates näher zusammenhängt.<sup>1)</sup> Wird der Historiker, der das Sturmsignal hört — Kampf ist ja das gesamte politische Leben —, die Geduld haben, eine Trachtengeschichte zu schreiben? Es wird ihm als eine unwürdige Beschäftigung erscheinen. Vermag man sich vorzustellen, daß Dahlmann — der keineswegs ohne starke künstlerische Anlagen war — sich die Zeit genommen hätte, eine Geschichte der Theaterdekoration zu verfassen?

Die geschichtliche Darstellung des Historikers kann unmöglich mit der Darstellung der ganzen Menschheitsgeschichte identisch sein. Wir suchen in dem Spiegel der politischen Geschichte aufzufangen, was uns von der großen Menschheitsgeschichte erkennbar ist. Aber kein Historiker könnte sich unterfangen, Menschheitsgeschichte zu schreiben. Soweit sie nicht überhaupt Angelegenheit des religiösen Glaubens ist, nimmt sie viel zu vielerlei Wissenschaften in Anspruch, als daß der Historiker sich als ihr klassischer Interpret betrachten dürfte. Wir beschränken uns auf die Gebiete, auf denen wir mit unserer Methode etwas Selbständiges zustande bringen. Die Geschichtswissenschaft des 19. Jahrhunderts hat, im Widerspruch gegen die Aufklärung, erkannt, daß der Staat ein zu starkes Element ist, als daß sich seine Geschichte zugunsten einer allgemeinen Menschheitsgeschichte zurücksetzen ließe. Er fordert seine eigene Wissenschaft oder vielmehr eine ganze Reihe von Wissenschaften.

In dem Rahmen, dem wir die vor-

1) So äußert sich ein bewährter Praktiker der neuern Geschichtschreibung, Friedjung. Vgl. *Histor. Ztschr.* 111, S. 145.

1) Meinecke, *Histor. Ztschr.* 111, S. 595.

stehende Schilderung gewidmet haben, bewegt sich neuerdings die deutsche Geschichtswissenschaft.<sup>1)</sup> Nicht an allen Stellen finden wir wahres Leben, und nicht überall erreichen die Versuche ihr Ziel. Virtuositum begegnet uns öfters da, wo wir echte Produktivität wünschten. Aber unsere Wissenschaft wird zum mindesten den richtigen Weg eingeschlagen haben. Denn diejenigen, die sich auf ihm vornehmlich halten, scheinen die ertragreichste Arbeit zu vollbringen.

Man hat uns einen anderen Weg vorgeschlagen, einen weiten Rückweg, den zur Aufklärung, zu ihrer „welthistorischen Auffassung“.<sup>2)</sup>

1) Einen mehr ins einzelne gehenden, mehr die namhaften einzelnen Erscheinungen der historischen Literatur berücksichtigenden Überblick über die Entwicklung der deutschen Geschichtschreibung in den letzten Jahrzehnten habe ich in dem Werk „Deutschland unter Kaiser Wilhelm II. Unter der Leitung von Ph. Zorn und H. v. Berger hrsg. von S. Körte, F. W. v. Löbell, G. Frh. v. Rheinbaben, H. Graf v. Schwerin-Löwig, Ad. Wagner“, 3. Band, (Berlin 1914), S. 21 ff. gegeben. Die daselbst gebotene Darstellung mag als Ergänzung zur obigen Skizze dienen.

2) Fueter S. 602. Er ist natürlich ein zu guter Kenner der Historiographie der Aufklärung, als daß er nicht den Zusatz machen sollte: „ohne in deren Fehler zu verfallen.“ Aber es wird in gar keiner Beziehung eine Rückkehr zur Aufklärung zu empfehlen sein. Die Versuche solcher Art, die während des 19. Jahrhunderts schon zu verschiedenen Malen — und keineswegs bloß innerhalb der Geschichtswissenschaft! — gemacht worden sind, haben sich ja nicht bewährt. Vgl. außer den obigen Andeutungen z. B. Pöhlmann a. a. O. S. 291. Fueter sieht auf dem Rückweg über die Aufklärung namentlich die Möglichkeit gegeben, daß die Ethnographie vom Historiker stärker herangezogen wird. Indessen abgesehen davon, daß uns hier die Aufklärung — die, wie F. selbst zugesteht, auch in der Ethnographie ganz tendenziös verfuhr, „exotischen Völkern nur deshalb Tugenden zuerkannte, weil

Wir bedürfen der Auffassung der Aufklärung nicht. Denn wenn sie einen weiten Horizont umspannt, so leistet uns Rankes Universalität den gleichen Dienst; ja einen noch größeren, da sie es nicht hindert, vielmehr fordert, die Bedeutung der Nation und des Staates energisch zu erfassen. Rankes universaler Spiegel der Betrachtung der Aktionen der Staaten räumt dem notwendigen Selbstbestimmungsrecht des einzelnen Staates freie Bewegung ein.<sup>1)</sup> Das ist eben ein so gewaltiger Fortschritt der Geschichtschreibung des 19. Jahrhunderts gegenüber der der Aufklärung

sie damit die Prä tensionen christlicher Apologeten zu erschüttern hoffte“ — nichts mehr zu sagen braucht, wir sind nicht stark genug, um die Arbeit des Ethnographen mit zu besorgen. Die Zeit, die wir so nötig für die Durchforschung der Urkundenbücher haben, müßten wir im Innern Brasiliens in der Unterhaltung mit Indianern zubringen, wenn wir in der Ethnographie Selbständiges leisten wollten. Ich bin persönlich ein Freund der ethnographischen Literatur, weiß aber ebendarum auch, daß die Ethnographie ihr reichliches Pensum Arbeit für sich verlangt. Vor allem jedoch sind die Beobachtungen, die sie uns liefert, zwar an sich der höchsten Aufmerksamkeit wert, steuern indessen zur Lösung der Fragen, mit denen wir uns in erster Linie beschäftigen, weniger bei. Dem Theologen z. B., der die Anfänge der Religion erforscht, bieten sie mehr als uns. Die Beurteilung des Verhältnisses von Ethnographie und Geschichtswissenschaft hängt bei F. doch damit zusammen, daß er dem Historiker im Kern die Menschheitsgeschichte als Aufgabe zuzuweisen geneigt ist, und diese Neigung wiederum entspringt einer Sympathie für die unpolitische Aufklärung, womit dann wieder ein Mangel an starker Abneigung gegen die soziologische und naturwissenschaftliche Geschichtsauffassung gegeben ist. Ich bespreche diese Dinge hier, um von neuem zu zeigen, wie die Abgrenzung der Wissenschaften mit großen Prinzipienfragen zusammenhängt.

1) Vgl. Meinecke, Weltbürgertum und Nationalstaat, 2. Aufl., S. 295 und 321.

rung, daß sie die starken Staatspersönlichkeiten vollauf würdigt.

Wir bleiben bei den Erkenntnissen, die durch die romantische Bewegung und in der Fortbildung ihrer Gedanken gewonnen sind.

Wir setzen dem Kosmopolitismus der Aufklärung das staatliche und nationale Bewußtsein, der Freihandelslehre des Manchestertums die wirtschaftliche Autarkie des Nationalstaates entgegen. Wir tragen den von der Aufklärung verachteten „Haupt- und Staatsaktionen“ Rechnung durch die Anerkennung „des Primats der äußeren Politik vor allen inneren Bedürfnissen, des Primats der unbedingten Voraussetzungen vor den bedingten Interessen des einzelnen, der sein Recht fordert: das ist der entscheidende Gesichtspunkt, aus dem Ranke Geschichte geschrieben und Bismarck sein Leben lang Politik gemacht hat“.<sup>1)</sup> Wir fassen den Begriff der Kultur tiefer, als die Aufklärung tat. „Kultur ist mehr als Zivilisation, ist nicht nur äußere Lebensführung und Lebenshaltung, sondern geistiges Sein auf Grund von Lebens- und Weltanschauungen und die Kraft, sie unter voller Einsetzung des Ichs zu vertreten.“<sup>2)</sup> Wir vermögen uns Kultur ohne das Bekenntnis zum eigenen Volkstum nicht zu denken. Wir glauben nicht wie die Aufklärung an ein Naturrecht und an eine für alle Völker gültige Staatsverfassung; Staatsrechtswissenschaft und Geschichtswissenschaft in Deutschland haben daran gearbeitet, das Vorwalten der ungeschichtlichen revolutionären Ideen zu beseitigen, das fremde, französische, ra-

dikale Element aus dem deutschen Blut auszuschneiden<sup>1)</sup>; sie haben uns dann verholten, einen Staat mit eigenen Einrichtungen zu besitzen, deutsche Freiheit gegen welsche Freiheit setzen zu können, wie heute bis in die Schweiz hinein deutsche Freiheit gegen welsche Freiheit verteidigt wird.<sup>2)</sup> Die romantische Wissenschaft erschloß uns das Verständnis für den Volksgeist, den deutschen Volksgeist, und half uns den deutschen Nationalstaat aufzurichten. Auch da, wo sich Nation und Staat spalten, bewährt dieser seine veredelnde Kraft. Aber die volle Poesie des Lebens bleibt nur im Nationalstaat gesichert. „Der deutsche Volksgeist ist es, der auch heute mit dem deutschen Staatsgeist, mit dem er in der entscheidenden Stunde in eins verschmolz, sich restlos deckt. Aus seiner Deutscherheit schöpft das Deutsche Reich seine unüberwindliche Kraft. Daß das Deutsche Reich in seinem Wesenskern deutscher Nationalstaat ist, darauf beruht seine Unzerstörbarkeit.“<sup>3)</sup>

1) Vgl. zu der oben Sp. 1187 zitierten Literatur die prägnanten Formulierungen bei M. Ritter, L. v. Ranke, S. 32, und F. Meinecke, Histor. Ztschr. 75, S. 394. Interessant über diese Beziehungen, unter Verwertung unserer jüngsten Erlebnisse, ist W. Andreas, Süd-deutsche Monatshefte, April 1915, S. 17. E. W. Mayer, Preuß. Jahrbücher 161, S. 66ff.

2) Vgl. die denkwürdige Sitzung des Schweizer Nationalrats vom 16. Juni 1915, in der der Abg. Bühlmann erklärte (Bericht des „Berner Bunds“ vom 17. Juni, Nr. 277): „Wir Deutschschweizer müssen es ablehnen, uns als Eidgenossen zweiten Ranges behandeln zu lassen. ... Persönliche Freiheit ist nur möglich im freien, selbständigen Staat; sie muß sich also dem Staatswohl unterordnen. Das ist unsere deutschschweizerische Meinung.“

3) O. v. Gierke, Der deutsche Volksgeist im Kriege (Politische Flugschriften, hrsg. von E. Jäckh, 46. Heft), S. 26.

1) H. Oncken, Bismarck und die Zukunft Mitteleuropas (Heidelberg 1915), S. 15.

2) D. Schäfer, Das deutsche Volk und der Osten (Vorträge der Gehe-Stiftung, 1915, 3. Heft), S. 35.



## Kriegsdichtung.

Von Oskar Walzel.

Vor kurzem führte mich mein Weg nach dem Norden Deutschlands. Mit hoher Freude konnte ich beobachten, wie überall in deutschen Landen man sich in die neuen und schweren Lebensbedingungen des Tages hineinfindet. Der Deutsche, dem sein Gegner, dem sogar der Deutsche selbst gern Umständlichkeit und Mangel an rascher Entschlußkraft vorwirft, paßt sich mit Geschick und mit rastloser Tatkraft den Ansprüchen des Augenblicks an und weiß sie mit Vorteil zu nutzen. Längst ist ihm aufgegangen, daß er dem Vaterland keinen besseren Dienst erweisen und für die Gegenwart wie für die Zukunft Deutschlands nicht besser sorgen kann, als wenn er mit doppeltem Eifer sein Handwerk weitertreibt. Aber er weiß auch schon, welche Wendung er jetzt dieser Arbeit zu geben hat, um sie ganz fruchtbar zu machen. Vielen, ja unzähligen fehlen heute ebenso die Stoffe für ihre gewohnte Tätigkeit wie die Abnehmer. Allein sie haben neue Stoffe herangeholt und neue Abnehmerkreise geschaffen. Die großen Hafenstädte, die durch das Stocken des Weltverkehrs am stärksten getroffen sind, feiern nicht. Keiner wartet ab, daß ihm die alten Arbeitsbedingungen wiedergeschenkt werden. Was der Krieg fordert, was für die Heere draußen im Feld, was für die Daheimgebliebenen zu leisten ist, gibt reichlich zu tun. Jede neue Erwerbsmöglichkeit wird ausgenutzt. Und die Arbeit belohnt sich selbst. Sie schafft Geld und mehrt die Mittel, deren das bedrängte Vaterland bedarf. Sie erweckt vor allem die feste Zuversicht, daß die ungeheure Erschütterung dem Deutschen innere Festigung bringt. Mit-

ten im Sturm mußte das Steuer ganz herumgedreht werden. Das Fahrzeug ist fest genug gebaut, sein Schwerpunkt liegt an so guter Stelle, daß es bei solchem Schwenken kein Unheil erlitten hat. Ruhig und sicher strebt es in der neuen Richtung weiter. Was im Frieden unmöglich schien, wird jetzt unter ungemein schwierigeren Voraussetzungen Wirklichkeit. Der rechte Augenblick wurde nicht versäumt, der Deutsche fand sofort den nötigen Anschluß. Im Dienste des Vaterlandes schafft er nach den Erfordernissen des Tages. Der zerstörenden Wirkung des Krieges setzt er — mitten im Krieg — die aufbauende Kraft friedlicher Arbeit entgegen.

Den gleichen raschen Anschluß an die Wünsche des Tages fand als erster unmittelbar nach Kriegsbeginn der deutsche Dichter. Eine neue Kriegspoesie war sofort zur Stelle, sie ließ ihre Stimme kräftig ertönen, als in den ersten Tagen des August 1914 auf allen übrigen Gebieten der Kultur feste neue Ziele sich noch nicht herausgebildet hatten. Schier mochte mancher erschrecken vor der Überfülle von Versen, die ihn unversehens überflutete. Gewiß gab es da nur wenig Mittelgut und viel Wertloses. Vielfach bestätigte sich das alte Wort, Empörung schmiede den Vers, so gut sie eben könne. Bald fing man an, über die gesamte dichterische Leistung dieser Tage den Mund spöttisch zu rümpfen. Mit dem Mittelmäßigen und Schlechten verwarf man das Gute. Den geistig Vornehmen wurde zur Gewohnheit, auch über die Kriegsdichtung der bedeutenden deutschen Poeten den Stab zu brechen. All das tauge nichts und

beweise nur, daß die Dichter unserer Tage den rechten Ton nicht finden und dem großen Augenblick nicht gerecht werden könnten. Angesichts der jüngsten Leistungen deutscher Vorkriegsdichtung sei das auch nicht verwunderlich.

Sollte solche herbe Abschätzung den rechten Standpunkt nicht ganz verfehlen? Sie mag immerhin in der sittlichen Strenge deutscher Selbstbeurteilung wurzeln. Allein es ist bitteres Unrecht, in einem Augenblick, da ein ganzes Volk aus tiefinnerlicher Erregung heraus für sein Gefühl nach einem erlösenden Wort sucht und ein Dichter nach dem anderen es zu formen strebt, der Dichtung des Tages mit der gleichen zweifelhaften Strenge entgegenzutreten, die in Friedenszeiten den meisten wie etwas Selbstverständliches erscheint. Hier sei nicht die Frage aufgeworfen, wieweit auch in Friedenszeiten die überstreng ablehnende Zweifelsucht ein Vergehen bedeutet, wieweit sie grundsätzlich dem Künstler unrecht tut. Doch jetzt geziemt es sich wahrlich nicht, satt und bequem im Lehnstuhl zu sitzen und mit überlegener Richtermiene abzuweisen, was in einer Zeit schwerer Not dem Deutschen die Dichter zurufen, denen in ruhiger Friedenszeit echte Kunstwerke geglückt waren. Am wenigsten mag es ziemen, ihnen bewußte Widersprüche zwischen ihrer Friedensarbeit von einst und ihrer Kriegspoesie von heute vorzuwerfen, diese Kriegspoesie mithin als unecht und gemacht hinzustellen. Möge immer der Nachwelt strengere Prüfung und schärferes Urteil vorbehalten bleiben! Vorläufig aber sei unseren Dichtern uneingeschränkt Dank gesagt für die Arbeit, die sie im Dienst des Tages leisten.

Der stärkste, der scheinbar berechtigte Einwand, der gegen die Kriegs-

poesie unserer Tage erhoben wird, lautet: noch ist keine Dichtung erstanden, die in aller Mund gelangt wäre und von allen wiederholt wird. Das im höchsten Sinn erlösende Wort hat noch keiner gesprochen.

Ohne Zweifel stehen die ganz neuen Bedingungen dieses Krieges äußerlich wie innerlich, für den Krieger wie für den Daheimgebliebenen, jedem Versuch, das Gefühl aller in eine einzige Dichtung zu bannen, hemmend im Wege. Da ist zunächst kein Raum für flotte Marschlieder; im Schützengraben oder im Kampf um den Schützengraben käme selbst das lebendigste und frischeste kaum zu seinem Recht. Immerhin ist längst dafür gesorgt, daß die neue Kriegspoesie bis in die weitest vorgeschobenen Stellungen gelange. Gleich die ersten kleinen Büchelchen, in denen Soldatenlieder fürs Feld zusammengestellt wurden, nahmen jüngste Dichtung auf. Nur das „Kriegsliederbuch für das deutsche Heer“, das von der Kommission für das Kaiserliche Kriegsliederbuch besorgt worden ist, verzichtet völlig auf den neuen Zuwachs, vielleicht auch, um ein vorgeschriebenes Höchstmaß des Umfangs nicht zu überschreiten. Allerdings bringt noch das allerwinzigste der neuen Kriegsliederbücher, das mir in die Hände gekommen ist, einiges Neue. Es ist der Ortsgruppe Dresden des deutschen Riesengebirgsvereins zu danken. Die Sammlung des Evangelisch-Sozialen Presseverbandes für die Provinz Sachsen in Halle nahm sofort Gedichte von Beyer, Dehmel, Flaischlen, G. Hauptmann, Klabund, Presber, R. A. Schröder u. a. auf. Das Büchlein des Christlichen Soldatenbunds im Königreich Sachsen begnügte sich anfangs mit einem Anhang neuer Lieder; in dauernder Umgestaltung stieg sein Gewicht von 30 auf 45 Gramm, dafür umfaßt es

jetzt einige Dutzend neuer Sänge, so daß Altes und Neues sich die Wage halten. Die beiden Bändchen der „Insel-Bücherei“, „Deutsche Kriegslieder“ und „Deutsche Vaterlandslieder“, räumen dem Neuen weniger Platz ein. Nur Neues bieten die verschiedenen Gaben des Verlages Diederichs. Gleiches gilt von den Heften Julius Babs „Der deutsche Krieg im deutschen Gedicht“, die indes in ihrer Ausstattung den Bedürfnissen des Felddienstes nicht entgegenkommen. Auch Karl Quenzels Auslese deutscher und österreichischer Kriegs- und Siegeslieder „Des Vaterlandes Hochgesang“, die das Alte in einen kürzeren Anhang verweist, dürfte vermöge ihres Umfangs kaum für das Feld taugen.

Noch aber darf ich nicht behaupten, daß dies Neue im Felde wirklich gesungen wird. Beweise hätte ich nicht vorzulegen. Vielleicht bringt sie die Zukunft. Noch immer dürfte — ganz wie zu Beginn des Krieges — die volksmäßige Umdichtung von Uhlands „Guten Kameraden“ in aller Mund sein. Die Kommission für das Kaiserliche Kriegsliederbuch ließ sich das Lied nicht entgehen, andere Sammler folgten ihrem Vorgang, wieder andere begnügten sich mit dem echten Text Uhlands. Die Umdichtung wird durch den echten Text kaum verdrängt werden und auch nicht durch die abfälligen Urteile, die von gelehrter Seite gegen sie erhoben werden. Der Kenner deutscher Volksliedsdichtung sollte freilich sein ästhetisches oder sittliches Urteil über die Umwandlung lieber zurückhalten. Das Gedicht Uhlands ist durch sie nicht schöner und nicht besser geworden. Aber es erlebte nichts anderes, als was längst vielen Liedern widerfuhr, die wirklich in den Volksmund übergingen. Es wurde „zersungen“. Warum achten wir dieses „Zersingen“ nur, wenn es durch das Al-

ter geheiligt ist? Ehe das Lied „Es steht eine Linde in jenem Tal“ zu den Formen gelangte, in denen das 16. Jahrhundert es uns überliefert, hatte es nicht wesentlich anderes durchzumachen als Uhlands Gedicht auf dem Weg zu dem Volkslied von heute. Ich wage diese Behauptung, obwohl ich weiß, daß der Weg nicht immer sauber und anständig war.

Vor mir liegt ein Heftchen mit der Überschrift „Modernes Liederbuch. Die kleinen Mäuschen von Berlin aus der Posse ‚Fräulein Trallala‘ sowie die Lieder Die Männer sind alle Verbrecher, Es war in Schöneberg“ usw. Es ist im Verlag moderner Lektüre erschienen. Unter Couplets und Brettelliedern steht da (S. 57 f.) ein Lied „Die Vöglein im Walde“. Wie die Umformung von Uhlands Gedicht verkürzt dieses Lied die erste Strophe des „Guten Kameraden“ um den fünften Vers und läßt ebenso den Kehrgesang folgen: „Gloria, Gloria, Gloria, Viktoria“ und weiter bis zu den Worten „In der Heimat, in der Heimat, Da gibt's ein Wiedersehn!“ Nun aber geht es fort: „Hamburg ist ein schönes Städtchen, Weil es an der Elbe liegt...“; in neuen Versen wird zuletzt ein „lieber Schweizerbua“ herbeibemüht. Dann ist noch zu lesen: „Musik von W. Lindemann. Preis 1 Mark. Cabaret-Verlag, Karlshorst.“

Soll nun sittlich geeifert werden, daß unsere Soldaten solchen Tand singen? Eins ist ja sicher: wenn nicht schon die übliche Umformung des „Guten Kameraden“ bezeugte, daß sie ihre seltsamen Verknüpfungen und Verkettungen dem Grundsatz eines musikalischen Potpourris dankt, die „Vöglein im Walde“, wie sie in diesem „Modernen Liederbuch“ stehen, wiesen unverkennbar auf die Potpourritechnik hin. Und so bleibt nur übrig, die seltsamen Pfade



zu bestaunen, auf denen ein echtes Volkslied entsteht. Was da geworden ist, hat Hunderttausenden von den Lippen geklungen, als sie zum Kampf hinaus zogen; das dunkle Vorgefühl einer nächsten Zukunft, die sie vor ganz Neues und Unbekanntes stellen sollte, wurde ihnen in diesem Lied zu Worten. Es lieh ihnen Kraft zu dem mächtigen Aufschwung, den sie alle in sich erlebten.

Sie sangen das Lied, weil es ihnen geläufig war. Denn selbstverständlich ging es nicht erst zu Beginn des Krieges in den Soldatenmund über. Man sagt mir, daß es genau im gleichen Wortlaut schon vor Jahrzehnten im deutschen Heer gesungen worden sei. Nur zum Lieblingslied war es im August 1914 geworden, zu einem Sang, der neben der „Wacht am Rhein“ und neben „Deutschland, Deutschland über alles!“ am häufigsten erklang. Der Vorgang bezeugt deutlich genug, daß nur nach langer Vorbereitung ein Soldaten-sang wirklich durchgreifen kann. Nicht von heute auf morgen setzt er sich durch.

Und so war denn auch das Lied zu hören:

Deutschland, ach Deutschland, ich muß dich  
verlassen,

Deutschland, ach Deutschland, ich muß dich  
verlassen!

Frankreich, das läßt mir, das läßt mir keine  
Ruh',

Morgen marschieren wir nach Frankreich zu.  
Dieser Sang umtönte mich schon vor Jahren, wenn ich in den Wäldern von Wilhelmshöhe den Kasseler Füsilieren begegnete. Jetzt wurde der altgewohnte Text lediglich erweitert, und neben die Franzosen traten die englischen Söldner und die Russen im Osten. Nur im Kreise ganz neuer Heeresbildungen kam rasch auch ein ganz neues Lied zur Geltung. Seiner Majestät Motorradfah-

rer durften sich solches leisten. Sie fühlten sich als etwas Besonderes und sprachen dies Hochgefühl in Versen aus.

Auf Altbewährtes zurückzugreifen, dem Alten einen neuen Gefühlston zu leihen, scheint durchgehender Brauch des Krieges- und Soldatensangs zu sein. Die Jahre 1870 und 1871 beweisen das. Sie fanden ihr Lebensgefühl wieder in Liedern, die damals schon ein Menschenalter durchlebt hatten. Als Thiers 1840 die Rheingrenze für Frankreich forderte, sang Nikolaus Becker sein Rheinlied „Sie sollen ihn nicht haben, Den freien deutschen Rhein“. Schneckeburger folgte mit der „Wacht am Rhein“; bald darauf schuf Hoffmann von Fallersleben zu Haydns Musik sein „Deutschland, Deutschland über alles“. Diese vaterländische Poesie widerstrebte dem eigentlichen Zuge der Zeit. Becker mußte sich die Frage gefallen lassen, ob der Rhein wirklich frei sei. Und im vollen Gegensatz zu Becker und seiner Nachfolge erstand in den nächsten Jahren eine aufwiegelnde, dem bestehenden Deutschland und seinen Herrschern feindliche Poesie. Gleichwohl wurde Beckers Lied, getragen von den Tönen Konradin Kreutzers oder Schumanns oder eines anderen seiner vielen Vertoner, den Deutschen jener Tage mundgerecht. Zu Beginn der siebziger Jahre indes holte man nicht Beckers Lied wieder hervor. Auch heute steht es zwar in den Kriegsliederbüchlein, aber zu hören ist es kaum. Dagegen feierten 1870 die „Wacht am Rhein“ und „Deutschland, Deutschland über alles“ ihre Auferstehung, noch mehr: nun erst wurden sie echte Volkslieder. Sie blieben es bis auf den heutigen Tag und standen beim Ausbruch des Krieges im Vordergrund. Ihr Beharrungsvermögen ist so stark, daß vorläufig die alte „Wacht am Rhein“ von

dem Versuche F. Avenarius', sie zeitgemäß umzuformen, noch nicht verdrängt worden ist.

Vor allem aber ließen im deutsch-französischen Kriege die Lieder von 1840/41 die neue Poesie der Jahre 1870/71 nicht aufkommen. Allerdings hatte der große Moment kein großes Dichtergeschlecht vorgefunden. Recht vereinzelt stand als kraftvolle Leistung Treitschkes „Lied vom schwarzen Adler“ da. Freiligrath schuf neben der wuchtigen „Trompete von Gravelotte“ (Pedanten der geschichtlichen Genauigkeit betiteln das Gedicht: „Die Trompete von Vionville“) etwas so Leeres wie sein „Hurra, du stolzes, schönes Weib, Hurra, Germania! Wie kühn mit vorgebeugtem Leib Am Rheine stehst du da!“ — das ist ganz so kitschig wie Schillings Niederwalddenkmal. Geibel fand sich nur mühsam zurück zu den vaterländischen Tönen seiner Jugend. Und so blieb noch das Beste der neue humoristische Sang. Wolrad Kreuslers „König Wilhelm saß ganz heiter“ und Gottlieb Hoffmanns „Kutschkelied“ erscheinen mit gutem Recht in den Sammlungen von heute. Und neben den alten Kutschke trat jüngst ein neuer und zeitgemäßer, ganz wie der alten „Wacht am Rhein“ schon in den ersten Wochen des Krieges die Umdichtung von Avenarius folgte.

Was den Jahren 1870 und 1871 versagt blieb, wurde bald darauf Erfüllung. Der Rückblick auf die große Zeit schuf echte und große Poesie. Der deutsche Dichter, dem durch den Krieg sein Weg gewiesen wurde, war Detlev von Liliencron. Und doch fahndet man jetzt vergeblich in den Sammlungen unserer Tage nach seinen Versen. Sie kommen so wenig zu Wort wie Fontanes vaterländische Sänge. Eher noch ist Wildenbruch zu vernehmen. Doch

spürt der Kenner, daß mindestens die erzählende Kriegsskizze von heute (schon wäre von trefflichen Leistungen zu berichten) durch Liliencrons Art bestimmt ist. Nur beihin sei angedeutet, daß der Krieg von 1870 und 1871 dem Schweizer Conrad Ferdinand Meyer seine künstlerische Bestimmung offenbart hat. Nicht nur die knappe und kraftvolle Kunst von „Huttens letzten Tagen“ (auch sie bleibt heute leider unbeachtet), sogar Meyers geschichtliche Erzählung ist durch den Krieg zu ihren bezeichnenden Gebärden gekommen. Ebenso weise ich nur beihin auf die Bedeutung, die für das allmähliche Durchdringen Richard Wagners die Stimmung der Nachkriegszeit hatte.

Zeugnis um Zeugnis könnte vorgelegt werden für die seltsamen Schicksale der Kriegspoesie: zähes Beharren beim Alten, langsames Vordringen des Neuen, völlige Anpassung des Lebensgefühls späterer Zeit an Dichtungen, die einem durchaus gegensätzlichen Lebensgefühl entstammen. Doch noch weit Sonderbareres ist zu melden. Ich lege Zeugnisse vor, die der Nachgeschichte volkstümlicher Lieder eine ganz überraschende Beleuchtung leihen.

Arnim schrieb am 14. Juli 1811 an Jakob Grimm: „Die französischen Trompeter, die das Schillersche Reiterlied sehr häufig blasen, wissen wahrhaftig von Zumsteeg und Schiller nichts und glauben, der liebe Gott habe es ihnen zum Trost in Spanien verliehen, wenn sie nichts zu fressen haben, wie es denn auch wahr sein mag, daß niemand das gehört, was ihn begeistert.“

Daß niemand das gehört, was ihn begeistert, dieses treffende Wort Arnims wird durch vieles bestätigt, was oben vorzubringen war. Gleichwohl war uns noch nichts begegnet von der Tragweite der Nachricht Arnims. Schillers

Reiterlied, eine der Dichtungen, in denen Schiller die Stimmung der kommenden Befreiungskriege vorwegzunehmen scheint, spendet den Soldaten Napoleons eine Melodie, die ihnen im Kampf vorantönt! Die fast unglaubliche Tatsache wird bestätigt durch das 18. Kapitel von Eichendorffs Roman „Ahnung und Gegenwart“. Da belauscht ein deutscher Patriot französische Offiziere. Ein Offizier steht auf, hebt sein Glas in die Höh' und fängt an Schillers Reiterlied zu singen. Die anderen stimmen mit vollen Kehlen ein. Ein Offizier mit einem feuerroten Gesicht, in dem alle menschliche Bildung zerfetzt ist, tritt hinzu, schlägt mit dem Säbel auf den Tisch, daß die Gläser klirren, und pfeift durchdringend den Dessauer Marsch drein. Ein allgemeines wildes Gelächter belohnt die Zote.

Der Vorgang, den Eichendorff berichtet, den er schwerlich erdichtet, wird faßlicher, wenn man bedenkt, daß in Napoleons Heere auch Deutsche kämpften. Gern versteht man, daß Arnim durch eine zeitgemäße Umarbeitung das Reiterlied Schillers den Franzosen zu entwinden versuchte. Er übertrug es, wie richtig gesagt worden ist, gleichsam in die preußische Soldatensprache. Bei Arnim heißt es: „Im Felde, da ist der Preuße was wert“ oder „Aus der Welt der Deutsche verschwunden ist, Da sind nur Franzosen und Knechte“. Oder er macht aus Schillers „Er wirbt nicht lange, er zeigt nicht Gold, Im Sturm erringt er den Minnesold“ zeitgemäßer: „Ich klopf' mit dem Säbel nur an die Tür, Franzosen, die fang' ich zu Dutzend hier.“

Die Umgestaltung Arnims steht in einem Heftchen „Kriegslieder“, die er für den Krieg von 1806 herausgab. Etwas anders als mit Schillers Reiterlied verfuhr er mit Luthers altem Kampf-

lied „Ein' feste Burg ist unser Gott“. Hans Michael Moscherosch hatte um 1640 an Luthers Lied sein „Gott ist der Christen Hülff und Macht“ angelehnt, um aus dem geistlichen Kampflied ein Kriegslied zu machen. Im „Wunderhorn“ wie in den „Kriegsliedern“ arbeitete Arnim Luthers Trutzgesang und Moscheroschs Nachdichtung ineinander, doch nur in den „Kriegsliedern“ nahm er Bezug auf Preußen. In den „Kriegsliedern“ nutzte er noch andere Sänge des 17. Jahrhunderts: Jakob Vogels „Kein sel'grer Tod ist in der Welt“ von 1626, Julius Wilhelm Zinkgreffs „So gehe tapfer an, mein Sohn, mein Kriegsgenosse“ von 1624 und Georg Rudolf Weckherlins „Frisch auf, ihr tapfere Soldaten“. Zum Teil erscheinen diese Lieder auch im „Wunderhorn“, aber wiederum nur in den „Kriegsliedern“ sind sie ins Preußische gewendet. Den preußischen Grundton wahren noch in den „Kriegsliedern“ alte Volkslieder, die ebenfalls im „Wunderhorn“ erscheinen, und ganz besonders ein vaterländisches Gedicht Arnims zu der Melodie „God save the king“, also ein neuer Text zur Hohenzollernhymne; 1813 versuchte Arnim abermals, der Hohenzollernhymne neue Worte unterzulegen.

In Arnims „Kriegsliedern“ erscheint nicht „Prinz Eugenius, der edle Ritter“, das Lied, das wie ein erratischer Block dasteht innerhalb der Ode deutscher Dichtung vom Anfang des 18. Jahrhunderts. Es widerstrebt wohl zu kräftig einer Umsetzung ins Preußische. Auch Schubarts „Kaplid“ blieb fort, obwohl Arnim sehr wohl wußte, daß es längst zu einem echten Volkslied geworden war. Der wehe Abschiedsruf der Schwaben, die von ihrem Fürsten an die Holländer verschachert worden waren, taugte so wenig in ein anspornendes, aufweckendes Soldatenlied-



buch wie das Straßburger Deserteurgedicht, dem Arnim im „Wunderhorn“ seine volkstümlichste Form gab, als er es mit den Vorstellungen vom Schweizer Heimweh und von der rührenden und Sehnsucht weckenden Kraft des Alphorns verband.

Durchaus bewähren Arnims „Kriegslieder“ die richtige Einsicht ihres Herausgebers, daß Kriegspoesie, die in den Mund aller kommen soll und will, an das Altgewohnte anknüpfen muß. Ob er es im einzelnen recht angepackt hat, stehe dahin. Ein guter Griff war sicherlich, Schillers Reiterlied zu nutzen. Noch Theodor Körner stützte sich auf das Reiterlied. Er arbeitete es nicht um, er schuf auch kein Gedicht, das sich völlig der Melodie des Reiterliedes angepaßt hätte. Aber „Lützows wilde Jagd“ weicht nur wenig von der rhythmischen Form des Reiterlieds ab. Es erweitert die sechszeilige Strophe, die von Schillers Reiterlied fast genau so wie von dessen „Berglied“ verwertet wird, zu einer siebenzeiligen, indem es dem dritten Vers einen gleichgebauten mit gleichem Reim folgen läßt; dieser Reim erscheint mithin dreimal bei Körner. Dem Reiterlied steht „Lützows wilde Jagd“ näher als dem „Berglied“. Nur die Schlußfigur jeder Strophe, der kehrreimartig wiederholte Einsatz der vorletzten Zeile „Und wenn ihr die schwarzen Gesellen (Jäger, Schwimmer, Reiter, Gefallnen) fragt . . .“ erinnert an den ähnlich gebauten Ausgang der ersten Strophe des „Berglieds“.

„Lützows wilde Jagd“ blieb auf die Melodie des Reiterlieds nicht dauernd angewiesen, weder auf die Vertonung Zumsteegs noch auf die weiterverbreitete Zahns. Karl Maria von Weber schenkte diesem wie anderen Sängen Körners eigene Töne. Doch wußte Körner sehr wohl, wie nutzbringend die

Anlehnung an eine volkstümliche Melodie ist, wenn es gilt, für rasche Aufnahme eines Lieds zu sorgen. Körner dichtete denn auch sein „Jägerlied“ („Frisch auf, ihr Jäger, frei und flink“) zur Melodie von Schuberts „Kaplied“, das „Lied der schwarzen Jäger“ („Ins Feld, ins Feld! Die Rachegeister mahnen“) nach der Melodie von M. Claudius' Rheingesang, „Unsere Zuversicht“ („Wir rufen dich mit freud'gen Blicken“), nach Georg Neumarks „Wer nur den lieben Gott läßt walten“, sein „Trinklied vor der Schlacht“ („Schlacht, du brichst an!“) nach Karl Gottlob Cramers „Kriegslied“ („Feinde ringsum“). Abermals wäre unvorsichtig, sich über die Art der Vorlage sittlich zu ereifern. Cramers vielgesungenes Lied stammt aus einem seiner vielgescholtenen Ritterromane. Noch überraschender mag scheinen, daß Körners Lied „Männer und Buben“ („Das Volk steht auf, der Sturm bricht los“) auf dem burschikos behaglichen Sang „Brüder, mir ist alles gleich“ fußt. Der innere Gegensatz von Vorlage und Nachbild ist nicht viel geringer als bei der Umwandlung weltlicher Sauf- und Buhlgesänge in geistliche Lieder zur Zeit des altheimischen Volkslieds. Da entspricht etwa einem sehr weltlichen „Den liebsten bulen, den ich han, der ist mit reifen bunden“ ein geistlich gewendetes „Den liebsten herren, den ich han, der ward an die sul gebunden“, da wird aus einem unsaubern „Es wolt ein jäger jagen, jagen vor jenem holz“ ein gottesfürchtiges „Es wolt ein jäger jagen, er jagt vom himels tron“.

Die Kriegspoesie unserer Tage kennt den Wert solcher Anlehnung und sucht ihn zu nutzen. Gerhart Hauptmann prägte sein „O mein Vaterland, heiliges Heimatland“ nach Gottfried Kellers „An mein Vaterland“, das mit der Melodie

von Wilhelm Baumgartner eins der meistgesungenen Schweizer Volkslieder geworden ist. Freilich liegt es dem Deutschen im Reich ferner. Dafür lehnte sich Otto Warnsdorf ganz so wie einst Wolrad Kreusler an die Melodie von „Prinz Eugenius, der edle Ritter“ an, als er seinen „Handstreich von Lüttich“, ebenso F. Hussong, als er sein „Lied vom General Hindenburg“ dichtete; Gustav Starckes humoristisches Lied auf Hindenburg benutzt die Melodie von „O Tannenbaum, o Tannenbaum“; genau so macht es ein Spottlied auf Zar Nikolaus, England und den Franzmann, das 1914 in der Wachtstube einer Mainzer Kaserne entstand. Zeitgemäße Umformung altgewohnter Sänge wagte wie Arnim auch Max Beyer: „Ich bin ein Deutscher! Kennt ihr meine Farben?“. Hier sei nochmals Avenarius' Umdichtung der „Wacht am Rhein“ erwähnt.

Leicht sangbar muß das Kriegslied sein, wenn es durchdringen will. Darum setzt es gern mehr Wert auf stark rhythmische Versmelodie als auf sorgfältige Ausprägung des sinnvollen Wortes. An E. M. Arndts rauschenden Gesängen wurde längst beobachtet, daß der starke Rhythmus den natürlichen Ton des Wortes überwältigt. Das ist schon — etwa in dem Lied „Wer soll der Hüter sein?“ — ohne Vertonung mehr Musik als Wortkunst. Weit stärker noch huldigt solchem Brauch der Engländer. Englische Kriegslieder, auch die Sänge R. Kiplings, legen auf den Inhalt der Worte wenig Gewicht. Sie wollen kräftig tönen und sich zu wirksamen Klangfiguren zusammenschließen. Selbst an A. Tennysons hochberühmtem Sang auf die Sechshundert von Balaklawa läßt sich das beobachten; und noch an Fontanes freier Übersetzung des Liedes. Kehrreimartig ziehen sich die stärksten

Wortklänge durch das Ganze. Es ist, als ob ein bewegter Rhythmus die Worte nur um ihrer musikalischen Wirkung willen heranzöge. Steigt man tiefer herab, so stößt man im englischen Soldatenlied beinahe auf bewußt gereimten Unsinn. Arnim parodierte einmal den englischen Brauch. Ihm war es gegeben, Versmelodien so glücklich herauszuhören und so fest sich einzuprägen, daß er eine übernommene Versmelodie endlos weitertreiben konnte. Das beweist neben anderem auch die oben erwähnte Umdichtung von „God save the king“. Im zweiten Teil von „Halle und Jerusalem“ läßt Arnim die Engländer bei der Belagerung von Acre gereimten Unsinn singen, der den geschilderten Brauch und Mißbrauch glänzend kennzeichnet; er beginnt:

Rund ist der Tisch,  
Die Welt ist rund,  
Der Freunde Bund  
Sitzt rings noch frisch,  
Laßt die Kappen schellen,  
Laßt die Hunde bellen,  
Laßt die Feinde schießen,  
Besser wär' es, wenn sie's ließen.

Mit Vermannigfaltigung des Kehrreims heißt es später:

Faßt mir den Stuhl  
Und rutscht dreimal,  
Das macht den Saal  
Zur Judenschul':  
Laßt die Gläser klingen,  
Laßt die Kehlen singen,  
Laßt die Feinde schießen,  
Nichts soll heute uns verdrießen.

Das soll den eigenen Ton englischen Humors treffen, möchte ein trockenes Lachen durch Verquickung des Gegensatzlichen wachrufen. So beginnt eine andere Strophe: „Pro patria Heißt mein Taback, Und mein Verhack Das ist ganz nah.“ Und wieder schließt ein abgewandelter Kehrreim: „Laßt die Feinde schießen, Will mein Leben noch genie-

Ben.“ Gleiches ist heute wie einst im englischen Soldatenlied zu finden, wenn Tommy Atkins nicht vollends vorzieht, etwas wie ein Couplet aus einer Operette zu singen, das abermals in kehrreimartig wiederholten Worten auf kräftiges Klingeln oder auch auf kreischendes Schreien angelegt ist. Uns Deutschen erscheint es ja seltsam, daß Soldaten mit dem Tingeltangelsang von Tipperary auf den Lippen heldenhaft untergehen können. Nur sei nicht übersehen, wie nah an solche Art auch der umgewandelte „Gute Kamerad“ herankommt!

Und noch eins! Diese Soldatenlieder wollen dem Gedächtnis keine große Last zumuten. Sie wollen eine Melodie schlecht und recht mit Worten füllen, die sich leicht der Erinnerung einprägen. Ausrufe, ja onomatopoetische Bildungen haften am raschesten. Und so singt auch der süddeutsche Soldat: Wenn die Soldaten durch die Stadt marschieren,

Öffnen die Mädchen Fenster und die Türen.  
Ei warum? Ei darum!  
Ei warum? Ei darum!  
Ei bloß weg'n dem Schingderatta, Bumderassa, Schingdara!

Das geht durch fünf Strophen weiter. Zugrunde liegt ein längeres Lied mit gleichem Anfang.

All das beruht auf leichtbegreiflichen Wünschen und Neigungen. Und es bedingt eine deutliche Scheidung innerhalb aller Kriegsliteratur. Auf der einen Seite stehen die leicht sangbaren Lieder, die mit Ausrufen und Anrufen arbeiten, auf der anderen die ausgeführteren Sänge, die gern einen Rückblick eröffnen auf Taten des Krieges. Ganz Allgemeines dort, Persönlicheres hier. Dort ein Anstacheln zu kühner Tat, hier geschichtliche Rückschau.

Die Scheidung ist mindestens innerhalb germanischer Schlachtpoesie uralt. Schon das oft angeführte dritte

Kapitel der „Germania“ des Tacitus trennt ausdrücklich die Lieder auf Helden (es nennt auffallenderweise Herkules) von dem barditus, der lediglich zündend wirken soll. Dieser barditus war weit mehr Schlachtgeschrei, unartikulierter Laut, ein Jauchzen und Jodeln, vielleicht onomatopoetische Nachbildung des Donners, als ein Lied von Krieg und Schlacht.

Genau der gleiche Gegensatz läßt sich an dem ältesten deutschen Kriegslied beobachten, an dem Ludwigslied. Es feiert in geschichtlichem Rückblick den Sieg Ludwigs III. über die Normannen; er wurde bei Saucourt am 3. August 881 errungen. Innerhalb des geschichtlich darstellenden Lob- und Preisliedes auf Ludwig heißt es: „Ther kuning reit kuono, Sang lioth frâno, Ioh alle saman sungun ‚Kyrrieleison‘.“ Der König singt ein heiliges Lied, nicht aber ein Lied auf ein einzelnes Ereignis oder auf einen einzelnen Helden. Seine Mannen begnügen sich vollends mit der Wiederholung des Kehrreims „Kyrie eleison“. Das Ludwigslied selbst dürfte schwerlich in Schlachten gesungen worden sein.

Wiederum das gleiche gilt für die Kriegsgesänge des 16. Jahrhunderts. Am 27. April 1522 hatten die Schweizer Söldner die Landsknechte bei Bicocca angegriffen. Sie wurden mit blutigen Köpfen heimgeschickt. „Bruder Veit“ lohnte die „Heinis“, die „Schweizer Knaben“ aus: so nahm das die Zeit. Ein Landsknecht dichtete ein ledernes Zeitungslied auf den Tag. Unglaublich grob antwortete der Berner Dichter, Maler und Staatsmann Niklaus Manuel; um wieviel höflicher ist Goethes Götze als der Schluß dieses Liedes! Manuel bekam die gebührende Antwort nach der Schlacht von Pavia. Der 24. Februar 1525 war ein großer Tag für die



Landsknechte. Sie hatten im Dienste Karls V. den König der Franzosen und seine Schweizer aufs Haupt geschlagen. Sie waren sich bewußt, entscheidend in die Weltereignisse eingegriffen zu haben. Im Vollgefühl dieser Leistung dichtete Hans von Würzburg sein Lied auf die Schlacht und leuchtete den Schweizern heim. Kaum indes mögen auf Märschen und vor Kämpfen deutsche Landsknechte dieses Lied von der Schlacht von Pavia gesungen haben. Vielmehr drang ein viel einfacheres, viel allgemeineres Lied durch; es ist noch auf fliegenden Blättern des 17. Jahrhunderts anzutreffen. Es paßt sich dem Trommelschlag an, hat also Marschrhythmus, es arbeitet mit Ausrufen und Wiederholungen. Es erhebt nur geringe Ansprüche an das Gedächtnis.

Im Zeitalter des Dreißigjährigen Krieges steigert sich der Gegensatz der beiden Richtungen, und ebenso im 18. Jahrhundert. Da dichtet Opitz in feierlicher Stilisierung und im Wettbewerb mit antiker Dichtung „Trostdgedichte in Widerwärtigkeit des Kriegs“; aber die Soldaten singen den viel schlichteren „Hans von der Wehr“, der wieder alle angeführten Kennzeichen hat: vor allem Kehrreim und Wiederholung. Gleim schafft für die Preußen des Siebenjährigen Krieges seine Grenadierlieder. Doch was manchem gefälligen Lied Gleims zufiel, Volkstümlichkeit errangen die Grenadierlieder nicht. Das 18. Jahrhundert sang desto lieber Gleims „Du Mädchen vom Lande, wie bist du so schön“ oder „Ich hab' ein kleines Hüttchen nur“ oder „Ich möchte wohl der Kaiser sein“. Auf Volkstümlichkeit angelegt ist ganz und gar nicht Chr. Ewald von Kleists „Ode an die preussische Armee“: eine innerlich stark erlebte, tief empfundene Dichtung, aber kein Sang für den Krieger.

Es kommt im 17. und 18. Jahrhundert noch etwas hinzu, das dem eigentlichen Soldatenlied der Zeit seinen wesentlichen Zug leiht. Man verspürt mehr und mehr, daß sich seit der Schlacht von Pavia eine gründliche Wandlung vollzogen hat im Verhältnis des Kriegers zu dem Bewußtsein des deutschen Volks. Die neuen Soldatenlieder schränken ihren Gesichtskreis immer stärker ein auf den Soldatenberuf und auf dessen engste Grenzen. Und dieser Soldat ist ein heimatloser bezahlter Söldner, der meist mit niedrigen Mitteln für sein Geschäft erworben worden war. Darum die vielen Lieder über die Schicksale der Überläufer. Eine noch schlimmere Seite des Soldatenstandes der Zeit wird in Schubarts „Kaplied“ gekennzeichnet. Es bedurfte der ganzen gewaltigen Umwälzung, die sich nach 1806 im preussischen Heer vollzog, es bedurfte der Umgestaltung des Heeres der Lohnsoldaten in ein Volksheer, um dem eigentlichen Soldatenlied den Adel zu leihen, den es in den Befreiungskriegen sich erobert. Die Sänge der Befreiungskriege stehen der Soldatendichtung des 18. Jahrhunderts meilenfern. Noch mehr: sie wären dem Soldaten des 18. Jahrhunderts fremd und unverständlich gewesen. Die Arndt, Theodor Körner, Schenkendorf und ihre Genossen sangen für die Blüte des deutschen Volkes, die zum erstenmal wieder im Felde stand und ihr Vaterland im Augenblicke grimmigster Not zu retten entschlossen war. Und aus dem Munde dieser opferbereiten Jugend erklangen wirklich die Lieder der Zeit.

Oft angeführte Worte Goethes gewinnen in diesem Zusammenhang einen neuen Sinn. Am Ende seines Lebens, am 14. März 1830, verteidigte er sich in einer Unterredung mit Eckermann gegen den Vorwurf, zur Befreiungslyrik

nichts beigesteuert zu haben: „Kriegslieder schreiben und im Zimmer sitzen! — Das wäre meine Art gewesen! — Aus dem Biwak heraus, wo man nachts die Pferde der feindlichen Vorposten wiehern hört: da hätte ich es mir gefallen lassen! Aber das war nicht mein Leben und nicht meine Sache, sondern die von Theodor Körner.“ Goethe war sich vollauf bewußt, daß er im Grunde nichts Besseres zu bieten gehabt hätte als die Opitz, Gleim, Chr. Ewald von Kleist; es wäre Stubenpoesie geblieben; denn Goethe war nicht mehr jung genug, um die Wandlung, durch die endlich deutsche Dichter zu deutschen Kämpfern geworden waren, in sich mitezuerleben, die Wandlung, in der den jugendlichen Zeitgenossen Dichterberuf, Kampf fürs Vaterland und das Bewußtsein, als Söhne Deutschlands für Deutschlands Rettung mit dem Leben einzustehen, zu einem einheitlichen und starken Gefühl verschmolzen war.

Schiller vollends war dahingegangen, ehe er etwas von der bevorstehenden Wandlung ahnen konnte. Müßig ist die Frage, ob er der deutschen Befreiungsliteratur hätte Großes schenken können. Zündende Schlagworte aus stark gefühltem seelischem Leid zu holen, sie mit eindringlichen Rednergebärden zu tief aufwühlender Wirkung zu steigern, war ihm gegeben wie kaum einem anderen. Doch was dem Dichter des Reiterliedes, der „Jungfrau von Orléans“ und des „Wilhelm Tell“ zum deutschen Befreiungssänger noch fehlte, beweist ein Vergleich mit dem Dichter des Jahres 1813, der ihm innerlich wie äußerlich nahesteht, mit Theodor Körner.

Aus Schillers Wesen geboren ist ein Gegensatz, der in seiner Weltbetrachtung und in seiner Dichtung immer wiederkehrt. Dem Bedrückenden der

Alltagswelt stellt sich gegenüber ein seliger Traum von einer höheren Welt, sei's der Sittlichkeit, sei's der Kunst. Jammer und Enge des Erdendaseins auf der einen Seite, Herrlichkeit höherer Daseinsformen auf der anderen. Und mit einem Ruck versetzt Schiller befreiend und beseligend sich und die Menschen, die ihm lauschen, aus dem Erdendunkel in die Himmelsklarheit. Ein verwandtes Urerlebnis kündigt sich in Körners Versen an. Auch in ihnen geht es von bedrückender Finsternis weiter und hinauf zu beglückender Helle. Aber nicht eine sittliche oder ästhetische Steigerung zu einem erdenfernen Glück kündigt Körner. Im neu erwachten deutschen Volksgefühl steht Körner festeren Fußes als Schiller auf dem Boden der Wirklichkeit und verläßt ihn auch nicht, wenn er den Menschen vom Leid der Gegenwart zur Freude der Zukunft aufruft. Aus der Not des Vaterlandes rettet er sich und die Volksgenossen durch zuversichtlich hoffnungsvolle Ausblicke auf Sieg und Befreiung. Das leiht seinen Liedern den emportragenden Schwung von Schillers Kunst, und zugleich behält er genug freien Raum für das neu geadelte Vaterlandsgefühl, für das Bewußtsein, daß Glück und Unglück jedem Deutschen mit dem ganzen Vaterland untrennbar und unlöslich gemeinsam sei.

Die Symbolik, die für Körners Weltbild bezeichnend ist, der Gegensatz des Dunkels der Gegenwart und des Hellen der Zukunft des Vaterlandes, drängt sich ihm noch auf, wenn er den eigenen, den Lützower Waffenrock betrachtet; im „Lied der schwarzen Jäger“ heißt es:

Noch trauren wir im schwarzen Rächerkleide  
Um den gestorb'nen Mut;  
Doch fragt man euch, was dieses Rot bedeute,  
Das deutet Frankenblut.

Mit Gott! — Einst geht hoch über Feindes-  
leichen

Der Stern des Friedens auf;  
Dann pflanzen wir ein weißes Siegeszeichen  
Am freien Rheinstrom auf.

Der unermeßliche Schritt nach vorwärts, den die Befreiungsdichtung auf dem Gebiete deutscher Kriegspoesie tut, wird durch die Tatsache bedingt, daß endlich wieder in deutscher Soldatendichtung ein inneres Verhältnis der Träger deutscher Kultur zum Krieg sich ausspricht; und zwar so, daß die Kämpfer im Felde draußen wie die Daheimgebliebenen es mitfühlen konnten. Wer wissen will, wie das deutsche Volk den Dreißigjährigen oder den Siebenjährigen Krieg erlebt hat, darf nicht an die Kriegsslyrik der Zeit mit seiner Frage herantreten, sondern muß sich an Grimmelshausens „Simplicissimus“ oder an Lessings „Minna“ oder an die Briefe Friedrichs des Großen wenden. Neben den erschütternden Bekenntnissen des preußischen Königs verbleicht überhaupt alles, was die Lyrik seines Landes über den Siebenjährigen Krieg gekündet hat. Allerdings verraten diese Briefe auch, daß im Zeitalter des Absolutismus sogar ein Fürst, der nur der erste Diener des Staates sein wollte, einen Krieg von der entscheidenden Wichtigkeit des Siebenjährigen wie eine ganz persönliche Angelegenheit und nicht wie einen Fall faßte, der jedem seiner Untertanen ebenso wichtig war wie dem Fürsten selbst. Das ist das Neue der Befreiungszeit, daß Unglück und Glück des Staates zu einer Angelegenheit wurde, die jeden Deutschen ganz so anging wie seinen Herrscher.

Aus bitterer Not wurde dieses neue Gefühl geboren. Tief mußte das deutsche Gemüt aufrüttelt werden, um sich zu solchem Fühlen zu erheben. Lange Jahre der Erniedrigung reichten nicht aus, das schwere Werk zu leisten.

Aufrüttler und Erwecker von der Wucht Heinrich von Kleists bedurfte es. Sie mußten in dem Deutschen das Bewußtsein seiner Schmach, aber auch das Bewußtsein seiner Kraft wachrufen.

Heute liegen die Verhältnisse ganz anders. Der Krieg traf von Anfang auf ein starkes deutsches Bewußtsein. Peinigende Not war nicht nötig, dieses Bewußtsein zum Leben aufzurufen. Dennoch war es eine der großen und schönen Überraschungen, die der August 1914 brachte, daß die deutschen Dichter sofort der Aufgabe des Tages gerecht wurden.

Denn wie noch vor kurzem die bange Frage nicht verstummen wollte, ob der Deutsche von heute überhaupt den Ansprüchen eines Krieges gewachsen sei, so mußte selbst der aufrichtigste Freund neuester Dichtung zugestehen, daß sie vom Vaterland und von den Pflichten, die es auferlegt, herzlich wenig zu sagen hatte. Gerade die Besten überließen das gern ihren minderwertigen Genossen. Ein gut Teil Scheu vor der Phrase oder wenigstens vor dem Anschein wohlfeiler Phrasenhaftigkeit mochte da mitspielen. Ganz vereinzelt schuf Rudolf Alexander Schröder, der heute unter den Kriegsdichtern an erster Stelle steht, seine „Deutschen Oden“. Die Kritik wollte von dem wiedererwachten Klopstock, den sie in Schröder sah, nicht viel wissen. Vielleicht wäre sie dem hohen und sittlichen Ernst des aufrichtigen Mahners gerechter geworden, wenn sie ihn nicht neben Klopstock, sondern neben Hölderlin gestellt hätte.

Eine wichtige Wendung bezeichnen hingegen Fritz von Unruhs „Offiziere“. Die Bühne, die zuletzt den deutschen Offizier fast nur vor die Frage „Jena oder Sedan?“ gestellt hatte, die überhaupt das Leben der deutschen Gegenwart nur vom Standpunkt herber Sa-



tire zu nehmen gewohnt war, durchzog unversehens ein Luftzug von der Frische und Herbheit der Kunst und des nationalen Gefühls Heinrich von Kleists. Mancher mochte seinen Augen und Ohren nicht trauen, als er im Deutschen Theater zu Berlin vor einem vorwiegend militärischen Publikum Unruhs Stück durch die allerersten Kräfte der Bühne dargestellt und starke Erregung geweckt sah. Das war ganz neu, ganz ungewohnt.

Leider geriet Unruh nach dem unbestreitbaren Erfolg von 1911 mit seinem „Louis Ferdinand“ wieder ins Auflösende und Entkräftende. Aus dem aufwärtstreibenden Rhythmus seiner „Offiziere“ war der übliche herabstimmende geworden. Das war wieder der kraftraubende Skeptizismus, der fast aller neueren Dichtung eingeboren zu sein schien. Die Zeit verlangte es indes schon nach Bejahung. Sie wollte Kraftwecker, nicht Kraftlähmer hören.

Denn nicht umsonst feiert ein Volk die hundertste Wiederkehr einer großen nationalen Tat von der Bedeutung der Schlacht von Leipzig, feiert sie vollends nicht umsonst, wenn es von der bangen Ahnung erfüllt ist, es werde bald vor ähnlichen Erscheinungen stehen. Kriegserinnerungen aus der großen Vergangenheit tauchten allorts auf. Zeitungen, die schon vor hundert Jahren bestanden hatten, druckten ab, was sie damals an Kriegsnachrichten hatten bringen können, und zeigten Zug um Zug, wie es 1813 langsam und schrittweise von demütigender Knechtschaft zu Freiheit und Selbständigkeit weitergegangen war. Deutsche Erzähler riefen den fast entwerteten geschichtlichen Roman zu neuem Leben auf und siedelten ihn in der Welt der Befreiungskriege an.

Allein das war nur äußerliche Vor-

bereitung. Tiefinnerlich hingegen ließ sich in der deutschen Dichtung der jüngsten Vergangenheit etwas beobachten, das wie Vorahnung des Krieges und seiner strengen Forderungen tönte.

Frauen schritten voran. Ricarda Huch verklärte das Andenken Garibaldis und lieb kriegerischen Taten der nächsten Vergangenheit den Schimmer des Heroischen. Dann faßte sie in einem einzigen mächtigen Bild Größe und Schrecken des Dreißigjährigen Krieges zusammen. Da war nichts von spöttischer Zweifelsucht zu beobachten. Da war mit heiligem Ernst dargestellt, was der Gegenwart ganz fremd und fern geworden war: die zerstörende Gewalt eines großen Krieges.

Noch lauter und greller tönte es von Krieg und Kriegsgeschrei aus den Dichtungen einer anderen Frau. Männer, in schwarzes Eisen gepanzert, rasseln auf mächtigen Pferden heran. Wild schmettern die Trompeten. Blut fließt. Und hinter allem drängt und tobt wilde, ungebrochene Kraft. Sie prägt sich in Wort und Gebärde aus. Fast ekstatisch kündigt Enrica von Handel-Mazzetti von Festen der Grausamkeit und des Morddurstes.

Die Österreicherin schwelgt in Bildern des Grauenhaften so gern wie die Barockkunst des Zeitalters, das von ihr immer wieder dargestellt wird. Aus anderer Stimmung heraus und aus einem grundverschiedenen Lebensgefühl zeichnet die jüngste deutsche Lyrik, zeichnen Georg Heym und Franz Werfel gleich dem Barock das Grauenhafte und Entsetzliche.

Die Geschichten der Österreicherin wirken wie durchglüht von einem religiös getönten zitternden und bebenden Wunderglauben. Heym und Werfel beschauen das Grauenhafte ruhigen und streng beobachtenden Blickes; es ist,

als wollten sie sich stoisch erziehen, um ohne Wimperzucken zu tragen, was anderen nur Schauder weckt. Dann aber drängen und pressen sie das Beobachtete zusammen in einen Ausdruck, der das Letzte und Höchste des Vorgangs zur stärksten Wirkung bringt. Das ergibt Bilder von der grellen Überdeutlichkeit eines Fiebertraums. Tod, Hinrichtung, Verwesung sind Heyms Lieblingsstoffe. Notwendig mußte er schon vor dem Krieg das Grauen des Krieges aufsuchen. Sein Gedicht „Nach der Schlacht“ ballt es in Worte zusammen, die dem inneren Sinn Bilder voll unwiderstehlicher Sinnesstärke aufdrängen:

Aus vielen Pfützen dampft des Blutes Rauch,  
Die schwarz und rot den braunen Feldweg  
decken.

Und weißlich quillt der toten Pferde Bauch,  
Die ihre Beine in die Frühe strecken.

Mit gleicher Gewalt und gleicher inhaltsvoller Knappheit gestaltet in Heyms Nachlaßsammlung „Umbra vitae“ das Gedicht „Der Krieg“ einen ahnungsschweren Mythos.

Aufgestanden ist er, welcher lange schlief  
Aufgestanden unten aus Gewölben tief.  
In der Dämmerung steht er, groß und unbekannt,  
Und den Mond zerdrückt er in der schwarzen Hand.

So setzt das Gedicht ein. Und dann verrät es, wie Frost und Schatten einer fremden Dunkelheit in den Abendlärm der Städte fällt, wie in der Ferne ein Geläute dünn zittert und Bärte zittern um ihr spitzes Kinn. Nun geht es empor zu einer übergewaltigen Vision. Wie der Krieg auf den Bergen zu tanzen anhebt, wie er turmgleich die letzte Glut austritt, wie er in der Nacht das Feuer querfeldein jagt, einen roten Hund mit wilder Mäuler Schreien.

Und mit tausend hohen Zipfelmützen weit  
Sind die finstren Ebenen flackend überstreut,  
Und was unten auf den Straßen wimmelnd  
flieht,  
Stößt er in die Feuerwälder, wo die Flamme  
brausend zieht.

Und die Flammen fressen brennend Wald  
um Wald,  
Gelbe Fledermäuse, zackig in das Laub gekrallt,  
Seine Stange haut er wie ein Köhlerknecht  
In die Bäume, daß das Feuer brause recht.

Riesig steht er über glühenden Trümmern und dreht über sturmzerfetzter Wolken Widerschein dreimal in wilde Himmel seine Fackel. Pech und Feuer träufelt er unten auf Gomorrha.

Nichts mehr ist da zu bemerken von dem müden ironischen Skeptizismus jüngster deutscher Dichtung. Ein strenger Wille ist erwacht. Da ist etwas von der ernsten Mahnung alttestamentarischer Propheten.

Ähnlich meinte es, bei allem Gegensatz dichterischer Formung und ihrer Kunstmittel, Karl Hauptmanns Warnungsruf „Der Krieg, ein Tedeum“. Auch das ist aufrüttelnde sittliche Mahnung. Und wenn Hauptmann noch sarkastisch die Vorkriegswelt abkonterfeit, so will er doch mehr geben, als müde und hoffnungslos beschaute Umwelt. Aus seiner schlesischen Heimat bringt er die Wunderstimmung mit und gelangt so zu einem Mythos vom Krieg wie Heym. Aber das Übernatürliche, mag immer für Hauptmanns Dichtung das Wunder etwas Selbstverständliches sein, trifft hier mit der Wirklichkeit in ebenso harten Gegensätzen zusammen wie in seines Bruders „Hannele“. Heym läßt es mit der organischen inneren Notwendigkeit von Böcklins Kunst aus scharf beschauter Wirklichkeit hervorgehen.

Gleichwohl ist Heyms Dichten so wenig wie Karl Hauptmanns „Tedeum“

von der weckenden Kraft erfüllt, die ein Volk von seinen Künstlern fordern darf, wenn es sich um sein Bestehen handelt. Heym konnte den Übergang von dräuenden Gesichtern zu kraftauslösenden Kampfrufen nicht finden, da er zu früh dahingegangen war. Karl Hauptmann suchte mit seinen dramatischen Skizzen „Aus dem großen Kriege“ den neuen Standpunkt zu bezeichnen, von dem er seit dem August 1914 den Krieg ansah. Er mochte erkannt haben, daß auch sein „Tedeum“ im schicksalsschweren Augenblick nur lähmend zu wirken vermochte.

War mithin die Dichtung Deutschlands unmittelbar vor dem Kriege zu Inhalten und Formen gelangt, die wie ein Vorklang des Kommenden tönen: sie wäre doch ganz ungerüstet gewesen für die eigentliche Aufgabe der Zeit, wenn nicht in letzter Stunde Ernst Lissauer mit überraschender Wendung gefunden hätte, was der Zeit not tat. Sein Zyklus „1813“ bewies mit einem Schlage, daß ein Mensch und Dichter des beginnenden 20. Jahrhunderts in Deutschland die hochgestiegenen Mittel einer eindrucksvollen Ausdruckskunst verwerten und zugleich eine große Vergangenheit wieder mit echtem Ernst nacherleben konnte, während fast alle anderen mit ihr nur spielten oder sie nur in klangvollen Worten feierten.

Mit voller Absicht hatte Gerhart Hauptmann die Vorgänge der Befreiungskriege in einem humorvollen Puppenspiel abgespiegelt. Es erinnert an das oft angerufene Wort des jungen Goethe, Shakespeares Theater sei ein schöner Raritätenkasten, in dem die Geschichte der Welt vor unseren Augen an dem unsichtbaren Faden der Zeit vorbeiwällt. Es nahm zugleich die Dinge von einem höchsten Standpunkt, versetzte sie in so hohe Luft, daß sie

an innerer Wärme verlieren mußten. Der Generation Gerhart Hauptmanns hängt ein für allemal an — und am stärksten den besten und feinsinnigsten ihrer Vertreter —, daß sie noch am Edelsten die Kehrseite nicht zu übersehen vermag, und daß ihr die enttäuschenden Einblicke alle starken Gefühle brechen. Diese Generation hat die Wirklichkeit zu klug und zu bedächtig beschaut. Daher kommt ihr müder Skeptizismus. Hauptmann kann das Kleinliche nicht übersehen, das neben, ja in jedem großen geschichtlichen Vorgang mitspielt. Und dies Kleinliche drückt in seinem Festspiel auf das Große der Zeit von 1813, so daß es auch diesmal Hauptmanns Geiste die Schwungkraft lähmt.

Noch anderes verdarb ihm die Freude an der großen Vergangenheit: ihre Nachgeschichte, die Verkümmern, die an die Stelle großer Möglichkeiten getreten war. Ja, seinen gesteigerten Ansprüchen schien es, als ob seit 1813 noch immer nicht erreicht sei, was damals hätte geschaffen werden können und geschaffen werden müssen.

Lissauer deutet gleiches scharf genug an. Trotzdem geht er ohne die Bedenken und ohne die Hemmungen, die Hauptmann im Wege standen, an die Wiederverlebendigung alter, ehrwürdiger, aber verblaßter Erinnerungen. Er fand in sich den Glauben wieder an die Bedeutung des Heldentums. Bei ihm waltet nichts von der skeptischen Weisheit, die da meint, das alles sei ganz schön, aber überholt; es taue nicht länger für unsere Zeit fortgeschrittener Lebenskultur, auch nicht für eine Zeit fortgeschrittener Kriegskunst. Heute erfahren wir, daß ein Reiterstück wie Blüchers Überfall bei Hainau, daß mindestens der persönliche Heldenmut, den ein solcher Handstreich fordert, noch



im Zeitalter neuester Kriegskunst etwas Beträchtliches bedeutet. Ist es ja, als ob Schützengraben, Luftschiff und Unterseeboot zu den Urbedingungen ältester Kampfweise, zu der Schlagfertigkeit und der raschen und tatkräftigen Entschlußkraft des einzelnen, zurückführten. Lissauers Gedicht auf Blüchers Husarenstreich klingt drum wie geboren aus den Kämpfen, die heute im Osten sich abspielen. Erst trübe Rückzugstimmung, dann Blüchers Entschluß, den Rückzugnebel zu zerhauen mit Hufhieb und Reitersäbel, wie in alten Rittmeistertagen loszujagen und dreinzuschlagen. Die Franzosen höhnen — ganz wie Rennenkampf vor Tannenberg —, daß die Preußen zu rasch fliehen. In ihre Spottworte hinein braust Blüchers Reiterei.

Blücher ist vorn.  
Hochauf über die eiserne Hürde setzt  
Der Renner mitten hinein in die Scharen,  
Grau raucht sein Haar, sein flackender Säbel

fetzt,  
Sprung neben Sprung hinterdrein die  
Husaren.

Von Schaum die Mäuler befliegen,  
Breitbrüstig zerzwängen  
Die Gäule die Leiber wie Wogen,  
Die Reiter, schwimmend in Bajonetten,  
In Mützen, in Tressen, in Epauletten,  
Drücken und drängen,  
Unten die Hufe, die Pallasche oben,  
Es wimmelt von braunen und blanken  
Hieben,

Schon sind sie zerstoßen,  
Zwei Dutzend Geschütze sind dageblieben.

Das Gedicht tönt aus in Blüchers Wort:  
„Noch ist nicht aller Tage Abend. Er  
muß herunter!“

Da ist die glühende Leidenschaft des Miterlebens Enrica von Handels, da ist die gedrängte Kraft des sinnlich eindringlichen Ausdrucks Heyms. Da schmiegt sich aber auch der Rhythmus energisch dem reichen Stimmungswechsel an. Dem Ausdruck wird nach In-

halt und nach Formung seine letzte und höchste Wirkung abgewonnen. Da herrscht aber auch endlich wieder die alte, die schwervermißte Andacht vor Heldenmut und darum auch das Lebensgefühl, das dieser Krieg benötigt und wiederverlebendigt hat.

Zu Krieg und Kampf drängte es deutsche Dichter und Dichterinnen vor dem Krieg. Noch freilich standen viele vor der Aufgabe, Krieg und Kampf nicht bloß in ekstatischer Verzücktheit oder in erschreckender Prophetenmahnung zu erleben. Es galt das alles wieder so zu sehen, wie es einst Deutsche gesehen hatten, als sie voll Siegeszuversicht zum Entscheidungskampf aufriefen. Und zugleich galt es, alten Glauben an Heldenmut in der Sprache und in der Form der Gegenwart zu verkünden. Solchen Zielen war vor dem Krieg Lissauer am nächsten gekommen. Die Wandlungen, die etwa Gerhart Hauptmann in sich erwirken mußte, um zu Beginn des Krieges dem Vaterland ein erlösendes Wort zuzurufen, hatte Lissauer nicht nötig. Er trat schon gerüstet in den Kreis der Dichter dieses Krieges ein.

Darum aber sei den anderen nicht verdacht, daß sie altgewohnte Gebärden abtaten und dem neuerwachten Gefühl des deutschen Volkes nachzukommen sich bestrebten. Das ist ja das Große dieses Kriegs, daß er den Deutschen eine Wiedergeburt und mit ihr eine Gesundung von manchem seelischen Übel schenken will.

Und so enthält die Kriegsdichtung unserer Tage die Keime einer künftigen deutschen Poesie. Die Selbstbesinnung, die der Krieg auf fast allen Gebieten den Deutschen bringt, vollzieht sich auch auf dem Feld deutschen Sangs. Hier eröffnet sich eine Möglichkeit, die weit hinausreicht über die Frage, ob ein einzel-

nes Lied in den Mund aller, vor allem in den Mund aller Soldaten gelangt. Die Zukunft nur kann über diese Frage entscheiden. Was sollen da unsichere Weisungen?

Ein Lied ist uns schon geschenkt worden, das durch seine Stimmung und auch durch seine Form mindestens dem Österreicher zum Volkslied werden kann. Es spiegelt den Übergang von skeptischer Müdigkeit zu frischem Wagen, wie es dem Augenblick entspricht. Es spiegelt ihn stärker als andere Sänge dieser Tage, weil es aus Österreich stammt, wo müder Skeptizismus noch weit mehr gewaltet hatte als im Deutschen Reiche. Und es meidet bescheidenlich alle Fanfarentöne, die ja besonders jetzt dem Gefühl des Österreicher nur widersprechen. Andere schlagen kräftigere Töne an. Deutschem Gefühl entspricht sicherlich nicht durchaus die Melancholie, die auch noch in Zuckermanns Liede liegt. Doch gerade in dem Verzicht auf helle und begeisternde Töne trifft sein österreichisches Reiterlied das Gefühl des Deutschösterreicher sicherer als irgendein anderer Sang dieser Tage. Es bleibt fraglich, ob dem Deutschen Reich in diesem Krieg schon ein Lied geschenkt worden ist, das dem Gefühl seines Volks gleich unverwandten und echten Ausdruck gewährt. Den Ansprüchen des Soldatenliedes, wie sie sich mir ergeben haben, kommt Zuckermann entgegen. Dreimal bringen — kehrreimartig in der Form und im Inhalt — drei Strophen den gleichen Stimmungsübergang von trüben Bildern zu Todesahnung und dann empor zu Befreiung von Angst und Beklemmung. Das ist ja nicht stoisch heldenhafter Aufschwung; schwergemute Menschen mögen da zu viel Leichterzichtigkeit wittern. Aber der Dichter, der raschen Entschlusses seinen Todesge-

danken tröstende Ausblicke entgegengehalten hat, ist als Held längst gefallen. Mehr innerer Ernst liegt in seinem Lied, als der flüchtige Betrachter meinen möchte. Und soll ein österreichisches Herz heute nicht in Wehmut zittern, wenn es den Schluß des Gedichtes vernimmt?

Drüben im Abendrot  
Fliegen zwei Krähen —  
Wann kommt der Schnitter Tod,  
Um uns zu mähen?  
Es ist nicht schad'!  
Seh' ich nur unsre Fahnen wehen  
Auf Belgerad!

\* \* \*

Doch ich gerate auf Wege, die ich in dieser Betrachtung grundsätzlich nicht gehen möchte. Wie Kriegsdichtung wird, wie die Dichtung dieses Krieges sich vorbereitet hat, wollte ich ergründen. Nicht aber soll die Kriegsdichtung von heute selbst zur Betrachtung kommen, noch weniger ein Urteil gefällt und das Echte und Große aus der Übermenge herausgelesen werden. Ich glaube zuversichtlich, daß des Echten und Großen viel ist in der Dichtung dieser Tage. Um es zu finden, darf man sich allerdings nicht einschränken auf die Kriegs- und Schlachtgesänge, auf aneifernde und rückblickende Lieder, auf Schlachtrufe und Siegesbotschaften. Den Deutschen der Zukunft wird — das erkannten wir längst — mehr als einer der einfachsten und schlichtesten Berichte von den Leistungen unserer Helden, wird mancher Brief aus den Schützengräben Poesie sein, heilige, andächtig stimmende Poesie. Und neben den Zeugnissen zur Geschichte der eigentlichen Kämpfe werden dann erfolgreichen Anspruch auf Beachtung die Lieder zu erheben beginnen, die heute in die Kriegsliedersammlungen nicht aufgenommen werden, weil sie das Gefühl der Daheimgebliebenen

spiegeln und sich nicht an die Kämpfer wenden. Ich denke an Isolde Kurz' wehmutsvoll ernste Verse „Die deutsche Mutter“; das ist gute deutsche Gemütsdichtung, ein Ton aus einer Welt, in die noch nichts von der übermäßig bewegten Spannung der Gegenwart hineingedrungen ist. Solche Haltung erschüttert um so stärker, wenn es gilt, die deutsche Mutter zu ihren Kindern von diesem Krieg sprechen zu lassen. Ich denke auch an die Verse, in denen Hermann Hesse den neuen Erlebnisgehalt des Wortes „Friede“ auszusprechen sucht. „Jeder hat's gehabt, keiner hat's geschätzt.“ Da gestaltet sich zum Ausdruck, was als letzter und bangster Wunsch heute jedem in der Tiefe des Herzens schlummert:

Sei willkommen einst,  
erste Friedensnacht,  
milder Stern, wenn endlich du erscheinst  
überm Feuersdampf der letzten Schlacht.

Dir entgegen blickt  
jede Nacht mein Traum,  
ungeduldig rege Hoffnung pflückt  
ahnend schon die goldne Frucht vom Baum.

Das ist nicht müdes Verzagen, das ist die hoffnungsfrohe Ungeduld, die in Friedenswerte umgesetzt sehen möchte, was dieser Krieg an Großem und Starkem in den Deutschen wachgerufen hat. Aus gleicher zuversichtlicher Hoffnung ruft Hermann Stehr dem deutschen Volk zu: „Aus eurem Heldenkriegerblut steigt leuchtend Deutschlands größter Morgen.“

Dresden, 28. März 1915.

## Der Krieg und die Slawen.

Von Alexander Brückner.

Der Verlauf des Weltkrieges, namentlich seine überraschenden Wendungen in dem letzten Vierteljahr, üben neuen Druck auf die einzelnen Slawenvölker, mit gar verschiedenem Erfolge.<sup>1)</sup>

Die geringsten Änderungen erfuhr der Balkan. Die Serben haben den österreichischen Angriff abgewehrt und erwarten in aller Ruhe das Kommende; der Bulgaren dagegen gedachte bereits mit keinem Wörtchen die Dumarede Sasnows, die in ihren Verschweigungen interessanter war als in ihren Angaben. Die Haltung der Bulgaren wird nämlich immer zweideutiger, d. h. unzweideutiger: Bulgaren und Serben stehen sich als slawische Brüder gegenüber, d. h. jeden Augenblick übereinander herzufallen bereit. Auf den italienischen Schlachtfeldern bekommen Böhmen Gelegenheit, gewisse Scharpen ihres

Schwertes auszuwetzen, sonst verblieb alles beim alten; hier, an der Südgrenze, rechnen auch die Kroaten (Dalmatiner) gründlich mit den Italienern ab und erringen neue Lorbeeren. Die Russen kämpfen unentwegt weiter, d. h. jetzt, sie ziehen sich aus einer vorteilhaften Stellung in eine noch vorteilhaftere zurück und trösten sich, als ob wir 1812 und nicht 1915 schrieben, sowie mit der Erwartung, daß eine kräftige Offensive der Westmächte sie heraushauen werde, aber dasselbe erwarten diese von ihnen; sonst machen sie gute Miene zu bösem Spiel und rechnen auf die Zukunft. Die Schläge, die ihre „gelungenen“ Operationen dauernd geleiten, schmieden vorläufig ihre geschlossene Einheit fester; die immer offenkundigere Not zwingt alles Trennende zurückzustellen; das Durchhalten bis zum endlichen „sicheren“ Sieg wird Parole der jetzt brüder-

1) Vgl. den Artikel vom 15. Dez. 1914.



lich geeinten Milukow, Bobrinskij, Purischkewitsch. Irgendein Versuch, einen Keil zwischen Groß- und Kleinrussen zu treiben, ist nicht unternommen worden; Kiew bleibt ruhiger und loyaler als Moskau oder Petersburg.

Während hier alles beim alten blieb, gingen desto größere Veränderungen in dem einstigen Kern des Slawentums, auf dem Raum zwischen Lemberg und Warschau, vor sich. Die Invasion der Russen in Galizien erwies sich als eine vorübergehende. Zwar verkündete vom Balkon des niedrigen Dohlenhauses in Lemberg („Galizien“ bedeutet ja „Dohlennest“) der Zar mit pompösen Worten die endliche Vereinigung des großen, ungeteilten und unbesiegten Rußland, und sein Minister feierte die Anschmiedung des letzten Reifens an die Krone der Romanow als Erben der Ruriksöhne; aber bald darauf räumten die Grafen Bobrinskij und Scheremetiew das Dohlenhaus wieder: zwei russische Magnaten, Männer von Ideen und Idealen, die so merkwürdig abstachen von dem unglaublichsten Gesindel russischer Beamten, das sie umgab, dessen moralisches Niveau an die Helden von Gorkijs Nachtasyl erinnerte. Mit jenen beiden Elitemenschen und diesem Gesindel verließen das Land auch Russophile, wenige Polen, desto mehr Ruthenen; die übrigen atmeten erleichtert auf, sowie der unerträgliche Druck gewichen war, der Alp einer raschen und gründlichen Russifizierung des zu diesem Experiment ganz ungeeigneten Landes.

Der Fall Lembergs bedeutete also nur Wiederherstellung des alten Zustandes; was bedeutet dagegen der Fall Warschaus?

Zum Glück sind nicht nur bestimmte Pläne, sondern sogar bloße Prognosen für die Zukunft, d. h. für die Zeit nach

dem Friedensschlusse, jeglicher öffentlichen Diskussion entrückt; aber schon die offene Besprechung der nächsten Vergangenheit und der Gegenwart wäre heute bedenklich. Wir müssen uns mit Andeutungen bescheiden über diejenige slawische Frage, die durch die Macht der Ereignisse in den Vordergrund gestellt ist. Welches sind die letzten Phasen der Polenfrage? Selbstverständlich bleiben bei dieser Besprechung die Polen preußischen Anteils ganz ausgeschaltet.

Die Teilung Polens hatte zur naturnotwendigen Folge, daß im Laufe der Zeit Galizien in die österreichische, Kongreßpolen in die russische Interessensphäre einbezogen wurde, ein prinzipielles Auseinandergehen beider Anteile sich vorbereitete, schließlich durchsetzte. Die Autonomie, die Galizien nach und infolge von 1859 und 1866 erhielt, schien für Kongreßpolen nach und infolge von 1905 gewonnen zu sein. Zwar zerrann diese Illusion bald und gründlich, trotzdem kehrte der schwere Druck aus den Zeiten der Gurko und Apuchtin nicht wieder zurück, die Apathie und Lethargie waren von der polnischen Gesellschaft gewichen; der Konstitutionalismus, der ja bald zu einem Scheinkonstitutionalismus werden sollte, schien ihr die Erfüllung eines Minimum nationaler Forderungen zu verbürgen; zahl- und einflußreiche russische Persönlichkeiten bezeugten, was seit Dezennien, seit 1863, nicht vorgekommen war, Sympathien für die polnische Sache. Kein Wunder, daß unter solchen Umständen eine russophile Orientierung sich vorbereitete; daß man sich sagte, da der Anschluß an Deutschland unmöglich, der an Österreich fragwürdig blieb, — man müsse es ehrlich mit Rußland versuchen. Exaltierte betonten dabei die sla-

wische Blutsverwandtschaft, Realpolitiker das gegenseitige Interesse; sie nahmen die Politik des alten Wielopolski wieder auf, so sehr sich auch alle Nebenumstände verschoben hatten. Freilich gelang es ihnen nicht, die Massen mit sich fortzureißen, ihre Losung zu einer wirklich populären zu machen; wie konnte z. B. die Jugend, die noch eben die russische Schule strengstens boykottiert hatte, so ohne weiteres die Knutenhand küssen? Und ebensowenig waren die Arbeitermassen, die eben erst zum Bewußtsein einer eigenen Kraft erwacht waren, zur freiwilligen Abdankung unter das russische Joch zu bewegen. Sogar in der Intelligenz verblieb diese Werbearbeit ohne merkliche Erfolge; dafür gelang es, diese Wühlerei über die Grenzen Kongreßpolens hinauszutragen, die öffentliche Meinung zu beeinflussen, sie zu spalten. Nirgends jedoch gewann sie alleinige Oberhand; in Kongreßpolen trat ihr eine, notwendigerweise unterirdische Organisation der Unabhängigkeitsparteien direkt entgegen, sonst lähmte sie der überwiegende politische Indifferentismus der Intelligenz; die Unabhängigkeitsparteien verlegten bald ihre Tätigkeit, das Schaffen oder Vorbereiten militärischer Organisationen, nach Galizien, wo selbstverständlich auch die austrophile Orientierung heimisch war. Wie immer in Polen, die innere Entzweiung war latent da, dafür fehlten wirklich führende Männer und deren gewichtiges Ansehen; die hervorragendste Persönlichkeit (des Statthalters von Galizien, Bobrzynski) war zugleich auch die unpopulärste; seine vernünftige, gerechte Ruthenenpolitik brachte ihm den unversöhnlichen Haß der „Allpolen“ ein.

Der latente Zwiespalt wurde zu einem offenen bald nach Ausbruch des

Krieges; das Manifest des Großfürst-Generalissimus, das allen Polen Wiedervereinigung und nationale Autonomie unter dem Zepter der Romanow in Aussicht stellte, mußte die frohesten Erwartungen wecken, die Einnahme Lembergs durch die Russen schien den Erfolg einer Anlehnung an die Russen zu verbürgen. Die russophile Orientierung gewann in Kongreßpolen, namentlich auf dem flachen Lande, rasch und entschieden an Boden, nicht in Galizien, wo der Kreis der Russophilen sich nicht erheblicher vermehrte: die Märchen, die von interessierter Seite über Abfall und Verrat z. B. polnischer Eisenbahner verbreitet wurden, blieben eben bloße Erfindungen Übelgesinnter, die damit den Verrat in den eigenen Reihen zu beschönigen gedachten. Die Massenflucht vor den einrückenden Russen, namentlich aber die Bildung polnischer Legionen im Rahmen des österreichischen Heeres sowie die eines polnischen Nationalkomitees mit seiner weitverzweigten Organisation bewiesen deutlichst die streng antirussische Richtung der Polen in Galizien.

In Kongreßpolen war es, wie gesagt, anders; der Selbsterhaltungstrieb zog naturgemäß auch Unschlüssige auf die Seite des Siegers herüber; russischer Enthusiasmus aber blieb das Vorrecht weniger. Ein Wielopolski glaubte schon dem Andenken seines Vaters die lauteste Bekräftigung seiner unbedingten Russophilie schuldig zu sein, während doch die Russophilie des Vaters sehr verklausuliert ward, nachdem ihr erstes Feuer (1846) einmal verglommen war. Publizisten und Politiker verzeichneten sorgfältig russische zustimmende Äußerungen, beriefen sich gern auf Phrasen französischer inoffizieller Kreise (die offiziellen wiesen ständig die Polen nur an „ihre“ Regierung in Petersburg) so-

wie englischer offizieller (Mr. Grey, Mr. Asquith); russisches Werben um die Polen, den verlorenen Sohn, der nach langem Irren in der Fremde den Rückweg zum slawischen Vaterhause gefunden, wurde immer inniger, das Mitleid mit den Unterdrückten größer; es flossen nach Polen imposante Summen; der Zar befahl Schonung von Krakaus Denkmälern; der gemeine Soldat lernte, daß Krakau eine heilige Stadt wäre.

Wie gering jedoch der reale Ertrag dieser Russophilie blieb, lehrt ein bloßer Vergleich der österreichisch-polnischen und der russisch-polnischen Legionen. Jene bildeten ein Elitekorps, das bei der Armee Pflanzers-Baltin und vor Limanowa sich aufs glänzendste bewährte; diese kamen nie über ein embryonales Stadium heraus, über eine zufällige Sammlung gar fragwürdiger Elemente, mit denen nichts zu beginnen war. Eine ganze Nation kann eben nie auf ein Kommando einschwenken, völlig umlernen, alles vergessen; über den Wert russischer Versprechungen konnte man ferner sehr geteilter Auffassung sein; das Mißtrauen war desto gerechtfertigter, je länger es beim Hinhalten mit schönen Worten blieb, je weniger der faktische Kurs sich änderte, je entschiedener die polnische Frage für ein russisches Internum, worin sich Europa nicht einmischen dürfe, erklärt wurde; wie echtrussische Leute diese Frage lösen würden, darüber konnte es jedenfalls keine Illusionen geben.

Kein Wunder, daß selbst in Warschau, dem Zentrum der Russophilie (in Lemberg drohte dem Polentum schärfste Unterdrückung, sogar die öffentlichen Denkmäler polnischer Dichter und Helden sollten auf administrativem Wege behandelt, d. h. ins Innere Rußlands verschickt werden), die öffentliche Mei-

nung, soweit es die Zensur gestattete, gegen die Russophilie umzuschlagen begann. Immer weniger Namen bedeckten russophile Adressen; die unterirdische Presse hörte keinen Augenblick mit der schärfsten Bekämpfung jeglicher Russophilie als nationalen Verrates auf; in der legalen wurden pessimistische Stimmen immer lauter, die sich schließlich zu antirussischer Polemik verdichteten. Die Rücksicht auf die Zensur legte gewisse Schranken auf; man bekämpfte offen nicht Wielopolski-Sohn, wohl aber Wielopolski-Vater; man protestierte dagegen, daß Deutschland als der einzige Feind Polens hingestellt würde; man empörte sich, daß patriotisches Aufwallen der Jugend als Provokation und Judaswerk gebrandmarkt wurde; man verstieg sich sogar zu einem Protest gegen die letzte Phase der russischen Kriegführung, die das Land in eine Wüste verwandeln wollte — allerdings nicht gegen den Generalissimus selbst, sondern gegen die Petersburger Presse, die diesen Vandalismus verteidigte.

Unterdessen triumphierte die militärische Taktik der Verbündeten über die diplomatische des Generalissimus, und schließlich räumten die Russen Warschau; deutsche Truppen zogen ein, jubelnd von den die Stadt beflaggenden Polen empfangen. Völlige Abkehr der Polen von Rußland, ist dies das ganze Fazit der polnischen Russophilie (abgesehen natürlich von den einzelnen, die auf ihrem russophilen Isolierschemel verbleiben werden)? Nichts anderes war doch zu erwarten: die Russophilie der Polen ist seit dem 16. Jahrhundert bis heute immer nur das Produkt der Not, der Resignation, der Verzweiflung gewesen und verflüchtigte sich spurlos, sowie der äußere Druck, ihr Nährvater, nachgab. Nur einmal, 1815—1825, erhielt sie



sich länger und allgemeiner, als die Polen von Kaiser Alexander auf Rußland schlossen, seine persönlichen besten Absichten und Gesinnungen verallgemeinerten und den Irrtum 1831 büßten. Trotz des gemeinsamen slawischen Hintergrundes bleiben sich beide Stämme wesensfremd; in Temperament, Gewohnheiten, Anschauungen weichen sie sich scharf aus; die nationalen, konfessionellen, kulturellen Gegensätze lassen sich nicht überbrücken. Zudem ist der russische Nationalismus, wie jeder andere, aggressiv, heute mehr als je; das Mißtrauen gegen den Russen und seine Versprechungen hat sich heute sogar dem Bauer mitgeteilt.

Und doch fällt der polnische Jubel beim Einzug deutscher Truppen auf. Nichts wäre nun leichter, als diese Sympathie in ihr Gegenteil zu verkehren, Warschaus Jubel zu Warschaus Trauer zu wandeln, aber weiser ist es jedenfalls, sie erstarken zu machen. Ohne der Zukunft irgendwie vorzugreifen, wäre schon heute zu diesem Zwecke die Beachtung zweier Richtlinien aufs nachdrücklichste zu empfehlen. Einmal keinerlei Versuche einer Antastung der Nationalität, denn Kongreßpolen hat sich nicht 85 Jahre lang stärkstem russischen Druck widersetzt, um sich dann germanisieren zu lassen. Gewiß verlangen militärische Rücksichten, daß z. B. zur rascheren Orientierung der Truppen in urpolnischen Städten, wie Plozk, deut-

sche Straßennamen angebracht werden; dies brachte der Krieg, aber mit ihm muß es verschwinden. Ebenso verlangt der empfindliche Mangel an polnisch verstehenden deutschen Beamten heute noch immer gewisse Einschränkungen, z. B. bei der Post, Zensur u. dgl.; aber der provisorische Charakter dieser Einschränkungen darf keinen Augenblick lang anzuzweifeln sein, die einheimische Bevölkerung beunruhigen. Und dann, keinerlei Anspielungen auf neue Teilungen. Der Vierverband verspricht den Nationen Selbstbestimmungsrecht und alles Schöne, um sie einfach zu foppen; mögen die Alliierten nichts versprechen, aber desto mehr leisten.

Dauert die günstige militärische Lage an oder wird sie sich gar noch weiter verbessern, so ist eins für die Slawen bereits sicher: die Russifizierung aller Slawen, der Panslawismus, hat die Existenzbedingungen eingebüßt. Damit wird zugleich eine andere Lösung widerlegt: in dem Weltkrieg handelt es sich ja nicht um einen Kampf des Germanentums gegen das Slawentum, wie so oft behauptet wird, schon die Stellung der Polen zeigt das Illusorische dieser Lösung. Slawen und Russen sind durchaus nicht ein und dasselbe; die Alliierten bekämpfen die Russen, nicht die Slawen. Sei ihnen und ihrer gerechten Sache der Sieg beschieden!

Berlin, 10. August 1915.

## Die französische Schulpolitik.

Von Paul Rühlmann.

Die Zusammenhänge zwischen dem öffentlichen Unterrichtswesen eines Staates und der auswärtigen Politik, anschaulicher gesagt, zwischen dem Ausbruch unseres Krieges und moderner Staatsschule wurden scheinwerferhaft grell weithin sichtbar beleuchtet durch den diplomatischen Notenwechsel der österreichisch-ungarischen und der serbischen Regierung in den unheilschwangeren Julitagen 1914. „Die Königlich Serbische Regierung verpflichtet sich, ohne Verzug aus dem öffentlichen Unterricht in Serbien, sowohl was den Lehrkörper als auch was die Lehrmittel betrifft, alles zu beseitigen, was dazu dient oder dienen könnte, die Propaganda gegen Österreich-Ungarn zu nähren“, fordert klar und schneidig die Note Österreich-Ungarns vom 23. Juli. Die serbische Antwortnote ließ in ihrer Erklärung vorsichtig die wichtigen Worte aus „sowohl was den Lehrkörper, als auch was die Lehrmittel anbelangt“ und machte diese dadurch zu leerem Wortspiel, verlangte außerdem Beweise. Die folgende österreichische Note führt aus, daß „die bei den serbischen Schulen eingeführten Lehrbücher in dieser Richtung zu beanstandenden Stoff enthalten und daß ein großer Teil der serbischen Lehrer im Lager der Narodna Odbrana und der ihr affilierten Vereine steht“. Diese Beziehungen zwischen auswärtiger Politik und politischer Agitation durch die Schule müssen um so größer sein, je mehr die reine Staatsschule durchgeführt ist und somit die Staatsleitung unmittelbaren Einfluß hat auf die politische Haltung der Lehrer und in der Lehrbuchgestaltung. Für keinen der kriegführenden Staaten

sind diese Bedingungen so vollkommen erfüllt und deshalb die Zusammenhänge zwischen Schule und Krieg klarer überschaubar wie in der französischen Republik. Wenn der künftige Geschichtsschreiber die Genesis des großen Krieges darlegen wird, so wird ein wichtiges Kapitel überschrieben sein: Die französische Staatsschule und die Revanchepolitik der dritten Republik. Hier sollen einige Bausteine bereits geliefert werden. Absichtlich wird verzichtet auf systematische Ausführungen, einige persönliche Eindrücke sollen unmittelbar in die Werkstatt der politischen Massenbearbeitung führen.

Es war am Nachmittage des politisch so bedeutungsvollen letzten Julisonntages vergangenen Jahres. Ich stand auf dem Kalkrücken des Stadtberges von Orange, um Abschied zu nehmen von der ruinen-, sonnen- und rebenge-segneten Provence. Plötzlich dringen jäh und erregend Fanfarenklänge an mein Ohr, Militärmusik, die Marseillaise. Ich eile den Berg vollends hinan. Dumpfes Gebrause dringt herauf. Unten an der Stadtseite des Berges, in den berühmten Ruinen des Römertheaters von Arausio Secundanorum ein seltsamer Anblick: Auf den Stufen des Amphitheaters sitzend, stehend, gehend, eine lebhaft bewegte, heitere Volksmenge. In die Arena zieht Schulkasse auf Schulkasse, Knaben und Mädchen, im Feiergewande, unter Führung ihrer Lehrer. Auf dem Podium sind feierlich einige bekränzte Prunksessel und Stuhlreihen gestellt, rechts und links zwei Tische mit hochgeschichteten, meist rot gebundenen Büchern. Lebhaftes Wech-

selgespräch zwischen Uniform und Zivilkleid; hinter den blühenden Oleanderbüschen eine rothosige Militärkapelle. Mit jähem Aufschrei bricht die alte Sturm- und Revolutionsweise der Marseiller ab. Nun feierlicher Aufzug zu den einzelnen Ehrensesseln: der behäbige Bürgermeister im schlichten schwarzen Rock, der junge elegante Präfekt im Amtskleide, mit Dreimaster, Schärpe, Degen, Ordenskreuzen; der weißhaarige kommandierende General, der Oberst mit einer Deputation seiner Offiziere, Abgeordnete, Senatoren, Richter, die Lehrerkollegien der einzelnen Schulen, kurz, das gesamte amtliche Orange; für deutsche Augen auffallend war bei diesem Feste der Erziehung das Fehlen jedes Priestertalar. — Der Herr vom mittelsten Sessel tritt an die Rampe vor die Büchertische, lebhaft gestikulierend, in allem ein echter Südfranzose. Ein Windstoß bringt einen Schwaden von Worten zu mir auf Bergeshöh: *vertu du citoyen — culte de la patrie — idéal démocratique — nos gloires militaires et nos gloires civiles*. Ich begriff jetzt: es war die feierliche Preisverteilung der Staatsschulen, der Höhepunkt im französischen Schulleben, der offizielle Schulschluß. Leider konnte ich nur den Schluß der Ansprache hören, es war ein Hinweis auf die patriotischen Pflichten der jungen Bürger in der Gegenwart. Eine emphatische Geste nach dem „Loch in den Vogesen“ sicherte dem Redner den guten Abgang: stürmischer Beifall, Händeklatschen, Schirmwinken.

Nach einem eingelegten Militärmarsch begann die Preisverteilung zunächst der Mädchen, dann der Knaben. Eine junge hübsche Lehrerin in elegantem Weiß trat an den rechten Büchertisch und rief mit dünnem Stimmchen die Namen der Preisträgerinnen auf, die dann,

schüchtern oder theatralisch je nach Temperament heraufkommend, ein Buch als Festgabe und einen Kranz empfangen und von einem der Honoratioren gekrönt wurden. Die Herren vollzogen sichtlich gern und mit dem geborenen Sinn des Franzosen für die große Geste diese Krönungen. Viele nahmen die Sache durchaus nicht als lästige Form: sie sahen in das Festbuch, sprachen einige Worte mit den Kindern: drückten dann mit zierlicher Bewegung den grünen Kranz auf das junge Haupt. Stürmischer Beifall brach los, als eine kleine Französin, ein echtes *enfant terrible*, mehrfach gekrönt zu sein wünschte, und der alte General das Kindchen sanft zurückzog, emporhob und küßte.

Nach französischer Weise beteiligte sich besonders lebhaft an dem Schauspiel das Volk in dem Amphitheater. Auf den Plätzen, die nach der Inschrift *equites* einst den römischen Kavalieren vorbehalten waren, saß dichtgedrängt das souveräne Volk von Orange, die Bürger der dritten Republik, und schaute auf die heranwachsende Jugend, die hier die republikanische Bürgerweihe erhielt.

Abends, als ich weiterfuhr gen Süden, behaglich reisend mit dem Land und Leute so traulich zeigenden Lokalzug, fand ich auf der nächsten Station versammelt die „Freie Schule“, d. h. die von der Geistlichkeit geleitete „christliche“ Privatschule. Diese Schulgemeinde hatte sich offenbar demonstrativ ferngehalten von dem Jubel und Ehrentag der „atheistischen, der neutralen, der Laienschule“. Es war eine kleine, mit Eltern und Geschwistern kaum hundert zählende Gruppe, offenbar die royalistisch-katholische Klientel, ein dürftiger Anblick, verglichen mit den stolzen Tausenden der Arena.



Diese Preisverteilungsfeste als Höhepunkte der französischen Staatsschule sind politisch der sorgsamsten Beachtung wert. Sie sind ein vielbenutztes Mittel der Konsolidierung der inneren Politik. Fast alle Großen der dritten Republik, allen voran Ernest Lavisse, der berühmte Geschichtsschreiber des modernen Frankreich, Mitglied der Akademie, haben diese günstige Gelegenheit benutzt, Zeugnis für die Demokratie abzulegen: die festliche oft nach Tausenden zählende Menge, die Gegenwart der Presse und des gesamten offiziellen Frankreich, wen sollte dies nicht reizen? „Démocratie, c'est démo-pédie.“ Hier und da hat man wohl in Deutschland geglaubt, die dritte Republik würde kaum ernstlichen äußeren politischen Schwierigkeiten gewachsen sein; der bisherige Kriegsverlauf hat diese Anschauungen als irrig erwiesen. Ich darf hier anführen, was ich als Ergebnis meiner Beobachtungen auf der 1914er Sommerreise durch Frankreich, in der Muße der Mittelmeerfahrt, unmittelbar vor Kriegsausbruch niederschrieb: „Wir Deutsche begreifen oft nicht, wie es kommt, daß diese dritte Republik trotz der vielen Korruptions- und anderen Sünden, trotz der an den Lebensnerv rührenden inneren Kämpfe zwischen Staat und Kirche, trotz der Schwierigkeiten auf steuerpolitischem Gebiete, bei den letzten Wahlen wieder das gleiche Vertrauensvotum der französischen Bevölkerung erhielt. Man glaubt in Deutschland, nach den Äußerungen der vornehmen Pariser jeunesse dorée, das heutige Frankreich sei royalistisch durch und durch, es warte nur auf den Prätendenten. Dies gilt zum mindesten für die Provinz nicht: hier ist die Republik, die Demokratie in dem letzten halben Jahrhundert volkstümlich geworden, sie

ist Lebensform und Denkgut des heranwachsenden Geschlechts und wird es immer mehr werden. Und das wesentlichste Mittel für diese Umdenkung ist die Staatsschule: die jetzige Elterngeneration ist zum Teil schon hervorgegangen aus dieser Schule, die Jugend von heute nimmt also bereits demokratische und republikanische Überlieferungen mit aus der Schule hinaus ins Leben.“

\* \* \*

Ein anderes Erlebnis. Es war in den ersten Januartagen von 1912. Das Erscheinen des „Temps“ hatte in den politisierenden Kreisen der Pariser Boulevards eine leidenschaftliche Erregung hervorgerufen. Die Camelots wurden fast gestürmt. Warum nur? Das Blatt enthielt doch nur trockene, sonst die Pariser nicht allzusehr interessierende Zahlen. Es waren die Ergebnisse einer Privatuntersuchung, die der „Temps“ über den Bildungsstand der Rekruten in einigen Regimentern von Paris, des Nordens und des Ostens angestellt hatte. Mit dem Schluß, daß ein Viertel der Rekruten ganz oder teilweise des Lesens und Schreibens unkundig sind und 345 Soldaten im Regiment den Elementarunterrichtskursen folgen müssen. Wie ein weithin hallender Donnerschlag wirkte diese Veröffentlichung. Sie wurde von keiner Seite bestritten, auch nicht von der Regierung. Alle Zeitungen griffen sie auf, ergänzten, beurteilten sie je nach der Parteistellung. Der eigentliche Hintergrund aller dieser Erörterungen war die Sorge um die Wehrhaftigkeit. Es sind dies die Regimenter der Grenzwacht, die *divisions de fer*. Wie werden sie bestehen beim Zusammenstoß mit dem Feinde? „Der preußische Schulmeister hat Sadowa geschlagen“, selten wurde das vielgeschmähte und doch so richtige Wort in der fran-

zösischen Presse so häufig angeführt wie damals, und zwar mit unverhüllter Sorge. Wie mag es um die Regimenter des Westens und Südens, der Provinz stehen, wenn diese Auslese der französischen Armee so kläglich versagt?

Wen trifft die Schuld? Bei dieser Frage lebte sofort der mühsam beigelegte Schulkampf wieder auf. Die Klerikalen sind schnell zur Hand mit der Antwort: die republikanische Parteiregierung hat ihrem Parteizweck alle „freien“ Schulen geopfert, sie hat die Kinder gewaltsam aus der Schule hinausgetrieben; denn man kann einem gläubigen Katholiken nicht zumuten, seine Kinder in die „neutrale“ Staatsschule zu schicken, wo sie durch freimaurerische Lehrer und religionslose Lehrbücher atheistisch verseucht werden. Die leidenschaftlichen Ankläger vergessen vollständig, daß die Rekruten von 1912 schon 1891 geboren waren und wohl zum großen Teil aus klerikalen Schulen stammten, denn erst 1903 setzte der Kampf der Regierung gegen die Ordensschulen ein: die Gegenseite, die radikalen Parteigrößen, die grundsätzlich in der katholischen Kirche den alleinigen inneren Feind der Republik bekämpfen, behaupteten, die Kirche sei die eigentliche Ursache der Verdummung des Volkes. Mit Zahlen beweisen sie, daß in den Gegenden, wo die Kirche besonders festen Boden hat, in der Vendée, in der Bretagne die Analphabetenziffer am größten sei, man weist auf die ungeheuren Schwierigkeiten hin, die die Priester und Bischöfe den gesetzlich zu Recht bestehenden Staatsschuleinrichtungen und den Lehrern gemacht hätten. Nur eines haben die Radikalen nicht beachtet: die Analphabetenziffer bleibt ziemlich groß auch in republikanischen Gegenden und in den Städten, ja, sie nimmt sogar

hier langsam zu. Der gemäßigte Republikanismus gibt nun den radikalen Lehrern und den allzu politischen Schulbehörden, einschließlich der Präfekten, die Schuld. Der französische Elementarlehrer kümmere sich viel zu sehr um politische Tagesfragen, jedenfalls um sie mehr als um die Fortschritte seiner Klasse, er sei durch die Präfekten viel zu viel als politischer Agent verwandt worden; dies sei aber mit der durch sein Amt gebotenen Zurückhaltung nicht vereinbar. Die Schulbehörden, besonders die radikalen Gemeindevorsteher, ja selbst die Präfekten, hätten in den Vätern vor allem die Wähler gesehen, die man nicht reizen dürfe durch allzu pedantische Überwachung der Schulpflicht. Die durch das Gesetz von 1882 vorgesehenen Gemeindeschulkommissionen, die die Schulpflicht zu überwachen hätten, seien entweder gar nicht zusammengetreten oder wo sie wirklich ernannt waren, hätten sie einfach versagt. Ja, Lucien Descaves klagte im „Journal“ damals ganz offen die Schulbehörden von Paris an: „Man erhöht die Präsenzliste der Schulen. Sind 30 Schüler da, so verzeichnet man 35, 37, 40. Ich habe den Beweis dafür vor Augen. Der Schulinspektor weiß es, die Verwaltung weiß es, und dieser gegenseitige Schwindel dauert an, von sträflicher Nachsicht gedeckt.“

Mit gleicher Lebhaftigkeit erörterte man die Heilmittel. Man möge die Schulpflicht strenger anziehen. Worüber einsichtige Lehrer seit Jahren klagten, daß die Demokratie und Schulpflicht (es sei der letzte Wortbestandteil betont) in der Praxis nur schwer sich vertragen, daß man sich scheue, den Schulschwänzern, dem Schulapachentum mit energischer Hand zu Leibe zu gehen, und zwar aus Rücksicht auf den falsch verstandenen Freiheitsbegriff, das alles

wurde mit einem Male Gegenstand der öffentlichen Erörterung. Vor allem aber klammerte sich das ängstliche Hoffen der Franzosen, ihre fast krankhafte Furcht vor dem bösen Konkurrenten des preußischen Schulmeisters, an den Militärerergänzungsunterricht. Das Gesetz vom 29. Juli 1911 hatte das Schweizer Vorbild der Rekrutenprüfung in wesentlich gemilderter Form auf Frankreich übertragen. Die ersten Prüfungen hatten im November 1911 stattgefunden, ihr mußten sich unterwerfen alle diejenigen Rekruten, die das Abgangszeugnis einer Volksschule, das bereits nach dem 12. Lebensjahre erteilt wird, nicht aufweisen konnten. Nun soll die Kaserne eintreten für die Sünden der Volksschule. Kein Soldat soll die Fahne verlassen, der unkundig des Lesens und Schreibens ist. Alle Analphabeten und „wenig Unterrichteten“ müssen Unterricht erhalten; es sind dies bis zu einem Viertel. Man darf aber billig bezweifeln, ob die Ergebnisse die gewünschten sind. Es fehlt doch an vorgebildeten und willigen Lehrkräften, an Zeit, auch an Räumen, besonders nach Einführung der dreijährigen Dienstzeit. Amtliche Berichte sind mir bis jetzt noch nicht zu Gesicht gekommen. Die in den Tageszeitungen bei Kriegsausbruch veröffentlichten Ziffern der Analphabeten in der französischen Armee widersprechen einander, sind fast wertlos für die Beurteilung des Bildungsstandes, weil die Methode der Feststellung, sowie der Maßstab ganz verschieden sind.<sup>1)</sup> Denn den Namen zu schreiben, wie dies für die Aufnahmen des französischen Ministeriums des Innern noch 1909 genügte, ist doch kein genügender Ausweis für Lesen- und Schreibekönnen,

1) Deutsches Reich 0,05, England 1, Frankreich 4, Belgien 10, europäisches Rußland 77 % Analphabeten.

ergibt aber eine niedrige Analphabetenziffer, etwa 3 vom Hundert. Das Kriegsministerium, auf Grund der vorerwähnten Rekrutenprüfung, kommt auf etwa das Doppelte. Jedoch wieviel von diesen Zahlen zu halten, zeigt eben jene unwidersprochene Feststellung des „Temps“, die auf 9 vom Hundert kommt.<sup>1)</sup> Gleichgültig, wie diese Bildungsstatistik im einzelnen ausfällt, das eine wird der deutsche Beobachter mit Stolz festhalten können: rein bildungsmäßig ist die französische Armee der deutschen unterlegen, sogar weit unterlegen. Zu beobachten, wie sich dies in dem Kriege zeigt, wird eine Aufgabe höchsten Reizes voll sein; denn der außerordentlich enge Zusammenhang zwischen der Höhe der Volksbildung und der Leistungsfähigkeit eines modernen Heeres wird heute von allen militärischen Fachkreisen als Selbstverständlichkeit bewertet. Die Überlegenheit der deutschen Armee auf diesem Gebiete erklärt sich aus dem Vorsprung des deutschen Bildungswesens vor dem französischen, der auf einer bereits anderthalb Jahrhundert früher einsetzenden treuen Sorge des Staates für das Schulwesen beruht. Denn während in Deutschland der Staat seit etwa 1750 das öffentliche Schulwesen in die Hand nimmt, vor allem mit vieler Mühe auch die materiellen Grundlagen des Schulwesens schafft, ist das französische Staatsschulwesen wesentlich jüngeren Datums. Das kaiserliche Frankreich hatte die Leitung der Massen bewußt und absichtlich der Kirche überlassen; das berüchtigte Gesetz Falloux vom 15. März 1850 lieferte die Anfänge der weltlichen Schule dem Beichtstuhl aus. Die politische Unklarheit des ersten

1) Der *Matin* vom 16. Juli 1914 gibt folgende Zahlen an: das französische Heer hat zurzeit unter seinen 665 163 Mann 33 140 Analphabeten = 5 Prozent.



Jahrzehntes der jungen Republik war einer weit ausgreifenden, großzügigen Schulgesetzgebung ebenfalls nicht günstig, diese kam erst durch Jules Ferry in den 80er Jahren: die Grundpfeiler des französischen Schulwesens sind die drei Gesetze über die Unentgeltlichkeit (*la gratuité*), den Schulzwang (*l'obligation absolue*) und den Laiencharakter (*la laïcité*). Durch das Gesetz vom 5. Juli 1904 ist aller kongregationistische Unterricht aufgehoben. Mit dem lapidaren Satze: „Den Ordensgesellschaften wird in Frankreich der Unterricht auf allen Stufen und jeder Art verboten“, ist die der Staatsschule hochgefährliche Konkurrenz der zahlreichen, im Gesetz von 1882 geduldeten Ordensschulen mit einem Federstrich beseitigt. Von 1914 ab — es war eine zehnjährige Übergangsfrist bewilligt — darf kein Kongregationsmitglied, auch kein säkularisierter Geistlicher an einer Schule unterrichten, gleichgültig, ob diese öffentlich oder privat ist. Also bis unmittelbar an den Kriegsbeginn reichen die Kämpfe um die Existenz der französischen Staatsschule; anderthalb Jahrhundert aber holt man nicht ein, dieser Vorsprung ist die sicherste Garantie unseres Sieges.

\* \* \*

Endlich sei noch einer sehr wesentlichen Seite des französischen Schulwesens gedacht, die unmittelbar hineinführt in den blutigen Krieg: des Revanchegedankens in der Schule.

Bei Kriegsausbruch berichtete die Presse von geradezu konvulsivischen Äußerungen des Chauvinismus in Lehrerkreisen. Es mag noch hingehen, wenn ein französischer Schulinspektor die Lehrerschaft in einem amtlichen Rundschreiben ermahnt, dafür zu sorgen, daß immer mehr die Jugend erfüllt werde von

dem einen Gedanken: „Wir kämpfen für Recht und Menschlichkeit gegen die Barbaren der Neuzeit.“ Drängender, mahnender sind die Worte von Ernest Lavisse. Er hat sich in einem Offenen Brief an die französische Lehrerwelt gewandt, in dem er sie beschwört, weiterkämpfen zu helfen, „um Frankreich und die Menschheit gegen den Angriff der übermütigen Barbaren zu verteidigen und der Gerechtigkeit in der Welt zum Siege zu verhelfen“. Die Lehrer sollen ihren Schülern nicht allein die von der französischen Armee bereits vollbrachten Heldentaten vor Augen führen, sondern ihnen auch die von den Deutschen begangenen Greuel und Ausschreitungen in Wort und Bild schildern. „Wir alle werden stärker denn je danach streben, daß durch die Schule geliebt, verehrt, gepriesen werde das Land unserer Väter, unsere französische Republik, unser demokratisches Frankreich, unser Vaterland, das menschlichste unter allen Vaterländern.“ Und Lucien Descaves, der bereits erwähnte pädagogische Berater des „Journal“, veröffentlicht dort eine Ansprache, die er sich zu Wiederbeginn des Unterrichts im Oktober 1914 vor der Klasse gehalten denkt: „Frankreich, eure Mutter, wäre beinahe durch die Barbarenseuche dahingerafft worden. Ihr wißt, daß die Barbaren sich ganz plötzlich auf sie gestürzt und sie an der Kehle gepackt haben. Um sie zu schützen, sind eure Väter, eure Brüder, eure Oheime vor zwei Monaten ins Feld gezogen. ...“ Er fordert die jungen Franzosen auf, die Namen der „Martyrerstädte“ auswendig zu lernen. Mit dem nie fehlenden Seitenblick auf die Wiedergabe des Straßburger Doms als Ersatz für die zerschossene Kathedrale von Reims preist er jene unglücklichen Städte, die sich aber wieder aufrichten

werden, „unsterblich, wie unser dezimiertes Volk“.

In den Tageszeitungen wie auch in der pädagogischen Presse sind seit Beginn des Feldzuges Zusammenstellungen erschienen, die zeigen, wie stark der chauvinistische Zug in den französischen Lehrbüchern ist. In der „Frankfurter Zeitung“ z. B. veröffentlicht ein im Felde stehender Arzt aus einem Lehrbuch für das zweite und dritte Schuljahreinige der wohlbekannten rührseligen Geschichtchen von dem patriotischen kleinen Lucien, von der Elsässer treue des kleinen Fritz und dem bösen preußischen Schulinspektor.<sup>1)</sup> Im Deutschen Philologenblatt (vom 9. und 16. Dezember 1914) stellt R. Jacobi aus den von einem der größten französischen Staatsgymnasien gebrauchten Geschichtsbüchern eine Blütenlese solcher tönenden chauvinistischen Stellen zusammen. Die Hauptfundstellen liefert die viel benutzte *Histoire de France* von Ernest Lavisse. Wie sie gehalten sein werden, kann man sich aus den bislang angeführten Anschauungen des Verfassers selbst ausmalen.

Diese Feststellungen sind großen Teilen der deutschen Lehrerschaft und auch der öffentlichen Meinung überraschend gekommen, man glaubte, nach gewissen Äußerungen der französischen Lehrpresse vor dem Kriege, sich einer friedensfreundlichen Haltung der Lehrer versehen zu können. In der Tat, um 1900 und in den nächsten Jahren schien die Revanche-Idee vollständiger erloschen. Sie hat eben eine seltsame Entwicklung aufzuweisen, in Deutschland aber hält man sich nur an den einen Ausschnitt. Wenn man die Revanche-Idee in der französischen Schule als Ganzes überschaut, so muß man drei deutlich ge-

1) Abgedruckt in der Leipziger Lehrerzeitung vom 18. November 1914, S. 868.

schiedene Zeitabschnitte beachten: nach 1871 war es nur zu natürlich, daß sich alle Hoffnung auf künftige Siege und vor allem auf die Wiedergewinnung Elsaß-Lothringens an die Jugend und ihre Lehrer knüpfte. Der instituteur suchte es dem verhaßten „Schulmeister“ gleichzutun in der Erziehung zur Wehrhaftigkeit, zur Kriegstüchtigkeit, man suchte „Revancharden“ heranzubilden. 1872 wurde die „Unterrichtsliga“ gegründet, mit dem so charakteristischen Wahlspruch: *Pour la patrie, par le livre et par l'épée*. Schulbücher und Klassenwände wurden mit Kriegsbildern und mit Abbildungen des französischen Infanteriegewehrs geschmückt. Damals war die Glanzzeit der Schülerbataillone:

Nous sommes les petits soldats  
Du bataillon de l'Espérance.  
Nous exerçons nos util's bras  
A venger l'honneur de la France.

Paul Berts, des ehemaligen Unterrichtsministers und Gehilfen von Gambetta, Lehrbücher für Geschichte und besonders für das neugeschaffene Fach der „Bürgerkunde“ (instruction morale et civique) erlebten über 30 Auflagen und wurden überall preisgekrönt. Bekannt ist in diesen Büchern die Szene, wo ein Barbar, ein preußischer Offizier, wehrlose Frauen und Kinder füsillieren läßt. Diese patriotisch-militaristische Stimmung beherrschte die französische Lehrerschaft noch bis zur Jahrhundertwende. Noch am 20. August 1889 wurde im Hofe des Seminars zu Laon unter überwältigender Teilnahme der gesamten Lehrerschaft das Standbild dreier französischer Lehrer enthüllt, die 1870 von den Deutschen als Franktireurs erschossen worden waren.

Da brachte das Jahr 1900 mit der Haager Friedenskonferenz einen der für die innere Geschichte Frankreichs so charakteristischen Stimmungsumschläge.

Die Friedensbewegung machte unter der Lehrerschaft solche Fortschritte, daß man von einer „Friedenstrunkenheit“ sprechen kann. Im Unterricht durfte nicht mehr vom Krieg gesprochen werden, Kriegsszenen zu lesen oder als Aufsatzthemen zu geben wurde von einzelnen Schulbehörden verboten. Das Heer wurde unbeliebt, der Piou-Piou wurde gehöhnt. Zwei Lehrerinnen gründeten 1902 unter Zustimmung der übergeordneten Behörden die „Société de l'Education Pacifique“; die Lehrbücher wurden pazifistisch gereinigt, Paul Bert auf den pädagogischen Index gesetzt. Der neue Gott der französischen Volksschullehrer hieß Gustave Hervé: trotzdem, besser weil er die Trikolore öffentlich einen „dreifarbenen Lappen“ genannt, wurde er zum Schriftleiter der vielgelesenen radikalen Lehrerzeitschrift „Revue d'Enseignement primaire et primaire supérieur“ gewählt. Die Schüler eines Seminars des Nordens weigerten sich, an einer Feier für die 1870 gefallenen Krieger teilzunehmen. 1904 wurde auf einem Lehrertage die „Internationale“ abwechselnd mit der „Carmagnole“ gesungen. Eine Gegenbewegung aus den Kreisen der Lehrerschaft setzte ein, offenbar ein Werk der antirepublikanischen Parteien, Bocquillon wurde der Wortführer der „Patrioten“, Hervé der der „Antimilitaristen“.

Die Zeitungen besprachen je nach Parteistellung den *péril primaire*, im Parlament wurden die Fragen erörtert: Hervés Buch „Histoire de France“, das der Unterrichtsminister abgelehnt hatte, wurde trotzdem weiter als Preis an die Volksschüler verteilt. Mancher Schulinspektor sah sich genötigt, die Lehrerkonferenzen vorzeitig zu schließen, um einem solchen Antrag zuvorzukommen. „Guerre à la guerre“ wurde Wahlanspruch. In dem „Manuel de Morale et

d'Instruction civique“ des berühmten Revolutionshistorikers Aulard findet man Sätze wie folgende: „Wir bewundern die Eroberer, wir behandeln sie als große Männer, aber oft sind sie nichts weiter als große Verbrecher, die Schande der Geschichte, die Plage der Menschheit.“ Der „militärische Ruhm“ wurde als Ruhm nicht anerkannt, der Militärdienst als eine sehr schwere und sehr lästige Verpflichtung bezeichnet.

Diese Friedensstimmungen, diese stark antimilitaristischen Äußerungen der französischen Volksschullehrer wurden in Deutschland sorgfältig und mit Wohlgefallen registriert, die Kämpfe der Lehrerschaft an der Seite des Staats gegen die katholische Kirche sicherten den französischen Lehrern von vornherein die Sympathien einzelner deutscher Parteifanatiker. Noch unmittelbar vor Ausbruch des Krieges hat Hermann Fernau in seinem Werk über das gegenwärtige Frankreich die Haltung der französischen Lehrerschaft als eine der wichtigsten „Friedensgarantien“ aufgezählt, ihm war vollständig entgangen — oder, so habe ich Grund anzunehmen, er wollte ihn nicht sehen — der Stimmungswechsel, den die Marokkofrage herbeigeführt hatte.

Das entscheidende Jahr ist 1905: Am 31. Mai 1905 erfolgte der Besuch des deutschen Kaisers in Tanger, Ende Oktober 1905 erklärte bereits die „Ligue de l'Enseignement“ in Biarritz, daß sie grundsätzlich an der Kriegsbekämpfung festhalte, aber daß sie ihr Vaterland verteidigen würde an dem Tage, wo es Gegenstand eines brutalen Angriffs wäre. Der geschäftskundige Verleger der „Revue“ entließ Hervé im Herbst 1905. Als der in seinen „antipatriotischen“ Angriffen fortfuhr, ließ ihn die Regierung öffentlich verklagen, er und seine Gesinnungsgenossen wurden



in dem viel besprochenen „Prozeß der Achtundzwanzig“ zu empfindlichen Gefängnisstrafen verurteilt. 1908 verfügte ein Präfekt die Absetzung eines pazifistischen Volksschullehrers. Dieser hatte in einer öffentlichen Versammlung die Frage erörtert: wie sich französische Soldaten verhalten müßten, wenn zwischen Deutschland und Frankreich Krieg ausbräche. Er war zu dem Ergebnis gekommen: Gehorsam, falls der Deutsche Kaiser den Krieg erkläre, Gehorsamsverweigerung mit vollem Recht, wenn die französische Regierung den Frieden gebrochen. Ausdrücklich hatte er erklärt, er pflege auch vor seiner Schulklasse in diesem Sinne zu sprechen. Trotz außerordentlichen Widerspruches der Linken blieb die Regierung bei der Besprechung dieses Falles im Parlament fest, das sich dann auch mit großer Mehrheit hinter den Unterrichtsminister stellte.

In diesem Zusammenhang sei gestattet, einige persönliche Eindrücke hier wiederzugeben: Im Frühjahr und Sommer 1910 weilte ich in Frankreich, um im Auftrage der „Vereinigung für staatsbürgerliche Bildung und Erziehung“ den Stand der „instruction morale et civique“ zu erkunden. Mir fiel das Anwachsen der Revanche-Idee in den Lehrbüchern und in einzelnen Äußerungen auf, es stach so seltsam ab von den Friedensdeklamationen in den großen Lehrerversammlungen. Um mich gegen die naheliegende Gefahr zu sichern, etwa einen persönlichen Eindruck zu schnell verallgemeinert zu haben, schrieb ich an den ehrwürdigen Vater der modernen französischen Volksschule, an Ferdinand Buisson. Er antwortete mir mit liebenswürdiger Ausführlichkeit. Die betreffende Stelle lautet: „Die große Mehrheit der Lehrer ist Anhänger der Auffassung, daß ein in-

ternationales Schiedsgericht den Krieg ersetzen kann. Aber sie lehren auch mit demselben Eifer und derselben beredten Überzeugung, daß man die Pflichten gegen sein Vaterland ohne Schwäche und Zögern erfüllen muß.“ Auch diese diplomatisch geschickte, sachlich aber wenig befriedigende Auskunft konnte mich nicht veranlassen, von meiner gewonnenen Überzeugung abzugehen, und so schrieb ich in dem Bericht über meine Ergebnisse (gedruckt in den „Schriften der Vereinigung für staatsbürgerliche Bildung und Erziehung“, Bd. 9: Der staatsbürgerliche Unterricht in Frankreich, S. 45): Es hieße heute vollständig die Lage verkennen, wollte man die Reden einiger verwirrter, aufgeregter Köpfe unter den sozialistischen Lehrern für den Ausdruck der allgemeinen Stimmung halten. Die Revanche-Idee ist trotz der Krisis von 1905 nicht tot, sie lebt noch, lebt auch noch in der Schule weiter... Die Haltung der Schulbücher ist noch immer stark chauvinistisch, ja, oftmals ist die alte militaristisch-chauvinistische Haltung wieder aufgenommen worden, nachdem sie eine oder einige Auflagen unterdrückt war.“ Infolge der einseitigen Parteistellung eines großen Teiles der deutschen pädagogischen Presse fanden meine Ausführungen wenig Beachtung, ja Mißtrauen. Mit feiner Ironie stellte Alfred Moulat in einem Aufsatz: „Notre instruction morale jugée par un Allemand“ (Juniheft 1913 der Revue pädag.) fest: Viele meiner Kollegen, getreuer den Programmsätzen des Liberalismus, unterschätzten das französische Beispiel viel weniger als ich, ja, sie folgten ihm sogar mit einer besser beratenen Neugier. Die chauvinistische Haltung der Schulbücher und der Lehrer hat sich in den letzten Jahren nur verstärkt. Die letzten Jahrgänge der Revue zeigen

dies nur zu deutlich, in der Oktobernummer 1913 schließt Charles Chabot seine Betrachtungen über „l'enseignement pacifique“ mit den Worten: L'école enseignera donc, très raisonnablement, avec la science et la moralité qui rapprochent les peuples, la patrie et le devoir de la servir, dans la paix si possible, par la guerre s'il le faut; nous ne sommes pas maîtres de l'heure. Deutlicher wird auch in der pädagogischen Diskussion die antideutsche Färbung: Man spricht von der Minderwertigkeit der deutschen Kultur, die deutschen Organisationserfolge beruhen auf „la schlague“, d. h. dem deutschen Prügelgeist. Der Deutsche hat keine Initiative, er hat nur servilité. Elsaß-Lothringen ist wieder wie nach 70 Gegenstand einer weinerlich-süßlichen Rhetorik, auch die „Barbaren“ kehren wieder, wie einst nach dem 70er Kriege. Die uns unverständliche Einseitigkeit der französischen Deklamationen, die fast an Lächerlichkeit streifen, auch bei führenden Geistern, das gänzliche Übersehen der Tatsachensprache, das alles findet ein gut Teil Erklärung in der zum mindesten seltsamen Haltung der französischen Schule, die zu sehr verstrickt war in die Gesamtpolitik der dritten Republik. Hier Ursache und Wirkung zu trennen, dürfte eine vergebliche Mühe sein.

\* \* \*

Und das Ergebnis aus diesen flüchtigen Skizzen? Drei Richtungslinien für die Lage des Tages:

Die Republik, die demokratische Idee ist stark in dem französischen Volksempfinden verankert durch die Laienschule; Hoffnungen auf innerpolitische Umwälzungen wie einst nach Sedan lassen fahren.

Das französische Heer ist bildungsmäßig dem deutschen unterlegen: der endliche Sieg muß uns bleiben.

Der Krieg mit Deutschland ist seit fast einem Jahrzehnt den Franzosen durch ihre Staatsschule als die einzige Zukunftsmöglichkeit hingestellt worden: er ist Gegenstand des Volksdenkens und -empfindens weiter Kreise. Wir Deutschen hätten dies wissen können und eigentlich wissen müssen.

Der letzte Punkt gibt mir Veranlassung zu einer Anregung für die Zukunft: Ein sehr wertvolles Instrument, die leitenden Ideen, die immer wiederkehrenden Gedanken in der öffentlichen Meinung eines Volkes zu erkennen, ist die sorgfältige Beobachtung des öffentlichen Unterrichtswesens nach Lehrbuchausgestaltung und Geist in der Lehrerschaft. Dies liefert dem Diplomaten schärfere und klarer eingestellte Bilder als die schwankende Presse. Besonders gilt dies von demokratischen Ländern, und da wieder von solchen mit Staatsschulen. Wenn künftighin bei der vielbesprochenen Reorganisation unseres diplomatischen Dienstes einige Schulmänner den führenden Stellen unserer Auslandspolitik beigegeben würden, so hätte den Gewinn nicht nur die deutsche Schule, die durch verständige Beobachtung des ausländischen Schulwesens ihren Eigenwert schärfer erfaßte und manche Bereicherung im einzelnen erfahren würde, auch die Erkennung der leitenden Ideen im Denken des fremden Volkes würde wesentlich gesichertere Ergebnisse liefern als nur die Beobachtung der Presse, deutlich würde also auch der Segen zu spüren sein in der auswärtigen Politik. Und dieser wird und muß ja unsere künftige Sorge in erster Linie gelten.

## Nachrichten und Mitteilungen.

**Wirtschafts- und Verkehrsverhältnisse der Schweiz.** Ihre Binnenlage scheint die Schweiz gegenüber dem gewaltigen Weltverkehr, dessen Straße die Meere sind, von vornherein in einen hoffnungslosen Nachteil zu versetzen. Auch fehlen dem kleinen Lande zwischen Jura und Alpen fast ganz die Mineralschätze, die für die Kargheit des vorwiegend gebirgigen Bodens einen Ausgleich bieten könnten. Aber in merkwürdigem Gegensatz zu diesen ungünstigen natürlichen Bedingungen, die die Schweiz zum ärmlichen Dasein eines Berglandes zu verurteilen scheinen, ist sie in langsamer geschichtlicher Entwicklung ein Industrie- und Handelsstaat geworden, der — im Verhältnis zu seiner Größe — intensiv wie kaum ein anderer Staat mit der Weltwirtschaft verknüpft ist. Dabei wird seit einer Reihe von Jahren auf die Wichtigkeit, ja sogar Unentbehrlichkeit einer planmäßigen, großzügigen Wasserstraßenpolitik des Landes mit folgender Begründung hingewiesen: von den zumeist im Staatsbesitze befindlichen Eisenbahnen sei nur eine begrenzte Förderung der Ausfuhrindustrien zu erwarten, denn die gebirgige Natur der Schweiz habe eine gewisse Verteuerung des Betriebes unvermeidlich zur Folge; auch dürften die schweizerischen Staatsbahnen in ihren Tarifsätzen hinter den Selbstkosten nicht allzusehr zurückbleiben, da die Bundesregierung zur Verzinsung und Tilgung des gewaltigen in den Eisenbahnen steckenden Kapitals umfangreiche Schulden aufnehmen mußte, die zu verzinsen sind. Dem dringenden Bedürfnisse der schweizerischen Ausfuhrindustrien nach einem billigeren Transportmittel könnte daher nur durch die Schaffung leistungsfähiger Wasserstraßen abgeholfen werden, insbesondere bei solchen industriellen Verkehren, bei denen langsame Beförderung und sogar etwaige Unpünktlichkeit nicht besonders schwer empfunden werden. An erster Stelle steht bei den in Betracht kommenden Plänen die Schiffbarmachung des Rheins von Basel bis zum Bodensee. Hier handelt es sich nicht nur um allgemeine Pläne und Erwägungen, sondern um die Ausführung eingehender technischer und wirtschaftsstatistischer Vorarbeiten. An zweiter Stelle steht die Schiffbarmachung der Rhone von Lyon bis zum Genfer See, der sodann durch den Enteroche-

kanal mit dem Neuenburger See verbunden werden soll, von wo aus die Verbindung vom Bieler See herzustellen ist; daran wird sich die Schiffbarmachung der Aare bis Turgi (Einmündungsstelle der vom Züricher See kommender Limmat) und Koblenz (Einmündung der Aare in den Rhein) schließen. Schiffbarmachungen und Wasserkraftnutzungen werden auf der Linie Walensee — Linth — Züricher See — Limmat Hand in Hand gehen. Auf diese Weise wäre das wichtige Wirtschaftsgebiet, dessen Mittelpunkt Zürich ist, einerseits mit der Rheinwasserstraße, anderseits mit der Aare zur Rhonewasserstraße in Verbindung gebracht. In der schweizerischen Presse und im Volke macht die Bewegung zugunsten der Schifffahrt, insbesondere auf dem Rhein und der Aare, schon seit geraumer Zeit lebhaft Fortschritte. Man erkennt das bei jeder Gelegenheit. Besonders einleuchtend für Volk und Behörden ist die Aussicht, daß das überseeische Getreide mit den Rheinkähnen von Rotterdam direkt in das Innere der Schweiz geschleppt und dort gelagert, und daß daher im Kriege zwischen den Nachbarstaaten auf die deutschen und französischen Eisenbahnen verzichtet werden kann.

Um zu einem Urteil über die gegenwärtige wirtschaftliche Lage der Schweiz zu gelangen, muß man sich zunächst vor Augen halten, daß die wirtschaftliche Tätigkeit der Schweiz in der Hauptsache darin besteht, Rohstoffe einzuführen, sie zu verarbeiten und die fertigen Erzeugnisse auszuführen. Wenn man berücksichtigt, daß unter der Einwirkung des Krieges die Zufuhr von Rohstoffen teils völlig lahmgelegt, teils unter Überwindung größter Schwierigkeiten nur in beschränktem Maße möglich ist, so gewinnt man eine annähernd zutreffende Vorstellung von der Verfassung, in der sich das Wirtschaftsleben der Schweiz jetzt befindet.

Erschwerend fällt dabei noch ins Gewicht, daß gewisse schweizerische Gewerbezweige der Moden- und Luxusindustrie angehören, z. B. die Seiden-, Stickerei- und Uhrenindustrie, in gewissem Sinne auch das Hotelgewerbe. Es braucht nicht erst hervorgehoben zu werden, daß die genannten Industrien durch den Krieg besonders in Mitleidenschaft gezogen worden sind. Anderseits fehlt es aber auch nicht an er-



freulichen Erscheinungen im schweizerischen Wirtschaftsleben, denn auch in der neutralen Schweiz haben Heereslieferungen sowohl für den Bund als für die kriegführenden Länder verschiedenen Industriezweigen in hervorragendem Maße Beschäftigung und Verdienst verschafft, z. B. den Automobilfabriken, der Wollindustrie, den Schokoladefabriken, namentlich aber allen den Industrien, die sich mit der Herstellung und mit dem Vertriebe von Lebensmitteln befassen. Daß durch diese Einzelvorteile, so beträchtlich sie an sich sein mögen, die Schädigungen, die das allgemeine Wirtschaftsleben der Schweiz infolge des Krieges mittelbar oder unmittelbar erleidet, nur teilweise ausgeglichen werden können, liegt auf der Hand.

Es konnte nicht ausbleiben, daß auch die Ergebnisse der schweizerischen Bundesbahnen durch die politischen Vorgänge stark in Mitleidenschaft gezogen wurden. Die Betriebseinnahmen haben sich 1914 um 29,18 Millionen Franken vermindert.

Der Güteraustausch der Schweiz mit den drei im Kriegszustande befindlichen Nachbarstaaten Deutschland, Österreich und Frankreich umfaßte vor dem Kriege etwa  $\frac{5}{6}$  der  $1\frac{1}{2}$  Milliarden M. betragenden Gesamteinfuhr oder  $\frac{2}{3}$  der 1 Milliarde M. betragenden Ausfuhr. Nimmt man dazu die erhebliche Ausfuhr nach England, die fast so bedeutend war wie nach Deutschland, so ergibt sich ohne weiteres, daß das Wirtschaftsleben der Schweiz durch den Krieg eine empfindliche Schädigung erfahren mußte. Der Rückgang hat namentlich die Einfuhr betroffen, während die Ausfuhr nur eine unwesentliche Abnahme aufweist. Unter der Voraussetzung, daß die von der jetzt veröffentlichten amtlichen Statistik eingesetzten Preiswerte die gleichen sind wie früher — bekanntlich haben für zahlreiche Waren seit Beginn des Krieges erhebliche Preissteigerungen stattgefunden —, ist das Endergebnis für das Jahr 1914, daß der Einfuhrhandel von 1536 auf 1170 Millionen M., also um 366 Millionen M. (mithin um fast  $\frac{1}{4}$ ), zurückgegangen ist, die Ausfuhr nur von 1102 auf 949 Millionen M., also um 153 Millionen M., mithin um mehr als  $\frac{1}{10}$ .

Was nun die wichtigen Warenartikel im einzelnen anlangt, so hat die Schweiz seit Kriegsbeginn unter der Abnahme der Zu-

fuhr von solchen Gütern gelitten, die durch die Behinderung des internationalen Eisenbahn- und Schiffsverkehrs oder infolge der Ausfuhrverbote der anderen Länder nicht mehr oder nicht in dem bisherigen Umfange bezogen werden konnten. Das ist der Fall bei Getreide, Schlachtvieh, Häuten und Fellen, Holz, Baumwolle, Konfektionswaren, Steinkohlen (fast ganz aus Deutschland), Eisen, Maschinen, Chemikalien (vorwiegend aus Deutschland) und überseeischen Rohmetallen.

In der Ausfuhr zeigte sich das gleiche Bild: fast überall Rückgang, am stärksten in den wesentlichen Industrieartikeln, während die Ausfuhr von Getreide, Kolonialwaren, Käse, Milch, Schokolade usw., von lebenden Tieren, ferner von Häuten und Fellen entweder fast gleichgroß blieb oder doch nur unbedeutende Einbußen aufwies. Dagegen litten besonders die Uhrenindustrie und die nicht unwichtige Industrie von Uhrenbestandteilen, deren Absatz nach dem Auslande um mehr als  $\frac{1}{3}$  zurückging, ferner die Fabrikation von Instrumenten und Apparaten (Minderausfuhr um  $\frac{1}{3}$ ), von Maschinen (Rückgang etwa  $\frac{1}{4}$ ), von Baumwollwaren (Rückgang etwa  $\frac{1}{3}$ ). Die Seidenindustrie hat nur eine geringe Einbuße erfahren. Auch in Konfektionswaren war der Rückgang nicht so stark wie bei der Ausfuhr. Ebenso hatten die Eisen- und die Wollwarenindustrie einen verhältnismäßig geringen Rückgang (von je  $\frac{1}{8}$ ), eine Steigerung dagegen infolge der starken Heeresbedürfnisse Deutschlands die Aluminiumindustrie und die Farbwarenindustrie aufzuweisen.

Im großen und ganzen bringt der Weltkrieg der neutralen Schweiz, wenigstens für ihren Einfuhrhandel, ähnliche wirtschaftliche Nachteile wie den kriegführenden Staaten. Dazu kommen noch die Einbußen durch die fast völlige Vernichtung des Fremdenverkehrs, der für die Schweiz und ihre in Friedenszeiten blühende Fremdenindustrie von ganz besonderer wirtschaftlicher Bedeutung ist. Ihre Handelsbeziehungen sind, wie sich aus der vorliegenden Darstellung ergibt, sehr rege und mannigfaltig, und es ist zu erwarten, daß sie bald nach dem Kriege eine günstige Entwicklung nehmen werden, um so mehr als der Staat die Neutralität in so mustergültiger Weise gewahrt hat.

Dr. Kreuzkam.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Professor Dr. Max Cornicelius, Berlin W 30, Luitpoldstraße 4.  
Druck von B. G. Teubner in Leipzig.





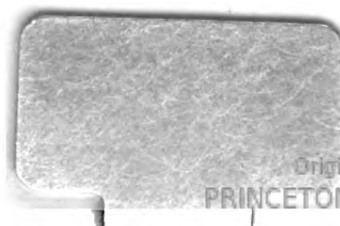




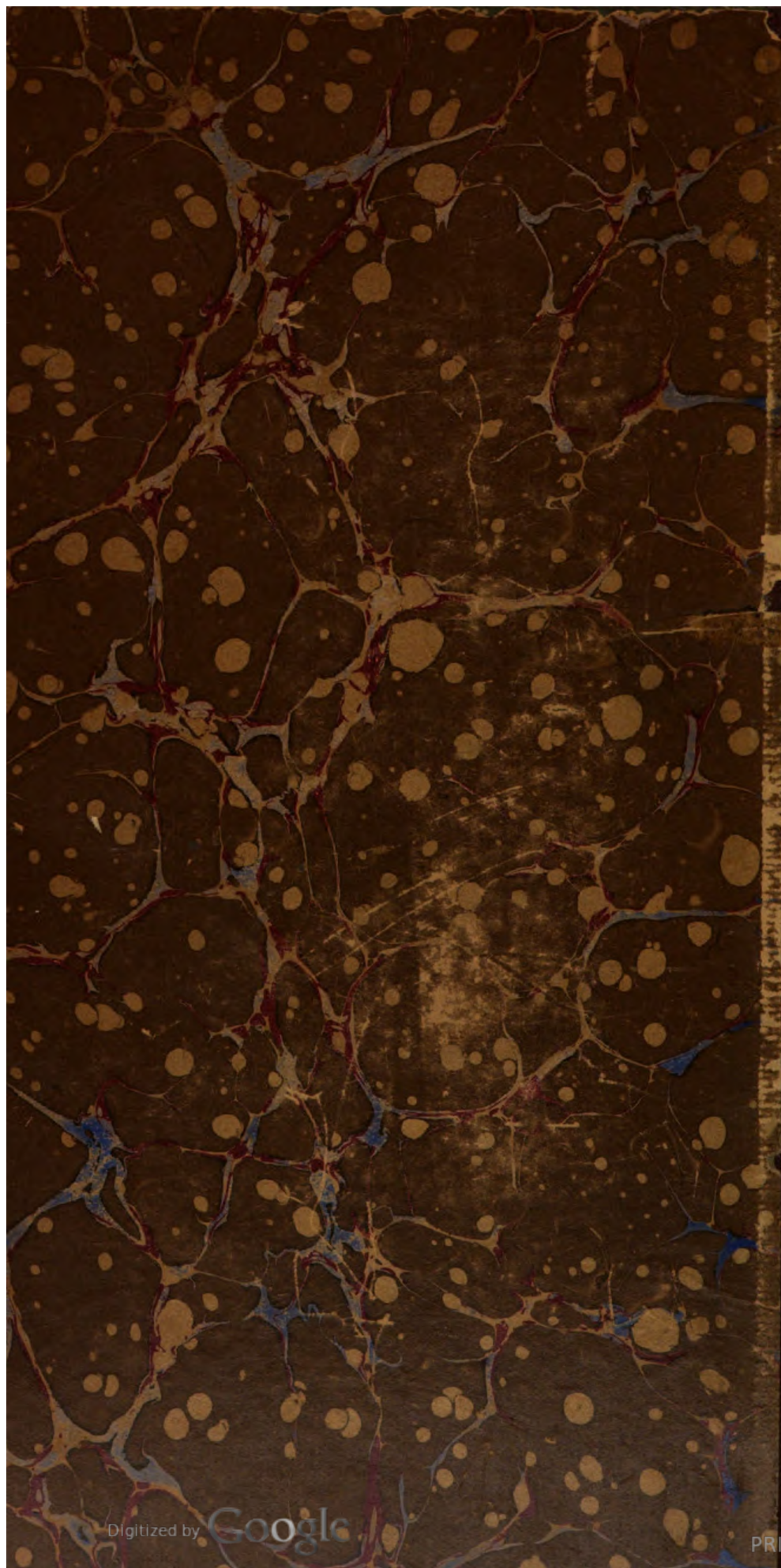
Princeton University Library



32101 064062142







Digitized by Google

Original from  
PRINCETON UNIVERSITY